

Nord un Süd

Achtzehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtzehnter Band.

(Mit den Porträts von Anton von Werner, Eduard von Hartmann und Ferdinand Hiller.)

Breslau 1881.

Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 18. Bandes.

Juli — August — September.

1881.

Band 18. — Heft 52.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juli 1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

Juli 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Eduard von Hartmanns, Radirung von W. Rohr in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — Juli 1881. — 52. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Eduard von Hartmann.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Der Mönch von Montaudon.

Novelle

von

Paul Heyse.

— München. —

Am Hofe des dichterfreundlichen Königs Alfons II. von Aragon lebte um die Wende des zwölften Jahrhunderts ein wunderlicher Heiliger, den seine Mönchskutte und selbst die Priorwürde, zu der er im Lauf der Jahre gelangte, nicht hinderte, das Gewerbe eines fahrenden Sängers zu üben und sich mit hitziger Leidenschaft in die allerweltlichsten Händel zu mischen.

Als der verarmte Sprößling eines edlen Hauses aus Vic in Auvergne war er schon in jungen Jahren in die Abtei von Orlac eingetreten. Aber das härene Hemd und die strenge Disciplin, die ihm dort zu Theil wurden, hatten das Feuer seines ritterlichen Blutes nicht zu dämpfen vermocht. Auch hinter den Klostermauern verfolgte er den Lauf der Welt mit eifrigem Antheil, und da er die Waffe nicht mehr führen durfte, entlud er seinen thatenlosen Grimm und was er an politischen Wünschen und Meinungen auf dem Herzen hatte, in schneidigen Liedern zu Schutz und Trutz, Sirventese genannt, die seinen Namen bald durch die ganze Provence bekannt und, je nach der Partei, die er verfocht oder angriff, geliebt oder gefürchtet machten.

Nicht seinen weltlichen Namen zwar, der spurlos verschollen ist. Damals wie heute wurde er nach dem Kloster, zu dessen Prior der Abt von Orlac ihn geweiht hatte, nur der Mönch von Montaudon genannt. Da nun die Fürsten und Barone der Nachbarschaft gar wohl erkannten, von wie großem Nutzen es ihnen sein mußte, die fernhintreffende Dichtkunst dieses kecken Parteigängers in ihre Dienste zu nehmen und nach ihren Zielen und Zwecken zu lenken, luden sie den Mönch von Montaudon ein, sein Kloster zu verlassen und sich, so lang es ihm gefiele, bald hier bald dort an den Höfen seiner Gönner aufzuhalten. Hierzu gab der Abt von Orlac um so williger seine Zustimmung, als der dichtende Prior alle Geschenke und Gaben, die seine Kunst ihm eintrug, dem

dürftigen Kloster und baufälligen Kirchlein von Montaudon zu Gute kommen ließ, auch getreulich, wenn er etliche Jahre fern gewesen war und seine Verse gleichsam wie die Glöckchen am Klingelbeutel munter hatte läuten lassen, in seine Priorzelle zurückkehrte, dort nach dem Rechten zu sehen und wieder eine Zeit lang einer gottseligen Beschaulichkeit zu fröhnen.

So kam es, daß endlich auch der Herr von Aragon auf den Troubadour in der Kutte aufmerksam wurde und ihm freundliche Botschaft sandte, er möge an seinen Hof kommen, dort unter anderen gefeierten Sängern sich's eine Zeit lang als Gast seines königlichen Gönners gefallen zu lassen. Auch hiergegen hatte der würdige Abt nichts einzuwenden, ja er entband ihn ausdrücklich von der strengen Observanz und wies ihn an, sich in Allem den Wünschen eines so hohen und gnädigen Fürsten zu fügen. Alfons nun, der einen lebensfrohen und zu mancherlei Humoren aufgelegten Sinn hatte, befahl alsbald seinem mönchischen Gast, sich wieder in die weltlichen Bräuche zu schicken, das strenge Fasten zu meiden, den Damen sich höflich zu bezeigen und sich sogar in Liebesliedern zu versuchen.

In dies neue Leben sich einzugewöhnen scheint den geistlichen Herrn nicht sonderliche Ueberwindung gekostet zu haben, wobei die adlige Erziehung, die er als Knabe genossen, ihm wohl zu Statten kam. Auch war das klösterliche Kleid, das er im bunten Gewühl des Hofes nicht ablegte, kein Hinderniß, daß er den Damen gefiel und für seine zärtlichen Canzonen Gehör fand. Was in diesen uns heutzutage seltsam anmuthet, eine gewisse lehrhafte Trockenheit und scholastische Spitzfindigkeit, wurde durch die ansehnliche Erscheinung des Dichters aufgewogen, der ein hochgewachsener Mann war, mit feurigen Augen und einem braunen, wallenden Bart, nur durch ein Muttermal an der linken Schläfe in Gestalt einer purpurrothen Himbeere ein wenig entstellt. Vielleicht auch wurde gerade die Künstlichkeit seiner verliebten Lieder ihm zum Verdienst angerechnet. Er rühmt sich wenigstens, „schöne Augen und Wangen geküßt und manche Wallfahrt unternommen zu haben, nur um Gott zu bitten, er möge das Herz seiner Dame wissen lassen, wie treu er sie liebe“.

So hätte unser Mönch von Montaudon wohl noch lange Zeit das vergnüglichste Leben führen können, wenn auch nicht zur größeren Ehre Gottes, doch zu Nutz und Frommen der armen Klosterbrüder, die gleichfalls bessere Kutten trugen und einen minder sauern Wein tranken, seitdem ihr Prior die Füße unter eines Königs Tafel streckte. Mitten aber in aller Pracht und Ehre seiner Hofdichterschaft stach ihn ein mönchischer Kitzel, auch einmal wieder ein wenig zu predigen, freilich in Versen und auf eine muntere Art, doch immerhin so, daß er es mit der schöneren Hälfte seiner höfischen Gemeinde heillos verdarb.

Schon damals nämlich war die Unsitte des Schminkens stark im Schwange, wie sie denn zu keiner Zeit und unter keinem Himmelsstrich völlig außer Uebung gekommen ist. Was unsern dichtenden Prior reizte, gerade an dieser, doch nicht wohl zu ewiger Höllenstrafe verdammten Schooßsünde der Frauen ein satirisches Müthchen zu kühlen, ist nicht überliefert worden. Dagegen haben sich die beiden

gereimten Gespräche (Tenzonen) erhalten, in denen der Dichter keinen Geringern als Gottvater selbst mitsprechen läßt, vielleicht um etwaige Proteste der beleidigten Damen durch das Ansehen des höchsten Richters von vorn herein niederzuschlagen.

Der Schauplatz beider heiliger Conversationen ist der Himmel, wo den Frauen ein förmlicher Prozeß gemacht und ihre Sache zunächst von dem Dichter selbst vertheidigt wird. Denn die erste dieser Tenzonen lautet wie folgt:

Durch gutes Glück hatt' ich einmal
  Ein Gespräch im Himmel droben,
  Wo die Mönche Klag' erhoben,
Die Weiber schmintten sich zumal;
Vollführten da ein groß Geschrei:
Die Farben stiegen schon im Preis,
Weil sie die Wänglein roth und weiß
Bemalten, was doch sündlich sei.

Gott sprach zu mir mit offnem Sinn:
  Mönch, ich hab' es wohl vernommen,
  Daß ihr seid zu Schaden kommen.
Drum mir zu Lieb' geh eilends hin,
Verbiete solches Thun den Frau'n.
Genug der Klagen hört' ich an,
Und lassen sie nicht ab fortan,
Sie sollen schlimme Dinge schau'n.

Mein Herr und Gott, sprach ich, erwägt
  Billiglich: daß alle Frauen
  Lieben zierlich auszuschauen,
Das hat Natur in sie gelegt.
Drum sei es Euch kein Aergerniß,
Und schweigen sollt' der Mönche Schaar!
Daß sie den Weibern immerdar
Aufsässig waren, ist gewiß.

Mönch, sprach der Herrgott, Thorheit nur
  Ist dir jetzt im Sinn gelegen,
  Daß sich meinem Schluß entgegen
Soll schmücken meine Creatur.
Sie gliche ja mir selber ganz,
Wenn sie, die täglich altern soll,
Mit bunten Farben listenvoll
Sich schüfe neuen Jugendglanz.—

Ihr redet, Herr, so gar ergrimmt,
  Weil Ihr thront so hoch im Blauen,
  Und doch lassen nie die Frauen
Vom Schminken, wenn Ihr nicht bestimmt,
Daß ihre Schönheit nicht verfällt,
Bis sie der Tod ruft ab von hier.
Wollt Ihr das nicht, so müsset Ihr
Die Farben tilgen von der Welt.

Hieran schließen sich noch ein halb Dutzend Strophen, in denen die Sache in einem Tone weitergeführt wird, der heutzutage weder auf Erden noch vollends im Himmel als wohlanständig angesehen würde, gegen die Hoffitte jener Zeiten aber so wenig verstieß, daß der Dichter nicht nur den Beifall seines männlichen Publikums gewann, sondern auch die Gunst der Frauen noch nicht verscherzte, obwohl sie den Schalk in der Maske des Fürsprechers wohl witterten. Dieser Erfolg aber machte ihn übermüthig und reizte ihn, das verfängliche Thema in einer zweiten Tenzone zu behandeln, nun freilich mit einer so beißenden Schärfe, daß es den Betroffenen über den Spaß gehen mußte.

Wiederum wird im Paradiese vor Gottes Angesicht offenes Gericht gehalten zwischen den Mönchen als Klägern und den Weibern als Beklagten.

„Jene klagen, daß sich die Weiber der Malerei, einer mönchischen Erfindung, bemächtigt hätten und durch die Röthe ihrer geschminkten Wangen die Votivgemälde der Kapelle verdunkelten; die Frauen behaupten dagegen, sie seien vor der Erfindung der Votivgemälde im Besitz der Malerei gewesen, und Eine von ihnen bemerkt, sie sehe nicht ein, was die Mönche verlören, wenn sie den Spöttern zum Trotz sich die Falten unter den Augen zu bemalen und zu verstecken wisse. Nun legt sich Gott ins Mittel: er fordert die Mönche auf, den Frauen, die nicht über fünfundzwanzig Jahre alt seien, dreißig Jahre zum Schminken zu vergönnen; allein die Mönche weigern sich und wollen nur aus Gefälligkeit für Gott zehn Jahre unter der Bedingung zugestehen, daß sie alsdann in Frieden gelassen würden. Endlich bringen St. Peter und St. Lorenz einen Vertrag zu Stande, jede Partei giebt fünf Jahre nach, und so vereinigt man sich auf fünfzehn; allein dieser Vertrag wurde, wie der Dichter weiter bemerkt, von Seiten der Frauen, welche er betrifft, bald überschritten. Sie legen so viel Weiß und Roth auf, wie kein Votivgemälde enthält; sie mischen zu dem Ende Quecksilber mit verschiedenen Färbestoffen, oder Pferdemilch mit einer Art Bohnen, welche den alten Mönchen zur Speise dienten; wenn man alle ihre Salben zusammenrechnet, so kommen über dreihundert Büchsen heraus. Nie war es St. Petrus' oder St. Lorenz' Ansicht, die Alten, welche längere Zähne haben als ein Eber, in den Vertrag mit einzuschließen. Der Dichter behauptet, sie hätten den Safran so vertheuert, daß man sich im heiligen Lande darüber beklage, und fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen, über das Meer zu setzen und diesen Färbestoff zu erfechten".

Daß der Bußprediger durch diesen bitterbösen Ausfall, wenn er auch in der Sache nichts änderte, wenigstens die Lacher auf seine Seite brachte, ist nicht zu verwundern. Auch verhielten sich die Angegriffenen kluger Weise so still, daß man fast hätte glauben sollen, sie seien in sich gegangen und hätten die beschämende öffentliche Verhandlung ihrer Sünde als eine gerechte Buße hingenommen. Auch fühlten sie sich freilich zu schwach, um dem unhöflichen Feind mit seinen eigenen Waffen zu begegnen, und wenn es unter den weltlichen Sängern auch nicht an Solchen fehlen mochte, die in Hoffnung eines zärtlichen Dankes gern eine dichterische Lanze mit dem streitbaren Mönch gebrochen hätten, wehrten sie doch all solche Anerbietungen ab, um den Gegner, dem eine Niederlage durch weibliche Kunst

und List zugedacht war, vollends sicher zu machen, als habe er das schwächere Geschlecht für ewige Zeit gedemüthigt.

So saß er eines Morgens in seinem hellen, wohlausgestatteten Gemach, als ein Diener bei ihm eintrat mit der Meldung, in der nahen Kirche des heiligen Lorenz harre seiner eine vornehme Dame, die eigens hiehergereis't sei, um dem Herrn Prior ihre Beichte abzulegen. Da dieser am Hofe, obwohl er täglich in der Frühe eine Messe las, kaum noch in seiner geistlichen Eigenschaft figurirte, wunderte ihn dies seltsame Begehren. Doch folgte er alsbald dem Boten und sah, als er in die Kirche trat, die Fremde schon im Beichtstuhle knieen, in ein eifriges Gebet versunken, so daß sie nicht einmal den Kopf wandte, als seine Schritte an den hohen Wölbungen wiederhallten. Sie war ganz in schwarzen Sammet gekleidet, das Gesicht durch einen dichten schwarzen Schleier verhüllt, den die gefalteten weißen Hände hoch über der Stirne an das Gesicht drückten. Nur so viel vermochte der Prior im Vorbeiwandeln zu erkennen, daß sein Beichtkind vom schönsten Wuchs war und in der Blüte der Jahre, da eine Fülle blonder Haare wie Gold durch die seidenen Maschen des Schleiers erglänzte.

Er hatte kaum seinen Sitz eingenommen und das Ohr gegen das Gitterfensterchen geneigt, als die Fremde zu reden anfing, mit einer halblauten, schüchternen Stimme, die aber lieblich klang, wie das erste Girren und Zwitschern eines kleinen Vogels zwischen Nacht und frühem Tag.

Hochwürdiger Herr Prior, sagte sie, ich habe Euch um Verzeihung zu bitten, daß ich Euch hieher bemüht habe, meine Beichte zu vernehmen, da doch der Pfarrer dieser Kirche bei der Hand gewesen wäre und Ihr jetzt andere Dinge zu thun habt, als eine reuige Sünderin zu absolviren. Da aber die Todsünden, die mein Gewissen belasten, Vergehungen gegen Euch selbst, Eure Person und Eure geistliche Würde sind, habe ich es als eine Verschärfung meiner Buße betrachtet, wenn ich mich vor Euren eignen Ohren als Diejenige darstellte, die ohne Eure und Gottes Barmherzigkeit für ewig verdammt sein wird.

Dem Prior, da er diesen seltsamen Eingang vernahm, versagte jedes Wort der üblichen Ermahnung, die er überdies bei einer so zerknirschten Sünderin sparen zu können meinte. Auch war er allzu begierig zu erfahren, in wie fern er selbst, der Wildfremden gegenüber, in ihre Beichte mit verwickelt sein möchte, als daß er durch ein überflüssiges Wort die Lösung des Räthsels hätte aufhalten mögen. Sprich, meine Tochter, sagte er. Gottes Gnade ist unerschöpflich, und ich selbst bin ein armer Sünder, der verzeihen muß, auf daß auch ihm verziehen werde.

Da fuhr sie mit noch leiserer Stimme fort:

Wisset, hochwürdiger Herr, daß, die zu Euch spricht, die Gräfin Faidide von Limoges ist, die bis vor wenigen Jahren sich für eine der glücklichsten Frauen unter dem Monde hielt, da sie Alles besaß, was ihr Herz begehrte, und von keinem Verlangen träumte, das ihr jemals unerfüllt bleiben sollte. Nun aber hat der Himmel für gut befunden, ihren freudigen Sinn zu dämpfen, indem er ihr eine schwere Versuchung schickte.

Hier schwieg sie ein wenig, als ob eine weibliche Scheu ihr die Zunge schwer mache. Dann sprach sie weiter:

Ich bin einfach erzogen worden, trotz meines Ranges und Reichthums, und der Gemahl, den meine Eltern mir wählten, war ein Vetter von mir, jung und lebensfroh, der Jagd und ritterlichen Uebungen ergeben, aber ein Tropfen Tinte hat nur selten seine Finger befleckt, und den Wissenschaften und Werken der Dichter ist er fremd geblieben. So hatte auch ich bisher den Liedern der Troubadours nicht viel anders mein Ohr geliehen, als man dem Vogelgesang oder dem Rauschen eines Springbrunnens lauscht, bis ich eines Tages eine Canzone vernahm, die eine Dame, ein Gast unseres Hauses, auswendig wußte, ein Liebeslied von so eigenem Klang und Sinn, wie ich noch keines je vernommen. Ich gestehe Euch, hochwürdiger Herr, daß ich nachdenklich wurde und zum ersten Mal darauf verfiel, von allen Freuden des Lebens möchte es doch noch eine geben, die mir versagt geblieben, die nämlich, in so schönen Worten und Bildern gefeiert und um Liebe gebeten zu werden. Wie aber erstaunte und erschrak ich, als ich hörte, der Dichter, der diese süße Weise ersonnen, sei nicht ritterlichen Standes, sondern gehe in Kutte und Tonsur durch die Welt, und sein Abt habe ihm trotzdem erlaubt, als fahrender Sänger um Gunst zu werben. Von Stund an verfiel ich in eine tiefe Schwermuth. Denn ich konnte mir nicht verhehlen, daß ich keinen anderen Gedanken mehr hatte, als an Euch, was doch in Wahrheit eine schwere und zwiefache Sünde war, einmal gegen meinen Gatten, dem ich meine Treue in Zeit und Ewigkeit verpfändet, und ferner gegen Euch, da ich es stets als eine Todsünde erachtet habe, in weltlicher Liebe zu einem Geistlichen zu entbrennen. Mag immerhin Euch selbst von Euren Oberen ein Indult gegeben sein, als ein höfischer Sänger schönen Frauen zu huldigen, so werden doch diese selbst der Verantwortung nicht enthoben, wenn sie Eurer Weihen vergessend nur auf die edlen Gaben Eures Geistes und Eurer Person blicken. Und dies ist die erste große und schwere Schuld, die ich auf meinem Gewissen gefühlt und weder bereuen noch von mir abwälzen konnte, da ich Euch flüchtig einmal in Puy Sainte-Marie gesehen und eines Eurer Gedichte selbst habe vortragen hören.

Sie verstummte wieder, und nur ein Seufzer gab zu erkennen, daß die Beichte sie fühlbar erleichtert hatte. Der treffliche Prior aber, dem bei diesen raschen flammenden Worten ein wenig warm unter der Kapuze geworden war, hatte nicht Zeit, auf eine schickliche Antwort zu sinnen, die zugleich der Pflicht seines geistlichen Amtes genügt und die schöne Sünderin nicht allzu sehr in ihrer Zerknirschung bestärkt hätte, da er die Früchte einer so unverhofften Gunst durchaus nicht zu verscherzen wünschte. Denn ehe er noch den Mund öffnen konnte, hatte sein Beichtkind sich schon wieder gefaßt, und er vernahm jetzt mit nicht geringerem Erstaunen, daß er selbst sein Spiel sich schon verdorben habe.

Er brauche sich nicht zu bemühen, sagte die Fremde, die sündige Neigung in ihrer Brust zu bekämpfen. Ihm selber sei dies schon viel früher gelungen, und zwar, indem er einer sehr von ihr geliebten Person einen schweren Kummer zugefügt habe. Sie besitze eine jüngere Schwester Brunessinde von Ven-

zenac, seit Kurzem vermählt, aber durch die Geburt eines Kindes in eine langwierige Krankheit verfallen, von der sie nur kümmerlich wieder genesen sei. Um nun den Verfall ihrer Schönheit dem eigenen Manne, dem die blassen Wangen und matten Augen verhaßt seien, zu verbergen, habe sie ihre Zuflucht zu allerlei weiblichen Künsten genommen, die ihr gar unschuldig erschienen, zumal sie von so Vielen ihres Geschlechtes geübt würden. Sie habe ein wenig Roth und Weiß aufgelegt und durch einen Strich unter dem Augenlide den Glanz ihres Blickes zu erhöhen gesucht, nur um die Neigung ihres Mannes nicht zu verlieren. Und nun stellt Euch vor, hochwürdiger Herr, — fuhr die Knieende fort — wie tödtlich sie betroffen wurde, als eines Tages bei der Tafel ihr eigener Gemahl Eure beiden Tenzonen zum Besten gab! Nicht nur daß sie fürchtete, sein Blick möchte dadurch geschärft werden, so daß er hinter ihre harmlosen Schliche käme: auch das strenge Gericht, das Ihr Gott den Herrn über unsere Malkunst halten lasset, fiel ihr schwer aufs Herz, und es fruchtete wenig, daß ich sie tröstete: Ihr selber könntet das so genau nicht wissen, vielmehr hättet Ihr das himmlische Parlament nur erdichtet, um uns armen Frauen einen Tort anzuthun, — sie blieb dabei, daß sie hinfort es nicht mehr wagen dürfe, ihrer armen erblichenen Schönheit ein wenig aufzuhelfen, und gerieth darüber in so heftigen Zwiespalt ihrer Aengste und Wünsche, daß sie nach kurzer Zeit von Neuem das Bett hüten mußte und noch immer nicht wieder aus der Dämmerung ihres Krankenzimmers an das helle Licht des Tages hervorgehen mag.

Nun sehet, hochwürdiger Herr, als ich dies erfuhr, hat sofort meine unerlaubte Liebe zu Euch sich in einen Haß verwandelt, der, wenn auch durch die Liebe zu meiner armen Schwester ein wenig entschuldigt, doch einem Geweihten des Herrn gegenüber nicht minder strafbar sein dürfte, als jenes frühere Gefühl. Dieselbe Kunst, die mein Herz Euch zugewendet, hat es Euch nun wieder entfremdet, ja mit so bösen Wünschen zu Eurem Schaden erfüllt, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn Ihr noch keine Strafe des Himmels für diese gehässigen Rügenlieder erlitten habt. Noch mehr aber lud ich auf mein Gewissen, indem ich, um der Schwester zu zeigen, daß das Schminken unmöglich in den Augen des gütigen Gottes ein Gräuel sein könne, nun auch meinerseits mich darin übte und kecklich vor aller Welt mit meinem schimmernden Farbenschmuck erschien. Der Himmel aber hat nicht ungestraft seiner spotten lassen. Denn durch eine wundersame Gewalt haben sich das Weiß und Roth und die zarte Tusche, mit der ich meine Brauen dunkel machte, damit sie gegen mein lichtes Haar verführerisch abstächen, dergestalt in mein Gesicht eingegraben, daß ich sie nun nicht mehr wegzuwaschen vermag und als eine von Gott Gezeichnete bis an meines Lebens Ende herumgehen muß.

Mit diesen Worten schlug sie den Schleier zurück und zeigte ihr Gesicht zum ersten Male frei und offen ihrem Beichtvater, dessen Augen selbst in dem Zwielicht der alten Kirche und durch das Gitter hindurch an diesem hellen Antlitz so viel zu bestaunen fanden, daß seine Lippen darüber das Reden ver-

gaßen. Er meinte, nie ein reizenderes Frauenbild gesehen zu haben, und wenn es eine Buße des Himmels war, daß die gottlosen Farben von Wangen und Lippen nicht weichen und die feinen schwarzen Bogen über den saphireuen Augen nie wieder ihre Goldfarbe gewinnen sollten, so war dies ganze Teufelswerk doch so listig angestellt und vollendet durchgeführt, daß selbst ein geschworener Feind solcher Künste davon bezaubert werden mußte.

Doch hatte er noch Besonnenheit genug, seine Bewegung nicht zu verrathen, sondern zu thun, was seines Amtes war: mit gemessenem Ton einen geistlichen Spruch und ernstliche Ermahnung an den büßenden Engel zu richten, von jener ersten Sünde ihrer Liebe zu ihm sie zu entbinden und auch für die größere des Hasses ihr Indulgenz zu verheißen, falls sie dieselbe ernstlich bereuen und hinfort nur mit freundlichen Gedanken sich seiner erinnern wolle. Nachdem er ihr noch das Beten etlicher Rosenkränze und Litaneien an die heil. Jungfrau auferlegt, erhob er sich, mit einigem Zögern, da es ihn einen kleinen Kampf kostete, von dieser holden Frau zu scheiden, ohne sich nun auch in weltlichem Tone mit ihr unterhalten zu haben.

Auch die Fremde hatte sich von den Knieen erhoben, aber die Geberde, mit der sie ihm gegenüberstand, verrieth, daß sie noch etwas auf dem Herzen hatte. Also blieb auch er wieder stehen und befragte sie — jetzt mit aller Courtoisie, die seine Seelsorgerpflicht bis dahin ihm untersagt hatte, — ob er noch etwas für sie thun und, da sie von ferne hergekommen, ihr etwa bei Hofe gefällig sein könne.

Sie lächelte zum ersten Mal, und eine kleine Schalkheit, die ihr aus den Augen blitzte, machte ihr Gesicht noch tausendmal holdseliger.

Ich hätte wohl noch ein Anliegen, hochwürdiger Herr, sagte sie mit leichtem Erröthen, aber ich weiß in der That nicht, ob ich Eurer Güte und Geduld so viel zumuthen darf. Eine erfahrene alte Frau, der ich meine Noth geklagt, hat mir gesagt, ich würde die leidige Tünche meines Gesichts nur wieder verlieren, wenn eine geistliche Hand sie mit geweihtem Wasser bestriche. Wolltet Ihr nun in der That einer verirrten armen Seele zu ihrer Rettung behilflich sein, so tauchet dies Tüchlein in den Weihbrunn dort und versucht, ob Ihr das höllische Blendwerk aus meinem Antlitz zu tilgen vermögt.

Sie reichte ihm mit diesen Worten ein kostbares seidenes Tuch, mit goldenen Fäden durchwirkt und mit einer duftigen Essenz getränkt, das er, ohne ein Wort zu erwidern, nahm und in den nächsten Weihkessel neben dem Beichtstuhl tauchte. Als er sich wieder nach ihr umwendete, sah er sie auf den Marmorfliesen knieen wie ein Lämmlein, das geschoren werden soll, recht mitten im Hochsommer, wo es sein Vließ mit Freuden hergiebt. Auch hielt sie den Schalk, der hinter ihren Lippen und Augen lauerte, so gut im Zaume, daß er ganz davon überzeugt wurde, sie erwarte von ihm einen großen Dienst. Sofort beugte er sich zu ihr nieder und versuchte mit dem genetzten Tüchlein gar ernstlich ihre leuchtenden Wangen abzuwaschen. Doch schien es, als erhöhe er nur den Glanz der Haut durch sein eifriges Bemühen, und auch die zarten Härchen in den Augenbrauen blieben so dunkel wie zuvor.

Ihm selbst stieg dabei das Blut ins Gesicht, das rothe Muttermal an der Schläfe brannte wie Feuer, und seine Hand zitterte.

Es ist umsonst, sagte er endlich. Ihr müßt dieses Zeichen Eurer Thorheit nun an Euch behalten, und wenn ich nicht wüßte, welch sündigem Vorsatz er seine Entstehung verdankt, würde ich sagen, daß manche Frau Euch darum beneiden könnte.

Meint Ihr das im Ernst? erwiderte sie, indem sie sich leicht wie eine Feder vom Knieen erhob. Nun, so will ich hinnehmen, was der Himmel über mich verhängt hat, und mir weiter keine Sorge darum machen. Vielleicht, wenn die dreißig Jahre verstrichen sind, die St. Petrus und St. Lorenz uns bei Gottvater ausgewirkt haben, verschwindet diese garstige Malerei von selbst. Und somit habt Dank, mein theurer Beichtvater, und schließt die arme Faidide in Euer Gebet ein. Sie selbst wird hinfort sich ewig als Eure Schuldnerin bekennen.

Damit neigte sie sich vor ihm mit einem bezaubernden Lächeln, wobei sie die schönsten jungen Zähne sehen ließ, zog den Schleier wieder über ihr blondes Haupt und war mit leichten Schritten, wie ein schlankes Rauchwölkchen schwebt, aus dem Portal der Kirche entschwunden.

Der Prior machte nicht sein klügstes Gesicht, als er ihr nachschaute. Wie er jetzt ihre Beichte sich zurückrief, kamen ihm starke Zweifel, ob es mit der ersten Sünde ganz so ehrlich gemeint gewesen sei, wie mit der zweiten, und vollends ihre Bitte, die weiß und rothe Teufelei zu beschwören, die ihn von ihren Wangen anlachte, schien ihm auf einmal so verdächtig, daß er sich ingrimmig schämte, ihr willfahrt zu haben. Aller Aerger und Unmuth aber, sich von einem übermüthigen Weibe genarrt zu sehen, ging alsbald in Rauch auf, da die Funken, die ihr schalkhaft-andächtiger Blick in ihm zurückgelassen, eine große Flamme in seiner Brust anfachte und bald nur der Eine Gedanke in ihm lebendig war, daß er nie einer holderen Frau begegnet sei, und daß er sie wiedersehen müsse, es koste was es wolle.

Denn wenn er bisher Frauendienst nur zu seiner Ergötzung, und weil es zu den Pflichten eines fahrenden Sängers gehörte, betrieben hatte, empfand er jetzt zum ersten Mal, was es mit jenem dous cossire auf sich habe, dem süßen Sehnen, daß dem Guillem von Cabestaing das Leben gekostet. Es währte auch nicht lange, so hatte er die Glut, die ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ, in ein Lied ergossen, das er seinem Beichtkinde durch einen eigenen Boten nachsandte. Kein Wort stand darin von Rosenkränzen und englischen Grüßen, vielmehr hatte das Blatt sich so völlig gewendet, daß er selbst der Beichtende und Büßende geworden war, der nach einem Wort der Indulgenz schmachtete, sehnsüchtiger als ein armer Sünder, der von einer Blutschuld losgesprochen werden möchte, ehe er das Haupt auf den Block legt.

Auf dieses erste Geständniß aber kam keine andere Antwort, als ein kühler und kurzer Dank durch den Mund des Boten, so daß der ungeduldig Harrende, der sich eine große Wirkung von seiner Confession versprochen, in tiefe Melancholie versank. Diese gebar ihm eine zweite Canzone, der in kurzer Frist eine dritte und vierte folgten, sämmtlich in einem Stil, der dem kecken Satiriker auch in seinen

galanten Abenteuern bisher gänzlich fremd gewesen war. Da das Schloß des Grafen von Limoges unfern von der Stadt, wo Alfons II. Hof hielt, höher im Gebirge gelegen war, konnte der Bote, der die drei neuen dichterischen Ergüsse der Gräfin zu Füßen legen sollte, am zweiten Tage mit der Antwort zurück sein. Doch verbrachte der leidenschaftliche Mann auch die Nacht, die dazwischen lag, in wahrem Fieber und ritt dem Boten schon in aller Frühe den halben Weg entgegen. Als dieser ihm aber statt jedes Zeichens einer freundlichen Aufmunterung nur wieder einen Gruß der geliebten Frau brachte und als ein Geschenk von ihr einen kunstvoll aus Sandelholz gearbeiteten und mit Perlmutter eingelegten Rosenkranz, den einer ihrer Oheime vom heiligen Grabe mit nach Hause gebracht habe, sah er in dieser frommen Gabe nur einen Hohn auf sein gar irdisches Bemühen um ihre Gunst, eine Aufforderung, durch geistliche Uebungen sein sündiges Blut zu zügeln, und da er eine Herausforderung nie abzulehnen vermochte, beschloß er, den Kampf in Feindesland zu verpflanzen und zu sehen, ob seine mündliche Beredtsamkeit sieghafter sein möchte, als alle gereimten Briefe.

Also schickte er den Boten unverzüglich wieder zurück mit der Anfrage, ob sein Besuch auf dem Schlosse willkommen sei. Dessen wurde er in den artigsten Ausdrücken versichert, und noch am Abend desselben Tages begrüßte ihn das gräfliche Paar an der Schwelle der einsam gelegenen, aber mit aller Pracht damaliger Zeiten ausgestatteten Burg. Der Graf empfing seinen berühmten Gast so treuherzig, daß dieser kein Arg hatte, die schöne Frau möchte sein poetisches Minnewerben dem Gemahl verrathen haben. Da der Herr von Limoges, wie wir wissen, mehr der Jagd und anderen adligen Vergnügungen, als den Musenkünsten hold war, schien er den Troubadour im Priorgewand wie ein fabelhaftes Wesen, etwa wie einen wundersamen Centauren zu betrachten, statt dessen ihm ein ganz alltäglicher Mann auf einem schlichten Gaul erwünschter gewesen wäre. Faidide nickte dem Gast mit Lächeln wie einem alten Bekannten zu und dankte ihm, daß er sie in ihrer Wildniß aufgesucht habe. Es fehle darin freilich nicht an mancherlei Kurzweil, sie fürchte nur, daß er selbst nicht das finden werde, was er wünsche.

Dies war nun freilich der Fall, da das muntere Leben, das durch die Gastlichkeit seiner Wirthe auf dem Schloß unterhalten wurde, dem neu Hinzugekommenen keine Gelegenheit bot, sich, wie er gehofft hatte, der Herrin seines Herzens zu nähern. Denn sie war beständig umschwärmt von anderen höfischen Galanen, die sie freilich Alle gleich kurz hielt, immerhin aber als eine Art Leibgarde gegen jeden Ueberfall ihres geistlichen Freundes gebrauchen konnte. Die Klagen über diese untrauliche Entfernung, die der getäuschte Liebende in schöne Reime brachte, erhielten nie eine andere Erwiderung, als einen drohend aufgehobenen Finger oder ein Kopfschütteln, von einem Lächeln begleitet, wie man Unarten eines Menschen ahndet, den man für unverbesserlich hält, aber wegen anderer guter Eigenschaften nicht zu hart zurechtweisen mag. Daß die schöne Frau jedes dieser beschriebenen Blätter in ihrem stillen Schlafgemach dem Gatten vorlas, der über die anmaßliche Verblendung des Mönchs von Montaudon zuerst aufbraus'te, dann aber in das Lachen seines klugen Weibes einstimmte,

ahnte der Dichter freilich nicht, so wenig wie alles Uebrige, was im Rathe Gottes, mit dem er in seinen Tenzonen auf so gutem Fuße stand, zu seiner Läuterung beschlossen war.

Denn da er, durch seine früheren Erfolge verblendet, nicht anders dachte, als daß die Gräfin nur aus Furcht vor ihrem Gemahl und vielleicht auch aus den alten Gewissensskrupeln sich ihm entzog, im Herzen aber Nichts sehnlicher begehrte, als seinen Wünschen Erhörung schenken zu dürfen, brach er eines Tages durch alle Schranken durch, indem er unangemeldet in ihrem Gemach erschien, wo die Kammerfrau sie eben zu einem Feste schmückte. Er gab vor, er habe eine geistliche Sache mit der Gräfin zu besprechen, konnte aber kaum abwarten, bis sie allein waren, um ihr in den beweglichsten Worten, die wie ein lang zurückgestauter Bergstrom dahinbraus'ten, sein Herz auszuschütten und ihr vorzustellen, daß Leben oder Tod an ihrem Gewähren oder Versagen hänge, daß die Verzweiflung, wenn sie ihm jede Hoffnung entziehe, ihn in sein zeitliches und ewiges Verderben jagen werde.

Faidide hörte ihn mit einer theilnehmenden Miene an, wie einen Freund, der ihr von einer schweren Krankheit erzählt. Dann seufzte sie ein wenig, schlug die Augen nieder, spielte mit dem silbernen Kamme, den sie langsam durch die Spitzen ihres noch aufgelös'ten blonden Haares zog, und erwiderte dann wie eine Frau, die plötzlich einen Entschluß faßt, nachdem sie lange in ihrem zweifelnden Gemüthe damit gerungen:

Mein hochwürdiger Freund, ich sehe mit Schmerz, daß Ihr Euch in einem kläglichen Zustande befindet, den zu lindern und von Euch zu nehmen Christenpflicht wäre, wenn auch die herzliche Neigung, die ich für Eure edlen Gaben empfinde, mich nicht zur Dankbarkeit antriebe. Doch muß ich Euch offen gestehen, daß ich immer noch schwere Bedenken trage, ob Eure Wünsche vor dem Richterstuhle Gottes nicht als sehr strafbar erscheinen möchten. Ihr seid in den geistlichen Wissenschaften hochgelehrt, ich aber bin nur eine einfache Frau. Wenn Ihr mich aus den heiligen Büchern und den Werken der Kirchenväter belehren könnt, es sei keine Sünde, wenn eine Ehefrau ihre Tugend hintansetzt, um die Liebe eines kirchlichen Würdenträgers zu erhören, vielleicht bringe ich die Stimme meines Innern, die mich vor Euch warnt, zum Schweigen. Schwerlich aber werde ich mich daran gewöhnen, einen Mann zu meinen Füßen zu sehen, der mir weltliche Gefühle in geistlichem Gewande beichtet. Ein Duft von Weihrauch, der Eurer Kutte anhaftet, wird selbst im Dunkel der Nacht mich erschrecken und der wallende Bart mich daran erinnern, daß Ihr eher dazu geschaffen seid, als Einsiedler Litaneien zu singen, als ein zärtliches Zwiegespräch zu halten. Das rothe Mal an Eurer Schläfe, das Euch ganz artig steht, wird mir dann wie ein Feuerzeichen entgegenglühen, zur Warnung von meinem eigenen Schutzengel entfacht. Kurzum, ich werde Euch nie, wie es in der Liebe geschehen soll, mit selbstvergessener Freude in meiner Nähe sehen, und wenn Ihr auch mein Herz bethört, meine Sinne werden stets gegen Euch auf der Hut bleiben.

Diese Worte erfüllten den thörichten Mann mit der froheſten Hoffnung. Er wollte sofort beginnen, ihre Bedenken wegen der Sündhaftigkeit eines solchen

Einverständnisses durch spitzfindige theologische Gründe und Beispiele aus dem Leben berühmter Heiliger zu widerlegen, als sie ihm lächelnd bemerkte, hiezu sei jetzt weder Ort noch Zeit geeignet, da man sie bei Tafel erwarte. Morgen Abend aber stehe eine große Festlichkeit bevor. Ihre Schwester Brunessinde habe ihren Besuch angekündigt und zur Feier ihrer Wiedergenesung werde es hoch hergehen auf der Burg. Im Gewühl des Reigentanzes sei es ihr leicht, unbemerkt sich in den Garten hinauszustehlen und ein halbes Stündlein ihren Gästen sich zu entziehen. Da er selbst wohl kaum Verlangen trage, der Frau, der er so schweren Kummer bereitet, unter die Augen zu treten, möge er sich mit Unwohlsein entschuldigen und bis zum Abend auf seinem Zimmer bleiben, dann aber bei den Cypressen drunten am Rande des Blumengartens auf sie warten. Sie verspreche ihm, eine gelehrige Schülerin zu sein und die Aussprüche heiliger Männer, falls sie sie gegründet finde, zu beherzigen. Auch für ein Gewand, das sie nicht sofort an seinen Stand erinnere, werde er vielleicht Rath zu schaffen wissen.

Hiermit entließ sie ihn und rief der Kammerfrau, um ihren Putz zu vollenden. Der Prior aber eilte in sein Gemach zurück, das Herz von stolzem Glück geschwellt, und da er im Laufe des Tages sein verwandeltes Gemüth nicht zu verbergen wußte, mußte er sich von seinem Wirth befragen hören, ob ein Fieber ihn befallen habe, da seine Wangen glühten und ein unstätes Leuchten aus seinen Augen strahle. Er machte sich dieses alsbald zu Nutz, um unter dem Vorwande eines Unwohlseins den ganzen folgenden Tag für sich allein zu bleiben, der Weisung seiner Geliebten getreu. Und noch auf andere Art benutzte er diese willkommene Muße in ihrem Sinne.

Er hatte nämlich fest bei sich beschlossen, das Aergerniß, das sie an seiner geistlichen Kleidung nahm, aus dem Wege zu räumen. Wie er nun, eifrig darüber nachdenkend, auf welchem Wege er sich ein weltliches Gewand verschaffen möchte, seine Kammer auf und ab wandelte, fiel sein Blick zum ersten Mal auf einen Schrein, der in die Mauer eingelassen und mit einer künstlich beschlagenen Thür und durch ein Schloß, in welchem der Schlüssel steckte, verwahrt war. Als er die Thüre öffnete, sah er mit frohem Erstaunen mehr als einen Anzug, wie er einem ritterlichen Herrn geziemt, vollständig vom Hut bis zu den Schuhen darin aufgespeichert, von verschiedenen Farben und mannichfaltigem Schnitt, Alles reich und köstlich, so daß er erkannte, er sei in der Gewandkammer des Schloßherrn einquartiert worden. Zugleich fuhr es ihm wie ein Blitz durch die Seele, dies habe seine kluge Freundin von Anfang an so gefügt, damit er, falls ihm eine Vermummung räthlich schiene, sich gleich der unverdächtigsten Maske ihres eigenen Herrn und Gemahls bedienen könne. Diese vorausblickende List, weit entfernt, ihm den ganzen Handel sündhafter erscheinen zu lassen, galt ihm nur als ein neues Zeugniß für die verstohlene Erwiderung seiner Gefühle. So zögerte er nicht, einen der stattlichsten Anzüge zu wählen, ganz aus pfirsichfarbenem Sammet mit schwarzem Atlas bordirt und ausgeschlagen, eine Krause von den zartesten Spitzen und einen Gürtel von feinem Stahl, an welchem ein Toledaner Dolch an zierlichen Ketten hing. Ein modischer Hut mit kleiner Feder deckte, wie nach seinem Maße gemacht,

sein geschorenes Haupt, daß das letzte Abzeichen der Klosterwürde unter der ritterlichen Zierde verschwand. Und jetzt, da er sich in einem kleinen Wandspiegel betrachtete, mußte er seiner Geliebten Recht geben, daß er in dieser Erscheinung mehr zu einem begünstigten Liebhaber tauge, als in dem traurigen Mönchshabit, das dunkel wie ein Häufchen Bettlerlumpen im Winkel lag. Nur sein Bart bewahrte noch den geistlichen Anstrich. Also nahm er eine Scheere und kürzte ihn unbedenklich um gute zwei Drittheile, ihn nach dem Muster zustutzend, das er täglich an den jungen Baronen und Rittern vor Augen hatte. Immer mehr fand er Gefallen an seiner verwandelten Person, die ja, wie wir berichtet, von der Natur nicht karg ausgestattet worden war, und nur jenes Muttermal an der Schläfe, über das er sich sonst nie gegrämt, däuchte ihm plötzlich in dem ganzen wohlgelungenen Werk ein garstiger Schandfleck. Er erinnerte sich, daß die schöne Frau es ein Feuerzeichen genannt hatte, von ihrem Schutzgeist entflammt, um sie vor Irrwegen zu warnen. Es schien ihm daher höchst nothwendig, diesen Rest seiner früheren Erscheinung zu tilgen, und da er in einem Kästchen eine Anzahl Töpfchen und Tiegelchen fand mit Farbstoffen und Pinseln, wie sie zu den Malkünsten der Damen gebraucht wurden, besann er sich keinen Augenblick, eine helle Tünche zu mischen, die aufs Haar seiner Gesichtsfarbe glich, und damit die verrätherische Himbeere so lange zu überpinseln, bis jede Spur von ihr verschwunden und die linke Schläfe so glatt wie die rechte war.

Während er dieses Teufelswerk so eifrig betrieb, daß ihm dabei nicht ein einziger von all seinen Stachel-Versen gegen das Schminken das Gewissen ritzte, hörte er draußen auf den Gängen und drunten im Burghof den Schall der festlichen Begrüßungen und empfand eine kleine Neugier, die Schwester der Schloßfrau, jene Brunessinde, die er so schwer gekränkt, zu sehen, und den Wunsch, mit ihr Frieden zu schließen, da er in seiner glückseligen Verfassung gern überall Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen gestiftet hätte. Doch mußte er in der freiwilligen Haft ausharren, bis die Sonne gesunken war. Eine Flasche Xeres, ein Brod und ein Teller voll Oliven war Alles, was er als vermeintlicher Kranker zu seiner Stärkung sich erbeten hatte. Dann aber, als es Nacht geworden war, öffnete er sacht den Riegel an seiner Thür und horchte in das Haus hinüber. Die Halle, worin das Fest von Statten ging, lag nach der anderen Seite; so konnte er unbemerkt die Stiegen hinunterschreiten. Nur als er an der Thür, die sich in den Garten öffnete, einem der Mundschenken begegnete, der ihn wohl kannte, weil er ihm den Becher häufig von Neuem füllen mußte, zog er den Hutrand tiefer ins Gesicht und sprach ein paar Worte Provenzalisch, also daß ihn der Mann, der ein Spanier war, für einen der fremden Herren hielt, die mit der Frau von Venzenac bei ihrer Schwester zu Gaste gekommen waren.

Auch scheute er sich nicht, aufrechten Hauptes und mit gemessenem Schritt den Hofraum zu durchwandeln, der klar vom Monde beschienen war. Erst wie er den Garten betrat, beschleunigte er seinen Schritt, nicht aus Furcht, sondern aus sehnsüchtiger Ungeduld. Der Ort, wohin Faidide ihn bestellt hatte, schien noch

öde zu sein. Kaum aber hatte er die Cypressen erreicht, so trat eine schlanke Gestalt, in schwarze Schleier gehüllt, ganz so wie sie ihm zuerst in der Kirche begegnet war, hinter dem Lorbeergebüsch hervor und begrüßte ihn flüsternd mit einem freundlichen Vorwurf, daß er sie habe warten lassen.

Doch schien sie auf die zärtliche Rede, die er begann, indem er ihre Hand ergriff und sie an seine Lippen zog, kaum hinzuhören, einzig damit beschäftigt, seine Person zu mustern. Sie machte sich von ihm los, ging von allen Seiten um ihn herum, wobei es fast wie ein unterdrücktes Lachen unter dem Schleier hervorklang, und sagte endlich: Verzeiht, Herr Prior, aber Ihr seid in der That unwiderstehlich, und hätte ich gewußt, welch einen Eindruck Ihr in ritterlichen Kleidern auf mein schwaches Herz machen würdet, ich würde Euch diesen Wink fürwahr nicht selbst gegeben haben. Nun aber lasset uns die kostbare Zeit nicht mit eitlen Possen vergeuden, sondern sagt mir, was Ihr mir zu sagen wisset, um mein Gewissen zu beschwichtigen, welches durch Eure höfischen Kleider nur ein wenig eingelullt ist, aber einen gar leisen Schlaf hat. Immerhin würde ich auch einem echten und richtigen Ritter gegenüber Bedenken tragen, meinen bestochenen Augen und Sinnen mehr zu folgen, als der Stimme meiner Pflicht, die mich an die gelobte Treue mahnt.

Mit diesen Worten zog sie den Schleier fest um ihre Schultern und begann den dunklen Baumgang hastig hinunterzuschreiten, so daß sie ihm, der seinen Arm um ihre Gestalt zu schlingen suchte, schmiegsam wie eine Eidechse dem haschenden Knaben beständig entglitt. Es blieb ihm Nichts übrig, als seinen Vortrag, den er sorgsam vorbereitet, stoßweise und ziemlich athemlos zu beginnen, wobei sie ihn oft durch eine scheinbar harmlose Frage oder einen unschuldigen Einwand in Verwirrung brachte. Dieses ganze Gespräch, das uns über die damalige mönchische Sittenlehre unschätzbare Belehrung geben würde, ist leider nicht aufbewahrt worden. Genug, daß der Redner nach einer halben Stunde seinen ganzen Köcher voll scharfer casuistischer Pfeile verschossen hatte und kaum einen schwachen Eindruck auf das wohlgepanzerte Herz der klugen Frau gemacht zu haben schien.

Mein frommer und gelehrter Freund, sagte die Gräfin endlich, indem sie stehen blieb und durch den Schleier hindurch ihn schalkhaft anblitzte, sparet Euren Athem und lasset uns diesen ziellosen Disput unerledigt abbrechen. Alles, was Ihr mir vorgestellt, um aus Weiß Schwarz und Sünde gar noch zu einer Tugend zu machen, kann mich hartnäckiges Geschöpf nicht von meinem Glauben abbringen, daß ich den lieben Gott und meinen theuren Gemahl schwer kränken würde, wenn ich Euch Gehör gäbe. Hinwiederum habt Ihr mir Eure Liebe auf eine so eindringliche Weise in Versen und ungebundener Rede erklärt und mir durch Eure Nachgiebigkeit gegen eine bloße Laune, da ich an Eurer Kutte Anstoß nahm, einen so starken Beweis von der Redlichkeit Eurer Gefühle gegeben, daß Ihr mich wirklich dauert und ich Euch gern begnadigen würde, wenn die Ehre meines Geschlechtes nicht auf dem Spiele stände. Ihr müßt nämlich wissen, daß ich gelobt habe, Euch für jenen Angriff auf uns arme Weiber eine kleine Strafe zu ertheilen, und dies Gelübde, so gern ich wollte, darf ich nicht brechen. Indeß will ich es Euch so sanft als möglich machen, da Ihr vielleicht ein schlimmer Priester, aber ein liebens-

würdiger Mann seid, der, wenn er kein geschorenes Haupt trüge, wohl verdiente, von Frauenlist ungeschoren zu bleiben. Wie es nun einmal steht — aber horch! mich dünkt, ich höre Schritte nahen. Bei allen Heiligen, ich wollte nicht, daß man uns hier beträfe und Euch, den man im Fieber liegend sich vorstellt, als einen abenteuernden Cavalier —

Sie verstummte, als ob vor Schrecken ihr die Stimme versagte. In der That näherte sich der Schall schwerfälliger Schritte dem Ort, wo sie standen. Rasch zog die Gräfin den verstummten Liebhaber, den ihre zweideutigen Worte betroffen gemacht hatten, sich nach, durch Gänge und Veranden des weitläufigen Gartens, in welchem er selbst sich nimmermehr zurechtgefunden hätte, bis sie ein Treibhaus erreichten, wo die hohen Citronen- und Orangenbäume, sorgfältig mit Strohbündeln überdacht, den rauhen Winter durchdauerten. Jetzt war der spitze Hüttenbau völlig leer und dunkel, und hierhin drängte die Gräfin ihren Freund, warf die Thür hinter sich ins Schloß und schob den Riegel vor. Dieser heimliche Schlupfwinkel schien ihm nicht unerwünscht; er neigte sich zum Ohr der Gräfin herab und flüsterte ihr ein verwegenes Wort in's Ohr. Sie aber schien auf weit bedenklichere Laute zu horchen. Wir sind verloren! rief sie plötzlich und drängte ihn von sich hinweg; dieses Pflanzenhaus stößt an eine lange Galerie, die mit der großen Halle, worin getafelt wurde, in Verbindung steht. Es scheint, den Gästen ist es drinnen zu schwül geworden; um sich zu lüften, sind sie in die Galerie hinausgetreten und wollen durch diesen Raum den Garten gewinnen. O mein Gott, wohin habe ich mich durch Euch fortreißen lassen!

Faßt Euch, Geliebte, raunte er ihr zu. Noch ist nichts verloren. Den Riegel dort zurück, und wir sind vor ihnen im Freien.

Er wollte nach der Thüre zustürzen, sie aber, als ob die Angst ihr den Sinn verwirrte, ergriff seine beiden Hände, klammerte sich fest an ihn an und flehte mit verworrenen Worten, sie zu beschützen, sie nicht zu verlassen, daß er schon tausendmal dies Abenteuer verwünscht hatte und allen Ernstes mit ihr rang, sie von sich abzuschütteln, als plötzlich die Thür nach der Galerie sich öffnete und zwei Knaben, die Fackeln trugen, an der Schwelle des Treibhäuschens erschienen.

Das Paar hatte nur eben Zeit gehabt, eine unverdächtige Stellung anzunehmen, da sah man schon das vergnügliche Gesicht des Hausherrn, etwas vom Mahle geröthet, all seinen Gästen voran, zwischen den Fackeln aufleuchten. In demselben Augenblick trat seine Gattin ihm entgegen.

Mein Gemahl, sagte sie, ich bringe Euch noch einen Gast, der trotz seines späten Erscheinens Euch willkommen sein wird.

Aller Augen waren auf den Unglückseligen gerichtet, der sich hundert Klafter tief unter die Erde wünschte. Die hellen Tropfen traten ihm auf die Stirn, er bedachte, daß es ihm nicht einmal erlaubt war, sich hinter die Ausflucht eines Mummenschanzes zu retten, da man vom Carneval weit entfernt war. Wie eine arme Seele, die am jüngsten Tage ihr Urtheil erwartet, stand er vor dem Herrn des Hauses. Der schien sich an seinem kläglichen Verstummen zu weiden, bis endlich, auf einen Wink Faidide's, eine gutmüthige Regung die Oberhand gewann.

Wer ist dieser ritterliche Gast, liebe Frau? sagte er mit einem Lächeln, das dem Angstblick des Priors nicht entging. In der That, er gleicht gar sehr unserem berühmten Freunde, dem hochwürdigen Troubadour, der leider an diesem Abend unter uns vermißt wird, eines bösen Fiebers wegen; fast möchte ich glauben, der geistliche Herr habe sich in einer phantastischen Laune, wie sie Fieberkranke anwandelt, in weltliche Gewande geworfen, um unsere Lustbarkeit zu theilen.

Nicht doch, mein Gemahl, fiel ihm die Gräfin ins Wort. Wie könnt Ihr unsern frommen Gast auch nur im Fiebertraum im Verdacht eines so weltlichen Possenspieles haben? Sehet Ihr nicht, daß mein Begleiter nicht nur Hofkleider trägt, sondern auch einen zierlich gestutzten Bart, wie es der armen Eitelkeit eines Weltkindes verziehen werden mag, nimmermehr aber der gestrengen Zucht eines Bußpredigers? Auch hat der Herr Prior ein rothes Mal an der Schläfe, das er um keinen Preis verstecken würde, da ihm das Uebertünchen natürlicher Flecken und Beschönigen garstiger Stellen eine Todsünde scheint. Daß aber dieser schöngeschmückte Herr Euch an unsern frommen und schlichten Freund gemahnt, geht mit ganz rechten Dingen zu, da er ein Bruder des Priors von Montaudon ist, mit Aufträgen des Abts von Orlac an ihn gesandt. Weil er ihn nun unpäßlich fand, wünschte er sich uns nur im Fluge vorzustellen, um sich alsbald wieder zu seinem kranken Bruder zu begeben. Erlaubt, daß wir in die Halle zurückkehren, ihn mit einem Becher Weins willkommen zu heißen, um so herzlicher, da wir ihn so bald wieder verlieren sollen.

Die ganze Gesellschaft hatte diese kluge Rede der schönen Frau mit angehört, ohne eine Miene zu verziehen, so daß dem ertappten Sünder, obwohl ihm die Augen darüber aufgingen, in welches Netz er sich verstrickt hatte, ein Stein vom Herzen fiel und er sich eilig faßte, die ihm zugeschobene Rolle mit guter Manier durchzuführen. Nur im Gesicht des Grafen sah er einen Zug, der ihm verdächtig schien, als ob sein edler Wirth mit in die Verschwörung verwickelt sei. Doch sagte dieser kein Wort mehr, das dem Beschämten neue Noth gemacht hätte, sondern wandte sich nur zu einer Dame, die ihm zunächst stand, und sagte: Ich bedaure, liebe Schwägerin, daß Ihr nicht schon heute dem eifrigen Seelsorger, der Euch so viel Reue und Leid verursacht, Euren Dank für seine Bußpredigt abstatten könnt. Doch ist morgen wohl auch noch Zeit dazu! Für jetzt wollen wir seinem trefflichen Bruder die Ehre anthun, die ihm gebührt.

So nahmen die höflichen Wirthe ihren vermummten Gast in die Mitte, führten ihn unter freundlichen Gesprächen in die Halle zurück und boten ihm Speise und Trank, was er Alles in freier und scheinbar heiterer Haltung mit höfischer Sitte hinnahm und genoß. Alsdann aber beurlaubte er sich von ihnen, da er seinen Auftrag dem Bruder nur erst unvollkommen ausgerichtet habe, und bedauerte zu wiederholten Malen, schon in aller Frühe das Schloß wieder verlassen zu müssen. Doch werde dieser Abend und die Huld, die er hier erfahren, ihm unvergeßlich bleiben.

Dies konnte er freilich in aller Wahrheit versichern. Denn als er sich dem festlichen Gewühl entwunden und sein einsames Gemach wieder erreicht hatte, war

es ihm nicht anders als einem ertappten Schächer, der die peinliche Frage erlitten und die Spuren der glühenden Zange, mit der man ihn gezwickt, unauslöschlich eingebrannt auf seiner armen Haut davonträgt. Er war auch sofort entschlossen, noch diese Nacht sich davonzumachen, schrieb ein artiges Briefchen an den Herrn des Hauses, darin stand, die Nachrichten, die sein Bruder ihm gebracht, nöthigten ihn unverweilt in sein Kloster zurückzukehren, so daß er nur schriftlich sich beurlauben und bei dem werthen Paar, dessen Gastfreundschaft er genossen, um ein gütiges Erinnern bitten könne. Dann vertauschte er sein höfisches Gewand, das wie das Hemd des Nessus ihm am Leibe klebte, mit der ehrwürdigen Kutte, in welcher ihm freilich auch nicht sogleich wieder behaglich werden konnte, wusch die Farbenkruste von seiner linken Schläfe und gedachte, als er die rothe Himbeere wieder hervorleuchten sah, dieses Warnungszeichen seines Schutzengels, das er so sträflich übersehen, nun bis an sein Ende in reuigem Muthe vor Augen zu behalten. Als die letzten Geigentöne des ausklingenden Festes verhallt waren, schlüpfte er durch ein Hinterpförtchen in's Freie und wanderte die ganze Nacht, als fürchte er die listige Stimme der holden Feindin, die ihn so schwer hatte büßen lassen, noch einmal zu vernehmen, mit triumphirendem Hohn seine eigenen Verse ihm nachrufend.

Seitdem blieb der Mönch von Montaudon allen Welthändeln fern, einzig auf die Ausübung seines geistlichen Amtes bedacht. Auch weiß man nichts mehr von Liedern, die er gedichtet und im Lande herumgeschickt hätte. Als aber der Tag jenes Festes sich jährte, empfing die schöne Gräfin, zum Dank dafür, daß sie seither von dem ganzen Abenteuer schonend geschwiegen hatte, ein Pergamentblatt aus dem Kloster von Montaudon, darauf stand in schönster Mönchsschrift und zierlichen Reimen geschrieben, wie der Dichter nach seinem Abscheiden von dieser Welt ans Thor des Paradieses gekommen, von St. Petrus aber angehalten worden sei, da er sein Fegefeuer noch nicht absolvirt habe. Der Mönch habe erwidert: er habe einmal in einem gewissen Schloß eine Stunde erlebt in so scharfer Pein, daß sie wohl tausend Jahre, an jedem anderen Läuterungsorte verbracht, aufwöge. Hierauf habe der himmlische Pförtner ihm den Eintritt nicht länger geweigert, auf die Frage des Mönches aber, ob er Frau Faidide hier oben finden werde, geantwortet, sie sei zwar eine große Sünderin und da sie schon auf Erden es so wohl verstanden, armen Seelen die Hölle heiß zu machen, habe der Böse verlangt, daß sie zu ihm hinunterfahre in den glühenden Abgrund, ihm bei der ewigen Marter der Verdammten zu helfen. Gott Vater aber habe sie ihm abgestritten, da sie ein so liebliches Lächeln und so holde Augen habe, daß er zur Belohnung der seligen Geister sie nicht missen könne. Und so habe er sie in seinen himmlischen Garten eingeführt, wo sie auch den armen Prior mit ihrem Gruß beseligen und alle irdische Noth, die sie ihm gemacht, vergüten werde.

So hatte die Courtoisie des Dichters über den Groll des Mönchs am Ende doch den Sieg davon getragen.

Die tragische Vertiefung der Naturreligion im Germanenthum.

Von

Eduard von Hartmann.

— Berlin. —

Der germanische Volksstamm darf nicht mit gleichem Maße gemessen werden, wie der griechische und italische; denn er steht in seiner Culturentwickelung gegen den ersteren um ein volles Jahrtausend, gegen den letzteren um mehr als ein halbes Jahrtausend zurück. Den Griechen war es vergönnt, ihre nationale Weltanschauung in autochthoner Ausbildung bis an's Ende zu durchleben, bevor eine neue religiöse und culturgeschichtliche Idee von außen über sie hereinbrach; die Römer konnten gleichfalls ihr Princip bis zur Vollendung durchführen, und wenn sie sich in der späteren Hälfte ihrer Geschichte die Resultate der hellenischen Culturentwickelung zu assimiliren suchten, so waren es doch Früchte, die auf dem Baume der gleichen Naturreligion gewachsen waren, und sie ordneten bei der Verschmelzung das Fremde dem Eigenen, nicht das Eigene dem Fremden unter. Als hingegen die Germanen in die Länder römisch-griechischer Cultur einbrachen, fanden sie eine Bildungsstufe vor, die der ihrigen so überlegen war, wie etwa die Zeit Alexanders der der homerischen Helden, und standen einem wüsten Religionsgemisch gegenüber, aus dem nur das Christenthum sich als hervorragende Einzelgestalt abhob. So zwang die Ueberlegenheit der Bildungsstufe die Germanen dazu, sich derselben, sei es als zurückgeschlagene Nachbaren, sei es als siegreiche Eroberer, unterzuordnen; das vorgefundene Religionsgemisch konnte aber den mitgebrachten Glauben nur zerstören oder positiv durch eine höhere Stufe (die christliche) ersetzen, nicht auf eigner Grundlage fortbilden helfen.

Die germanische Religion würde ohne Zweifel zu einer weit höheren Entwickelungsstufe gelangt sein, wenn die Germanen einige Jahrhunderte früher Deutschland besetzt und daselbst eigne Culturstaaten gegründet hätten;

was uns jetzt vorliegt, darf nicht anders beurtheilt werden, als etwa die hellenische Religion es dürfte, wenn sie aus äußeren Gründen mit der homerischen Entwickelungsstufe abschlösse. Daß sie trotzdem so reich ist an Keimen, so eigenartig ausgeprägt, so tief und bedeutungsreich, das spricht am besten dafür, wie große Anlagen in diesem Volksstamm schlummerten, und wie viel mehr derselbe bei ungehindertem Ausleben aus seiner Religion gemacht haben würde. Die Gefahr liegt nahe, in die vorhandenen Keime zu viel hineinzulegen, und doch darf man diese Gefahr nicht scheuen, wenn man sich nicht der Deutung der germanischen Mythologie gänzlich entziehen und dadurch sich einer historischen Ungerechtigkeit gegen dieselbe schuldig machen will.

Wenn in der hellenischen Götterwelt die schöne Sinnlichkeit und Phantasie ihren classischen Ausdruck findet, wenn in der römischen Religion der praktische Verstand seine Triumphe feiert, so ist es in der germanischen das erste Mal, daß das Gemüth zu seinem Rechte kommt, und darum ist der ästhetische Eindruck derselben so stimmungsvoll für jeden Betrachter, so anheimelnd speciell für uns Deutsche. Die germanische Götterwelt verhält sich zur hellenischen wie die nordische Landschaft zu derjenigen Griechenlands und Süditaliens; sie kann sich mit letzterer nicht messen an reiner und edler Plastik der Formen, an gesättigtem Glanze der Farben, an heitrer üppiger Schönheit und Prächtigkeit, aber dafür ist sie ihr überlegen in dem dargebotenen seelischen Inhalt, in der Mannigfaltigkeit, mit welcher sie das Gemüth afficirt, in der Tiefe, mit welcher sie es erregt, in der Innigkeit, mit welcher sie es zwingt, sich in sie zu versenken, in der erhabenen Gewalt der Dürftigkeit oder in der stillen Schwermuth der Monotonie, durch welche sie den sinnlichen Natureindruck adelt. Der Gegensatz von classisch und romantisch hat nicht umsonst seine Anknüpfung in der hellenischen und germanischen Mythologie gesucht.

Wichtiger aber als der ästhetische Eindruck, den eine Religion hervorbringt, ist für die Beurtheilung ihres Werthes ihr sittlicher Gehalt, und wenn wir den moralischen Maßstab anlegen, so stellt sich das Ergebniß noch günstiger für das Germanenthum, denn nirgends hat das Gemüth eine höhere Bedeutung als in der Ethisirung der natürlichen und socialen Lebensbeziehungen. Namentlich auf der Stufe der Naturreligion, wo das leitende Princip der Moral noch rein das eudämonistische ist, wo es sich also darum handelt, dem pseudomoralischen Princip zum Trotz unvermerkt autonome Sittlichkeit zur Entfaltung zu bringen, ist die Gefühlsmoral bei weitem das wirksamste Mittel. Das Gemüth ruht auf zu tiefem Grunde, um das Böse bloß häßlich oder lächerlich zu finden (wie die Griechen), und es ist zu weich und zu poetisch, um die prosaische Utilität als Maßstab des Guten gelten zu lassen (wie die Römer); es urtheilt und handelt nach instinctiven Gefühlsimpulsen und kleidet selbst die unentbehrliche Rechtsordnung in die gemüthlichen Formen einer sinnigen Symbolik. Wenn im Hellenenthum die Erscheinung eines

tieferen Schuldbewußtseins nur sporadisch auftritt, gleichsam als Zeichen, daß auch in einer principiell anders bestimmten Weltanschauung das Gefühl im Einzelnen sein unveräußerliches Recht behauptet, so wird in der germanischen Gemüthsreligion das Schuldbewußtsein und Sühnebedürfniß geradezu zum leitenden Grundgedanken, der die gesammte Weltanschauung nicht nur durchzieht, sondern von sich aus umgestaltet und, wo es nöthig ist, neu bildet.

Damit erklimmt das Germanenthum den Gipfel des gesammten religiösen Naturalismus, trotz der embryonalen Gestalt, in welcher seine Religion uns vorliegt. Wir vermögen nicht zu sagen, wie diese Religion sich entwickelt haben würde, wenn sie nicht vorzeitig gebrochen und entblättert worden wäre, wenn dieser Stamm Zeit gefunden hätte, die ethische Vertiefung seiner Naturgottheiten mit ihrer allgemeinen Vergeistigung zu verschmelzen und auf solcher Grundlage zu verfeinern und zu klären; jetzt, wo die Vergeistigung der Götter sich völlig einseitig auf ihre ethische Vertiefung beschränkt, können wir nur der Bewunderung Ausdruck geben, daß dieser Stamm es vermocht hat, unabhängig von höherer Geistescultur diese seelische Verinnerlichung aus seinem Gemüth zu schöpfen und auf seine Götterwelt hinaus zu projiciren.

Den Grundstock ihrer Götter und Mythen hatte der germanische Stamm aus der gemeinsamen Urheimath mitgebracht. Wie bei den Indern Dyaus, so war auch bei den Germanen der ursprüngliche Himmelsgott Zio oder Tyr verblaßt und durch jüngere Gewittergötter ersetzt, welche die Attribute des entthronten Vorfahren an sich rissen. In erster Reihe sind dies Odin und Thor, beide eigentlich nur dadurch unterschieden, daß Ersterer zu einem Hauptträger der Ethisirung des Göttlichen geworden ist, während Letzterer in seiner Natürlichkeit verharrt. Im Allgemeinen gilt Odin als der oberste und wichtigste Gott des germanischen Götterhimmels; bei einigen Völkern wurde aber auch Thor als höchster Gott verehrt und dem gemeinen Bauern und Krieger stand er wohl durchweg näher als Odin. Beide haben die Beinamen Tundar (Donner), Beide sind Schlachten-, und Siegesgötter, und ihr Sieg fesselt sich an die Lanze des einen, an den Hammer oder Donnerkeil des andern, d. h. an den Blitz. Als Regengötter sind Beide Götter der Fruchtbarkeit und des Ehesegens. Neben ihnen ist Heimdal bisweilen als erster und ältester der Götter und als Vater des Menschengeschlechts genannt; derselbe ist wesentlich als fruchtbarer Regengott zu denken. Als Sonnengötter spielen Freyr, Balder und Loki die Hauptrolle; erstere Beiden repräsentiren die gute, Letzterer die böse Seite der Sonnenwärme, und der Unterschied zwischen Freyr und Balder ist, ähnlich wie der zwischen Thor und Odin, nur darin zu sehen, daß Freyr natürlich geblieben, Balder in's Sittliche vergeistigt ist. Alle Göttinnen der germanischen Mythologie sind Erdgöttinnen; nur die Nornen und Walkyren sind reine Wolkengöttinnen geblieben, während alle wichtigeren weiblichen Gestalten, wie Freya, Hulda, Rinda, Gerda, Frigg, Berchta u. s. w., selbst wenn sie durch einzelne Züge ihre himmliche Abkunft verrathen, vom Himmel auf die Erde versetzt sind. Sowohl der Sonnen-

mythos wie der Gewittermythos stellt sich hier durchaus als Wechselwirkung mit der Erde dar; bald ist diese die Braut, um welche die Sonnen- und Gewittergötter mit ihren Strahlen und Blitzen werben, um mit ihr den Frühling zu erzeugen, bald ist die Vegetation der verborgene Schatz, den sie durch Eindringen in das Verließ zu heben trachten.

Die starke Betonung des Verhältnisses von Himmelsgöttern und Erde ist durch die klimatischen Verhältnisse der nördlichen Landstriche bedingt, welche die Germanen bei ihren Wanderungen besetzten. Die Mythen des Kampfes und der Befreiung von Jungfrau und Schatz brachten sie mit, aber es ist nun nicht mehr wie in Indien der Wolkendrache, welcher Beide gefangen hält, auch nicht mehr der Drache der Gluthhitze, welcher den Himmelsschatz, den Regen entwendet hat, sondern es ist die Kälte, die winterliche Erstarrung, welche die schöne Braut mit einem todesähnlichen Zauberschlaf umfängt, es sind die Frostriesen, welche unter Bergen von Eis und Schnee den Schatz der Vegetation, den Schmuck der Erde verborgen haben. Mit diesem vielgestaltigen Geschlecht der Unholde haben die himmlischen Götter den Kampf aufzunehmen. Der Hammer des Thor, den dieselben ihm für sieben Wintermonate entwendet haben, muß, wiedergewonnen, die winterlichen Eisburgen brechen, das Schwert des Freyr, der Strahl der Frühlingssonne, muß die harte Rinde durchdringen, der furchtbare Regen des Heimdal und Odin unter die Oberfläche der Erde hinabsteigen, um den Schatz oder die Braut zu gewinnen. Am wenigsten natürliche Begründung hat die Auffassung, daß das Gewitter ein Kampf gegen den Winter anstatt gegen die Sonnenhitze sei; aber der Gewittermythos saß einmal zu fest in der Ueberlieferung und war dem schlachtenfrohen Germanen zu lieb, um ihn nicht durch eine modificirende Wendung auch für den Kampf mit den Wintermächten zu verwerthen.

In warmen oder heißen Ländern, wo nur ein kurzer und milder Winter oder gar nur die Regenzeit das Sommerwetter unterbrechen, da hat der Mensch wenig Ursache, auf den Kreislauf des Jahres zu reflectiren; bei der verhältnißmäßigen Gleichgiltigkeit der Jahreszeiten ist es mehr der Wechsel von Tag und Nacht und das Gewitter, das seine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Wo aber ein langer Winter die Fruchtbarkeit des Erdbodens auf einen kleinen Theil des Jahres beschränkt, da richten sich alle Gedanken auf die Wiederkehr des Frühlings, und das unthätige, bei dem gänzlichen Mangel an Bequemlichkeit höchst unbehagliche Leben der trägen Wintermonate macht den Lenz zum Gegenstand stetig wachsender Sehnsucht. Da verfolgt man gespannt jeden Schritt, um den der Sommer dem Herbst, der Herbst dem Winter sich nähert, weil die kurze Sommersfrist schon wieder die lange trübe Zeit des kommenden Winters zum Hintergrund hat; da benutzt man eilig die geschenkten warmen Monde, um der Erde so viel Frucht zu entlocken, als das ganze Jahr erfordert, und achtet sorgsam auf den Witterungsgang des Jahres, um die gesteckte Frist nicht zu verpassen. Unter solchen Verhältnissen gewinnt also der Jahresmythos eine gesteigerte Wichtigkeit.

In milderen Zonen ist der Herbst die goldene Zeit, weil er dem Menschen die Früchte seines Fleißes und die freiwilligen Gaben der Natur in reichster Fülle in den Schooß streut. Die Erntefreude kann sich aber nicht mehr frisch und ungestört entfalten, wo die Aussicht auf den trüben Winter so nahe gerückt ist; das sinnliche Behagen am zuströmenden Besitz wird überwogen von vorausgreifenden Stimmungen des Gemüths. So klingt im Germanenthum wohl die ursprüngliche Freude am Herbst noch durch, aber doch nur gebrochen, und an ihre Stelle tritt die Wonne des Lenzes mit ihrer tieferen Poesie des Gemüths. Den entscheidenden Wendepunkt des Jahres bildet deshalb auch nicht mehr das Absterben der Vegetation und das Abfallen der Blätter von den Bäumen, obwohl auch dieses seine mythologische Bedeutung nicht eingebüßt hat (Abfallen der Idun vom Baume und Wiederbringung derselben als Nuß, d. h. Keim), sondern die Sommersonnenwende, welche das Frühjahr oder den aufsteigenden Theil des Sommers abschließt. Wie in allen Sonnenculten die Wintersonnenwende das Freudenfest des neugeborenen oder wieder auferstandenen Sommergottes ist, so begehen die Germanen zur Sommersonnenwende bereits die Trauerfeier des vor den Pfeilen des finstern nordischen Winters (Hödr) dahinsinkenden Sommergottes (Balder). Aber auch hier wirkt die Ueberlieferung nach, welche den Sturz des guten Sonnengottes durch den bösen (z. B. des Osiris durch Typhon) bewerkstelligen läßt. So tritt denn auch hier Loki als der intellectuelle Urheber der That des blinden Hödr auf. Der mitgebrachte Urmythos wird nicht verdrängt, sondern nur modificirt nach Maßgabe der veränderten Naturverhältnisse. Mit Balder stirbt seine Gattin Nanna (die Blüthe) und Lit (die Farbenpracht). Der böse Hitzgott Loki wird vom Gewittergott Thor gefangen und gefesselt; aber dieser Sieg ist hier im Norden kein dauernder, denn alle Götter sinken vor dem Winter in Schlaf, aus dem sie erst wieder erwachen, wenn der von Odin mit Rinda gezeugte Wali, der Frühling des neuen Jahres, den Tod Balders an Hödr rächt.

Da die Germanen aus milderen Himmelsstrichen herkamen und nur allmählich nach dem rauhen Norden vorrückten, so bewahrten sie auch eine Erinnerung, daß die Macht des Winters in der Vergangenheit ihres Volkes nicht so groß gewesen und erst allmählich gewachsen sei. Mochten sie nun den geographischen Zusammenhang dieser Aenderung nicht verstehen, oder mochte die ethische Deutung sie veranlassen, sich über denselben hinwegzusetzen, jedenfalls erschien ihnen diese Aenderung im Lichte einer Verschlechterung der Natur selbst, und sie schlossen nach Analogie, daß dieselben Gründe, welche die bisherige Verschlechterung herbeigeführt hätten, auch fortfahren würden, in demselben Sinne weiter zu wirken. Schon reichte die Macht der Götter kaum noch hin, um den Unholden des Winters einen nothdürftigen Sommer abzuringen, und manches Mal erwies ihre Wirksamkeit sich als nicht ausreichend, um vor Eintritt des neuen Winters die Ernte zu zeitigen. Je mehr sie nach Norden vorrückten, desto enger wurde das Herrschaftsgebiet der

Götter im Kreislauf des Jahres eingeschränkt, desto später gelang ihnen im Frühjahr der Sieg, desto früher mußten sie im Herbst in Schlaf versinken, desto höher thürmten die Frostriesen ihre Eis- und Schneeburgen, desto tiefer und todesähnlicher wurde der Zauberschlaf der jungfräulichen Erde, desto unheimlicher wuchsen die Unholde der Nacht empor, desto mehr glich selbst im Sommer der Tag einer fahlen Dämmerung. Wie nahe lag da der Gedanke, daß dereinst der Tag kommen konnte, wo die Götter nicht mehr im Stande wären, den finsteren Mächten obzusiegen, wo der Weltwinter über die Erde und die Götterdämmerung über den Himmel hereinbräche!

Wenn der Jahreskreislauf das Hauptinteresse der Germanen in Anspruch nahm, so bedurfte es nur einer Erweiterung des in ihm gewonnenen Mythos, nur einer Uebertragung desselben auf die Wandelung der Natur im Weltlauf, um zu einem weltgeschichtlichen Naturmythos zu gelangen, den man den Mythos des Weltenjahres nennen könnte. Auch an seinem Beginne steht der Frühling, eine paradiesische Zeit, wo die Götter in bedürfnißlosem Spiel dahinleben, wie wenn keine Zeit wäre. Als die Ankunft der Zeitjungfrauen diesen idyllischen Zustand unterbrochen hatte, begannen die Kämpfe, die in der Weltensommerwende, dem Tode Balders gipfelten; denn wenn alle Götter des Jahresmythos jährlich wieder aufwachen, so gehört Balder ganz dem Weltenjahr an, und wenn der Frühling des neuen Jahres wieder kehrt, so ist es doch Balder nicht mehr, sondern Wali, der an seine Stelle tritt. Um der goldenen Schätze willen stürzen die Götter sich aus dem paradiesischen Frieden des Weltenfrühlings in den Kampf, d. h. um der goldenen Ernte willen muß der Frühling dem Sommer das Feld räumen, obwohl er weit schöner ist als der Herbst. Die Zeit nach Balders Tode ist dann der Weltenherbst, wo die Kämpfe fortdauern, aber mit wachsendem Uebergewicht der den Göttern feindlichen Mächte, bis der lange Weltwinter alles in seiner eisigen Nacht begräbt, einzig erhellt von dem Riesennordlicht des Weltbrandes. Wie aber auf jede, auch die längste Nacht ein Morgen, auf jeden Winter ein neuer Lenz folgt, so kann auch das Weltenjahr nicht ohne den fröhlichen Abschluß eines neuen Weltfrühlings bleiben, der unter neuem Himmel auf einer neuen Erde den paradiesischen Zustand des ursprünglichen Weltfrühlings wieder herstellt.

Dieser Mythos des Weltenjahres bildet, durchschlungen von dem gewöhnlichen Jahresmythos die Naturgrundlage der religiösen Weltanschauung der Germanen. Sie ist düster erhaben wie eine nordlichtbeleuchtete Winternacht, aber auch stählend und stärkend wie diese, nicht erschlaffend und träumerisch einlullend wie die düfteschwangere Wärme der indischen Mondnacht. Der neue Weltfrühling nach dem Weltwinter ist ein zu fern liegender und zu blasser Schatten, um als Motiv des praktischen Verhaltens wirken zu können; vorläufig handelt es sich um das Weltenjahr, in welches die germanische Menschheit sich gestellt findet, um den Weltherbst und seinen unablässigen Kampf der Götter gegen die schädlichen Mächte. In diesem Kampfe auf

Seiten der Götter zu stehen, das ist die Aufgabe des Germanenthums; in ihr trifft die schlachtenfreudige Neigung desselben mit seiner Pflicht der Treue gegen die Führer im Kampfe zusammen, welche zu versäumen einer feigen Fahnenflucht in der Schlacht gleich käme. Aber die Kampfeslust ist nicht gehoben von hoher Siegeszuversicht, sondern gedämpft durch die Gewißheit, bei aller Tapferkeit den Sieg des Feindes doch nicht hindern, nur hinausschieben zu können; sie ist die Stimmung eines tapferen Heeres, das für eine verlorene Sache zu kämpfen sich bewußt ist, aber sich gelobt hat, nur Zoll um Zoll zurückzuweichen und mit den geliebten Führern, wenn nicht zu siegen, so doch gemeinsam unterzugehen. Das ist die todesmuthige Heldenstimmung, die das Leben zwar nicht gering schätzt, aber auch den Tod nicht fürchtet und bis zum letzten Hauche die gute Sache verficht; es ist jenes tragische Heldenthum, das im Untergang der Nibelungen seinen klassischen Ausdruck gefunden hat, in seiner trotzig ergebenen Mannhaftigkeit das gerade Widerspiel der weibischen energielosen Duldsamkeit Indiens. Das höchste Ziel des Germanen ist Tapferkeit in der Treue für die ergriffene Sache; der höchste Lohn dieser Tapferkeit der Tod auf dem Schlachtfelde und die Ueberführung nach Walhalla, aber nicht sowohl wegen der dort zu findenden sinnlichen Genüsse, sondern um der Ehre willen, im Gefolge Odins an der letzten Entscheidungsschlacht und an dem Untergange der Götter Theil nehmen zu dürfen.

Man kann nicht sagen, daß die Germanen das Tragische in das religiöse Bewußtsein eingeführt haben, aber sie haben es aus einer seitlichen Stellung in den Mittelpunkt desselben gerückt und damit der Religion eine ganz neue Wendung gegeben. Ueberall, wo der Jahresmythos durchgebildet ist, hat auch das Tragische eine Bedeutung in demselben erlangt; der Tod des guten Sonnengottes durch den bösen (oder auch durch Selbstverbrennung), ist eine bei sehr vielen Völkern wiederkehrende Erscheinung, welche in vielen Fällen zu ausgebildeten tragischen Cultusformen (Mysterien) geführt hat. Das Tragische ist also nicht bloß in der Sphäre der Heroen zu suchen, es ragt auch in die Sphäre der eigentlichen Götter hinein, wenn gleich die Vermuthung nahe liegt, daß dieses in der ursprünglichen Naturreligion fehlende Element erst bei jüngeren Göttergenerationen durch Rückübertragung aus der Heroentragik zur Geltung gelangt. Wo immer das Tragische in der Religion festen Fuß gefaßt hat, da hat es sich aller religiösen Menschen Herzen erobert und in seinen Bann gezogen; je tiefer das religiöse Bedürfniß im Gemüth wurzelt, nach je mächtigerer Erregung und Erschütterung es sich sehnt, desto bereitwilliger wird es die Gelegenheit ergreifen, mit einem Gott zu leiden, zu trauern und zu klagen, um dann auch über seine Wiedererweckung und Erhöhung mit zu jubeln und zu jauchzen.

Daß der leidende und triumphirende Gott mit einer Naturerscheinung identisch ist, hindert diese Gefühlstheilnahme nicht nur nicht, es begünstigt sie sogar beim Naturmenschen, welcher gewohnt ist, sich an die Natur hinzugeben, mit ihr zu trauern und zu frohlocken und in seinen subjectiven

Stimmungen widerstandslos das Bild der von ihr empfangenen Eindrücke zurückzustrahlen. Das Naturgefühl verschmilzt unwillkürlich mit dem persönlichen Mitgefühl für den anthropomorphen Gott und steigert dasselbe; auf diesem Grunde entwickeln sich theilweise ganz orgiastische Culte, weil die Naturmenschen geneigt sind, ihr Mitgefühl in Schmerz und Freude in einer uns heut excentrisch scheinenden Weise zu äußern und bei der Trauer um ihren Gott mindestens eben so heftig zu wehklagen und sich zu geberden wie bei der Trauer um einen geliebten Todten. Die so erzielten Erregungen des religiösen Gefühls sind zwar einerseits nicht frei von Egoismus, insofern der Gott mit der Naturerscheinung identisch und diese für das Wohl des Menschen höchst wichtig ist; andererseits aber erheben sie sich in dem persönlichen Mitgefühl mit dem anthropomorphen Gott doch um so entschiedener über die Sphäre des Egoismus, je mehr geistige Selbständigkeit und charakteristische Individualität die Vorstellung des Gottes bereits gewonnen hat und je weniger bei dem Cultus desselben auf seine zu Grunde liegende Natürlichkeit reflectirt wird. Auf diese Weise wird das Tragische für das religiöse Bewußtsein in der That zu einem Mittel, durch welches dasselbe sich unwillkürlich über die Sphäre des Eudämonismus erhebt, ähnlich, wie wir dies von dem Schönen und Nützlichen bei den Griechen und Römern sagen können.

So lange nun aber das Tragische der Religion innerhalb der Grenzen des cyklischen Jahresmythos verbleibt, ist einerseits die Loslösung vom Eudämonismus wegen der festgehaltenen Identität mit der Naturerscheinung keine vollständige und hat andererseits die Wehklage der Trauer etwas Gewaltsames, Unwahres, Komödiantisches, weil der Gott ja nur stirbt, um sofort wieder aufzuerstehen. In beiden Punkten führt die germanische Religion über die sonstigen Naturreligionen hinaus, indem sie den cyklischen Jahresmythos in den Mythos des Weltenjahres erweitert. Dadurch wird die Trauer um Balder einerseits von derjenigen um die Sonnenwende des laufenden Jahres und damit von den an diese sich anknüpfenden eudämonistischen Gedanken abgelöst und wird andererseits zu einer in sich wahren und berechtigten. Diese Vertiefung wird aber dadurch erkauft, daß auf den der Trauerklage nachfolgenden Auferstehungsjubel verzichtet wird; denn die Aussicht auf eine Auferstehung Balders nach Ablauf des ganzen Weltprocesses ist nicht im Stande, die Trauer um seinen Tod für die ganze Dauer dieser Welt zu lindern. Durch diese unendliche Hinausschiebung der Auferstehungsfreude und die Perpetuirung der Trauer wird die persönliche Tragik in der Religion erst zu einer wahrhaften, echten Tragik, und das Mitgefühl mit dem so vom Schicksal zermalmten Gotte erhebt den Menschen wirklich auf eine über allen Egoismus und Eudämonismus liegende Stufe des religiösen Gefühls, wozu bei den Culten des Osiris, Adonis, Dionysos u. s. w. erst ein Anlauf genommen wird.

Hiermit ist nun aber erst diejenige Vertiefung bezeichnet, welche das

Tragische in seiner Darstellung an einer göttlichen Einzelpersönlichkeit erfährt; eine noch größere Tragweite gewinnt die germanische Religion dadurch, daß sie das Tragische von der Einzelpersönlichkeit des guten Sonnengottes auf die Gesammtheit der Götter überträgt. In allen andern Religionen bezieht sich die religiöse Tragik nur auf eine einzelne Gestalt des Götterhimmels; so wenig die ganze Existenz dieses bestimmten Gottes durch die jährlich wiederkehrende tragische Episode seines Lebenslaufs zu einer tragischen wird, so wenig wird durch die tragische Bedeutung einer solchen Einzelgestalt die ganze Götterwelt in eine tragische Atmosphäre getaucht. Im Germanenthum ist das anders. Hier liegt nicht nur der Tod Balders (wie auch der Christi im Christenthum) bereits in der Vergangenheit (ohne daß er wie Christus als Auferstandener gewußt wird), hier liegt nicht nur der Untergang des besten und reinsten der Götter wie ein Mehlthau auf der Herrlichkeit der ganzen Götterwelt, sondern der Mythos des Weltenjahres umfaßt die Totalität der Götter und weiht sie ausnahmslos einem unentrinnbaren tragischen Geschick, wie es sonst nur einen Einzelnen vorübergehend zu berühren pflegt. So ist hier die Mythologie in ihrer Totalität eine einzige großartige Tragödie, das Tragische ist zur eigentlichen Substanz des religiösen Bewußtseins geworden, wie in Hellas das Schöne und in Rom das Nützliche.

Auch die hellenischen Götter fühlen sich in ihrer Haut nicht ganz sicher und können die Möglichkeit nicht leugnen, daß sie gleich früheren Göttergeschlechtern dereinst vom Throne gestürzt und aus dem Olymp vertrieben werden könnten; aber sie halten sich solche Gedanken an leere Möglichkeiten vom Leibe und lassen sich durch sie in ihrer leichtlebigen Herrlichkeit nicht stören. Die germanischen Götter dagegen wissen, daß sie dem Untergang nicht entrinnen, daß sie ihn nur hinausschieben können, daß über ihrer aller Häuptern das Damoklesschwert des Weltendes hängt; sie leben und weben in dieser tragischen Atmosphäre und ihrer düstern Beleuchtung. So ist hier die tragisch-heroische Stimmung nicht etwa bloß die subjective Reaction des religiösen Gemüths auf objective Vorgänge andrer Art; sondern die Stimmung ist zunächst und in erster Reihe der subjective Zustand der Götter selbst, und nur hintennach zugleich der Abglanz dieser im Spiegel des menschlichen Bewußtseins. Der Untergang der Götterwelt liegt freilich noch in ferner Zukunft; aber er wirft seinen düstern Schatten in die Gegenwart voraus und ist ein endgiltiger, dem kein Wiederaufleben dieser Götterindividuen folgt, wie es bei dem persönlichen Einzelträger des Tragischen, bei Balder, ausnahmsweise der Fall ist. So ist die religiöse Tragik im Germanenthum derjenigen in allen andern, sowohl früheren als späteren Religionen, sowohl in intensiver wie in extensiver Hinsicht unvergleichlich überlegen.

Im Christenthum überwiegt die Auferstehungsfreude die Tragik des Kreuzestodes, und im Buddhismus kommt es aus Mangel des heroischen Elements wohl zur Trauer, aber nicht zur Tragik. Der Christ weiß, daß die Leiden der Zeitlichkeit gegen die Freuden der Ewigkeit nicht in Betracht

kommen; der Buddhist findet das Traurige nicht im Tode, sondern im Leben; nur der Germane sieht dem Untergange entgegen, während er eigentlich das Leben will und dessen Aufgeben als einen Verlust empfindet. Desto großartiger und anerkennenswerther ist die heldenhafte Leistung des Germanenthums, daß es trotz seiner Lebensfreudigkeit so todesbereit war und es über sich gewann, sich selbst sammt seinen Göttern ideell der Vernichtung zu weihen, weil es in der Tiefe seines Gemüths dieses Dasein als ein nichtseinsollendes empfand.

Hiermit gelangen wir zu dem dritten und wichtigsten Punkt, in welchem die germanische Religion das Tragische der sonstigen Naturreligionen vertiefte: das ist die ethische Bedeutung, welche es demselben lieh, indem es den ganzen zeitlichen Weltproceß, d. h. die Periode von der Ankunft der Zeitjungfrauen bis zur Wiederherstellung des hiermit verloren gegangenen paradiesischen Urzustandes, als etwas Nichtseinsollendes brandmarkte, dem sonach mit seiner Vernichtung nur das widerfährt, was ihm der Idee nach gebührt.

Ueberall, wo die Naturmythen im Germanenthum eine Vergeistigung erfahren haben, geschieht es dadurch, daß denselben eine Wendung nach der sittlichen Seite hin gegeben wird, und dieser Zug des Gemüths ist so stark, daß dabei selbst eine recht gezwungene Deutung öfters nicht gescheut wird (so z. B. wenn Freyrs Werbung um Gerda mit seinem Schwerte, dem Sonnenstrahl, von Loki so gedeutet wird, daß er durch diese Hingabe seiner Waffe für die Braut sich selbst wehrlos gemacht hat für den Fall einer nothwendigen Vertheidigung der Götterburg und somit sich einer Untreue gegen die Gesammtheit der Götter schuldig gemacht habe) und über die Widersprüche hinweggesehen wird, in welche man sich dadurch verwickelt, daß es Naturmythen sind, welche sich diese sittliche Auslegung gefallen lassen müssen. Wenn der Grieche, ganz der schönen Sinnlichkeit hingegeben, im unbefangenen Genießen der Lenzespracht und Erntefreude schwelgt, so breitet das vorahnende Gemüth des Germanen über die Schönheit des Augenblicks den Schleier der Schwermuth; die Wehmuth über die Vergänglichkeit des Schönen, welche im Hellenenthum nur leise durchklingt oder sporadisch hervorbricht, ohne den Grundton der Heiterkeit zu stören, ist im Germanenthum zur Grundstimmung geworden, weil die frohe Sommerszeit so kurz ist gegen den trüben Winter, daß der lachendste Blumenflor die Gedanken nicht mehr von dem, was nachkommt, abzuziehen vermag. Der Schatz der Vegetation, welchen die guten Götter den Unholden der Erstarrung entrissen oder entlockt haben, ist bestimmt, nach kurzer Frist zu seinen früheren Eigenthümern zurückzukehren; an ihm also haftet nicht das dauernde Glück des Besitzes, sondern das Leid, ihn wieder verlieren zu müssen.

Diese Naturthatsache ist dem Germanen ein Problem, das ethisch gelöst werden muß; der Fluch des Verlustes für die Erwerber, die Vorausbestimmung der Rückkehr des Schatzes zu seinen früheren Eigenthümern, könnte nicht auf demselben lasten, wenn bei seiner Erwerbung Alles rechtmäßig zugegangen wäre. Der Fluch muß von den früheren Eigenthümern dem Schatze auf

die Oberwelt mitgegeben sein, und er würde nicht seiner Erfüllung so sicher sein, wenn er nicht auf einer Schuld der Erwerber fußte, welche durch die Erfüllung des Fluches, durch die Rückkehr des Schatzes unter die Erdoberfläche wieder gesühnt wird. Die Schuld ist eine doppelte: erstens das Verlangen nach Besitz, die Habsucht, der Eigennutz, die Goldgier überhaupt, welche zu der Erwerbung des Schatzes antreibt, und zweitens die Mißachtung des fremden Eigenthumsrechtes und die Untreue gegen die eigenen Versprechungen, welche sich in der Erwerbung des Schatzes durch Gewalt oder List, durch Raub oder Betrug kund thut. Diese sittlichen Beziehungen kehren in der germanischen Mythologie in den mannigfaltigsten Varianten wieder, welche sämmtlich zu dem Mythenkreise des Jahresmythos gehören.

Die Consequenz dieser Auffassung wäre eigentlich die, daß Götter und Menschen, anstatt nach unrechtmäßigem Gut zu verlangen, auf dasselbe verzichten müßten; aber diese Consequenz, welche mit dem Verzicht auf die Mittel des Lebens gleichbedeutend wäre, wird nicht gezogen. Um leben zu können, mußten die Germanen kämpfen, d. h. andere Völker überfallen und ihnen einen Theil ihres Besitzes rauben, und es war natürlich, daß sie lieber wohlhabende als arme Völker überfielen; aber doch lebte in ihnen das Bewußtsein, daß die Habsucht und Goldgier die schlimmste Untergrabung ihrer Tüchtigkeit, Redlichkeit und Treue, daß sie das Grundlaster darstelle, aus dem ihnen die Versuchungen zu allen Lastern erwachsen. Die unklare Mischung dieser Gedanken drückt sich auch in ihren ethischen Mythen aus; wenn ihnen als höchste Tugend die Treue galt, so mußte als schwärzestes Laster und als schwerste Verschuldung die Treulosigkeit, der Wortbruch, der Verrath und Meineid aufgefaßt werden, und auch diese sittliche Anschauung spiegelt sich in den Mythen, wo die Himmelsgötter sich durch Habsucht oder Eigennutz zum Vertragsbruch und Meineid verführen lassen.

Dieselben Motive wie im gewöhnlichen Jahresmythos spielen nun auch im Mythos des Weltenjahres ihre Rolle. Als die Zeitjungfrauen angekommen waren, d. h. als der zeitliche Weltproceß an Stelle der idyllischen Ewigkeit des Weltfrühlings getreten war, pflogen die Götter Rath, wer die Zwerge zur Erlangung des Goldes schaffen sollte; die Thätigkeit der Götter beginnt also mit der Goldgier und den Voranstalten zur Befriedigung derselben. Hierin liegt noch keineswegs eine für den ganzen Verlauf des Processes entscheidende Schuld, ja nicht einmal eine actuelle Schuld; es war nur die erste Kundgebung einer Gesinnung, von welcher sich voraussehen läßt, daß sie zur Verstrickung in Schuld führen werde. Darin liegt grade eine tiefe und feine Intention der germanischen Mythologie, daß nicht wie beim hebräischen Sündenfall die Sünde mit einem Schlage da ist, und dann als Erbsünde sich fortpflanzt, sondern daß sie leise und unvermerkt mit etwas, das man noch nicht selbst als Sünde bezeichnen kann, sich einschleicht, und dann Schritt vor Schritt sich an sich selber steigert, indem die kleinere Schuld in eine Lage versetzt, welche der Versuchung zur größeren erliegen

macht. Diese Intention ist weder klar noch folgerichtig durchgeführt, weil die allmälige Entstehung aus den Naturmythen es dazu nicht kommen ließ, aber sie liegt zweifellos dem Mythos des Weltenjahres zu Grunde, und grade sie trägt ganz besonders dazu bei, die Tragik dieses Mythos zu einer so wundersam gefügten, sich in sich selbst steigernden und psychologischwahren zu machen.

Alle Götter nehmen an der Schuld theil, so weit sie nicht als bloß natürliche Götter außerhalb des sinnlichen Processes bleiben; auch der Hauptgott Odin belastet sich in hervorragendem Maße mit derselben. Nur Balder ist ausdrücklich für seine Person davon ausgenommen als der schuldlos Reine; aber er ist dies nur, weil er in gänzlicher Passivität verharrt, also durch Nichtbetheiligung an dem Ringen und Kämpfen der Götter auch ihren Versuchungen entrückt ist. Gleichwohl ist er in die collective Schuld der Götterfamilie mit eingeschlossen, da die Solidarität der Familie und des Stammes es dem germanischen Bewußtsein unmöglich macht, den persönlich schuldlosen Einzelnen von der Mithaftbarkeit für die Gesammtschuld zu befreien. Wenn er dennoch eine eximirte Stellung zum Weltuntergang gewinnt, so ist es grade dadurch, daß er lange vor der gemeinsamen Sühne als persönliches Opfer fällt, und so ein schlagendes Beispiel liefert zu dem Satze, daß in einer verderbten Gemeinschaft auch das Reinste und Edelste nicht geschützt ist vor den siegreichen Nachstellungen des Bösen. In diesem Tode Balders gipfelt dann zugleich die Steigerung des Bösen in der Götterwelt; als persönlicher Träger desselben erscheint hier Loki, der sich als verderblicher Sonnengott besonders zu dieser Rolle eignet. Aber auch Loki ist nicht ein Gegensatz zu den übrigen Göttern, sondern einer aus ihrer Mitte, der gleichfalls gut begann*) und erst allmälig zum Bösen gelangte; er wird nur dadurch zum Feinde der Götter und des Weltalls, daß er den übrigen in der Steigerung des Bösen um einen oder einige Schritte voraus ist und nun durch sein Verhalten ihre feindliche Reaction gegen sich herausfordert. Die nämliche Ansicht von der Selbstpotenzirung des Bösen liegt auch der germanischen Auffassung von der Menschheitsgeschichte zu Grunde, wonach dieselbe in einer beständigen Verschlechterung des sittlichen Zustandes der Menschheit besteht; diese sittliche Verschlechterung der Götter und Menschen ist es, welche die Macht der ihnen feindlichen Gewalten wachsen läßt. Wenn es gelingt, den Demoralisirungsproceß der Menschheit aufzuhalten, so ist das gleichbedeutend mit einer Aufschiebung des Weltunterganges; denn nicht eher kann dieser eintreten, als bis die sittliche Verwahrlosung und Verderbtheit der Menschheit ihren äußersten Gipfel erreicht hat.

Es ist eine einzig dastehende Erscheinung, daß der Germane sich seine

*) Jede verderbliche Naturgottheit muß auch ihre gute Seite haben, und jeder Sonnengott war einmal wohlthätig, bevor er durch allzu große Gluthhitze schädlich wurde. Dies zeigt sich auch an Loki, der die Stelle des guten Sonnengottes vertritt, wenn er die vom Riesen Thiaßi geraubte Idun wiederholt, oder dem Thor bei der Wiedererlangung seines Hammers von Thrym behilflich ist.

Götter, die ihm doch auch als Hüter der Sitte auf Erden galten, schuldbeladen vorstellt, und zwar mit so schwerer Schuld beladen, daß nur ihr Untergang sie zu sühnen vermag. Wenn der Hellene an seinen Göttern sittliche Mängel entdeckte, so war es doch nur, weil sein sittliches Bewußtsein über die bei Entstehung der Naturmythen eingenommene Stufe hinaus fortgeschritten war, und ihm nun manche früher unanstößige Züge der Naturmythen an seinen vergeistigten Göttern Anstoß erregten; diese sittlichen Mängel sind also ein zufälliges Nebenproduct der Religionsentwickelung, berühren nicht das Wesen der hellenischen Götter und werden, sobald sie anstößig erscheinen, entweder umgedeutet oder bei Seite geschoben. Im Germanenthum dagegen ist die Schuld der Götter von ihrem Wesen unabtrennbar, ebenso wie die Perspective ihres Unterganges als der Sühne ihrer Schuld, und dies hat ohne Zweifel für das heutige religiöse Bewußtsein etwas durchaus Paradoxes, welches die Begriffe der Unvergänglichkeit und Heiligkeit für unabtrennbar vom Begriffe des Göttlichen zu betrachten pflegt. Wie konnten dem Germanen seine Götter als Repräsentanten der sittlichen Weltordnung und als Vorbilder seines eigenen sittlichen Entwickelungsganges gelten, wenn sie selber gegen die sittliche Weltordnung verstießen? Erst die Lösung dieses Problems kann uns den Schlüssel für das volle Verständniß der germanischen Religion in die Hand geben, und für die Folgerichtigkeit und Tiefe ihres Standpunktes die rechte Würdigung ermöglichen.

Wäre nur einer unter den Göttern böse (wie etwa Typhon, Angramainyus oder Lucifer) und alle übrigen gut, so wäre das Problem sehr einfach; das Böse wäre dann außerhalb der eigentlichen Götter und der Gott, insofern er zu einem moralisch bösen (nicht bloß natürlich verderblichen) wird, hätte seine positive Göttlichkeit mit einer negativen Widergöttlichkeit vertauscht, die der Göttlichkeit der übrigen Götter erst recht zur contrastirenden Folie dient. Das Problem liegt aber hier gerade darin, daß alle Götter, wenigstens alle lebenden und frei wirkenden (denn Balder ist in der Gegenwart todt und Loki gefesselt) gute Götter sind, die doch das Moment des Bösen in sich tragen und darum in Schuld verstrickt sind. Auf diese Form gebracht, läßt aber das Problem seine Lösung auch schon durchschimmern; das Böse ist nicht das Wesen der Götter, so wenig es etwas außer ihrem Wesen Liegendes ist, sondern es ist ein Moment in ihrem Wesen, das einst — im Stande der Unschuld — noch nicht da war, und einst — in der Sühne des Untergangs — nicht mehr da sein wird, es ist also ein zur Ueberwindung bestimmtes Moment, das nur zu dem Zweck hervortritt, um als nichtseinsollendes ausdrücklich negirt und aufgehoben zu werden.

Aber dies erklärt doch nur die Vereinbarkeit der Schuld der Götter mit ihrer guten Natur im Allgemeinen und läßt die Paradoxie bestehen, daß diese selbst mit Schuld behafteten Götter für die Menschen Träger und Hüter der sittlichen Weltordnung sein sollten. In der That wäre dies ein Widerspruch, wenn die Ueberwindung des Bösen in den Göttern durch eine

über ihnen schwebende, außer ihnen stehende Macht vollzogen würde, wenn die Sühne etwas ihnen Aeußerliches, von außen Aufgezwungenes, in ihrer sittlichen Bedeutung ihnen selbst wohl gar Unverständliches bliebe, wie dies etwa bei dem persischen Angramainyus der Fall ist, wenn er schließlich durch die Macht Ahuramazdas und seiner Streiter endgiltig überwunden wird. Aber die germanischen Götter wissen das Böse in ihnen als ein Nichtseinsollendes, Sühnebedürftiges, sie anticipiren in ihrem Schuldbewußtsein die Sühne des Unterganges und vollziehen täglich das ideelle Gericht über sich in der Schwermuth, welche über ihrem Leben lagert; die sittliche Weltordnung ist ihnen immanent, und sie können den Menschen gegenüber die Wächter und Wiederhersteller derselben sein, weil sie es sich selbst gegenüber sind. Selbst der böseste der Götter, Loki, vollzieht, obschon unwissentlich, das Gericht an sich selber, indem er durch seine eigene List gefangen und mit seinen eigenen Eingeweiden, oder denen seines Sohnes, gefesselt wird; befreit durch die wachsende Macht des Bösen in der Welt, geht er und sein Heer nach dem Siege durch sich selbst zu Grunde, nämlich durch den Weltbrand, den er entfacht hat.

Da die germanischen Götter in Folge ihrer Herkunft aus der Naturreligion viele sind, da aber andrerseits ihre Vergeistigung wesentlich nur in ihrer ethischen Bedeutung liegt, so müssen die vielen Götter, wenn sie sich von einander durch ihre geistige Physiognomie unterscheiden sollen, verschiedene Momente des sittlichen Processes darstellen; so repräsentirt z. B. Balder den Zustand der Unschuld und Reinheit, d. h. den in den Weltproceß hineinragenden Weltenfrühling, Loki den Stachel zur Sünde und das böse Gewissen zugleich, d. h. den Versucher der übrigen Götter und den höhnischen Mahner und strafenden Aufzähler ihrer Unthaten und geheimen Sünden (bei Oegirs Gastmahl), Odin das reife sittliche Bewußtsein, das die eigne Schuld willig zur Tilgung durch die Sühne darbietet und sich dadurch über das Böse erhebt. Auf Balder konnte das sehnsüchtige Auge als auf das Ideal der ungetrübten sittlichen Reinheit blicken; vor der Reflexion, daß diese idyllische, passive Unschuld innerhalb des sittlichen Processes ein Anachronismus sei, war man um so sicherer geschützt, als Balder durch seinen Tod dem Proceß entrückt war. In Loki concentrirt sich das negative Moment des sittlichen Processes mit seiner sich selbst zerstörenden Tendenz; er war unentbehrlich in dem als Einheit angeschauten sittlichen Proceß der Götter, und ihm war die Ehre vorbehalten, die letzte Sühne an der ganzen Götterwelt zur wirklichen Vollstreckung zu bringen. In Odin aber — obschon derselbe nur als primus inter pares, nicht einmal als König, wie Zeus, sondern nur etwa als Vorkämpfer und Vorsitzender der Gauversammlung der Götter gedacht wurde — fand der Germane die höchste Personification des zu sich selbst gekommenen sittlichen Bewußtseins, das seinen Zwiespalt durch ideelle Anticipation der Sühne überwunden hat; darum galt er in Sonderheit als die Verkörperung der sittlichen Weltordnung, deren Totalität freilich sich erst in der Gesammtheit der Götter offenbarte.

In dieser ihnen immanenten sittlichen Weltordnung findet nun auch die Vielheit der Götter ihre geistige Einheit, welche um so erschöpfender für ihre geistigen Wesenheiten ist, als dieselben in ihrer sittlichen Bedeutung aufgehen. Die sittliche Weltordnung ist also das geistige Band, welches die Einheit der germanischen Naturreligion trotz der geistigen Besonderung ihrer einzelnen Göttergestalten sicher stellt. Sie ist einerseits das Ergebniß aus dem zeitlichen Lebensproceß der Götter und gewinnt ihre Wirklichkeit erst dadurch, daß sie in diesem Proceß herausgesetzt und in ihren Momenten entwickelt wird; aber sie ist andrerseits doch nicht ein willkürliches Product der einzelnen Götter oder ihrer gemeinsamen reflectirten Beschlußfassung, sondern das nothwendige und natürliche Erzeugniß ihres sich Auslebens, die organische Entfaltung ihrer geistigen Wesenheit. Ideell genommen ist also die sittliche Weltordnung das Prius der Götterwelt, die Substanz ihrer Geistigkeit; aber als solche ist sie nicht offenbar, und um offenbar zu werden, muß sie erst von der Götterwelt und ihrem Lebensproceß realisirt werden, und zwar in allen ihren wesentlichen Momenten, unter welchen selbstverständlich auch das Böse nicht fehlen darf. Ob die ideelle sittliche Weltordnung vor ihrer Realisirung als bloße Idee in der Luft schwebt, oder ob sie die Idee einer vorweltlichen und überweltlichen, während des Weltprocesses verborgenen und erst nach seiner Beendigung wieder hervortretenden Gottheit ist, das bleibt unklar; doch scheint auf letzteren Gedanken der „Allvater" hinzudeuten, welcher mit dem „Starken von oben" zusammenzufallen scheint, der in dem neuen Weltfrühling ewige Satzungen anordnen wird.

Falls wir es hier nicht bereits mit Rückwirkungen des Christenthums zu thun haben, könnten die verstreuten Andeutungen dieser Art als ein Fingerzeig gelten, nach welcher Richtung die germanische Religion sich weiter entwickelt haben würde, wenn ihr eine ungestörte Entfaltung beschieden gewesen wäre; an Stelle der Göttervielheit wäre als immamente Verwirklichungsstätte der sittlichen Weltordnung unmittelbar die Menschheit, als göttlicher Urheber derselben für Zeit und Ewigkeit Allvater getreten. Aber dazu kam es nicht, weil an Stelle Allvaters der Christengott trat, wobei zugleich Balder durch Christus und Loki durch Lucifer oder Satanas ersetzt wurde; diese Revolution ersparte zwar der germanischen Götterwelt den langen Todeskampf, aber sie begrub auch für mehr als ein Jahrtausend die herrlichsten Keime einer autonomen und doch religiösen Moral. Wie kein anderer Stamm ist der germanische dazu veranlagt, nach einer autonomen Moral zu streben, das hat er nicht bloß durch die Reformation und die neuere Entwickelung der Theologie, Religionsphilosophie und Ethik bewiesen, sondern in fast noch höherem Grade durch die eigenthümliche Wendung, welche er in seiner Kindheit der Naturreligion zu geben vermochte. Nur diese ursprüngliche Charakter- und Geistesanlage der Germanen, ihre ethnologische Tendenz zur Autonomie ist im Stande, die Erklärung für das Zustandekommen des Glaubens an eine schuldbeladene und dem Untergang verfallene Götterwelt erklärlich zu machen,

von der wir bisher doch noch nicht mehr als ihre widerspruchslose Möglichkeit begriffen.

Der Germane strebte nach autonomer Sittlichkeit und verwirklichte dieselbe schon auf dem Gebiet der Gefühlsmoral instinctiv in einer seinen Zeitgenossen überlegenen Weise; aber er konnte die sittliche Autonomie nicht unmittelbar als Princip ergreifen, wenn er nicht seine Sittlichkeit mit einem Schlage von dem ihm eingewurzelten religiösen Bewußtsein losreißen wollte. Hätte er ohne Weiteres die Menschheit als immamente Verwirklichungsstätte der sittlichen Weltordnung betrachten wollen, so hätte er erstens diese sittliche Weltordnung als objective unpersönliche Macht ergreifen und zweitens seine sämmtlichen Naturgötter außer Dienst setzen, oder doch außer Beziehung zu seinem sittlichen Bewußtsein setzen müssen; jenen Begriff der sittlichen Weltordnung sollte er aber erst erzeugen, und er konnte dies nicht anders als auf Grund einer allmäligen Entwickelung des Inhalts seines religiösen Bewußtseins, d. h. seiner Naturgötter. Die germanische Moral war, wie die des gesammten Naturalismus, principiell eudämonistisch, formell heteronom; diesen inhaltlichen Eudämonismus durch autonome Sittlichkeit zu überwinden, das war die Aufgabe und unbewußte Tendenz, welche aber im Widerspruch stand mit der formellen Heteronomie des religiösen Bewußtseins.

Die Lösung war unter den gegebenen Bedingungen nur auf dem einzigen Wege möglich, daß der Mensch Dasjenige, was er für sich unbewußt erstrebte, aber durch seine Beziehungen zu seinen Göttern für sich unmittelbar zu erreichen verhindert war, von der Menschenwelt auf die Götterwelt hinausprojicirte und den unbewußten Entwickelungsproceß seines religiös-sittlichen Gedankeninhaltes als bewußten Entwickelungsproceß seiner Götter anschaute. Auf diesem Wege gewann er inhaltlich an Stelle des Eudämonismus eine autonome Sittlichkeit, ohne für sein Theil mit der formellen Heteronomie ausdrücklich zu brechen; den Begriff der sittlichen Weltordnung als unpersönlicher Macht und objectiver geistiger Substanz des geistigen Lebens gewann er unmittelbar für seine Götter, dadurch aber mittelbar auch für sich, insofern das Verhalten der Götter zur sittlichen Weltordnung ihm als Vorbild diente für sein eigenes Verhalten zu derselben. Wie die Pflanze absterben darf, wenn sie ihren Zweck durch Hervorbringung der Frucht erfüllt hat, so durfte der Germane seine Götterwelt der sittlichen Weltordnung opfern, nachdem sie ihre sittliche Aufgabe in der Herausstellung dieser sittlichen Weltordnung erfüllt hatte; gerade indem er seine Götter als vergänglich anschaute, erblickte er in ihnen und über ihnen *das Göttliche*, das in ihrem Untergang *seinen höchsten Triumph* feierte. So konnte und mußte er seine Götter der Vergänglichkeit weihen, weil sie ihre Aufgabe erfüllt hatten, ihm den Weg zu dem unvergänglichen Göttlichen zu weisen.

Dieser Gedanke konnte natürlich nicht in das Bewußtsein der Germanen fallen; wären sie bis zu ihm gelangt, so würden sie eben dadurch die Naturreligion endgiltig überwunden haben.

Die Götterdämmerung wäre ihnen dann nicht mehr als ein in der Zukunft liegendes und mit dem Weltende zusammenfallendes Ereigniß erschienen, sondern als eine bereits vollzogene Thatsache; das Weltenjahr hätte seine natürliche Bedeutung völlig verloren und wäre ganz auf eine religionsgeschichtliche und ethische beschränkt worden; der neue Weltenfrühling wäre also nicht mehr von kosmischen Umwälzungen abhängig gedacht, sondern nur von einer Revolution des religiösen Bewußtseins der Menschheit, und wäre mit dem Eintritt der sittlichen Weltordnung als des neuen alleinigen Gottes bereits angebrochen. Zu solchen Consequenzen fortzuschreiten, war dem in seiner Entwickelung unterbrochenen Germanenthum nicht vergönnt; was uns von demselben überliefert ist, läßt uns zwar die unbewußte Triebfeder und die ahnungsvollen Perspectiven dieses Entwickelungsganges erkennen, zeigt uns aber als letzte Phase der Entfaltung doch nur ein Stehenbleiben auf halbem Wege, das als unausgetragene Vermittelung zwischen dem Woher und Wohin nothwendig in sich widerspruchsvoll sein muß. Dieser Widerspruch gipfelt darin, daß das Dasein der schuldbeladenen Götter als ein zu negirendes, der gegenwärtige Weltzustand als ein wegen seiner Schlechtigkeit aufzuhebender gedacht wird und doch Alles gethan wird, um das Dasein dieser Götter zu fristen und das Elend dieses Weltzustandes zu verlängern. Wäre der neue Weltfrühling mehr als eine blasse Perspective gewesen, so hätte er zum ersehnten Ziel werden müssen, dessen Eintritt durch Abkürzung der Agonie des Bestehenden zu beschleunigen, als sittliche Aufgabe erschienen wäre; daß es zu diesem Umschwung nicht kam, beweist, daß jene Perspective noch gar keine Motivationskraft, kein praktisches Gewicht gewonnen hatte, und der Grund, der diesen Umschwung der Weltanschauung verhinderte, war in Bezug auf die Götter das Haften am Naturalismus, in Bezug auf die Menschen das Haften am instinctiven Individualeudämonismus.

In der langen Periode, wo der Germane seine Götter als bloße Naturgötter betrachtete, hatte er sich nun einmal gewöhnt, seine Interessen mit ihnen zu identificiren; er hätte es als einen Akt des Treubruchs angesehen, wenn er dieselben in ihrem Selbsterhaltungskampf gegen das ihnen drohende Verderben im Stich gelassen hätte. Von einem Auferstehen der menschlichen und göttlichen Personen im neuen Weltenfrühling war keine Rede, und deshalb hatte diese Perspective für ihn gar kein persönliches, subjectives, egoistisches Interesse und konnte es auch in den Augen seiner Götter nicht haben; unbeschadet der ethischen Anerkennung ihres objectiven Werthes als Sühne suchte er deshalb doch in instinctivem Egoismus den Zeitpunkt ihrer Verwirklichung hinauszuschieben, und fand es selbstverständlich, daß seine Götter ebenso dachten. Die Hände in den Schooß zu legen und passiv das Ende zu erwarten, dazu war er seiner Naturanlage nach unfähig, welche ihn zu energischer Bethätigung seiner Treue in tapferm Kämpfen und Ringen hindrängte; der Gedanke, durch seine sittliche Energie und tapfre Thatenlust das Ende des Nichtseinsollenden beschleunigen zu können, konnte ihm gar nicht in den Sinn kommen, und

darum war nichts natürlicher, als daß er Beide zur Vertheidigung und Erhaltung der bestehenden Götter- und Menschenwelt anwandte. Obschon er damit nur einem egoistischen Interesse seiner Götterwelt und nicht eigentlich einer ethischen Aufgabe derselben diente, so erschien ihm doch seine tapfre sittliche Bethätigung im Lichte dieser Förderung göttlicher Zwecke als religiöser Cultus; die Mitarbeit an der Vertheidigung der Götter und ihrer Welt gegen die den Untergang drohenden Feinde ist im eigentlichsten Sinne der Cultus, der dem specifischen religiösen Bewußtsein des Germanenthums entspricht, wie die Ausbreitung der römischen Macht und des römischen Rechts demjenigen des Römerthums entsprach.

Ob das Germanenthum bei ungestörter Fortentwickelung dazu gelangt sein würde, die vielen Naturgötter zu Gunsten der einen sittlichen Weltordnung wirklich zu beseitigen, das muß nach Analogie der indischen Religionsentwickelung mindestens als fraglich bezeichnet werden; das niedere Volk würde sich vermuthlich mit der Macht der Gewohnheit an dieselben angeklammert haben, während die zu einer höheren Stufe Fortgeschrittenen sich aus Pietät gegen die ehrwürdige Ueberlieferung gescheut haben könnten, den Kampf gegen dieselbe energisch aufzunehmen und durchzuführen. Es scheint eben doch der Durchgang durch die Stufe des Theismus das einzige Mittel zu sein, um zur vollständigen geschichtlichen Ueberwindung der Vielgötterei zu gelangen, und deshalb durfte auch dem Germanenthum diese Schulung des religiösen Bewußtseins nicht erspart werden. Die tragisch-ethische Vertiefung der Naturreligion, welche es in seiner selbständigen Entwickelung bereits erreicht hatte, genügte aber, um es für die Aufnahme des Christenthums nicht nur reif, sondern sogar es zu dem geeignetsten Boden für die weitere Entfaltung desselben zu machen. Wenn die Römer und Griechen das Christenthum noch wesentlich in seiner ursprünglich semitischen Gestalt (als abstracten Monotheismus und eschatologische Schwärmerei) empfingen, so trat es den Germanen bereits in einer durch arische Vermittelung fortgebildeten Gestalt (als universelle Erlösungsreligion und tritheistischer Henotheismus) gegenüber und war deshalb ihrem arischen religiösen Bewußtsein weit leichter annehmbar; sie aber brachten ihm eine ethische Tiefe des Schuldbewußtseins und eine Gemüthsempfänglichkeit für die Tragik der Erlösergestalt entgegen wie kein anderer arischer Stamm. Darum ist es kein Wunder, daß die christliche Religion in den Ländern griechischer Bildung bald erstarrte, daß sie in den romanischen Ländern nur so lange ihre Kraft und Lebendigkeit bewahrte, als die germanischen Bevölkerungselemente von der romanisch-celtischen Grundmasse noch nicht resorbirt waren, daß sie aber die ganze Tiefe ihres Inhalts nur in den germanischen Ländern entfaltete.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Von

Julius Allgeyer.

— München. —

Motto:

Der echte gesetzgebende Künstler strebt nach Kunstwahrheit, der gesetzlose, der einem blinden Trieb folgt, nach Naturwirklichkeit; durch jenen wird die Kunst zum höchsten Gipfel, durch diesen auf ihre niedrigste Stufe gebracht.

Goethe, Einl. in die Propyläen.

Die geheimnißvolle menschliche Anlage, die wir in ihren bewußten oder unbewußten Aeußerungen unter der Totalbezeichnung Kunsttrieb begreifen, scheint im tiefinnersten Wesen der menschlichen Natur begründet zu liegen; denn bis in die rohesten Anfänge der Cultur hinauf, ja selbst bei physisch wie klimatisch weniger begünstigten Völkern läßt sich der stille Hang der Menschen verfolgen, ihr Leben rhythmisch melodisch zu verschönern und über das gemeine Bedürfniß hinaus auszuschmücken. Und wie der Kunsttrieb selbst, so ist auch das Wohlgefallen am Schönen, d. h. die primitive Empfänglichkeit für die von demselben in Leben und Kunst ausgehenden Wirkungen eine allgemein verbreitete Anlage unter den Menschen.

Trotzdem ist die tiefere Empfindung für das Schöne nur besonders fein organisirten Naturen in höherem Grade eigen, und unterliegt die Auffassung von demselben wie kaum etwas Anderes dem Irrthum und beständigem Wechsel; denn gerade so schwankend wie die philosophischen und ästhetischen Definitionen des Schönheitsbegriffes, sind die, auf die concrete Kunstthätigkeit sich beziehenden und aus denselben resultirenden Urtheile, und nicht minder ist der Charakter der Kunstproduction selbst zu verschiedenen Zeiten ein völlig verschiedener.

Auf diesen, allem begrifflichen Wissen diametral entgegengesetzten Gebieten ist deshalb nicht nur der Einzelne dem Irrthum unterworfen; dasselbe

Schicksal können sogar ganze Epochen theilen, die durch eigenthümliche geistige Strömungen und Zeitstimmungen in falsche Bahnen gedrängt werden.

Die Gesammtheit steht alsdann gleichsam unter dem Bann einer geistigen Epidemie, deren Einwirkung sich nur diejenigen zu entziehen vermögen, die durch starke und glückliche Organisation in größerem oder geringerem Maße dazu berufen sind das Krankhafte in ihrer Zeit überwinden zu helfen.

Im Gegensatz zu solchen, wenigstens in ihren Irrthümern einheitlich productiven Zeiten bietet nun die Gegenwart in allen Angelegenheiten der Kunst und des Geschmacks das wirre Bild babylonischer Zustände dar. Unfähig zur Auffindung und Ausbildung eines ihr eigenthümlichen Kunststyls, greift sie unter der Herrschaft einer sinnlos wechselnden Mode bald zum Nächsten, bald zum Entlegensten, ohne jemals mit ausdauerndem Antheil an irgend etwas festzuhalten. Ja man kann trotz aller geräuschvollen Anzeichen vom Gegentheil geradezu sagen, daß die tieferen Interessen der Kunst in den Kreisen, welche als die höchste Vertretung der Intelligenz einer Nation zu gelten pflegten, keinen wirklichen Rückhalt, kein volles Heimatrecht haben. Ohne zu erröthen gesteht der Vertreter des modernen wissenschaftlichen Geistes zu, daß die Kunst für ihn einem fremden, seinen Interessen fernabliegenden Gebiete angehöre. Das schwer analysirbare Element des Ansich- und Fürsich-Schönen widerstrebt nothwendig dem Geist, in der ausschließlichen Pflege des Wissens und der exakten Forschung einzig allein das Heil der Welt erblickt. Unter dem Einfluß und der Last dieses sich täglich häufenden Wissens, das selten der Weisheit dient und bei der steten Erwägung seiner Nutzbarkeit noch seltener sich selbst zum Zweck nimmt, erfüllt sich schon unsere Jugend früh mit jenem Geiste praktischer Gesinnung, welcher die Aufgaben der Kunst kaum noch anders, als aus dem Gesichtspunkt der Erholung und des Amüsements verständlich sind, was um so bedenklicher ist, als die Gegenwart Miene macht, auch diese Seite unseres Lebens selbstgefällig in den vielgerühmten allgemeinen Fortschritt mit einzurechnen.

Es ist unvermeidlich, daß eine solche geistige Grundstimmung einer Zeit auch in der gesammten Kunstthätigkeit derselben ihren entsprechenden Ausdruck finden muß. Die vorherrschende Richtung in unsern Künsten, der bildenden sowohl als wie der dramatischen, beruht denn auch nicht mehr auf Nachbildung des Typisch-Schönen, Gattungsmäßigen, sondern auf Nachahmung im Sinne des Individuell-Charakteristischen, mit allen seinen Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten.

Die einzige Kunst, welche unter uns einigermaßen Bürgerrecht genießt und in welcher die idealen Bedürfnisse unserer Zeit ihren Ausdruck und ihre einseitige Befriedigung finden, ist die Musik*). In der bildenden Kunst

---

*) Wenn die Welt inmitten unserer entarteten Bühne ausnahmsweise an den Bayreuther Götter- und Heldengestalten sich zu erfreuen beginnt, nachdem sie Jahrzehnte hindurch die Bestrebungen R. Wagners verlacht und bekämpft hat, so vollzieht sich dieser verheißungsvolle Vorgang lediglich unter dem Einfluß der Musik.

jedoch ist uns die höhere Formen- und Gedankensprache längst ungeläufig geworden. Wie unserem, vom Tonfall der Prosa beherrschten Ohr der Sinn für den Reiz des Rhythmischen verloren gegangen zu sein scheint, so ist unsere Art zu sehen, fast möchte man sagen, eine photographische geworden. Das sogenannte Natürliche, in der Sprache des Philisters „das aus dem Leben Gegriffene" — worunter er selbstverständlich immer nur sein eigenes Leben versteht — beherrscht, mit seltenen Ausnahmen, unser gesammtes Kunstleben. Das naturgemäß aristokratische Wesen der Kunst ist dem verwirrenden Einfluß der kleinbürgerlichen Tendenzen verfallen, die nun ihr schonungsloses Regiment üben, wo sonst das Schöne und Erhabene allein als zur Herrschaft berufen galten.

Hiezu gesellt sich noch die Ueberhebung des unproductiven Geistes über den productiven, in Form einer geschäftigen Tageskritik, die in ihrer schulmeisterndlehrhaften, meistentheils selbst erst der Belehrung bedürftigen Oberflächlichkeit und durchschnittlichen Nüchternheit nur schädlich und beirrend auf die schöpferischen Kräfte sowohl, als auf die allgemeinen Kunstzustände der Gegenwart einwirken kann.

Mag der Schaffende, von den energischen Antrieben des Talents bestimmt, sich am Ende noch durch diese Widersprüche hindurchfinden. Schwieriger ist diese Aufgabe für den Laien, für dessen Erziehung nach dieser Seite hin weder in Schulen, noch in der Regel im eigenen Hause irgend etwas über den reinen Zufall Hinausgreifendes vorgesehen zu sein pflegt, was seinem kunstempfänglichen oder bedürftigen Sinn eine bestimmte Richtung geben könnte.

Hier soll nun keineswegs die Aufstellung einer neuen, am wenigsten einer rein philosophischen Theorie vom Wesen des Schönen versucht werden. Zweck und Absicht der vorliegenden Schrift ist vielmehr, unter allgemeinen ästhetischen, kritischen und praktischen Gesichtspunkten, Lernenden wie Lehrenden, Künstlern wie Laien zu Nutz und Frommen, den Zustand der Kunst der Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zu beleuchten. Wie niedrig man auch den Werth aller Theorien als Erziehungsmittel auf einem Gebiete schätzen mag, dessen eigentliches Verständniß nur durch die Anschauung, niemals durch die Reflexion gewonnen werden kann; — dem Rathbedürftigen werden sie doch stets die Aufgabe erleichtern, in dem Meer der Erscheinungen, das hier als Leben, dort als Kunst auf ihn eindrängt, Steuer und festen Ankergrund zu gewinnen.

Aus diesem Gesichtspunkt wollen die vorliegenden Aufzeichnungen beurtheilt sein.

I.

Betrachtet man das Verhältniß des Menschen zur Außenwelt näher, so sind es hauptsächlich zwei seiner Sinnesorgane und die mit denselben zusammenhängenden Fähigkeiten, durch welche seine Stellung zu derselben bestimmt wird: die Gabe des S e h e n s, welche ihm die unendliche Fülle der Formen-

und Farbenwelt erschließt, und sodann die Fähigkeit des Hörens, welche ihm die Welt des Klangs vermittelt. Wie jene dem Begriff des Räumlichen, so entspricht diese dem Begriff des Zeitlichen; und wie dort das Bestehende, Dauernde und Verharrende, so waltet hier das Flüchtige, Verrinnende und Vorübergehende.

Allerdings ist durch diese beiden Sinneskräfte und ihre Thätigkeit innerhalb des denselben entsprechenden Wirkungsgebiets, zunächst nur das alleräußerlichste Verhältniß des Menschen zur Natur ausgesprochen: dasselbe Verhältniß, in welchem fast alle, wenigstens alle höher entwickelten thierischen Organismen zur Natur stehen. Ein Drittes mußte mitwirken, um dieses äußerliche Verhältniß in einem höchsten und tiefsten Sinne zu bestimmen: Erst indem durch den Hinzutritt vernunftgemäßen Denkens der dumpfe thierische Sinneseindruck zur geistigen Vorstellung erweitert, in die freien Höhen des Bewußtseins erhoben wurde, konnte die eigentliche Erlösung des Menschen aus dem Zustand der rein thierischen Abhängigkeit von der Natur vor sich gehen. Aber auch dieses Bewußtsein an sich würde das instinctive Verhältniß des Menschen zur Außenwelt nicht wesentlich haben verändern können, wenn demselben nicht gleichzeitig der geheimnißvolle Trieb zur Sprachbildung an- und eingeboren gewesen wäre. Wie sich aber dem Menschen durch das allmählich aufdämmernde Bewußtsein die Perspective in das unübersehbare Reich seiner selbstthätigen Innenwelt erschloß, so sicherte ihm die Sprache das gesammte Gebiet des Gedanken- und Empfindungslebens, als stetig wachsenden Wissens- und Erkenntnißschatz.

Das Thier erkennt und erfaßt die Natur immer nur innerhalb der Sphäre seiner unabweislichen Bedürfnisse und vererbt seinen Nachkommen die Fähigkeit zur Befriedigung derselben als feststehenden Instinct, der nur dann im Sinne der Accomodation sich verändert oder weiter entwickelt, wenn wesentlich andere Einflüsse von außen, als erhöhte oder erschwerte Existenzbedingungen dauernd auf dasselbe einwirken. Die Befriedigung dieser seiner Bedürfnisse mag in ihm, je nach dem größeren oder geringeren Umfang seines dumpfen Empfindungslebens, in höherem oder geringerem Grad das Gefühl des Behagens und der Lust, oder im Falle der Nichtbefriedigung des Leidens und des Schmerzes erzeugen; ja selbst dunkle Vorstellungen mögen ihm gegeben sein, welche nur aus einer entschiedenen seelischen oder Verstandesfunction zu erklären sein mögen, aber eine, das Gattungsleben im Sinne der Entwickelung und Geschichte bestimmende Kraft lebt nicht in ihm und am wenigsten ist die Natur für dasselbe in der Bedeutung des Schönen vorhanden. Erst im Bewußtsein des höher entwickelten Menschen dämmert ein Gefühl für dasselbe auf, und fängt die Natur an, mehr als ein im Sinne ihrer Nutzbarkeit Vorhandenes für ihn zu sein. Das Schöne wirkt also in der Natur nicht an sich, wie etwa Wärme oder Kälte auf den thierischen Organismus wirken, sondern ist ein, lediglich im menschlichen Bewußtsein liegendes Bedürfniß. Mag der Mensch nun auch zur Befriedigung und Bethätigung dieses, nur ihm bekannten Schönheitsbedürfnisses

in den meisten Fällen direct auf die Außenwelt hingewiesen sein, so erfolgt die Befriedigung desselben doch nur in dem Sinn, daß das Object, kraft der Gabe geistiger Auffassung, zu einer, eben nur in dieser Auffassung überhaupt existirenden Vorstellung umgesetzt wird. Mit anderen Worten: Die Dinge wirken auf uns nur im täuschenden Schein der Beleuchtung, die aus unserem eignen Innern auf dieselben fällt. Je erregter nun bei Einzelnen dieser reflectorische Vorgang sich äußert, um so eigenthümlicher und von den Vorstellungen Andersorganisirter abweichender muß unter Umständen seine Idee von derselben Sache sich entwickeln. Demzufolge muß nothwendig das zur höchsten Reizbarkeit gesteigerte Vorstellungsvermögen einer tiefangelegten Künstlernatur zu ganz andern Forderungen geführt werden und sich schöpferisch äußern, als dies bei weniger entwickelten oder gar rohen Anlagen der Fall sein kann.

In der großen Verschiedenheit und Ausbildung der menschlichen Geistesanlagen ist denn auch allein der Grund für die verschiedenartige Beurtheilung und Auffassung des Schönen zu suchen. In der Lust und Freude am Bunten, Grellen, für Auge und Ohr Auffälligen, begegnen sich der Ungebildete und das unentwickelte Kind, während von den Schöpfungen des Genius Beide unberührt bleiben. Hier sind es also Alter und Bildungsstufe, welche die Vorstellungs- und Auffassungsweise bedingen. Ins Allgemeine übertragen, wird ebenso Anlage und geistige Entwicklung eines ganzen Volksstammes den Umfang, den Gehalt und die Tiefe seiner Anschauungen bestimmen; wie nicht minder der verschiedene kosmische Charakter der Außenwelt, bei der ununterbrochenen Wechselwirkung zwischen ihr und der Innenwelt des Menschen sein geistiges Leben verändern muß. Hier wechselt also und verschiebt sich der Begriff vom Schönen unter ethnographischen Voraussetzungen und klimatischen Bedingnngen, ehe noch die individuelle Auffassung ihre besonderen Rechte geltend macht, was in der Regel erst bei hochentwickelten Kunstzuständen einzutreten pflegt. Gerade hier gilt es nun aber den Gesichtspunkt zu ermitteln, unter welchem diese wechselnden und verschiedengearteten Begriffsausbildungen sich als ein, dem Wesen nach einheitlicher Modus des Denkens, Empfindens und Anschauens darstellen, welcher ermöglichte, das Schöne, wenn auch nicht seinem innersten Wesen, doch wenigstens seiner Herkunft und Abstammung nach zu bestimmen, und auf überall gleich wirksame Grundursachen zurückzuführen.

Vor allem entscheidend für die Beantwortnng dieser Frage sind die primitiven Eindrücke und Anregungen, die der Mensch in seinem unmittelbaren Verkehr mit der ihn umgebenden Natur empfängt, die das latente Schönheits- und Kunstbedürfniß in ihm nach irgend einer Seite hin wachzurufen geeignet sind.

Mannigfaltig wie die Natur selbst mit ihren vielgestaltigen, belebten und unbelebten Formen, ihrem Spiel zahlloser Kräfte, ihrem Blühen und Verblühen, ihrem Leben und Sterben, sind auch die Eindrücke und Erregungen, welche das Gemüth des Menschen erleidet. Nichtsdestoweniger lassen sich dieselben alle nach den Wirkungen, welche sie in der Seele des Menschen hervorzubringen vermögen, ihrem Wesen nach in zwei Hauptgruppen zusammenfassen; denn im Grund

genommen kennt der Mensch doch nur Empfindungen der Lust oder Unlust. Wie nun jene sich bis zum höchsten Entzücken, so können diese sich bis zum Eindruck des Schrecklichen steigern; immer aber ist Leben an sich, d. h. Bewußtsein der eigenen Existenz der primitivste aller Genüsse. Aus diesem Grund pflegen denn auch alle Leben erzeugenden, dasselbe fördernden und besonders jene, dasselbe augen- und sinnfällig repräsentirenden Erscheinungen und Vorgänge, stets die Empfindung des Angenehmen, des Freudigen im Menschen hervorzurufen, wogegen alle, das Leben bedrohenden oder dasselbe geradezu zerstörenden und aufhebenden Ereignisse, je nach der Art ihres Verlaufs, das Gemüth des Menschen zum mindesten mit dem Gefühl der Trauer, der Wehmuth, des Schmerzes, wo nicht des Schreckens und Grausens erfüllen.

Wie dort das Erwachen des Frühlings, der Aufgang der Licht, Leben und Wärme spendenden Sonne, der Anblick blühender Jugend, Fülle der Gesundheit und Kraft angenehme Stimmungen im Menschen erwecken, so bewirken Finsterniß, Kälte, Alter, Siechthum und Tod. als Dasein-bedrohende Erscheinungen und feindliche Gegensätze des Lebens, entgegengesetzte Empfindungen.

Offenbar sind es also bestimmte Formen des Lebens und der Natur, welche ganz besonders geschaffen sind, jenes Gefühl des Wohlgefallens in uns zu erwecken, das die Empfindung des Schönen stets begleitet. Gilt dasselbe in diesen seinen Anfängen auch noch keineswegs der Schönheit als solcher, so spricht sich doch darin die Ahnung des Schönen, als Allgemeingedachten und Empfundenen unbewußt aus.

Wenn dieses Gefühl des Wohlgefallens in seiner Allgemeinheit die Quelle ist, auf welche aller Kunsttrieb zurückgeführt werden kann, so liegt es im Wesen der Sache, daß unter allen geschaffenen, belebten wie unbelebten Dingen, die eigne Gattung, als höchstbeseelte und einzig vernunftbegabte, dieses Wohlgefallen vornehmlich erwecken muß. An der menschlichen Erscheinung, gleichsam als dem Maß und der Einheit aller formalen Werthe, erhebt sich das primitive, zum Bewußtsein von sich selbst gesteigerte Lebensgefühl, vom bloßen Wohlgefallen an den Erscheinungen, zum bewußten Genuß, d. h. zur vergleichenden Erkenntniß des Schönen an sich. Von Natur tief subjectiv und egoistisch, findet das Schönheitsbedürfniß seinen naivsten Ausdruck im Wohlgefallen an der eignen Person, als dem bewußten Mittelpunkt der Gattung. Selbstliebe, Eitelkeit, Gefall- und Putzsucht sind nur die verbildeten Abarten dieses Bedürfnisses. Aus der Lust an sich selbst und dem daraus hervorgehenden Hange sich zu schmücken, entwickelten sich aber zu allen Zeiten die ersten Kunstanfänge roher Naturvölker; denn indem sich das Wohlgefallen vom Subject ab dem außer ihm Liegenden, das ist, von dem zu Schmückenden dem Schmucke zuwendete, ward dasselbe zum objectiven Kunsttrieb, dem schließlich nicht allein der Schmuck, sondern der Geschmückte selbst, d. h. der Mensch als solcher, zum obersten Gegenstand der künstlerischen Wiedergabe und Nachbildung wurde. Sich schön fühlen ist somit nichts anderes, als das zu erhöhtem Bewußtsein gesteigerte Gefühl der subjectiven Existenz. Muß nun die stete Wahrnehmung von der Flüchtigkeit und Ver-

gänglichkeit dieses Daseins und die stündliche Erfahrung, daß auch das Herrlichste diesem Gesetze unterworfen ist, dieses Bewußtsein nicht immer wieder auf's tiefste bedrängen und den Menschen im reinen ungetrübten Genusse der Gegenwart und der schönen, freundlichen Gewohnheit des Daseins auf's empfindlichste stören? Hier nun, in dem sich so nothwendig aufdrängenden Wunsch, inmitten der Wandelbarkeit und Vergänglichkeit aller uns umgebenden Lebensformen ein versöhnend Dauerndes zu gewinnen, und wäre es auch nur der holde Schein dessen, was unsre Sinne flüchtig reizt und entzückt, liegt die intimste ethische Ursache des Kunsttriebs; denn alle echte, wahre und große Kunst — das Wort in seiner tiefsten Bedeutung und nach seinem vollen Umfang verstanden — ist nichts als Ausdruck jener schwermüthigen Sehnsucht, den ungelösten Räthseln und unversöhnten Widersprüchen des Lebens zu entrinnen, um in einer harmonischer gestimmten Welt schönen Scheins sich ein verklärtes Dasein vorzutäuschen, in welchem alle Gegensätze des Lebens im Dienste der Schönheit und klar ausgesprochener geistiger Zwecke ausgeglichen sind.

Aus diesem selben Grunde sind denn auch die Religionen aller Völker und aller Zeiten, als supernaturalistischer Ausdruck jener elegischen Sehnsucht, stets die oberste und edelste Quelle der Anregung für die verschiedenartigen Künste gewesen. Große Kunst genießen und empfinden — sie sei, welche sie wolle — heißt deshalb auch nichts anderes, als Vergessen des Lebens, so wie uns dasselbe unter der Herrschaft eines unverstandenen Schicksals oder blinden Zufalls umgiebt, und Versenkung des ganzen innern Menschen in das Schauen und Empfinden verklärter Zustände, welche im Scheine einer höheren Wirklichkeit den tiefsten, unterm Schutt des Alltags ruhenden Inhalt des menschlichen Daseins in Formen oder Tönen enthüllen.

II.

Als das Erwachen der Kunst haben wir das aus dem Wohlgefallen des Menschen an der eigenen Gattung und Erscheinung entspringende Bedürfniß bezeichnet, sich zu schmücken, wo immer die unmittelbare Noth des Lebens ihn zu bedrängen aufhört; und schließlich die ethische Grundlage des menschlichen Kunstbedürfnisses in dem innigen Verlangen erkannt, den als schön empfundenen, aber so vergänglichen Lebensformen in der Kunst ein verklärtes und unvergängliches Dasein zu verschaffen.

Ist nun auch das Schöne in einem gewissen Sinn das Lebenselement einer jeden Kunst, so muß dies für die bildende, als die auf die Welt der Erscheinung gerichtete, formalste aller Künste, besonders gelten, denn sie allein hat es mit der sinnlich begrenzten Form des Schönen zu thun.

Die überaus große Schwierigkeit bei Erläuterung derselben als Begriff, liegt deshalb hauptsächlich darin, daß sie eben nicht Begriff, sondern einzig und allein Sache der Anschauung, des Gefühls und der Empfindung ist. Wie der musikalische Gedanke Melodie ist und nichts anderes, so ist Wesen und Inhalt einer auf der Anschauung beruhenden künstlerischen Idee nichts anderes, als

sichtbare Form. Weder jene, noch diese kann ihrer wahren Natur nach zum begrifflich mittheilbaren Wissen sich eignen. Erkenntniß sowohl als Genuß des Schönen sind und bleiben somit eine Angelegenheit des anschauenden Denkens, Sache der subjectiven innern Erfahrung und der persönlichen Ueberzeugung. Wohl bildet sich aus der übereinstimmenden Ueberzeugung Vieler das, was wir die öffentliche Meinung nennen, die jedoch keineswegs für zuverlässig oder gar untrüglich gelten kann. Erst dann, wenn dieselbe durch den Wechsel der Zeiten sich zu behaupten weiß, wird sie zum geschichtlichen, und auch hier immer nur empirischen Urtheil, nicht aber eigentliches Wissen, an welches zu glauben, eine größere Nöthigung vorläge, als an die Satzungen der Bibel, des Talmuds oder Korans, die für jeden Andersgläubigen nicht existiren. Demnach sind wir bei Beantwortung der uns beschäftigenden Frage vor Allem und immer wieder auf die Leistungen der Kunst selbst angewiesen, insofern alle Theorie schließlich doch nur aus den Werken und der praktischen Thätigkeit der schaffenden Kräfte ihre Lehrsätze, ihre Erkenntniß, ihr wirkliches oder vermeintliches Wissen abzuleiten im Stande ist.

Eine sinnige Sage bezeichnet das Bemühen eines hellenischen Jünglings: das Schattenbild seiner Geliebten auf einer sonnenbeschienenen Wand mit Kohle nachzuentwerfen, als Ursprung und ersten Versuch einer künstlerischen Nachahmung der Natur. Die Frage ist nur: giebt der Künstler, indem er die Natur in irgend einer ihrer Formen zum Gegenstand der Nachahmung macht, zugleich damit die künstlerische Idee derselben? Mit anderen Worten, fällt die Nachahmung der Natur in Eins zusammen mit dem Wesen und höchsten Zweck der bildenden Kunst?

Allerdings kann die bildende und gleich ihr die epische und dramatische Kunst, im Gegensatz zur Musik und Architektur, eine nachahmende genannt werden, insofern die letzteren nicht auf directe und sinnfällige Vorbilder in der Natur zurückzuführen sind. Der Unterschied ist aber, wie sehr er auch in die Augen springt, streng genommen doch nur ein scheinbarer, keineswegs entscheidender. Aus dem Nachahmungstrieb allein, welcher selbst der Thierwelt nicht gänzlich mangelt, kann eine höhere Kunst weder abgeleitet, noch erklärt werden. Alle Künste, ohne Ausnahme, wie verschieden auch ihre Werke und die von denselben ausgehenden Wirkungen beschaffen sein mögen, entstammen ihrer eigentlichen Natur nach einem gemeinsamen geistigen Boden und ethischen Bedürfniß des Menschen. Ob sie zu dessen Bethätigung auf die Außenwelt an- und hingewiesen sein mögen oder nicht, ist gleichviel, denn eine jede trägt das Gesetz ihres Daseins nur in sich selbst.

Eine Kunst, welche in der bloßen Nachahmung der Natur ihre alleinige oder oberste Aufgabe erblicken wollte, wird zwar nach Umständen in technischer Beziehung Erstaunliches leisten können; jedoch immer nur im Sinne jenes Virtuosenthums, dem die Mittel der Darstellung zum Zweck derselben wurden. Nur da, wo der Mensch sich dieser Mittel im Dienste eines höhern, über dieselben hinausreichenden Zweckes selbstschöpferisch bemächtigt; mit

andern Worten, nur da, wo die dichterische Phantasie mitwirkend hinzutritt, kann das wirkliche Kunstwerk entstehen.

Phantasie nennen wir jenes räthselhafte, vielleicht unter allen menschlichen Geistesanlagen eigenthümlichste Vermögen, mit, so zu sagen, nach Innen gerichteten Sinnen, Klänge oder Gestalten einer von Raum und Zeit völlig unabhängigen Traumwelt höherer Ordnung, in wachendem Zustand in der Vorstellung erzeugen zu können. Die Gabe aber, im Geiste das also Gehörte oder Geschaute festhalten und schöpferisch äußern zu können, nennen wir nach ihrer geringeren oder größeren Potenz künstlerisches Talent oder Genie.

In den sogenannten nachahmenden Künsten kann es nun scheinen, als sei diese innere Ton- oder Gestaltenwelt nichts anderes, als das in der menschlichen Seele reflectirte Spiegelbild der Außenwelt. Allein im Epos wie im Drama, in der Natur wie im Gemälde, wenn sie auf den Namen echter Kunstwerke Anspruch haben, ist es immer nur das Stoffliche, was die Natur liefert, nicht die künstlerische Form*). Mit einem Worte: das Wie, nicht das Was, ist das Entscheidende in aller Kunst, sonst müßte an den Werken des Gypsformators und Photographen, die Beide das Facsimile der Natur liefern, alle Kunst zu Schanden werden. Statt dessen stempelt gerade der geheimnißvolle Proceß der Läuterung, den das Rohstoffliche der Natur in der Seele des echten Bildners durchmacht, bevor sein Werk in die Erscheinung tritt, dasselbe allein zum wirklichen Kunstwerk, und zwingt selbst noch jenen Künstler, der geradenwegs auf die Nachahmung der Natur ausgeht, und bei dessen Arbeiten wir längst nicht mehr an die Erfüllung höherer Kunstanforderungen zu denken Veranlassung haben, das für seine Zwecke Brauchbare aufs vorsichtigste auszuwählen und das Unbrauchbare auszuscheiden. Denn auch für ihn gelten, als wesentliche Elemente seines beabsichtigten Werkes, glückliche Ausfüllung des umrahmten Raumes, klare Anordnung der Massen, Gleichgewicht der Linien, wirkungsvolle Vertheilung von Licht und Dunkel und vieles Andere, wofür die Natur ihm keine unmittelbaren Vorbilder liefert. Auch hier gelten, wie in der architektonischen Symmetrie, wie im Tonfall der Melodie oder im Gang der Harmonie, gewisse statische, rhythmische und physikalische Gesetze: nur daß die Natur für Drama, Plastik und Malerei fertigeres Material liefert, als der Architekt in den Gebilden des Tropfsteins oder der Pflanzenwelt und der Musiker in den Naturlauten stimmbegabter Geschöpfe vorgebildet finden. Die Erfindung der griechischen Säulenordnung oder das musikalische Gefüge einer Symphonie setzt deshalb keine größere Summe geistiger Kräfte voraus, als der Aufbau einer sophokleischen Tragödie oder der Deckenschmuck der sixtinischen Kapelle. Alles Kunstvermögen ist wesentlich empirische

*) Indem der Künstler irgend einen Gegenstand der Natur ergreift, so gehört dieser schon nicht mehr der Natur an, ja man kann sagen, daß der Künstler ihn in diesem Augenblick erschaffe, indem er ihm das Bedeutende, Charakteristische, Interessante abgewinnt, oder vielmehr erst den höheren Werth hineinlegt.

Goethe. Einl. i. d. Propyläen.

durch unendliche Uebung und Vererbung gesteigerte Fähigkeit; und keineswegs das geringste Wunder menschlichen Kunsttriebs darf man in dem Gelingen des Versuchs erblicken, auf einer Ebene die Rundung oder gar Verkürzung einer menschlichen Form oder die perspectivische Vertiefung einer Landschaft darzustellen.

Aus der Abhängigkeit von den in der Natur gegebenen Grundformen auf den secundären Rang der sogenannten nachahmenden Künste schließen zu wollen, wäre ungefähr gleichbedeutend, als wenn dem Dichter zum Vorwurf gemacht würde, daß es außer seiner Macht liege, die gegebene Zahl von Wortwurzeln seiner Sprache zu überschreiten, ja, daß er überhaupt gezwungen sei, mit dem überlieferten Wortschatz dieser Sprache rechnen und in ihren, aller Welt bekannten Formen sich ausdrücken zu müssen, während doch jeder Versuch, diese Schranken zu durchbrechen, nichts als die Unverständlichkeit dessen zur Folge haben würde, was es ihn zu sagen treibt.

Alle Form ist Schranke. Da aber das Wesen der bildenden Kunst eben Form ist, so ist Schranke für dieselbe nicht Fessel, sondern Wohlthat. Die Abhängigkeit von der Außenwelt und der stete Contact mit dem Reich concreter Erscheinungen bewahrt die ihrer Natur nach schrankenlose Phantasie einerseits vor bloßer Willkür und der Gefahr, nicht mehr verständlich zu sein; andrerseits ist diese Welt selbst für sie die unerschöpfliche Fundgrube neuer Vorstellungen. Nicht umsonst hat man selbst in der unkörperlichsten von allen Künsten, in der Musik, versucht, eine Reihe fester Formen aufzustellen; weil dieselbe, als die allersubjectivste Kunst, in ihrer, vom Wort abgelösten absoluten Ausbildung sich gar zu leicht in eine ziellos verschwommene Phantasterei zu verlieren Gefahr läuft. Nur knüpft sich an die erfundenen Formen der Kunst, bei ihrer Vererbung stets der Fluch, daß sie alsbald zum todten Gesetz erstarren. An sich immer nur das bestimmte Gewand einer bestimmten subjectiven künstlerischen Idee, vermögen sie nur so lange einen neuen Inhalt in sich aufzunehmen, als dieses Gewand von letzterem nicht völlig ausgefüllt ist. Sie bilden hiemit den directen Gegensatz zu den kunst- und absichtslosen Naturformen, die in ihrer ewigen Verjüngung immer neu, mit ihrer unendlich wechselnden Fülle, dem Reiz ihrer Bewegungen, dem bunten Spiel der Farben und des Lichts vielmehr einen erfrischenden und befruchtenden Einfluß auf die Phantasie des Künstlers ausüben.

Wir fassen das im vorausgehenden Gesagte nochmals kurz in Folgendem zusammen.

Die **kunstlose Naturform** entsteht unter der Mitwirkung unzähliger Nebenursachen, die mit der Idee, d. i., dem elementaren oder typischen Wesen derselben nichts zu schaffen haben, dieselbe vielmehr mit allerlei Zufälligem und Willkürlichem beladen und trüben. Die **künstlerische Form** aber ist die unter dem Gebot einer legislatorischen bewußten Grundabsicht entstandene, jeder zufälligen Einwirkung und willkürlichen Zuthat entzogene sinnliche Hülle einer **Idee**, durch welche diese der Welt verdeutlicht wird. Kunstform ist somit nichts anderes, als vergeistigte, den Stempel eigenthümlicher individueller

Auffassung an sich tragende Natur, und nennen wir diese Verschmelzung des Realen und Dichterischen idealistische oder stylvolle Kunst, im Gegensatz zu der, auf bloßer Nachahmung der Natur beruhenden materialistischen Richtung. Beide wurzeln im natürlichen Boden der Anschauung, nur daß diese, um in den Grenzen des Bildes zu bleiben, an der Mutter Erde haften bleibt, während jene sonnigen Höhen entgegenstrebt, aus der Fülle des in Leben und Kunst Geschauten das räumlich und zeitlich Zerstreute in ahnungsvoller Unbewußtheit für ihre bewußten Zwecke selbstschöpferisch umbildend, so wie sich dem geistigen Auge des Künstlers die Dinge im Lichte seiner inneren, schönheitserfüllten Traumwelt offenbarten.

III.

Im bis hierher Ausgeführten wurde der menschliche Kunsttrieb als eine über die bloße Naturnachahmung weit hinausgreifende höhere Geistesthätigkeit geschildert, die zwar zu ihrer Manifestation auf die Benützung der gegebenen Formen der Außenwelt angewiesen ist; wobei aber die menschliche Phantasie, als sinnvolle Werkführerin, im Dienste der höchsten Kunstabsicht, d. i., der Darstellung des Schönen, ihr zur Seite selbstschöpferisch mitwaltet.

Das Schöne ist seiner ganzen Natur nach unzertrennlich vom Begriff einer beseligenden Wirkung. Dieser Umstand erhebt dasselbe zum allein würdigen Gegenstand und Inhalt einer jeden Kunst. Dieses gilt aber noch in einem ganz besondern Sinne von den bildenden Künsten, weil durch die Permanenz ihrer Schöpfungen alle von ihr ausgehenden Wirkungen, somit die unschönen ebensowohl, als wie die schönen, zu dauernden umgeschaffen werden.

Die flüchtigste musikalische Disharmonie erträgt das menschliche Ohr nur in der Vorausahnung ihrer nahenden Auflösung und nur mit dem rechtzeitigen Eintritt der letzteren, wirkt jene als genußerhöhendes künstlerisches Reizmittel. In der bildenden Kunst löst sich das Unschöne, selbst wenn ihm das Schöne gegenübergestellt wäre, niemals in dieses auf, sondern wirkt als coexistirender und nicht succeſſirender Theil des Kunstwerks belästigend, wo nicht beleidigend auf ein gebildetes Auge. Der Eindruck einer andauernd unaufgelösten Dissonanz ist nur deshalb noch unerträglicher, weil das Ohr gegen den falschen Ton schutzlos ist, während das sich abwendende Auge den verletzenden Eindruck sofort los ist. Da nun aber ein Kunstwerk doch einmal dazu da ist, betrachtet zu werden, so erhellt aus dem Gesagten, daß in der bildenden Kunst das Unschöne, selbst als Folie für das Schöne — sofern dies überhaupt einer solchen bedürfte, — nur mit größter Vorsicht angewendet werden kann, und daß in ihr nicht das Häßliche, sondern das Charakteristische das künstlerische Reizmittel abzugeben hat.

Vor Allem dazu berufen, der Umgebung des Menschen erhöhten und festlichen Schmuck und Charakter zu verleihen, hat die bildende Kunst in der Darstellung der heitern Lebensseiten ihre oberste Aufgabe zu erblicken und muß, wo sie zur Behandlung leidenschaftlicher oder tragischer

Vorgänge schreitet, in der Schönheit und Vollendung der Form das ausgleichende Gegengewicht suchen, weil das Verharrende des Werkes und seines Eindruckes sonst dem Stofflichen die erste Rolle zuertheilen und so fortgesetzt eine falsche unkünstlerische Wirkung hervorbringen würde. Zur vollen, wahren und großen Kunst führt allein die heitere, der klaren Form als solcher zugewendete Art der Auffassung der Natur; weil nur diese mit Nothwendigkeit zur Auffindung, ja man kann geradezu sagen, zur Erfindung des Schönen durch die Kunst führt. Wenn es richtig ist, daß Verse des Dichtens nicht werth waren, die nicht verdienen in Musik gesetzt zu werden, so ist es wohl nicht weniger richtig, daß ein Stoff, der eine ideale Behandlung nicht verdient oder verträgt, nach der Schätzung des strengen Kunstverstands, des Malens nicht werth war. Wie aber dort ferner gesagt werden kann, daß die Musik die Macht besitzt, Worten höhere Weihe zu verleihen, welche an sich keinen großen dichterischen Inhalt haben, so kann auch ein Stoff, der an sich kein künstlerischer ist, durch ein ideales Gewand der Art geadelt und gleichsam über sich selbst hinausgehoben werden, daß er als ein künstlerischer auf uns wirkt. Das Künstlerisch-Schöne, und das ist hier das Entscheidende, von den Wenigsten Begriffene, ist aber keineswegs immer gleichbedeutend mit dem, was der gemeine Verstand im gewöhnlichen Leben unter Schönem zu verstehen pflegt; dasselbe ist vielmehr oft ein mit solcher Strenge, Herbheit und Größe gepaarter Ausdruck erhabener Gesinnung und subjectiver Auffassung, daß zu seinem Verständniß bei dem Beschauer eine geradezu homogene Geistesstimmung vorausgesetzt werden muß.

Nicht um eine Darstellung sogenannter schöner Dinge handelt es sich in der Kunst, sondern um die Ausbildung der menschlichen Fähigkeit, die Welt überhaupt als schön empfinden und darstellen zu lernen; was wir kurzweg als die poetische Weltanschauung bezeichnen können.

Daß die Fähigkeit, die Außenwelt poetisch, in unserem Sinne also künstlerisch, aufzufassen, gewonnen und verloren werden kann, documentirt sich geschichtlich nirgends auffallender, als im Lande der Schönheit selbst, bei den modernen Italienern; zugleich als zweifelloser Beleg für die Wahrheit des Satzes, daß das Schöne nur in der Auffassung des Menschen existirt. Noch sind die äußerlichen Bedingungen unverändert dieselben, wie sie sich dem Auge eines da Vinci und Tizian, eines Rafael und Correggio darstellten. Allein das durch Menschenalter gewonnene und vererbte Perceptionsvermögen ist ihren Nachkommen wieder verloren gegangen. Wie wir heute durch die allmälige Verfeinerung unseres Gehörs in Stand gesetzt sind, die unendliche Tiefe und Schönheit einer neunten Symphonie zu verstehen, die auf unsere Eltern noch als ein Chaos sinnlos gehäufter Töne wirkte; und wie heutzutage, auf Grund der Goethe'schen Sprache, jeder Gebildete bessere Verse macht als Uz und Hagedorn und ihre Zeitgenossen, so hatte die Fähigkeit und Kunst des Sehens bei den alten Italienern sich derart vervollkommnet, daß das

auf's Höchste gesteigerte dichterische Ausdrucksvermögen selbst noch aus Werken dritten und letzten Ranges jener Zeit herausleuchtet.

Diese Verminderung der Gabe dichterischer Weltauffassung spricht sich in der Kunst der Gegenwart vor Allem in ihrem scheuen Verhältniß, in ihrer unsicheren Stellung zur Frage der Darstellung des Nackten aus. Der paradiesischen Künstlerunschuld im Geiste der antiken Welt völlig verlustig, findet sich der moderne Künstler mit dieser Alles entscheidenden Cardinalfrage, wo er ihr nicht einfach ganz ausweicht, am liebsten auf dem Wege lüsterner Andeutungen ab. Die vollendete und vornehme Art der Behandlung des Nackten im Sinne der Alten ist aber nicht allein der strenge Prüfstein für die ächte Meisterschaft in der bildenden Kunst an und für sich, sondern in ihr liegt auch der Kernpunkt und alleinige Maßstab für die Schönheit selbst enthalten. Keine große und ächte Kunst hat der Darstellung desselben je entbehren können; denn die reine menschliche Gestalt muß ihr stets als die Krönung ihres Werkes gelten, wie sie ja auch für die Krone der Schöpfung selbst gilt.

Der moderne, der Wirklichkeit und sogenannten Natürlichkeit zugethane, im Grund seines Wesens unsäglich nüchterne Künstler, hält sich an die Thatsache, daß wir bekleidet gehn*). Der antike Künstler, der das Leben aus einem ganz andern, höheren Gesichtspunkt überblickte, hielt sich umgekehrt an den Satz: der Mensch geht bekleidet, aber thatsächlich ist er nackt**).

Für ihn war das Gewand das Zufällige, die ursprüngliche Erscheinung des Menschen das Natürliche und für seinen Kunstzweck Würdigste, weil die Darstellung des Lebens und der Natur in ihren höchsten formalen Aeußerungen für ihn einziger Inhalt der schönen Künste war. Sich seine Gestalten anders zu denken, als stets und allemal nackt, auch da wo er dieselben bekleidete, lag daher völlig außerhalb der Grenzen seines künstlerisch-anschauenden Denkens. Mag das Bekleiden der Figur immerhin als die Regel gelten, so that er dies nicht, wie Zufall, Sitte oder Mode es ihm gerade an die Hand gaben, sondern so, wie es seinem höhern künstlerischen Zweck entsprach, die Gestalt nicht verhüllend, sondern immer nur umhüllend.

Wo das Leben, wie es den Künstler umgiebt, selbst Gelegenheit und Veranlassung zu dessen Verwerthung darbietet, wird er mit Recht und Vorliebe dazu greifen. Fände also die Gegenwart ihre Freude und ihr Genügen

*) Mit gleichem Rechte könnte dem musikalischen Drama gegenüber gesagt werden: Thatsächlich sprechen wir, und singen nicht.

**) So dürfte das für seine Ausleger so räthselhafte und von denselben mit dem nicht minder räthselhaften Namen „Himmlische und irdische Liebe" getaufte Bild Tizians doch wohl nichts Anderes sein, als eine ganz naive Gegeneinanderstellung von Natur und herrschender Sitte. Der Auslegung des Bildes entgegen hätte überdies die Natur das Göttliche, das Gewand das irdische Element zu repräsentiren. Könnte man Tizian, der so ganz nur in der Welt der Anschauung lebte und dichtete, so modern reflective Absichten überhaupt unterstellen, so wäre der, im Hintergrund spielende Amor etwa als die Macht der Liebe zu deuten, welche die Natur und Sitte im Leben immer wieder vermittelt.

darin, die eigne Zeit, d. h. die Erscheinung des Menschen, so wie sie den Augen des lebenden Künstlers sich thatsächlich in derselben darstellt, in seiner Kunst zu verwerthen, so ließen sich die rechtfertigenden Gründe dafür leicht auffinden. Mit dem Künstler, der sich verlockt fühlt, die Zustände seines Volkes und seiner unmittelbaren Umgebung zu schildern, ist, wenn er in dieser seiner Schilderung, wie die Niederländer, naiv zu Werke geht, nicht zu streiten; wenn auch diese Art die Außenwelt aufzufassen, niemals zur Lösung der höchsten Kunstaufgaben ausreichen kann*). Allein unsere Zeit kennt diese harmlose Freude an sich selbst keineswegs. In stiller Selbsterkenntniß ist sie sich bewußt, daß der Fluch der Lächerlichkeit auf ihrer Erscheinung ruht, wie verschieden dieselbe auch von heute auf morgen, beim steten Wechsel ihrer Tracht, sich geben mag. Stolzer auf ihr historisch-antiquarisches, im Grunde hohles und für die Zwecke einer wahren Kunst gleichgiltiges Wissen, scheint sie das vornehmste Ziel der Kunst vielmehr darin zu erblicken, die Mode aller vergangenen Zeiten und Jahrhunderte bis zu Flick und Fleck herab getreulich nachzubilden, um nur ja der heiklen Aufgabe sich entziehen zu können, den leibhaftigen Menschen selbst, so wie Gott ihn geschaffen, darstellen zu müssen. In den seltenen Fällen aber, wo sie das Große und Edle bringt oder zum wenigsten anstrebt, stößt dasselbe auf die Gleichgiltigkeit oder die Abneigung und den Widerspruch einer Welt, die, gewöhnt nur das Mittelmäßige zu wollen, den Genius in ihrer Mitte zu einem einsamen Leben verurtheilt.

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß einerseits das Ausscheiden der Kunst aus dem Dienste der Kirche und andererseits die immer mehr um sich greifende Vernachlässigung der classischen Studien vorzüglich Schuld an dieser beklagenswerthen Thatsache haben. Jenes findet seine Erklärung nicht allein im Rückgang des religiösen Geistes unserer Zeit, sondern auch in der zunehmend schwächlich-süßlichen Geschmacksrichtung der Kirche selbst, welche ihr alle kräftigeren Talente entfremdet. Die merkliche Abnahme der allgemein humanistischen Bildung aber hat ihren Grund in dem bedauerlichen Umsichgreifen einer aufs Rein-Praktische gerichteten Erziehung der Jugend, die unter der Zucht und dem uniformirenden Einfluß einer Schule aufwächst, deren Grundtendenz der Anschauung und Phantasie womöglich jede Nahrung versagt, um statt dessen den Geist mit einer Masse todten Wissens zu überbürden, welchem das darbende Gemüth selten eine Stunde des Glücks und erhöhten Lebensgenusses verdankt.

Die großen Kunstperioden kannten keine andere, als die aus dem lebendigen Trieb freiwirkender Kräfte sich von selbst bildende Schule der

*) Ludwig XIV. haßte bekanntlich die Kunst der Niederländer, da er in dem Eindringen der plebeischen Elemente in dieselbe eine Gefahr, nicht sowohl für diese, als für den Glanz und die Bedeutung des Königthums selbst erblickte.

allgemeinen Praxis. Auf allen Gewerks- und Kunstgebieten war das einfache und natürliche Verhältniß von Meister zu Schüler bestimmend. Das Wissen an sich, als etwas gleichzeitig an Viele Mittheilbares, verlangt nach der Schule im engeren Sinn des Wortes; alles Können aber — und das Wort Kunst stammt von Können — schließt immer zugleich ein gutes Stück Handwerk in sich ein und fordert bei der Nothwendigkeit directer Unterweisung die Werkstätte. Nur dem beginnenden Zeitalter des methodisch wissenschaftlichen Geistes, dem das Schulmäßige ganz besonders entspricht, konnte es beikommen, auch die Kunst zu einer Disciplin des öffentlichen Unterrichts von Staatswegen umzugestalten und so die individuellste aller menschlichen Thätigkeiten unter den Zwang von allgemeinen Schuldoctrinen zu stellen.

Es wäre als ein Zeichen wirklichen Fortschritts und gesteigerter Einsicht zu betrachten, wenn unsere Akademien und Kunstschulen, diese Brutstätten mittelmäßiger Künstlerexistenzen, wenigstens nicht durch ewige Neugründungen, Neubauten und Neudotirungen vermehrt und stets auf's neue in ihrer Geltung befestigt würden, und statt dessen die dafür aufgebotenen Summen für Aufträge an die fertigen und bereits erprobten künstlerischen Kräfte ihre Verwendung fänden. Wenn die Millionen, wie sie in der bisherigen Weise ohne entsprechenden Erfolg für die Erziehung eines immer neuen Heeres von zweifelhaften Talenten und Anfängern verausgabt werden, in jenem Sinne, zum Zweck der Ausschmückung bereits vorhandener oder neuentstehender öffentlicher Bauten ihre Verwendung gefunden hätten, so stände es längst besser um die Angelegenheiten und die Fortschritte unserer Kunst. Nirgends mehr als hier gälte das Wort: „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken“. An den gesteigerten Aufgaben würden die Kräfte der Künstler und vor allem ihre Gesinnungen sich längst gehoben und einer vornehmeren Auffassung der Kunst zugewendet haben.

Als die unmittelbare und nothwendige Folge dieser Zustände ist die förmliche Herrschaft der Mittelmäßigkeit anzusehen, die unter dem Einfluß der praktischen auf allen Gebieten nach Organisation hindrängenden Tendenz der Zeit sich längst zu einer solchen Macht ausbildete, daß sie für das Aufkommen und Verständniß eines jeden neuen und selbständigen, mit den Anschauungen ihrer festgeschlossenen Kreise nicht übereinstimmenden Strebens die größte Gefahr in sich schließt. Wo ein solches sich zu äußern beginnt, werden sie, einem aufgestörten Ameisenstaat ähnlich, wie auf Verabredung, sich einhellig dagegen auflehnen und jede demselben zu Theil werdende Anerkennung als das Werk einer Clique verlästern und im Urtheil der Welt herabzusetzen oder dasselbe todt zu schweigen suchen.

Es leuchtet ein, daß diese Herrschaft der Mittelmäßigkeit auch für die Ausbildung eines der Zeit eigenthümlich angehörenden Kunststyls nichts weniger als förderlich sein kann, besonders so lange sie im Vollbesitz der öffentlichen Kunstlehranstalten die directe Sanction des Staates genießt. Ent-

zöge ihr dieser aber durch Einschränkung seiner Schulen*) den Boden und zeigte er sich ferner entschlossen, die hiedurch verfügbar werdenden Mittel auf dem oben angedeuteten Wege zu verwenden, so könnte rasch alles sich zum Bessern wenden. Auf die Frage ängstlicher Gemüther, was aus denjenigen werden solle, welche zur Ausübung einer Kunst Beruf in sich fühlen sollten, möge der Staat mit dem Hinweis auf die geschichtliche Thatsache antworten, daß die großen Kunstperioden ohne Akademieen zu ihrer Blüthe gelangten, während seit Bestehen dieser Kunstgebäranstalten eine eigentlich große Wirksamkeit auf dem Kunstgebiete nicht mehr zu verzeichnen war.

Wenn der Staat zur Schulung und Heranbildung der ihm nöthigen Beamtenkräfte Universitäten und technische Hochschulen gründet, ist er in seinem vollen Recht, weil er ihrer erstens bedarf und zweitens an der Pflicht participirt, für die Zukunft der Studirenden seines Landes zu sorgen. Anders aber stellt sich die Sache, wenn er Anstalten gründet, deren Ziele und Zwecke für ihn als Staat im Grund genommen völlig fremde und gleichgiltige Luxusdinge sind; dabei aber jede Bürgschaft und Verpflichtung gegenüber der Zukunft der Studirenden von sich ablehnt.

Es genügt nicht zu sagen, der Staat zwinge Niemanden zum Besuche dieser Anstalten; er zwingt auch Niemanden zum Besuche seiner Universitäten**). Durch die Leichtigkeit, mit der ihre Benützung einem Jeden mehr als nöthig nahe gelegt wird, fühlt sich die Jugend nur zu oft zur Wahl eines Berufes verlockt, der ihr ohnehin im verführerischen Schimmer goldener Freiheit erscheint und so oft in einem völlig zwecklosen Martyrium endet, das sich vom gewöhnlichen Proletarierthum meistens nur durch ein besseres Gewand unterscheidet. Das Gewissen des einzelnen verantwortlichen Meisters wird die Frage der Zukunft des Schülers durchschnittlich ängstlicher erwägen, als eine Körperschaft, die aus der zahlreicheren Jahresfrequenz ihrer Schule, ähnlichen Anstalten gegenüber, oft weit mehr, als aus den qualitativen Leistungen derselben, das Recht ihres Daseins abzuleiten Veranlassung nimmt.

Tragen nun auch den größten Theil der Schuld am Niedergang und Verfall des Kunstgeschmacks immer die Künstler selbst, so trifft dieselben doch nicht die ausschließliche Verantwortung dafür. Ohne die verzweigtesten Wechselwirkungen vollziehen sich so tief ins Cultur- und Geistesleben der Menschen einschneidende Vorgänge überhaupt nicht. Auch die Kunst unterliegt in ihren Entwicklungen dem Gesetz vom Angebot und der Nachfrage und

---

*) Wir verstehen darunter eine Reduction dieser Schulen auf die allgemeinen Unterrichts- und Hilfsfächer: Anatomie, Perspective, Optik, Kunstgeschichte und Actstudium.

**) Die Verpflichtung von Staats- oder Gemeindewegen zum Besuche der Gewerbe- und sogenannten Sonntagsschulen, lädt weder dem Staat noch der Gemeinde eine weitere Verbindlichkeit auf. Es sind Hilfsschulen, deren Benützung für den Besucher directen Vortheil bringt, wie dem Kunstjünger aus dem Besuch einer Anstalt, wie wir sie oben andeuteten, nur Nutzen erwachsen könnte.

so wird man wohl, ohne Fehlschluß, annehmen dürfen, daß der bedenkliche und anhaltende Mangel an wirklich kunstgebildeten Käufern unmöglich ohne rückwirkenden und schädlichen Einfluß auf die Production selbst bleiben konnte.

Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Kunstpflege, so lange sie vorwiegend von unsern Kunstvereinen ausgeht, des vornehmen aristokratischen Geistes der echten Kunstliebe entbehren muß, weil dieselben, als die Organe der Mittelmäßigkeit, stets nur die Pflegerinnen des kleinbürgerlichen Geschmacks sein können. Wiederholen wir's. Es ist der Mangel an idealistischer und humanistischer Bildung und der Niedergang in der religiösen Gesinnung der herrschenden Gesellschaftsklassen einerseits, die sich in der Kunst so empfindlich fühlbar machen. Wie Außerordentliches auch der Einzelne zuweilen mag schaffen können, so fehlt vorerst doch jede geschichtliche Erfahrung, daß große Kunst ohne die Mitwirkung dieser Factoren sich jemals allgemein entwickelt hätte.

Es ist geradezu undenkbar, daß unserer Zeit der Sinn für große Kunst so völlig hätte verloren gehen können, wie es trotz aller beschönigenden Umschreibungen thatsächlich der Fall ist, wenn nicht die aufgeführten Ursachen in wachsender Ausdehnung sich geltend machten. Und doch war es nicht zu allen Zeiten so. Unsere, in den Stadien ihrer Entwicklung einen auffallend raschen Wechsel aufweisende Kunst hat noch vor kaum einem Menschenalter versucht, ihren höchsten Aufgaben gerecht zu werden. Nur that sie dies unter dem Einfluß eines gefährlichen Irrthums. Der Geist der Antike war durch Winkelmanns und Lessings so zu sagen genialen Instinct wieder entdeckt und zu neuem Leben heraufgeführt worden und mit demselben feierte die Renaissance in der Erkenntniß der Nachwelt ihre Auferstehung. Allein es erwies sich eben hiebei, daß die Gebiete des Genießens und Erkennens, des Wollens und Vollbringens, des Wissens und des Könnens, durch eine schwerüberbrückbare Kluft von einander getrennt sind und daß es leichter ist, ein ererbtes Vermögen zu genießen, als dasselbe zu vermehren. Es ist der falsche Glaube aller Epigonen, daß die Grundlage einer vergangenen und abgeschlossenen Kunstepoche ausreiche, um Andre der Arbeit zu überheben, als deren Frucht eben jene Erbschaft auf die Nachwelt kam. Es kann und wird aber keiner Zeit je anders, als im unmittelbaren Anschluß an eine vorausgegangene, aber in sich noch nicht vollendete und vollzogene Entwicklung vergönnt sein, die höchsten Höhen der Kunst zu erklimmen. Der Wahn, daß es möglich sei, da fortzufahren und weiter zu bauen, wo Andre längst zuvor, als am Ziel einer langen und kraftvollen Laufbahn endeten und abschlossen, enthüllte sich daher auch bald als eine schmerzliche Täuschung.

Dieser Periode, die sich stark genug und berufen fühlte, auf kürzestem Weg den Parnaß zu erstürmen, folgte dann jener Geist der Ernüchterung, der heute noch unser gesammtes Kunstleben erfüllt. Allerdings um redliche Arbeit und praktische Schulung der lebenden Talente mag derselbe sich fruchtbarere und nachhaltigere Verdienste erwerben, als dem stürmischen

Enthusiasmus jener frühern Tage, Angesichts seiner rasch erstorbenen Wirkungen, in der Geschichte unserer Kunst endgiltig zugestanden werden dürfte. Handelt sich's doch vor allem darum, dem verachteten Handwerk in der Kunst, als der fundamentalen Bedingung ihres Gedeihens, wieder zu seinem Rechte zu verhelfen, denn bereits erhob die Vorgängerin ohne Scheu ihr technisches Unvermögen zum Princip. Mit einem Vorrath geborgter und auswendiggelernter conventioneller Formen hausend, bot sie dem Beschauer das Stoffliche, sogenannte Poetische, als Ersatz für den Mangel dessen, was im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunstwerk erst zum wahren Kunstwerk macht, seine formale Vollendung nämlich: denn berechtigt nach dem strengsten Sinn des Wortes Kunstwerk ist allein der Anspruch, nichts an ihm genießen und bewundern zu sollen, als was sich dem Auge des Beschauers in voller Wahrheit und mit überzeugender Deutlichkeit in demselben darstellt. Gezwungen, genau innerhalb des Rahmens zu verweilen, der das Werk umgrenzt, muß die Phantasie des Betrachtenden sich erregt und befriedigt zugleich fühlen.

Aber auch der Künstler von heute liebt es nur allzu oft, mit dem Appell an das Gefühl, die Gedanken des Beschauers über die wahren Grenzen seines Werkes hinaus in das Gebiet seitabliegender Vorstellungen hinüberzuführen, um sich gleichsam menschlich mit den Forderungen des Beschauers abzufinden, da die rein künstlerischen Forderungen zu erfüllen, er nicht volle Kraft in sich verspürt. Der echte Bildner, von seiner erschöpfenden Behandlung mit Recht überall da die tiefste Wirkung erhoffend, wo an ihn, bei tiefstem Verständniß, die höchsten Anforderungen gestellt werden, verschmäht bescheiden die billigen Bestechungsmittel, mit denen die illustrative Kunst unsrer Tage um den Beifall und den lärmenden Antheil der Masse wirbt. Ihm ist stets gegenwärtig, daß die Aufgabe der bildenden Kunst nicht darin besteht zu erzählen, sondern darzustellen und zwar mit den sinnlich überzeugendsten Mitteln, die ihm seine Kunst überhaupt zur Verfügung stellt. Das beredteste und überzeugendste Ausdrucksmittel derselben ist aber die für sich, ohne jeden Commentar sprechende, in sich selbst ruhende schöne Form und die vollendetste dieser Formen die, von allem zufälligen oder entstellenden Beiwerk abgelöste Menschengestalt.

(Schluß folgt.)

Eduard von Hartmann.

Von

Johannes Volkelt.

— Jena. —

Auf dem Gebiete der Philosophie überwiegen in unserer Zeit rein kritische und skeptisch zerbröckelnde Richtungen, in's Kleine und Resultatlose auslaufende Bestrebungen. Sehr Vieler hat sich nicht nur eine Angst vor der metaphysischen Vertiefung des Erfahrungsbildes, sondern auch eine gewisse Scheu vor allem systematischen Aufbauen, vor allen geschlossenen Ergebnissen bemächtigt. In erfreulichem Gegensatze zu diesem Preisgeben der großen Traditionen der deutschen Philosophie ist *Eduard von Hartmann* bemüht, die Züge der Erfahrung in zusammenfassender, aufbauender Betrachtung zu deuten und ein systematisches Weltbild zu gewinnen.

Er muthet dem Denken nicht zu, in der Welt der „Erscheinungen“ — rings umgeben von dem namenlosen Abgrunde des „Dinges an sich“ — stehen zu bleiben; er hält es nicht für der Weisheit letzten Schluß, zu läugnen, daß uns allenthalben Probleme aufstoßen, die uns über die Empfindungs- und Vorstellungswelt hinauszwingen. Seine Philosophie ist von der echten Unruhe des Denkens erfüllt, sie weist alle falsche Genügsamkeit von sich. Sie scheut sich nicht, von dem Unendlichen und Absoluten zu reden und alle ihre Ergebnisse zu diesem letzten Ruhepunkte alles Geschehens in näheren oder ferneren Zusammenhang zu setzen. Man bewegt sich in ihr nicht fortwährend in der unbestimmten, vieldeutigen Schwebe bloßer Relativitäten, sondern es sind überall bestimmte, unzweideutige Arten und Grade des Seienden, was er Glied für Glied sich zum imponirenden Weltgefüge zusammenschließen läßt. Noch reifer als in seiner „Philosophie des Unbewußten“ stellt sich dies organisirende, auf Abschluß hindrängende Denken in seinem zweiten Hauptwerke dar, in seiner „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“. Lasson hat daher Recht hervorzuheben, daß es die wesentlich *deutsche* Geistesrichtung in der Philosophie ist, die in Hartmann einen originellen, energischen und beredten Vertreter gefunden hat.

„Jede Philosophie gehört ihrer Zeit an und ist in ihrer Beschränktheit befangen". Dieses Wort Hegels bewährt sich auch an Hartmann. Hat er sich durch den systematischen und metaphysischen Zug seines Denkens mit dem „Zeitgemäßen" in Widerspruch gesetzt, so ist er nach einer anderen Seite hin einer durchgreifenden Einseitigkeit des gegenwärtigen Lebens und Betrachtens nicht entgangen. Ich habe hierbei das auf allen Gebieten unserer Cultur zu Tage tretende Streben vor Augen, alle organischen, innerlichen, qualitativen Verhältnisse möglichst zu mechanisiren und in's Verstandesmäßige und Quantitative aufzulösen. Es läßt sich ohne näheres Eingehen auf die einzelnen Seiten der Philosophie Hartmanns nicht leicht verständlich machen, inwiefern bei ihm dieser Zug, die Weltverhältnisse in äußerlicher Weise zu rationalisiren und dem einseitig trennenden und vereinzelnden Verstande durchsichtig zu machen, zum Vorschein kommt. Doch wird sicherlich wohl jedem Leser der Philosophie des „Unbewußten" an manchen Stellen, besonders wo vom Weltproceß und Weltfortschritt die Rede ist, zu Muthe geworden sein, als ob er das immer betäubendere Gerassel einer mit wachsender Dampfkraft betriebenen colossalen Maschine hörte. An dieser Stelle will ich die Aufmerksamkeit nur im Allgemeinen nachdrücklich auf diesen Punkt hingelenkt haben; weiterhin wird sich öfter Gelegenheit finden, diesen im schlechten Sinne modernen Charakter seiner Philosophie, der nur zu sehr an das Maschinen- und Zeitungsmäßige unseres Jahrhunderts erinnert, an verschiedenen Seiten derselben in faßbarerer Gestalt aufzuweisen.

Nur so viel sei gleich hier bemerkt, daß es völlig verkehrt wäre, Hartmann geradezu eine mechanistische Weltanschauung zuzuschreiben. Seine Philosophie ist vielmehr eine durchaus idealistische All-Einheits-Lehre. Den letzten Grund aller Wirklichkeit findet er im „absoluten Geist" mit seinen beiden ideellen Attributen: der logischen Idee und dem unlogischen Willen, und indem er diese vereinigt wirkenden weltschöpferischen Mächte, die Allintelligenz und den Allwillen, als unbewußt auffaßt, kommt sogar ein sehr entschiedener Zug des Mysticismus in seine Lehre. Und doch macht sich in all seinen idealistischen und — ich gebrauche dieses Wort nicht in verdächtigendem Sinne — mystischen Aufstellungen, ähnlich wie bei Spinoza, zugleich eine gewisse Geistesrichtung geltend, der sich die Tiefe innerer Einheit bis zu einem gewissen Grade in mechanische und einseitig verstandesklare Zusammengesetztheit auflöst.

Eduard von Hartmann wurde am 23. Februar 1842 in Berlin geboren, wo sein Vater damals Hauptmann der Artillerie war. In Berlin verbrachte er Kindheit und Jugend, und auch später verließ er nur vorübergehend das hastig bewegte Leben der Großstadt. Er nennt sich selbst ein „echtes Berliner Kind", und wer seine Schriften kennt, wird dies in vollem Umfange bestätigen. Sofort treten uns gewisse Züge an denselben vor Augen: die rasche Beweglichkeit und mitleidlos kritische Schärfe seines Denkens, das leichte Handhaben aller, auch der schwierigsten Gesichtspunkte, zugleich aber auch sein Mangel an liebend sich vertiefendem Sinn für die Eigenart des Individuellen, seine Ueberschätzung der bewußten Verstandesthätigkeit auf Kosten der Gemüths- und Phantasiemächte.

Hartmann hat 1875 in der „Gegenwart“ ein klares Bild seines Entwickelungsganges mit ungeschminkter Aufrichtigkeit entworfen. Dort erzählt er uns, wie frühreif er sich entwickelte, wie er in der Seminarschule und im Gymnasium mit scharfem, rasch fertigem Urtheile zu den verschiedenen Unterrichtsgegenständen Stellung nahm, und wie ihn schon damals ein nachhaltiger Zug zu philosophischen Fragen hinführte. Nach Ablegung der Abiturientenprüfung 1858 wird er Soldat, und zwar „aus eigenem freiem Entschlusse“; denn er glaubt, „als Soldat am Besten in jeder Hinsicht ein ganzer Mann werden zu können“. Doch auch die Uniform unterdrückt nicht sein philosophisches Bedürfniß. Während er einexercirt wird, schreibt er „Betrachtungen über den Geist“, und während er in Spandau den Festungsdienst lernt, giebt er seinen psychologischen Ansichten in einer Abhandlung über die „Geistesthätigkeit des Empfindens“ Ausdruck. Im Herbst 1873 lernt er die Philosophie Schopenhauers kennen, die seine Denkrichtung sofort in einschneidendster Weise bestimmen sollte. Mittlerweile hatte er sich durch einen heftigen Stoß an eine schwere eichene Thür ein Knieleiden zugezogen, das sich, allen Kuren zum Trotz, immer mehr verschlimmerte, ja so hoffnungslos gestaltete, daß er 1864 aus dem Soldatenstande zu scheiden sich genöthigt sah. — Wie man sieht, gehört Hartmann zu denjenigen Philosophen, welche nicht „studirt“ haben. Indessen wüßte ich — etwa abgesehen von der hie und da hervorbrechenden ungerechten Beurtheilung der „Zunftphilosophie“ — keine Seite an seiner Philosophie zu nennen, an der sich ein ungünstiger Einfluß dieser Abweichung von dem gewöhnlichen Bildungsgange nachweisen ließe. Dagegen würde er, wenn er die Universität bezogen hätte, kaum durch einen so reichen, vielgestaltig concreten Lebensinhalt hindurchgegangen sein und so der unschätzbaren Vortheile, die hieraus für seine Philosophie erwuchsen, zum großen Theile haben entbehren müssen.

Schon 1862, wo ihn sein Zustand bereits an eine Aenderung seines Berufes denken ließ, faßte er den Vorsatz, Maler zu werden. Allein bald bemerkt er, daß es ihm „zu sehr an der intuitiven Kraft sinnlicher Gestaltenbildung vor dem geistigen Auge fehle“. Er geht zur Musik über und wirft sich mit verdoppelter Energie auf die musikalische Composition. Allein bald findet er, daß er es hierin nur zu geschmackvoller Mittelmäßigkeit bringen werde. So verschließt er denn seine Noten und hält sich für betrogen vom Schicksal, für bankerott an Allem. In dieser Noth geht es ihm auf, daß sein wahrer Beruf in dem Reiche des freien philosophischen Denkens liege. So beginnt er gegen Ende des Jahres 1864 die „Philosophie des Unbewußten“, ohne zu ahnen, wie weit sich ihm die Arbeit unter den Händen ausspinnen werde. Interessant ist, daß er sämmtliche Kapitel in der Reihenfolge, wie sie das fertige Werk enthält, niederschrieb und bei jedem Capitel nur eine ganz undeutliche Vorstellung von dem hatte, was den Inhalt der folgenden bilden werde. Nach zwei und ein halb Jahren liegt die Arbeit fertig vor ihm. Doch hält er sie über ein Jahr im Pulte verschlossen, und sie würde dort noch längere Zeit geruht haben, wenn er nicht zufällig mit einem passenden und entgegenkommenden Verleger bekannt geworden

wäre. So kam es, daß die „Philosophie des Unbewußten“ schon 1868 ihren schicksalvollen Lauf durch die Welt antrat. Hartmann selbst gesteht, daß wohl noch niemals ein Autor von dem Erfolg seines Buches so überrascht worden sei, wie er von dem seines „Jugendwerkes“. Schon im Januar 1879 konnte er das Vorwort zur achten Auflage schreiben. Uebrigens giebt er sich darüber keiner Täuschung hin, daß „nur zu Viele von denen, welche die „Philosophie des Unbewußten“ kaufen oder leihen, ihr metaphysisches Bedürfniß befriedigt fühlen, wenn sie die Capitel über die Liebe und das Elend des Daseins durchblättert haben“, und daß der — man verzeihe mir den Zeitungsausdruck — „sensationelle“ Erfolg seines Buches für die sachgemäße Beurtheilung seiner Philosophie, vor Allem für die unbefangene Würdigung seiner späteren Leistungen, überaus nachtheilig war.

Einer vollständigen Aufzählung der späteren Schriften darf ich mich hier überheben. Als besonders wichtig hat das zuerst anonym erschienene Buch „Das Unbewußte vom Standpunkte der Physiologie und Descendenztheorie“ (1872) zu gelten, worin er unter der Maske eines consequenten Darwinisten an seiner eigenen Philosophie gründliche Kritik übt. Männer, wie Haeckel, Oskar Schmidt u. s. w. rühmten den Anonymus als einen scharfsinnigen Widerleger Hartmanns vom Standpunkte der mechanistischen und darwinistischen Weltanschauung aus und als einen überzeugenden Vertheidiger der letzteren. Hartmann hat daher Recht, wenn er in dieser Thatsache einen genügenden Erweis seiner Beherrschung des modernen naturwissenschaftlichen Standpunktes erblickt. In seiner Schrift „die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft“ (1874) zeigte er in scharfen Zügen das Doppelantlitz des unbarmherzig zersetzenden Kritikers des gewöhnlichen liberalen Protestantismus und des warmen Vertheidigers einer über das Christenthum hinausgehenden pantheistischen und pessimistischen Zukunftsreligion. Bald darauf unterzog er in der zu wenig beachteten Schrift „Wahrheit und Irrthum im Darwinismus“ (1875) diese Theorie einer umsichtigen und allseitigen Kritik. Im folgenden Jahre gab er seine „Gesammelten Studien und Aufsätze“ als stattlichen Band heraus und setzte damit auch das nicht an strengeres philosophisches Denken gewöhnte Publikum in den Stand, sich mit seiner Art, die Welt anzuschauen, in anregendster Weise bekannt zu machen. Gerade ein Jahr nach dem Erscheinen der „Philosophie des Unbewußten“ konnte er sein zweites Hauptwerk, die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins“, veröffentlichen. Die höchst interessante Schrift „Die Krisis des Christenthums in der modernen Theologie“ (1880) ist eine Ergänzung seiner Selbstzersetzung des Christenthums“ und beweist, mit wie scharfer Aufmerksamkeit er in unserer religiösen Bewegung nach solchen Elementen sucht, die ihm vom Christenthum zu der ihm vorschwebenden Religion des erlösenden Pessimismus hinüberzuleiten scheinen*).

*) Soeben hat Max Schneidewin „Lichtstrahlen aus Ed. v. Hartmanns sämmtlichen Werken“ (Berlin, Carl Duncker) veröffentlicht.

Auch wenn Hartmann nichts weiter geschrieben hätte, so müßte die Schnelligkeit und Leichtigkeit, mit der er den aufgenommenen Stoff verarbeitet und seine Gedanken ordnet, in Erstaunen setzen. Um so mehr aber muß dies der Fall sein, als zwischen die genannten Arbeiten noch eine Menge größerer und kleinerer Schriften und Journalartikel fallen. Wie sich nicht anders erwarten läßt, ist dieses allzu rasche, glatte und gewandte Produciren nicht ohne einen gewissen nachtheiligen Einfluß für ihn geblieben. Oft wünscht man bei der Lectüre seiner Schriften, daß die Gesichtspunkte tiefer in einander gearbeitet, die entgegenstehenden Schwierigkeiten oder die Consequenzen sorgfältiger erwogen wären. Auch macht sich jener nachtheilige Einfluß in der Form seiner Darstellung bemerkbar: sie erscheint oft zu sehr als klares, aber kaltes Product einer bloßen Verstandes-Maschinerie, es fehlt zu sehr das Mittönen der gesammten ringenden, von der Schwere und Tiefe der Aufgabe ergriffenen Persönlichkeit, das kern- und wurzelhafte Hervorquellen der Gedanken.

Will man Hartmann gebührend würdigen, so darf man sich nicht einseitig, wie dies so oft geschehen, an die „Philosophie des Unbewußten" halten. Seine späteren Schriften sind nicht nur Ergänzungen jenes Jugendwerkes, sondern sie zeigen auch, wie große Fortschritte er in Bezug auf die Gründlichkeit der Methode, die vorsichtige und umsichtige Durcharbeitung der verschiedenen Gebiete und die Reife und Gerechtigkeit der Beurtheilung vieler, besonders culturgeschichtlicher Erscheinungen gemacht hat. Vorzüglich in allen naturphilosophischen und ethischen Fragen wird man die späteren Arbeiten wesentlich mit berücksichtigen müssen.

Schon der Titel von Hartmanns erstem Hauptwerke weist uns auf den Begriff des Unbewußten. Daß der Stein, der Baum ohne Bewußtsein ist, gilt nahezu als selbstverständlich. Um ein solches Unbewußtes handelt es sich daher auch hier nicht. Das Unbewußte im Sinne unseres Philosophen enthält vielmehr eine Antwort auf die Frage, ob es ein Psychisches, ein Ideelles gebe, das dennoch nicht die Form des uns wohlbekannten individuellen Bewußtseins trage; ob der Begriff des Ideellen einerseits und der der Bewußtseinsvorgänge andererseits zusammenfalle. Und diese Antwort lautet, daß die Welt, in ihrem absoluten Grunde, wie in allen ihren Erscheinungsgebieten, voll sei von ideellem, geistigem und dennoch des Bewußtseins entbehrendem Leben. Hartmann ist erfüllt von dem wahren Gedanken, daß das Ideelle oder Innerliche nicht des armseligen, tausendfach beschränkten Bewußtseins als seines Elementes oder Trägers bedürfe, sondern daß es eine objective, gleichsam sachliche Existenz habe, die umgekehrt den ganzen Unterbau des endlichen menschlichen Bewußtseins und das eigentlich Schöpferische in ihm ausmache.

In dem ersten ihrer drei Theile weist die „Philosophie des Unbewußten" das Walten eines unbewußt Ideellen in den Reflexwirkungen, im Instincte, in der willkürlichen Bewegung, kurz in der Leiblichkeit nach. Sehr bald

indessen genügte dieser Abschnitt nicht mehr den gesteigerten Ansprüchen des Verfassers, und er gab daher seinem Werke einen Anhang unter dem Titel „Zur Physiologie der Nervencentra“ als Ersatz für eine vollständige Neubearbeitung jenes ersten Theils. Ist so die organische Natur unter den Begriff einer unbewußten Teleologie gestellt, so führt der zweite Theil diesen Gesichtspunkt in dem Reiche des individuellen, socialen und geschichtlichen Geisteslebens aus. Sinneswahrnehmung, Gefühl, geschlechtliche Liebe, Charakter, Sittlichkeit, künstlerisches Verhalten, Sprache, Denken, Geschichte — all diese geistigen Processe und Gestaltungen läßt er lautes Zeugniß ablegen für die leitende Thätigkeit des Unbewußten, das, frei von aller Ermüdung, allem Schwanken, Zweifeln und Irren, sich wie ein Gnadengeschenk den Menschen spendet.

Doch bei Hartmann reicht das Unbewußte noch tiefer: auch das ewige All-Eine, der allschöpferische Wille und die allenkende Vernunft, ruhen in der Nacht des Unbewußten. Er kennt, gleich Hegel und Schopenhauer, kein Bewußtsein außer dem der endlichen Wesen. Es fehlt ihm eine doppelte Einsicht. Erstlich weiß er nicht, daß das absolute Sein überhaupt mangelhaft, flach und blind wäre, des letzten Zusammenschlusses in sich entbehrte und gleichsam sich nicht selbst zu tragen und zu halten vermöchte, wenn ihm die Rückbeziehung und Selbstdurchleuchtung des Bewußtseins mangelte. Und ebenso wenig hat er ein Verständniß dafür, daß, wenn die Welt, wie nicht anders möglich, als Verwirklichung eines positiven Selbstzweckes gedacht werden muß, ein Bewußtsein vorhanden sein müsse, für das er sich realisirt, und in das er gleichsam zurückbiegt. Die Schwierigkeiten, welche er in einem besonderen Capitel der „Philosophie des Unbewußten“ gegen die Annahme eines bewußten Absoluten mit Scharfsinn geltend macht, scheinen mir nicht so groß zu sein, daß die diese Annahme fordernden Gründe ihre Kraft verlören. Uns Menschen freilich ist es ganz unmöglich, dieses Allbewußtsein nach seiner näheren Beschaffenheit auszudenken und die mit diesem Begriff verknüpften Schwierigkeiten völlig zu überwinden; für uns ist es ein unvermeidliches, aber unerfüllbares logisches Postulat. Wir vermögen nur nach Analogie des menschlichen Bewußtseins ungefähr gewisse Factoren anzugeben, die wir uns in dem weltdurchdringenden und Alles in sich bergenden Bewußtsein in einer nicht weiter begreiflichen Vereinigung zu denken haben. Doch führt uns dieser Begriff des Allbewußtseins keineswegs tiefer in das Gebiet des Unbegreiflichen als der des unbewußten All-Einen; vielmehr besitzen wir, da unser Vorstellen sich überall und immer nur in Bewußtseinszuständen, nie und nirgends im Unbewußten bewegt, für den Gedanken eines unendlichen Bewußtseins so bestimmte empirische Anknüpfungspunkte, wie wir sie für den Begriff eines unbewußten Ideellen niemals gewinnen können. Auch ist der Monismus und Pantheismus keineswegs, wie Hartmann meint, mit der Aufstellung eines bewußten Absoluten unverträglich.

Dem Unbewußten wird hierdurch indessen seine relative Geltung nicht genommen: wir werden es in der Natur und im Leben des endlichen Geistes

auf Schritt und Tritt als eine relativ selbständige Macht anzuerkennen haben, mögen wir dem letzten Weltgrunde Bewußtsein zuschreiben oder nicht. Ja das unbewußte Ideelle bildet geradezu das hinüberleitende Glied zwischen Natur und Geist und macht so erst die innere Einheit beider Erscheinungssphären möglich. Wer jenen Begriff leugnet, dem muß sich die Erscheinungswelt in zwei zusammenhangslose, steife Hälften spalten: in die geistlose Welt der Ausdehnung und in die naturlose Welt des Bewußtseins.

Hartmann weiß sehr wohl, daß er den Begriff des Unbewußten nicht entdeckt hat, sondern daß die Philosophie vor Allem seit Leibniz immer mehr auf dieses Princip hinstrebte. Sein Verdienst besteht darin, daß er dieses Princip, das bis dahin von den verschiedenen Philosophen mehr oder weniger unbewußt angewendet wurde, mit scharfem Bewußtsein erfaßt und durchführt. Er stellt Bewußtes und Unbewußtes nicht nur nach ihren begrifflichen Eigenthümlichkeiten einander gegenüber, sondern er sucht auch möglichst genau die Grenzen zu ziehen, welche beide Weisen des Ideellen in ihrem wirklichen Vorkommen auf den verschiedenen Gebieten von einander scheiden. Allerdings geräth er dabei, wie ich schon bemerkte, indem er im Sinne Hegels und Schopenhauers weiter arbeitet, in die Einseitigkeit, das Unbewußte geradezu zum letzten Weltgrunde zu erheben.

Wiewohl das Princip des unbewußt Ideellen recht eigentlich der Feind aller mechanistischen Weltanschauung ist, so geberdet sich das Unbewußte bei Hartmann doch in gewissem Sinne mechanistisch. Die unbewußte Vernunft geht nicht, wie etwa bei Hegel, in die Natur und Geschichte als in ihre eigenen Wesensgestaltungen ein, um hier in der Zeitlichkeit sich aus innerem Drange auszuleben, sondern sie dirigirt, ähnlich der Centralbehörde einer aufs Aeußerste centralisirten Staatsmaschine, Alles von dem All-Einen, unzeitlichen, streng abgeschlossenen Weltmittelpunkte aus, indem sie auf alle sich ihr zum Eingreifen darbietenden Gelegenheiten lauert. Das Walten der unbewußten Vernunft erhält so etwas vom Charakter des äußerlichen, übernatürlichen Eingreifens. Dies wird noch deutlicher werden, wenn sich uns Hartmann's Metaphysik etwas näher vor Augen gestellt haben wird. Der Leser wird sich eine wenigstens ganz allgemeine Charakteristik dieses Centrums seiner Speculationen gefallen lassen müssen, da es sonst unmöglich wäre, ein auch nur einigermaßen entsprechendes Bild von der philosophischen Bedeutung unseres Denkers zu geben.

Hartmann hat Recht, wenn er den Satz aufstellt: es sei Aufgabe der Philosophie, das Logische und Unlogische (ich würde lieber sagen: Vernunft und Unvernunft, Rationelles und Irrationelles) zu vereinigen, da sich Beides empirisch aufdränge, indem das Weltwesen sich thatsächlich sowohl in Weisheit wie in Widersinnigkeit offenbare. In der That, die Erscheinungswelt führt eine seltsame Doppelsprache. Die verschiedenen Gebiete und Formen der Erscheinungen stützen, tragen, bedingen einander, sie sind auf einander hin angelegt und stimmen zu einem harmonischen Organismus zusammen. Und

doch bringt sich dieser Zusammenklang des Alls nur durch den angst- und wundenreichen Kampf ums Dasein, nur durch die Gewalt und List einer eiskalten Selbstbehauptung zu Stande; jede Blüthe, jeder Sieg wird durch das Elend und den Untergang vieler Anderer erkauft. Wer wollte verkennen, daß der Verstand der Menschheit sich immer mehr zuschärft, ihre Vernunft sich vertieft, ihr Gemüthsleben sich veredelt; allein greifen nicht gerade darum auch Haltlosigkeit, Zerrissenheit, Selbstquälerei und die hieran sich knüpfenden zahllosen Schmerzen in erschreckender Weise um sich? Der Mensch trägt die Stimme des Guten in sich, das Gute aber ist das absolut Werthvolle, es giebt dem Menschen die Gewißheit einer intelligiblen, positiv und absolut bedeutungsvollen Welt, eines alle Dinge krönenden Heiles. Doch das Gute kann sich nur auf dem Boden des Bösen und der Schuld entwickeln, ja tausendfach sind Recht und Unrecht tragisch verschlungen, und jene intelligible Welt droht als Erzeugerin des Bösen und Tragischen zum Zerrbild zu werden. Indessen nicht nur das Gute, auch schon die einfache Thatsache des Selbstbewußtseins bürgt uns dafür, daß wir im Grunde schon jetzt und hier die Zeit überwinden, daß in Allem ein ewig Eines lebt. Inniger als Alles aber giebt unserem Herzen die Liebe, die mitleidvolle, trost- und hilfbereite Liebe, die selig-schmerzvoll das Menschenherz erweitert, die Gewißheit, daß alle Wesen ein all-einiges Geistiges durchströmt, in dessen Wärme alle spröden Schranken der Vereinzelung dahinschmelzen. Und dennoch: stehen wir nicht unentreißbar mitten in all den Härten und Verwirrungen, welche die Vereinzelung, die Endlichkeit und der Zufall, diese höhnendste Form des Endlichen, mit sich führen? Und ist nicht das Endliche als solches schon Widersinn und Widerspruch? Das Endliche trägt das Gepräge der Nichtigkeit, es ist, wie schon Platon ahnte, ein Sein, das zugleich das Nichts in sich birgt. Die Welt ist von schwellendem, verheißungsvollem Leben erfüllt, sie weist uns im Guten, in der Liebe, im Schönen und im Erkennen unwidersprechlich auf ein positiv und absolut inhaltvolles Leben als höchstes, freilich für uns unbegreifliches und namenloses Gut hin, und doch durchzieht all diesen Reichthum eine gewisse Leere und herabzerrende Nichtigkeit, deren Ueberwindung fast unmöglich zu sein scheint.

Zwar legt Hartmann nicht gerade in dieser Weise die Doppelnatur der Welt dar; doch wird nur derjenige, der sich solchen und ähnlichen Betrachtungen hingegeben hat, den Grundgedanken seiner Philosophie, die Lehre von der Welt als einem Producte aus der allweisen logischen Idee und dem unvernünftigen, gesetzlosen Urwillen verstehen und würdigen können. Unser Philosoph ist von dem wahren und großen Gedanken durchdrungen, daß jener durch die Welt gehende Widerstreit zur Annahme eines realen, nicht bloß begrifflichen Gegensatzes und Widerstreites in dem All-Einen absoluten Geiste nöthige. Ihm ist die Erkenntniß aufgegangen, daß sich aus reiner Intelligenz oder gar aus bloßer Güte und Liebe, ohne die Nacht eines Unvernünftigen und Nichtseinsollenden, die Welt ebensowenig begreifen lasse wie

aus einem bloßen unvernünftigen, blinden Drange, sondern daß sie allein aus einer Synthese von harmonisch in sich verweilender Vernunft und widersprechender Unvernunft, von Licht und Abgrund zu verstehen sei. Er weiß, daß es zu keiner Weltentwicklung, zu keinem Weltinhalte kommen könnte, wenn nicht die Weltvernunft irgendwie den Stachel des Irrationellen erführe.

Ich sehe geradezu die Hauptbedeutung von Hartmanns Metaphysik darin, daß er die angedeutete Synthese zum Mittelpunkte seiner Philosophie macht. Er erkannte, daß die nachkantische Speculation zu der Fundamentalaufgabe hindränge, jenem Doppelcharakter der Erscheinungswelt durch die Annahme eines realen Gegensatzes und Zwiespaltes innerhalb des einheitlichen letzten Weltprincipes gerecht zu werden. Hegel hob einseitig die versöhnungsvolle Vernunft hervor; doch drängten sich ihm zugleich Endlichkeit, Einzelheit, Zufall als störrische Mächte auf, die nun einmal in die Vernunft nicht aufgehen, und in der Widerspruch erzeugenden „Negativität", von der er alles Seiende und selbst das Göttliche durchsetzt sah, liegt versteckt die Anerkennung des Irrationellen als des weltbewegenden Princips. Bei Schopenhauer wieder steht, indem er den Weltkern als vernunftlosen Willen faßt, das Irrationelle ganz ungebührend im Vordergrunde, doch fehlt keineswegs die intelligente, zweckvolle Durchleuchtung des Weltwillens. Hartmann, der die logische Idee und den antilogischen Willen als gleichberechtigte Principien ansieht, darf sonach von sich rühmen, daß er Hegel und Schopenhauer von einem höheren und durch den Gang der Geschichte der Philosophie geforderten Standpunkte aus zu vereinigen suche. Er sagt: „Es ist wahr, ich bin ein Schopenhauerianer der siebziger Jahre; es ist auch wahr, daß ich ein Hegelianer der siebziger Jahre bin". Und er fügt hinzu: „Es ist ebenso wahr, daß ich ein Schellingianer der siebziger Jahre bin". In Schellings letztem Systeme nämlich findet er den „Schlüssel für die Synthese der Principien Hegels und Schopenhauers"; es komme nur darauf an, die „gediegenen Goldkörner" wahrhafter Speculation von den „Schlacken und dem tauben Gestein" überwuchernder theosophischer Grübeleien zu befreien. Hartmann hat dies in seinem Aufsatze über Schellings positive Philosophie (1868) in dankenswerther Weise versucht und damit ohne Frage zur richtigen Würdigung dieser Philosophie beigetragen, die auch nach meiner Ueberzeugung bestimmt ist, durch gewisse fruchtbare Kerngedanken die Speculation der Zukunft zu fördern. — Hier sei auch ein für alle Mal bemerkt, daß Hartmann über seine Stellung zu den früheren philosophischen Systemen ein scharfes Bewußtsein hat und stets die relative Wahrheit in ihnen, wie sie sich ihm von seinem Standpunkte aus darstellt, mit gerechtem Sinne anzuerkennen bereit ist.

Wenden wir uns nun zu der Art, wie Hartmann das rationelle und das irrationelle Princip näher bestimmt und aus dem Zusammenwirken beider die Welt entspringen läßt, so muß freilich unsere Zustimmung aufhören. Seine metaphysische Grundlegung ist voll der härtesten Widersprüche, sie führt aus einer Unbegreiflichkeit in die andere, ja zuweilen sogar ins Abenteuerliche und

grotesk Phantastische. Ihren letzten Grund aber hat diese Ausartung einer auf dem richtigen Wege befindlichen tiefsinnigen Speculation in der äußerlichen, mechanistischen und formalistischen Art, wie sie die letzten Weltprincipien einerseits von einander scheidet und andererseits zu einander in Beziehung setzt. Ich kann daher Hartmann nicht das von ihm in Anspruch genommene Verdienst zugestehen, die einseitigen Principien Hegels und Schopenhauers wirklich zu einer „organischen Einheit" verschmolzen zu haben. Bald befinden sich Weltintelligenz und Weltwille in einem ganz gleichgiltigen und daher unbegreiflichen Nebeneinander, bald wieder verwandelt sich, wie durch ein Wunder, diese träge, unergiebige Nebeneinanderlagerung des logischen und des unlogischen Princips in einen ebenso äußerlichen Kampf beider auf Leben und Tod, und dieser Kampf eben, in welchem die Schlauheit des Logischen den „absolut dummen" Willen überlistet, ist der Weltprozeß!

Von Ewigkeit her ist der absolute Geist, diese All-Eine Ursubstanz, mit zwei Attributen ausgerüstet: mit der logischen Idee und dem absolut unlogischen Willen. Die logische Idee hat kein Wollen und Streben, sie ist interesselos gegen ihr Sein oder Nichtsein, und dennoch umfaßt sie der Möglichkeit nach die absolute Vernunft in sich. Mit anderen Worten: die logische Idee ist implicite der gesammte Weltinhalt, von dem Hartmann das Existenzvermögen gewaltsamer Weise losgetrennt hat, der aber dennoch ein ewiges, wenn auch noch so blasses und schwächliches Dasein (ein „latentes Sein") führen soll.

Diesem Unbegriff stellt sich ebenbürtig der andere Unbegriff des All-Einen Wollens zur Seite. Dieses nämlich ist inhaltleer, gesetz- und vernunftlos, leere Form, dabei aber doch Thätigkeit und Wirken, unersättlich gieriges Streben aus sich heraus, ein absolut zielloses Schmachten nach Erfüllung. Es ist in diesem Begriffe die Form der Existenz als solcher, die Hartmann dem Weltinhalte entzogen hat, zu einer selbständigen Macht erhoben. Der reine Hunger nach Existenz, ohne ein Etwas, das da existirt oder erstrebt wird, führt ein gesondertes Dasein. Eine solche Macht müßte, wenn sie wirklich zu existiren den Versuch machte, in ihrer *Wesenlosigkeit* zusammenbrechen, gerade so wie die logische Idee an ihrer eingestandenen *Existenzlosigkeit* zu Grunde gehen würde. Hartmann hat also in Wirklichkeit dem absoluten Geist *zwei verschiedene Nichts* zu Attributen gegeben.

Wie will man nun ferner einen Sinn darin finden, daß, trotzdem der absolute Geist das All-Eine ist, die existenzlose Vernunft und die vernunftlose Existenz ursprünglich (d. h. so lange ihr potentieller Zustand dauert) als seine von einander völlig geschiedenen und um einander unbekümmerten Attribute vorhanden sind? Wie soll man es weiter möglich finden, daß diese beiden Mächte, die nichts mit einander gemein haben und daher keine Angriffspunkte für einander darbieten, sobald sich der Wille aus seinem bloßen Potenzzustande erhebt, in das allerengste Zusammenwirken treten? Und da soll nun gar aus diesem Zusammenwirken, wiewohl eingestandenermaßen jede der beiden Seiten für sich durch und durch existenzohnmächtig und absolut leer ist, das

reale, inhaltreiche Weltleben hervorgehen! Auch die logische Idee nämlich, so belehrt uns Hartmann, ist zunächst die reine Leere. Sie besteht aus nichts weiter als aus dem Satze der Identität: A=A. Erst in dem Momente, wo sich der blinde Wille (und zwar durch reinen Zufall!) aus dem Zustande der Potenz zum wirklichen Wollen erhebt und die logische Idee als den einzig zur Verwirklichung bereit liegenden Inhalt „an sich reißt“, erfaßt dieselbe intuitiv den ganzen reichen Weltinhalt und verwandelt sich so aus dem Allerdürftigsten (A=A) in das Allerreichste. Ist es denn aber anders als durch ein Wunder möglich, daß die logische Idee, angestachelt von dem ebenso inhaltsleeren, entwickelungsunfähigen Willen, aus der leeren Form des Identitätsprincipes die ganze Weisheit des Weltplanes glücklich herausspinnt? Ja, schon dies ist ganz unbegreiflich, wie die armselige Weisheit des Identitätssatzes von Ewigkeit her gleichsam die eine Hälfte alles Seienden ausmachen soll. Durch welche Macht, aus welchem Interesse kann diese leere, selbstverständliche Form jenes stolze, gesondert bestehende Dasein eines Attributes des Urgeistes erhalten?

Doch ich will hier abbrechen. Bei jedem Schritte, den wir in Hartmanns metaphysischer Kosmogonie machen, häufen sich die Widersprüche und Willkürlichkeiten. Ja, indem er dem Weltproceß einen zeitlichen Anfang und ein zeitliches Ende giebt, verfällt er geradezu in mythologische Vorstellungen. Wie ist es nur möglich, so müssen wir mit seinem Kritiker Rudolf Seydel fragen, daß, während er sich sonst, besonders in der Kritik Anderer, als so tüchtigen und gründlichen Logiker bewährt, er in den höchsten Regionen seiner eigenen Metaphysik an allen Ecken und Enden so ganz grundlose und willkürliche Annahmen macht? Dies Alles hindert indessen nicht, anzuerkennen, daß seine Metaphysik im Einzelnen viel richtige und tiefe Blicke enthält (z. B. die Auffassung der Realität als eines willensartigen Principes), und daß sie in allen ihren Widersprüchen sich mit dem Zusammenbringen zweier Principien abmüht, in deren Synthese wirklich die Hauptaufgabe der Metaphysik besteht.

Auf dem Titelblatte der „Philosophie des Unbewußten“ steht: „Speculative Resultate nach inductiv-wissenschaftlicher Methode“. Welche Erfahrungsgrundlage hat denn Hartmann seiner pessimistischen Ansicht zu geben gewußt, daß die Welt ihre Existenz (nicht ihren Inhalt) einem grundlosen Acte des unvernünftigen Allwillens verdanke? Im All-Einen herrschte die selige Stille des Nichts; da plötzlich kommt dem im Zustande der Potentialität schlummernden Allwillen der widervernünftige Einfall, zum wirklichen Wollen aufzustehen und sich so in die qualvolle „unbändige Gier“ eines unausfüllbaren Schmachtens zu stürzen. So ist mit einem Schlage das Weltdasein gesetzt. Welche Seiten an der erfahrungsmäßigen Beschaffenheit der Welt sind es, die unseren Philosophen die Existenz der Welt auf eine im strengsten Sinne zufällige Dummheit gründen lassen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns auf die bekannteste Seite seiner Philosophie: auf die Abschätzung der ver-

schiedene sogenannten Güter nach der Lust- und Unlustmenge, die an sie geknüpft ist.

Hartmann erklärt nicht, wie Kant und Schopenhauer, alle Lust für indirect, d. h. für lediglich aus dem Aufhören oder Nachlassen von Schmerzen entspringend. Die Genüsse des Gaumens und der physischen Liebe, der Kunst und der Wissenschaft werden uns auch ohne vorangehenden Schmerz als Lustempfindungen zu Theil. Gleichwohl kommt er bei dem Ueberblick über die Lebensgüter zu einem für das Glück sehr ungünstigen Ergebnisse. Gesundheit, Jugend, Freiheit z. B. gewähren durchaus keine positive Lust, sie stellen nur den Nullpunkt der Empfindung dar, den „Bauhorizont, auf dem erst die zu erwartenden Genüsse des Lebens errichtet werden sollen". Auch die gesicherte Lebensstellung als solche erhebt uns nicht über den Nullpunkt des Empfindens, und obendrein muß dieses privative Gut durch Arbeit erkauft werden. Arbeit aber ist für den, der arbeiten muß, ein Uebel; Niemand arbeitet, der nicht muß, d. h. der nicht die Arbeit als das kleinere von zwei Uebeln auf sich nähme. Hat man die vier genannten Güter, so sind die äußeren Bedingungen zur Zufriedenheit gegeben; Zufriedenheit aber ist nur Freisein von Schmerzen, nicht positive Lust.

Besonders jämmerlich ergeht es den Genüssen der Liebe. Hier schließt sich Hartmann völlig an Schopenhauer an. Wer die Schmerzen der im Dienste der Liebe getäuschten und gebrochenen Herzen sehen und wägen könnte, der würde finden, daß sie allein schon alles in der Welt vorhandene Liebesglück weit übertreffen. Die Hauptsache aber ist, daß der Liebesgenuß in doppelter Hinsicht auf Illusion beruht. Die geträumte Seligkeit in den Armen der Geliebten ist nichts als der „trügerische Köder", vermittelst dessen die zweckvoll schaffende Natur den bewußten Egoismus täuscht, indem sie ihm vorspiegelt, es handle sich um seine eigene Seligkeit, während ihr Zweck dabei lediglich die möglichst vollkommene Fortpflanzung der Gattung ist. So wird der Liebende zu Gunsten fremder Zwecke „geprellt". Wenn nun aber doch wenigstens die Hoffnung auf eine überschwengliche Seligkeit in der Vereinigung mit der Erkorenen in Erfüllung ginge! Allein von einem solchen Himmelsglücke ist nirgends etwas zu finden. Hat der Liebende von seinem ersehnten Schatze Besitz ergriffen, so findet er, daß die gehoffte „neue Aera" ein bloßer Traum war, daß Alles beim Alten geblieben ist, und er mit seinen hohen Erwartungen eine große Dummheit begangen habe.

In ähnlicher Weise zerpflückt Hartmann die Genüsse der Freundschaft, des Familienglückes, des Ehrgefühls, der Ruhmsucht u. s. w. Ja, auch die Gewissensruhe des moralischen und der Herzensfriede des religiösen Menschen sind „unfähig, ein positives Glück oder eine dauernde Seligkeit zu gewähren". Und so kommt Hartmann zu dem Endergebnisse, daß alles weltliche Dasein mehr Unlust als Lust mit sich bringt, daß alles Wollen illusorisch und nichtig, thöricht und unvernünftig ist.

Besonders gegenüber den gutmüthigen Beschönigungen eines feigen Optimismus sind solche Betrachtungen von großem Werthe, welche die tausend-

fachen Formen der so gern verschwiegenen kleinen und großen Unbehaglichkeiten und Schmerzen ohne Pathos in nüchterne Beleuchtung setzen. Schon aus diesem Grunde möchte ich Hartmanns Pessimismus nicht mit Lasson ohne Weiteres als eine niedrige, störende Beigabe seines Gedankenkreises bezeichnen. Freilich fordert derselbe weit mehr zum Widerspruch als zur Beistimmung heraus. Vor Allem ist hervorzuheben, daß unser Philosoph der lustvollen Seite des Daseins bei Weitem nicht gerecht wird. Kaum vorhanden ist für ihn die aus der Tiefe der Persönlichkeit hervorquellende Befriedigung, welche uns in allem werthvollen Streben und Arbeiten, in dem schlichten Bewußtsein der Pflichterfüllung, in dem Erweitern und Ausbauen unserer inneren Individualität, in dem Erwerben und Pflegen von Freundschaft und Liebe so warm erfüllt. Und in dieser Art der Befriedigung sind wir den Gefahren der Abstumpfung und Enttäuschung, die er überall mit scharfem Blicke ausspäht, bei Weitem weniger als sonst ausgesetzt. Es ist charakteristisch, daß Hartmann, für den es nirgends einen positiven absoluten Werth giebt, und dem der ganze Weltproceß ein kaltes, gemüthloses und im Grunde sinnloses Geschehen ist, die Erwärmung und Vertiefung ignorirt, welche den Lustempfindungen aus dem Bewußtsein, etwas Werthvolles gethan und an Werth zugenommen zu haben, zu Theil werden. Und eben so charakteristisch ist es, daß er all die Blüthen der Freude, die dem Gemüthe und der Phantasie entkeimen, fast gänzlich übersieht. Weder würdigt er den erlösenden Frieden des Naturgenusses, noch die herzhaft gesunde Lust, die den verschiedenen Formen des Komischen entspringt und sich im befreienden Lachen äußert; und ebenso wenig läßt er die Freuden zu ihrem Rechte kommen, die der Sehnsucht, der Wehmuth, ja den verschiedenen, besonders den sentimentalen Formen des inneren Unglücks zugemischt sind. Ganz besonders aber wird das Bild, das er von der Verbreitung der Lust und Unlust entwirft, dadurch der Wirklichkeit unähnlich, daß er über etwas, was ihn jede gute Novelle lehren könnte, hinwegsieht: ich meine die freundlichen Belebungen und behaglichen, oft sonnigen Ausgestaltungen des Kleinen und Unscheinbaren, die jedes, auch das dürftigste Gemüth innerhalb des gewohnten Lebenskreises und des täglichen Laufes der Bedürfnisse und Geschäfte vornimmt.

Endlich ist nicht zu vergessen, daß Hartmann der Illusion selbst nicht gerecht wird. Durch den Nachweis, daß ein Genuß auf Illusion beruht, ist der Genuß noch nicht nothwendig als nichtig erwiesen; auch für Denjenigen nicht, der die Illusion als solche durchschaut hat. Könnte es nicht Phantasiegestaltungen geben, die selber schon, auch wenn sie mit der realen Wirklichkeit nicht übereinstimmen, eine werthvolle Wirklichkeit sind, indem sie die Freiheit und Erhabenheit des menschlichen Geistes bezeugen? Es kommt nur auf die Erfüllung einer gewissen Bedingung an: es muß sich in dem von der Phantasie geschaffenen subjectiven Scheine die reale Wirklichkeit selber gleichsam nach ihrer inneren Anlage und Bestimmung, nach ihrem besseren Kerne enthüllen. So beruht allerdings die Idealgestalt, die der Liebende anbetet, und ebenso

das Idealbild, zu dem sich dem in die traurige Ferne Verbannten die Heimath verklärt, auf Illusion, ja alles Schöne existirt nur in der Phantasie und ist daher im Sinne Hartmanns durchweg Illusion. Allein diese Illusion hört auch für den, der sie durchschaut, keineswegs auf, eine Quelle des Genusses zu sein. Besonders Fr. Vischer hat den Pessimismus hieran erinnert.

Man sieht, wie sich jener schon öfters angedeutete einseitig rationalistische Zug in den concreten Einzelheiten bei Hartmann zum Ausdruck bringt. Wenigstens soweit es sich um die Begründung seines Pessimismus handelt, schwimmt er in dem vollen Strome jener modernen Denkweise, die alles ernst gemeinte und intime Leben in Gemüth und Phantasie, sobald es einen gewissen mäßigen Grad übersteigt, als etwas für den Verstand Incommensurables mißachtet und kaum wie etwas Wirkliches behandelt.

Welchen weiteren Schritt thut nun Hartmann von seinem Ergebnisse aus, daß „die Lustbilance der Welt negativ sei?“ Es verknüpft sich ihm damit, wie er versichert, durch eine psychologische und zugleich logische Nöthigung das „Werthurtheil, daß die Nichtexistenz dieser Welt ihrer Existenz vorzuziehen wäre“. Und dieses Werthurtheil wieder bildet die Grundlage für die metaphysische Einsicht, daß die reale Existenz als solche einem unvernünftigen Principe entspringe.

In jenem Werthurtheile steckt der Grundfehler seines Pessimismus. Versteht es sich denn wirklich von selbst, daß in der Lust der Werthmesser der Welt liegt? Die Lust, rein isolirt betrachtet, ist etwas durchaus Leeres und Individuelles, sie ist das Allerendlichste und Allerzufälligste, sie ist Daseinsbejahung, aber ohne daß diese sich damit schon als berechtigt auswiese. Und diese leere, zufällige Form sollte sich herausnehmen dürfen, in der Frage nach der Billigung oder Verurtheilung des reichen, unendlichen Weltinhaltes den einzigen Maßstab zu bilden? Hartmann hätte, bevor er jenes verdammende Urtheil über die Welt fällte, die Frage einer genauen Erwägung unterziehen sollen, worin der Werthmesser der Welt zu suchen sei. Und dabei hätte er finden müssen, daß es bei der Beantwortung dieser Frage vor Allem darauf ankomme, ob es einen sich selbst rechtfertigenden Selbstzweck, einen positiven absoluten Werth gebe, und ob die Welt die Verwirklichung desselben darstelle. Statt dessen folgt er dem blinden Instincte, der nichts Höheres als die Lust kennt, verurtheilt auf Grund dieses Maßstabes die Welt und erklärt dann erst hinterdrein, auf Grund dieser Verurtheilung, daß ein absolutes positives Ziel und Gut ein Unding sei.

Um so auffallender aber ist Hartmanns Vorgehen, als er nachher mit Kantischer Strenge die Lust und Glückseligkeit in allen ihren Formen für eine durchaus verwerfliche ethische Triebfeder erklärt. Das Sittliche, sagt er, fängt frühestens da an, wo der Eudämonismus aufhört. Zuerst also stellt er sich eingestandenermaßen auf den Standpunkt des egoistischen, einzig nach Glückseligkeit strebenden Individuums und beweist von hier aus, daß alle Güter der Erde illusorisch seien. Nachher aber führt er in einer gerade mit Rücksicht

auf unsere utilitaristisch gesinnte Zeit höchst erfreulichen Weise den Grundsatz durch, daß aller sittliche Werth zur Bedingung habe, den Standpunkt des egoistischen Individuums zu verlassen. So ist also sein Pessimismus darauf gegründet, daß die Welt an einem Maßstabe gemessen wird, den er selbst für den Maßstab der niedrigsten Stufe der „Pseudomoral" erklärt.

Wie die Lust, so wechselt auch die Unlust bei Hartmann die Rolle; nur in umgekehrter Weise. Während sie ihm bei Begründung des Pessimismus schlechtweg als Symptom der Unvernunft, als ein Nichtseinsollendes gilt, entdecken sich ihm später an ihr werthvolle Seiten mannigfacher Art. In seinem Buche „Zur Geschichte und Begründung des Pessimismus" (1880) widmet er die vierte gedankenreiche Abhandlung der „Bedeutung des Leides". In beherzigenswerther Weise führt er hier aus, wie das Leid zur „Stärkung, Läuterung und Veredlung der sittlichen Kraft, zur Vertiefung des sittlichen Bewußtseins" diene. Wenn sich das Leid in so fruchtbarer Weise verwerthen läßt, sollte es da wirklich auf die Dummheit des weltschöpferischen Willens als seinen letzten Grund hinweisen?

Fragt man sich, wie es komme, daß Hartmanns Pessimismus nicht jenen edlen und zugleich erschütternden Charakter trage, der uns bei Schopenhauer entgegentritt, so liegt die Antwort hauptsächlich darin, daß er ihn allein auf das trockene Factum des Unlustüberschusses in der Welt gründet. Er hätte erstlich nicht so sehr das Abwägen von Lust und Unlust nach ihrem Mehr und Weniger hervortreten lassen sollen, und ferner durfte er die irrationelle Seite der Welt nicht ausschließlich aus dem Schmerze herleiten. Sie folgt ebensosehr aus der Macht des Bösen und aus dem Weltschicksale der Endlichkeit überhaupt und der mit ihr verknüpften Vereinzelung, Zersplitterung, Zufälligkeit u. s. w. Dann hätte sich ihm das Irrationelle sicherlich nicht in der für absolut dumm ausgegebenen Form der realen Existenz als solcher dargestellt, sondern er hätte es vielleicht als ein inhalt- und bedeutungsvolleres Princip aufzufassen vermocht.

Wer Hartmanns Pessimismus für sich in's Auge faßt, wird keine andere als eine quietistische Ethik erwarten können. Ist alles Wollen illusorisch, so wird der Mensch seine Würde in der „Verneinung des Willens" finden müssen. Wie wird es sonach möglich, daß seine Ethik einen völlig entgegengesetzten Charakter hat, indem sie dem Menschen das selbstlose thätige Wirken für die jeweilig geltenden Ziele der Culturentwicklung zur unbedingten Aufgabe macht? Um dies zu begreifen, muß man sich daran erinnern, daß im All-Einen neben dem dummen Willen die allweise Vernunft thront. Diese macht sich in demselben Momente, wo der Wille wie ein „Wahnsinniger, der den ersten besten Gegenstand umklammert", sich ihrer bemächtigt, zu seinem Herrn und „lenkt nun den blinden Gefährten in seinem tollen Jagen", um ihn endlich wieder in sein Nichts, in den Potenzzustand zurückzustürzen.

So kommt es, daß die Welt wenigstens ein negatives Ziel erhält und ihr Gang ein möglichst zweckmäßiges Fortschreiten zu diesem Ziele hin

darstellt. An diesem Weltfortschritte nun, der schließlich freilich nur zur negativen Erlösung d. h. Vernichtung des sämmtlichen Wollens führen soll, aus allen Kräften mitzuarbeiten, ist Pflicht eines Jeden. So kann Hartmann von sich sagen, daß er den eudämonistischen Pessimismus mit einem revolutionistischen Optimismus vereinige.

Die „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" ist kein System der Ethik, sondern sie stellt, vom Niederen zum Höheren aufsteigend, die verschiedenen sittlichen Triebfedern und Principien dar, wobei sie, in wahrhaft positiver, bei Hegel gelernter Kritik, stets zugleich bemüht ist, die Einseitigkeit und die relative Berechtigung der mannigfachen sittlichen Standpunkte aufzuzeigen und so das Bleibende und Werthvolle in ihnen für einen bestimmten Platz und Rang in dem allumfassenden Principe der wahren Sittlichkeit zu retten. Muß ein solches Unternehmen überhaupt schon klärend und bereichernd auf die Bearbeitung der ethischen Fragen wirken, so wird Hartmanns Verdienst noch größer durch den weiten, unerschrockenen Blick, mit dem er Zusammenhänge knüpft und Consequenzen zieht, durch die Behandlung der Sittlichkeit als einer sich culturgeschichtlich entwickelnden und doch objectiv-vernünftigen Macht, durch die letzten Endes metaphysische Begründung alles Moralischen und durch das principielle Heranziehen der verschiedenen das geschichtliche Leben, besonders der Gegenwart, beherrschenden Bewegungen. Man erhält, wenn man sich seiner Führung durch die mannigfaltigen sittlichen Welten anvertraut, einen lebendigen Eindruck von dem Reichthume an realen Kräften und Gestaltungen, aus denen das sittliche Leben der Menschheit besteht. So behandelt er z. B. die Gefühle des edlen Stolzes, der Reue, der rächenden Vergeltung, der Dankbarkeit, des Mitleids, der Pietät, der Treue, der Liebe, des Pflichteifers u. s. w. sämmtlich in dem Sinne, daß er zeigt, inwiefern es einseitig und berechtigt sei, ein jedes dieser Gefühle zum obersten und ausschließlichen Principe des sittlichen Lebens zu erheben. Schon durch diese zwanglose und dabei doch principielle Verwerthung eines oft erstaunlich reichen sittlichen Lebensinhaltes nimmt sein Werk einen hervorragenden Platz in der neuesten Literatur der Ethik ein. Nicht zu verschweigen ist endlich, daß dasselbe durch das rücksichtslose Aufdecken vieler sittlich verkehrten und vergiftenden Seiten unseres Culturlebens besonders Solchen, die unsere Zeit nur im Lichte der Bildung und Humanität sehen, die Augen zu öffnen geeignet ist. Dahin gehört, was er über die Lügenhaftigkeit des geselligen und politischen Lebens in dem Capitel über das „Moralprincip der Wahrheit" sagt.

Die Spitze freilich, in die seine Darstellung ausläuft, verdirbt das Ganze. Es ist auffallend, daß er uns das pessimistische Ziel der sittlichen Entwicklung der Menschheit bis nahe an das Ende des Werkes verschweigt. Otto Pfleiderer meint daher, daß in diesem Werke der Pessimismus nur noch als üble Nachwirkung seines Ausgangspunktes in eine sonst weit darüber hinausgewachsene

Speculation störend hineinrage. Vielleicht fürchtete Hartmann mit der Enthüllung des tiefsten Sinnes alles sittlichen Strebens die Wirkung seiner vorangehenden Darlegungen zu vernichten. Und diese Besorgniß wäre nicht ohne Grund gewesen. Denn in der That, die radicale Vernichtung alles Seins, in deren Dienste die sittliche Weltordnung stehen soll, macht dem sonst so groß und gehaltvoll gefaßten Weltproceß — ich muß dieses harte Wort aussprechen — zu einer theils lächerlich phantastischen, theils empörenden Posse, so daß man kaum glauben kann, wie ein so grundgescheidter Denker von derlei überzeugt sein könne.

Alle Anstrengungen und Schmerzen der Menschheit, all ihr Hoffen und fortschreitendes Gelingen sind Mittel, welche die allweise Weltvernunft zu einem unerhörten Zwecke sich verwirklichen läßt. Es soll nämlich durch alle Culturfortschritte das Bewußtsein von der Unvernunft der Welt in der Menschheit immer schärfer und mächtiger werden und so endlich in der Majorität der vernünftigen Wesen der — wie Hartmann meint — von Erfolg begleitete Entschluß entspringen, durch vereinte Willensanstrengung den Weltenbau in das Nichts (oder genauer in den Potenz-Zustand) zurückzuwerfen. Mag er auch die nähere Art und Weise, wie er sich die Ausführung dieses nihilistischen Entschlusses denkt, für „problematisch“ erklären, so steht doch so viel fest, daß Jeder, der sich im Sinne unseres Philosophen dem qualvollen Weltprocesse selbstlos-thätig widmen wollte, die Kraft dazu nur aus dem Glauben schöpfen könnte, daß das Weltende, die Vernichtung der gesammten unorganischen Materie und aller lebenden Wesen, sei es unter diesen oder jenen näheren Umständen, sich von der nach dem Nichts schmachtenden Majorität der denkenden Wesen werde herbeiführen lassen. So ist die Seele und der eigentliche Sinn seiner Ethik ein Glaube, der doch wohl aller Vernunft, und ebenso allem guten Geschmacke und gesunden Gefühle, allzusehr Hohn spricht, als daß er außer seinem ersten Verkünder irgend welche Bekenner finden könnte.

Hartmann pflegt die sittliche Weltordnung als den „menschlichen Theil des teleologischen Weltplanes“ zu bezeichnen. Das Sittliche ist sonach ein vorübergehendes, der Erscheinung angehöriges Moment im Weltprocesse, ein Mittel im Dienste eines „übersittlichen“ Endzweckes, d. h. eines Endzweckes, der an sich weder sittlich noch unsittlich ist. Dies Fehlen einer sittlichen Bedeutung des Weltdaseins ist der letzte Grund für das Leere, Unlebendige und Haltlose seiner Welt. Realität, Leben, Inhalt — dies Alles kann letzten Endes nur aus dem absoluten Sollen, aus dem an sich Guten als dem positiven Selbstzwecke herfließen. Alles Sein müßte ins Bodenlose stürzen, wenn ihm nicht ein in sich ruhendes Werthvolles, ein absolutes Gut zu Grunde läge. Im Guten offenbart sich unserem Innern eine Macht, die um ihrer selbst willen da ist, für die daher — mit Spinoza zu reden — essentia und existentia zusammenfallen, und in die darum Anfang und Ende der Welt zu setzen ist. Hier hätte Hartmann von Kant, Fichte, Schopenhauer lernen können, bei denen die Welt einen moralischen

Sinn hat. Die Wirklichkeit hat bei ihm keinen letzten festen Halt, sie geht restlos in Proceß und Entwicklung auf, Alles wird ausschließlich unter dem Gesichtspunkt des Werdens — also „historisch" im weitesten Sinne — betrachtet. Die Welt setzt sich aus Nichts (Potenz) und Werden zusammen, es fehlt ihr das Sein, die gesättigte, ewig bedeutungsvolle Substanz. Damit hängt dann weiter zusammen, daß er dem Individuum alles Wurzelhafte abspricht, es nur als ein Aggregat betrachtet und zum bloßen Mittel des Weltprocesses degradirt. So fällt denn auch die Behandlung von Erscheinungen, die sich, wie das Böse, die Reue u. s. w., nur unter der Voraussetzung eines wurzelhaft Werthvollen in der Persönlichkeit würdigen lassen, ziemlich flach und äußerlich aus. Wäre hier ein näheres Eingehen auf seine Weltanschauung möglich, so müßte dabei vor Allem auch dieser Gesichtspunkt verfolgt werden, wie sehr er mit dem Zuge unserer Zeit zusammenhängt, Alles viel zu einseitig unter den Gesichtspunkt der Entwicklung zu rücken und viel zu wenig nach dem zu fragen, was eine Erscheinung, ein Individuum an sich werth sei.

Indem Hartmann der Welt eine moralische Bedeutung nicht zugestehen will, bleibt ihm nur übrig, entweder, wie die Mechanisten und Spinoza, alle Teleologie überhaupt zu leugnen, oder, wie Hegel, sie einseitig logisch und formalistisch zu fassen, oder den Endzweck in etwas Negatives zu setzen. Wenn er sich für dies Dritte entschied, so entsprang dies nicht etwa aus Willkür oder Originalitätssucht, sondern es sind wirklich sachliche und nicht leicht zu nehmende Schwierigkeiten, die ihn dazu drängten. Allein wohl hätten ihm die widerspruchsvollen Consequenzen jener Entscheidung die Frage dringend nahe legen sollen, ob die oberste Prämisse, die negative Beschaffenheit des Welterlösungszieles, haltbar sei. Nehmen wir den Fall an, daß den Menschen das Zurückzwingen der Welt in das Nichts gelungen sei: was ist damit gewonnen? Der Allwille ist dann wieder im Zustande der entscheidungslosen Potenz; allein nichts bürgt dafür, wie Hartmann selbst zugesteht, daß er sich noch beliebig oft durch einen dummen Urzufall für das Sein entscheide und sich sonach zahllose Male die qualvolle Weltposse abspiele. Ist es ferner nicht ein verabscheuungswürdiger Egoismus, wenn der unselige Allwille, um sich zu erlösen, unzählige Wesen, von denen jedes ein selbständiges Bewußtsein besitzt, zu schmerzvollem Leben erschafft?

Und hat etwa die andere Seite, die All-Vernunft, etwas bei diesem „Leidenswege der Gottheit" gewonnen? Sie ruht, nachdem er vollbracht ist, wieder als kahles, uninteressantes Identitätsprincip A=A neben dem leeren Willen. Und hätte die Vernunft nur wenigstens aus liebendem Erbarmen mit dem unseligen Willen den Weltprozeß eingeleitet! Dann könnte sich der Mensch vielleicht eher der Erlösung des Willens widmen. So aber ist der ganze schmerzvolle Weltfortschritt nur um des Identitätsprincipes willen vorhanden, das sich die Störung, die es durch den dummen Willen erfahren, vom Halse schaffen und dann ruhig sein eintöniges Traumdasein fortsetzen

will. Wäre die Welt wirklich so beschaffen, dann müßten sich die Menschen entweder lachend oder mit Grauen von ihr abwenden. Was hat das Ringen und Bluten der Menschenherzen mit der Langweiligkeit des Identitätssatzes oder dem Urzufall eines unheilbar dummen und dann wieder egoistischen Weltwillens zu schaffen? Die an die christliche Erlösung erinnernden Wendungen, durch die er am Schluß seiner Ethik an das Gefühl appellirt, vermögen nicht über die frostige Kahlheit des von ihm gepriesenen Weltzieles zu täuschen.

Ich würde den diesem Aufsatze zugemessenen Raum weit überschreiten, wenn ich zwei bisher ganz vernachlässigte Seiten seiner Philosophie auch nur flüchtig behandeln wollte: seine Stellung zu der modernen Naturwissenschaft, in deren Versöhnung mit der modernen Speculation er eine Hauptaufgabe seines Lebens erblickt, und sein Verhältniß zu Religion und Christenthum. In ersterer Beziehung hat er der Philosophie durch die energisch speculative Verwerthung eines reichen naturwissenschaftlichen Materials einen großen Dienst geleistet. Höchste Speculation und Naturforschung sind durch ihn vielleicht mehr als durch irgend einen anderen Philosophen der Gegenwart in enge und sicherlich nicht unfruchtbare Wechselbeziehung gesetzt worden. Wenn er dabei „inductiv" verfährt, d. h. das speculative Denken nur als ein logisches Bearbeiten von Erfahrungsthatsachen ausübt, so entspricht er damit nur einer berechtigten Forderung der modernen Wissenschaft. Ueber seine Stellung zu den religiösen Fragen wird sich dann zusammenhängender urtheilen lassen, wenn seine „Phänomenologie des religiösen Bewußtseins", an der er gegenwärtig arbeitet, erschienen sein wird.

So zeigt der Philosoph des Unbewußten eine eigenthümlich dreifache Stellung zu unserer Zeit. In vielen Stücken steht er zum „modernen" Leben in feindlichem, aber rühmlichem Gegensatz. Tapfer und hoffentlich nicht ohne Erfolg stellt er der modernen blasirten Skepsis die Forderung eines systematischen, metaphysischen Denkens, die Verwerfung aller eudämonistischen und utilitaristischen Moral, die Lehre von einem in sich zwiespältigen All-Einen, von einer objectiven Weltvernunft und einer teleologischen Entwicklung in Natur und Geist und den Glauben an eine über das irdische Dasein hinausgehende Erlösung entgegen. In anderen Beziehungen wieder steht seine Philosophie mit werthvollen Seiten unseres modernen Lebens in engem Zusammenhange. Dahin gehört nicht nur die berechtigte Forderung, das Gebäude der Speculation auf dem Boden der Erfahrung, vor Allem der naturwissenschaftlichen, zu errichten, sondern auch die heilsam nüchterne, allem Beschönigen und vornehmen Ignoriren feindliche Art, mit der er seine philosophischen Fragen wesentlich auch an die niedrigen, kläglichen, widersinnigen Elemente des Weltlebens knüpft. In einer dritten Beziehung dagegen gewinnen gewisse im schlechten Sinne moderne Richtungen unserer Cultur in seiner Philosophie einen interessanten Ausdruck. Von ihrem einseitig rationalistischen und verstandesmäßigen Charakter war schon oft die Rede, und eben vorhin von ihrer Ueberschätzung der Entwicklung und des Historischen. Hier muß noch hingedeutet werden auf Hartmanns

oft pietäts- und geschmacklose Ausdrucksweise, auf seine Vorliebe, von ernsten, würdigen Gegenständen in Wendungen von platter, alltäglicher, oft widerwärtig niedriger Art zu reden. Und hat endlich seine Lehre nicht auch mit dem schlimmen Realismus unserer Zeit, der es für bedauerliche Illusion hält, von an sich werthvollen Idealen zu reden, eine nur zu auffallende Aehnlichkeit? Auch Hartmann kennt im Grunde keine positiven Werthe, nichts an sich Gutes, nichts an sich Vernünftiges (abgesehen von dem Identitätsgesetze). Seine Philosophie enthüllt sich letzten Endes als ein prosaischer, phantasieloser Nihilismus. Doch gerade darum steht sie mit einer verbreiteten Zeitstimmung im Einklang. Weit entfernt, dem romantischen Weltschmerze des Idealismus zu entsprechen, bringt sie, wie ich dies schon bei R. Seydel angedeutet finde, vielmehr jene schwunglose Verbitterung und Glaubenslosigkeit, wie sie sich des „realistischen Wollens unseres Zeitalters“ bemächtigt hat, zu begrifflichem und eigenthümlichem Ausdruck. Doch bleibt der Berliner Philosoph auch in seinen Verirrungen eine sachlich lehrreiche und culturgeschichtlich bedeutungsvolle Erscheinung.

Lorm vergleicht die Hartmann'sche Philosophie mit einem Baue, den eine ungeheure Anzahl neugieriger Menschen fortwährend umgiebt, ohne daß jedoch Jemand darin Wohnung zu nehmen oder seine Arbeitsstätte daran zu reihen gedenke. Mag auch der thatsächliche Erfolg seiner Philosophie nur zu sehr dem von Lorm gebrauchten Bilde entsprechen, so wird ihr unsere Zeit doch erst dann gerecht geworden sein, wenn an die Stelle neugierigen Beschauens und geringschätzigen Sichwegwendens gründliche, theils bekämpfende, theils zustimmende Verwerthung getreten sein wird. Hartmanns Schriften enthalten so viel des Tüchtigen, daß sie dem idealen Streben und echten Forschen unserer Zeit gar manchen werthvollen Gewinn und Anstoß zu geben geeignet sind. Nach jenen anderen Seiten hin aber, die uns ihn als Repräsentanten verwerflicher Zeitströmungen zeigen, wird man ihm doch die Ehre einer ernsten, sachlichen Bekämpfung nicht versagen dürfen.

Ferdinand Alba und Clärchen.

Eine Brüsseler Erinnerung

von

Berthold Auerbach.

— Berlin. —

Es war im Herbst des belgischen Jubeljahres in Brüssel; aus der Kirche Notre dame du Sablon, die von den Armbrustschützen gegründet ist, kam eine Gruppe von Männern und Frauen, eingeborenen Belgiern und zugereisten Deutschen. Sie hielten auf der Straße an, ein Trupp Soldaten marschirte vorüber. Ein Deutscher von jungen Jahren, der in der Heimath als gefürchteter scharfer Kritiker galt und darum kurzweg der Schneidige genannt wurde, sagte zu dem ihn begleitenden belgischen Gelehrten:

„Ihre Truppen haben nicht die stramme Haltung der unsrigen; aber ich meine, daß auf den Gesichtern der Soldaten etwas von dem geschichtlich durchgearbeiteten Geiste liegt, den Ihr Land und Volk durch so viele Jahrhunderte sich erkämpfen mußte“.

Der Belgier nickte freundlich dankend und der Schneidige fuhr fort:

„Wenn ich in den Niederlanden bin, muß ich oft an die Schweiz denken. Landschaft und Leben sind doch so durchaus verschieden, aber das Bedächtige und wieder Lebhafte, das ungebunden Freie und wieder dem Staatsgefühl sich Unterordnende scheint mir Beiden gemeinsam. Es ist nicht ohne Bedeutung, daß unsere beiden größten Dichter sich Helden aus der Schweiz und den Niederlanden auswählten. Egmont und Tell sind so verschieden und böten vielleicht eben deswegen sehr ergiebige Parallelen“.

„Ich freue mich“, fügte ein älterer deutscher Dichter hinzu, „daß Sie darauf hinweisen. Unsere beiden großen Dichter haben den Germanen außerhalb Deutschlands ihre Nationalhelden auferweckt; bei den Allemanen in den Alpen den Tell, bei den Niederländern im Flachland den Egmont. Von Egmont wissen wir, daß er sechsundvierzig Jahre alt war, Tell lebte in vorgeschichtlicher Zeit, aber es wird nicht weit gefehlt sein, wenn man ihm das gleiche Alter giebt, das,

was die Allemanen einen bestandenen Mann nennen. Goethe hatte nicht einen Volkshelden geschaffen ähnlich wie Tell, der, wenn auch abgesondert für sich, doch ohne Auszeichnung mit in der Reihe seiner Volksgenossen steht; Goethe schilderte eben einen aristokratischen Führer, der sich eine Liaison gestattet, die bei Tell ganz undenkbar wäre. Für Tell repräsentirt sich Freiheit und Vaterland als Schutz für Weib und Kind, darum mußte Weib und Kind und Schwägerschaft nothwendig eingeführt werden, und die Stauffacherin ist eine politische Frau, gradherzig und kernhaft. Gewiß war die Frau Egmonts, Sabine von Bayern, geborene Pfalzgräfin von Simmern mit ihren elf Kindern auch eine vaterländisch gesinnte Frau, aber der Dichter konnte sie in seiner freien Composition nicht einfügen. Der Dichter griff nur die Sage von der am Schaffot sterbenden Geliebten heraus, die er freier behandeln konnte als Schiller die Sage vom Apfelschuß".

„Goethe hat es gewiß nicht beabsichtigt", sagte der Schneidige, „aber in diesem Stück zeigt sich die Verderblichkeit des zu weit getriebenen Frauencultus. Das Liebesverhältniß zu Clärchen, — ich bestreite nicht, es ist schön — übt einen zerstreuenden, lässig machenden Einfluß auf den Helden, der Staatsmann zu sein hat. Und in der Liebe Clärchens zu Egmont liegt der tragische Keimpunkt, wenn man es so nennen will — die Schuld darin, daß die Liebe aus Bewunderung zu dem großen Manne, dem Vaterlandshelden erwachsen ist".

Eine kleine lebhafte deutsche Frau, die Silberschmiedin genannt, fragte:

„Hatte also Goethe einen sagenhaften oder geschichtlichen Grund, dem Grafen Egmont eine ihn so unendlich verehrende Geliebte zu geben?"

„Allerdings; sie hieß mit Namen Johanna Lavil und die Sage geht, daß sie bei der Hinrichtung zugegen war und vom Schmerz getödtet niederfiel. Unser Dichter hat den Namen geändert; Hannchen klänge nicht so anmuthend, Clärchen klingt hell und frisch. Goethe hat ja auch den Vornamen Fausts, Johann, in Heinrich verwandelt".

„Hatte Clärchen keinen Familiennamen?" fragte eine jugendliche Deutsche.

Lächelnd entgegnete der Schneidige: „Clärchen hat keine Familie, sie hat nur eine Mutter, ähnlich wie ihre nachgeborene Schwester Gretchen; aber die Mutter Clärchens bleibt nicht hinter den Coulissen und sie ist gut Freund mit Egmont, wenn sie auch wünscht, daß Clärchen den Vetter Brackenburg heirathe. Mir scheint nämlich, Clärchen hatte auch den Familien-Namen Brackenburg, denn dieser Brackenburg war sicherlich der Vetter vom Spielplatz, der garnhaltende Haspelmann".

„Gehen wir zum Denkmal Egmonts", sagte die Silberschmiedin: „es ist hier in der Nähe".

„Ich finde es durchaus ungerecht", sagte der Schneidige, „daß man das Denkmal vom Marktplatz hinweg hierher versetzt hat. Man darf ein Denkmal nicht versetzen. Dort auf dem Marktplatze vor dem Brodhause war es an seiner historisch nothwendigen Stelle, denn dort im Brodhause wo Egmont und Hoorn gefangen saßen, wurden die Beiden vom Balcon aus auf einer eigens dazu geschlagenen Brücke auf das Schaffot geführt, damit

sie nicht, wenn man sie über den Marktplatz führte, vom Volk befreit werden könnten".

„Ja", sagte die junge Deutsche, „als ich jetzt zum ersten Mal nach Brüssel kam, war mein erstes Denken auch an Egmont. Ich hatte das Gefühl, daß ich den Daseinsspuren Egmonts nachgehen müßte".

Die Gruppe stand eine Zeit lang vor dem Denkmal, und der Schneidige erklärte in behaglichem Lehrton:

„Da zeigt sich doch die Macht der Dichtkunst: sie verleiht ihren Auserwählten unsterbliche Glorie. Egmont ist weit berühmter als sein Genosse Hoorn, sein Name ist im Munde aller Welt, weil der Dichtermund diesen Namen ausgerufen. Die Dichter haben ewige Kronen zu verleihen. So ist Götz von Berlichingen, so ist Wallenstein allgemein bekannt, während Andere, wie Gustav Adolf, Ulrich Hutten, wie unser Großer Kurfürst nicht minder verdient hätten . . ."

„Immer kommt doch der Preuße heraus", unterbrach der belgische Gelehrte den Schneidigen.

Dieser aber fuhr fort: „Als ich dort oben das Bild von Gallait sah, Egmont und Hoorn auf der Bahre und vor ihnen die Schützengilde, die ihnen stumm und dumpf die letzte Ehre erweist, da wurde ich wieder ärgerlich auf Goethe".

„So? also Sie können Goethe auch tadeln?" sagte der Belgier. Der Schneidige sah ihn mißmuthig an, er schien keine Unterbrechung gewöhnt, er faßte sich indeß und fuhr in Ruhe fort:

„Es lag eben in Goethes Mangel an politischem Sinn und an Vertrauen in die einfache Volkskraft, daß er das belgische Volk gar so erbärmlich schilderte. Diese Leute, die er uns vorführt, das sind nicht diejenigen, die jenseits, ich meine nach der Ermordung von Egmont und Hoorn, die Spanier zum Lande hinausjagen. Goethe läßt Egmont prahlen, wenn nicht noch ein ärgeres Wort anwendbar wäre; denn Egmont sagt: Ich kenne meine Landsleute. Es sind Männer, werth Gottes Boden zu betreten; ein jeder rund für sich, ein kleiner König, fest, rührig, fähig, treu. Zu drücken sind sie; nicht zu unterdrücken. — Wo hat uns Goethe in diesem Stücke Männer gezeigt, von denen das auszusagen war?

Unzweifelhaft waren auch solche Philister darunter, solche wunderliche Käuze, wie sie Goethe schildert, aber es müssen auch absolut nothwendig und wie sich ja auch historisch erwiesen hat, heldenmüthige, vollkräftige Männer da gewesen sein. In der die Leichen der beiden Hingerichteten begrüßenden Schützengilde sehen wir diese Männer; diese gedrungenen, starken Gestalten, das sind die Männer, von denen wir mit Zuversicht erwarten, daß sie den Spaniern den Garaus machen. Und weil Goethe diese Schwäche anhaftete, mußte er in seiner Dichtung zuletzt zum melodramatischen Effect greifen. Das Unzulängliche — hier wird's Musik. Freilich nur ein Goethe kann es

wagen, aus der realen Erscheinungswelt sich vermittelst seiner genialen mythenbildenden Kraft zur olympischen Höhe und zur Gestaltung der Freiheitsgöttin aufzuschwingen; aber der Schluß, diese Verwandlung Clärchens in eine Allegorie bleibt doch äußerlich, verschwommen traumhaft, versetzt in eine Welt, die mit dem festgegründeten concreten Unterbau keinen Zusammenhang hat. Der Schluß müßte die That, der befreiende Aufruhr sein. Ueber diesen Bruch hilft auch die Musik Beethovens nicht hinweg. Das hat schon Schiller in seiner verehrenden Kritik ausgesprochen, wie wir aus der sinnlichen Wahrheit in dem Stücke durch einen Salto mortale in die Opernwelt versetzt werden".

Die Zuhörer waren lange still und leise beginnend, dann aber von seiner Empfindung fortgerissen, sagte der ältere Dichter:

„Ich habe eben in diesen Tagen Goethes Egmont wieder gelesen. Welch ein Leben! Ihr Tadel erscheint mir hinfällig. Der Dichter muß die erstarrten Thatsachen wieder flüssig halten, sie müssen zum knetbaren Thon in seiner Hand werden, oder auch — wenn mir ein anderes Bild erlaubt ist — den Stamm mit seinen Zweigen kann man nicht zum Bau verwenden, er muß zugehauen werden. Wie Goethe den Genossen Egmonts, Philipp von Montmorency, Graf von Hoorn, ganz unerwähnt ließ, weil ein paralleler Held unmöglich zu verwenden war, so hatte er nach der ganzen Anlage seines Werkes keinen Raum für die Kraft des Bürgerthums in Brüssel; er spannt alles Licht auf die Gestalt Egmonts und Clärchens, und wo ist eine in gleicher ewiger Jugend blühende Mädchengestalt wie Clärchen! Man könnte nur andere Mädchengestalten Goethes damit vergleichen und Schiller sagt mit Recht: Goethe ist sein eigenes Muster. — Ich weiß nicht, ob es schon Andere bemerkt haben, aber mir hat sich's klar herausgestellt: unsere beiden größten Dichter haben Jünglinge und Jungfrauen geschildert von unvergänglichem, rothwangigem Leben. Schiller ist der Dichter der Jünglinge; da ist Karl Moor, Ferdinand Walter, Max Piccolomini, Don Carlos, da sind die Brüder Don Manuel und Don Cäsar, da ist Melchthal, das sind sehnige, spannkräftige, blühende jugendfrische Jünglinge. Jünglinge! Der Begriff stirbt heute fast aus, wir haben nur noch junge Männer, und diese sind schon vielfach blasirte, pessimistische Kahlköpfe. Wie Schiller der Dichter der Jünglinge, so hat Goethe das Mädchen geschildert, das deutsche Mädchen, wie es leibhafter und lebensfrischer nicht gedacht werden kann, mit Lotte beginnend, dann Gretchen, Clärchen, Dorothea, Friederike, Natalie, Ottilie; Jede für sich so grundwahr, und doch so rein ideal". —

Die Gesellschaft fuhr in zwei Wagen nach dem Bois de la Cambre, und nichts ist wohlthuender, als nach der Ermüdung durch Kunstbetrachtung wieder hinauszukommen in die freie Natur und hier war eine solche, die mit klugem Bedacht den Augen des Beschauers dargegeben war. Man saß wohlgemuth unter den schattigen Bäumen bei dem Wirthshause Laiterie genannt. Man sprach von Diesem und Jenem, aber unwillkürlich kehrte das Gespräch

wieder auf Goethe und Egmont zurück. Ein Deutscher, der in Belgien eingewandert war, sagte:

„Es hat für mich etwas Verletzendes, daß Goethe seinen Helden Egmont zu dem jungen Alba sagen läßt: ‚Ich kenne ein Mädchen. Du wirst sie nicht verachten, weil sie mein war‘. — Das geht doch über das Cavaliermäßige hinaus, das Goethe seinem Helden zutheilt“.

„Bitte“, fiel der Dichter ein, „das kommt davon, wenn man nur halb citirt, ohne den Nachsatz. Sehen Sie hier, ich habe meinen Goethe bei mir, hier steht's: „Nun ich sie Dir empfehle, sterbe ich ruhig, Du bist ein edler Mann, ein Weib, das den findet, ist geborgen. Mein alter Adolf weiß ihre Wohnung, laß Dich von ihm führen und lohn' ihm bis an sein Ende, daß er Dir den Weg zu diesem Kleinod zeigt“. — Zu diesem Kleinod! Wie einfach und warmherzig ist dieser Ausdruck. Hat Goethe seinem Helden das Cavaliermäßige gegeben, so hält der wahrhafte Edelsinn doch das Gleichgewicht; die Mischung ist so wahr als bewundernswerth. Und wie fein angelegt ist es, wenn Goethe schon im ersten Act uns Clärchen freibewußt und erhaben über jeglichen Vorwurf zeigt, was das Volk auch über sie denken und was die Nachbarn über sie murmeln mögen. Die Mutter spricht ihren Kummer aus, daß ihre einzige Tochter eine Verworfene sei. „Verworfen?“ entgegnet Clärchen. „Egmonts Geliebte verworfen? Welche Fürstin neidete nicht das arme Clärchen um den Platz an seinem Herzen“. Hiermit ist jeder Makel, der in dem berufenen letzten Worte liegt, von Anfang an ausgelöscht“.

Es trat eine Pause ein. Aber die Silberschmiedin ließ das Gespräch nicht lange stocken; sie fragte in die Gesellschaft hinein aber vornehmlich an den älteren Dichter gewendet:

„Hat wol der junge Alba Clärchen besucht und wie war die Begegnung?“

„Es läßt sich ganz gut ausdenken, wie es war“, entgegnete der Dichter mit einem eigenthümlichen Lächeln, wobei er tief erröthete.

„So?! Bitte, erzählen Sie“.

Der Dichter schaute strahlenden Auges umher, legte die Hand auf das geschlossene Buch, dann senkte er den Blick, schloß die Augen fast ganz, faltete die Hände, und einfach vor sich hin träumend sagte er:

„Es war am Abend des 4. Juni 1568. Auf dem Marktplatz wurde das Gerüst abgebrochen, auf welchem Egmont und Hoorn hingerichtet worden waren. Es polterte und kollerte gar seltsam. Die Nacht brach herein. Ueber der ganzen Stadt lag dumpfe Schwere; drinnen in den Häusern zeigte man sich fast mit einem behaglichen Schauer die Taschentücher, die man in das Blut der Hingerichteten getaucht hatte. Dieses Blut forderte noch mehr Blut. Auf Befehl des Herzogs Alba waren alle Häuser erleuchtet; es sah aus wie ein Freudenfest, aber man hatte nur dazu erleuchten müssen, damit man bei einem etwaigen Aufruhr den Feind klar vor Augen habe, um ihn niederzuwerfen. Mit eisernem Schritt marschirten Patrouillen durch die Straßen.

Von den Bürgern zeigte sich selten Jemand, und wer doch dahin ging, schaute sich furchtsam um oder lächelte gar den Soldaten zu, um ihnen zu zeigen, daß man nichts gegen sie im Sinne habe; dann verschwand der nächtlich Wandelnde schnell in einem Hause.

In seinen Mantel gehüllt, von Adolf, dem alten Diener Egmonts geleitet, ging der junge Alba nach der kleinen engen Straße am Marktplatz. Vor einem unscheinbaren Hause hielten sie still. Die Fensterladen im Erdgeschoß waren geschlossen, aus einem ausgeschnittenen Herz im Laden schimmerte Licht hervor.

„Hier Herr", sagte der alte Adolf, „hier klopfen Sie an, oder ich will anklopfen. Aber ich gehe nicht mit; es würde mir das Herz brechen, wenn ich sie jetzt sehen müßte".

Mit gebogenem Finger klopfte Adolf in drei Doppeltönen an den Fensterladen. Eine Stimme von drinnen rief:

„Seid Ihr's, Adolf?"

„Nein, aber ein Freund".

Mit großen Schritten, die man dem alten Manne kaum zugetraut hätte, eilte Adolf davon. Er ließ Ferdinand Alba allein.

Dieser stieg die Steinstufen hinan, die Thür wurde aufgethan.

Mit einer Ampel in der Hand stand vor ihm eine schlanke liebliche Gestalt in tiefschwarzem Trauerkleide aus grobem Wollstoff. Den großen Augen, den blassen Wangen des ovalen Antlitzes sah man an, daß erst in dieser Minute schwere Thränen abgewischt waren.

„Kann ich Fräulein Clärchen sprechen?"

„Ja".

„Melden Sie mich".

„Ich bin es selber".

„Wollen Sie mich in Ihre Gemächer führen? Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen".

„Kommen Sie".

Das Mädchen öffnete die Stube und stellte die Ampel auf den teppichbelegten Tisch, in dessen Mitte eine Vase mit welken Blumen stand. Die Stube war eng und niedrig, einfach getäfelt, auf Gestellen an den Wänden glitzerten Teller und Krüge und ein großer breiter Lehnstuhl stand am Tisch.

„Wer sind Sie?", fragte das Mädchen.

„Dies später. — Also Sie sind Clärchen, die Geliebte meines Freundes?"

„Ihres Freundes?"

„Ja. Er hat mich seiner Freundschaft gewürdigt, und ich fühle mich erhoben. Man hat mich zu ihm in den Kerker gesendet, damit ich den tiefsten Schmerz empfinde und daß ich dadurch gegen alles Schicksal unempfindlich werde, und ich habe den Hohen, Reinen, den ich immer bewunderte, in seiner letzten Stunde lieben und verehren gelernt".

„Ja", fiel Clärchen ein, „einen edlern Menschen trug die Erde nicht und einen reinern hat der Himmel nie aufgenommen!"

„So sind wir vereint im Andenken an den uns gemeinsam Zugehörigen. Wir wollen gemeinsam sein Andenken pflegen die langen Jahre, die wir noch zu leben haben".

„Sie haben noch lange zu leben, aber ich ... Setzen Sie sich. Sie haben ihn also noch heute gesprochen?"

„Ja. Er hatte noch eine Stunde vorher geglaubt, daß das Todesurtheil nicht vollzogen werde; aber als es entschieden war, zeigte er sich in seiner vollen Tapferkeit und Schönheit".

Das Mädchen faltete die Hände ineinander und hob keine Hand auf, da die Thränen ihr über die Wangen rollten.

Der junge Mann that den Mantel ab, und es zeigte sich eine schlanke, feingliedrige, sehnige Gestalt, im Antlitz eine Mischung von Trotz und Güte.

„Setzen Sie sich", sagte Clärchen noch einmal.

„Hier in diesem Stuhl saß er wol oft?" frug der junge Mann.

„Ja", entgegnete Clärchen, „und noch am Tage vor seiner Verhaftung sagte er: Kind, hier sitze ich und mich erhöht es, als säße ich auf einem königlichen Thron, da ich bei Dir bin. — Er war so gut und so groß! Er konnte stundenlang mit mir sprechen, und ich begreife nicht. . ."

„O, ich begreife. Er war ein Held, ein schöner Held und ein edler, der einer besseren Sache werth gewesen wäre".

„Ich . . ." unterbrach ihn Clärchen. „Ich bin eine Niederländerin", brachte sie erst nach einer Weile hervor, nachdem sie die Lippen zusammengepreßt, wie wenn sie Weinen und Zorn unterdrücken müßte.

„Also Graf Egmont sagte mir: junger Freund, ich habe ein Mädchen, das mich liebt wie ich sie. Mehr kann man nicht sagen".

Clärchen nickte, und der junge Mann fuhr fort:

„Und als er den Todesgang antrat, nahm er mich bei Seite und empfahl mir, daß ich Sie in meine Obhut nehmen solle. Er reichte mir die Hand, und ich versprach ihm das mit meinem Handschlag. So reichen auch Sie mir die Hand, dieser Hand, die den letzten Druck der seinen empfangen".

Der junge Mann reichte dem Mädchen die Hand und hielt dieselbe mit den schlanken Fingern fest. Sie riß die Hand gewaltsam los und sagte:

„Ich danke Ihnen. — O, ich wußte es, ich war sein letzter Gedanke, o, ich wußte es, er wird im Kerker und am Thron Freunde finden, er ist so groß, so edel, so lauter Liebe und Güte! — Ach Gott, ich sage er ist, und doch müßte ich sagen, er war! — O, sagen Sie mir, waren Sie dabei, als er starb?"

„Nein, das ertrug ich nicht. Ich wollte es ertragen; ich bot mich an, ihn zu geleiten, aber er lehnte es ab, ich sollte in meiner Jugend nicht so Entsetzliches sehen".

„O, das ist er, ja, das ist sein hoher Sinn".

„Und nun, mein schönes Kind, Sie sind verlassen; aber Sie sind es nicht, ich betrachte Sie als mein Erbe“.

Das Mädchen sah ihn groß an und wich einen Schritt zurück, denn der Blick des jungen Mannes erschreckte sie. Aber sich aufraffend, setzte er hinzu:

„Und er hat mir auch einen Kuß gegeben, seinen letzten Kuß. Darf ich Ihnen denselben wiedergeben?“

„Nein, nein!“

„Aber Kind, warum bist Du so blöde? Du mußt die traurigen Gedanken ablegen wie das Trauerkleid“.

„Nein, nie, so lange ich noch athme; ich bin sein Weib, seine Wittwe“.

„Kind, hat er Dir nicht gesagt, wie seine Familie . . .“

„Nein, nie, und ich will es nicht wissen und brauch' es nicht zu wissen. Er hat mich geliebt und ich ihn, weiter ist nichts auf der Welt“.

„War nichts, sollten Sie sagen. Der nächste Tag ist auch wieder Leben, verlangt wieder Leben, verlangt wieder Liebe“.

„Ich habe genug gehabt von Allem, und was nun aus mir werden soll, — es wird sich zeigen“.

„Kind, ich darf Sie nicht Ihrem wilden Schmerz überlassen, Sie sind in meiner Obhut, ich muß über Sie wachen“.

„Ich danke, es kann Niemand über mich wachen. Ich gehe allein meinen Weg“.

„Aber ich würde meine Pflicht vergessen, wenn ich Sie allein ließe, und ich habe ein junges Herz und Sie sind so hold, so schön“.

„Sagen Sie mir das nicht, das darf sein Freund mir nicht sagen! Sagen Sie das nicht, Sie löschen damit aus, daß Sie sein Freund waren. Sie sehen so vornehm und stolz aus, warum wollten Sie sich erniedrigen, sich und mich? Mit jedem Worte verunehren Sie sich und mich“.

„Kind, ich verstehe Dich nicht. Du warst seine Geliebte . . .“

„Seine und nur seine. O Gott! Muß ich das sagen? Nun bitte ich, gehen Sie. Noch kann ich Ihnen danken, noch kann ich Ihnen sagen, Sie haben Gutes gethan an ihm und an mir; verscherzen Sie meinen Dank nicht und Ihre Ehre nicht“.

„Meine Ehre? Weißt Du denn, wer ich bin?“

„Ich weiß es nicht und will es nicht wissen. Sie waren sein Freund, Sie haben seinen letzten Auftrag erfüllt, das ist genug, und nun bitte, verlassen Sie mich“.

„Nein Kind, nicht eher, bis Du mir den Kuß abgenommen, den er mir gegeben. Willst Du auch diesen verschmähen?“

Er umfaßte sie und wollte sie an sich drücken; sie aber stieß ihn mit einer Gewalt, die man dem schlanken Körper nicht zugetraut hätte, von sich. Zornig stand er da und sagte:

„Ich bin der Sohn Albas. Uns ist Macht gegeben über Euch Alle.

Sei gut, sei freundlich. Ich will Dich nicht zwingen, ich könnte Dich zwingen ich könnte Dich verhaften lassen und aus Dir machen was ich will".

„Das kannst Du nicht, weil Du sein Freund warst, sein Freund".

„Er ist todt, und ich — ich lebe, und Du lebst mit mir".

„Sprich kein Wort mehr, oder ich rufe die Nachbarn, und der Sohn des spanischen Henkers hat gelebt. Geh, geh, oder Du bist verloren".

Der Sohn Albas ging. . . .

„Aber, Herr Doctor", unterbrach die jugendliche Deutsche den Erzähler, „welche Phantasterei! Clärchen ist ja bereits todt, sie hat ja Gift genommen in der Scene bevor Egmont sich mit Ferdinand Alba bespricht und dann das Schaffot besteigt".

„Ja", triumphirte der Dichter, „ich habe also doch gezeigt, daß, wenn man einen Tadel auf Goethe werfen will, er sich in Lob verwandelt. Man könnte es die weise Vorsehung des Dichters nennen, daß er eine Zusammenkunft Ferdinand Albas und Clärchens unmöglich macht, und es ist ein eingefalteter feiner Zug, daß Egmont für Clärchen sorgt, die doch bereits todt ist. Und wie schön ist's, wenn der arme Brackenburg ausruft: O Egmont, welch preiswürdig Loos fällt Dir! Sie geht voran; der Kranz des Sieges aus ihrer Hand ist Dein, sie bringt den ganzen Himmel Dir entgegen!"

Der Schneidige murmelte etwas von unwürdiger Repräsentation; aber der Dichter ließ ihm das Wort nicht und fuhr fort:

„Dieses Drama Goethes ist das reine, noch in der reinen Idee stehende Drama der Revolution. Sobald diese uns real gezeigt wird, ist der wüste Lärm und die Roheit unvermeidlich. Wir sollten uns hüten, die Pietät für unsere goldenen Besitzthümer irgend anzugreifen. Unser Publikum ist schon achtungslos genug und kennt keine Andacht für die Kunst. Als ich das letzte Mal Egmont aufführen sah, empörte es mir die Seele, wie das liebe Publikum nicht einmal so viel Achtung vor Beethoven hatte, daß es noch ruhig blieb, als Egmont seinen Henkern gefolgt war; das stand auf, hielt nicht mehr einige Secunden still, um die paar Accorde Beethovenscher Musik weihevoll in sich ausklingen zu lassen; das eilte zu der Garderobe oder wer weiß zu was sonst noch. Und nun denke man sich, daß hinter der letzten Scene Egmonts noch die Revolution dargestellt würde. — Nein, das wollen wir lieber nicht ausdenken. Ich bewundere immer wieder auf's Neue die reine und sichere Führung Goethes. Wie er im Tasso nicht bis in das Aeußerste, in den Wahnsinn Tassos führt, so auch hier nicht in die krasse That, und staunenswerth ist, wie Goethe durch zwölf Jahre hindurch, während er so vieles Andere, wie Wilhelm Meister, Tasso, Iphigenie ausarbeitete, immer die Dichtung Egmont weiter führte, zwölf Jahre hindurch von 1775 bis 1787. Es ist mir auch nicht ohne Bedeutung, daß in diesem letzten Jahre Schiller seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande schrieb, und wie Schiller von der redlichen Einfalt Egmonts spricht und daß er tolldreist wie Cäsar seinem Glücke vertraute, so charakterisirt Schiller Egmont und Oranien annähernd ebenso wie Goethe, denn er sagt: Eine zärtliche Furcht für seine

Familie hielt Egmonts patriotischen Muth an kleineren Pflichten gefangen. Weil er für Eigenthum und Leben zu zittern hatte, konnte er für die Republik nicht viel wagen. Wilhelm von Oranien brach mit dem Thron, weil die willkürliche Gewalt seinen Stolz empörte; Egmont war eitel, drum legte er einen Werth auf Monarchengnade. Jener war ein Bürger der Welt, Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen".

„Und doch", fiel der Schneidige ein, „ist hier ein völlig unabhängiges Zusammentreffen, denn eben in dem Jahre 1787, als Egmont vollendet wurde, kam Schiller zum ersten Mal nach Weimar, gab das Jahr darauf seine Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande heraus und schrieb im selben Jahre die Recension über Egmont. Die beiden Dichter standen sich damals noch fern und wurden erst später Freunde. Ich bleibe bei dem Ausspruch Schillers, daß — abgesehen von der zu starken Betonung des Lyrischen im Drama, — die Vermischung der Künste: Oper und Drama, die man uns freilich heute als letztes Ziel aufreden will, vom Uebel ist. Ich bleibe aber auch dabei, obgleich auch Schiller vom „gemeinen Haufen, der sich überall gleich ist", spricht: die Unzuträglichkeit in der Dichtung Goethes liegt darin, daß er die Männer aus dem Volke so mangelhaft, ja fast nur possenhaft darstellt".

Der Streit schien sich erneuern zu wollen. Aber die Silberschmiedin ließ es nicht dazu kommen, indem sie aufstehend sagte, daß gewiß damals zur Zeit Egmonts und Clärchens hier noch Waldwildniß gewesen war, aber vielleicht sei doch Clärchen oder Johanna Lavil hier gewandelt.[1]

Die Sonne leuchtete hell, die Bäume standen noch in hellem Herbstschmuck und die Gesellschaft wanderte vergnüglich durch die schönen Gänge dahin. Das Nachdenken, Phantasiren und Streiten über ein Kunstwerk schien die Empfänglichkeit erhöht zu haben für die ewig und überall sich gleich bleibende Natur.

Die Sage von Parzival und dem Gral.

Von

Wilhelm Hertz.

— München. —

In demselben Jahrzehnt, das Hartmanns Iwein und Gottfrieds Tristan entstehen sah, dictirte der bairische Ritter Wolfram von Eschenbach auf seinem Burghaus Wildenberg den Parzival. Es war das glorreichste Jahrzehnt der ritterlichen Poesie, das erste des 13. Jahrhunderts.

Mit der idealen Welt, in der sich die Helden dieser neuen Dichtungen bewegten, war das höfische Publikum längst vertraut. Die Artursage, welcher Iwein und Parzival angehören, hatte Hartmann selbst in seiner Jugend den Deutschen bekannt gemacht. Viel früher noch war von Tristan die erste Kunde gekommen. Den Namen Parzival hatte Hartmann im Erec wenigstens beiläufig ausgesprochen. Völlig neu war nur Wolframs Sage vom Gral.

Wie die Sagen von Artur und von Tristan, wie Ritterthum und ritterliche Dichtung überhaupt, kam auch sie aus Frankreich. Dort hatte sie in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine großartige literarische Bewegung hervorgerufen, welche bis tief in's 13. Jahrhundert fortdauerte. Geistliche und Laien wetteiferten auf diesem für beide gleich anregenden Gebiete. Romane in Versen und in Prosa schwollen an zu fast unabsehbarem Umfang. Von dieser reichen Literatur ist uns Vieles erhalten; noch mehr scheint verloren, und die lückenhafte Ueberlieferung giebt uns manches Räthsel auf.

Die französischen Graldichtungen fanden Nachahmung außer in Deutschland besonders in Großbritannien, ferner in den Niederlanden, in Norwegen und in Spanien, in letzterem Lande, das lange für die Heimath der Gralsage gehalten wurde, erst nach der Mitte des 14. Jahrhunderts.

Unter allen Denkmälern dieses Sagenkreises ist das Werk Wolframs nicht nur das poetisch bedeutendste, sondern auch das einzige, das ein planmäßig

geordnetes und abgeschlossenes Ganze darstellt. Es geschieht daher keineswegs blos aus landsmannschaftlicher Vorliebe für den deutschen Dichter, wenn wir bei einer Besprechung der Gralsage von Wolframs Parzival ausgehen.

Parzival stammte väterlicherseits aus dem Königshause von Anjou, das mit dem Geschlechte Arturs aus dem Liebesbunde einer Fee und eines sterblichen Helden hervorgegangen war. Sein Vater Gahmuret führte das Abenteuerleben eines fahrenden Ritters. Auf seinen Streifzügen in den Ländern der Heidenschaft erwarb er sich Herz und Hand der Mohrenkönigin Belakane, verließ sie aber bald wieder heimlich aus Sehnsucht nach ritterlichen Thaten. Sie gebar einen Knaben, der, weil er schwarz und weiß gefleckt war, den Namen Feivefiz (vair fiz der bunte Sohn) erhielt. In die Länder der Christenheit zurückgekehrt, erkämpfte sich Gahmuret als Turnierpreis Herzeloide (aus altfranzösisch Herselot, Deminutiv von Hersint, Heriswind), die jungfräuliche Königin von Norgals (Nord-Wales) und Waleis (Valois), und erbte zugleich nach dem Tode seines ältern Bruders das Königreich Anjou. Doch kaum hörte er von einem neuen Kriege im Orient, so zog er wieder davon und fand im Kampfe den Tod.

In schwerem Jammer genas Herzeloide eines Sohnes; den liebkoste sie mit Weinen und Lachen. Um ihn vor des Vaters Schicksal zu bewahren, erzog sie ihn auf einem einsamen Gereute tief im Walde und verbot ihren Leuten, dem Knaben je von Ritterschaft zu sprechen. Er schnitzte sich Bogen und Bölzlein, lernte den Speerwurf und jagte nach Hirschen. Die Mutter sagte ihm von Gott, der lichter sei als der Tag und den Menschen in ihren Nöthen Hilfe bringe, und von dem schwarzen ungetreuen Teufel. Eines Tages, als er auf die Birsch ging, sprengten an einer Halde vier Ritter in vollem Waffenschmucke heran. Er hielt jeden für einen Gott, fiel auf die Kniee und rief ihre Hilfe an. Sie erklärten ihm, er sehe Ritter vor sich. — Was ist das? fragte er begierig, wer macht zum Ritter? — Das thut der König Artus. — Er betastete ihren Ringpanzer und wollte wissen, wozu das nütze. Sie belehrten ihn lachend und ritten weiter. Er aber lief in freudigem Eifer zur Mutter und erzählte ihr sein Erlebniß: König Artus müsse ihn zum Ritter machen. Vor Schrecken fiel Herzeloide in Ohnmacht. Dann ging sie angstvoll mit sich zu Rathe: Die Leute spotten gerne; darum soll mein Kind Narrenkleider an seinem lichten Leibe tragen; wird er gerauft und geschlagen, so kehrt er wohl bald wieder um. — Sie machte ihm aus Sackleinwand Hemd und Hosen an einem Stück, mit einer Gugel daran, und zog ihm zwei haarige Bauernstiefel aus frischer Kalbshaut an die blanken Beine. Dann gab sie ihm Lehren auf den Weg: er solle die dunkeln Furthen meiden, solle die Leute grüßen, und wenn ihn ein alter grauer Mann unterweisen wolle, dem solle er gerne folgen; wo er eines reinen Weibes Ring und Gruß erwerben könne, solle er sich eilen, sie zu küssen und zu umfangen. — In der Morgenfrühe ritt er davon. Sie lief ihm nach, bis er ihr aus den Augen schwand. Da brach ihr das Herz: sie fiel zur Erde und starb.

Der Knabe ritt auf seinem schlechten Pferdlein nach dem Wald von Breceliand. Er kam an einen Bach, den ein Hahn hätte überschreiten können;

weil er aber von Blumen und Gras dunkel war, so folgte der Junge dem Rathe der Mutter und ritt den ganzen Tag neben dem Bächlein hin. Am andern Morgen fand er endlich eine helle Furth und drüben auf einem Anger ein sammtenes Zelt; darin schlief die schöne Herzogin Jeschute. Kaum gewahrte er an ihrer Hand ein Ringlein, so schloß er sie in die Arme und küßte sie, wie ihm die Mutter gerathen. Dann nahm er der Erschrockenen Ring und Spange, aß und trank, was im Zelte bereit stand, und ritt von dannen. Als der eifersüchtige Gatte der Frau, Orilus von Lalander (Orgeillous de la lande, der Stolze von der Aue) bei seiner Rückkehr die Spuren im Thau sah, glaubte er, die Herzogin habe eine Zusammenkunft mit einem Geliebten gehabt, und führte sie in schmählichem Aufzuge mit sich fort.

Der Knabe unterdessen hörte auf einer Halde weiblichen Klageruf. Dort saß eine Jungfrau mit der Leiche eines jungen Fürsten im Schooß. Es war Sigune, die Tochter von Herzeloidens Schwester. Ihren Geliebten hatte Orilus kurz zuvor im Zweikampf mit der Lanze durchrannt. Der Junge trat ihr mit treuherziger Theilnahme nahe, und sie fragte ihn, wie er heiße. Er erwiderte: Zu Hause nannte man mich Bon fiz, schier fiz, bea fiz. — Da erkannte sie ihn als ihrer Muhme Kind und sagte ihm seinen wahren Namen: er heiße Parzival; der Name bedeute „Mittendurch“. Da er vor Begier brannte, ihr Leid zu rächen, wies sie ihn absichtlich auf einen falschen Weg. Wer ihm begegnete, Ritter oder Kaufmann, den grüßte er nach seiner Mutter Lehre.

So kam er am folgenden Tage nach Nantes, wo König Artus Hof hielt. Vor der Stadt traf er auf Ither, den rothen Ritter, der ihm eine Herausforderung an die Ritter der Tafelrunde auftrug. Parzival drängte sich durch das Gewühl des Hofes vor den König. Alles staunte über seine Schönheit. Er richtete Ithers Botschaft aus und wollte sofort Ritter werden. Der König hieß ihn bis morgen warten, damit man ihn ausrüsten könne. Aber der Junge trippelte vor Ungeduld wie ein Trappe und rief, der König solle ihm nur die Rüstung des rothen Ritters zu eigen geben, der draußen vor der Stadt auf Streit warte. Ungerne willfahrte ihm Artus. Auf einer Altane saß die Jungfrau Cunneware, die nicht lachen wollte, bis sie den sehen würde, dem der höchste Preis beschieden sei. Vor den berühmtesten Helden war sie ernst geblieben; aber als sie den schönen jungen Thoren sah, da lachte sie. Das ärgerte Key, den wortscharfen Seneschal des Königs, so, daß er sie unter Scheltreden schlug.

Parzival kam zu dem rothen Ritter, verlangte seine Waffen und griff ihm nach dem Zaume. Da stieß Ither mit umgekehrtem Lanzenschaft ihn sammt seinem Pferdlein über den Haufen. Der Knabe aber warf ihm seinen Spieß in die Augenöffnung des Helmes, daß er todt vom Rosse fiel. Parzival drehte ihn hin und her und wußte nicht, wie er ihm die Rüstung abziehen sollte. Ein Knappe des Artushofes, Iwanet, kam ihm zu Hilfe, konnte ihn aber nicht dazu bringen, seine Narrenkleider abzulegen. Was mir meine Mutter gegeben hat, sagte der Junge, das soll nicht von mir kommen. — Iwanet mußte ihm die Rüstung

darüber anziehen. Dann sprang Parzival auf Ithers Roß und ritt an einem Tage weiter, als ein weiser Mann ohne Rüstung in zweien geritten wäre.

Gegen Abend sah er die Thürme einer Burg auftauchen und meinte, sie wüchsen aus der Erde. Im Schatten einer Linde saß der grauhaarige Burgherr. Den bat er sofort um Unterweisung, wie ihm die Mutter eingeschärft hatte. Gurnemanz, so hieß der Fürst, warf seinen Sperber in die Luft, der sich mit klingender Goldschelle als Bote in die Burg schwang. Alsbald kamen Jungherren gelaufen, den Gast zu empfangen. Sie brachten ihn aber erst nach langem Zureden vom Rosse. Gurnemanz bewirthete und pflegte ihn und nahm sich seiner Unwissenheit an: Ihr redet wie ein Kindlein immer von Eurer Mutter; wißt Ihr denn nichts Anderes zu sagen? — Er gab ihm weise Lehren, unter Anderem auch die, er solle nicht viel fragen. Der Junge beherzigte Alles wohl und lernte darauf die ritterlichen Künste so schnell, daß er alle seine Lehrmeister in den Sand setzte. Gerne hätte ihn der Alte, der drei Söhne im Kampfe verloren hatte, durch sein liebliches Töchterlein Liaze an sein Haus gefesselt. Aber der junge Ritter wollte sich erst im Streite besser erproben.

Durch wildes hohes Gebirge ritt er weite pfadlose Strecken bis zu der am Meere liegenden Burg Pelrapeire (Bel repaire, schöner Wohnsitz), welche eben, von Feinden bedrängt, schwere Hungersnoth litt. Herrin der Burg war eine Nichte des alten Gurnemanz, die wunderschöne junge Königin Condwiramur, welche nach dem Tode ihres Vaters der König Clamidé zur Ehe zwingen wollte. Parzival zog sein Roß über eine schwankende Brücke von Flechtwerk und erbat sich Einlaß in die Burg. Die hungerfahlen Bewohner und ihre holde Königin empfingen ihn ehrenvoll. Sie blühte, wie im süßen Thau die Rose aus ihrem Knösplein weiß und roth hervorscheint. Er saß ihr gegenüber, traute sich aber nicht zu reden, weil ihm Gurnemanz sein kindisches Fragen verboten hatte, bis endlich sie das Schweigen brach. Aller Augen hingen an dem schönen jungen Menschenpaar. Nach schmaler Bewirthung wurde Parzival in ein prächtiges Bette gebracht, wo er, müde von seinem gewaltigen Ritte, bald entschlief. Da fielen heiße Thränen auf sein Angesicht. Er blickte auf; von Kerzen war es taghell im Gemach, und vor seinem Bette kniete Condwiramur mit bitterlichem Weinen. Sie klagte ihm, wie sie, verwaist und ihrer liebsten Helfer beraubt, keinen Ausweg sehe, sich vor dem verhaßten Freier zu schützen, als den Tod; ihr schlimmster Feind sei des Königs Seneschal Kingrun, der ihr im Zweikampf schon manchen Ritter getödtet und morgen wiederkommen werde, um ihr seinen Herrn als Gatten aufzunöthigen. Parzival verhieß ihr seine Hilfe, und sie ging getröstet weg. Sobald es tagte, legte er seine Waffen an und ritt hinaus auf den Plan zu seinem ersten Schwerterstreit. Kingrun, der es mit sechs anderen Rittern hätte aufnehmen können, erlag und wurde vom Sieger an den Artushof geschickt, sich der Jungfrau Cunneware zu ergeben, die um Parzivals willen geschlagen worden war. In festlichem Zuge geleiteten die Bürger den jungen Helden zur Königin. Die drückte ihn an ihr Herz und sprach: Keines Mannes Weib werde ich auf Erden als dessen, den ich umfangen halte. — Durch einen

glücklichen Zufall wurden an diesem Tage zwei mit Speisen beladene Kauffahrteischiffe in den Hafen der Burg vom Winde verschlagen, so daß die Hochzeit des kindlichen Paares in Freuden gefeiert werden konnte. Als der König Clamidé von der Niederlage seines Seneschals hörte, berannte er die Burg mit starker Heerschaar. Aber seine Angriffe wurden abgeschlagen, er selbst von Parzival im Zweikampf besiegt und an den Hof zu Cunneware gesandt. Im höchsten Glück thronte das junge Königspaar zu Pelrapeire, und das verwüstete Land begann wieder zu grünen.

Doch eines Morgens nahm Parzival Abschied von seinem Weibe, um nach seiner Mutter zu sehen, und verließ ohne Gefolge sein Königreich. Er ritt am ersten Tage so weit, daß ein Vogel es mit Mühe erflogen hätte. Gegen Abend kam er an einen See, auf dem Fischer ankerten. Einen derselben, einen traurig blickenden Mann in prächtigen Gewanden, fragte er um eine Nachtherberge, und jener erwiderte, auf dreißig Meilen in der Runde sei nur ein einziges Haus, dort wolle er selbst ihn bewirthen. Er beschrieb ihm den Weg, und Parzival kam in der Einsamkeit zu einer herrlichen Burg mit vielen Thürmen und Palästen. Ritter und Knappen empfingen ihn ehrenvoll, ließen ihn die Waffen ablegen und hüllten ihn in einen Mantel von arabischer Seide. Zum Mahle führte man ihn in einen weiten Saal, worin hundert Kronleuchter mit brennenden Kerzen hingen. Außerdem brannten zierliche Kerzen ringsum an den Wänden. Darunter standen hundert Ruhebetten mit je vier Sitzen; vor jedem Bette lag ein runder Teppich. In drei Marmorkaminen loderten Feuer von Aloeholz. Bei der mittleren Feuerstätte saß der Burgherr auf einem Spannbette, in köstliche Pelze gehüllt, todtbleich von qualvollem Siechthum. An seine Seite mußte Parzival sich setzen. Als sämmtliche Ritter im Saale Platz genommen hatten, sprang ein Knappe mit einer Lanze zur Thüre herein; von deren Schneide rann Blut den Schaft herab bis auf des Trägers Aermel. Unter allgemeinem Weinen und Schreien trug der Knappe die blutende Lanze an den vier Wänden hin, und erst als er wieder in der Thüre verschwunden war, stillte sich des Volkes Jammer. Nun wurde am Ende des Saales eine Stahlthüre aufgethan, und zwei liebliche Jungfrauen in braunem Scharlach mit Blumenkränzen im langen blonden Haare trugen Kerzen auf goldenen Leuchtern herein. Ihnen folgten zwei andere, gleichgekleidete, welche zwei Stollen von Elfenbein vor den Burgherrn stellten. Darauf kamen acht in grünen Sammetgewanden: vier gingen voran mit großen Kerzen, vier andere brachten eine dünne durchsichtige Tischplatte von Granat-Jachant und legten sie quer über die Elfenbeinstollen. Dann verneigten sich alle vor dem Herrn und traten zurück. Wieder kamen vier mit Lichtern und hinter ihnen zwei mit zwei silbernen Messern, die sie auf den Edelsteintisch niederlegten. Diese sechs trugen getheilte Tracht (der Länge nach in zwei verschiedene Farben getheilt) aus kostbaren orientalischen Gewirken. So standen nun achtzehn Jungfrauen beisammen. Da kamen noch einmal sechs in derselben Tracht wie die letzten, mit Glasschalen, worin Balsam brannte, und ihnen folgte die Königin Repanse-de-schoye (Freudengedanke), deren Antlitz leuchtete, als ob es tagen wollte. Auf einem grünseidenen Kissen trug sie

„den Wunsch vom Paradies (den Inbegriff aller Paradiesesherrlichkeit): das war ein Ding, das hieß der Gral, Erdenwunsches Ueberwall (was alle auf Erden erdenkbare Vollkommenheit überwallt, übersteigt)“. Sie neigte sich und setzte den Gral auf den Edelsteintisch. Dann trat sie zurück und blieb stehen im Kreise der Jungfrauen. Nun trugen die Kämmerer hundert Tische vor die Ruhebetten und deckten sie mit weißen Laken. Auf vier Handwagen wurde goldenes Tafelgeschirr umhergefahren und auf die Tische vertheilt. In goldenen Becken reichte man den Gästen das Handwasser, und das Mahl begann. Die Bewirthung selbst gewährte der Gral: man brauchte nur zu wünschen, und das Gewünschte erschien in Teller und Becher. „Denn der Gral war des Glückes Frucht, der Weltsüße eine solche Fülle, daß er nahezu das Himmelreich aufwog“.

Parzival sah staunend all die Pracht und die Wunder; aber er dachte an des Gurnemanz Lehre, daß er nicht viel fragen solle, und meinte, man werde ihm wohl auch ohne Frage diese Dinge erklären. Ein Knappe brachte ein kostbares Schwert, dessen Griff ein Rubin war. Das schenkte der Burgherr dem Gast als Ersatz dafür, wenn etwas an seiner Verpflegung mangeln sollte: er habe es selber in manchem Kampfe geführt, bis ihn Gott am Leibe verletzt habe. Weh, daß er da nicht fragte! Denn damit wurde er zu fragen gemahnt. Parzival schwieg. Darauf wurden die Geschirre und Tische wieder entfernt und der Gral von den Jungfrauen hinweggetragen. Parzival blickte ihnen nach und sah durch die offene Thüre in einer Kemenate den schönsten alten Mann, weißer als Reif, auf einem Bette liegen. Dann wurde Parzival in ein prächtiges Schlafgemach geführt und von Edelkindern entkleidet. Vier lichte Jungfrauen brachten ihm gewürzte Weine und Früchte des Paradieses ans Bette. Als er entschlummert war, stellten die Jungherrlein die Kerzen auf den Fußteppich und schlichen hinaus.

Nach unruhigem Schlafe erwachte er um die Mitte des Morgens. Vor dem Bette lagen seine Rüstung und die zwei Schwerter; unten an der Treppe war sein Roß angebunden. Niemand ließ sich blicken. Er durchlief die weiten Gemächer: die Burg war wie ausgestorben. Im Hof sah er Hufspuren, die zum Thore hinausführten. Er ritt ihnen nach. Da schnellte ein verborgener Knappe die Zugbrücke so rasch hinter ihm in die Höhe, daß sein Roß beinahe zu Falle kam, und rief mit Scheltworten: Warum habt Ihr das Maul nicht aufgethan und den Wirth gefragt? Große Ehre habt Ihr verpaßt. — Parzival rief zurück, erhielt aber keine Antwort. Er folgte den Hufspuren; aber bald verloren sie sich in der Wildniß. Da sah er auf einer Linde ein Weib mit einem Todten im Arm; es war die treue Sigune. Von ihr erfuhr er, die Burg heiße Munsalväsche, der wilde Berg; wer sie mit Absicht suche, der finde sie nicht; der kranke König heiße Anfortas. Laß hören liebe Mähre, sprach sie, auf immer wirst Du des Glückes Krone tragen, und Niemand kommt Dir an Reichthum gleich, wenn Du der Frage ihr Recht gethan hast. — Er erwiderte: Ich habe nicht gefragt. — Weh, daß Euch mein Auge schaut! rief sie empört, Ihr saht doch solch große Wunder und hattet nicht so viel Erbarmen mit Eurem Wirth, ihn um seine Noth zu fragen. Ihr lebt und seid am Heile todt! — Er bat sie bestürzt um freundlichere Worte,

er wolle Alles wieder gut machen. — Das ist zu spät! Zu Munsalväsche verlort Ihr Ehre und ritterlichen Preis. Ich gebe Euch keine Antwort mehr.

Von Reue gequält, ritt er fort. Da traf er im Walde die arme Herzogin Jeschute, welcher er als junger Thor Ring und Spange geraubt hatte und welche Orilus noch immer zu ihrer Schmach in zerfetztem Kleid auf magerer Mähre mit sich umherführte. Nach furchtbarem Kampf überwand Parzival den Zürnenden, zwang ihn, sich mit der Frau zu versöhnen, und beschwur ihre Unschuld. Als auch der gefürchtete Orilus am Hofe des Königs Artus erschien, vom rothen Ritter als Besiegter gesandt, da machte sich Artus auf, den ruhmreichen Helden zu suchen und an die Tafelrunde zu laden. Nach einer Woche kam Parzival zufällig in die Nähe des Hoflagers. Es hatte in der Nacht geschneit, und von der Jagd eines Falken lagen drei Blutstropfen im Schnee. Beim Anblick der beiden Farben roth und weiß versank Parzival in sehnsüchtige Träume: Condwiramur, hier liegt dein Schein! — Er sah ihr zartes Antlitz vor sich, wie es ihm in jener ersten Nacht erschienen war, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn. Da überwältigte ihn die Minne mit solcher Macht, daß er in seinen Träumen sich selbst verlor und zwei Ritter der Tafelrunde, welche ihn angriffen, aus dem Sattel warf, ohne sich dessen zu versinnen. Der zweite war Key der Seneschal, der sammt seinem Rosse mit solcher Wucht über den Haufen gerannt wurde, daß er Arm und Bein brach. So waren die Schläge gerochen, welche die Jungfrau Cunneware um Parzivals willen von ihm erhalten hatte. Endlich weckte der erfahrene Gawan, der Neffe des Königs Artus, Parzival aus seinem Liebeszauber und brachte ihn an den Hof, wo der noch bartlose junge Held in die Tafelrunde aufgenommen wurde. Alle Frauenherzen zwang seine Schönheit.

Während er so im hellsten Glanze irdischer Ehren saß, kam eine Jungfrau von ungeheuerlicher Häßlichkeit in Prachtgewändern auf einem Maulthier dahergeritten. Es war die gelehrte Gralbotin, die alle Sprachen konnte: Cundrie die Zauberin. Sie hielt vor Artus und erklärte die Tafelrunde durch Parzivals Gesellschaft geschändet. Dann ritt sie mit Fluchworten vor Parzival: Schmach Eurem lichten Schein und Euren heldenhaften Gliedern! Sagt an: als der trauernde Fischer ohne Freude und Trost saß, warum erlöstet Ihr ihn nicht? Wäre doch Euer Mund so leer der Zunge, wie Euer Herz leer ist rechter Sinne! Zur Hölle seid Ihr im Rathe des Himmels bestimmt: so mögen Euch auch die Edeln auf Erden verdammen. Ihr Bann des Heils, Ihr Fluch des Glücks, kein Arzt kann Eure Ehre heilen! — Darauf wandte sie sich wieder an den König und sagte, sie müsse heute Nacht noch auf Schahtel-marveil (dem Wunderschlosse) sein, wo ein Ritter, der nach Ruhm und hoher Minne begehre, vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen erlösen könnte. Dann ritt sie ohne Abschied fort und rief, indem sie oftmals mit nassen Augen zurückschaute: O Munsalväsche, Jammers Ziel, weh, daß Dich Niemand trösten will!

Manch edle Frau weinte um den geschmähten jungen Helden. Da kam ein fremder Ritter an und forderte Gawan auf den vierzigsten Tag zum gerichtlichen Zweikampf, weil er seinen, des Ritters, Herrn hinterlistig erschlagen habe.

Trauernd standen die Ritter und die Frauen auf und umdrängten Parzival und Gawan mit tröstendem Zuspruch. Parzival aber erwiderte: Ich will von keiner Freude wissen, bis ich den Gral gesehen. Soll ich um meine Bescheidenheit der Welt Spott hören, so hat der werthe Gurnemanz mir übel gerathen, daß ich zudringliche Frage meiden solle. Ach, hilfloser Anfortas, was half Dir, daß ich bei Dir war? — Gawan küßte ihn zum Abschied und sprach: Gott gebe Dir Glück auf Deine Fahrt! — Weh, sprach Parzival, was ist Gott? Wäre er gewaltig, so hätte er uns Beiden solche Schmach nicht widerfahren lassen. Ich war ihm dienstwillig unterthan; nun will ich ihm den Dienst aufsagen. Hat er Haß. ich will ihn tragen. Dich, Freund, behüte reinen Weibes Minne! —

Nun tritt der leichtblütige Gawan für lange Zeit in den Vordergrund des Gedichtes. Es folgt eine Reihe jener phantastischen Abenteuer, welche bis auf den sinnreichen Hidalgo von der Mancha das Entzücken ritterlicher Leser waren. Im Verlauf dieser Abenteuer übernimmt Gawan zwar auch die Verpflichtung, den Gral zu suchen, wird aber bald von den Reizen der schönen und übermüthigen Orgeluse so bezaubert, daß von seiner Gralsuche nicht weiter die Rede ist. Auch die Mordklage rechtfertigt das tragische Aufsehen nicht, womit sie am Artushof inscenirt wurde; denn sie erweist sich als vollkommen unbegründet. Den Mittelpunkt der großen Gawanepisode bilden die Abenteuer des Wunderschlosses. Ihr Urheber ist der Zauberer Clinschor von Capua, dem die guten und bösen Luftgeister dienstbar sind und der für eine erlittene Schmach sich an der Menschheit rächen will. Gawan besteht die Abenteuer mit großer Lebensgefahr, erlöst die gefangenen Frauen und gewinnt die Hand Orgelusens.

Parzival ritt unterdessen gepanzert durch die Welt, siegreich in allen Kämpfen, aber von zwiefacher Sehnsucht verzehrt: er sehnte sich nach der Minne seines jungen Weibes und noch mehr nach dem hohen Ziele, nach Munsalväsche und dem Gral. Es ging bereits ins fünfte Jahr, daß er weder Kirche noch Kloster betreten hatte; da begegnete er eines Morgens im tiefen Walde einem Fürsten, welcher mit seiner Frau und seinen zwei Töchtern im Büßergewand und barfuß durch den frischgefallenen Schnee wanderte. Der tadelte ihn, daß er heute Waffen trage: es sei der Charfreitag; er solle auf ihrer Spur weiter reiten, so werde er einen Klausner finden, der ihm Absolution ertheilen werde. Parzival besann sich. Sein abgequältes Herz wandte sich zu Gott zurück. Ward er je einem Ritter hold, sprach er bei sich, und mag Schild und Speer und rechte mannhafte Wehr seiner Hilfe werth sein, und ist heute wirklich sein Hilfetag, so helfe er und weise mich den rechten Weg. — Er ließ dem Rosse die Zügel, und es trug ihn nach der Einsiedelei. Es war ein Mann von des Grales Geschlecht, der sich aus einem thatenreichen Leben voll Liebe und Ritterschaft dorthin zurückgezogen hatte, Trevrizent, des Anfortas Bruder. Er hatte der Welt entsagt, damit Gott dem Kranken helfe. Parzival hörte jetzt erst, wie nahe ihm die Beiden standen. Sie waren Brüder seiner Mutter Herzeloide. Seufzend verwies ihm Trevrizent seinen kindischen Trotz gegen Gott, dem man mit Zorn nichts abnöthigen könne. Parzival

blieb und theilte als Gast das Büßerleben des Oheims und erfuhr nun durch ihn die geheimnißvolle Mähre vom Gral.

Der Gral ist ein Edelstein von reinster Art, der jeden Wunsch gewährt. Es ist derselbe Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche neu ersteht. Sein Anblick verleiht nie alternde Jugendkraft, und wer ihn schaut, kann in derselben Woche nicht sterben. Jeden Charfreitag schwingt sich eine durchleuchtig weiße Taube vom Himmel herab und legt eine feine Oblate auf den Stein; davon wird ihm seine Wunderkraft. Der Stein ist so schwer, daß ihn die sündige Menschheit insgesammt nicht von der Stelle rücken könnte; aber eine reine Jungfrau trägt ihn ohne Mühe. Dem Heiden ist er ganz unsichtbar. Als Offenbarungen des göttlichen Willens erscheinen Schriftzüge auf dem Gral, welche, wenn sie gelesen sind, wieder verschwinden. Auf Munsalväsche dienen dem Gral Ritter und Jungfrauen, die als Kinder durch die Gralinschriften aus allen Landen zusammenberufen werden. Nur der Berufene findet den Weg zum Gral. Von diesen seinen Dienern fordert der Gral Keuschheit und Demuth. Wird ein Land herrenlos, so entsendet der Gral einen seiner Jünglinge dahin; der erscheint dort plötzlich geheimnißvoll durch ein Wunder. Die Jungfrauen aber werden werbenden Fürsten gegeben. Die männlichen Graldiener heißen Templeisen und üben Ritterschaft, aber nicht im Frauendienst, sondern zur Buße ihrer Sünden. Sie durchstreifen das wilde Land und vertheidigen die Zugänge der Gralburg und zwar auf Tod und Leben: sie machen keinen Gefangenen. Minne ist ihnen verboten. Nur der König und solche, welche als Könige in herrenlose Länder entsandt werden, dürfen heirathen. Die Uebrigen bilden eine ritterliche Brüderschaft.

Die ersten Gralhüter waren jene Engel gewesen, welche sich im Aufruhr Lucifers gegen Gott neutral gehalten hatten. Von ihnen kam der Gral in christliche Hände. Der erste König, dem die Fahne des Grals anvertraut wurde, war Titurel. Er nahm sich zum Wappen eine Turteltaube, welche von da an das Abzeichen der Templeisen blieb. Das war jener schöne alte Mann, den Parzival auf der Gralburg in einem Nebenzimmer liegen sah. Titurel trat das Königthum an seinen Sohn Frimutel ab. Der aber ritt auf Minnedienst für seine geliebte Frau und fand im Lanzenrennen den Tod. Ihm folgte sein ältester Sohn Anfortas. Auch dieser übertrat das Gebot des Grals und begehrte anderswo Minne, als der Gral ihm befahl. Er strebte nach Ruhm im Dienste der schönen Orgeluse, und sein Schlachtruf war Amor. Zur Strafe ward er vom vergifteten Speer eines Heiden in den Weichen verwundet. Kein Heilmittel half. Mit jedem Umlauf schlimmer Gestirne steigerten sich seine Qualen, welche nur dadurch gelindert wurden, daß man die Lanzenspitze in die Wunde steckte. Dann bildete das Gift an dem Eisen einen glasigen Ueberzug, den man mit silbernen Messern wieder absprengte. Die blutige Lanze und die silbernen Messer hatte Parzival auf der Gralburg gesehen. Die einzige Erholung des kranken Königs war, im Nachen auf dem See Brumbane zu lehnen. Daher nannte man ihn den Fischer. Endlich verkündete eine Gralinschrift, er solle genesen, wenn ein Ritter absichtlos den

Weg zur Gralburg finde und ihn unaufgefordert über sein Leiden befrage. Diesem seinem Retter solle Anfortas dann das Gralkönigthum übergeben. Wohl kam ein solcher, fügte Trevrizent hinzu, der sah den Kummer des Königs, aber fragte ihm nicht nach. — Zögernd gestand Parzival voll Scham und Reue, daß er dieser Unselige gewesen. Zugleich erfuhr er, daß er durch sein Davonreiten seiner Mutter das Herz gebrochen und im rothen Ritter Ither einen nahen Verwandten erschlagen habe. Trevrizent tröstete den Tiefgebeugten. Er löste ihn von Sünden und gab ihm dabei ritterlichen Rath. Nach vierzehn Tagen schied Parzival mit Gott versöhnt von seinem Oheim.

Noch war aber seine Prüfungszeit nicht erfüllt; seine gefährlichsten Kämpfe sollte er noch bestehen. Auf einsamem Ritte traf er mit Gawan zusammen; sie erkannten sich nicht und rannten gegen einander. Schon war Gawan am Unterliegen, als Edelknaben herbeikamen und angstvoll seinen Namen riefen. Parzival folgte dem Freunde an das Hoflager, wo eben nach zahlreichen Abenteuern eine allgemeine Sühne und fröhliche Hochzeiten gefeiert wurden. Aber aus dem Gewühle der Glücklichen stahl sich Parzival heimlich hinweg. Da traf er in einer lichten Wildniß auf einen reichgeschmückten Fürsten aus der Heidenschaft. Mit Ausrufen höchster Erregung begleitet der Dichter ihren wundervollen Kampf. Zum ersten Mal kam Parzival in schwere Bedrängniß. Sein Schwert zerbrach auf des gewaltigen Gegners Helm. Da warf der Heide in stolzer Großmuth auch das seine fort. Sie nannten ihre Namen und erkannten sich als Brüder. Es war Feirefiz, der Sohn Belakanes, der ausgezogen war, seinen Vater Gahmuret zu suchen. Freudig führte Parzival seinen Bruder an Artus Hof. Da, als die Helden mit Blumenkränzen im Haar an der festlichen Tafelrunde saßen, kam wieder die Gralbotin Cundrie, fiel mit Thränen vor Parzival auf die Kniee und bat um seine Huld. Die Aufschrift war erschienen, er solle des Grales Herr sein. Sie geleitete ihn und seinen Bruder nach Munsalväsche. Parzival fragte den kranken König: Oheim, was fehlt Dir? — Von diesen Worten ward Anfortas geheilt und trat das Gralkönigthum an Parzival ab. Nun sandte man Botschaft an Condwiramur, die nach ihres Gatten Scheiden ein Zwillingspaar geboren hatte. Parzival zog ihr entgegen und fand ihre Zelte auf jener Stätte im Walde, wo ihn einst die Blutstropfen im Schnee an die Farben ihrer Wangen gemahnt hatten. Sie schlief noch, und bei ihr auf dem Bette lagen ihre Söhnlein Loherangrin und Kardeiz. Jubelnd sprang sie auf in seine Arme; sie sollte zürnen, doch sie konnte nicht. Dann verlieh Parzival seinem einen Sohne Kardeiz die drei Königreiche Waleis, Norgals und Anjou; den andern, Loherangrin, nahm er mit nach Munsalväsche. Dort ließ sich Feirefiz taufen, um die schöne Gralträgerin Repanse-de-schoye zu erwerben, und zog mit ihr heim in sein Land; von ihnen Beiden stammte der Priester Johannes. Als Anhang läßt Wolfram noch eine kurze Erzählung vom Schwanritter Loherangrin und der Fürstin von Brabant folgen. — Das ist in den Hauptzügen der Inhalt des deutschen Parzival.

Der epische Dichter nahm im Mittelalter seinem Stoffe gegenüber eine ganz

andere Stellung ein als in neuerer Zeit. Kein schönes Spiel der Phantasie, sondern Wahrheit forderte man von ihm. Noch wußte man nicht Geschichte und Sage zu unterscheiden. Waren doch von Alters her für den größten Theil des Volkes epische Gesänge die einzigen Träger geschichtlicher Erinnerung gewesen. Wie die Kinder noch heute jeder Erzählung unbefangenen Glauben entgegenbringen, so setzte das naive Publikum als selbstverständlich voraus, daß sich die Thatsachen, welche der Dichter vortrug, auch wirklich ereignet hätten, und wie unsere Kinder für das schönste Märchen sich nur so lange interessiren, als sie es für wahr halten, so konnte man gegen einen mittelalterlichen Dichter keinen in den Augen seines Publikums schlimmeren Vorwurf erheben als den, daß er Lügen berichte. Dieser gefährlichen Angriffswaffe wußten sich ganz besonders die Geistlichen gegen die höfischen Epiker wie gegen die Spielleute zu bedienen. Daher suchten die Dichter, was den Stoff betraf, selbst den Schein der Originalität sorglich zu vermeiden; alle, Volkssänger sowohl als Kunstdichter, beriefen sich wie Historiker auf eine Quelle: auf die Mähre, auf die Aventiure, auf das Buch. Wer ein episches Werk unternahm, der hatte vor Allem die Pflicht, sich der echten Ueberlieferung zu versichern. Lag ihm sein Gegenstand in verschiedenen Fassungen vor, so wählte er diejenige, welche nach seinem Ermessen die Kriterien höherer Wahrscheinlichkeit an sich trug. Wo er sich aber nicht enthalten konnte, neue Begebenheiten zu ersinnen, da ersann er sich auch gleich einen Gewährsmann dazu.

Wie Gottfried von Straßburg hatte auch Wolfram zwischen zwei französischen Vorgängern zu wählen. Er führt sie mit Namen an, Crestien von Troyes und Kiot (Guiot), und giebt dem Letzteren den Vorzug. Crestien von Troyes ist der berühmteste Vertreter der ritterlichen Epik in Frankreich und hat als solcher einen Einfluß auf die deutsche Literatur ausgeübt, wie wenige andere französische Dichter. Das letzte seiner zahlreichen Werke war li Contes del graal. Dem lag ein Buch zu Grunde, das er vom Grafen von Flandern, Philipp von Elsaß, spätestens im Jahr 1189 erhalten hatte. Crestien starb, nachdem er 10600 Verse an dem Gedichte geschrieben hatte. In die Lücke traten drei Fortsetzer, durch deren Zuthaten das Gedicht auf 50000 Verse anschwoll. Dieses Werk Crestiens ist uns in vielen Handschriften erhalten. Von dem Werke Guiots fand sich bis heute keine Spur. Auffallender Weise folgt Wolfram von der Jugendgeschichte Parzivals an dem Gedichte Crestiens im Gange der Erzählung Schritt für Schritt, daher mehrere Forscher der Meinung sind, Wolfram habe nur Crestiens Werk gekannt, die Vorgeschichte, die Abweichungen im Detail und den Schluß selbständig hinzu erfunden und diese Erfindungen durch einen gleichfalls erfundenen Gewährsmann Kiot gedeckt. Auf das Für und Wider einzugehen, ist hier nicht der Ort. In beiden Fällen, ob wir die Existenz Guiots behaupten oder leugnen, bleibt ein Rest ungelöster Fragen zurück; aber die Schwierigkeiten scheinen mir doch bei der Leugnung Guiots zu überwiegen. Wahrscheinlich galt Wolframs Polemik gegen Crestien nicht diesem selbst, sondern einer jener Fortsetzungen, welche für Crestiens Werk gehalten wurden. Ihr gegenüber bevorzugte Wolfram eine den

Namen Guiots tragende ergänzende Bearbeitung des Crestien'schen Gedichtes, welcher er besonders die Vorgeschichte und den Schluß, das fabelhafte Königshaus von Anjou und den Feirefiz, entlehnte.

Ueberblicken wir den gewaltigen Stoff des beinahe 25000 Verse zählenden deutschen Gedichtes, so zerfällt er, von der Vorgeschichte und der Gawanepisode abgesehen, in zwei ungleiche Hälften. Der erste Theil handelt von den Jugendabenteuern Parzivals, der zweite von den Abenteuern des Grals. Wir wollen den letzteren als den gewichtigeren voranstellen.

Gral, — was heißt Gral? Hierüber weiß uns Wolfram nichts zu sagen. Um so reicheren Aufschluß gewähren die französischen Quellen. Da erscheint das Wort nicht als Eigenname, sondern als ein ganz gewöhnliches Appellativum: altfranzösisch graal, greal, grasal, provenzalisch grazal hieß eine besondere Art großer Schüsseln. Nach den französisch geschriebenen Satzungen des Königreichs Jerusalem gehörten dem Seneschal an festlichen Tagen „alle Schüsseln und Grale", worin er dem König das erste Gericht hatte auftragen lassen. Das Wort lebt noch heute als Bezeichnung verschiedenartiger Gefäße, besonders in südfranzösischen Dialekten. Seine Herkunft ist trotz aller Deutungsversuche noch nicht ganz aufgehellt. Die romanischen Formen stimmen am besten zum lateinischen gradalis. So hießen nach dem Zeugniß des Mönches Helinand aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts weite Prunkschüsseln, worin an reichen Tafeln verschiedene Delicatessen stufenweise — gradatim — abgetheilt lagen. Mit dieser Erklärung könnte man sich vollständig beruhigen, wenn gradalis, erst seit dem elften Jahrhundert belegt, nicht als die Umdeutung eines älteren Wortes erschiene, das garalis lautete. Der Großvater König Heinrichs des Finklers, Graf Eberhart von Treviso, zählt in seinem Testament vom Jahre 873 mehrere Garale auf, unter Anderem zwei silberne mit je zwei Löffeln (garales argenteos cum binis cochleariis duos). Hier sind offenbar Schüsseln gemeint, aus denen je zwei Tischgenossen nach mittelalterlichem Brauche gemeinsam aßen.

Wie dem auch sei, Gral heißt Schüssel. Aber, fragen wir weiter, welche Bewandtniß hat es mit dieser Schüssel? Wie wurde sie zum Mittelpunkt einer wundersamen Sage? Die Antwort finden wir wiederum nicht bei Wolfram, sondern nur in französischen Graldichtungen. Da zeigt sich uns der Gral auf's Engste verbunden mit der Legende von Joseph von Arimathia. Diese Legende erzählte ein französisches Gedicht Roberts von Boron in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts, das uns in einer jüngeren poetischen und zahlreichen prosaischen Bearbeitungen aus dem dreizehnten Jahrhundert vorliegt.

Christus saß im Hause Simons mit seinen Jüngern beisammen, als die Feinde unter Anführung des Judas hereinbrachen und ihn gefangen fortschleppten. Ein Jude nahm die Schüssel mit, welche dem Herrn beim Abendmahl gedient hatte, und brachte sie dem Pilatus. Joseph von Arimathia, der mit fünf ritterlichen Mannen dem Pilatus lange Jahre gedient hatte, erbat sich hiefür als einzigen Lohn den Leichnam Christi. Pilatus schenkte ihm noch die Schüssel dazu. Als Joseph mit Nicodemus die Wunden des Gekreuzigten wusch, floß Blut

daraus. Das sammelte er in diesem Gefäße und bewahrte es in seinem Hause. Nach Christi Auferstehung beschuldigten die Juden den Joseph, er habe den Leichnam bei Seite geschafft, rissen ihn Nachts aus dem Bette und warfen ihn in einen unterirdischen Kerker. Aber Christus erschien ihm in blendender Klarheit, brachte ihm das kostbare Gefäß und tröstete ihn durch dessen Anblick. Wisse, sprach er, daß kein Meßopfer geschehen wird, ohne daß man sich Deiner erinnert. Wie Du mich vom Kreuze nahmst und ins Grab legtest, so wird man mich auf den Altar legen. Das Tuch, in das Du mich gehüllt hast, wird Corporale heißen. Das Gefäß, das mein Blut aufnahm, wird Kelch genannt werden, und die Patene, die man darüber deckt, wird den Stein bedeuten, womit Du das Grab verschlossen hast. Alle, die künftig dieses Gefäß schauen werden, werden davon Erfüllung des Herzens und dauernde Freude haben. Wer diese Worte lernen wird, — so läßt der Dichter zur Empfehlung seines Buches den Heiland hinzufügen — der wird Gnade finden vor Gott und Welt; vor Gericht wird ihm kein Unrecht widerfahren, und im Gottesurtheil wird er nicht unterliegen. — Darauf schied der Herr unter tröstlichen Verheißungen, und Joseph blieb in seinem Kerker lebendig begraben.

Nach langen Jahren wurde Vespasian, der Sohn des römischen Kaisers, von einem so schlimmen Aussatz befallen, daß Niemand seine Nähe ertragen konnte. Man verschloß ihn in einen Thurm, der nur ein einziges Fensterchen hatte, durch das man ihm seine Speise reichte. Da kam ein Pilger aus Judäa nach Rom und erzählte von den Wunderthaten des großen Propheten Jesus von Nazareth, den die Juden ans Kreuz gebracht hätten: er würde sicher, wenn er noch lebte, den Kaisersohn geheilt haben. Sogleich schickte der Kaiser Gesandte an Pilatus und ließ nachforschen, ob sich nicht ein Gegenstand fände, der im Besitz des Propheten gewesen sei. Wirklich bewahrte eine Frau Verrine (Veronica) ein Schweißtuch, worauf sich das Antlitz Jesu abgedrückt hatte. Das zeigte man dem eingeschlossenen Kaisersohn durch das Fensterlein, und sofort war er gesund. Zum Danke dafür machte er sich mit einem Heere gen Jerusalem auf, um Christi Tod an den Juden zu rächen. Er bestrafte die Hauptschuldigen mit dem Tode und verkaufte die übrigen, je dreißig um einen Silberling. Bei dieser Gelegenheit wurde auch die Gewaltthat offenbar, welche die Juden an Joseph von Arimathia begangen hatten. Vespasian ließ sich selbst an einem Seile in den Kerker hinab und fand den verschollenen heiligen Mann lebend, ohne Speise und Trank, in himmlischer Klarheit.

Darauf sammelte der Befreite eine Christengemeinde um sich und zog mit ihr in ein fernes Land. Sie bebauten das Feld und lebten lange Zeit in Wohlstand, bis die Sünde der Fleischeslust bei ihnen einzureißen begann. Von da an mißglückten alle ihre Anstrengungen, und Hungersnoth bedrängte sie. Joseph warf sich vor dem heiligen Gefäße auf die Kniee und bat den Herrn um Hilfe. Da befahl ihm eine himmlische Stimme, die Unreinen von den Reinen auszuscheiden. Nach göttlicher Weisung bereitete er eine Tafel, welche der Abendmahlstafel nachgeahmt war. In die Mitte stellte er die heilige Schüssel, den heiligen Gral. Sein Schwager Bron ging zu einem Wasser und fing einen Fisch; der wurde dem Gral

gegenüber gestellt. Dann setzte sich das Volk um die Tafel. Zwischen Joseph und seinem Schwager wurde ein Platz leer gelassen; der bezeichnete den Sitz des Judas am Tische des Herrn. Alsbald empfanden die Reinen beim Anblick des Grals eine Süßigkeit und Erfüllung des Herzens; die Unreinen aber empfanden nichts und gingen beschämt hinweg. Von da an versammelte sich die Gemeinde täglich um die dritte Stunde zum Dienste des Grals. Ein falscher Jünger aber, Namens Moses, drängte sich in ihre Reihe und setzte sich auf den leeren Platz des Judas. Sofort verschlang ihn die Erde, und eine Stimme rief, dieser Platz solle leer bleiben, bis dem Sohne Brons ein Sohn geboren werde; dem sei der Platz bestimmt. Später vertheilten sich die Genossen und zogen in fremde Länder, um das Christenthum auszubreiten. Joseph übergab seinem Schwager den heiligen Gral und lehrte ihn dabei die geheimen Worte, welche Christus zu ihm im Kerker gesprochen hatte; nach ihm solle sein Enkel das Gefäß erhalten. Darauf zog Bron mit dem Gral von dannen.

Was in diesem Gedichte von der Einkerkerung Josephs, von der wunderbaren Heilung des römischen Kaisersohns, von der Bestrafung der Juden berichtet wird, das ist aus älteren Legenden (Gesta Pilati, Narratio Josephi, Vindicta Salvatoris) entnommen. Neues bietet nur die Erzählung vom Gral und der Gralgemeinde. Obgleich diese hier zum ersten Mal auftretende Legende theils unvollständig, theils bereits durch verwirrende Zuthaten überladen ist, lassen sich doch die wichtigsten Züge in ihrer ursprünglichen Bedeutung erkennen. Wir athmen rein geistliche Luft. Das Ganze ist voll mystischer Beziehungen im Sinne der mittelalterlichen Symbolik. Der Gral ist die Abendmahlsschüssel, deren sich Jesus bediente, den Verräther Judas zu kennzeichnen. Als er den Ausspruch gethan hatte: „Einer von euch wird mich verrathen“, sagte er nach dem Evangelium Johannis zu seinem Lieblingsjünger, der an seinem Busen lag: Der ist es, dem ich den Bissen eintauchen und geben werde. Und er tauchte den Bissen ein und gab ihn Judas, dem Sohne Simons, dem Ischarioten, und sprach zu ihm: Was Du thun willst, das thue bald! Judas aber, nachdem er den Bissen genommen hatte, stand auf und ging hinaus in die Nacht. — Von da an haftet nach unserer Dichtung an der Schüssel die Macht, die Bösen von den Guten auszuscheiden.

Aber mit dieser einen Function der Schüssel hat sich der Tiefsinn der Legende nicht begnügt. Ihre höchste Heiligkeit empfing sie erst durch die Aufnahme des Blutes, das für die Sünden der Welt auf Golgatha vergossen wurde. Die Mehrzahl der altfranzösischen Quellen hebt nur diese Verwendung der Schüssel hervor, ohne des Abendmahls zu erwähnen. Daran als an das wichtigste Merkmal knüpfte sich auch die im späteren Mittelalter übliche falsche Deutung der Worte San greal, heilige Schüssel, als Sang real, königliches Blut. Durch Bewahrung des allerheiligsten Blutes erhielt die Schüssel die gleiche mystische Bedeutung wie der Abendmahlskelch; ja sie wurde, wie schon Roberts Gedicht zeigt, gradezu damit verwechselt. In einem der französischen Prosaromane wird ausdrücklich gesagt: „der Gral, d. h. der Kelch“. Abbildungen alter Hand-

schriften zeigen den Gral in Kelchform. Auf einem Miniaturbild des fünfzehnten Jahrhunderts ist einem unter dem Kreuze stehenden Kelch der Name graal beigeschrieben.

Nun erklärte man in der Deutung der Meßgebräuche den Kelch als das Symbol des heiligen Grabes, die Patene — den flachen Teller, der darüber gedeckt wird — als Symbol des Steins, womit das Grab verschlossen wurde; das Corporale — das geweihte Linnen, das der Priester auf den Altar breitet, um den Kelch darauf zu stellen, — bezeichnete das Leichentuch, in das Christus gewickelt wurde. Der Meßpriester wiederholt, was Joseph von Arimathia an Christus gethan hat. So umweben den Gral die heiligsten Mysterien der mittelalterlichen Kirche. Er ist in seiner tiefsten Bedeutung das Sinnbild des heiligen Grabes und kommt als solches mit Fug und Recht in die Obhut des sepultor domini, des getreuen Mannes, der in dem Grabe, das er für sich selbst bereitet hatte, den Heiland bestattete. Das sind die Geheimnisse des Grals, wovon in den französischen Romanen so viel die Rede ist und wovon einmal gesagt wird, daß nur ein geweihter Priester darüber sprechen könne. Sie soll nach der ursprünglichen Absicht der Legende nur Der erfahren, der zur Bewahrung des heiligen Gefäßes von Gott erwählt ist. Selbst der Gemeinde, die täglich den Graldienst übt, bleiben sie verborgen.

Dieser Gralbewahrer sollen es nach unserem Gedicht mit ausdrücklichem Hinweis auf die Dreieinigkeit nur drei sein: Joseph von Arimathia, sein Schwager Bron und endlich Brons Enkel, dessen Name nicht genannt wird. Von Bron erzählt die Legende, daß er den Fisch gefangen hat, der beim ersten Graldienst auf die Tafel gestellt wird. Was dieser Fisch neben dem Gral bedeuten soll, wird mit keiner Silbe gesagt, und dennoch soll Bron von seinem Fang den Beinamen „der reiche Fischer“ erhalten haben, der sich in den Gralromanen auf sämmtliche Bewahrer des Grals vererbt. Das wäre völlig unbegreiflich, wenn der Fisch in der Legende von Anfang an die scheinbar müßige Rolle gespielt hätte wie in Roberts Gedicht. Hier hat sich offenbar ein Theil der Ueberlieferung verdunkelt. Der Fisch ist ein uraltes Symbol Christi. Die Worte „Jesus, Messias, Gottes Sohn, Erlöser“, welche das christliche Bekenntniß auf den kürzesten Ausdruck brachten, lauteten griechisch: Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ (Jêsûs Christos, Theû (h)Yios, Sôtêr). Die fünf bedeutungsvollen Worte wurden auf Inschriften in der Regel nur mit ihren Anfangsbuchstaben bezeichnet; diese, „I ch th y s“, geben das griechische Wort ἰχθύς, d. h. Fisch. So wurde der Fisch zum geheimen Abzeichen der Christen in den ersten Jahrhunderten. Wo in den ältesten christlichen Bildwerken eine Mahlzeit vorkommt, da steht der Fisch auf dem Tische, zugleich erinnernd an das Speisewunder Christi und an das Frühmahl des Auferstandenen mit den sieben Jüngern am See Tiberias. Nach einer arabischen Legende ließ Jesus auf den Wunsch seiner Jünger einen goldenen Tisch vom Himmel niederschweben, worauf in silberner Platte ein großer gebackener Fisch lag. Selbst auf alten Darstellungen des Abendmahls liegt statt des Passahlamms ein Fisch in der Schüssel. Auch bei den Freudengelagen der Seligen im

Himmel ist die Hauptspeise der Fisch. Es ist also kein Spiel des Zufalls, daß wir ihn auf der Tafel des Grals wiederfinden. Wie hier der Gral den Kelch, so vertritt der Fisch das Brot. Bezeichnet der Gral das Blut, so bezeichnet der Fisch den Leib des Herrn.

Auch für den Beinamen „der reiche Fischer" dürfen wir in unserer Legende, wo Alles symbolisch gedacht ist, noch einen besonderen symbolischen Ursprung vermuthen. Anknüpfend an den Ausspruch Christi: „Ich will euch zu Menschenfischern machen" bezeichnet schon in den Bildwerken der Katakomben der Fischfang die Ausbreitung des Evangeliums. Das Fischernetz bedeutet die Predigt. Ein reicher Fischer heißt, wer Viele bekehrt. Diese Beziehung auf die Missionsthätigkeit der Gralgemeinde hat aber der französische Bearbeiter der Legende nicht mehr verstanden, und so suchte er sich wie alle übrigen Graldichtungen den räthselhaften Beinamen aus eigener Erfindung zu deuten.

Wann und wo diese Legende entstanden ist, wissen wir nicht. Der Leib Josephs von Arimathia kam zu Karls des Großen Zeit in das Kloster Moyen-moutier in französisch Lothringen. Von dort entführten ihn fremde Mönche noch vor Ausgang des zehnten Jahrhunderts; der Chronist sagt nicht wohin. Vielleicht ist Lothringen, wo Joseph von Arimathia sehr populär war, die älteste Heimath der Legende. Alle Bearbeitungen aber, welche uns vorliegen, bringen sie in Verbindung mit der keltischen Vorzeit und der Bekehrung Britanniens. Die uns überlieferte Gestalt kann die Legende also nur auf britischem Boden erhalten haben. Dort sollte sie dem kirchlichen Nationalbewußtsein zur Stütze dienen. Es machte sich nämlich seit den Tagen der heiligen Bekehrer Kolumba und Kolumban unter den keltischen Christen Irlands und Britanniens ein schismatischer Zug bemerkbar, eine Hinneigung zu Bräuchen der orientalischen Kirche, welche als die Mutter der britischen galt. Jahrhunderte vor der Landung der römischen Sendboten hatten ja christliche Gemeinden auf den Inseln bestanden, und man kann noch heute in England die Behauptung hören, daß kein Geringerer als der Apostel Paulus in Cornwal, Wales und Irland das Christenthum gepredigt habe. Dieser Adelstolz der keltischen Kirche fand seinen sprechendsten Ausdruck in den Priestercollegien der Culdeer, welche den Ansprüchen Roms gegenüber an den Freiheiten der Urkirche festhielten, bis auch sie die hierarchische Hochfluth des dreizehnten Jahrhunderts hinwegfegte. Durch die englische Legendendichtung geht ein Hauch dieses selbständigen Geistes, der in den Kirchenzwisten der normannischen Könige, besonders in den Becket'schen Händeln, praktische politische Bedeutung gewann. Wie man in Rom im fünften Jahrhundert die Fabel erfunden hatte, daß der Kaiser Constantin vom römischen Pabst Silvester bekehrt und getauft worden sei, wodurch die Oberhoheit der römischen Kirche erwiesen werden sollte, so erfand man im zwölften Jahrhundert in England nicht minder erbauliche Fabeln, welche ohne directe Polemik die Tradition bekräftigen sollten, daß die englische Kirche ganz unabhängig von Rom unmittelbar durch die Apostel und Zeitgenossen Christi gegründet worden sei. In der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts war es der Apostel Philippus, auf den man die Bekehrung Britanniens zurückführte,

und in der zweiten Hälfte gesellte sich ihm Joseph von Arimathia mit der Schaar des Grals. In dem großen französischen Prosaroman aus den ersten Jahrzehnten des dreizehnten Jahrhunderts, der die Schicksale Josephs und seiner Anhänger behandelt, ist England das Land der Verheißung, wo die Gralgenossenschaft das Evangelium predigen soll. Der Sohn Josephs breitet an der syrischen Küste sein Hemde auf das Wasser; alle Reinen finden Platz darauf und fahren so in einer Nacht gen Großbritannien. Dort wird der Sohn Josephs von Christus selbst zum ersten Bischof geweiht und mit der Gründung einer eigenen Hierarchie betraut.

Von dieser ganzen Vorgeschichte des Grals, von Joseph von Arimathia, seinem Schwager und seinen Tafelgenossen findet sich bei Crestien und Wolfram keine Spur. Crestien sagt von der Vorgeschichte gar nichts. Bei Wolfram haben wir als Gralhüter statt der Vorsteher einer Gemeinde von Judenchristen ein Geschlecht ritterlicher Könige romanischen Stammes, welche ebenso wenig wie der Gralfinder mit den biblischen Gestalten der Legende in genealogischem Zusammenhang stehen. Bei Crestien und in anderen französischen Quellen wird mit dem Gral ein silberner Teller in den Saal getragen. Das ist unverkennbar die Patene der Legende, der Deckel zu dem als Kelch gedachten Gral. Wolfram, der sich selbst gelegentlich über sein mangelhaftes Französisch lustig macht, hat das Wort talleor (Teller) mißverstanden, und so sind bei ihm aus dem Teller zwei silberne Messer geworden, für die er sich im Geiste mittelalterlicher Medicin eine abenteuerliche Verwendung erdachte. Crestien erklärt nirgends, was der Gral sei. Offenbar wollte er sich das für den Moment aufsparen, wo Parzival die Frage stellt; bis zu diesem Moment ist er aber in seiner Dichtung nicht gekommen. Er schildert den Gral als ein Gefäß von feinstem Gold, mit den kostbarsten Edelsteinen besetzt, das durch seinen Glanz die Kerzen überstrahlt wie die Sonne die Sterne. Wolfram hat in seinen Quellen nur den Ausdruck graal gefunden, den er für einen Eigennamen hielt und daher unübersetzt bei uns einführte. Daß Gral Schüssel heißt und daß damit die Abendmahlschüssel, die Christi Blut aufnahm, gemeint ist, wußte er nicht. Er spricht nie von der Form des Grals, sondern nur von der Materie; es ist ein Stein von edelster Art, ein Stein, der Alles gewährt, was man von ihm erbittet, der alle Fülle des Lebensgenusses und Unsterblichkeit verleiht.

Aehnliche sogenannte Wunschdinge kehren unzählige Mal in den Märchen der Völker wieder. Schon Herodot erwähnt den Sonnentisch der langlebenden Aethiopen, der sich nach dem Glauben des Volks jede Nacht mit Speisen bedeckte. Bekannt ist das Horn der Amaltheia, das Speise und Trank nach Wunsch gewährte. Das Manna der Wüste nahm nach der Versicherung der Rabbinen jeden Geschmack an, den man sich wünschte. Nach mohamedanischer Legende vererbte sich im Geschlecht der voradamitischen Salomone ein Becher, der Hoheit, Glanz und Segen verlieh und alle Geheimnisse der Welt erschloß. Er ging später an den persischen Sagenkönig Dschemschid, den indischen Jama, über. Die buddhistischen Sagen Indiens und Tibets wissen viel von einem Edelstein zu

erzählen, der Alles schafft, was man denkt, und nach welchem Buddha selbst eine Wunderfahrt unternahm; sein Name Tschintamani entspricht genau dem deutschen „Wünschelstein“. Solche Talismane leuchten besonders häufig in den orientalischen Märchen auf. In der indischen Märchensammlung von Somadeva erscheint eine Schale, die stets mit Speise und Trank gefüllt ist, im persisch-türkischen Papageienbuch ein Napf mit derselben Eigenschaft. Goldene Näpfe, goldene Schalen mit gleicher Zauberkraft kennen die Sagen südsibirischer Stämme. Die Phantasie des Mongolen ergötzt sich an einem Märchenbecher, der stets mit Branntwein gefüllt ist und, wenn man ihn umdreht, Fleisch und Kuchen herausfallen läßt. Ein Körbchen, das Alles gewährt, bieten uns russische Volksmärchen, ein Kästchen ähnlicher Art die neapolitanischen Märchen des Basile.

Unter den dreizehn britischen Wunderdingen, welche der Seher Merlin mit sich nahm, als er in seinem Glasschiffe vor den Sachsen übers Meer entfloh, waren der Korb des Gwyddno, in welchem Speise, die man hineinlegte, sich verhundertfachte, der Tisch und die Schüssel der Königs Rhydderch, worauf jedes gewünschte Essen erschien. Auch eines der ältesten bretonischen Märchen erzählt von einer Wunderschüssel, die nach Wunsch alle möglichen Speisen spendet und endlich verschwindet. Der kymrische Held Bran der Gesegnete empfing von dämonischen Gästen einen Kessel, der die Kraft hatte, Todeswunden zu heilen und selbst Todte ins Leben zurückzurufen, der aber zersprang, wenn ihm etwas Böses nahe kam. Besonders reich an Wunschdingen verschiedenster Gestalt sind unsere deutschen Sagen und Märchen. Wodan verleiht sie seinen Lieblingen, der Spender alles Segens, der im Norden den Beinamen Wunsch führt. Auch die unterirdischen Schatzkammern der Elben und Zwerge sind voll davon; wer eines ihrer Trinkgeschirre besitzt, dem ist es ein Füllhorn des Glücks, bis es zerbricht, gleich dem Glück von Edenhall. Das bekannteste unter den deutschen Wunschdingen, an das der Gral erinnert, ist das Tischleindeckdich.

Ein solches märchenhaftes Wunschkleinod sah Wolfram offenbar auch im Gral, freilich ein Wunschkleinod mit ausgesprochen christlichem Charakter. Allein die christliche Heiligung des Wundersteins geschieht bei ihm doch nur äußerlich durch die vom Himmel gebrachte Hostie, und so feierlich er auch sonst dafür gestimmt scheint, — da, wo er erzählt, daß der Gral selber seine Genossenschaft bewirthet habe, kann er sich nicht enthalten, in seiner schalkhaften Art beizufügen: „Ich sage das auf euer aller Eid (er schiebt die Verantwortung für das, was er sagt, auf die Zuhörer); sollt' ich hier Jemand trügen, so müßt ihr mit mir lügen (lüge ich, so müßt ihr die Schuld mittragen)“. So spricht doch nur, wer ein Märchen erzählt, das er selbst nicht glaubt.

Die ursprüngliche Legende wußte von keiner anderen Wunderkraft des Grals als der, die Reinen mit seliger Erfüllung des Herzens zu begnaden. Bei Wolfram — und bei ihm allein — hat sich diese Gemeinde der Reinen in eine ritterliche Brüderschaft verwandelt, die zu Keuschheit und Demuth verpflichtet ist. Der Name Templer (Templeisen, templenses), den er den Gralhütern beilegt, bezeichnet eben im Allgemeinen Vertreter geistlicher Ritterschaft. Statt der

himmlischen Stimmen der Legende geben bei Wolfram schweigsame Inschriften ihr wunderbares Orakel. Nur für Getaufte ist der Gral sichtbar; nur Berufene dürfen ihm nahen; nur jungfräuliche Hände vermögen ihn zu heben: alle diese Züge erscheinen noch dem Geiste der Legende gemäß. Dagegen ist das über die Genossenschaft hinausgehende politische Regiment des Grals nur erfunden, um die Anknüpfung der Schwanrittersage vorzubereiten, welche sich auch bei Gerbert, einem Fortsetzer des Crestien, findet.

Die blutende Lanze, welche in der Legende fehlt und welche Wolfram für die vergiftete Waffe hält, womit Anfortas verwundet wurde, hat bei Crestien noch höhere Bedeutung als der Gral. Erklärt hat er sie jedoch ebenso wenig wie diesen. Dafür belehren uns die übrigen französischen Quellen, daß es die Lanze des Longinus ist, womit Christus am Kreuz in die Seite gestochen wurde. In den Romanen wird die Gralburg zu einer wahren Reliquienkammer, und so kann es uns nicht wundern, daß auch die vom ersten Kreuzzug her so berühmte Lanze dort Aufnahme fand, daß sich der Schüssel, welche das Blut des Erlösers empfing, die Waffe zugesellte, welche dieses Blut vergossen. Zugleich spielte aber hier eine Vorstellung der kymrischen Nationalsage herein. Eine blutige Lanze war für die zurückgedrängten Kelten das Symbol des Rachekriegs gegen die germanischen Sieger. Durch die blutige Lanze werden die Reiche der Sachsen vernichtet werden, so lautete eine alte Weissagung der Barden von Wales. Von dieser Weissagung wußte auch Crestien und bezog sie mit ausdrücklichen Worten auf die blutweinende Lanze der Gralburg.

Nach alledem hat die Gralsage bei Wolfram den Boden der Legende mit dem der ritterlichen Welt des zwölften Jahrhunderts vertauscht, und alle jene tiefsinnigen mystisch-symbolischen Beziehungen der religiösen Dichtung sind verschwunden. Aus der das Evangelium verkündenden Gralgemeinde ist eine den geistlichen Ritterorden verwandte Brüderschaft geworden, welche in wilder Waldeinsamkeit ein christliches Wunschkleinod bewacht. Der König dieser Schaar führt noch den unverstandenen und umgedeuteten Beinamen „der Fischer“. Wie die englische Legende ignorirt auch der Gralmythus Wolframs die bestehende Organisation der Kirche. Papst und Hierarchie sind in der That für diesen Ritterstaat entbehrlich, der durch die Offenbarungen des Grals mit der Gottheit in unmittelbarem Verkehr steht.

Die Legende wies, wie erwähnt, auf einen künftigen Gralbewahrer hin, dessen Name nicht genannt wurde. In allen überlieferten Graldichtungen ist dies ein Held des Artursagenkreises. So weit wir zurückblicken können, ist also die Verbindung der Legende mit der kymrisch-bretonischen Sage schon vollzogen. Die des Abschlusses entbehrende Legende wird durch einen Abenteuerroman ergänzt, den mit ihrem abgerissenen Gewebe nur wenige Fäden zusammenhalten. Der ritterliche Gralfinder ist bald Parzival, bald Galaad, der Sohn Lanzelots, bald Gawan. Die Priorität kommt Parzival zu. In den französischen Prosaromanen sucht er den Gral mit Absicht von Anfang an. Bei Crestien und Wolfram dagegen erfährt er vom Gral erst, nachdem er seinen Besitz aus jugendlicher Unbe-

hilflichkeit verscherzt hat. Die Sage vom jungen Parzival enthält der erste Theil unseres deutschen Gedichtes, wo erzählt wird, wie der in der Abgeschiedenheit aufgewachsene Heldensohn in die fremde, glänzende Welt zieht, Thorenkleider am Leib, Kindeseinfalt im Herzen; wie er die tapfersten Ritter überwindet und die schönste junge Königin erwirbt. Es ist ein Dummlingsmärchen, das anmuthigste, das wir kennen. Ueber diesem Theile des Gedichts ruht ein Maienglanz reinster Poesie.

Nur eine einzige französische Graldichtung hat versucht, Parzival wirklich zum Enkel Brons zu machen. Daß das Märchen von dem schönen Dummling (altfranz. nicelot) mit der Sage vom Gral ursprünglich gar nichts zu thun hatte und ihr nur äußerlich angefügt wurde, zeigt Wolframs Werk noch deutlich genug. Erwünschte Bestätigung bietet das Gedicht eines englischen Spielmanns aus dem vierzehnten Jahrhundert, das nach einer unbekannten französischen Quelle gerade nur dieses Märchen mit derbem Volkshumor behandelt. Da ist es der rothe Ritter, der Percevals Vater getödtet hat. Der Junge reitet aus auf einer Stute, in Ziegenfelle gekleidet, mit dem unritterlichen Wurfspieß bewaffnet. Wo er für sich und seinen Gaul Speise findet, da nimmt er von Allem nur die Hälfte, weil seine Mutter ihm anbefohlen hat, bescheiden zu sein. Er reitet in die Königshalle hinein und so nahe auf Artur hin, daß die Stute mit ihrem Maul des Königs Stirn berührt, und da dieser ihn nicht gleich zum Ritter machen will, droht er ihm mit Prügeln. Artur aber erkennt mit Freude in dem wilden Jungen den Sohn seiner Schwester Acheflour. Da kommt der rothe Ritter herangesprengt, nimmt dem König seinen Becher, trinkt ihn aus und reitet damit von dannen. Der Knabe folgt ihm und schießt ihm seinen Wurfspeer durch den Kopf. So ist seines Vaters Tod gerächt. Weil ihn seine Mutter gelehrt hat, wenn er den abgebrochenen Speerschaft aus dem Eisen herausbringen wolle, so brauche er nur das Holz zu verbrennen, macht er ein Feuer an, um den todten Ritter, mit dem er sonst nichts anzufangen weiß, aus seiner Rüstung herauszubrennen. Gawain hilft ihm und legt ihm die erbeuteten Waffen an. So begegnet er zehn Männern; die halten ihn für den gefürchteten rothen Ritter und wenden sich zur Flucht. Er aber reitet hinter ihnen her, weil er sie nach der Lehre seiner Mutter grüßen will. Endlich befreit er Lufamour, die Königin des Mädchenlandes, von einem zudringlichen Sultan. König Artur, Gawain und andere Ritter kommen gleichfalls, ihr zu helfen, werden aber von Perceval angerannt. Gawain kämpft lange mit ihm, bis der Junge die Bemerkung macht, solch ein tapferer Sultan sei ihm noch nicht vorgekommen. Da erkennt ihn Gawain an seinen einfältigen Reden, und sie küssen sich als Freunde. Perceval erhält von Artur den Ritterschlag und wird König des Mädchenlandes. Fröhlich lebt er mit seinem schönen Weib das ganze Jahr, bis die Weihnachtszeit herannaht. Da bekommt er Heimweh nach seiner Mutter, reitet hin, findet sie noch lebend und führt sie in sein Königreich.

Hier ist uns der Kern des alten Volksmärchens erhalten. Alles ist im klarsten einfachsten Zusammenhang, das Ganze befriedigend in sich abgeschlossen. Vom Gral und von der versäumten Frage keine Spur. Es kann keinem Zweifel unterliegen,

daß wir die Heimath dieses Märchens in der Heimath Arturs und Tristans, in der kymrisch-bretonischen Sagenwelt zu suchen haben, welcher die höfischen Dichter der Franzosen im zwölften und dreizehnten Jahrhundert unter Vermittelung der fahrenden Spielleute so viele romantische Stoffe entlehnten.

Durch die Kunst und den Cultureinfluß Frankreichs bei allen Nachbarvölkern hochberühmt und vielverbreitet, kehrten später die keltischen Erzählungen im französischen Gewande zu ihren eigenen Landsleuten zurück. Was wir über Parzival und den Gral in kymrischer Sprache besitzen, das ist entweder freie Umarbeitung oder unmittelbare Uebersetzung einer französischen Dichtung. Auch das bretonische Volkslied von dem jungen Helden Morvan, der ganz wie Parzival vor dem ersten Ritter, den er sieht, auf die Kniee fällt, weil er ihn für den Erzengel Michael hält, dann aus dem Mutterhause davonstürmt, um selber Ritter zu werden, und, wie er nach zehn Jahren zurückkehrt, von der trauernden Schwester hört, daß sein Scheiden der Mutter das Herz gebrochen habe, — auch dieses vielgenannte Lied ist augenscheinlich unter der Einwirkung Crestien's und seines Fortsetzers Gautier von Doulens entstanden.

Der Name Perceval hat französischen Klang und ist ohne Zweifel durch Umdeutung aus einem keltischen Namen hervorgegangen. In dem kymrischen Volksbuch, dem Crestiens Gedicht zu Grunde liegt, heißt der Held Peredur. Das französische Perce-val ist ein Imperativname wie das deutsche Springinsfeld und bedeutet „Dring durchs Thal“. Aehnlich heißt ein Söhnlein des Fuchses Reinhart in der französischen Thierdichtung Percehaie, „Durchdring die Hecke“, Heckenschlüpfer; ferner der Held eines großen Romans aus dem vierzehnten Jahrhundert Perceforest, „Durchdring den Wald“. Die Erklärung „Mittendurch“, welche Wolfram giebt, findet sich nicht bei Crestien. Sie stimmt auch ebenso wenig zu Crestiens „Perceval“ als zu Wolframs „Parzivâl“, sondern geht auf eine besonders in Südfrankreich übliche Nebenform Persaval zurück: aval zu Thal, also „Dring durch von oben nach unten“, d. h. „Hau mitten durch“. Es ist dabei wohl an jene Kraftthiebe gedacht, welche Uhland Schwabenstreiche nennt und welche in den altfranzösischen Heldenliedern ganz besonders beliebt sind. Schon diese Deutung, welche Wolfram nicht selbst ersonnen haben kann, beweist, daß er neben Crestien noch andere französische Quellen vor sich hatte.

Die entstellte Form Parzivâl hat Wolfram bei uns eingebürgert. Daß man diese deutsche Entstellung eines französischen Namens aus dem Arabischen und Persischen hat erklären wollen, mag nur der Curiosität halber erwähnt werden.

Als Kelten kennzeichnet Parzival sein ständiger Beiname „li Galois“, den Kymre aus Wales (altfranz. Gales). Die lächerlich unritterliche Tracht, in welcher er ausreitet, ist keine Narrenkleidung, wie Wolfram sie auffaßt, sondern die Volkstracht der kymrischen Bauern.

Bei Wolfram wie bei Crestien leitet von dieser Jugendgeschichte Parzivals zu den Gralabenteuern die Vorschrift hinüber, die Gurnemanz dem kindlichen Helden ertheilt: nicht viel zu fragen. Dadurch, daß Parzival in seiner Unschuld

diese Vorschrift wie die früheren Lehren seiner Mutter allzu wörtlich befolgt, trifft ihn auf der Höhe seines Glücks und seiner Ehren Leid und Schmach. Die arglose Heiterkeit seines Lebens wandelt sich plötzlich in tragischen Ernst. Wie erklärt sich nun die verhängnißvolle Frage, welche den Angelpunkt der ganzen Erzählung bildet, so daß man glauben könnte, das Gedicht habe keinen andern Zweck als die Widerlegung des Epiktetischen Satzes: „Es hat Niemanden gereut, geschwiegen zu haben, gesprochen zu haben, aber oft"? Hier macht sich die mangelhafte Ueberlieferung der Grallegende und ihre lockere Verbindung mit der Parzivalsage am empfindlichsten geltend. Gehört die Frage ursprünglich der Sage, oder gehört sie der Legende an?

Berührungen mit volksthümlichen Sagenelementen sind nicht zu leugnen, besonders in der eigenthümlichen Version, welche Heinrich von dem Türlin (um 1220) in seinem „Die Krone" betitelten Gedichte aus unbekannter Quelle überliefert hat. Da stellt Gawan die von Parzival versäumte Frage: Ritter und Frauen springen jubelnd von den Tischen; der alte Burgherr giebt sich und die Seinen als längst Verstorbene zu erkennen, die nun durch die Frage erlöst seien, und verschwindet sammt dem Gral und seinem Gesinde. Hier klingen Volkssagen von Gespenstern an, die durch ein bestimmtes Wort Erlösung finden. An das Märchen erinnert auch der den französischen Dichtungen eigenthümliche Zug, daß mit der ausgesprochenen Frage alle Verzauberungen in Britannien schwinden und das bisher öde und verwüstete Land mit einem Male bevölkert und wohlbebaut erscheint, Wälder und Wiesen auf's Neue grünen und die versiegten Brunnen wieder strömen. Aber andererseits bietet sich uns doch ein Anhaltspunkt, um die wunderwirkende Frage als ein unverstandenes Erbstück der Legende zu erkennen. Wo immer in den französischen Romanen von der Frage die Rede ist, auch bei Crestien, zielt sie nicht auf die Leiden des Fischerkönigs, sondern auf die Wunder des Grals. Sie lautet: „Wem dient man mit dem Gral?" fordert also Einweihung in die geheimnißvolle Bedeutung des Graldienstes. In der französischen Erzählung, die sich der Legende am nächsten anschließt, lehrt darauf der Fischerkönig den Fragenden die Worte des Mysteriums, welche Christus zu Joseph im Kerker gesprochen, und von allen Schmerzen seines Siechthums genesen, stirbt er am dritten Tage. Die Frage steht also im engsten Zusammenhang mit den mystischen Grundideen der Legende. Wie sie jedoch in den Plan der Erzählung eingefügt war, warum sie von dem Gralsucher gefordert wurde, darüber lassen uns alle Quellen im Stich und bleiben uns nur Vermuthungen. Bron, der zweite Gralhüter, wird alt und krank, kann aber nicht sterben, bis er die Obhut des heiligen Gefäßes seinem Enkel anvertraut hat. Mit der Uebergabe des Gefäßes ist die Mittheilung der Geheimnisse des Grals, seiner mystischen Deutung verbunden. Diese Geheimnisse aber darf Bron seinem im Getriebe der Welt großgewordenen Enkel nur dann enthüllen, wenn er aus eigenem Herzensbedürfniß darnach verlangt. Eine derartige Bedeutung mag ursprünglich die räthselhafte Frage gehabt haben.

Bei Wolfram ist sie rein ethischer Natur als der Ausdruck menschlichen Mit-

gefühls. Daß daran die Heilung des Anfortas geknüpft war, das war für Wolfram eben ein Märchenmotiv wie so manches Andere, wie die Bewirthung durch den Gral, wie das Lachen der Cunneware, wie die Blutstropfen im Schnee. Kein religiöser Drang, kein Verlangen nach den Reichthümern und Ehren der Gralburg ist es, was Parzival zum Gralsucher macht: ihn quälen die Qualen des Anfortas, die er durch ein Wort hätte stillen können. Darum will er von keiner Freude wissen und sucht in schwermüthigem Trotz den Weg zum Gral, den Niemand findet, der ihn sucht. Er zählt nicht Tage und Jahre mehr und reitet ruhelos kämpfend in der Irre, obgleich ihn das rührende Bild seines verlassenen Weibes mit schmerzlicher Sehnsucht heimwärts zieht.

Vermählt ist Parzival zuerst bei Wolfram. Auf den von Geistlichen geschriebenen großen Gralromanen der Franzosen lastet eine düstere mönchische Weltanschauung. In dem einen wird Frauenliebe gar nicht genannt; in dem andern wird sie nur genannt, um den Gralsuchern verboten zu werden. Die Helden der Tafelrunde ziehen aus, den Gral zu suchen; aber nur dem jungfräulich Reinen ist er bestimmt. Darum müht sich der Teufel, wiewohl vergebens, die beiden reinen Jünglinge Parzival und Galaad durch allerlei verführerisches Blendwerk zu Falle zu bringen. Auch Wolframs Parzival, dessen Schönheit und Ritterlichkeit die Herzen der Frauen entzückt, läßt alle Lockungen der Sinne unbeachtet, denen sich sein Freund, der galante Gawan, voll Begierde hingiebt. Aber was Parzival davor bewahrt, ist keine naturfeindliche mönchische Dogmatik, sondern das menschlich unendlich schönere Motiv der Gattentreue.

So hat der deutsche Dichter, indem er sich am meisten von der Legende emancipirte, die Sage uns menschlich am nächsten gebracht. Aus dem Dummlingsmärchen hat sich ein ernstes tiefsinniges Lebensepos entfaltet In seiner „tumpheit“, seiner jugendlichen Unerfahrenheit, häuft Parzival unwissend Schuld auf Schuld, im antiken und mittelalterlichen Sinne. Das erste Gefühl, das ihn bei der Entdeckung erfüllt, ist Verbitterung über sein ungerechtes Schicksal und Groll gegen Gott, von dem er sich lossagt, weil er ihm nicht geholfen. Allein dieser Knabentrotz ist eben der letzte Ueberrest seiner tumpheit. Mit getheiltem Herzen nach dem Unerreichbaren strebend, müht er sich Jahre lang in nutzlosen Kämpfen ab, bis ihn die Verzweiflung zu Gott zurückführt, bis er, über die Thorheit seines Trotzes belehrt, sich im Vollgefühle seiner Schuld demüthig der göttlichen Gnade anheimgiebt. So in harter Schule weise geworden, erwirbt er als Siegespreis für seine äußeren und inneren Kämpfe durch einen Gnadenact Gottes das Gralkönigthum, den Inbegriff irdischer und himmlischer Glückseligkeit. Das ist nach Wolfram des Menschenlebens höchstes Ziel, daß man sich des Himmels Huld erwerbe, ohne den Freuden der Erde den Rücken zu kehren. Hoch über der mönchischen Gralritterschaft thront Parzival im Arme treuer Liebe.

Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Flur, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der andern der geistliche Ritterorden des

Grals mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildniß. Daneben Clinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den kampfmüden Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es keine andere Bewirthung giebt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde, unschuldige Condwiramur, die Nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Thränen auf den Wangen, die dritte am Kinn; dort die verbitterte, herrische Orgeluse, die eine grausame Freude daran findet, ihre Werber ins sichere Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Jeschute auf strauchelnder Mähre, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleid, durch das ihr schwanweißer Leib schimmert, die aber in all ihrem Elend nichts beweint als den stummen Gram ihres grollenden Gatten, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem kecken Gawan im Sturm erobern läßt und den Störern ihrer Schäferstunde ihre schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotz gegen seine große Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schließlich ihm ihren Aermel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphirend wieder an den Arm streift, und die arme Sigune, die bei dem Geliebten Todtenwache hält, bis ihr selbst die Augen brechen, — und mitten in diesem wechselnden Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters und dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der conventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge reiner rührender Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adeligen Kunstdichtung ihres Gleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Composition, daß wir ihn auch in der großen Gawanepisode nie ganz aus den Augen verlieren, daß er immer wieder im Hintergrund der Handlung bedeutsam auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtniß zu rufen.

Im Einzelnen allerdings zeigt die Composition kein so planmäßiges Gefüge, wie wir es heute von einem Epos verlangen würden. Nicht selten verweilt die Erzählung umständlich beim Unwesentlichen, während sie an der Hauptsache flüchtig vorüberstreicht. Wie lang ist nur die Vorgeschichte, welche doch keinen anderen Zweck hat, als zu erklären, wie Parzival zu dem heidnischen Halbbruder kommt, und warum Herzeloide mit dem Neugeborenen in die Einsamkeit flieht. Dafür sind die mehr als 3300 Verse Wolframs entschieden zu viel. Die Schwelle des Gedichtes versperrt ein Gewühl uninteressanter Nebenpersonen, durch welche man sich hindurchdrängen muß. Man liest sich müde, ehe der Held des Gedichtes geboren ist. So wird auch die innere Wandlung Parzivals in der Darstellung auffallend vernachlässigt und dafür die Gawanepisode über Gebühr ausgesponnen.

Diese macht in ihrer breiten Redseligkeit zuweilen den Eindruck, als ob dem mannhaften Dichter die Zügel der Erzählung, die er sonst so stramm zu führen versteht, zu entgleiten drohen. Manches Gewichtige ruht auf zu morschen Stützen; manches Motiv, das für den Verlauf bedeutsam erscheint, fällt ungenützt zu Boden. Auch an störenden Inconsequenzen fehlt es nicht. So wollen zu der Absicht, welche die Mutter mit der lächerlichen Ausrüstung ihres Knaben verbindet, die Lehren, die sie ihm auf den Weg mitgiebt, durchaus nicht stimmen. Der schwächste Fleck des ganzen Plans ist aber der Wendepunkt des Gedichtes, wo nach dem Erscheinen der häßlichen Gralbotin an Artus' Fest der Stamm der Handlung sich in mehrere Aeste spaltet. Während der mit Gott hadernde Parzival nach dem Grale sucht, soll das Weltkind Gawan vorübergehend die Hauptrolle übernehmen. Aber wie wird das eingeleitet? Nur beiläufig läßt die Gralbotin die Bemerkung fallen, daß auf dem Wunderschlosse vier Königinnen und vierhundert Jungfrauen gefangen sitzen. Diese vier Königinnen sind aber, wie sich später herausstellt, Artus' Mutter und Artus Schwester, die Mutter Gawans und ihre beiden Töchter, Gawans Schwestern. Mit keinem Wort hat der Dichter angedeutet, daß diese Damen am Hofe vermißt werden. Es muß auch lange her sein; denn weder wird ihr Befreier Gawan von ihnen, noch werden sie bei ihrer Rückkehr von Artus erkannt. Es ist in der That, als ob hier, wie diese Episode vom sagengeschichtlichen Standpunkt gedeutet wird, blutlose Schemen der Unterwelt unter die Lebenden sich einschlichen. Aber die Befreiung der gefangenen Frauen war nicht einmal das Motiv für Gawans Ausfahrt. Nur zufällig besteht er die Abenteuer Clinschors. Während die anderen Ritter der Tafelrunde sich nach dem Wunderschlosse aufmachen, treibt ihn eine Mordklage von Artus' Hof. Was wird aber aus dieser wichtigen Sache? Die ganze, so feierlich vorgebrachte Beschuldigung beruht auf einem Irrthum, der auch noch vor dem gerichtlichen Zweikampf erkannt wird. Durch diesen gebrechlichen Haft hängt die große Gawanepisode mit dem Haupttheil der Dichtung zusammen.

Wenn man also von einem meisterhaften Aufbau des Parzivalgedichtes spricht, so kann das nur für den phantastischen Stil seiner Zeit, nicht für die strengeren Anforderungen des modernen Kunstverstandes gelten. Die Epen der ritterlichen Dichter lieben wie ihre Burgen mehr den Eindruck malerischer Willkür als architektonischer Nothwendigkeit.

Für einen großen Theil des Parzival ist nachzuweisen, daß Wolfram den Stoff und dessen Gruppirung aus dem Französischen entlehnt hat. Wieviel von dem, was nicht mit Crestien übereinstimmt, Wolframs Eigenthum ist, wer soll das bei der Unvollständigkeit unserer Literaturkenntniß je entscheiden? Doch kein Kenner der altfranzösischen Kunstepik wird bezweifeln: wie streng sich Wolfram auch in der Zeichnung an sein Vorbild gehalten haben mag, die warmen Farben kommen von ihm. Man vergleiche ihn nur mit dem großen französischen Meister! Crestien ist unleugbar der bessere Erzähler, aber Wolfram der bedeutendere Dichter. In der Kunst des Vortrags, im klaren, wohllautenden Flusse der Verse ist Crestien dem deutschen Dichter überlegen; dafür gebietet

dieser in der Charakterzeichnung seiner Helden über eine Poesie des Gemüthes, welche man bei dem Franzosen vergeblich sucht. Wie wenig sympathisch ist vor Allem der ausziehende Perceval Crestiens! Ein ungebärdiger, eigensinniger Junge, der nie hört, was man ihm sagt, der immer nur an sich denkt und fremdem Unglück gegenüber nur den allerherzlosesten Trost weiß. Die Kälte des französischen Dichters steht im engsten Zusammenhang mit seiner Geringschätzung des Weibes, welche gegen die conventionellen Formen des Frauendienstes so seltsam absticht.

Wolfram beherrscht den fremden Stoff mit überlegenem Geiste und drückt ihm das scharfe Gepräge seiner Persönlichkeit auf. Kein anderer Dichter des deutschen Mittelalters ist so sicher schon aus wenigen Versen zu erkennen wie Wolfram. Mit der zartesten Empfindung verbindet er einen überraschenden Gedankenreichthum und Tiefsinn, der sich seine eigene Sprache schafft. Mit Bewußtsein strebt er nach Selbständigkeit des Ausdrucks auch auf die Gefahr hin, daß dieser zuweilen dunkel und gesucht barock erscheine. Er erzählt lebendig und liebevoll; aber doch umspielt seine Lippen dann und wann ein schelmisches Lächeln; leicht hingeworfene Scherzreden verrathen uns, daß er allezeit über seinem Stoffe steht und seine Individualität seinem Werke nicht opfern will. Stellt er doch selbst seine Ritterwürde höher als seinen Dichterruhm, die That höher als das Wort, den Mann höher als den Dichter. Wenn auf der einen Seite dieses Vordrängen seiner Persönlichkeit seinem Epos im ästhetischen Sinn Eintrag thut, so entschädigt uns dafür auf der andern Seite der Reichthum und die Originalität dieser Persönlichkeit. Es ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters, voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedicht mit geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, sondern ein Mann des Lebens mit klarem Kopf und warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.

Nach alledem ist leicht zu begreifen, warum gerade dieses Gedicht alle andern in Schatten stellte und Wolframs Stern in den Zenith des deutschen Mittelalters hob. Sein tiefsinniger Ernst, sein gemüthvoller Humor, seine Richtung auf's Ethische, sein Familiensinn machten ihn der späteren bürgerlichen Zeit werther als seine ritterlichen Sangesgenossen. Er wurde in der Sage der siegreiche Vertreter der aus der religiösen Inbrunst des Herzens entspringenden echten christlichen Weisheit, vor der auch bei den Mystikern die theologische Gelehrsamkeit zu Schanden wurde, und Jahrhunderte lang wiederholte man den Lobspruch Wirnts von Grafenberg:

Herr Wolfram,
Der weise Mann von Eschenbach;
Sein Herz ist ganzen Sinnes Dach:
Laienmund nie besser sprach.

Zur Bekräftigung dieses Lobspruchs wirkte noch der Irrthum mit, daß Wolfram für den Dichter des jüngeren Titurel gehalten wurde. Dieses Buch, eines der berühmtesten im späteren Mittelalter, wurde von Albrecht von Scharfenberg vor 1272 vollendet und dem Baiernherzog Ludwig dem

Strengen zugeeignet. Es behandelt im Anschluß an einige von Wolfram hinterlassene hochpoetische Fragmente die ältere Familiengeschichte der Gralkönige. Die Krone des Gedichtes ist die Schilderung des Graltempels, den Wolfram nur beiläufig erwähnt und den nun Albrecht mit wahrhaft großartiger Phantasie als einen alle Wirklichkeit überstrahlenden Wunderbau vor uns erstehen läßt. Der Grundriß, eine Rotunde, von Kapellen umkränzt, erinnert an die Liebfrauenkirche zu Trier. Im Kleinen wurden Graltempel und Gralgenossenschaft von Ludwigs des Strengen Sohn, dem Kaiser Ludwig dem Baiern, in seinem Ritterstift Ettal bei Oberammergau nachgeahmt.

Nach Wolfram und Albrecht hat die Gralsage in Deutschland keine wesentliche Bereicherung erfahren. Nur ein tiefsinniger Zug mag hervorgehoben werden, den das Gedicht vom Wartburgkrieg gegen Ende des 13. Jahrhunderts hinzufügte: der Gral ist ein Edelstein, der aus Lucifers Krone sprang, als der Erzengel Michael sie ihm vom Haupte brach.

Was die späteren Schicksale der Gralgemeinde betrifft, so stimmt ein Theil der Quellen darin überein, daß der Gral in den Orient zurückgekehrt sei. Nach dem deutschen Gedicht von Lohengrin (um 1280) steht in Indien eine neue Burg „Muntsalvätsch", unvergleichlich schöner als die alte. Die Mehrzahl der Dichtungen lassen Gral und Lanze auf geheimnißvolle Weise für immer verschwinden.

Trotzdem fehlte es im Mittelalter nicht an Orten, welche im Widerspruch mit Legende und Sage behaupteten, den heiligen Gral zu besitzen. Freilich darf man nicht, wie häufig geschehen, jede Ampulle mit heiligem Blut für den Gral halten. Deren gab es genug, z. B. in Venedig, in Mantua, in Rupella, im Lateran; ein Onyxgefäß mit Christi Blut erhielt das Kloster Reichenau von Karl dem Großen; berühmt ist der noch jetzt alljährlich gefeierte Umritt mit dem heiligen Blut in Weingarten; ein Theil dieser Reliquie wurde dereinst in der Kapelle zum heiligen Blut bei Unter-Ammergau in einem gothisch gethürmten Speisekelch aufbewahrt. Aehnliche Reliquien waren in Waldthürn, in Willisau, in Stams, in Wilsnack, in Brügge und in der Kirche des heiligen Maximin bei Marseille. Ein Gefäß mit Christi Blut, das Nicodemus mit einem Messer von des Erlösers Händen und Füßen geschabt haben sollte, besaßen die Mönche von Fecamp. Im Jahre 1247 sandten die Großmeister der Templer und der Johanniter ein Krystallgefäß mit Christi Blut an den englischen König Heinrich III, der es eigenhändig in feierlicher Procession nach Westminster trug, wo es verblieb. In allen diesen Fällen ist nirgends vom Gral die Rede. Den Abendmahlskelch, der später mit dem Gral verwechselt wurde, zeigte man zur Zeit Bedas des Ehrwürdigen im Anfang des achten Jahrhunderts in Jerusalem; es war ein Silberbecher mit zwei Henkeln. Ein anderer befand sich im 16. Jahrhundert in der Abtei Isle-Barbe bei Lyon, ein dritter in Valencia, ein vierter, aus einem unbekannten Edelstein geschnitten, zu Brives-la-Gaillarde in der Landschaft Limousin: dieser zeigte einen Sprung an der Stelle, wo ihn die Lippen des Judas berührt hatten.

Des eigentlichen Grals, der Abendmahlsschüssel, rühmten sich vor Allem zwei Städte, Constantinopel und Genua. Das byzantinische Gefäß raubten die Kreuzfahrer im Jahre 1204, und der Bischof Werner von Troyes sandte es in seine Heimath. Es war ein großes Becken von Marmor, mit Silber eingefaßt. Eine griechische Inschrift bezeugte, daß es dem Heiland beim Abendmahl gedient habe und später auf der Tafel des byzantinischen Kaisers gebraucht worden sei. Albrecht von Scharfenberg kannte diese Reliquie, bestritt aber als Vertreter der Gralsage ihre Echtheit. Die Griechen, meinte er, hätten diese kostbare Schüssel dem wahren Gral von Munsalväsche nachgebildet. Höheren Ruhms erfreute sich der Catino sacro, die heilige Schüssel von Genua. Als im Jahre 1101 das Kreuzheer Balduins I. durch Leichen und Blut watend in die Moschee von Cäsarea eindrang, fiel den Genuesen eine grüne sechseckige Schale in die Hände, von der sie glaubten, sie sei aus einem einzigen großen Smaragd geformt. Der Geschichtschreiber des ersten Kreuzzugs, Wilhelm von Tyrus, erwähnt (vor 1187) dieses Beutestücks, weiß aber noch nichts davon, daß es die Abendmahlsschüssel Christi sein sollte. Erst ein Jahrhundert später möchte Jacobus de Voragine das genuesische Gefäß für dasselbe halten, das die Engländer in ihren Büchern den heiligen Gral nennen. Nach seinem sagenhaften Bericht hatten die Sieger von Cäsarea die gesammte Beute in drei Theile getheilt: den ersten bildete die Stadt mit allen Immobilien, den zweiten der ganze Schatz der Stadt mit aller fahrenden Habe, den dritten einzig und allein die grüne Schüssel, und die Genuesen wählten sich, auf alles Andere verzichtend, die letztere. Sie wurde in der Kathedrale des heiligen Lorenz in der Capelle Johannis des Täufers unter sorgfältigem Verschlusse aufbewahrt; sie erhielt eine Ehrenwache aus den vornehmsten Geschlechtern der Stadt; bei hoher Geldstrafe war verboten, sie zu berühren. Die Einen erzählten, das herrliche Gefäß sei nicht von Menschenhänden gemacht, Christus selbst habe es am Tage des Passahlamms aus gemeiner Erde gebildet; die Andern behaupteten, es habe sich bereits unter den Schätzen befunden, welche die Königin von Saba dem Salomon als Geschenk nach Jerusalem gebracht habe. Alle aber waren darin einig, daß es der höchste Schatz der reichen Republik, ja daß es das köstlichste Kleinod der Welt sei. Doch schon um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts wollten französische Skeptiker Luftblasen in dem Gefäße bemerkt haben. Im Jahre 1806 wurde es auf Befehl Napoleons in das Antikencabinet der Pariser Bibliothek eingeliefert. Eine Commission des französischen Instituts, zur Untersuchung desselben berufen, brach ein Stückchen davon ab und erklärte den vermeintlichen Smaragd für einen antiken Glasfluß. So widerfuhr dem Gral der Genuesen dasselbe Schicksal wie einem andern im Mittelalter hochberühmten Smaragd, den Karl der Große dem Kloster Reichenau geschenkt hatte: er war 28 Pfund schwer und wurde auf 600,000 Dukaten geschätzt, bis ihn die moderne Wissenschaft als einen grünen Glasfluß erkannte. Mit der Restauration kam der heilige Napf wieder nach Genua zurück; aber sein Nimbus war unwiederbringlich dahin. Allem Anscheine nach hat er überhaupt nie als Tischgeräth, sondern als Opfer-

schale gedient, aus der die Hand des Opfernden Räucherwerk in die Gluth warf.

In Deutschland scheint man keinen Anspruch auf Gralreliquien erhoben zu haben. Dafür zeigte man wenigstens in neuerer Zeit eine Nachbildung des Grals in dem sogenannten rauschenden Kelch, einem achteckigen Steinsarg in der Krypta des Speirer Doms.

Der Ruhm des Grals lebte aber durch das ganze Mittelalter in Deutschland fort. Kunstgedicht und Volkslied nannten ihn als den Inbegriff alles Höchsten und Herrlichsten auf Erden. Die Geliebte heißt des Herzens Gral. Wenn ich Dich schaue, sagt der Minnesänger Steinmar, so glaube ich des Grales Herr zu sein. Dein Leben gralet in Tugenden, ruft mit kühner Wortbildung Frauenlob dem Grafen Gerhart von der Hoye zu. In einem Tagelied Oswalds von Wolkenstein möchte der Liebende aus Angst vor den Aufpassern als Nachtigall von der Geliebten fortfliegen, damit ihres zarten Leibes Saal nicht verliere der Ehren Gral. Gott selber heißt der höchste Gral. Noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sangen die Studenten:

Du freies Burschenleben,
Ich lob Dich vor dem Gral!
Gott hat Dir Macht gegeben,
Trauern zu widerstreben,
Frisch Wesen überall.

Zu den Niederdeutschen scheint die Sage von Parzival nicht gedrungen zu sein. Keine Andeutung verräth uns, daß sie Wolfram's Gedicht oder einen der französischen Romane gekannt hätten. Vom Gral aber erhielten sie durch seine Verbindung mit der Schwanrittersage eine unbestimmte Kunde. Sie wußten nur, der Schwanritter sei vom Grale gekommen, und hielten daher dieses Wort für einen Ortsnamen, für den Namen eines prächtigen Hoflagers, eines seligen Wohnsitzes, — ein Mißverständniß, das uns bei Niederdeutschen nicht überraschen darf, da es auch hochdeutschen Dichtern begegnet ist. Als im dreizehnten Jahrhundert die Jugend der niederdeutschen Städte, in ritterlichem Sport dem Adel nacheifernd, berühmte Scenen aus Sage und Dichtung wie den Roland, die Tafelrunde in heiteren Waffenspielen aufzuführen begann, da fehlte auch der Gral nicht.

Nach der Schöppenchronik von Magdeburg lebte in dieser Stadt um das Jahr 1280 ein gelehrter junger Patricier, der sich durch viele gute Gedichte hervorthat, Bruno von Schönebeck. Den baten seine Gesellen, der reichsten Bürger Kinder, daß er für sie auf Pfingsten ein freudig Spiel erdächte. Das that er und dichtete ihnen höfische Briefe dazu. Die sandten sie nach Goslar, nach Hildesheim und nach Braunschweig, nach Quedlinburg, Halberstadt und anderen Städten und luden zu sich alle Kaufleute, welche Ritterschaft üben wollten, daß sie nach Magdeburg kämen. Sie hatten ein schönes fahrendes Fräulein; die hieß Frau Feie (Sophia). Die sollte man Dem geben, der sie erwerben möchte mit Züchten und Mannheit. Das brachte alle Jünglinge in den Städten in Bewegung. Die von Goslar kamen mit verdeckten Rossen, die von Braunschweig alle mit Grün verdeckt und bekleidet, und die andern Städte hatten auch ihre

besonderen Wappen und Farben. Sie wollten aber nicht eher in die Stadt einreiten, bis man sie nach alter Sitte mit Lanzenrennen empfangen hatte. Unterdessen war auf der Mersche, einer Elbinsel gegenüber der Stadt, ein festliches Lager bereitet und viele Zelte und Pavillone aufgeschlagen worden. Dieses Lager hieß der Gral. Am folgenden Tage besetzten es die gepanzerten Jünglinge der Stadt. Davor stand ein Baum; an dem hängten sie ihre Schilde auf. Dann trat ein Fremder nach dem andern heran und berührte einen der Schilde, und wem von den Magdeburgern der Schild gehörte, der kam aus dem Grale hervor und bestand den Herausforderer. Das dauerte so lange, bis kein Schild mehr am Baume hing. Zuletzt erwarb Frau Feien ein alter Kaufmann aus Goslar. Der führte sie mit sich und verheiratete sie und gab ihr soviel mit, daß sie ihres wilden Lebens nicht mehr übte. Hievon handelte, wie die Chronik hinzufügte, ein eigenes deutsches Buch, das uns leider verloren ist.

Daß wir uns unter dem Magdeburger Turniergral ein Lager von Lustgezelten zu denken haben, bestätigt ein hochdeutsches Gedicht aus dem fünfzehnten Jahrhundert, wo eine Gruppe von neun köstlichen Zelten, die aller Erdenwonne voll sind, gleichfalls Gral genannt wird. Die Knäufe der Zelte sind von edlem Gesteine; sie funkeln in der Sonne gleich dem Morgenstern und „zieren den ganzen Gral“.

Von dem prächtigen Turnierlager als dem Mittelpunkte des Festes ging der Name Gral auf das Fest selbst über und blieb ihm auch, nachdem die ritterlichen Waffenspiele anderen Lustbarkeiten gewichen waren. In Braunschweig war im fünfzehnten Jahrhundert der Gral ein großes Volksfest, das alle sieben Jahre auf dem Lindenberge gehalten wurde. Von nah und fern strömten Geistliche und Laien, Fürsten und edle Herren, Bürger und Bauern herzu. Während das junge Volk beim Klange der Pfeifen, Zinken und Trommeln auf der Wiese den Reihen sprang, drängte sich die vornehme Welt um die Spielzelte, worin je zwei der reichsten Bürgersfrauen köstlich angethan hinter den Würfeltischen saßen. Da konnte man spielen, um was man immer wollte. Wenn das gewünschte Ding überhaupt aufzutreiben war, so wurde es beschafft; es hatten sich zu diesem Zweck die verschiedensten Krambuden in der Nähe des Festplatzes angesiedelt. Dann wurde je nach dem Werthe des Gegenstandes der Preis des einzelnen Wurfes bestimmt. Wer einen Rusch warf, gleichviel Augen auf allen drei Würfeln, der hatte gewonnen. Die Spieler wetteiferten, die Bankhalterinnen durch die abenteuerlichsten Forderungen in Verlegenheit zu bringen. So kamen einmal drei Junker; von denen trug der eine nach Jungfernmilch Verlangen: man holte sie ihm; denn so hieß ein Medicament in der Apotheke. Der andere begehrte Mückentalg; darnach wurde vergebens gesucht. Der dritte wollte gar um eine reiche Maid spielen, und man brachte ihm in der That eine solche mit dem Bescheide, daß er sie ehelichen und im Ehestand ehrlich halten sollte; für jeden Fehlwurf aber wurde eine so hohe Summe verlangt, „daß der Junker solches Spiels ist müßig gangen“. Bei den Bierwirthen auf der Festwiese konnte man sich zur Zehrung auf eine bestimmte Zahl von Tagen einkaufen. Mittlerweile

thaten sich die Rathsherren mit den eingeladenen edlen Gästen gütlich; denn es wurde, wie der Chronist versichert, „nach damaliger Art gar köstlich tractieret“. — Der letzte Gral wurde zu Braunschweig im Jahre 1481 abgehalten. Im Jahre 1470 hatte die Stadt Celle einen Gral, der aber nicht wiederholt wurde. Eine Brüderschaft vom Gral in Rostock verbot der Bischof Friedrich von Schwerin bereits im Jahre 1367.

Man könnte versucht sein, in dem Namen Gral eine Beziehung zu dem Glückshafen zu vermuthen, der Alles liefert, was man wünscht; allein um jene Zeit hatte das Wort Gral bei den Niederdeutschen längst die allgemeine Bedeutung von Fest, Lustbarkeit, Freudenlärm angenommen. Gral und Freude hub sich da, heißt es im niederdeutschen Aesop; ebenso im Reinke de Vos, wo das fröhliche Treiben eines Hoftages der Thiere, das Schmausen und Fechten, das Tanzen und Singen, das Pfeifen und Pauken geschildert wird:

Der König sah von seinem Saal;
Ihm behagete sehr wohl der große Gral.

Man brauchte das Zeitwort gralen = jubelnd lärmen und dachte dabei an das niederdeutsche grölen, schreien. Das abgeleitete Gralisieren kam im sechzehnten Jahrhundert in der Form Kralesieren auch ins Hochdeutsche und hieß „ein freudiges Getöse machen, dergleichen bei Gastmählern gehört wird“. Aus dem so bis zur Unkenntlichkeit entstellten Worte bildete man das Substantiv Krales; auf den Krales oder Grales gehen hieß zum Schmause, zur Bewirthung gehen. In einigen deutschen Gegenden, z. B. in Franken und Schlesien, besteht noch der alterthümliche Brauch, daß die Geistlichen alljährlich einmal in den einzelnen Häusern ihrer Gemeinde einsprechen, wobei sie Getreide, Flachs und dergleichen zum Geschenk erhalten. Das nennt man „auf den Grales oder Grollus gehen“. Noch liegt auf diesem bescheidenen Wort ein Schimmer des Wunschkleinods von Munsalväsche.

Als höchster Freudenort prangt der Gral in der religiösen Dichtung der Niederdeutschen. Nach einem alten Bremer Kirchengebet tanzen die elftausend Jungfrauen vor Maria in dem Himmelgrale. Helft mir, ruft ihnen der Betende zu, daß ich nimmer geschieden werde von eurem Grale! — In einem Lübischen Gebetbüchlein von 1485 lautet ein Bittgesang:

Gieb, o Herr, in Deinem Saale
Unsern Seelen Ruh und Rast!
Löse sie von Schmerzenlast
In des Paradieses Grale!

An diese Bedeutung von Himmelreich dachten wohl die Lüneburger, als sie im Jahre 1474 ein Hospital zum Gral in ihrer Stadt gründeten, das noch heute besteht sammt den darauf bezüglichen Straßennamen: Am Gral, Gralstraße Gralwall.

Doch alle kirchliche Weihe konnte das Wort nicht davor bewahren, daß seine Bedeutung in ihr unheiligstes Gegentheil umschlug. Diese Umwandlung kam auf demselben Wege, der das Wort zu den Niederdeutschen geführt hatte. Mehr und mehr wurde der Schwanritter, selbst in seiner niederrheinischen Heimath, mit

mißtrauischen Augen betrachtet; man spürte ihm instinctiv seine heidnische Herkunft an, und mit ihm erschien auch der Gral in unheimlichem, dämonischem Lichte. Lohengrin wandelte auf des Tannhäusers Pfaden. So schreibt der holländische Chronist Veldenaer gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts: Einige Chroniken sagen, der Schwanritter sei aus dem Grale (dat grael) gekommen, wie früher das Paradies auf Erden geheißen habe. Aber das ist das heilige Paradies nicht, sondern es ist ein sündiger Ort, wo man durch großes Abenteuer hineinkommt und durch großes Abenteuer und Glück wieder heraus. — Eine Halberstädter Sachsenchronik aus derselben Zeit sagt es noch deutlicher: Die Historienschreiber meinen, dieser Jüngling, der Schwanritter, sei aus dem Berge gekommen, wo Venus in dem Grale ist. — Solche Schicksale haben die Worte. Die Abendmahlsschüssel des Herrn, die nach der Legende keine Weltlust in ihrer Nähe duldet, die nach den französischen Romanen nur der jungfräulich Reine erwerben kann, die auch nach Wolfram sich nur von magdlichen Händen heben läßt und ihrer Ritterschaft allen Minnedienst verbietet, sie mußte schließlich ihren Namen — dem Venusberge leihen. Von dem runden Berg der heiligen Barbara bei Pozzuoli ging die Sage, daß eine große Gesellschaft entrückter Menschen in ihm hause, welche da in Tänzen und Lüsten leben sollten bis zum jüngsten Tage. Bei den Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts hieß dieser Berg der Gral. Auch die hochdeutsche Literatur brauchte den Namen zuletzt nur in diesem Sinne: als synonym mit Venusberg erwähnte ihn noch Fischart im Gargantua; dann wurde er vergessen.

Nach dem sechzehnten Jahrhundert schwand Sage und Wort nicht bloß aus dem Munde des Volkes, sondern auch aus den Büchern der Gelehrten, so daß der treffliche Frisch, der Rector des Berliner Gymnasiums, als er im Jahre 1741 sein noch heute unter den Sprachforschern hochgeschätztes deutsch-lateinisches Wörterbuch drucken ließ, nur die eine Erklärung beizubringen wußte: „Gral, ein altes Spiel, so mit Tantzen und Schreien gehalten wurde“.

Eine Jugendliebe in Wien.

Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

Vorwort.

Von meinen Aufzeichnungen habe ich bereits zwei Bruchstücke 1875 und 1877 in einer deutschen Wochenschrift veröffentlicht. Da ich vorläufig darauf verzichten muß, sie als Buch drucken zu lassen, so gebe ich hier ein drittes, das sich auf meine Schicksale in Wien bezieht, und erlaube mir, um Mißverständnissen vorzubeugen, die Einleitung des Ganzen hier voranzustellen.

„Die Weitläufigkeit dieser Mittheilungen entschuldigt wohl jeder mit Nachsicht, der bedenkt, daß sie aus den wichtigen Jahren stammen, wo der Jüngling dem Mann entgegenreift. Meinen Genossen thue ich vielleicht einen Gefallen, wenn ich ihnen Tage, wo das Morgenroth einer neuen Zukunft am Himmel stand, wieder zurückrufe. Reich an Erfahrung und vielgeprüft kann sich nun jeder die Sachen leicht nach ihrer Wirklichkeit zurechtlegen, deren Größe und Verhältnisse Eitelkeit und Ueberspannung der Jugend verzeichnete und jenes Selbstgefühl, welches in der Periode, wo die Phantasie den ganzen Ideenkreis des Menschen bestimmt, unrichtig färbte. Ich aber will im einfachen Studirzimmer, sinnend über so viel zerronnenen Hoffnungen, so viel verlorene Kraft und Zeit das Glück jener goldenen Tage noch einmal in der Erinnerung nachgenießen.

Ja, wir hatten eine Jugend, denn wir waren Idealisten! Darum führe ich dem heutigen Geschlecht, das realistisch aus dem Tag in den Tag geht, diese Bilder vor, daß es erfahre, wie die Väter träumten, liebten und schwärmten, und wünsche ihm eine Zukunft voll heller Morgensterne.

Ihr sollt uns sehen, wie wir waren und wenn die Schellenkappe Parcivals um unsere Ohren klingelt, so mögt ihr immerhin spöttisch lächeln, vielleicht beneidet Ihr Uns doch trotz Eurer Altklugheit.

Ausdrücklich sei bemerkt, daß diese Mittheilungen keiner Partei zu Lieb oder zu Leid gemacht werden; auf den Kämpfen jener Tage ruht die Asche eines Menschenalters, wer soll daraus neues Feuer aufblasen? — und weil die Menschen, welche damals auf der Bühne handelten, fast alle todt sind, so gehört ihr Wort, mag es nun versöhnend zum Frieden laden, oder zur rothen Fahne rufen, nicht mehr der Gegenwart, sondern der Geschichte.

Zur Erläuterung will ich noch Einiges beifügen. Die Männer, welche hier genannt werden, waren von Einfluß und Bedeutung sei es in der Politik, im Leben, in der Wissenschaft, oder in der Poesie. Sie konnten in den Tagen des Vormärz Talent und Kraft nicht frei geltend machen; jenseits der schwarzgelben Pfähle beachtete man sie nicht und beachtet sie aus Unkenntniß wohl auch jetzt noch nicht, wie es sich ziemte, darum verdient es vielleicht einigen Dank, wenn man zu ihrer Charakteristik einen kleinen Beitrag liefert.

Wir verweisen zunächst auf Wurzbach; dort kann man sich über Aloys Flir, Herrman v. Gilm, Alois Meßmer, Sebastian Ruf, Hans Perthaler, Adolph Purtscher, Georg Schennach, Joseph Streiter, Johann Schuler und andere vorläufig orientiren. Die Geschwister von Johann Schuler waren Ernst, Cornelie und Mathilde, mit denen mich treue Freundschaft verband und noch verbindet.

„Frühlieder aus Tirol“ nennt sich ein lyrisches Album mit Beiträgen verschiedener Dichter der jüngeren Generation; die meisten derselben erlangten später in irgend einer Weise Ruf und Stellung. Sie tragen ein anderes Gepräge als die Männer des Vormärz, denen sie zunächst folgen; jenes Büchlein war ihr erstes Lebenszeichen, obwohl sie später vielfach miteinander in Gegensatz traten. Ich habe darüber wohl schon früher berichtet und nehme hier nur so viel auf, als für den Zusammenhang des Ganzen nothwendig ist.

Ich beziehe mich hie und da auf meine Gedichte. Die lyrischen erschienen bei Wagner zu Innsbruck; die erzählenden als „Marksteine“, bei Amthor in Gera. Ich schalte nur die Titel und den ersten Vers ein, sollte sich jemand dafür interessiren, so kann er sie dort nachlesen. Nur einige ungedruckte werden mitgetheilt.

* * *

Zu Wien landete ich Ende September 1842 auf einem Hallerschiffe mit Adolf Purtscher. Wir hatten das Jus verlassen, um uns der Medizin zuzuwenden. Das erste Jahr beschränkte sich mein Umgang auf Collegen und Landsleute; erst im Herbste 1844 wurde ich in die Kreise des geselligen Lebens gezogen und hier knüpfen meine Mittheilungen an.

An Cornelie.

Ehe Sie vielleicht daran denken, meinen ersten Brief zu beantworten, beginne ich den zweiten. Wieder ein Monolog; schon viele trug der Wind in Ihre Hände, Sie haben die flüchtigen Blätter stets gut aufgenommen und manchmal freundlich darauf erwiedert. Sie blieben bisher, Sie bleiben gewiß fort und fort meine Freundin.

Ich habe nie Liebe gefühlt, die Liebe hat höchstens da und dort mit mir gespielt. Das dauerte nie und dauert nicht. Die Wölkchen, welche Selbsttäuschung an meinen Horizont warf, sind stets bald zerronnen, die Vergangenheit wirft keinen Schatten auf mich und nie habe ich jemand mein Wort gebrochen. Aber ich bin auch nicht unglücklich, wenn eine Hand, die ich gefaßt, mich kalt losläßt; ich möchte mich durch das ewig Schöne trösten und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk' ich mir: Nicht Du bist es, was ich liebte; es war der Kuß der Gottheit auf Deiner Stirn.

Vor einigen Wochen stellte mich ein Bürger als Lehrer für seine Kinder an. Im Hause herrscht das schöne Glück des Wohlstandes, welches über das Bedürfniß des Tages hinaus von manchem Genusse geschmückt wird. Ich sehe der Mutter stets mit Vergnügen zu, wenn sie dem kleinsten Töchterlein die Buchstaben des Alphabetes zeigt, oder emsig im Hause schafft. Die Kinder haben mich bereits lieb gewonnen. Da sitze ich auf einem kleinen Stuhl und schwätze mir das Heimweh vom Herzen: ich erzähle von Tirol, den Almen, den Sennern, vom Jahre 9 und den Schützen; meinen Bergfahrten und dann zeige ich manche getrocknete Blume, die ich droben gepflückt und als Merker in ein Buch gesteckt bei recht schönen Stellen. Das Völklein steht rings herum, die großen Augen auf mich geheftet, um ja kein Wort zu verlieren. Das Licht brennt mehr und mehr hinunter und dann, wenn ich zu Ende bin, das Summen, Plaudern, Fragen! Die älteste Tochter Emma ist ein holdes, schüchternes Mädchen von ungefähr 17 Jahren; es geht mir immer die Seele auf, wenn mir eine solche Gestalt vor das Auge tritt. Wenn ich diese Familie betrachte, fährt oft ein dunkler Schmerz durch meine Brust, als sollte ich nirgends vergessen, daß ich heimathlos bin. Wird man älter, so beklagt man nicht nur die Liebe, die man nicht erreichen kann, sondern auch jene, die man in der Jugend entbehren mußte.

Bewirthung.

„Mich liebt kein Mensch, mich schirmt kein Haus".

Am Christabend, — sonst habe ich ihn immer einsam zugebracht, — war ich hier eingeladen. Einige verwandte Familien und nähere Bekannte bildeten den Kreis. Ich bekam als Geschenk eine Schlafhaube, wobei mich die Mädchen, welche sie gehäkelt, noch tüchtig auslachten. Gegen Mitternacht zog ich mich in eine Fensternische, die Gegend war mondhell, die öden Basteien des Glacis mit den bereiften Bäumen, fernhin ein Arm der Donau; es zogen alte Bilder an mir vorüber und — „Es ist Damenwahl!" Emma stand lächelnd vor mir. Ich flog im Walzer dahin. Ihr Bäschen, eine Vollblutwienerin, mahnte mich völlig an die Schönheit antiker Mänaden: dieses Ebenmaß der Glieder, wenn sie sich rhythmisch bewegte; der Busen, auf den die schwarzen Locken wie dunkler Wein niederströmten, die Gluth des Auges, ich wendete mich aber gern von diesem Feuerbrand zu Emmas milderem Schimmer.

Die Innsbrucker Liberalen lassen jetzt ihr Licht nur bei Nacht leuchten, wo es Niemand sieht; man erfährt gar Drolliges: so stehen die Musealvorträge unter Censur und über Politik wagt aus Angst vor den Spitzeln jetzt kaum Jemand zu reden. Uns Jüngeren wächst die Zukunft entgegen und wir der Zukunft. Der Grieche hatte ein Vaterland, doch wir Deutsche! Kürzlich gab mir ein junger Mann eine Tragödie, das Ganze nicht ohne Talent, jetzt hat aber ein Poet anderes zu thun, als ein zärtliches Paar vor dem Brautbette abzuschlachten. Doch von diesen Dingen will ich Ihnen nicht länger vorschwatzen.

Heute Dreikönig! Möge auch unserer Zeit der Stern aufgehen!

Gestern eingeladen! Emma ist nicht mehr so schüchtern; ich plaudere gern mit ihr und lese in ihren blauen Augen etliche Kapitel Weltweisheit. Das ist doch gründliche, tiefsinnige Forschung! Haben Sie Geduld mit mir. Ich schaukle wie auf einem Kahn und so lang helde Sterne schimmern, seh' ich empor zum Himmel und hinab in die Fluth des Daseins, wo sie spiegeln. So frei und offen gesteh' ich Ihnen alle Thorheiten und Sie werden mich nicht verurtheilen.

Schon Februar! Hier ein Liedchen:

„Wenn das Röslein schlummert“.

März! In Tirol ist der Kampf aufs neue entbrannt. Die Augsburger Postzeitung denunzirte die „jungen Tiroler“ auf das niederträchtigste. Gilm verzagt aus Furcht für das Avancement, je nun, er ist k. k. Praktikant! — ich meine, der Handel kann uns nur Ehre bringen.

Da wird über die harmlosen „Frühlieder“, was halt die Censur übrig gelassen — ein Halloh losgehen. Der Druck hat begonnen; die vielen Zaggeleien verleiden mir die ganze Sache. Emma hat mir mit einem Sträußchen blauer und weißer Blumen den Frühling aus dem Prater gebracht!

Mög er auch Ihnen leuchten; hell, sonnig und mild!

Wien, 31. März 1845. Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Und wenn das irdisch Schöne wandelbar welkt, so denk ich mir: Nicht Du bist es, was ich liebte, es war der Kuß der Gottheit auf Deiner Stirn“.

Finden Sie darin wirklich einen Trost? Wir bedauern doch den Tod eines Freundes und was ist denn der Schmerz, daß er dem Aug' entschwindet, gegen den daß er für den Geist aufhört zu sein! Ich könnte mich darüber nicht trösten; doch bei Ihnen ist das freilich etwas anderes: Sie haben in sich den Reichthum, den Sie auf alles außer sich ausströmen, ich borge nur von andern; Ihre Welt ruht fest in Ihnen, doch meine ist auf andere gebaut und stürzt ein, wenn diese wanken. Das ist der Unterschied von Mann und Weib.

Warum wollen Sie mir nicht von dem sprechen, was Ihre Gedanken, Ihre Thätigkeit beherrscht? Wenn ich auch kein Mann bin, kann ich doch Männer verstehen und sollen wir Frauen denn ausgeschlossen bleiben von allem Höheren? Gibt es für uns nur Ballsäle und Putzzimmer?

In meiner Kindheit hatte ich die unbeschränkteste Freiheit zu thun und zu lassen, was mir beliebte, nur nicht Kleider zerreißen und im Zimmer sitzen. Weil ich nun aber keine Gespielen meines Alters hatte, so unterhielt ich mich damit im Garten herumzulaufen und alle Bücher zu verschlingen, die mir in die Hände fielen. Zufällig war die römische Geschichte darunter; natürlich faßte ich nur einzelne Züge davon auf, aber sie machten einen großen und bleibenden Eindruck auf mich und manchmal scheint es mir, als ob diese Eindrücke noch immer einigen Einfluß auf mich hätten, wenn irgend ein Wort oder ein Buch sie mir zurückruft.

„Die Rose“ gefällt mir sehr; wahrhaftig, ich möchte einmal die blauen Augen sehen, die solche Veränderungen hervorbringen können. Sie haben Recht, warum sollen wir nicht einen Augenblick vor der Blume anhalten, um uns an ihrem Duft, ihrer Schönheit zu erfreuen!

Ich bin dem freundlichen Winde sehr dankbar, daß er Ihre Bekenntnisse manchmal in meine Hände führt; thät' er es nur öfter! Ihre Briefe sind mir die größte Freude in unserem stillen Familienkreise; trete ich hinaus, so finde ich unter den Personen, die mir begegnen, besonders unter den Männern so wenig, was meinen Forderungen entspricht, daß ich mich abwenden müßte, dächte ich nicht an Sie und Viktorien. So aber weiß ich, daß es noch Menschen giebt, so gut wie die Besten, die je lebten und wohl mehrere, als wir wissen, — wenigstens glaube ich dies gern.

Von Viktorien habe ich vor kurzen einen Brief erhalten, ihr Mann legte sein und ihr Bild bei; eine Freundlichkeit, die mich sehr überraschte und freute. Sie schreibt in der besten Laune; er scheint dem Bildniß nach viel besser auszusehen als während seines Aufenthaltes hier.

Johann schreibt Ihnen wohl auch nie?

Schreiben Sie mir bald: alles was Sie, alles was Tirol betrifft!

Cornelie.

An Cornelie!

Habe ich nicht Recht zu brummen? Erstlich schreiben Sie mir lange Zeit gar nicht, zweitens so kurz, daß ich mit dem Brief zu Ende bin, ehe ich noch angefangen zu lesen und drittens will ich aufhören zu klagen, sonst käm' ich zu keinem Schluß.

Sie ziehen mich wegen der blauen Augen auf? Sollte ich sie nicht lieben, wo sie mir so unschuldig und klar entgegenleuchten? Bin ich doch ruhig, sage auch nicht ein Wörtchen und bin zufrieden, das Anschauen ihrer Holdseligkeit zu haben. Letzthin schickte sie mich in den April. Der Schalk knetete aus Brotkrumen Schwämme, steckte sie in die Erde eines Blumengeschirres und zeigte sie mir gar wißbegierig mit der Frage: wie man das schnelle Wachsen dieser Pilze erklären könne? Ich belehrte sie nun über das Keimen der Sporen, bis sie in ein helles Gelächter ausbrach und mich mit dem Stock in der Hand stehen ließ. Da erkannte ich denn freilich beschämt das nette Kunstwerk.

Im April.

Nein! das vergeß ich ewig nie:
So war ich im April!
Du lachst und hüpfst und spottest noch,
Daß dir gelang das Spiel.

Und soll ich dir's verzeihen je,
Ist's um dein Auge klar,
Das strahlt, ein Himmel rein und blau,
So seelentief und wahr.

Drum schick' mich nur in den April,
In deinem Aug' ist Mai;
Da mag die Lüg' begraben sein:
Daß es April noch sei!

Im Haus gegenüber schlägt eine Nachtigall. Hier ein Liedchen:

Die Nachtigall.

„Ich klammre mich an's Gitter fest".

Zu einem zweiten veranlaßte mich ein Gewitter, das gestern über die Stadt zog. Wie werden Sie es deuten? Seien Sie nicht boshaft; es ist nur ein Naturliedchen.

Die Wolke.

„Am Himmel grollend ferne".

Aus Tirol wenig neues. Ultramontane und Liberale zappeln und zwatzeln durcheinander, wie Ameisen, die man von zwei Haufen zusammengeworfen hat. Kaplan Ruf macht sich über alle lustig und Schuler schreibt keinem Menschen.

So sandte ihm ein hiesiger Poet ein Werk, schon die bloße Höflichkeit hätte eine Erwiderung geheischt. Keine Zeile! Erst ehrte und achtete man ihn und berief sich auf ihn, bald wird man ihn als Quiescenten am Wege liegen lassen und dann als invalid pensioniren. Die Klage ist allgemein.

Schreiben Sie bald!

Wien, 15. Mai 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich!

Endlich ist es wieder Frühling! Seltsam, daß wir so sehr von äußeren Einwirkungen abhängen! Es war wohl einmal eine Zeit, wo mir alle Jahreszeiten gleich galten: im Frühling freute ich mich der Blumen und Blüthen und im Winter, wenn Abends, wie es dunkelte, Viktorie in's Zimmer trat, rückten wir den Tisch näher zum Ofen und abwechselnd eine lesend und die andere spinnend und

strickend, vergaßen wir oft den Schlaf. Es war eine schöne Zeit und der Name Viktorie ruft mir immer meine Jugend zurück. Gern denke ich daran und überspringe die Kluft, welche zwischen einst und jetzt liegt; doch bin ich jetzt zufriedener, vielleicht auch glücklicher, als ich es damals war. Jetzt quälen mich weder Hoffnungen, noch Befürchtungen, noch Zweifel: ich kann mich des Schönen freuen, ohne zu verlangen, daß überall bloß Schönes sei. Ich habe keinen Wunsch für mich, nur für andere, und ich bin zufrieden.

Ich möchte heute gern mit Ihnen plaudern, Ihnen von meinen Freuden erzählen, von meinem gestrigen Spaziergang; wie schön das Wetter und der Weg gewesen, wie gut ich mich unterhalten und warum sollte ich es nicht? Lesen Sie nur mit Geduld; Sie klagen ja ohnehin immer über die Kürze meiner Briefe; ich will Ihnen einmal Ihre Ermahnungen verleiden, Sie ewig Unzufriedener! und Sie sollen noch Gott danken, wenn Sie am Ende sind: denn bis zum Ende lesen müssen Sie, weil Sie mich zu einem langen Briefe aufgefordert haben.

Wir waren gestern in Buch, einer Ortschaft ungefähr zwei Stunden von hier. Wir fuhren morgens nach Hallein; da trafen wir den Förster von Buch, der uns erwartet hatte und nun in seinen Wohnort führte. Wir verlebten dort einen angenehmen Tag, denn er wie seine Frau sind gute natürliche Menschen; er führte uns in der Gegend herum, zeigte uns das Haus, die Wiesen, den Stall und seine Hunde, die außerordentlich ungezogen sind, kurz alles was zu sehen war: so kam uns viel zu schnell der Abend heran. Die Gegend von Buch ist gänzlich verschieden von Salzburgs Umgebung. Sie erinnerte mich an Hall; das Thal ist viel enger als bei Salzburg, die Gebirge sind näher und zeigen andere Formen. Vor den Bergen zieht sich eine Reihe von Hügeln hin, deren frisches Grün einen freundlichen Gegensatz zu den düstern Felswänden bildet. Ziemlich spät entschlossen wir uns zur Rückkehr und schlugen den Weg durch die Auen am Ufer der Salzach ein, der so reizend ist, daß er bei jeder Krümmung eine neue Schönheit zeigt. Die Salzach ist vor einigen Tagen ausgetreten und steht noch an manchen Stellen sehr hoch, einmal reichte sie bis an den Weg, die Bäume unten standen im Wasser, aber es sah recht ruhig und klar aus im Schatten des Waldes; und wie wir dann plötzlich hinaustraten und vor uns die Salzach hatten und die Gebirge, auf denen eben das Abendroth ruhte, sonst alles von Bäumen umschlossen und kein Laut als das Rauschen des Wassers und der Sang der Vögel: — wären Sie nur dabei gewesen! Beschreiben kann ich es Ihnen nicht.

Was Sie in Betreff Johanns sagen, thut mir sehr leid; denn ich weiß, daß er es nicht gleichmüthig tragen würde, wenn Ihre Voraussage sich erfüllen sollte, wie es, wenn er sich nicht ändert, wohl gehen muß. Er hat nicht einen Brief Ernst's beantwortet, so lang dieser von Innsbruck fort ist, nun beinahe drei Jahre. Ich bin mit ihm in gar keiner Verbindung; eigentlich kam ich mit ihm sehr selten zusammen. In früheren Jahren stand ich durchaus nicht in seiner Gunst und wie ich glaube, ist dieses noch der Fall; ich liebe ihn deshalb nicht weniger. Ich kenne ihn viel besser als er mich und ich meine, wir haben doch manches mit einander gemein. Sie denken vielleicht wohl gar: „Die Nachlässigkeit im Briefschreiben“. — Mitunter auch; ich gestehe es. Doch versuchen Sie einmal, ob Sie ihn so leicht bessern, wie mich.

Seit langem bin ich nicht zum Lesen gekommen; im Winter, wenn die Tage kurz sind, muß man sie zum Nähen benutzen; die Abende wurden mir durch Kochen und ähnliche Beschäftigungen ausgefüllt, dann gab es auch Zeiten, wo mich nichts interessirte, wo ich oft kaum eines ruhigen Gedankens fähig war. Auch jetzt komme ich wenig dazu, denn die schönen Abende ziehen mich immer hinaus in's Freie, aber „König Johann“ habe ich doch gelesen. Ich war begierig, ob Shakesspeare noch den Eindruck auf mich machen würde wie früher, denn da war ich ganz bezaubert: es ist etwas eigenes darin, ein Licht, eine Musik. Mathilde und Viktorie fanden dies nicht und ärgerten sich immer über mich; es ist wahr, daß mir selbst Schiller nicht mehr gefiel

wie früher. Diesmal ergriff er mich nicht so heftig, wie einst, fesselte mich aber nicht weniger. Wenn ich einmal wieder genug ruhige Zeit habe, so möcht' ich wohl alle seine Dramen lesen; ich wollte nur, ich könnte englisch.

Ihre Gedichte gefallen mir alle drei recht gut, sie enthalten dasselbe wie Ihr vorletzter Brief nur anders ausgedrückt. Ueber die blaue Blume wollen wir nicht streiten: ich nehme es, wie Sie mir's geben, auch sage ich nichts über Ihre Vorliebe für blau; im Gegentheil! mir hat diese Farbe von jeher sehr gefallen. Ich wollte, Sie machten lauter Gedichte, die so enden; es wär mir lieber als die Nachtigall.

Viktorie hat einen Knaben, der Theodor heißt. Ich würde mich sehr freuen, wenn ich nicht um Sie in Sorgen wäre. Mit Sehnsucht erwarte ich eine Nachricht von ihr. Man sagte oft, wir seien einander sehr ähnlich! Ach! ich wollte, sie hätte etwas von meinem ruhigeren, kälteren Wesen!

So werden ihre guten Eigenschaften oft zu Fehlern, weil sie über das Ziel hinausgeht. Sie ist für sich so frei von Selbstsucht, daß sie für sich selbst zu sorglos und unvorsichtig wird und ihr Mann wird, wie ich ihn kenne, diesen Fehler nicht verbessern. Doch ich will das Beste hoffen.

Damit ich nicht wieder vergesse, Mathilde läßt Sie bitten, wenn Sie nach Salzburg kommen, die Lieder mitzunehmen, sie ist sehr begierig auf die Musik von Cusinasse, besonders auf den „Wanderer“, der ohnehin ihr Lieblingslied ist. Sie läßt Sie grüßen, ebenso Mama.

Nun gute Nacht, es ist schon spät.

Gott segne Sie!

Cornelie.

An Dr. Joseph Streiter.

Endlich ein Exemplar der „Frühlieder“, es ist noch feucht von der Presse. Sie können nicht glauben, wie froh ich bin, die Sache endlich vom Halse zu haben und ausruhen zu dürfen: Alea jacta! Hindernisse von allen Seiten: zuerst die leidige Censur, die an diesen sechszig Blättern fünf Monate kaute, um endlich nach langem Fretten das Imprimatur zu geben. Das sind doch die Früchte der Petition unserer Schriftsteller! Ein Censurmandarin sagte zu mir mit fromm gefalteten Klauen, die Stimme süßlich lispelnd: „Ich bedaure Sie, aber Sie haben ganz eigenes Unglück, das sich sonst bei unserer Behörde nicht zuzutragen pflegt“. Ich erwiderte: „So!“ und ging ohne weitere Antwort zu geben, fort. Anders wo mag es freilich nicht vorkommen, daß man unschuldige Liedlein durch alle Instanzen, zuletzt an das Landesgubernium hetzt; das ist nur bei uns und für uns.

Das Elend kommt aber erst, wenn ein Buch gedruckt ist; dem Einen ist das, dem Andern jenes nicht recht. Sündigt man für sich, gut! aber mit Mitarbeitern! Gilm wollte seinen Namen nicht gedruckt wissen, auch andere nicht: diese aus Scheu, er aber sagte, wie ich nachträglich erfuhr: „Soll ich bei solchen Knaben stehen?“ — Nun, Messmer, Perthaler, Purtscher, Schlumpf haben doch die Kinderhöslein auch abgezogen. Wie ich jedoch aus bester Quelle erfuhr, ist der Grund ein anderer. Die Frühlieder, so harmlos sie an und für sich sind, wurden bereits als liberales Unternehmen denuncirt, da fürchtet er sich nun hier, wie immer. Ist man bei ihm, so redet er wie Brutus, vor der Thür ist er jedoch der k. k. Praktikant, der jeden Prinzen, jeden Gouvirneur anjubelt, welcher auf einer Spritztour seiner Kanzlei nahekommt. Ich sagte ihm einmal trocken: „daß ich dieses sein Verhalten mißbillige!“ — er zuckte mit den Achseln und erwiderte: „Ich will seine Cigarren rauchen und Glaceehandschuhe tragen“. Meinethalben soll der Fex auch noch Champagner saufen und Trüffeln fressen; wir leben in Oesterreich und da kann sich nur ein Esel zum Märtyrer der Polizei machen, indem er alles sagt, was er denkt; deswegen soll man aber noch lang nicht Sachen sagen, die man nicht denkt.

Da trenzt er vor Loyalität; als ob ihm das was hälfe! Man hat lange Ohren

und weiß recht gut, wer manches mißliebige Liedl verfaßt; seine Eitelkeit sorgt dafür, daß man es weiß. Erst tuschelt er es dem Einen, dann dem Andern in's Ohr, endlich spielt er sich wie den Bären auf dem Kirchtag als den gefesselten Dichter auf; am liebsten vor den Weiblein, die lösen dann diesen heiligen Sebastian vom Pfahl und gießen Oel und Wein in seine Wunden. Es steckt ein Stück verlogener Comödiantenhaftigkeit in ihm und ich bin Philister genug, den Beigeschmack davon auch in seinen herrlichsten Gedichten zu spüren.

Ja, herrliche Gedichte! Von den vielen Berufenen ist nur Er einer der Auserwählten; eine echte Alpenlerche, welche die Spatzen draußen weit übersingt; was braucht er all die dummen Maschen und Wuckeln zum Aufputz, der Teufelskerl!

Die Frühlieder sind in Wien gedruckt; als endlich das Manuscript in meinen Händen war, kam von Wagner der Bescheid: „Ich kann das Büchlein zu Innsbruck nicht drucken, meiner Verbindungen wegen und weil es den Hohen im Lande mißliebt". Ach dieses arme Mäuslein aus den Tirolerbergen!

Ihr Heinrich IV. rumort in Brixen; da ist er am rechten Ort. Man ist dem Verfasser auf der Spur: Kirchenbuße! — Sie werden sich im Hemd, die gelbe Wachskerze in der Hand als armer Sünder prächtig vor dem Dom ausnehmen. Bitt' es in die Vacanz zu verlegen; möcht's auch mit anschauen!

Die Broschüre: „Die Jesuiten in Tirol" hat wohl auch nicht den Fenner von Fenneberg zum Verfasser?

Grüßen Sie mir die Frau und den Schiller auf der Terrasse.

Wien, 25. Juni 1845.

Ihr

ergebenster Pichler.

An Cornelie.

Die Wiener Schriftsteller haben ein Gesuch um Erleichterung der Censur eingereicht. Bereits lesen wir in der Allg. Ztg., es sei die erwünschte Milderung eingetretene: wieder einmal eine k. k. offizielle Lüge aus der Preßcanzlei, wo man die öffentliche Meinung zu gerben versucht. Uebrigens ist dieses Gesuch ein beachtenswerthes Zeichen der Zeit, noch vor kurzem wagte Niemand den Mund aufzuthun. Helfen wird es vorderhand nichts; die Regierung hat ein zu schlechtes Gewissen, als daß sie ein freies Wort gestatten dürfte. Es sind einzelne Bläschen, die anzeigen, daß es im Kessel siede, bald wird die Spannkraft der Dämpfe mächtig genug, den Deckel zu sprengen. Draußen ist es freilich auch nicht besser: Hannover, Churhessen! Soll aus Deutschland etwas werden, so müssen diese kleinen Dynasten in die Luft; es taugt nichts, wenn eine Schafheerde mehreren gehört, so weniger ein Volk.

Sebastian Ruf hat leider in einem Wiener-Blatt, dem Humoristen des elenden Saphir Aphorismen abdrucken lassen. Wozu die Körner, die ihm der Kampf des Lebens reifte und die er nun ruhig sammelt, in diesen Koth?

Flirs Kriegsbilder haben Sie vielleicht gesehen? Man hört hier allerlei. Die meisten stoßen sich an den Versen, welche so ungeschlacht sind, als hätte sie eine Bärentatze scandirt, die wenigsten wissen die Poesie der Darstellung zu würdigen. Das Martyrium des hochwürdigen Herrn Platzer, welches im Davonlaufen besteht, ist lächerlich genug, trotz der eingestreuten Abhandlung über Kirche und Staat à la Droste Vischering.

Hier die Frühlieder. Sie werden vergeblich nach einem Beitrag von mir suchen. Ich wollte Anfangs mein Bestes einrücken, ließ es jedoch, weil ich erfuhr, daß man in Tirol sage, ich hätte überhaupt nur den Zweck, durch diese Sammlung ein Postament für mich zu errichten. Nun schilt mich Streiter unbescheiden, daß ich als Chorführer ohne mitzusingen, vorausmarschire. Ueber die Censur schreibt mir Brandis: Der Regierung müssen alle ihre Unterthanen gleich lieb und werth sein; sie mußte daher Stellen unterdrücken, die für einige derselben beleidigend waren und nur einen Streit wieder angefacht hätten, der schon genug der Zwietracht und Erbitterung in unserem

Vaterlande gesäet hatte". — Ja, Bauer, das ist was anderes. Nur die ultramontanen Vipern dürfen stechen, will aber jemand mit der Haselgerte hinschlagen, so muß man diese edeln österreichischen Unterthanen schützen. Sie verdienen es ja. Was es mit meinem beabsichtigten Angriff zu sagen hat, können Sie selbst sehen; ich lege Ihnen den Entwurf des Vorwortes der Frühlieder bei, welches die Censur unterdrückte. Trefflich charakterisiren einige Correkturen die Lage. Statt: „daß man sich im Bund die Hand reiche", setzte der Censor: „wetteifernd die", statt: „gern spreche ich an alle, die sich verbunden", schrieb ein Bleistift: „An alle Freunde", der Schluß: „Sie sind aber auch Waffen u. s. w." war roth und schließlich noch das ganze Manuscript roth und kreuzweise schwarz durchstrichen.

Schuler habe ich das Büchlein auch geschickt und er hat sogar geantwortet! Eine Stelle über die Baronin Buol füge ich bei. „Also die Buol findet eine Borste in den Frühliedern? Ich meine das Talent dieser Frau, überall dergleichen zu entdecken, liegt mehr in ihrer häkligen und widerhaarigen Natur, als in dem Gegenstande. Die Tendenzschnüffelei verdirbt allen Sinn für die Poesie. Ach Gott, mir kommt es vor, als ob sie Goethe vor vielen hundert Jahren begraben hätten. Die reine Religion der Kunst ist in lauter Partikularkirchen auseinandergegangen, die jede ihren aparten Gott und ihren besonderen Kult haben will. Und nicht mehr aus dem reinen Evangelium sollt ihr predigen, sondern die Gemeinheit schreibt den Text vor".

Gabriel Seidl, den ich schon lange kenne, besprach die Frühlieder sehr freundlich; das Hauptgewicht legte er auf Purtscher.

Zum Schluß noch etwas netteres. Emma ersuchte mich einige Liedchen abschreiben zu dürfen. Ich habe nun von euch Mädeln ein bischen kokettiren gelernt und that ein wenig spröde. Da faltete sie die Hände zierlich auf der Brust und das Köpfchen gesenkt, die blauen Augen schelmisch erhoben, flüsterte sie schmeichelnd: „Aber wenn ich recht schön bitte!" Ich betrachtete sie ein Weilchen, zog einen Bleistift heraus und bat sie um ein Blättchen Papier.

* * *

Meine Lieder sind Lerchen,
Du wandelst vorbei,
Und hörest sie singen
Im Blauen so frei!
Meine Lieder sind Falken
So stürmisch und wild,
Keck siehst Du sie schweben
Im Sonnengefild.
Meine Lieder sind Pfeile,
Begehrst sie im Scherz:
O hüte Dich, Mädchen,
Sie treffen in's Herz.

Ich gab ihr das Blatt. Sie erröthete. Das war für die Schwämme.

Jetzt ist die Familie nach Hütteldorf auf das Land gezogen. Ich komme, um den Unterricht fortzusetzen, oft hinaus. Soll ich Ihnen erzählen? Ich hab' ihr letzthin einen Kranz aus Feldblumen gewunden; dann Federball geschlagen, wobei mein Auge an den schönen Formen schwelgte, die sich bei jeder Bewegung auf das Reizendste enthüllten. Ermüdet trat sie endlich unter eine Tanne, deren dunkle Aeste sich nischenförmig senkten, sie war wie eine Madonna in einer Waldkapelle. Heut knieten wir zusammen im Garten; ich half ihr kleine Blumenspaliere ziehen. Das sind Idyllen! Sie werden ausrufen: „O du Leichtsinn!" — Ich lehne verstummend die heiße Wange an einen großen Blumenstrauß vor mir auf dem Tisch und sauge den süßen Duft und die Kühlung. Es sind blaue Kornblumen darunter.

Von Emma wäre viel zu schreiben. Ich habe ihr eine Rasenbank gemacht, rings-um reifen Erdbeeren auf dem Moos, die Glockenblume ragt über den Adlerfarrn und im feuchten Busch nickt die Goldlilie. Heut gingen wir zusammen am Bache, lachend und scherzend kamen wir zu einer Stelle, die vom klarsten Wasser bespült, eine Menge Weidenröschen, Himmelbrand und Zittergras trug. Wir pflückten, pflückten; ihre Hand war bald zu klein für den Strauß, so warf ich ihr Blüthen und Zweige in die Schürze. Zufällig fand ich offenen Mohn, ich reichte ihr denselben und sagte: „Das ist ja brennende Liebe!" — Da wehte der Wind aus den Buchen, entraffte die rothen Blätter und warf eines auf ihren Nacken, als sie ohne umzuschauen vorwärts lief. Der Wind spielte mit ihrem langen braunen Haar; ich bog einen Lärchenast herab, sie pflückte einen Zweig und schlang ihn zum Kranz um die Schläfe Wären alle Blumen in Wald und Wiese Augen gewesen, meine Augen! ich hätte nicht genug schauen können. Ihr Bruder meinte: „Ich weiß nicht, was das ist. Kommt ihr zwei zusammen, so seid ihr stets lustig, wenn ihr vorher auch noch so mürrisch waret". — Ich möchte oft laut aufjauchzen aus reiner heller Freude an der Gegenwart. In die Vergangenheit mag ich nicht blicken, in die Zukunft . . . Ja, ich will und sollt' ich mir bei der Arbeit die Hände zerscheuern.

Auf dem Rückweg nach Wien kam ich an einem Zirkus vorüber; laute Musik ertönte, ich habe den „Harlekin" gedichtet. Die Verse fügten sich unwillkürlich, es war als ob meine Hand wie bei einer Vision von selbst schriebe. Hinten nach wunderte ich mich selber über das Ding. Salzburg? Noch weiß ich nicht, wann ich abreise.

Wien, 10. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Vorwort.

Es bestand einmal der Plan, den poetischen Nachlaß von Sigmund Schlumpf und Bernhard Moser, die ein früher Tod aus den Hörsälen der Universität weggerafft, dem Druck zu übergeben. Daß es unterblieb, kann ich nach bester Ueberzeugung nicht bedauern; denn nur wenige Gedichte genügten den Forderungen einer ernsten Kritik, vieles trug die Spuren der Frühreife in Form und Ausdruck, das meiste war auch stofflich unbedeutend, obgleich alles Zeugniß gab von dem edlen Sinne der jungen Männer. Eine Auswahl konnte genügen und als solchen einen Platz neben Gedichten überlebender Jugendgenossen beanspruchen.

Ich hatte gelegentlich zu einem Freunde gesagt: Wenn nur die jüngere Generation die ernstlich vorwärts strebt, und nach Höherem ringt, sich auf irgend eine Weise vereinigen und hie und da ein Zeichen der Genossenschaft geben möchte! das wäre auch für die Zukunft Gewinn; denn dadurch, daß man sich im Bunde die Hand reiche, könne in weiteren Kreisen für Alles Schöne und Gute gewirkt werden. Im Leben bedingt ja eines das andere; es ist ein großer Organismus und die einzelnen Glieder unterscheiden sich nur dadurch, ob sie bewußt oder unbewußt dafür handeln. Alles steht im Zusammenhang: die Geschichte wird zum Lied und aus dem Lied flammt wieder die That.

Was ich damals flüchtig geäußert, hat sich nun in schöner Weise verwirklicht. Gern spreche ich allen, die sich durch Beiträge verbunden, meinen Dank aus und hege die Hoffnung, daß die Zukunft, wenn alle Keime sich entfalten und vieles, was äußere Umstände noch unter Sperre halten, den Tag begrüßt, Erfreuliches bringen werde.

Diese Frühlieder sind eine Saat der Hoffnung!
Sie sind aber auch Waffen zu Schutz und Trutz.

Ein Tiroler hat in einem ausländischen Blatt die achtbarsten Männer des Landes aus dem Busch mit Koth beworfen. Lassen wir der Gemeinheit die Gemeinheit. Jener Lump, der zuerst ein Oesterreicher, dann ein Tiroler, endlich ein Deutscher sein will,

hat aber auch Goethe und Schiller und das im Namen Aller, aus unsern Bergen verbannt und geächtet. Seinem geistigen Bedürfniß mag vielleicht die „Trutznachtigall“ wie sie in neuester Verballhornung, mit Gassenhauern im Anhang erschien, genügen, wir aber fordern unsern Theil an den großen deutschen Meistern und erkennen sie freudig als unsere Lehrer und Bildner. Haben wir auch keine Gärten, um unter Lorbersträuchen ihre Büsten als der Penaten des geistigen Haushaltes aufzustellen, so werden uns doch stets ihre Sterne als Dioskuren am deutschen Himmel vorleuchten. Wir müssen widersprechen, wenn sich jener Lump zum Vorredner für alle aufwirft; er mag nun wissen, daß auch eine andere Luft weht, als der Katakombenstank unter seinem schwarzen breiten Hute.

Allen Freunden im Land Tirol einen herzlichen Gruß.

Wien.

Adolf Pichler.

An Cornelie.

Am 28. Juli waren die Prüfungen fertig. Ich komme mir vor wie ein Krämer, der allerlei Schund an das Ladenfenster hängen muß. Hinein schaut mir Keiner. Dann will ich noch, was ich in diesen drei Jahren aufgestapelt, mustern. Taugt nicht viel! Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Rechtes, ich schäme mich des Flickwerkes.

Am 1. August in Salzburg. Dann nach Tirol; aber was dort! Hier ein Lied. Dazu die Composition Hocheggers. Mathilde soll es mir singen.

Pichler.

Cornelie an mich.

Schon lange hat mich nichts so erfreut als Ihr Brief, noch mehr aber das Zettelchen, welches bald darauf Ihre Ankunft verkündete. Sie bringen uns stets schöne Stunden nach Salzburg; meine Freundschaft kann freilich für Sie nur wenig Werth haben, doch mindestens wird sie sich stets gleich bleiben.

Soll ich Ihnen sagen, was mir zuerst besonders an Ihnen gefiel? Es ist eine Eigenschaft, die man sonst nicht zu Ihren am meisten bemerkbaren rechnet: die Milde! Trotz Ihrem Spott, den ich gewaltig fürchtete, sah ich doch gleich aus manchen Kleinigkeiten, daß er nur die Weichheit verhüllen sollte, die ihm zu Grunde lag. Wenn sich auch diese im harten Kampf des Lebens verliert, so bleibt doch das Herz sich gleich!

Nun aber muß ich doch auch den Leichtsinn schelten! Sie haben in dieser Beziehung meine Gedanken so ziemlich errathen; ich muß mich der blauen Augen annehmen, denn Sie haben sie mir durch ihre Schilderungen lieb gemacht. Doch ich meine dies nicht so gar streng, denn ich weiß ja, obwohl Sie gern ein bischen Komödie spielen, werden Sie nie vergessen, daß was für Sie ein Scherz ist, für andere oft ein trauriger ja tragischer Ernst werden kann. Ich möchte Sie aber nur daran erinnern, weil ich weiß, wie selten die Männer in solchen Fällen ein Mädchen richtig beurtheilen und die Folgen berechnen können.

Sie sagen: „Wenn ich die Vergangenheit überblicke, wie wenig bleibt Echtes!“ Wie können Sie so sprechen! Einst schrieben Sie mir: „Ich habe mir vorgenommen, nicht nur an Andern das Gute und Schöne zu preisen, sondern es auch, so viel wie möglich an mir selbst darzustellen“. — Und ist es Ihnen nicht gelungen? Schlagen Sie ihr Wirken auf Andere gar so niedrig an? Hat es Ihnen keine Früchte gebracht? Wenn Sie sich auch selber nie genug thun, so ist deswegen doch noch nicht alles Flickwerk. Der Werth unseres Lebens hängt für uns vom Ernst unseres Strebens ab; Ihr Streben ist aber nach außen nicht erfolglos gewesen.

Der „Harlekin“ ist auch so düster wie eine wilde Gewitternacht!

Wenn Sie diesesmal nach Salzburg kommen, müssen Sie Hellbrunn besuchen. Es ist da vom Thiergarten eine wunderschöne Aussicht; doch giebt es auch noch andere

prächtige Punkte, näher und ferner, die Sie noch nicht kennen. Wir wollen da schöne Ausflüge machen. Uebrigens können Sie thun, was Ihnen gefällt: auf dem Sopha liegen, spazieren gehen, von schönen Augen schwärmen, selbst einige kleine Bosheiten will ich verzeihen. Aber warten Sie nur! Ich will dieses Mal eine niedliche kleine Cousine einladen, die auch blaue Augen hat. Nehmen Sie sich in Acht!

Neulich waren wir im Kunstverein. Es waren manche hübsche Bilder da; ein Studienkopf von Ammerling, der mir besonders gefiel; eine sehr schöne Winterlandschaft und anderes mehr. Sehr sprach mich ein kleines Bild aus dem bairischen Hochgebirg an: ein frischer Bursche singt zur Zither, ein Greis und ein Mädchen hören zu; jenem bringt das Lied die Vergessenheit des Alters, dieser das Bewußtsein der Jugend. Es ist ein freundliches Bild und versetzte mich nach Tirol zurück. Dagegen ließen mich der Uebergang von Dux in's Zillerthal und der Duxerfern, auf den ich so begierig war, ganz kalt; es ist nichts Großartiges darin, vielleicht lassen sich solche Gegenstände überhaupt nicht in einen so engen Raum zwängen. Die Statuetten und Glasmalereien gefielen mir nicht besonders.

Am Sonntag Abends beim Spazierengehen sah ich ein Kind, so schön wie kaum je eines; große dunkelblaue Augen, goldblonde Locken und ein solcher Ausdruck von Geist, möchte ich beinahe sagen, in dem zarten Gesichtchen. Ich bin ganz verliebt.

Daß Viktorie einen Buben hat, wissen Sie wahrscheinlich; sie ist wieder ganz wohl und hat neulich ihrer Mutter ein Portrait ihres Theodor entworfen. Stirn, Augen und Mund vom Vater, die Nase aber habe er von ihr, wahrlich, da gehören prophetische Blicke dazu, um das Alles jetzt schon zu sehen. Ich habe schon ziemlich lang von ihr keine Zeile erhalten; was ich vorausgesagt, wird wohl eintreffen und unsere Verbindung endlich ganz aufhören. Ist es so und muß es sein, werde ich mich ruhig darein finden. Ich weiß, daß sie, ebenso wie ich, sich immer freundlich an die Vergangenheit erinnern wird; ich schätze sie sehr und nur, wer sie so genau kennt wie ich, kann wissen, wie viele Ursache ich dazu hatte. Sie wird eine treffliche Hausfrau und Mutter sein, aber was uns zusammenführte, hat aufgehört: ihre Welt ist ihr Haus, ihr Mann will es so und sie also natürlich auch. Wär' es mir darum zu thun, so hätte ich Gelegenheit genug, neue Verbindungen anzuknüpfen. Man findet hie und da ein liebes Mädchen, aber eine Freundin fand ich noch nie. Nun, ich brauche keine; ich habe ja eine an meiner Schwester. Mathilde ist, gottlob! in diesem Sommer gesünder als im vorigen; auch an ihrer heiteren Stimmung merkt man das. Ich kann gar nicht sagen, wie froh ich darüber bin. Wir gehen recht fleißig spazieren, manchmal auch des Morgens. Das Wetter ist beinahe immer schön und ich gehe gern durch die herrlich wogenden Kornfelder oder unter den schattigen Alleen, die hier überall gepflanzt sind. Auch auf dem Mönchsberg waren wir wieder, zum erstenmale seit mehreren Jahren.

Meinen herzlichen Dank für die Frühlieder. Sie haben eine gute Auswahl getroffen und erlauben mir wohl, meine Ansicht darüber ausführlicher mitzutheilen.

In allen weht ein frischer Geist, ein Hauch der Jugend, manche gefallen mir ganz vorzüglich. Die von Aloys Schlern zeichnen sich durch Schwung aus. Seine Naturbilder zeigen den Einfluß von Anastasius Grün. — Aloys Meßmer gefällt mir vorzüglich; möge die Zukunft seine Zuversicht für ihn und die Liedesgenossen vollauf rechtfertigen. Tirol bedarf des „Erwachen des Liedes". — Die Schilderungen Adolf Purtschers sind lebendig und wahr, seine Gestalten echt tirolerisch.

Perthaler's „Grieche", die „Vollendung" und anderes ist gedankenvoll, die „Versöhnung" scheint mir etwas unklar. Er ist weniger elastisch.

Schlumpf und Schnell haben einige Aehnlichkeit, beide sind weich, zart anspruchslos; Schlumpf weniger bildlich, mehr vom Herzen; Sie hatten Recht: er gehört den Frauen.

Gilm frappirt durch Originalität, Leidenschaft, Bilderpracht. Den andern begegnet man gern, ohne sich bei ihnen aufzuhalten.

Zum Schlusse den Wunsch, daß aus diesen Blüthen schöne Früchte reifen und wo schon Früchte sind, sich neue Blüthen ansetzen mögen.

Cornelie.

An Cornelie.

Meine Abreise vorzögert sich. Ich möchte meine Lektionen, wenn auch nicht zum Abschluß, doch zu einem Einschnitt führen und gehe also nach Hütteldorf. Ich habe Emma viel von Ihnen erzählt. Wärt Ihr beisammen, so machte ich mich aus dem Staube. Kommt man doch vor einem Mädchen nicht auf, wie wär's erst gegen zweie! — Werde schreiben wann ich komme! — Wahrscheinlich bestellt Ihr jetzt durch mich Eure gegenseitigen Grüße! Wären's noch Küsse, da nähm' ich meinen Zoll. Amen!

Wien, 24. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Doctor Stolz hat unlängst eine Reise nach Deutschland unternommen, um Irrenhäuser zu besuchen. Er schreibt mir nun so eben wie folgt: „In Winnenthal sah ich den gefeierten Dichter Lenau, aber in welchem Zustande! In der Zwangsjacke und an das Bett gebunden. Er ist seit Oktober periodisch tobend, 2—3 Tage aufgeregt, 1—2 Tage gemäßigter. Während der schlimmen Tage ist er ganz verwirrt und höchst unreinlich. Er schreit öfter oder brummt grimmig in den Bart hinein. Als ihn der katholische Priester besuchte, war er eben aufgeregt und stieß die Worte: „Trinitas? Pfui Hochwürden!" — in tollem Wirrwarr heraus. In bessern Tagen soll er freundlich mit diesem sprechen. So ist der Mann, um dessen Blick vor kurzem die ganze vornehme Damenwelt Stuttgart's buhlte, und der mit einem Worte jedes der verrückten Weiber in Ekstase zu versetzen fähig war, ist nun Bewohner einer Tobzelle. Die Weiberverrücktheit geht so weit, daß sie die Aerzte beneidet, welchen die losen Stücke untergehender Genialität zu sammeln gegönnt ist. Ein Weib soll auch die erste Ursache seiner Melancholie gewesen sein. Seine Wiedergenesung muß allerdings bezweifelt werden. So enden überspannte Idealisten.

Nicht wahr, das ist hart? Aber es ist halt so. Der Irrenarzt hat nicht ganz Unrecht. Die alten Dichter waren ganze Kerle nach innen und außen. Die neuen sind nach außen meist nichts; nach innen bohren sie in sich hinein, da verrückt sich der Schwerpunkt, der Kopf überschnappt und oben wird unten. Danke Gott, mein lieber Adolphus, daß Du die Naturwissenschaften hast, fahre fleißig fort zu studiren, das ist für das Heil des Leibes und der Seele. Wenn Du halt dichten mußt, so dichte, wenn Du mußt; aber will nicht. Poeten haben wir leicht genug, Naturforscher und Aerzte brauchen wir stets und überall.

Unlängst habe ich kaum meinen Augen getraut, als ich das Buch: „Die ärztliche Seelenheilkunde" von Feuchtersleben gelesen. Diesen Vandalismus hätte ich nicht erwartet. In Betreff der Behandlung der Gestörten sagt er: „Schmerzhafte, körperliche Züchtigungen, die zugleich das Ehrgefühl verletzen, dürfen nur in seltenen Fällen — aber nicht gar nie — stattfinden; denn Lichtenberg sagt: durch Stockschläge wird die Seele von Narren genöthigt, sich wieder an jene Welt zu erinnern, aus der Prügel kommen". — Also Stockschläge und Prügel sind neue Heilmittel? der Gestörte ist kein Kranker, er ist nur ein Nichtwollender — ein Böser — ein Verbrecher. Siehe da — die alte Heinroth'sche Sündentheorie! Freilich sagt Ihr, daß Ihr Euch nicht dazu bekennt; allein Eure Praxis verräth Euch! Glaubt Ihr nicht, daß den Gestörten seine Leiden ohnehin schon sattsam an jene Welt erinnern, aus der seine Leiden kommen?

„Dem Kranken", heißt es weiter, „muß jede Stütze genommen werden". „Er räth auf die Kranken loszustürmen; denn nur ein großer Sturm kann ein kleines Feuer auslöschen". Er räth Mittel, welche geradezu jede Bewegung hemmen: „Die Zwangsjacke, den Zwangsstuhl, das Zwangsbett, Bande jeder Art". — „Denn, — hört, hört! — ihre Anwendung ist durch die Erfahrung gerechtfertigt". Gerade in diesem Sinne wurde für die Beibehaltung der Tortur gesprochen: ihre Nothwendigkeit war durch die Erfahrung bestätigt.

So werden von Aerzten Kranke curirt! Schläge, Prügel, Zwang jeder Art heißt man „physische Curen", und die Männer, die sie ausüben, legen sich den süßen Namen „Seelenärzte" bei. Prügelknechte und Rottenmeister würden diesen physischen Einfluß auszuüben wohl besser verstehen. Ist es ein Wunder, wenn sich die Leute besinnen, ihre Unglücklichen in eine Irrenanstalt zu geben, wenn sie hören, wie sie dort behandelt oder vielmehr mißhandelt werden.

Feuchtersleben citirt Langernau, der die unsinnigen Worte ausgesprochen: „Könnten den Irren ihre Handlungen nicht imputirt werden, so könnte es keine Irrenärzte geben". Welch eine Logik! Weil es Irrenärzte giebt, müssen nothwendig die Irren böse sein; weil es Henker giebt, ist die Todesstrafe nothwendig.

Flirs Büchlein war schon gedruckt, als er erst merkte, wie winzig es ausfalle. Er entschloß sich daher auf Anrathen zu den 12 Gedichten noch zwölf neue hinzu zu fügen und der Schlacht am „Gigelberg" eine Novelle anzuhängen.

Streiter's Büchlein: „Die Jesuiten in Tirol von einem Tiroler" wurde sogleich mit Beschlag belegt, aber demungeachtet circuliren viele Exemplare. Es ist gut geschrieben.

Du klagst über Oesterreichs Zustand. Das nützt uns alles nichts. So lange wir nicht die Macht haben, es anders zu machen, müssen wir uns dies alles gefallen lassen. „Das Reich des Himmels leidet Gewalt, sagt Jesus und die es an sich reißen wollen, müssen Gewalt anwenden". Dieser Staat kann die Preßfreiheit nicht erlauben und die Kirche auch nicht. Nur durch eine Macht kann eine Macht gestürzt werden. Ich weiß nicht was mehr zu fürchten ist: fremde Macht oder eigene Ohnmacht. Selbst die Religion sucht Gottes Allmacht den Menschen durch Gottes Liebe und des Menschen Ohnmacht Gott gegenüber durch die Gnade zu neutralisiren. Immer regiert nur die Macht. „Das Geheimniß jeder Macht, sagt Börne, besteht darin zu wissen, daß andere feiger sind als wir". Unsere Feigheit ist schuld, daß der Staat mit uns so schalten und walten kann.

Zu Innsbruck will man im Casino keine Wienerblätter mehr beziehen, sondern selbe total eingehen lassen. Wie? zeigt das nicht von einem guten Geschmacke der Tiroler.

Dagegen wird die Censur auch hier strenger. Mensi, der früher Censor des Tirolerboten war, wurde abgesetzt und dafür Vogelsanger erwählt. Dieser Tage geschah sogar etwas noch nie Erhörtes: Der gute Tirolerbote wurde zurückbehalten. Er mußte eines Aufsatzes wegen, der gestrichen wurde, ganz a novo gedruckt werden.

Kennst Du das Büchlein: „Das Recht des Einzelnen gegen den Staat". Es wurde in der Schweiz aufgelegt und in alle Welttheile versendet, allein die meisten Exemplare fielen in die Hände der Polizei. Wie väterlich der Staat — für sich — besorgt ist!

Flir, Schönach und Andere werden heuer die Vacanz im Achethal zubringen; sie wollen in stiller Einsamkeit stille Betrachtungen anstellen, über die Gnadenwahl und über den Fortschritt jenseits. —

Kommst Du wohl nach Tirol herein?

Hall, 27. Juli 1845.

Dein

Sebastian.

An Cornelie.

Die Prüfungen sind abgeschüttelt; um auszuschnaufen dampfte ich nach Mödling und besah mir dort das Gebirge. Das hat denn doch meine Sehnsucht nach den Alpen erregt und anstatt bloß nach Graz einen Spritzer zu machen, will ich wieder nach Tirol. Da ist die Station Salzburg, wo ich mit Jemand zu plaudern habe. Sind Sie zufrieden?

Heut ein Brief von Ruf, der gar mancherlei enthielt. Schrecklich ist die Schilderung des unglücklichen Lenau in der Irrenanstalt zu Winnenden. „So enden überspannte Idealisten".

Uebrigens hat er recht; es taugt nichts, nur Poet zu sein und grade die Größten waren auch noch etwas anderes. Lenaus Schicksal ist wie das Kreuz auf einem Alpenpfade, wo einer in den Tod stürzte; man spricht ein stilles Gebet, aber nur der Feige wagt sich nicht mehr vorwärts. Uns allen ist die Bahn von den Göttern vorgezeichnet, mögen wir uns selbst bewachen, daß sie nicht in die Schuld führe. Wer immer nur aus seiner Brust pumpen will, zieht zuletzt das Blut aus dem Herzen.

Bei mir hat es übrigens keine Gefahr, daß ich köpflings aus dem Wolkenschifflein falle und im übrigen denke ich mir auch hier: Wer gegen die Natur ist, ist gegen Gott!

Auf wie viel Briefe sind Sie mir jetzt Antwort schuldig? Ich glaube, auf vier!

Wien 31. Juli 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Sie kommen also nicht sobald; wenn Sie nur kommen! Dann mag Ihnen ihr Plan nach Graz verziehen sein. Doch soll Sie Emma wieder einmal aufsitzen lassen, wie Sie mich aufsitzen lassen wollten. Daß Sie sich auf die verfolgte Unschuld hinausspielen ist köstlich! Wir armen Mädchen! Ich glaube mit Ihnen würde die heilige Ursula sammt den elftausend Jungfrauen nicht fertig!

Von Lenau habe ich in der Zeitung gelesen. So muß dieser schöne Stern in schwarze Wolken sinken!

Uns allen geht es gut, aus Innsbruck haben wir keine Nachrichten.

Wo gehen Sie jetzt hin, wann kommen Sie und Ihre vier Briefe? An Emma einen Gruß!

Cornelie.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrirte Bibliographie.

* **Illustrirte Weltgeschichte für das Volk.** Zweite, neu bearbeitete Auflage, bis zur Gegenwart fortgeführt von O. von Corvin, L. F. Dieffenbach, G. Diestel, Otto Kimmel, G. Lammert, J. G. Vogt, B. Volz &c. Leipzig, Otto Spamer.

Die gute alte Zeit, da noch ein Einzelner sich vorsetzen durfte, eine Weltgeschichte zu schreiben, ist längst vorbei. Kaum daß die Historik über das Studium der Chroniken (deren Verfasser so bequem einer vom anderen abschrieben) zu dem der Universalgeschichte — wie das vorige Jahrhundert diese neue Erfindung nannte — vorgedrungen war: so schwoll sie, der gleichzeitig die Forschung unzählige neue Quellen erschloß, so unübersehbar an, daß schon nach einem halben Jahrhundert ein Einzelner nicht mehr daran denken konnte, diesen mächtigen Strom allein in ein eigenes Gerinne leiten zu wollen. Ein Unternehmen, wie das Rankes, steht in der Neuzeit völlig ohne Gleichen da: seine Kühnheit ist an sich schon ein Beweis des verblüffenden Genies dieses Mannes. Alle übrigen, heutigen Tages gebräuchlichen Weltgeschichten, einst von Einzelnen angelegt, sind in ihren späteren Auflagen von Gruppen von Gelehrten bearbeitet worden.

Da man nun nicht darauf verzichten konnte, neue Universalgeschichten zu schaffen, so hat man diese von vornherein nach dem Princip der Arbeitstheilung angelegt. Geht dabei vielleicht an der Einheitlichkeit der Redaction etwas verloren, so muß man sich dieses nothwendige Uebel gefallen lassen.

Ein Werk dieser Art, das von Oncken als Hauptredacteur bei Grote in Berlin herausgegebene, haben diese Blätter schon öfters zu erwähnen gehabt: dasjenige, dessen Titel speciell diesen Zeilen vorgedruckt ist, stellt sich als eine volksthümlichere Parallele zu jenem, nach Preis und Schreibart verhältnißmäßig aristokratischen Buche dar. Es ist ungefähr dreimal so billig und durchweg populär geschrieben, macht auf Beachtung als ein Erzeugniß eigentlich gelehrter Forschung auch nicht den bescheidenen Anspruch, den das Oncken'sche Werk allenfalls erhebt. Selbstverständlich ist damit nicht ausgeschlossen, daß diese Weltgeschichte in ihren Einzelheiten so historisch richtig ist, wie ein Werk der Natur überhaupt nur sein kann.

Indeß, da es die Absicht dieser Anzeigen nicht ist, auf literarischen Werth dieses oder eines anderen Buches näher einzugehen, so sei hier nur noch im Allgemeinen bemerkt, daß die Spamer'sche Weltgeschichte allem Anscheine nach vortrefflich geeignet ist, ihrer Bestimmung gerecht und ein Volksbuch zu werden — und im besonderen sei der Vorzug derselben erwähnt, daß sie auf Culturgeschichte und Alles, was damit zusammenhängt, einen recht bedeutenden Raum verwendet. Das ist sehr erfreulich:



Abfahrt der Caterina Cornaro nach Cypern. Zeichnung von H. Vogel. Aus „Illustrirter Weltgeschichte", Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

grade solche Popularschriften müssen den Anekdotenkram und den Zahlenwust nach Möglichkeit beschränken.

Um nun auf das, was an dieser Stelle das wichtigste ist, auf den illustrativen Theil des Buches zu kommen, so kann auch diesem nur Lob gespendet werden. Im Allgemeinen sind die Spamer'schen Illustrationsgrundsätze (die viel Charakteristisches haben, und obwohl häufig nachgeahmt, den Büchern dieses Verlages doch immer eine ziemlich abgesonderte Stellung geben, durch die Anzahl der danach hergestellten Werke und Auflagen so bekannt geworden, daß man den Namen Spamer nur zu nennen braucht, um in dem Hörer eine ganz bestimmte Vorstellung von Ausstattung zu erwecken. Die drei Probebilder indeß, die dieses Heft bringt (zwei nach Zeichnungen von Hermann Vogel, eins nach Bernhard Mörling), legen wohl zur Genüge dar, daß die Verlagshandlung nicht stille steht, sondern sich durchaus erfolgreich mit den Fortschritten, welche die graphischen Künste in den letzten Jahren hierzulande gemacht haben, mitzugehen bemüht. Zeichnung sowohl wie Schnitt sind lobenswerth und dem Zwecke des Buches höchst angemessen.

Indeß nach solchen einzelnen Proben darf man ein Werk der Art nicht beurtheilen wollen. Ein hervorragenderes Kennzeichen des vorliegenden ist vielmehr die überquellende Reichhaltigkeit der Illustrationen. Der Prospectus verspricht deren über zweitausend (in acht Bänden), und die bisher erschienenen Hefte (einige sechszig à 50 Pf.) zeigen, was eine solche Ziffer zu besagen hat. In der That findet man aller drei oder vier Seiten entweder ein Vollbild oder einige kleinere Holzschnitte eingedruckt — in welchem Verhältnisse die Tonbilder auf den Text vertheilt sind, hat Referent nicht feststellen können.

Für ein Werk, zu dessen Vorzügen unter Anderem auch hauptsächlich Billigkeit gehören soll, konnten eine solche Unzahl Illustrationen natürlich nicht eigens gezeichnet werden. Allerdings ist eine ganze Anzahl Illustratoren (und, wie man aus unsern Proben sehen kann, Leute von entschiedenem Talent) Jahraus, Jahrein für die Ausstattung der neuen Spamer'schen Verlagswerke thätig. Aber diese Thätigkeit reicht nicht aus. Daneben müssen, wie das bei allen diesen bisher der Fall ist, Cliché's aus älteren Werken verwendet werden. Daß in dieser Beziehung die Verhältnisse für ein Werk, das im Spamer'schen Verlage erscheint, ganz besonders günstig liegen, leuchtet ein. Es giebt kaum ein Gebiet für den Illustrator, der nicht in dem einen oder dem andern der hier veröffentlichten Werke schon behandelt wäre; und so findet sich eine Sammlung älterer Arbeiten zur Verwerthung vor, wie sie selten einem andern Verleger zu Gebote stehen möchten. Endlich scheint die Verlagshandlung (doch das ist nur eine Vermuthung) auch Clichés fremder Werke erworben zu haben. Ein Verfahren, das ja heutzutage häufig genug angewendet wird, und das einen Fortschritt bezeichnet: es macht die Illustration billiger und verbreitet den Schmuck fremdsprachiger Werke über ein ziemlich internationales Gebiet. — In diesem speciellen Falle scheint ein französischer Verleger viel hergegeben zu haben; wenigstens, wenn man aus dem Umstand schließen darf, daß in den entsprechenden Partien des Buches, welche französische Geschichte behandeln, unverhältnißmäßig viel Blätter: A. de Neuvilli signirt sind. Es braucht wohl nicht hinzugefügt zu werden, daß diese Productionen des berühmten französischen Schlachtenmalers, darunter einige von hohem künstlerischem Werthe, dem Buche zu einer besonderen Zierde gereichen.

Unsere Proben geben ausschließlich größere Compositionen. Dem gegenüber sei hier ausdrücklich bemerkt, daß das vorliegende Buch auch an Illustrationen anderer Art ungewöhnlich reich ist. Zunächst an Porträts, die ja für ein illustrirtes Geschichtswerk das wichtigste, geradezu unentbehrliche Erforderniß sind. Dieselben sind theilweise Reproductionen zeitgenössischer Originalarbeiten, theils sind sie nach solchen hergestellt: eine lange Reihe schöner, charakteristischer Blätter. — Daneben findet sich aber auch noch eine große Anzahl von Reproductionen alter Illustrationen (in der Art, wie unter Anderem die

Handbücher Violet le Ducs sie so köstlich vereinigen). Alte Miniaturen, alte Holzschnitte — Alles mögliche ist herangezogen und geschickt verwerthet worden. Verwerthet zu einem charakteristischen Schmuck des Werkes und für gesteigerte Belehrung. Denn es leuchtet ein, daß es ein Interesse ganz besonderer Natur hat, wenn man betrachten



Städtische Unruhen zur Zeit der Reformation. Zeichnung von H. Vogel.
Aus „Illustrirter Weltgeschichte", Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

kann', wie die Ereignisse längstvergangener Zeit sich dem Mitlebenden dargestellt, und in welcher Weise diese die so empfangenen Eindrücke wiedergegeben haben.

Der hier zur Verfügung stehende Raum verbietet es, der neuen „Weltgeschichte" mehr als diese kurze Anzeige zu widmen, obwohl sie jedenfalls mehr verdient. Aber

sie sei der Aufmerksamkeit unserer Leser warm und aufrichtig empfohlen. Den Vorzug, illustrirt zu sein (einen Vorzug, den man ziemlich hoch anschlagen kann), theilt sie nur noch mit dem Oncken-Grote'schen Werke. Und diese beiden werden einander keine Concurrenz machen, denn sie sind von Grund aus verschieden angelegt und auf ein verschiedenes Publikum berechnet. Wem das letztgenannte zu theuer, zu hoch im Ton oder auch zu einseitig sein sollte (ein Fall, der möglicher Weise auch in Betracht kommen könnte), der versuche es mit dem Werke Spamers: es müßte wunderbar zugehen, sollte er darin nicht das finden, was ihn vollauf befriedigt.



Graf Nikolaus von Salm im Kampfe gegen die Türken. Zeichnung von Bernh. Mörlins.
Aus „Illustrirter Weltgeschichte", Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

• **G. A. Scartazzini.** Dante in Germania. Storia letteraria e bibliografia Dantesca Alemanna. Parte Prima. Storia critica della letteratura Dantesca Alemanna dal secolo XIV sinoal nostri giorni. Gr. Lex.-Format. IV u. 312 S. Mailand 1881, Ulrico Hoepli.

Der Verfasser ist in weiten Kreisen bekannt als einer der ausgezeichnetsten Dantekenner unserer Tage. Für das vorliegende bedeutungsvolle Werk konnte kaum ein berufenerer Verfasser gedacht werden als Scartazzini, der, in Soglio, an der Grenzscheide zwischen deutschem und romanischem Leben wohnend, selbst Deutscher ungeachtet seines italienisch klingenden Namens, mit den Wechselbeziehungen der beiden Literaturen vertraut ist, wie nur wenige neben ihm. Die Aufgabe, die er sich hier gewählt, ist eine

ebenso dankbare, wie dankenswerthe. Dante gehört zu jenen großen Geistern der Weltliteratur, in deren Anerkennung und Bewunderung Deutschland es den Nationen, aus denen sie hervorgingen, zum mindesten gleichgethan hat: Shakespeare, Dante, Cervantes, Calderon sind hierfür Zeugen. Für die Schätzung des großen Italieners, für die Texteskritik seines unsterblichen Werkes, für dessen Auslegung ist bei uns mehr geschehen als in seiner Heimath. Die Italiener waren nicht immer dessen eingedenk, sie sind es heut nur zum Theil. Die Thatsache, daß Scartazzini sich für seine Arbeit des Italienischen bedient hat, ist deshalb doppelt anzuerkennen. Er setzt den Verdiensten Deutschlands für Dante ein Denkmal zu dauerndem Gedächtniß, ein auf der sichersten Grundlage wissenschaftlicher Forschung beruhendes, aus dem trefflichsten Material gebildetes. Einzelne Steine hierzu sahen wir schon in früherer Zeit: in der „Rivista Europea" und schon damals freute man sich in der Erwartung des Ganzen. Diese ist voll erfüllt worden. Was wir vor uns haben, läßt kein für die Geschichte Dantes in Deutschland charakteristisches Moment bei Seite, jeder, dessen Forschungen Dante dienen sollten, wird berücksichtigt. Freilich darf nicht verschwiegen werden, daß diese Erwähnungen nicht selten in einer Form erfolgten, welche nicht zu billigen ist: der Verfasser wird, wo er polemisirt, ironisch, selbst bissig und aggressiv. Dieser Ton sollte aus einem derartigen Werke ausgeschlossen sein, er läßt sich gelegentlich in einer Zeitung entschuldigen, hier stört er die Wirkungen. Aber abgesehen davon, hat sich der Verfasser den wärmsten Dank der Dantefreunde auch durch diesen neuen Beitrag zur Litteratur des Dichters der „Divina commedia" erworben. Die Ausstattung des Bandes ist sehr vornehm.

* **Aus dem Herder'schen Hause.** Aufzeichnungen von Johann Georg Müller (1780—82.) Herausgegeben von Jakob Baechtold. 8. XXVII und 123 S. Berlin, 1881, Weidmann'sche Buchhandlung.

Diese Aufzeichnungen rufen eine schlichte Säcularerinnerung wach. Vor hundert und ein Jahren pilgerte von Göttingen aus der Student der Theologie Johann Georg Müller von Schaffhausen, der Bruder des Geschichtsschreibers, zu Herder nach Weimar hinüber. Ein zwanzigjähriger ernster Jüngling war es, aus der gläubig englischen Sphäre Lavaters plötzlich in die kühle Schule der Göttinger Rationalisten gekommen. Von endlosen Zweifeln und Selbstquälereien angefochten, drangvollen, unbestimmten, überschwenglichen Wesens, suchte er Ruhe des Gemüthes und Rath bei Herder, welcher eine ähnliche Stimmungsepoche längst überwunden hatte. Acht Tage verweilte Müller in dem häuslichen Kreise Herders, gestärkt und voll unvergeßlicher Eindrücke verließ er Weimar. Nach Jahresfrist kam er wieder, diesmal um ein halbes Jahr zu bleiben. Seitdem blieb er der vertrauteste und treueste Freund des Herder'schen Hauses. Gewohnt über alles, namentlich über seine seelischen Umstände, ängstlich Buch zu führen und von dem Wunsche geleitet, seine nächsten Freunde das erlebte Glück mitgenießen zu lassen, fühlte er sich gedrängt, die Erinnerungen an den ersten Weimarer Aufenthalt sorgsam niederzuschreiben. So entstand das Reisebüchlein, ein so eigenartiges Ding, und wie Baumgarten sagt „mit so viel Gefühlsüberschwenglichkeit, so viel dämmernder Phantastik, daß unserer heutigen Nüchternheit dabei öfter ganz unheimlich zu Muthe wird". Zunächst ein kostbares Document für den Herderbiographen. Wichtiges und Unwichtiges nebeneinander registrirt. Indessen grade die kleinen menschlichen Züge, mit welchen uns die edle Persönlichkeit und der tüchtige Haushalt Herders vorgeführt werden, verleihen dem Büchlein seinen Werth und Reiz. — Die von dem Herausgeber vorangeschickte Studie über Müller und seine Beziehungen zu Herder ist eine überaus sorgliche, auf vollster Beherrschung des Materials beruhende Arbeit und fesselnd geschrieben. — Wir nehmen die Gabe mit ihrer schönen äußeren Form dankbar an als Erinnerung an eine denkwürdige Stätte und an den großen Mann, welchem erst unsere Zeit gerecht werden will.

* **Friedr. Theod. Vischer**, Altes und Neues. Zweites Heft. 8. VIII und 280 S. Stuttgart, 1881, Adolf Bonz & Co.

Jeder Tag, der ein neues Buch von Friedr. Theod. Vischer bringt, ist ein Feiertag der Litteratur. Die Sammlung von Aufsätzen, welche er uns in den „kritischen Gängen" geschenkt hat und die in den beiden bis jetzt erschienenen Theilen von „Altes und Neues" gewissermaßen ihre organische Fortsetzung finden, gehören zu den besten Besitzthümern unserer nachclassischen Literatur, sie enthalten in sich wieder Classisches. Im vorliegenden Bande, der vier Beiträge enthält (Zur Vertheidigung meiner Schrift: Goethe's Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. 1875. — Gottfried Keller — Ein italienisches Bad — Noch ein Wort über Thiermißhandlung in Italien), verdient die Studie über Gottfried Keller den Preis, sie nimmt ihn auch in räumlicher Beziehung in Anspruch, da sie den dritten Theil des Bandes umfaßt. Tiefsinnigeres, bedeutenderes und mehr abschließendes ist über den hervorragenden Dichter, in dessen Erkenntniß sich immer weitere Kreise begegnen, noch nicht gesagt worden. Ein feiner Geist, mit allen Beziehungen der Poesie, mit allen Geheimnissen des menschlichen Wesens vertraut, spricht hier von der Höhe ästhetischer Anschauung aus, selbst ein Dichter und ein Stilist seltener Art, über einen der Besten unserer modernen Literatur. Es ist eine wahre Herzensfreude, sich in diese Sätze zu versenken und ihren gedrungenen, stets das Wesen eines originellen Geistes wiederspiegelnden Inhalt in sich aufzunehmen. Gottfried Keller selbst hat nie vorher einen berufeneren, niemals einen gewaltigeren Anwalt gefunden. Keller ist nach ihm — er sagt es gelegentlich einer Charakteristik K. F. Meiers, den er mit Keller zusammenhält — „eine Kraft, die das Ideale in den Granitgrund der unerbittlichen Lebenswahrheit einzusenken versteht und wie ein strenger Arzt vor das Angesicht unseres verwöhnten und verweichlichten Geschmackes und Seelenlebens tritt, zugleich eine Kraft, die ihr Deutsch am Urquell der Sprache schöpft. Der innere Reichthum knapp zusammengehalten, alles gegenständlich, nirgends das Subject mit überflüssiger Rede verdrängend, der Stoff mit durchdringendem Denken gehegt, zur Reife verarbeitet, der Stahl künstlerisch blank geschliffen". Alles klingt, als hätte ein Berufener von Vischer selbst gesagt, jedes Wort findet auf diesen ausgezeichneten Kritiker vollste Anwendung. Bedarf „Altes und Neues" noch irgendwo einer Empfehlung, so sei sie hiermit freudig ertheilt.

* **Rund um die Erde.** Sitten- und Culturschilderungen aus den hervorragendsten Colonialländern nach ihrem heutigen Standpunkt. Von Hugo Zöller. Köln. M. Dumont-Schauberg. 1881. Zwei Bände. ℳ 10.—

Dieses Buch ist aus den Berichten zusammengestellt, welche H. Zöller an die Kölnische Zeitung, in deren Auftrag er die Ausstellung in Sidney besuchte, einsandte. Mit gerechtem Stolz erwähnt die Verlagshandlung (in deren Besitz die genannte Zeitung ist) die Thatsache, daß ihr Correspondent der erste gewesen ist, der im Auftrage eines deutschen Blattes die Reise um die Erde gemacht hat. Denn Zöller sollte nicht allein die Ausstellung besuchen oder allenfalls noch den australischen Continent bereisen, um zu erforschen, welche Aussichten sich dort dem deutschen Ausfuhrhandel böten. Einmal unternommen, wurde die Weltfahrt im größten Sinne ausgenützt. Die Inseln Polynesiens, wo zu jener Zeit sich für Deutschland Aussichten auf Erwerbung von Handelscolonieen zu bieten schienen, wurden besucht; und die Rückfahrt ging über Ost-Indien, wo der Reisende seine Aufmerksamkeit vor Allem dem Studium des holländischen Colonisationssystems zuwendete, das ja weit weniger bekannt und gewürdigt ist als das englische — wie denn H. Zöller der erste Nichtholländer gewesen ist, der sich in das Innere Atjchins gewagt hat. Es galt eben, die Frage der deutschen Colonisation am passendsten Orte zu studiren und so die Reise über das Interesse des Augenblickes und über die Förderung kaufmännischer Interessen hinaus in idealem Sinne zu verwerthen. Hugo Zöller hat sich dieser Aufgabe entledigt, wie es nur ein

routinirter Journalist, ein Mann von scharfem Blick und weitem Gesichtskreis thun kann. Die Schlüsse, zu denen er gelangt, führen ihn dahin, eine staatliche Unterstützung unseres Ausfuhrhandels nach der Südsee, eine feste Organisation desselben im Rahmen internationaler Verträge oder auf Grund von Annexionen auf das Lebhafteste zu befürworten. Er, der an Ort und Stelle gewesen ist, kommt zu ganz anderen Resultaten als die Herren in der Leipzigerstraße, die seinerzeit die Samoa-Vorlage abgewiesen haben. — Indeß hieße es einseitig berichten, wollte man aus diesem Buche nur den einen Punkt herausheben, der allerdings wohl den Kern desselben bilden mag, der aber nicht der einzige ist, wodurch jenes den Leser anzieht. Wenn zur Zeit ihres Erscheinens in der Zeitung die Briefe Zöllers ein Interesse erregten, das über die Kreise der an der Colonisationsfrage Theilnehmenden weit hinaus ging, so lag es einestheils an dem Stoff, anderntheils an der literarischen Form. Ueber jenen braucht ein Referent eigentlich kein Wort zu verlieren: es ist viel zu selten, daß ein Mann von Bildung, von Blick und von schriftstellerischer Begabung in so entlegene Zonen dringt und ausführlich von seinen Eindrücken berichtet, als daß man ihm nicht aufmerksam lauschen sollte. Dagegen zwingt jedoch die gediegene Bearbeitung dieses Stoffes dem Leser den tiefsten Respekt ab. Man bedenke schon allein die Anstrengungen, mit denen eine solche Weltfahrt verknüpft ist, bedenke, wie schwer man schon unter gewöhnlichen Umständen der durch die Fülle neuer Gegenstände in Anspruch genommenen Zeit kärgliche Augenblicke zum Schreiben abringt, und wie sehr dies hier in erschlaffender Tropengluth, beim Mangel an jeder Bequemlichkeit — fortwährend im Gasthaus, auf dem Schiff oder auf der Eisenbahn — erschwert worden ist, und man urtheile dann über diese Leistung. Aber man vergesse auch nicht, welche geistige Elasticität dazu gehört, daß das Auge sich unter dem steten Wechsel der Eindrücke nicht abstumpft! Das ist etwas, was eben nur ein Journalist zu Stande bringt. — Und dabei ist es durchaus kein gewöhnlicher Journalist, der diese prächtigen Naturschilderungen geschrieben, Land und Leute in so scharfen Strichen hingezeichnet hat. Das ist ein Schriftsteller von Bedeutung — einer, der noch nicht nach Atschin zu gehen und fremdartigen Stoff aufzusuchen brauchte, um der Beachtung sicher zu sein. So ist aus den vorzüglichen Zeitungscorrespondenzen ein ganz vortreffliches Buch zusammengestellt worden. Man könnte dabei höchstens das Eine bedauern, daß Einiges, was dem Autor wohl zu sehr für den Augenblick geschrieben erschienen sein mag, bei dieser Schlußredaction zusammengestrichen oder gar unterdrückt worden ist. Dahin gehören u. A. die eingehenden Berichte über die Verhältnisse auf den Samoa-Inseln und vor Allem jener hübsche Brief über die Ruderregatta in der Bai von Sidney, dessen sich jeder, der ihn damals in der Zeitung gelesen, mit Vergnügen entsinnen wird. Weshalb das ausmerzen? zu einem getreuen Bilde gehört auch solch ein Zug; wenn ein Mund gern lacht, will man auf dem Portait auch davon eine Andeutung sehen. — Die Kölnische Zeitung darf stolz auf ihre journalistische That, sie darf aber auch stolz auf ihren Mitarbeiter sein. Wir könnten noch mehr solcher Bücher brauchen, besonders wenn sie von einem Manne verfaßt sind, der so unbefangen sieht und so schlicht und ohne Phrase erzählt wie Hugo Zöller.

* **Friedrich Pecht**, deutsche Künstler des 19. Jahrhunderts. Studien und Erinnerungen. Dritte Reihe. 8. und 379 S. Nördlingen, 1881, C. H. Beck's Verlag.

Werden weder Kunstwerke noch Bücher durch ihren Autor allein gemacht, sondern arbeiten an ihnen die ganze Zeit und die Verhältnisse, unter deren Einwirkung sie entstanden, gar sehr mit, so gilt dies von dem vorliegenden Werke noch besonders. Ursprünglich aus einer Sammlung von bei sehr verschiedenen Veranlassungen geschriebenen Essay's bestehend, hat es, wenn auch völlig umgearbeitet, doch seinen doppelten Ursprung aus Studien und persönlichen Erinnerungen nie verläugnet. Die günstige Aufnahme, welche die zwei ersten Bände fanden, hat jetzt den Verfasser veranlaßt, mit diesem

dritten systematischer vorzugehen, d. h. die Arbeit zu einer Sammlung der Lebensläufe aller bedeutenderen modernen deutschen Künstler also zu einem „deutschen Vasari“ zu erweitern. Zu diesem Behufe hat er selbst vielfache Reisen gemacht, um die Schöpfungen der Geschilderten genauer zu studiren oder sie selber zu persönlicher Mitwirkung heranzuziehen. Diese ist ihm denn auch Dank dem höchst liebenswürdigen Entgegenkommen der Mehrzahl in so reichem Maße zu Theil geworden, daß er wohl gestehen kann, wie er das weitaus Beste, was dieser Band enthält, solchen Mittheilungen verdanke. Das deutsche Publikum wird den Künstlern dafür wohl nicht weniger dankbar sein, als der Verfasser selber. Denn es ist das Buch dadurch etwas in seiner Art ganz neues geworden, wenigstens wüßten wir nicht, daß ein zweites, sei es in unserer, sei es in der Kunstliteratur anderer Völker, existirte, was diesen ganz speciellen Vorzug besäße, zum weitaus größten Theil aus den oft fast wörtlich niedergeschriebenen Erzählungen der Besprochenen selber entstanden zu sein. Es sollte demnach in Bezug auf das Thatsächliche um so mehr den Charakter eines zuverlässigen Quellenwerkes tragen, als das auf diese Art Gewonnene dann nach seiner Verarbeitung gewöhnlich noch der Revision der Betreffenden unterbreitet wurde. Natürlich wird auch die Auswahl der Geschilderten manchen Einwendungen begegnen müssen. Der Verfasser hat sich bei der nothwendigen Beschränkung von dem Grundsatze leiten lassen, nur solche Meister aufzunehmen, die Schule gemacht, die auf Andere direct oder indirect stark eingewirkt haben, weil fast jede andere Kategorie mehr Widerspruch hervorgerufen hätte. (Mengs, Carstens, Chodowiecki, Führich, Hansen, Ferstel, Fr. Schmidt, K. v. Piloty, Gabr. Max, E. Bendemann, K. F. Lessing, A. Achenbach, B. Vautier). Von ganz besonderem Werthe dürften dem Leser die Mittheilungen über die drei großen Wiener Architekten sein, die hier dem unvergeßlichen Meister Semper folgen. Die Wiener Bauschule, die sie gemeinsam gegründet, ist trotz des eklektischen Ursprungs, den sie mit fast allen modernen gemein hat, doch eine so überaus bedeutende Erscheinung, hat einen so bestimmt ausgesprochenen gemeinsamen Charakter allmälig gewonnen, daß sie wohl in keinem anderen Lande, selbst nicht in Frankreich, dermalen ihres Gleichen findet. Ohne Zweifel hat dem Verfasser die Thatsache der Mittheilung des Materials zu diesen Essays durch die Betreffenden selber, wie ihre nachherige Durchsicht seiner Arbeit hier und da einige Reserve auferlegt, deren ein späterer Biograph nicht mehr bedarf. In fade Schönmalerei ist er deshalb aber doch nicht verfallen, dazu hatte jeder der Besprochenen ein viel zu bestimmtes Charakterbild in ihm hinterlassen. — Die Art und Weise Pecht's ist den Lesern von „Nord und Süd“ bekannt: sie werden sich mit lebhaftem Vergnügen seiner Studien über Lenbach und Böcklin erinnern. Wir glauben dem vorliegenden Bande seiner Künstlerbilder kein besseres Lob zu spenden können, als wenn wir jeden einzelnen der darin enthaltenen Essays für gleichwerthig mit den beiden genannten erklären.

* **Maurus Jókai**, Pater Peter. Roman. Mit Nachwort von A. Silberstein. 8. 187 u. IX. Budapest, 1881, Révai. M. 3. —

Der neueste Roman Jókai's ist unstreitig eine der besten Schöpfungen desselben. Eine alte, in Ober-Ungarn an der malerischen Waag-Gegend noch heute weitverbreitete Sage ist es, die der Dichter ergriffen und in farbenreichen Bildern, in humorvollen Skizzen, in culturhistorisch treuen Gemälden uns entrollt. Es ist nicht so sehr ein Roman, als eine Märe aus alten Zeiten, als noch das Hüfthorn ertönte und in den Schlössern Ober-Ungarns noch die Dynasten herrschten, deren Macht in unseren Tagen blos die eingefallenen Ruinen verkünden. Der interessante Stoff der Sage, die Virtuosität der Erzählung, die tiefpsychologischen Charaktere, die treuen culturhistorischen Skizzen, die Beschreibung des Klosterlebens der Jesuiten, die Schilderungen des wüsten Treibens auf Schloß Mitosin, das farbenprächtige Gemälde der Hochzeit des Bischof Thurzó, und endlich der ausgezeichnete Humor, eine Glanzseite Jókai's, machen das Buch zu einer interessanten und genußreichen Lectüre. Die Uebersetzung ist gelungen.

* **W. Freimuth,** Streitfragen. Zeitgemäße sociale und literarische Betrachtungen in zwanglosen Heften. Heft 1. Die Frauenbewegung in Deutschland. 8 48 S. Minden, 1881, Köhler. M. 1 —

Auf Grund einer völlig objectiven Welt- und Lebensanschauung, auf dem Boden der Natur stehend, unterwirft der Verfasser in diesen Betrachtungen die wichtigsten Zeitfragen einer ebenso unparteiischen als scharfen Kritik. Er bekämpft die Heuchelei jeder Art, das kleinliche selbstgenügsame und selbstsüchtige Philisterthum und vor allem den falschen verlogenen Idealismus; alles Erscheinungen, die sich zur Zeit nur zu sehr im socialen und literarischen deutschen Leben breit machten. Er kämpft für jede freie und gesunde Entwicklung vorhandener Institutionen an der Hand der Natur; er begreift alle Quintessenz der Cultur darin, die Gesetze der Natur offen und klar zu erkennen und ihre unbewußten Triebe und Instincte zu bewußten Zwecken zu machen! So wird der deutschen Frau eine höhere und würdigere Stellung vindicirt, so auch vor allem für die deutsche Jugend ein weiteres, freieres Feld für Entfaltung ihrer Kräfte und schönere edlere Gestaltung ihres Lebens gefordert. Durch subjective Interessen und Empfindungen verworrene Probleme, wie die Semitenfrage, treten von diesen Gesichtspunkten aus in ein neues und helles Licht. Mögen auch die Absichten des pseudonymen Verfassers, der auf dem Gebiete der Naturforschung und Socialpolitik durchaus heimisch ist, nicht überall getheilt werden und Widerspruch erfahren; Anregung und originelle Ideen wird jeder in den „Streitfragen" finden.

* **C. Grünhagen,** Geschichte des ersten schlesischen Krieges nach archivalischen Quellen dargestellt. 1. Band. Bis zum Abkommen von Klein-Schnellendorf, 8. XII. und 463 S. Mit einem Plan der Umgegend von Mollwitz. Gotha, 1881, F. A. Perthes. M. 10.—

Jenes erste kühne Unternehmen des jungen Königs Friedrich, welches ihm den Besitz einer ansehnlichen und reichen Provinz eingetragen, die Erhebung Preußens zum Range einer Großmacht bewirkte und der auswärtigen Politik des großen Herrschers für alle späteren Zeiten Richtung und Bahnen vorgezeichnet hat, verdiente eine selbständige, eingehende Behandlung, wie sie in vorstehendem Werke ein bewährter Geschichtsforscher unternommen hat. Der allgemeinen Bedeutung seines Gegenstandes wohl bewußt, hat er seine Arbeit durch sorgfältige Studien in den Archiven von Berlin, Wien, London, Dresden, Hannover, Breslau und Zerbst zu begründen gesucht und liefert nun in lebendiger, von patriotischem Geiste durchwehter Darstellung ein anziehendes Bild der Waffenkämpfe, ebensowohl eine der sie begleitenden diplomatischen Verhandlungen, welchen letzteren bei aller Ausführlichkeit, in der sie vorgeführt werden, die überall in helles Licht gestellte Eigenart des jungen Königs ein besonderes Interesse zu sichern vermag. Dem hier in trefflicher Ausstattung vorliegenden ersten Bande wird in kürzester Zeit der etwas minder umfangreiche zweite folgen.

* **Goethe-Jahrbuch.** Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zweiter Band 1881. Frankfurt, Rütten u. Loening.

Dem glänzenden Anfange, der im vorigen Jahre mit dem Goethe-Jahrbuch gemacht worden ist, entspricht auch die Fortsetzung. Eine Sammlung von Aufsätzen allgemeinen Inhalts, Specialforschungen, Inedita und Bibliographisches: Alles das vereinigt sich, um ein möglichst vollständiges Bild der Goethe-Philologie im vergangenen Jahre zu geben. Es ist natürlich, daß bei einer solchen Zusammenstellung eine Reihe unserer besten Schriftstellernamen das Inhaltsverzeichniß des vorliegenden Bandes schmücken. Ein Interesse, wo nicht ganz besonderer, so doch allgemeinerer Natur wird der Aufsatz von Georg Brandes, „Goethe und Dänemark", erregen: erstens, weil er merkwürdige Aufschlüsse über die Kenntniß Goethes und über den Einfluß desselben in jenem unserem litterarischen Lehenslande bietet — zweitens, weil

ja Alles, was der berühmte dänische Litterarhistoriker schreibt, den Gebildeten unserer Nation nicht zu entgehen pflegt — eine Aufmerksamkeit, die seine Schriften ihres Inhaltes und ganz besonders ihrer Form wegen verdienen. Damit soll natürlich den übrigen Aufsätzen nicht zu nahe getreten werden; auch sie bieten eine solche Fülle des Anziehenden, daß man, ehrlich gestanden! beinahe erstaunen möchte, wie sich aus der so häufig ausgequetschten Frucht noch so viel Saft hat gewinnen lassen. Vieles darunter, besonders in den kleineren Notizen, ist ja allerdings auf den allerengsten Kreis der eigentlichen Goethe-Forscher berechnet; wie denn das ganze Buch wohl kaum über denselben erheblich weiter hinausdringen wird. Sie, denen der Name Goethe ein ganz besonderes Zeichen ist, ein Symbol, das sie unter der Menge der Laien verbindet, begegnen leider noch allzuhäufig achselzuckendem Verkennen. Weshalb mißgönnt man ihnen eigentlich ihre Arbeit, die doch Keinem etwas entzieht? Und selbst wenn sie nur den Schleier des entwichenen Geistes retten sollten, dürfte es ihnen nicht einmal zu Danke gerechnet werden, daß sie heute noch gerettet, was eben zu retten war? Den Werth ihrer Feststellungen zu schätzen, muß einer späteren Zeit überlassen bleiben; dazu sind **wir** völlig incompetent: deshalb sollte man nicht über eine Arbeit lächeln, die doch als solche schon allein achtungswerth ist. — Speziell das Goethe-Jahrbuch ist jedenfalls insofern eine erfreuliche Einrichtung, als es den Rahmen für eine Anzahl von Schriften und Nachweisungen bietet, die sich sonst unauffindbar zu verzetteln pflegen. Dem gegenüber ist es schon ein geringerer Schade, wenn Einzelnes, dem man eine größere Verbreitung wünschen möchte, als es so wahrscheinlicherweise finden kann, gewissermaßen in dem Sarge dieses grünen Leinenbandes vergraben wird.

* Georg Lenz: **Hausschwalben.** Wiesbaden, Aug. Nicol.

Eine Sammlung äußerst schlichter, aber liebenswürdig empfundener und durchaus gewandt geformter Gedichte. Ueber den Inhalt giebt schon der Titel eine Andeutung. In einer Vorrede berichtet der Autor, daß diese Lieder aus zehnjährigem, engem Verkehr mit der Kinderwelt herausgewachsen seien, und daß, wenn er sie jetzt herausgebe, er besonders den Wunsch hege, daß sie Manchen, denen seit Jahrzehnten die Jugend aus Leben und Gedanken gewichen, einige alte Vorstellungen zurückrufen mögen. In der That klingt aus ihnen ein Ton, der hoffen läßt, jener Wunsch möge nicht ganz ein vergeblicher bleiben, und annehmen, daß das Buch sich auch in der Familie einbürgern wird. Dasselbe ist übrigens hübsch genug ausgestattet; zu einer besonderen Zierde gereichen ihm zwei Oertel'sche Holzschnitte nach Handzeichnungen Albert Hendschels: zwei wunderhübsche Knabenfigürchen, die einem allein schon das Buch lieb machen.

Unsere Bibliographie kann gegenüber der Alles überschwemmenden Bücherproduction auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch machen; sie kann sogar nicht einmal immer alles Bedeutende erwähnen, und ihre Anzeigen sind häufig genug ein Bild des Tappens ins Dunkle. Indeß, wenn man einmal mit einer Auswahl vorlieb nehmen muß, so läßt man es sich vielleicht auch gefallen, wenn wir auf früher schon Erwähntes zurückkommen, um das Erscheinen neuer Auflagen oder — bei Lieferungswerken — das von Fortsetzungen zu erwähnen. Zu den ersteren gehört die Schweiz (Meyers Reisebücher, Leipzig, Bibliographisches Institut), die in zehnter Auflage erscheint. Wie die Verlagshandlung versichert, zeichnet sich diese Ausgabe nicht allein durch die nöthigen Verbesserungen im Text, sondern auch durch eine erhebliche Verringerung des Gewichtes aus. Ist dies der Fall, so ist das jedenfalls ein großer Fortschritt, ein nicht genug zu schätzender Vortheil. Denn ein Reisebuch kann auch im Aeußeren gar nicht bequem genug sein, und so rechnet es Referent den Meyerschen Reisebüchern neben ihren vielen innerlichen Vorzügen ganz besonders hoch an, daß ihr Einband biegsam genug ist, um, wie man zu sagen pflegt, „einen Puff zu vertragen". —

Als eine dritte Auflage sei hier beiläufig auch Wilhelm Buschs „Kritik des Herzens" (München, Friedrich Bassermann) erwähnt; über das Buch selbst hat der Herausgeber dieser Revue in einem früheren Jahrgange eingehend genug sich geäußert, um hier jedes weitere Wort überflüssig zu machen. — Denjenigen, denen das hundertjährige Jubiläum des Erscheinens der Kritik der reinen Vernunft von Kant vielleicht den Wunsch nahelegt, Versäumtes nachzuholen und sich dieses stolzeste Werk deutscher Philosophie durch eigenes Studium anzueignen — diesen die Mittheilung, daß eine vorzügliche und außerordentlich billige Ausgabe der „Kritik" mit Anmerkungen von J. H. von Kirchmann in fünfter Auflage bei Erich Koschny in Leipzig erschienen ist (Kirchmanns Philosophische Bibliothek Band 2). — Das ausgezeichnete niederdeutsche Wörterbuch von H. Berghaus: Der Sprachschatz der Sassen (Berlin, R. Eisenschmidt) ist bis zum sechsten Hefte (kritteln-Laß) gediehen, J. Ten Doornkaat Koolmanns Wörterbuch des Ostfriesischen (Norden, Herm. Braams) bis zum zwölften Heft (Kracht-bâd bis Kwalm). — Von P. K. Roseggers Ausgewählte Schriften (Wien, A. Hartleben) liegen zehn neue Lieferungen 11—20 vor. — Die Spemannsche Markbibliothek bringt einen neuen Band, die moralischen Novellen des Cervantes enthaltend, die drei hier ausgewählten Novellen sind der Uebersetzung A. von Kellers und Fr. Notters entnommen; die Einleitung hat O. von Leixner geschrieben. Wenngleich nicht zu erwarten steht, daß dieser Versuch, die Novellen des Cervantes zu popularisiren wie den Don Quixote, irgend mehr Erfolg haben werde, als ein früherer (dem stehen innere Gründe zwingender Natur allezeit im Wege), so geht doch vielleicht der Wunsch in Erfüllung, daß durch diese Ausgabe ein oder der andere Verehrer des großen Spaniers sich verlocken lasse, sich eingehender auch um diejenigen der Werke desselben zu bekümmern, die unserem Verständnisse ferner stehen.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Bergmann, Dr. J., Das Ziel der Geschichte. Marburg, N. G. Elwert. — 75.

Betrachtungen über unser classisches Schul-Wesen. Leipzig, Ambr. Abel. *M.* 1. 50.

Brennecke u. a., Nordlandfahrten. Lief. 8. Leipzig, Hirt & Sohn.

Böcker, E. Burggraf Friedrich. Schauspiel in vier Aufzügen. Frankfurt a. M. C. Koenitzer.

Fabre, Ferd. Felice. Ländliches Drama in fünf Acten. Nach der „Hospitalière" übersetzt von A. von Gilsa. Kassel. Th. Kay. *M.* 2. —

de Gubernatis, A., Letture di Archeologia Indiana. Mailand, Hoepli.

Hahn, R. Edm., Im Park zu Rodenstein. 2 Bde. Dresden, E. Pierson.

Happe, Dr. L., Zwei Vorträge über Gesundheitspflege. Braunschweig, Goerlitz und zu Putlitz — 60.

Helfgott, T., Mein erster Tag. Wien, L. Rosner. *M.* 1 —

Herbst, Wilh., Encyklopädie der Neueren Geschichte. Lief. 4—5. Gotha, F. A. Perthes. à Lief. *M.* 1. —

Kleinschmidt, Dr. A., Augsburg, Nürnberg und ihre Handelsfürsten. Bog. 10 — Schluss. Kassel, Th. Kay.

Machanek, Dr. J., Gedichte. Wien, L. Rosner. *M.* 4 —

Stillfried-Alcantara u. Kugler, Die Hohenzollern u. das deutsche Vaterland. Lief. 3 u. 4. München, Bruckmann à Lief. *M.* 2. —

Voss, R., Die Patricierin. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Frankfurt a M., C. Koenitzer.

Weisheit u. Witz in altdeutschen Reimen und Sprüchen. Berlin, Enslin.

Willkomm, Dr. M., Der Wald. Lief. 13—14. Leipzig, C. F. Winter. à Lief. *M.* 1. —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 18. — Heft 53.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

August 1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

August 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Anton von Werners, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**“ bezügliche Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W.**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — August 1881. — 53. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Anton von Werner.

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Seine Frau.

Novelle

von

Marie von Redwitz.

— Meran. —

Es war an einem der schönen, aber noch heißen Octoberabende, zur Zeit, da Cypern noch dem Halbmonde unterworfen war, als zwei Reiter, gefolgt von einem ebenfalls berittenen schwarzen Diener, den südlich gelegenen Hafen von Larnaka verließen. Sie ritten den, mit der weithin sichtbaren Palmenreihe bepflanzten Hügel, der sich dicht hinter demselben erhebt, empor, dann nahmen sie wieder den Weg abwärts durch die Felder nach der eigentlichen Stadt zu.

Der Jüngere von Beiden schien von dem Leben und Treiben auf der holprigen Straße wenig Notiz zu nehmen, erwiederte nur hie und da leicht einen Gruß und sprach lebhaft mit seinem Gefährten, der ihm zwar aufmerksam zuhörte, aber zugleich mit sichtlichem Interesse Alles um sich her besah.

Bunt genug war das Bild, um das Auge des Europäers zu fesseln. Eine offene Bude reiht sich an die andere. Da wird geschneidert, geschustert, gebraten und gebacken. Da riechen die schmorenden Fische und von dort weht uns intensiver Käseduft entgegen, untermischt mit dem Dunste von ranzigem Fett. Hier hängen in Reihen die abgezogenen Hammel von rosaweißen Fettschichten überzogen, den wolligen Schwanz, als einzig dunklen Schmuck, zur wenig appetiterregenden Schau. Daneben bieten die Obstbuden ein angenehm contrastirendes Bild. Mit grünen Zweigen sind die vielfarbigen Früchte untermischt und in Körben geordnet. Da sind die großbeerigen weißen und blauen Trauben, die ziegelrothen Tomaten, die großen grünen Melonen zu Bergen aufgeschichtet. In Guirlanden und Kränzen hängen, mit Laubwerk gebunden, die gelben Quitten und lange Reihen rothen Pfeffers über den grünen, gelben und violetten Gurkenarten. Zwischen all den aufgehäuften Lebensmitteln treibt sich schreiend und handelnd die bunte Bevölkerung, für die Abendmahlzeit einkaufend.

10*

Als die Reiter die lange Straße mit ihren Bergen und Abgründen hinter sich hatten, lenkten sie in den sandigen Weg ein, der sie wieder der Meeresküste zuführte.

Mr. Richard Black, so nannte sich der Jüngere, mit dem angenehmen, von braunem Vollbart umrahmten Gesichte, sprach noch immer wie erklärend, bald dahin, bald dorthin zeigend. Seine großen, etwas tiefliegenden Augen bewegten sich dabei mit seltsamer Lebhaftigkeit. Die Gestalt war groß und breit, nur saß der Kopf etwas tief in den Schultern, wie das bei den Schotten so häufig der Fall ist.

Mr. Elson, sein Begleiter, in rothblondem, etwas in's Graue spielendem Haar und ausrasirtem Kinn, hörte ihm wohlwollend lächelnd zu, und die kleinen, graugrünen Augen folgten mit sichtlicher Aufmerksamkeit den lebhaften Gesten seines Gefährten.

Als sie nun eine kleine Wendung gemacht, so daß die Stadt hinter dem Hügel verborgen und ihnen nur der Hafen sichtbar war, hielt Richard im Sprechen inne, wandte sein Pferd und rief mit ausgestreckter Hand nach der Bucht zu deutend: „Sehen Sie nur, wie feierlich die Insel Ihre Ankunft begrüßt!“

In dunkler Gluth stand das Firmament gegen Westen, langsam sank die Sonne als Feuerball in die Meeresfluthen — doch ihre Strahlen reichen noch über das Meer, vergolden die Hügel und die Fensterscheiben am Hafen, fangen das Licht auf und glänzen und funkeln in rothem Feuer, als ständen die Räume hinter ihnen in Brand. Blau und violett zeichnen sich die fernen Höhen gegen die gelbliche Luft. Nach und nach verblassen die Farben, ein Schleier zieht sich über die Landschaft — und bald ragen nüchtern und weiß die schlanken Minarets in den nun farblos gewordenen Aether. Der Zauber des Bildes ist mit der Sonne versunken.

„Nicht wahr, wie schön“, sagte Richard, indem er sein Pferd zum Gehen trieb, „man kann nie müde werden, diese Herrlichkeit zu bewundern — ich freue mich jeden Abend neu darauf. Sehen Sie, wie es golden in den Fensterscheiben blitzt?“

„Es erinnert an die Abendbeleuchtungen am Bosporus und an das Gold von Skutari“.

„Jawohl“, sprach Richard mit Lebhaftigkeit, „nur glänzt es hier purpurner, feuriger — ich nenne es die Rubinen von Larnaka. Das Bild ist hier auch großartiger, freier und hat mehr Contraste. Sehen Sie die offene See und die rothen ausgebrannten Flächen!“

Leichter Wind wehte vom Meere herüber und fächelte die wenigen neuersproßten Grashalme auf dem ausgetrockneten Boden.

„Wie kahl das Alles ist“, sagte Elson, die Landseite betrachtend.

„Oh, warten Sie nur, bis es einmal geregnet, dann werden Sie sehen, wie Alles wächst und grünt. Wie durch Zauber sprießen da Blumen und Kräuter. Der feuerschnaubende Wüstenlöwe hat seine Herrschaft um diese Zeit schon verloren und die Insel verwandelt sich wieder in einen duftenden Blumen-

garten. Freilich, im Sommer ist es anders; die Hitze quält Land und Leute zu sehr. Wenn das nicht sein müßte, so wäre es ein paradiesisch Leben auf Cypern".

„Wie sind Sie eigentlich auf den Gedanken gekommen, sich hier anzusiedeln?" fragte Elson. „Sie stehen gewiß einzig in Ihrer Art da. In Ihrem Alter hat man doch selten so viel Geschmack an Einsamkeit. Ihre Familie kann sich nicht genug wundern, wie Ihnen das Leben hier noch nicht zur Qual geworden".

„Jawohl", sagte Richard lächelnd, „die halten mich wohl für nicht ganz richtig hier?"

Er machte eine Bewegung der Hand nach der Stirne.

„Daß Sie sich nicht denken können", fuhr er fort, „wie aus dem Jüngling ein Mann geworden! Sie meinten wohl, meine Farm hier sei eine vorübergehende Passion. Ich bereute aber noch keinen Moment meinen Entschluß, fühle mich im Gegentheil stets wohler hier. Es ist auch eine Freude, die Arbeit so belohnt zu sehen. Eigentlich war es der Jugendtraum meines alten Onkels, sich hier in Cypern anzukaufen, um wenigstens einen kleinen Theil der Insel wieder blühend und fruchtbar zu machen und Andere durch sein Beispiel anzueifern. Er konnte Schottland nicht verlassen, wollte aber mich immer gerne für seine Idee begeistern. Ich lachte stets über seinen Plan, der mir wenig verführerisch erschien. Damals war ich noch so glücklich in England, daß ich nicht daran dachte, es zu verlassen.

Er blickte einen Augenblick starr über das Meer hin. Nach kurzer Pause sprach er weiter. „Ich machte dann eine Reise in den Orient und besah mir die Insel natürlich mit besonderem Interesse, doch nur vom Standpunkte des Reisenden aus, denn der Gedanke, mich hier anzukaufen, lag mir fern, obwohl mir die Idee nun, da ich das Land kannte, nicht mehr so absurd erschien Mein erster Besitz auf Cypern war eine kleine Goldmünze, die mir ein Bauer auf dem Felde zum Kauf anbot. Ich verstand damals noch nicht ihren Werth zu taxiren und sandte sie an einen jungen, mir befreundeten Gelehrten nach London, um zu fragen, was er von dergleichen Dingen hielte. Einstweilen hatte ich schon mehr Interesse an den zur Zeit sehr im Aufschwunge begriffenen Ausgrabungen bekommen und wollte die Antwort hier abwarten. Unterdessen machte ich einen Ausflug nach dem Innern der Insel. Sie können sich denken, welche Freude es mir gewesen, als ich bei meiner Rückkunft die Nachricht vorfand, daß die Münze ein sehr seltener Alexander sei, der im Museum von London noch nicht vertreten und den mein Freund sogleich an dasselbe verkauft hatte. Alles, was hier damals einen Spaten und handbreit Land besaß, hatte angefangen, zu graben und Jeder hoffte auf fabelhafte Schätze zu stoßen. Aber nicht oft war das Resultat glänzend und nach und nach wurde das Geschäft mit weniger Eifer betrieben, bis man ganz gleichgiltig wurde. Jetzt verläßt man sich nur mehr auf den glücklichen Zufall. Ich war damals auch von der Manie, zu wühlen, so angesteckt, daß ich mir um weniges Geld einen Acker erstand und als ich nichts gefunden, den anstoßenden dazu kaufte. So ward ich Kleingrundbesitzer. Bei dem längeren Aufenthalte war

mir die Insel sehr lieb geworden, und da ich planlos in der Welt umhertrieb, dachte ich, daß es am Ende das Beste wäre, die Lieblingsidee des Onkels auszuführen. — Leider erlebte er es nicht mehr. — So entstand meine Farm, die jetzt in schönster Blüthe steht. Vor einem Jahre wurde mir auch das Consulat übertragen. Ich habe hier eine zweite Heimath gefunden und denke nicht daran, meinen Besitz aufzugeben. — Das ist schon Alles mein Grund und Boden", sagte er jetzt, weit in die Runde zeigend.

Sie waren einstweilen durch wohlbestellte Felder geritten. Auf dem Wege begegneten ihnen Wagen, mit Büffelochsen bespannt, die von der Arbeit heimkehrten.

„Da sind wir schon", sagte Richard, „wir können hier durchgehen".

Er hielt vor einem eingehegten Garten, sprang vom Pferde und während er Mehmet die Zügel zuwarf, reichte er Elson die Hand und sprach herzlich: „Seien Sie mir willkommen in meinem Eigenthum!"

Sie traten durch die kleine Pforte in den Garten und gingen den Weg entlang, den hohe Hecken von Lorbeer- und Ligustersträuchern einsäumten. Vom Tamarindenbaum wehte ihnen die kühle Abendluft balsamischen Duft entgegen. Beim Geräusch der Tritte raschelten grünschillernde Eidechsen über den Epheu und die ausgetrockneten Blätter, die darauf gefallen waren.

„Was ist das hier?" fragte Elson stehen bleibend, indem er die Zweige eines Erdbeerstrauches zur Seite bog und mit der Reitpeitsche auf Steinblöcke wies, die halb von den grünen Hecken verdeckt waren.

„Das sind schon Resultate meiner Ausgrabungen, doch von keinerlei Werth oder Bedeutung. Sie sehen, es sind meist rohe Blöcke. Hier sind einige Grabsteine", sagte er weiter gehend, auf lange Steinplatten deutend. „Gegen das Haus zu habe ich die besseren Exemplare aufgestellt".

Bei einer Biegung des Weges sah man nun ein Steinbild neben dem andern stehen. Bald waren es ovale, flach liegende Massen, dann wieder steif sitzende Gestalten.

„Da kommen nun meine Cyprioten", sagte Richard, „alle aus dem gleichen grobkörnigen, röthlichen Sandstein der Insel gehauen".

Elson betrachtete ein Stück nach dem andern mit vorgebeugtem Oberkörper und auf den Rücken gelegten Händen.

„Sie haben hier köstliche Exemplare", meinte er schmunzelnd.

„Ja", sprach Richard, hinzutretend, „der Insel Götter ließen an Schönheit zu wünschen übrig. Es sind übrigens harmlose, liebenswürdige Geschöpfe, die sich besonders bei Mondschein recht possirlich ausnehmen. Da müssen Sie einmal hier spazieren gehen, umgeben von der Gesellschaft lächelnder Gottheiten. Sie sollen sehen, wie das lustig ist und was sie für pfiffige Gesichter schneiden. Die steifen, fast assyrischen Gestalten sehen dann aus, als ob sie trotz der erheuchelten Steifheit und Würde sich ängstlich und neckisch verstecken wollten und lauernd schielen sie aus den geschlitzten Chinesenaugen über die hervorstehenden Backenknochen hinweg und sehen mit dem spitzen Mund spöttisch lächelnd auf das Menschenkind, das unter ihnen wandelt. Es ist oft meine Unterhaltung, bei

Vollmond hier zu gehen. Sie scheinen sich dann Geheimnisse zuzuflüstern und unter sich zu kichern, daß man mitlachen muß, wenn man noch so ernsthaft bleiben wollte".

„Wie kommt es, daß fast Allen die Nasen fehlen", fragte Elson.

„Die sind wohl schon früher abgeschlagen worden, als die Götter nicht mehr in Gnade waren — vielfach geschieht es auch beim Graben. Wenn das Gesicht nach oben liegt, ist die Nase immer in Gefahr und wird auch meist verletzt. Nur wenn die Statue auf der Nase liegt, also mit ihr im Sand, ist sie gerettet".

Elson fing von Neuem an, die Steinbilder zu mustern.

„Kommen Sie nun", sagte Richard voran gehend, „hier sind wir am Hause und dort im Peristil berge ich meine werthvolleren Schätze".

Sie standen vor einem breiten, einstöckigen, mit einer gewissen Eleganz erbauten Holzhause, dessen Terrassen mit Schlingpflanzen umrankt waren. Sie stiegen ein paar Stufen hinauf, dann hielt Richard seinen Gast in dem weiten Peristil an, in dem Steinblöcke und Torsos aufgestellt waren.

„Hier sind meine besseren Stücke", sagte er, „zwar auch aus demselben rohen Material, doch ist die Arbeit sehr vortheilhaft durch griechischen Einfluß modificirt. Das hier sind die Inschriften, durch deren Veröffentlichung wir zum ersten Mal in Briefwechsel getreten. Aber es wird dunkel hier", fügte er hinzu, „und morgen haben Sie noch volle Zeit, hier Rundschau zu halten; ich bestellte die Pferde erst für übermorgen". Damit führte er Elson die breite, blumengeschmückte Holzstiege hinauf, in ein geräumiges Zimmer, das er ihm als Wohnung anwies.

Es war schon elf Uhr, als die beiden Herren noch rauchend und plaudernd auf der Terrasse saßen. Sie hatten sich viel zu sagen, was sie gemeinschaftlich interessirte, denn obwohl sie sich heute zum ersten Mal gesehen, standen sie doch schon seit einem Jahre in ziemlich reger Correspondenz, bei der es sich meist um Erläuterung wissenschaftlicher Fragen handelte.

„Sie haben Ihre Zeit hier gut benützt", sagte Elson, „als ich Ihre Aufsätze las, dachte ich mir unter dem Verfasser mindestens einen Mann in meinem Alter und war doppelt erstaunt, als Sie mir von Ihren Verwandten als schwärmerisch, bis an das Phantastische streifend, geschildert wurden. Nun finde ich in Ihnen weder das Eine noch das Andere".

„In meiner Jugend soll ich allerdings etwas phantastische Ideen entwickelt haben — aber man bleibt ja nicht ewig Jüngling und der Kampf mit dem Leben macht schon auch nüchtern. Wenn Sie mich näher kennen lernen, finden Sie vielleicht noch Spuren jener Schwäche, aber praktisch bin ich schon geworden, das müssen Sie mir zugestehen, wenn Sie die Einrichtungen meiner großen Oekonomie besichtigen werden. Meine Aufzeichnungen über die Inschriften werden Sie auch für ernste Arbeit halten. Wenn Sie Ihre phönizische Grammatik hier beenden werden, stelle ich Ihnen jene zur Verfügung, denn als ich von Ihrem Vorhaben hörte, machte ich mich sogleich daran, sie in Ordnung zu bringen".

„Kommt da nicht Jemand?“ fragte Elson nach einer Weile, als er, durch das Geräusch von Schritten aufmerksam gemacht, in den Garten hinab blickte.

Richard sah, daß es Niemand von seinen Leuten, wartete bis die Gestalt näher gekommen und rief sie dann an.

„Herr“, antwortete der Bauer in verdorbenem Griechisch, „Herr, auf meinem Acker, eine Viertelstunde von hier, haben wir eine Statue gefunden; wollen Sie nicht kommen und sie ansehen? Sie ist sehr schön und die Augen allein sind so groß“ — er zeigte dabei seine formidable Faust.

Richard bemerkte lachend dem Gaste, wie wenig man von der Uebertreibung der Leute zu halten habe. „Sie meinen Alle: je größer desto besser; — übrigens“, fügte er, auf und ab gehend hinzu — „man kann nie wissen, ob die Ausgrabung nicht dennoch Gutes an's Licht gebracht. Ich werde den Befehl geben, daß man mein Pferd sattle“.

„Sie wollen noch heute fort?“ rief Elson erstaunt.

„Sie meinen wohl, auf der Insel hätte man keine Concurrenten zu fürchten — und doch — geh' ich nicht sogleich, kommt mir ein Anderer zuvor. Ich muß Ihnen davon später erzählen“, sagte er noch unter der Thüre, „wenn Sie nicht zu müde sind, erwarten Sie mich hier, ich denke, nicht lange auszubleiben“.

Richard ging und Elson setzte sich behaglich rauchend in den weiten amerikanischen Schaukelstuhl. Noch ein paar Male hatte er die Asche der Cigarrette an der Armlehne abgestreift und von Neuem die Gluth angefacht, dann war sie ihm langsam aus den Fingern geglitten, zu Boden gefallen und erloschen. Die Augen waren fest geschlossen und in sanften Athemzügen hob und senkte sich die Brust, während der Kopf nickend nach vorne hing.

Er fuhr, erschrocken um sich sehend, auf, als er durch Hufschläge geweckt wurde und Richard gleich darauf mißmuthig auf die Terrasse trat. „Sie sehen, ich blieb nicht lange aus, ich bin nicht einmal am Fundorte gewesen“.

„Wie“, meinte Elson, der keine Ahnung hatte, ob er lange oder kurz geschlummert, „trauten Sie den Aussagen des Bauern nicht?“

„O“, sagte Richard, sich auf die Brüstung der Terrasse setzend, während er von den ausgetrockneten Blättern der Schlingpflanze in den Fingern zerrieb, „was die Leute sagen, kann man niemals ganz glauben. Der Bauer versicherte mir, ich allein wisse um seinen Fund. Trotz seiner Aussagen wollte ich einen Umweg zum Hause meines Nachbarn machen. Als ich den vor der Thüre sitzenden Diener fragte, ob sein Herr schon verreist, sagte er mir, daß er erst mit dem nächsten Schiffe gehe, aber im Augenblicke wegen Ausgrabungen ausgeritten sei. Wie ich das hörte, ließ ich mein Pferd wenden und kam zurück. Meine Gegenwart ist jetzt unnütz, denn ist der Fund ein schönes Stück, so nimmt ihn Beton und ist es nur Mittelmäßiges, so mag ich es auch nicht. — Die Bauern sind schlau und meinen, es überböte schnell Einer den Andern und das Object gewönne unter den Unterhandlungen zweier Liebhaber für sie an Werth“.

Richard hieb ärgerlich mit der Reitgerte durch die Luft.

„Wer ist Vetou?“ fragte nun Elson, „ich dachte, Sie seien Alleinherrscher weit im Umkreis und bin erstaunt, Sie von einem Nachbarn sprechen zu hören“.

„Sprach ich Ihnen noch nicht von Monsieur Vetou? Er ist Franzose, seit zwei Jahren hier angekauft, und führt ungefähr dasselbe Leben, wie ich, nur daß er eigentlich mehr in Beirut als in Cypern ist. Er war Diplomat, nahm aber wegen irgend welcher mißliebigen Geschichte seinen Abschied. Als er dann europamüde sich im Orient herumtrieb, kam er auch hieher, wo er, an mich empfohlen, einige Zeit mein Gast war. Meine Farm, die Aussicht auf reiche Ausbeute von Kunstschätzen und das idyllische Leben sprachen ihn momentan so sehr an, daß er sich sogleich ankaufte. Es ist ihm gelungen, eine bedeutende Sammlung von Kunstwerken zusammenzubringen und viele nach Frankreich auszuführen. Ich danke seinem Umgange viel von meinen Kenntnissen, denn er ist ein Mann von weitem und gründlichem Wissen. Unsere gemeinsamen Interessen hatten uns bald recht nahe gebracht und dennoch war wieder dieses, vielleicht zu gleiche Streben, Schuld an der Erkaltung unserer Beziehungen. Er wie ich sind gleich egoistisch. Wir begnügen uns Beide nicht, das Schöne nur zu bewundern — es tritt stets die Streitfrage dazwischen, wer der glückliche Besitzer sein werde. So standen wir uns schon bei manchem Handel im Wege und obwohl ich mir bis jetzt einbildete, unter die friedfertigsten Menschen zu zählen, gab es doch schon zwischen uns etliche Differenzen. Nach außen blieb zwar Alles glatt, aber die Harmonie ist doch gestört. Eine Menge Kleinigkeiten haben ihn gegen mich gereizt und so halten wir es für besser, uns in Kaufangelegenheiten zu meiden. Im Uebrigen halten wir den Verkehr aufrecht und Sie werden später in ihm einen gewandten Weltmann kennen lernen. Wahrscheinlich bekommen Sie dann auch seine Sammlungen zu sehen, die viel Schönes bergen sollen, was ich nicht kenne“.

„Wie kommt das?“ fragte Elson.

„Das kommt, weil wir Beide eifersüchtiger Natur sind; wir kennen gegenseitig unsere Lieblingsstücke nicht“.

„Wie kann man auf Steine Eifersucht empfinden?“

„Warum nicht, wenn man kaum anderen Umgang hat, als Steine? Es wird einem schließlich eine Statue, eine schöne Hand selbst lieber, als ein Saal voll gleichgiltiger Menschen. Für mich sind sie nicht mehr kalt und empfindungslos, meine Phantasie haucht ihnen Leben ein und sie werden mir Freunde, die ich für mich allein besitzen will und nicht gerne von mir lasse“.

„Nun, nun, Sie scheinen ja ein zweiter Pygmalion“, sagte Elson kopfschüttelnd. „Wie konnten Sie sich denn je entschließen, von den Gegenständen sich zu trennen, die Sie nach London sandten?“

„Das hat mir immer einen kleinen Kampf gekostet“, gab Richard zu. „Ich bin eben wieder im Begriffe, das Museum dort mit einem Prachtwerk zu bereichern, wenn Sie mit mir noch hinunter kommen wollen, will ich es Ihnen zeigen“.

Ein paar Augenblicke danach standen sie in einem kleinen Gemach vor einer lebensgroßen Statue.

„Ist es nicht ein vollendetes Kunstwerk aus der besten griechischen Zeit?" fragte Richard, das Steinbild bewundernden Blickes messend. „Der Körper ist von so vollendeter Schönheit — schade nur, daß Arme und Kopf fehlen".

„Sollte es nicht eher ein Ringer, als ein Diskoswerfer sein?" meinte Elson.

„Nein, die Bewegung ist genau die eines Diskoswerfers und es kann kein Zweifel sein, denn hier ist ein Stück der Hand mit einem Theile des Diskos".

Er hob Besagtes vom Boden auf und zeigte es dem Gaste.

„Wie bringen Sie die Sachen hier fort?" fragte dieser, „es ist doch strenge untersagt, sie auszuführen. Ich hörte, man träfe sehr scharfe Maßregeln".

„Das nehme ich in diesem Punkte nicht so genau, ich mache mir kein Gewissen daraus, List anzuwenden. Was thut das türkische Reich mit diesen Kunstschätzen? Niemand versteht sie hier zu würdigen; sie verkommen und werden früher oder später doch ausgeführt, so besorge ich das lieber jetzt schon. Die Douane hat strengen Befehl, nichts passiren zu lassen, so muß sich der Diskoswerfer bequemen, auf eine nicht sehr würdige Weise die Insel zu verlassen. Das englische Stationsschiff verläßt morgen Larnaka und die Offiziere desselben haben mir versprochen, den Transport zu übernehmen. Morgen in aller Frühe werden sie mir eine Tragbahre und Flaggen senden; so muß denn der edle Grieche unter der Maske eines betrunkenen Matrosen die Stadt passiren und an Bord gebracht werden. Hat er das Schiff glücklich erreicht, so mag er unbeanstandet nach England segeln".

Richard war aus dem Zimmer in's Freie getreten und besah sich den bestirnten Himmel. Er blickte dann einen Moment mit zusammengezogenen Lidern nach einem schmalen Lichtstreifen, der zwischen den Bäumen wie aus einer Ritze zu dringen schien. Als er bemerkte, daß Elson seinen Blicken gefolgt, wandte er sich unbefangen nach der entgegengesetzten Seite.

„Es wird spät", sagte er, als Elson nach der Uhr sah, „Sie werden heute müde sein. Wenn wir übermorgen aufbrechen wollen, müssen Sie gut ausruhen, denn unser Vorhaben ist anstrengend. Die Wege im Gebirge sind schlecht und die Verpflegung ist mangelhaft. Ueber Eier und Wein werden wir nicht viel hinauskommen, ein wenig Pilav abgerechnet. Hoffentlich fällt die Ausbeute desto reichlicher aus".

Sie gingen nach einem herzlichen Händedruck auseinander. Elson stand in seinem Zimmer noch einige Minuten an dem Fenster, das auf die Seite des Gartens hinausging. In schwachen Umrissen erblickte man zwischen den schlangenförmig gewundenen Aesten einer Pinie das Dach eines Kiosks. Als er so lehnte, vernahm er Tritte auf dem Kieswege und er glaubte die Gestalt Richards zu erkennen, die sich in der Richtung nach dem Gebäude zu bewegte. Er gewahrte noch deutlich den Lichtstreifen, der seinen Wirth vorher zu beunruhigen schien; dann sah er ihn verschwinden, wie durch Vorschieben eines dichten Gegenstandes.

Vierzehn Tage mochten verflossen sein. Es war schon spät am Abend; dichte Wolken deckten den Himmel. Langsam bewegte sich die kleine Karawane nach Richards Farm zurück.

Die Pferde waren schwer bepackt und keuchten unter der Last. Mühsam nur brachten die zur Seite schreitenden Bewaffneten sie vorwärts. Die müden Thiere betasteten bei jedem Schritt vorsichtig das Erdreich. Unsicher traten sie auf, als ob sie in der schweren Luft noch immer über die Felsen der Tylliria schreiten mußten, wo sie auf Schritt und Tritt gestrauchelt und gerutscht, wo sie vorwärts gezogen werden mußten durch das Gebüsch verwachsener Zwergcypressen, die auf dem Boden kriechend das Geäst auf den Felsen legen.

Richard und Elson waren hinter dem Zuge etwas zurückgeblieben. Der Weg führte sie an Vetous Farm vorbei. Von Weitem schon hatte Richard bemerkt, daß der Balcon erleuchtet war und im Hause selbst Musik ertönte. Als sie jetzt näher kamen, drangen immer deutlicher die Töne einer weichen Frauenstimme an ihr Ohr. Sie waren bis unten an die Terrasse geritten und hielten lauschend die Pferde an.

Das Lied war zu Ende. — Im Zimmer droben verklang das Nachspiel auf dem Clavier.

Richard vernahm nun etwas, wie das Rauschen eines Frauenkleides; ein Stuhl schien im raschen Gehen weggeschoben worden zu sein. Leise geträllert erscholl nun die soeben verklungene Melodie oben auf dem Balcon. Eine weiße Hand tauchte über dem umwachsenen Geländer hervor, pflückte einen Zweig und drehte ihn über die Brüstung haltend zwischen den Fingern. Dann blickte wie von ungefähr ein blonder Frauenkopf nach unten, doch fuhr er sogleich, bei dem unvermutheten Anblick der fremden Gestalten, mit leisem Schrei zurück. Der kleine Zweig war der Hand entglitten und flog sachte durch die linde Abendluft. Richard haschte danach und als er ihn in Händen hielt, sah er wie triumphirend nach dem Balcon, ob sich noch einmal der hübsche Kopf ihm zeigen wollte. Aber es war nur der Schimmer der Lampen, der ihm in die Augen fiel und Alles blieb still.

Richard hatte das Gesicht nur einen Augenblick hell beleuchtet gesehen und konnte nun, so sehr er sich auch mühte, die einzelnen Züge sich nicht mehr in's Gedächtniß zurückrufen, obwohl ihm die unerwartete Erscheinung einen eigenthümlichen Eindruck hinterlassen.

„Das sind wohl Gäste Vetous“, sagte Elson nach einer Weile.

„Wahrscheinlich“, meinte Richard, den der Gedanke unangenehm berührte.

An der Farm angelangt, wurden sogleich die Pferde abgepackt.

Nachdem die mitgebrachten Schätze unter Elsons besonderer Leitung in der Säulenhalle untergebracht waren, sagte ihm Richard „gute Nacht“ und entfernte sich mit Mehmet.

Elson blieb noch bei den Steinblöcken und beleuchtete von allen Seiten die Inschriften. Er betrachtete sie mit glückseligem Lächeln, strich mit der Hand darüber, als wollte er ein lebendes Wesen liebkosen. Als er den kalten Stein berührte, ward er sich der Bewegung bewußt und fuhr sich lächelnd durch die Haare. Noch eine Weile kauerte er davor und buchstabirte vor sich hin. Erst wie die Lampe zu verlöschen drohte, stand er auf und ging in sein Zimmer.

Richard war lange im Kiosk gewesen. Erst spät schritt er leise, als wollte er Niemand wecken, zum Hause zurück.

Er saß nun an seinem Schreibtische, hatte den Kopf in die Hand gestützt und war vor Müdigkeit eingeschlafen.

Ihm träumte: er wanderte noch auf den steilen, steinigen Pfaden der Tylliria. Er war allein und es wurde Nacht, da sah er am Wege müde niedergekauert eine blasse, schöne Frauengestalt. Sie streckte stumm lächelnd die Arme gegen ihn aus, wie um ihn zu bitten, ihr weiter zu helfen. Da nahm er sie auf seine Arme. Bei der ersten Berührung fühlte er, daß er nicht wieder von ihr lassen könne. Ihn durchströmte ein zauberhaftes Gefühl von Glückseligkeit. Er trug sie weit, weit, so schnell als wolle er mit ihr fliehen. Er hob sie über die Klüfte hinweg, er drückte die Zweige der jungen Pinien bei Seite, daß die weiße Haut nicht geritzt werde. Da schaute sie ihm in die Augen, schlang den weißen Arm um seinen Hals und die geschlossenen, bleichen Lippen preßten einen leisen Kuß auf seine Stirn. — „Wie kalt!" sprach er schauernd und ließ die Arme sinken, daß ihm die Gestalt entglitten war. — „Wie kalt!" wiederholte er und war aufgeschreckt. Er griff mit der flachen Hand nach der Stirn und sah um sich. Ein Fensterflügel, der nachläßig angelehnt, war aufgegangen, der Luftzug hatte das Licht verlöscht und von dem Regen, der jetzt herniederbrauste, waren ihm Tropfen an die Stirne gespritzt.

Er zündete das Licht wieder an und sah sich wie suchend im Zimmer um, fühlte wiederholt an die Stirne, als ob der kalte Kuß ihm eine schmerzende Stelle hinterlassen. Der Jasminzweig war auf die Erde geglitten. Er hob ihn auf und betrachtete nachdenklich die schlanke Blüthe, strich mit der Hand über das feingefiederte Blatt und sog lange den starken Duft ein. Dann goß er Wasser in eine kleine Vase, setzte den Zweig sorgfältig hinein, schloß die Fenster und ging schlafen.

Es hatte die Nacht heftig und andauernd geregnet. Gegen Morgen durchbrach die siegende Sonne die Wolkenschichten. Gestärkt und erquickt athmeten die Pflanzen auf. Sie hatten begierig das lang entbehrte Naß eingesogen und noch funkelten auf jedem Blatt die Wasserperlen. Ueber der Erde lag, über Nacht hervorgezaubert, ein leichter grüner Flaum und an den Spitzen der schlanken Gräser wiegten sich die Regentropfen, bis sie dem Gesetz der Schwere gehorchend zu Boden fielen und der kleine Halm emporschnellte.

Elson war früh aufgestanden und lächelte ruhig vor sich hin, als er überdachte, wie ihn heute Nacht die Lettern der Steintafeln verfolgt. Er war ihnen gegenüber wehrlos gewesen, als sie ihn wie Heuschrecken überfallen, heute am Tage standen sie in seinem Dienste. Mit Hast schob er noch seine Cravatte zurecht und eilte hinunter zu den Steinen.

Richard saß auch schon früh oben im Bibliothekzimmer vor einem Stoße Zeitungen und Briefe, die während seiner Abwesenheit eingelaufen waren. Er hatte die Kreuzbänder von verschiedenen Blättern gelöst, dieselben flüchtig durchgesehen, sie dann weggelegt und ein Paket Briefe zur Hand genommen, deren

Adressen er prüfend ansah, dann legte er einen nach dem andern auf den Tisch. Die Handschrift des letzten Umschlages schien ihm bekannt und er erbrach ihn hastig. Der Inhalt war kurz und als er gelesen, legte er den Brief neben sich und sah nochmals auf das Papier herab, während er eine Cigarrette wickelte, dann steckte er sie in Brand und ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab.

Als er hierauf Elson aufsuchen wollte, die Thür des Zimmers offen und dasselbe leer fand, vermuthete er ihn bei den erbeuteten Inschriften. Er fand ihn im Peristil beschäftigt, auf großen, über die Steine gelegten Papierbogen mit einer feuchten Bürste herumarbeitend. Sein Eifer war so groß, daß er Richards Ankunft nicht bemerkte und erst, als dieser ihm den „guten Morgen" bot, sich nickend umsah, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. Richard wartete geduldig, bis er fertig, dann sagte er: „Wir bekommen Besuch, Elson, und zwar müssen unsere Gäste schon mit dem letzten Schiff von Beirut angekommen sein".

„Sind es Freunde von Ihnen?"

„Nein, nur von einem Freunde empfohlen. Es ist ein Mister Swean mit Tochter aus London".

„Oh", sagte Elson mit dem unnachahmbaren Tone des Britten, „das wird die Dame sein, die wir gestern singen hörten".

Richard nickte. „Vielleicht".

„Also kommen doch auch Damen nach Cypern?" fragte Elson nach einer Weile zerstreut.

„Ist Ihnen das so angenehm oder so unbequem?"

„Für mich ist das ganz gleichgiltig, aber für Sie —".

„Wieso? Glauben Sie, ich sei ein so großer Freund des schönen Geschlechts?"

„Wenn man solch ein Haus sieht", meinte Elson, „möchte man immer nach einer Herrin fragen. Ich fände nichts natürlicher als —".

„Als — daß ich heirathe?" lachte Richard. „Daß doch alle Junggesellen meinen, sie hätten wunder was versäumt!"

Elson legte einen Augenblick seine Mundwinkel in Fältchen, runzelte die Stirn und murmelte unverständliche Worte vor sich hin. Er erinnerte sich, in England gehört zu haben, daß Richard um einer unglücklichen Liebe willen sein Vaterland verlassen und es war ihm leid, an den vielleicht noch wunden Fleck gerührt zu haben.

Richard ging im Corridor auf und ab. Als er sah, daß Elson sich anschickte, von Neuem zu arbeiten, nahm er seinen Hut und ging in den Garten. Mit gesenktem Kopfe und auf der Brust gekreuzten Armen schritt er die Wege hin und her. Dann hob er den Kopf — sein Blick fiel auf einen von der Hitze völlig ausgetrockneten Ligusterstrauch. Er schlug mit der flachen Hand darauf. Das dürre braune Laub raschelte durch die kahlen Zweige und die Regentropfen glitten am Holze hinab. In Gedanken verloren sah er eine Weile starren Blicks dem Fallen der Blätter nach.

Bald darauf, noch ehe die Hitze des Tages angebrochen, machte sich Richard auf den Weg nach Larnaka, um nach den ihm empfohlenen Fremden zu sehen.

Er wollte den directen Weg nach der Stadt nehmen, doch trieb es ihn unwillkürlich, bei Vetous Hause vorbeizureiten, in der Hoffnung, Näheres über die Erscheinung von gestern zu hören. Als er sich der Farm näherte, war Vetou eben im Begriffe zu Pferde zu steigen.

„Ah", rief er mit leichter Handbewegung, „sind Sie endlich zurück? ich glaubte schon, das Gebirge hätte Sie nebst ihrem Begleiter verschlungen".

„Ich wollte meinem Gaste die Insel gründlich zeigen und da blieben wir etwas lange aus", erwiederte Richard. „Sie gehen wohl auch in die Stadt", setzte er hinzu, „da können wir den Weg zusammen machen. Es sind Fremde angekommen, die an mich empfohlen, es ist mir unangenehm, nicht bei ihrer Ankunft hier gewesen zu sein.

„Sie können sich mit dem Gedanken trösten, daß Alles bestens besorgt ist. Ich habe Mr. Swean und dessen Tochter schon in Beirut kennen gelernt. Wir machten auch gemeinsame Ueberfahrt und hier habe ich Ihre Schutzbefohlenen einstweilen ganz in Beschlag genommen, wie Sie ja auch freundschaftlichst für Einschiffung meines Diskoswerfers bemüht waren".

„Ihres Diskoswerfers?" fuhr Richard auf und helle Röthe schlug bis an die Haarwurzeln über sein Gesicht.

„Nun ja", sagte Vetou ruhig, fuhr sich über den wohlgepflegten dunklen Vollbart und dann die Spitzen seiner Handschuhe betrachtend, fuhr er fort — „ich stand schon vor Ihnen seinetwegen in Unterhandlung. Ich glaubte ihn schon mein nennen zu können, da ich nicht darauf gefaßt war, daß ein anderer Käufer mir zuvorkommen könnte; daran habe ich nicht gedacht". —

Richards Augen leuchteten unheimlich. Er preßte die Lippen aufeinander und hielt die Zügel seines Pferdes krampfhaft fest. Er hatte mühsam die Erregung niedergekämpft und wollte nun ruhig antworten, aber Vetou meinte leichthin, noch ehe er begonnen, „sprechen wir nicht mehr darüber, es wird wohl die Schuld des Bauern gewesen sein, da er Ihnen das Angebot machte, als ich schon fast mit ihm einig war".

Dabei klopfte er seinem Pferde lächelnd den Hals.

„Was ich eben sagte", meinte er, „thut doch unserer guten Nachbarschaft keinen Schaden. Sie müssen nicht immer Alles so ernst nehmen". Richard schwieg verstimmt. Er sah wohl ein, daß eine Rechtfertigung seinerseits nur zu weiteren unangenehmen Auseinandersetzungen führen würde.

Vetou ließ von Zeit zu Zeit einen Seitenblick auf seinen schweigenden Nachbar gleiten und fing dann nach einer Weile an, von den Fremden zu sprechen.

Zu einem Hôtel im wahren Sinne des Wortes hatte es Larnaka noch nicht gebracht. Erst auf Anregung Richards hatten Griechen ein Haus, das am Ende der Stadt dem Hafen zu lag, für Fremde eingerichtet. Dieses beherbergte nun auch Mr. Swean mit Tochter.

Sie fanden Miß Alice allein. Vetou hatte sie begrüßt und ihr dann Richard vorgestellt. Sie streckte ihm lächelnd die kleine Hand entgegen, die er sogleich für diejenige erkannte, welche gestern den Jasminzweig gebrochen.

„Ich sehe Sie heute nicht zum ersten Male", sagte sie schalkhaft.

„Aber mein erster Anblick schien Sie erschreckt zu haben", fragte Richard, angenehm von dem Klang ihrer Stimme berührt. Er verglich die Erscheinung von jetzt mit der von gestern Abend. Es war ihm als müßten es dennoch zwei verschiedene Personen gewesen sein. Sie war ihm so märchenhaft erschienen, jetzt widersprachen die frischen Farben und die Grübchen in Kinn und Wangen jenem ersten nixenhaften Eindruck. Schier war ihm leid darum. Er hatte schwärmerische Augen erwartet und aus diesen hier lachte ihm die ungetrübte Lebenslust entgegen.

„Gewiß", meinte sie ernsthaft, „Sie haben mich erschreckt. Es ist aber auch zum Fürchten, wenn man harmlos in die Nacht hinausschaut und sich auf Meilen in der Runde allein glaubt, dann plötzlich dunkle Gestalten sieht, die mit so sonderbar blitzenden Augen Einen ansehen, als wollten sie im nächsten Augenblick einen Revolver ziehen".

Richard lachte und konnte den Blick nicht von dem niedlichen Kopf abwenden, der durchaus nicht nach den Regeln der Schönheit geschnitten, in sich doch harmonisch war und unendlichen Liebreiz besaß.

„Wir hatten friedlichere Absichten", sagte er, „und wollten nur Ihrem Gesange lauschen".

„Ich war nicht gut bei Stimme", meinte sie und ging in das nächste Zimmer, um ihren Vater von dem Besuche der Herren in Kenntniß zu setzen.

Herr Swean, ein älterer Herr von angenehmem, wohlwollenden Gesichtsausdrucke trat sogleich darauf ein. Die schmale, lange Gestalt war etwas gebeugt, das spärliche, schon ergraute Haar sorgfältig gescheitelt, aber die ausdrucksvollen grauen Augen leuchteten noch jugendlich und sahen mit zärtlichen Blicken auf die Tochter nieder.

Richard war mit dem alten Herrn bald in lebhaftem Gespräche und erzählte von den Erlebnissen seines jüngsten Ausfluges in's Gebirge.

„Sie waren wohl wieder bis Rizzokarpasso?" fiel Vetou ihm in die Rede.

„Wir drangen sogar noch etwas weiter nach Osten vor".

„Hat es in Nikosia vielleicht wieder einen Judenaufstand gegeben?"

„Nein", gab Richard kurz zurück und ohne sich weiter um die Frage zu kümmern, fuhr er fort, zu Herrn Swean zu sprechen.

Ueber eine Woche war schon verstrichen, seit die Fremden auf die Insel gekommen waren, und wieder hatte sich Herr Swean durch die Bitten Vetous und Richards bestimmen lassen, den Termin der Abreise noch auf weitere acht Tage hinauszuschieben. Seit langer Zeit hatte zwischen der Farm Richards und dem Hause Vetous nicht mehr so reger Verkehr bestanden, wie in diesen letzten Tagen, wo alle alten Differenzen vergessen schienen und Beide nur gleich bemüht waren, die Gäste zu unterhalten und bewirthen.

Heute waren Alle bei Vetou zum Frühstück versammelt. Nach Tische war eine Reittour nach dem Gebirge zu verabredet. Herr Swean hatte wenig Lust, an dem ermüdenden Ritte Theil zu nehmen, so blieb Vetou mit ihm zurück.

Miß Alice schien etwas zerstreut und Richard bemerkte wohl, daß sie

nicht so unbefangen war, wie sonst, und ihr Lächeln etwas Nervöses hatte. Er beobachtete sie forschend und wurde nach und nach auch träumerisch und schweigsam, so daß Elson allein die Kosten der stoßweise geführten Unterhaltung trug.

Sie waren ziemlich lange auf sandigem, schattenlosem Wege geritten, als sie, um einen felsigen Hügelvorsprung biegend, ein kleines grünes Thal vor Augen hatten. Breitästige Platanen überschatteten saftige, frischgrüne Rasenplätze. Elson bemerkte unter einem der größten Bäume eine breite Steinmasse, mit bis zur Unkenntlichkeit verwitterten Sculpturen, über die das Moos eine leichte grünliche Decke gesponnen. Sie stiegen ab, um den Stein näher in Augenschein zu nehmen. Alice fragte Richard um dessen Bedeutung.

„Es ist ein Opferaltar", sagte er, sie ansehend, „aus den Zeiten, als die assyrische, die furchtbare, Menschenopfer heischende, Astarte mit den Phöniziern nach Cypern kam und ihr grausamer Geist über den Naturgewalten herrschte, Segen und Zerstörung bringend — mit Sonnengluth versengend und durch allmächtigen Athem wieder belebend — ewig neu gebärend und ewig von Neuem verschlingend. Da war die blühende Insel der Hauptsitz des Astartendienstes. Als dann aber die Griechen von Cypern Besitz ergriffen hatten, verwandelten sie nach ihrem Geiste die düstere Astarte und aus ihr ward Aphrodite — der Schönheit und der Liebe Göttin geboren. Auch ihr Bild sank vom Altar und mit den Göttern hat ihr Segen die Insel verlassen. Die Völker gingen darüber hinweg, plündernd und verwüstend, und auf uns kam nichts, als ödes, ausgesogenes Land".

Er zeigte über die weite Fläche nach der Seite, von der sie gekommen waren.

„Ich habe ein Stück Land der Verwüstung abgerungen. Der Götter Segen begleitete meine Arbeit und Aphrodites Geist schwebt schützend wohl immer noch da, wo zwei Herzen in Liebe sich finden sollen".

Richards Augen waren fest auf Alice gerichtet. Sie blickte ruhig und nachdenklich nach der Gruppe türkischer Frauen, die neben einem Brunnen im Grase gelagert waren. Das in kunstvollem maurischen Muster gearbeitete Gitter zeigte Spuren früherer Vergoldung. Eine Schaar bunt gekleideter Kinder sprangen den Fremden entgegen, um die seltenen Gäste anzustaunen. Die Frauen zogen die lose um den Kopf hängenden Tücher fester um das gelbliche Gesicht, so daß nur aus der Spalte zwischen Stirn und Nase die großen, dunklen Augen neugierige Umschau halten konnten.

Ein junger Bursche, der entfernt von den Frauen im Grase gelegen, kam nun auf die Fremden zu und bot ihnen Wasser an. Er sprach eifrig zu Richard, begleitete seine Rede mit den, dem Orientalen eigenen leichten Gesten und deutete mit ausgestreckter Hand nach dem Hügel. Richard wandte sich nun lachend an Alice.

„Was sagen Sie dazu? Der Bursche preist mir die Kunst einer Sibylle an. Er sagt, die Leute kämen von weit her, sie um ihr Geschick zu befragen — wollen wir es auch versuchen? — Sie wohnt dort oben".

Er wies nach der kleinen Anhöhe, wo zwischen hochstämmigen, dunklen Cypressen ein paar elende Häuschen standen, die durch das, die untere Fensterhälfte deckende, Holzgitter als Wohnungen von Moslems zu erkennen waren.

Alice stimmte dem Vorschlage lebhaft bei. So gingen sie den Hügel hinauf und traten durch die niedere Thüre des Häuschens in einen engen, mit Mauern umschlossenen, Hofraum.

„Leila, Leila“, rief der Bursche ein paar Mal in die kleinen Fenster. Als keine Antwort kam, nahm er eine Handvoll Kieselsteine und warf sie gegen die Gitter. Ein gedunsenes, altes Gesicht kam hinter den gekreuzten Holzstäben zum Vorschein. Mit rauher Stimme murmelte sie etwas, dann als der Bursche ihr einige Worte zugerufen, nickte sie und verschwand nach dem Innern.

In der Mitte des Hofes standen zwei flache Steinplatten, wie sie die türkischen Gräber zieren. Sie sind senkrecht stehend in eine wagrecht auf dem Boden liegende Steinmasse gefügt, da wo Kopf und Füße ruhen. In der Mitte ist eine Oeffnung angebracht, — damit die Seele heraus kann, meint der Türke.

„Das ist das Grab eines Derwisch“, sagte Elson, auf die Filzkappe deutend die das Ende des einen Steines bildete.

Richard fragte den Burschen um nähere Auskunft. Der meinte, es sei dies die Grabstätte eines sehr heiligen Mannes, sein Segen und sein Geist sei es, der dem Brunnen die Kraft verliehen, daß Kundige darin das Kismeth erschauen können.

Ueber dem Grabe wölbte sich ein Buchsbaum, dessen Zweige mit daran gehefteten Fädchen und Stoffstreifen aller Farben und Arten wie überschneit waren. Richard zog aus dem Bande seines Strohhutes einen Seidenfaden, knüpfte ihn zu den übrigen und forderte Alice auf, ein Gleiches zu thun.

„Wozu?“ fragte sie erstaunt.

„Das muhamedanische Volk“, sagte Richard, „glaubt, daß in dem Maße, als die Luft hier diese Fetzen und Fädchen durchstreift, auch Krankheit und Leiden bei dem Träger jener Kleider verschwinden, von denen ein Theil hier angeheftet“.

„Ist's gut für alle Leiden?“

„Man sagt, gleichviel für die des Körpers, wie der Seele“.

Alice löste einen Faden aus ihrem Schleier und knüpfte ihn an.

„Es ist eigentlich kein Aberglaube“, fuhr Richard fort, „so wie die Fädchen hier vom Winde ausgelüftet werden, so schwinden auch unsere Leiden, mit andern Worten: die Zeit heilt alle Wunden und heilt sie besser, als wir ja selbst geglaubt. Sogar das Herz, das einmal gebrochen, wird wieder jung und die Liebe zieht darin ein. Und ist sie weniger gut, als die erste, die es empfunden?“

Alice hatte ihm ruhig zugehört. Die letzten Worte klangen wie eine Frage. Was sollte sie darauf antworten?

„Das ist wohl hier der Zauberapparat“, sagte sie einige Schritte seitwärts tretend. Sie hatte das Brett, das über dem cisternenartigen Brunnen lag, weggerückt und sah in dem dunklen, tiefliegenden Wasserspiegel klar ihr eigenes Bild. Nochmals beugte sie sich über die Brunnenwand und fuhr erschrocken zurück, als

sie neben ihrem eigenen Gesicht den Kopf Richards im Brunnen erblickte. Sie wandte sich nach rückwärts, um sich zu überzeugen, daß es nicht ihre eigene Phantasie gewesen, die ihr jenes Bild vor die Sinne gezaubert. Sie hatte nicht bemerkt, daß er hinter sie getreten war und ihr über die Achsel gesehen; jetzt, da ihre Augen den seinen begegnet, sah er sie forschend an und sprach leise und innig, indem er ihre Hand ergriff: „Hat Sie das, was Sie im Wasser unten sahen, so sehr erschreckt?“

„Nein“, sagte sie lächelnd und löste ihre Hand aus der seinigen. Sie sahen nochmals zum Brunnen nieder und zwei strahlende Augenpaare sagten, daß sie sich verstanden.

Da hörte man Geklapper von Holzpantoffeln auf der kleinen, wackeligen Treppe und die alte, dicke Wahrsagerin erschien schreiend im Hofraum. Richard hörte ihr zu und zog dann Alice vom Brunnen weg. „Die Alte schilt“, sagte er, „sie meint: wir nehmen dem Wasser die Zauberkraft, wenn wir unberufenen Auges in seinen Spiegel schauen; und dennoch“, setzte er hinzu, „haben unsere Blicke nicht mehr darin gesehen, als sie uns je hätte sagen können?“

Alice sah in die Ferne und eine Thräne schimmerte in ihrem Auge. Leila hatte sich nun vor dem Brunnen niedergekniet und fragte, für wen sie das Kismeth schauen solle.

Richard deutete auf Alice.

„Sie darf aber nicht verheirathet, noch versprochen sein“, sprach die Alte, „sonst ist ihr Kismeth schon erfüllt“.

Alice schüttelte auf Richards Uebersetzung der Frage den Kopf, dann sah sie zu, wie Leila mit der flachen Hand auf dem Brunnenrande einen Kreis von rechts nach links beschrieb, leise Worte vor sich hinmurmelnd. Jetzt beugte sie sich nach der Tiefe und hielt die Hände, mit den mit Hennah gefärbten Nägeln, wie zum Schutze gegen das Licht über die Augen. Der Yaschmak, das weiße, um den Kopf geschlungene Tuch, war ihr über das Kinn herabgerutscht und man sah, wie die dicken Lippen sich mechanisch bewegten. Nach einer Weile hob sie den Kopf und sprach. Als Richard ihren Worten zugehört, sah er wie überlegend vor sich hin.

„Was erwägen Sie so lange, übersetzen Sie doch einfach, was sie gesagt“, sprach Alice lächelnd, „bitte, Herr Elson, controliren Sie genau“.

„Ich besinne mich eben, es so schön wiederzugeben, wie es mir gesagt wurde, aber es will mir nicht recht gelingen. Sie glauben nicht, in welch hübschen Wendungen das ungebildete Weib spricht“.

„Ich verzichte auf Rosengarten und Nachtigallensang, ich möchte nur wissen, was sie sagte. Es scheint nicht viel Gutes zu sein?“

„Sie dürfen daran nicht glauben“, sagte er ängstlich.

Alice schüttelte lächelnd den Kopf.

Richard begann: „Cusum, sagte sie, d. h. mein Lämmchen, Dein Kismeth ist gut, denn Blumen überwuchern die Dornenhecken und wenn die Rose blüht, wirst Du Freude an ihr haben und nicht mehr denken, daß ihr Dorn Dich einst verwundet. Ich sah Dich mit Deinem Geliebten unten im Brunnen und Ihr

waret glücklich. Aber Du bist eine Franka, Du zeigst Dein Gesicht der Welt und verhüllst Dich nicht mit dem Yaschmak, darum hat eines Menschen böser Blick Dich getroffen, Eure Herzen bluteten und die Thränen flossen. Dann sah ich Dich wieder. Zeiträume lagen dazwischen, Du warst weit über dem Meere, die Wellen hatten Dein Leid weggewaschen, ich sah Dich lächelnd und glücklich, mit Perlen geschmückt zu den Füßen Deines Herrn. — Sind Sie nun zufrieden?"

„Gewiß", meinte Alice. „Das Ende ist ja gut".

„Obgleich Sie nicht die Rolle einer Orientalin übernehmen wollten — nicht wahr? Die gute Frau hätte den Schluß mehr der Franka anpassen müssen. Es war so gewählt, wie sie es sagte, daß ich nicht zweifle, es sei eine oft wiederholte Formel, die mit einigen Variationen ihre ganze Kunst umfaßt".

Elson mahnte nun zum Aufbruche. Nachdem Leila grinsend die klingenden Münzen zu sich gesteckt, geleitete sie die Fremden mit Segenswünschen vor die Thüre ihres Häuschens.

Am Abend desselben Tages, nach dem gemeinsam in Richards Farm eingenommenen Diner, standen sich Alice und Richard im Bibliothekzimmer nun zum ersten Mal allein gegenüber. Herr Swean war draußen auf der Terrasse über einer Zeitung eingenickt und Elson hatte Betou mit auf sein Zimmer gezogen. Richard athmete auf. Alice sah beklommen, wie willkommen ihm dies Alleinsein schien und nahm mit bebender Hand ein paar Blätter auf, die auf dem Tische lagen. Als sie sah, daß das Papier mit griechischen Schriftzügen beschrieben, legte sie es wieder zurück. Richard hatte ihr zugesehen, ergriff nun die Blätter und sprach: „Das sind griechische Verse, die ich auf unserm letzten Ausfluge in Rizzokarpasso gesammelt. Es scheinen die Reste längerer Lieder zu sein, doch konnte ich nicht mehr, als diese Strophen dem Munde der Leute entlocken".

„Haben Sie noch nicht versucht, sie zu übersetzen?"

„Noch nicht, aber es kann sogleich geschehen".

Er hielt das Blatt vor sich hin und sprach, Alice ansehend, langsam und halblaut:

> Ein vierkantiges Kreuz hängt an Deinem Halse —
> Alle küssen das Kreuz und ich Dein Angesicht.

Dann fuhr er nach einem Augenblick des Schweigens fort:

> Zehn Königsärzte, und wären sie noch so gelehrt —
> Sie heilen es nicht, ein Herz liebegetroffen.

Alice hatte etwas über die Verse sagen wollen, aber sie fühlte, daß sie nicht, wie sonst, unbefangen sprechen könne. So war sie an das Fenster getreten und preßte die Hand gegen das pochende Herz. Richard war ihr nachgegangen und ergriff ihre herabhangende Rechte.

„Alice", sagte er leise, „Alice, zehn Königsärzte, und wären sie noch so gelehrt, sie heilen es nicht, mein Herze, liebesgetroffen".

Er zog sie an sich, nahm ihren Kopf zwischen die Hände und küßte sie.

„Alle küssen das Kreuz und ich Dein Angesicht. — Ja, ja der Brunnen

hat die Wahrheit gezeigt. Du sahest mich darin und mir leuchtete aus Deinen Augen ein Paradies voll Glückseligkeit entgegen, da wußte ich, daß auch Du mir gut warst".

„Aber die Dornen?" fragte Alice, sich losmachend.

„Denke nicht an die Dornen, wir wollen sie nicht wachsen lassen. Sagte nicht selbst die Wahrsagerin, wir hätten dem Wasser von der Zauberkraft genommen? Glaube nicht an ihre Worte, glaube einzig nur an meine Liebe!"

Sie gingen hinunter in den Garten, Hand in Hand im seligen Geplauder der Liebenden, die nie müde werden, von ihrem Glücke zu sprechen.

„Ja, ja", sagte Richard, als sie durch die Statuenreihe wanderten, „lacht nur und grinst, meine Gottheiten, aber erkennt diese hier als euere Herrin an! Nun darfst Du die Insel nicht wieder verlassen, ich halte Dich fest, so fest, daß Du mir nicht mehr entrinnen kannst".

„Es wird spät", sagte sie, sich aus seiner Umarmung befreiend, „und", setzte sie schelmisch hinzu, „wollte ich nicht bleiben, Du könntest mich auch nicht halten".

Und ehe er sie wieder erhaschen konnte, war sie ihm enteilt.

Alice wollte zum Hause zurück, doch hielt sie auf ihrem Wege inne, als sie Betou mit Elson kommen sah. Sie mochte jetzt Niemanden begegnen, wollte allein sein mit sich und ihren glücklichen Gedanken. Sie drückte sich gegen die Mauer des Hauses, um die Beiden ungesehen vorüber zu lassen. Dichte Büsche deckten ihre Gestalt. Sie lauschte, ob die Schritte sich entfernten. Sie schienen stehen zu bleiben und vernehmbar drangen die gesprochenen Worte an ihr Ohr.

„Sie waren also auch noch nicht im Kiosk?" fragte Betou.

„Meinen Sie damit das Gebäude hier hinter den Bäumen?" erklang Elsons Stimme.

„Jawohl, es ist geheimnißvoll verborgen und verbirgt wieder ein Geheimniß. Sie sind also auch noch nicht gewürdigt worden, ‚seine Frau' kennen zu lernen?"

Alice hatte sich leise entfernen wollen, als sie merkte, daß sich die Herren auf die Bank niedergelassen haben müßten, jetzt aber stand sie gebannt und tastete wie zur Stütze mit der Hand nach der kühlen Mauer.

„Seine Frau?" hörte sie Elson erstaunt fragen, „ich wußte nicht" —

„Daß Herr Black verheirathet sei?" fiel Betou in die Rede. „Nun, so genau muß man das nicht nehmen".

„Aber wie kommen Sie auf diese Bezeichnung, und wen meinen Sie damit?"

„Das ist eine höchst romantische Geschichte, hinter deren Geheimniß ich noch nicht gekommen bin, obwohl sie schon ziemlich lange spielt; d. h. das Geheimniß glaube ich zu wissen, aber gesehen habe ich es noch nie. Sahen Sie nie, daß der Kiosk Abends erleuchtet ist? Herr Black pflegt ihn dann zu besuchen, dabei bleiben aber stets die Jalousien, wie auch am Tage, fest verschlossen. Mir fing das an, aufzufallen, nachdem Black von einer Reise aus dem Innern zurückgekommen war. Er hatte auf seinem Ausfluge auch Nikosia berührt. Es war,

als eben die Bevölkerung in nicht geringer Aufregung wegen eines jungen, hübschen Judenmädchens, das, um in den Harem eines Paschas zu kommen, zum Islam übertreten wollte. Es geschieht dergleichen häufig genug und wird stets von allen Parteien mit Stillschweigen übergangen. Diesmal jedoch hatte sich ein zugereister Rabbi hineingemischt und mit seinen Reden die Köpfe erhitzt. Ein paar Tage später kam ich selbst durch Nikosia, fand die Gemüther wieder beruhigter und war nicht wenig erstaunt, zu hören, daß Black, der vergebens besänftigend auf die Menge wirken wollte, der Sache ein schnelles Ende gemacht, indem er sammt dem Mädchen verschwunden war. Seit jener Zeit datirt der Cultus für den Kiosk. Kein fremder Fuß hat je das Zauberschloß mehr betreten; es ist still um das Heiligthum, aber des Abends öffnet sich gastlich ihm die Pforte und Lichtschimmer dringt verrätherisch aus den Ritzen".

„Glauben Sie wirklich Recht zu haben?" fragte Elson. „Ich kenne Herrn Black gar noch nicht lange, aber ich halte ihn für einen edlen, ritterlichen Charakter".

„Ich werfe ihm damit kein Unrecht vor", fuhr Vetou fort; „das Mädchen der Verfolgung zu entziehen, war gewiß die That eines ritterlichen Herzens, ganz ebenso es zu beherbergen und weiter zu beschützen. Aus der Rolle des Retters und Beschützers ist mit der Zeit wohl die des Geliebten entstanden. Black ist gewiß ein edler Mensch, aber er ist Phantast und ich könnte mir den Prozeß ganz natürlich erklären — vollends hier im Orient, wo es so an Umgang und Zerstreuung fehlt. Uebrigens weiß Black ganz gut von dieser meiner Vermuthung, und ein Freund von ihm, der damals die Reise mit ihm unternommen, bestätigte sie vollkommen. Anfangs lachte er blos, wenn man ihn mit „seiner Frau" neckte, später schien es ihn unangenehm zu berühren".

Elson und Vetou waren nun aufgestanden und tiefer in den Garten gegangen.

Alice trat aus ihrem Versteck hervor, sie sank auf die Bank und hielt die flachen Hände gegen die Augen gepreßt. Dumpf tönte es ihr noch im Ohr: „es werden Dornen wachsen zwischen Dir und ihm".

Mehmet kam aus dem Gebüsch an ihr vorbei und grüßte die Erschrockene mit grinsender Miene. Er mußte vom Kiosk kommen. Einen Augenblick dachte sie, dahin zu gehen, um sich über Vetous Aussage Wahrheit zu verschaffen, da fiel ein Lichtstrahl aus dem Dickicht ihr in die Augen — sie wußte nun genug. Als sie fühlte, daß sie ruhiger geworden, ging sie zu ihrem Vater und mahnte zur Heimkehr. Die Pferde standen schon bereit. Richard half ihr beim Aufsteigen. Ihre Hand zitterte leicht, er wollte zu ihr aufsehen, doch traf sein Auge nicht das ihrige.

Der Weg nach der Stadt war dunkel und wurde schweigsam zurückgelegt.

Richard richtete von Zeit zu Zeit Fragen an Alice, die sie unbefangen beantwortete. Beim Abschiede küßte er ihr die Hand.

„Auf glückliches Wiedersehen morgen", sagte er leise.

„Morgen —", sagte sie, „morgen, vielleicht — aber versprechen Sie mir,

mich nicht eher aufzusuchen, als ich es selbst veranlasse. Nur dies eine Mal noch meinen Willen!" sprach sie bittend, als er unzufrieden schien.

Richard nickte. — Er blickte noch lange zurück nach dem Hause, das jetzt sein Liebstes barg. Als er sah, daß die Zimmer eben hell wurden, hoffte er, noch einmal Alicens Gestalt zu erblicken, aber nur Schatten huschten an den Fenstern hin und her und keine Hand rührte sich, ihm Lebewohl zu sagen. Vetou war über Richards langsames Reiten ungeduldig geworden und drängte vorwärts. Sie sprachen Beide wenig. Richard schloß für Momente die Augen, um, durch keine äußeren Eindrücke gestört, sich das Bild, das sein ganzes Sein ausfüllte, vor die Sinne zu zaubern.

„Mir scheint", sagte Vetou, „Sie träumen schon jetzt — gute Nacht!"

Er wandte sein Pferd und verschwand, noch ehe Richard eine Antwort finden konnte.

Den folgenden Tag hatte Richard unruhig verbracht. Er erwartete jeden Augenblick eine Botschaft von Alice, dann dachte er wieder, sie würde wohl selbst mit ihrem Vater nach der Farm kommen. Er wollte zur Stadt reiten, um Briefe auf das Schiff zu bringen, befahl aber dann Mehmet, dies zu thun, und studirte lange mit Elson an der herzustellenden phönizischen Grammatik. Spät Abends wollte er noch nach dem Kiosk gehen, kehrte aber auf halbem Wege wieder um und ging in's Haus zurück. Er trat an seinen Schreibtisch, öffnete langsam ein Fach und nahm ein gefaltetes Blatt Papier heraus. Es war jenes mit den griechischen Versen. Nach einer Weile legte er den getrockneten Jasminzweig wieder hinein und ging langsam im Zimmer auf und ab.

Den nächsten Morgen war er schon früh bereit, nach Larnaka zu gehen. Er sagte sich, sein Versprechen habe nur für einen Tag gegolten, heute konnte er nicht Ruhe finden, ohne Alice gesehen zu haben. Als er zu Pferde saß, sah er, daß es noch viel zu frühe sei, die Freunde aufzusuchen. Er machte einen Umweg und zwang, trotz der fieberhaften Aufregung, die sich seiner bemächtigt hatte, das Thier, im Schritt zu gehen. Als er dann am Hause angelangt, ging er rasch die Treppe hinauf. Zu seiner Verwunderung waren alle Thüren geöffnet. Eines der griechischen Mädchen vom Hause war im Begriffe, die Zimmer in Ordnung zu bringen. Als sie Richard unter der Thür bemerkte, hielt sie in ihrer Arbeit inne und nahm ein Couvert vom Tische.

„Es ist gut, daß Sie kommen, Herr Black", sagte sie, „ich wollte eben einen Boten an Sie senden, wegen des Briefes hier".

Richard griff nach dem Papier.

„Ist Herr Swean heute schon ausgegangen?" fragte er, sich in den leeren Räumen betroffen umsehend.

„Wußten Sie nicht, daß er mit dem Schiffe von gestern abgereist?"

Mit zitternder Hand erbrach er nun hastig den Brief. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Er legte einen Augenblick die Hand über sie,

dann las er die kurzen herzlichen Abschiedsworte Herrn Sweans, für dessen plötzliches Verschwinden ihm aber der Inhalt keinerlei Erklärung gab.

Als die kleine Griechin Richard so starr vor sich hinblicken sah, legte sie die Teppiche, die sie ausschütteln wollte, bei Seite und fuhr mit der Hand glättend über die schwarzen Haare.

„Der alte Herr wollte nicht abreisen", sagte sie, „aber das Fräulein bestand darauf und der Herr scheint immer zu thun, was die Dame will. Wie sie dann so sehr weinte, widersprach er auch nicht mehr und das Fräulein packte schnell ein. Sie wollte nicht, daß Jemand von uns sie auf das Schiff begleite. Sie hatte ganz verweinte Augen. Vorgestern Abend, als sie zurück kam, waren viele Briefe für sie angekommen. Es müssen schlechte Nachrichten darin gewesen sein, denn ich hörte dann gleich, wie sie mit dem alten Herrn heftig sprach".

Richard hatte ihr aufmerksam zugehört und war dann an den Tisch getreten. Hier stand noch ein Blumenstrauß aus Vetons Garten und daneben lagen verwelkt ein paar rothe Blüthen, die er ihr im Thale bei der Wahrsagerin gepflückt. Er hatte sie in die Hand genommen, doch schob er sie wieder zurück, verließ ohne ein Wort das Haus und ritt langsam auf dem weitesten Wege seiner Besitzung zu.

Herbst und Winter waren seit jenem Tage verstrichen. Richard hatte nach Elsons Abreise eine einsame Zeit verlebt. Veton war fast immer abwesend und so lebte er mehr denn je dem Studium und der Arbeit. Im Frühjahr endlich, als die heiße Sonne schon anfing, Cyperns grünen Schmuck zu versengen, gab Richard dem Drängen Elsons nach, als sein Gast die Sommermonate in England zuzubringen. So kam es, daß er in London in Elsons Studirzimmer saß und sie zusammen plauderten von ihren Arbeiten und Resultaten und von der gemeinsam auf der Insel verlebten Zeit.

„Ist Ihnen der Abschied von der Farm nicht recht schwer geworden?" forschte Elson.

„Gewiß", sagte Richard und ein wehmüthiges Lächeln glitt über seine Züge, „aber ich ließ nichts zurück, was ich nicht ruhig hätte verlassen können. Mehmet versorgt das Haus und in der Oekonomie geht Alles ruhig seinen Gang".

„Aber — Ihre Frau?" fragte Elson neckend.

„Die habe ich mitgebracht", erwiderte Richard erröthend.

Elson schüttelte lächelnd den Kopf.

„Da muß ich ihr wohl ein Cabinet oben einräumen, damit Sie sich hier bei mir ganz heimisch fühlen".

„Nein, ich bin entschlossen, sie dem Museum zu überlassen".

„Bravo, Freund", rief Elson, ihm auf die Schulter klopfend, „das ist einmal ein vernünftiger Gedanke. Die Geschichte war zu unnatürlich; hier unter Menschen sollen Sie die Wallfahrten nach dem Kiosk schon verschmerzen lernen. Nur in der Einsamkeit kann man sich krankhaft für ein steinernes Liebchen begeistern und es mit Eifersucht hüten".

„Daß Sie mich darin nie verstehen konnten!“ sagte Richard ruhig. „Es war nicht Liebe zu der Statue, die mich allabendlich nach dem Kiosk gehen hieß: es war das Bedürfniß, in anderer Umgebung ein anderer Mensch zu werden, den Alltagsmenschen mit all den praktischen Sorgen und Bedenken auszuziehen für Stunden und mich nur dem hinzugeben, was Herz und Geist erfreut, und ganz dem Genusse des Schönen zu leben. Mit einbrechender Dunkelheit, wann die Geschäfte des Tages abgeschlossen waren, ging ich hinüber, um zu lesen oder zu schreiben. Ich war dort nicht allein. Wenn ich vom Schreibtisch zu „meiner Frau“ hinüber sah, die, matt vom Lampenlicht beleuchtet, athmend die Brust zu heben und zu senken schien, dann war es, als sei es ein lebendes Wesen, das auf meine Fragen den Kopf schüttelte oder mir zunickte. Ich gab mir selbst durch sie Antwort und dennoch schien es, als sei es nicht mein eigener Gedanke, da ich unbewußt mich zwang, wie ein Dritter objectiv zu denken. — So ist sie mir zur Freundin geworden“.

„Ja, ja, das klingt Alles recht vernünftig, aber Sie haben sich doch stets wie ein Verliebter zu ihr gestohlen und die Besuche so recht geheimnißvoll betrieben“.

„Das war nur Betou, der den mystischen Schleier darum gesponnen. Was kümmerte es ihn, wie und wo ich meine Zeit verbrachte? Ich gestehe ein, ich wollte meine Frau ganz für mich allein haben. Was sollten Andre sie bewundern oder kritisiren? Sie hätte für mich den Reiz dann verloren, und vor Allem gönnte ich Betou nicht, sie zu schauen: — ihre Schönheit wäre mir profanirt erschienen“. —

„Wie wird ihn die Neugierde plagen, in den Kiosk zu dringen!“ meinte Elson lächelnd, „er glaubt so fest an das schöne Judenmädchen“.

„Der alte, unsinnige Scherz! Aber sprechen wir nicht von Betou“, sagte Richard mit abwehrender Handbewegung, „ich kann den Gedanken nicht los werden, daß er mit die Ursache des plötzlichen Verschwindens von Miß Alice gewesen. Hat Mister Swean Ihnen nie näheren Aufschluß darüber ertheilt?“

„Nein, als ich ihn fragen wollte, brach er rasch ab, so daß ich nicht näher in ihn zu dringen wagte“.

Es war das erste Mal seit jener Abreise von Cypern, daß Elson von den Lippen des Freundes den Namen des jungen Mädchens aussprechen hörte. Er bemerkte, daß Richard es mit seltsamer Erregung that, sah ihn aber dabei so ruhig an, als staune er nur, Gesagtes erst jetzt zu vernehmen. Er fuhr fort, das Zimmer mit kurzen Schritten zu messen, dann rieb er schmunzelnd die Hände, als hätte er die Lösung einer schwierigen Frage gefunden.

Tags darauf war Elson gleich nach dem zweiten Frühstück weggegangen. Nach einiger Zeit kehrte er im Wagen mit einer jungen Dame zurück, in der man leicht Miß Alice wieder erkannte. Sie hatte sich in der Zwischenzeit wenig verändert, nur in den Augen lag ein melancholischer Ausdruck, der sie aber eher hübscher und interessanter erscheinen ließ.

„Sie werden gewiß nicht bereuen, mit mir gekommen zu sein“, sagte ihr

Elson, als er sie die Treppe hinauf führte, „das, was ich Ihnen zu zeigen habe, lohnt schon der Mühe“.

„Aber“, forschte Alice ungeduldig, „ist es wirklich nichts von Alledem, was ich bis jetzt gerathen?“

„Nur Geduld, Sie sollen es gleich sehen“.

Damit hatte er die Glasthüre geöffnet, die Stiege und Corridor trennte, ging in demselben voran, öffnete eine Thüre und führte Alice in ein mit Blattpflanzen geschmücktes, matterleuchtetes Cabinet. Mitten im Grün stand die Marmorstatue eines Weibes in halber Lebensgröße. Der schlanke, kunstvoll gearbeitete Körper war etwas nach rückwärts gebeugt, die Arme auf den Rücken gebunden, der schöne Kopf mit einem ergreifenden Ausdruck, wie hülfeflehend, gegen Himmel gerichtet. Es war eine Proserpina, die aus einer Gruppe, deren Raub vorstellend, allein stehen geblieben.

Alice betrachtete sie lange. „Wie schön sie ist!“ sagte sie dann, „wo haben Sie sie gefunden? Sie scheint zu leben, wenn man sie lange ansieht“.

„Es ist dies Kunstwerk nicht mein Eigenthum“, sprach Elson, „Herr Black brachte es selbst aus Cypern mit und will es nun dem Museum überlassen“.

Alice war bei Nennung des Namens zusammengeschreckt.

„Ist Herr Black hier in London?“ fragte sie ängstlich, „sorgen Sie dann, daß ich ihm nicht begegnen muß“.

Elson betrachtete sie lächelnd. „Ist das wegen ‚seiner Frau‘ —“

„Woher wissen Sie? —“

„Hm, ich vermuthete blos. Also hat richtig Vetou Ihnen davon gesagt?“

Als sie den Kopf schüttelte, fuhr er fort: „oder waren Sie vielleicht Zeugin des Gespräches, das ich mit ihm im Garten am Abend vor Ihrem Verschwinden gehabt?“

„Ich wollte nicht horchen, ich hörte es zufällig und es stand sogleich mein Entschluß fest, die Insel so bald wie möglich zu verlassen, der Aufenthalt wäre mir nur peinlich geworden“.

„Wenn ich Ihnen aber nun sage: Dies hier ist ‚seine Frau‘ und nie ist eine andere im Kiosk gewesen, als dieses Bild von Stein?“

„Und das Judenmädchen?“ drängte Alice gespannt.

„Das Judenmädchen ist allerdings von Herrn Black aus Nikosia entfernt worden, aber er hat es nur zu dessen eigenen Verwandten gebracht. Sie hat die Farm nie gesehen, aber die Proserpina hat er von diesem Ausfluge heimgeführt und ihr im Kiosk Wohnung gegeben“.

„Aber warum hat Vetou das Alles gesagt und Sie haben ihm nicht widersprochen?“

„Vetou hatte man aus Scherz bei seiner Vermuthung gelassen; er wußte es nicht besser oder er fand vielleicht auch Vergnügen daran, mich auszuforschen und als er sah, daß ich ihn nicht belehren konnte, wollte er mich den Roman glauben machen“.

Alice hielt die Hand vor die Augen und weinte leise. Sie hatte nicht be-

merkt, daß Elson das Cabinet verlassen und Richard eingetreten war. Als dieser neben ihr sie leise beim Namen nannte, schrie sie auf vor Schrecken, er zog sie in seine Arme und schluchzend hing sie an seinem Halse.

„Alice", sagte er, ihr Haar streichend, „das hier ist ‚meine Frau'. Könnte sie sprechen, sie würde Dir erzählen, wie viel von Glück und Leid um Dich ich ihr vertraut. Freund Elson meint, ich hätte sie mehr geliebt, als der Mensch an einem Steine hängen soll, aber war es denn nicht das einzige Wesen, dem ich Alles sagen konnte? Vor Deiner Ankunft auf der Insel war ich ja so allein gewesen und als Du mir dann entflohen, da war es doppelt schlimm. Ja, es sind Dornen zwischen uns gewachsen —"

„Aber über dem Meere haben wir uns wieder gefunden", fiel Alice nun glückselig lächelnd ein. „Deine Frau darfst Du aber nicht weggeben, die wollen wir behalten, doch Freud und Leid mußt Du ferner nur mir noch vertrauen, sonst werde ich eifersüchtig auf Proserpina".

„Habe keine Angst, mein Herz", sagte Richard, ihre Hände fassend. „Wie lange währt es noch, dann bist ja Du in wonig blühendem Leben, was einst in leblosem Stein jenes Einsamen heimliches Glück gewesen: ‚seine' Frau!" —

Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten.

Von

A. Geyer.

— München. —

Im Jahre 1781, also gerade vor hundert Jahren, setzte die Akademie der Künste und schönen Wissenschaften zu Châlons an der Marne einen Preis für die beste Beantwortung folgender Frage aus: „Wenn die bürgerliche Gesellschaft eines ihrer Mitglieder durch das Organ des öffentlichen Ministeriums angeklagt hat und das letztere in dem Proceß unterliegt, welche wären die ausführbarsten und am wenigsten kostspieligen Mittel, um dem für unschuldig erkannten Bürger die Entschädigung zu verschaffen, welche ihm nach natürlichem Recht gebührt?" Des Preises wurden zwei eingelaufene Schriften gleichmäßig würdig gefunden. Die eine rührte von Brissot de Warville, die andere von Philippe de la Madelaine her. Beide sind sodann (die letztere anonym) in der Bibliothèque philosophique du législateur, du politique, du jurisconsulte veröffentlicht worden*).

Die Abhandlung de la Madelaines hat den Titel: „Von den Mitteln, die ungerecht angeklagte und bestrafte Unschuld schadlos zu halten", und trägt das Motto: Res est sacra miser. Vor Allem führt der Verfasser die Einwendungen an, welche man gegen eine Entschädigung geltend macht. Man berufe sich auf das salus populi suprema lex, darauf, daß das Gemeinwohl leiden würde, wenn man sich enthielte, den Schuldigen zu verfolgen aus Furcht auf einen Unschuldigen zu treffen, daß die Functionen des öffentlichen Ministeriums nicht freiwillige, sondern pflichtmäßige seien, man daher demjenigen, welcher sie ausübt, nicht ein Verbrechen daraus machen könne, daß er sich geirrt hat, indem er seine Pflicht zu erfüllen bestrebt war, daß es die Entmuthigung in sein Gemüth pflanzen, seine Wachsamkeit einschläfern,

---

*) S. Biblioth. philos. IV. 1782 p. 275 sv. und VI. 1782 p. 167 sv.

und den Verbrechen freie Bahn schaffen hieße, wenn man den Ankläger verantwortlich wegen eines Vorgehens machen wollte, welches zwar durch den Erfolg verurtheilt, aber durch die Absicht gerechtfertigt war, daß ja die Ehre der einzige und wahre Reichthum des Bürgers sei und darum das Urtheil, welches ihn frei spricht, ihm alles vollständig wiedererstattet, was das Verfahren ihm rauben könnte, daß es überhaupt ungerecht sei, den Ankläger zu strafen, weil er ein Verfahren angeregt hat, welches die Makellosigkeit des Angeschuldigten in ihrem vollen Licht hat erglänzen lassen.

De la Madelaine weist dagegen auf unser innerstes Gefühl hin, welches ausruft: Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß ein Bürger gelitten hat und nach natürlichem Recht sei Entschädigung demjenigen gebührend, welcher einen Schaden durch seinesgleichen erlitten hat. — Er geht dann daran, den Beweis hierfür zu liefern.

Allerdings Entschädigung könne nicht Dem zu Theil werden, welcher blos hors de cour gesetzt (von der Instanz absolvirt) worden ist. Was man auch immer, vielleicht mit Recht, gegen diese Urtheilsform einwenden möge: ist sie angewandt, so ist Jemand nur gewissermaßen halb unschuldig und Belohnung für die Tugend gebührt nur Dem, dessen Tugend von keinem Wölkchen bedeckt ist.

Anders steht es mit dem für schuldlos Erkannten.

Allerdings seine Ehre ist durch das Urtheil vollständig wiederhergestellt. Ja, der Charakter der Franzosen sei so voll Mitgefühl und Großherzigkeit, daß eine ungerecht erlittene Verfolgung den Verfolgten in den Augen der Nation nur verehrungswürdiger mache. Könnte man übrigens nicht dieses Gefühl noch kräftigen, indem man jenem durch öffentliche Anerkennung den süßesten Trost für seine geheimen Leiden verschaffte? „Eine Elle rothen oder blauen Bandes hat unter uns so großen Werth und unser Herz ist stets so zufrieden, wenn der Eitelkeit genug gethan ist! Decoriren wir den Unglücklichen, der der Gewalt der Justiz entronnen ist, mit einer Auszeichnung, welche laut ankündigt, daß das Gold, welches aus dem Schmelzofen hervorgeht, nicht lauterer ist als sein Lebenswandel. Wer würde ihn nicht mit Vergnügen geschmückt sehen durch ein weißes Band, von welchem ein Kreuz oder eine Medaille herabhinge, welche auf der einen Seite die Worte trüge: „Die erkannte Unschuld“, und auf der andern eine aus zwei Palmzweigen gebildete Krone, mit dem Datum des freisprechenden Urtheils? Man würde noch einige jener Auszeichnungen hinzufügen, welche so wenig kosten und so sehr schmeicheln. Dieses Kreuz würde zum Beispiel einen Vorrang in den Kirchen, in den Processionen, bei den öffentlichen Feierlichkeiten sichern. Es würde Eintritt und einen ausgezeichneten Platz in den Theatern gewähren, wo ihre Geschichte, viel rührender als die fabelhaften Erzählungen, mit welchen das Schauspiel ein nach Aufregungen begieriges Volk unterhält, laut verkündigen würde, daß, wenn es Strafen für das Verbrechen giebt, auch Belohnungen für die Tugend

existiren. Man denke sich la Bourdonnais*) nach vierthalb Jahren einer ungemein strengen Untersuchung die Bastille verlassend, wo ihm selbst die Erlaubniß, seine Frau und seine Kinder zu sehen, verweigert war. Man stelle sich ihn vor, wie er in's Théâtre Français eintritt, decorirt mit jenem weißen Band, welches die Bürgschaft für seine Unschuld geworden ist, und an seiner Seite denke man sich, geschmückt mit seinem großen rothen Ordensband, jenen Dupleix, welcher vielleicht sein Leidensgenosse geworden wäre, wenn er nicht sein Nebenbuhler und Feind gewesen wäre. Wem würde das Beifallsklatschen gelten? Welcher von beiden würde die Versammlung zu einem süßeren und lebhafteren Gefühlsausbruch hinreißen? Man müßte die Franzosen nicht kennen, um noch zu fragen. Der Vertheidiger von Pondichery müßte dem Sieger von Madras weichen, und zwar nur weil dieser das Opfer des Neides geworden ist".

Außerdem will de la Madelaine aber dem für unschuldig Erkannten auch noch reellere Vortheile eingeräumt haben: Freiplätze in St. Cyr oder in der Militärschule, Befreiung vom Lehrgeld für seine Kinder und Enkel, die sich einem Handwerk widmen, Ernennung zu Gemeindeämtern u. s. w.

Was die eigentliche Entschädigung betrifft, so will de la Madelaine dieselbe hauptsächlich aus den Succumbenzgeldern, welche für fol appel zu zahlen waren, entnehmen lassen. „Aber ich höre die Humanität rufen: Und die Thränen, mit welchen sie so oft den Stein benetzt haben, welcher ihnen zum Lager diente, und die Seufzer, welche so oft in den Gewölben ihres Kerkers widerhallten, wo werden sie ihre Entgeltung finden? Im Busen des Vaters der Barmherzigen, werde ich antworten, denn ich habe nicht die Herrschaft über die Erde, welche im Stande wäre, ihnen vollkommene Schadloshaltung zu gewähren".

Brissot nennt seine Abhandlung: „Das gerächte unschuldige Blut oder Abhandlung über die den unschuldig Angeklagten gebührende Entschädigung" und schickt ihr das Motto voraus: Quis talia fando temperet a lacrymis. Er ahnte damals nicht, daß dies einst nur zu sehr auf sein eigenes tragisches Geschick anwendbar werden sollte.

Gleich am Eingang seiner Arbeit macht er aufmerksam auf die auffallende Erscheinung, daß im Allgemeinen die größte Gleichgiltigkeit gegenüber dem Schicksal der unschuldig Angeklagten herrsche. „Der Tod umgiebt uns von allen Seiten, ergreift seine Beute in unserer Nachbarschaft, und seine schrecklichen Schläge entreißen uns nicht unserer Lethargie! Wir geben uns friedlicher Ruhe hin, und tausend Unschuldige seufzen in ihren Ketten! Wir nehmen den Mißbrauch wahr, dessen unglückliche Opfer sie sind, er kann uns treffen wie

*) Bertrand François Mahé de Labourdonnais, der Eroberer von Madras, wurde vom Generalgouverneur Dupleix beschuldigt, das Interesse der französisch-indischen Compagnie verrathen zu haben, und erst nach einer dreijährigen Haft in der Bastille für schuldlos erklärt.

sie; und so gleich dem vernunftlosen Thier, welches ruhig zusieht, wie seinesgleichen erwürgt wird, ohne vorherzuahnen, daß ihm dasselbe Loos droht, fühlen wir den Stich des tödtlichen Stahls nicht, bis er sich in unsere eigne Brust senkt! O, fern sei von mir diese verbrecherische Gleichgiltigkeit! O Ihr, welche ein strenges Gesetz in Fesseln hält, Angeklagte, o meine Brüder, ich habe mit Euch den tödtlichen Schreck gefühlt, welcher Euch die Besinnung raubte, als Euch Eure Freiheit entrissen wurde! Mit Euch habe ich mich auf Eurem Schmerzenslager ausgestreckt; ich habe Eure Thränen fließen sehen und auch meine Thränen sind geflossen".

Brissot sucht nachzuweisen, daß die Verweigerung der Entschädigung im Widerspruch mit dem Gesellschaftsvertrag steht. Fordert denn etwa, wie man behauptet, die öffentliche Ordnung, daß man zuweilen Unrecht thue? „Dann wäre die Gesellschaft nur ein Hinterhalt, in welchem der Schwache beständig dem Starken zum Opfer fiele. Ein gefährlicherer Hinterhalt als jeder andere, denn der Mörder, der mein Leben bedroht, zittert, indem er den Dolch erhebt, fühlt Gewissensbisse, wenn er den Stoß geführt hat, entheiligt nicht die geheiligtsten Namen, um sein Verbrechen zu rechtfertigen. Der Richter aber, welcher einen Unschuldigen zu Grunde richtet, fühlt weder Schrecken noch Gewissensbisse, noch fürchtet er eine Strafe; er weiß es, er hat die Gewißheit von seiner Ungerechtigkeit und er spricht sich von derselben durch ein Sophisma frei. Diese Ungerechtigkeit umkleidet sich vor seinen voreingenommenen Augen mit dem Gewand gesetzlicher Nothwendigkeit: er schläft sanft, während sein Gewissen aufgeregt, gepeinigt, zerfleischt sein sollte! . . . Seht da die Lethargie, in welche das feine Gift der richterlichen Grundsätze versenkt".

Nun prüft Brissot vor Allem die Mittel, welche geeignet sind, die Anklagen Unschuldiger seltener zu machen und das Loos der Angeklagten während der Untersuchung zu mildern. Er empfiehlt Einschränkung der Gewalt des öffentlichen Ministeriums, (wobei er ein lebhaftes Bild von der Unwissenheit und Gewissenlosigkeit der Magistratur seiner Zeit entwirft), Unzulässigkeit geheimer Denunciationen, Einschränkung der Untersuchungshaft und bessere Einrichtung der Untersuchungsgefängnisse, Herstellung der Waffengleichheit zwischen Anklage und Vertheidigung, Oeffentlichkeit des Verfahrens und Einführung strengerer Beweisregeln.

Wie aber soll man Jemanden entschädigen für die Uebel, welche er durch die Haft erlitten hat? Kann Geld dafür genugthun? Und ebenso für die Erniedrigung und die Einbuße an der Ehre? Hier muß wenigstens das Mögliche geschehen durch die weitgehendste Oeffentlichkeit für die Freisprechung und mannigfache Bevorzugungen des für schuldlos Erkannten. Aber auch Geldentschädigung ist erforderlich. Sie muß aus dem genommen werden, was der Staat durch die Rechtspflege einnimmt. Ihr Betrag wird sich vermindern, wenn man die Untersuchungshaft seltener verhängt und das Beweisverfahren verbessert.

Die Abhandlung schließt mit dem pessimistischen Wort: „Sich nützlich

zu machen ist ohne Zweifel das einzige Mittel, um die Andern und sich selbst über das Unglück zu trösten, daß man existirt und in der Gesellschaft existirt"*).

Die Worte der Preisgekrönten waren nicht ungehört verklungen. Sie fanden ihren Widerhall schon in Neckers Werk: De l'administration des finances de la France, welcher T. III. p. 224 sv. darauf hinweist, daß es gerecht wäre, jene, die das Opfer eines schlecht begründeten Vorurtheils wurden, zu entschädigen. In noch viel bedeutungsvollerer Weise aber ertönt jener Widerhall in der Rede, welche im Namen des unglücklichen sechzehnten Ludwig dessen Justizminister hielt, als er den Generalstaaten die ordonnance criminelle vom 8. Mai 1788 vorlegte: „Nachdem der König die Form festgestellt hatte, in welcher über die Schuldigen gerichtet werden soll, hat er sich mit der Entschädigung beschäftigt, welche Sie den Unschuldigen bestimmen, wenn sie, auf falsche Indicien hin, die Leiden einer criminellen Verfolgung erlitten haben. Seine Majestät hat die Art der Wiedererstattung kennen lernen wollen, welche das Gesetz ihnen zusichern sollte. — Ich kann es geradezu erklären: Seine Majestät hat mit der größten Ueberraschung gesehen, daß die Gesetzgebung seines Königreichs noch nichts zu deren Gunsten festgesetzt hat und daß, wenn nicht dem Proceß eine Civilpartei beigetreten ist, die zu den Kosten des Drucks und öffentlichen Anschlags des freisprechenden Urtheils verurtheilt werden kann, nicht einmal diese geringe Entschädigung der Unschuld zugestanden ist! Der König beschäftigt sich mit diesen Schadloshaltungen, welche er als eine Schuld der Gerechtigkeit ansieht! Aber mittlerweile, bevor er dieses Ziel einer wahrhaft gerechten Gesetzgebung erreichen kann, die in Voraussicht der Möglichkeit einer Verwechslung des Unschuldigen mit dem Uebelthäter sich nicht auf das Strafen beschränkt, sondern sich zur Entschädigung verbunden hält, ist es sein Wille, daß die freisprechenden Urtheile auf Kosten seines Dominialvermögens gedruckt und öffentlich angeschlagen werden sollen".

Diese Aeußerungen machten in ganz Frankreich großen Eindruck. Fast alle Vollmachten der Generalstände von 1789 sprachen sich gegen diesen Ueberrest der fiscalischen Anschauung feudaler Zeiten aus. So z. B. die Cahiers von Paris, Vannes, Etampes, Provins u. a. m.

Im nächsten Jahr (1790) erschien das von der französischen Akademie gekrönte Werk Pastorets Théorie des lois pénales, in welchem der berühmte Verfasser T. IV. p. 116 sv. unserer Frage ein besonderes Capitel widmet.

---

*) Seltsam, beinahe wehmüthig berührt es uns, wenn derselbe Brissot, den die Wuth der Jacobiner auf das Schaffot führen sollte, in einer anderen Abhandlung (Bibl. phil. VI. p. 92 sv.) bemerkt: „Berühmt wegen der Sanftheit ihres Charakters ist es die französische Nation noch mehr durch ihre unabänderliche Liebe zu ihren Königen, durch ihre Ausdauer im Tragen der leichten Fesseln der gemäßigten Monarchie." Nie würde sich das traurige Schauspiel des Königsmordes wiederholen, weil man niemals wieder die unglückseligen Umstände sich erneuern sehen werde, welche jenem den Ursprung gaben. Dies ward geschrieben unter der Regierung Ludwig XVI., ein Jahrzehnt vor dessen Hinrichtung.

„Eine für die öffentliche Ordnung und Sicherheit freundlich besorgte Polizei", sagt er, „hat heilsame Anordnungen getroffen. Die Straßen dieser ungeheuren Hauptstadt werden nicht mehr durch Mistlachen verpestet. Förderliche Beleuchtung täuscht die Nacht und verscheucht die Finsterniß derselben. Eine aufmerksame Bewachung umgiebt unsere Wohnungen; sie wacht über uns, wenn alles schläft, außer dem Verbrechen. Die Voraussicht der Verwaltung macht sich für diese allgemeine Sicherheit durch eine gerechte Besteuerung bezahlt, und man hat keinen Theil dieser fiscalischen Abgaben einer Geldentschädigung für den ungerecht Angeklagten oder Verurtheilten gewidmet! Ich weiß nicht, welches Volk den Göttern nach einem Sturm dafür dankte, daß es vor dem Blitzschlag behütet worden war: bei vielen modernen Völkern könnte man nach einem Criminalproceß den Himmel lobpreisen, daß er einen Unschuldigen dem Irrthum des Gesetzes entwischen ließ. In Civilsachen gesteht man mir oft Schadensersatz und Genugthuung zu; und man versagt sie fast immer in den Strafsachen, wo der Angriff, anstatt sich auf mein Vermögen zu beschränken, meine Freiheit, meine Ehre oder mein Leben in Gefahr setzt. Man nimmt an, daß dieses mit der gesellschaftlichen Ordnung unabweisbar verknüpfte Unglück für die moralische Existenz der Bürger das ist, was ein Hagelschlag oder Sturmwetter für ihre physische. . . . Aber wer die Unvollkommenheit der Gesetze gebüßt hat, dem sollen die Gesetze auch Entschädigung zusichern. Jeder Bürger wäre hierzu verpflichtet: was für die Einzelnen gerecht ist, hört dies auf es zu sein, wenn die Gesellschaft in Betracht kommt?" . . . Insbesondere sagt er über die Wiederherstellung der Ehre: „Das Unglück bestand in dem Verlust der öffentlichen Achtung; das Glück wird darin liegen, sie mit einer Feierlichkeit wieder zu erlangen, welche womöglich größer sein soll, als die war, mit welcher die Beschimpfung oder Entehrung zugefügt wurde. Ich wünschte, daß man die Wiedereinsetzung eines Angeklagten in den vorigen Stand zu einem Tag der Festlichkeiten oder des Triumphes machte. Ein diesem Zweck gewidmetes patriotisches Fest wäre eine der schönsten modernen Einrichtungen und das Alterthum würde keine würdigere Festlichkeit aufzuweisen haben".

Es wird uns daher nicht wundern, wenn im April eben dieses Jahres Duport in den von ihm verfaßten der Nationalversammlung vorgelegten Entwurf einer Stafproceßordnung einen Artikel aufgenommen hatte, welcher lautete:

> „Es wird aus dem Ertrag der Geldbußen und anderen Einkünften, welche dazu bestimmt werden sollen, ein Hilfsfonds zur Entschädigung jener Angeklagten gebildet, welche von der Anklage freigesprochen worden sind. Der Betrag der Entschädigung wird in jeder Sache von den Geschwornen festgesetzt werden".

Duport nannte, die Worte Ludwig XVI. wiederholend, diese Entschädigung eine Schuld der Gesellschaft und eine Entschädigung für den Ver-

lust, welchen sie dem Angeklagten verursacht hat. Sie muß dies leisten, „denn auch die Gesammtheit aller Menschen ist nicht mehr der Pflicht entbunden, gerecht zu sein, als ein einzelner Mensch“.

Die Strudel der Revolution verschlangen diesen Antrag, wie so manches Andere. Die Frage selbst, die uns hier beschäftigt, sehen wir zunächst wieder jenseits des Canals auftauchen, angeregt von einem englischen Rechtsgelehrten und Staatsmann, welcher von emigrirten französischen Protestanten abstammte, von Samuel Romilly. Er brachte am 18. Mai 1808 eine Bill ein, welche Schadloshaltung Freigesprochener bezweckte, doch nicht unterschiedslos in allen Fällen, so daß er es dem Gerichtshof überlassen wollte, jedes Mal zu bestimmen, ob der Freigesprochene irgend eine und welche Entschädigung erhalten solle. Der Solicitor-General Plumer hielt dem entgegen, daß ein solches Gesetz den Richtern eine sehr schwierige und heikle Aufgabe stelle; es würde eine Unterscheidung eingeführt werden zwischen Freigesprochenen, welche mit Zustimmung und solchen, welche ohne Zustimmung des Richters freigesprochen wären, was ebenso gefährlich wie verfassungswidrig sei.

Romilly sagt in seinen Memoiren, daß dieser schon früher von Burdett vorgebrachte und von vielen Mitgliedern des Unterhauses getheilte Einwurf ihn überrascht habe. „Wenn die Wirkung eines freisprechenden Wahrspruchs die wäre, daß er den guten Namen eines Mannes vollständig wiederherstellte und ihn mit einem makellosen Ruf in die Welt zurücksendete, würde es sehr gefährlich sein, dem Richter irgend eine Macht zur Abschwächung eines solchen Unschuldszeugnisses zu geben; aber es ist sehr wohl bekannt, daß dies in der Praxis bei weitem nicht die Wirkung einer Freisprechung ist. So notorisch ist es, daß täglich Angeklagte in Folge irgend eines Formfehlers oder irgend eines Beweismangels freigesprochen werden, daß es im Allgemeinen hinreicht, um den guten Ruf eines Mannes zu zerstören, wenn er vor den Geschwornen angeklagt war, und ein armer Unglücklicher, der aus einem Gefängniß kommt, nirgends Beschäftigung finden wird, wenn er sich auch einer Freisprechung rühmen kann. Daß Jemand aus dem Gefängniß kommt, ist unzweifelhafte und notorische Thatsache und wer wird, wenn es sich um eine Person im Zustand der äußersten Dürftigkeit handelt, sich die Mühe geben, die Umstände des Falls zu untersuchen? Wäre er im Stande, ein Zeugniß des Richters vorzuweisen, welches ihm Schadenersatz zuspricht, so wäre dies ein entscheidender Beweis seiner Unschuld, während das Nichtvorweisen eines solchen Zeugnisses den Freigesprochenen eben in der Lage ließe, in welcher sich alle Freigesprochenen gegenwärtig befinden, das heißt in der Lage, in welcher es zweifelhaft ist, ob sie wirklich unschuldig oder schuldig seien“. Das Haus gab übrigens die Erlaubniß, die „Compensation Bill“ einzubringen, sie wurde aber später von Romilly wieder zurückgezogen*).

*) Vgl. Memoir of the life of Sir James Romilly. II. 1840 p. 240 sq.

Während man so in Frankreich wie in England vergebliche Anläufe dazu genommen hatte, die Entschädigung der unschuldig Angeklagten gesetzlich zu regeln, war sie in Italien längst zur gesetzlichen Anerkennung gekommen. Dort hatte Filangieri ungefähr gleichzeitig mit Brissot (1783) in seinem berühmten Werk La Scienza della legislazione Band II. Cap. 22 ausgeführt, daß die nothwendige Folge des Lossprechungsurtheils eigentlich stets die Verurtheilung des Anklägers zum Schadenersatz wäre. „Aber sollte auch der obrigkeitliche Ankläger eben dieses Schicksal haben? Wenn der Beschuldigte, den er vor Gericht zog, losgesprochen würde, und wenn man keine vorsätzliche Bosheit in seiner Anklage nachweisen kann, sollte er aus eigenem Vermögen den Schaden ersetzen? Würde dies nicht ein Beweggrund sein, der ihn von der Ausübung seines Amtes abhielte? Verdient wohl der Irrthum nicht eine größere Entschuldigung in der Person desjenigen, der von Amtswegen anklagen muß? ... Um ihn dieser Gefahr zu überheben, bringen wir eine Schadenersatzkasse in Vorschlag, die zur Erstattung des durch unvorsätzliche falsche Anklagen des obrigkeitlichen Anklägers verursachten Schadens bestimmt wäre. Es ist seltsam, daß man bisher noch nicht auf die Errichtung einer so nothwendigen Kasse bedacht gewesen ist. Ueberall hat die Justiz Fonds zu Besoldungen ihrer Diener, warum sollte sie nicht auch dergleichen haben, um die Irrthümer derselben gut zu machen?"

Diesen Vorschlag eignete sich das leopoldinische Criminalgesetzbuch für Toscana von 1786 an, wo es im § 46 heißt: „Indem Wir erwogen haben, daß es die unbedingte Pflicht der Regierung ist, nicht blos die Verbrechen zu verhüten, zu verfolgen und zu bestrafen, sondern ebenso auch darauf bedacht zu sein, daß nicht bloß die durch das Verbrechen Beschädigten, sondern auch jene Personen entschädigt werden, welche durch die Umstände des Falles und ein gewisses verhängnißvolles Zusammentreffen von Verhältnissen ohne Absicht oder Verschulden irgend Jemandes einem peinlichen Verfahren unterworfen und nicht selten im Gefängniß festgehalten worden sind, zum Schaden ihrer Ehre und ihrer Interessen sowie ihrer Familie, nachher aber als unschuldig erkannt und als solche freigesprochen wurden: so bestimmen Wir, daß eine besondere Kasse unter der Leitung des Präsidenten der Regierung (del Buon Governo) im Florentinischen Gebiet und im Sienesischen unter der des Fiscalauditors gebildet werde, in welche sämmtliche Geldbußen und Geldstrafen von allen betreffenden Gerichten des Staats abgeliefert werden sollen und über deren Stand uns alljährlich Rechnung zu legen ist. Aus dieser Kasse sollen, nach Maßgabe der ihr zugewiesenen Einkünfte, alle Jene Entschädigung erhalten, welche durch ein Verbrechen beschädigt, von dem Verbrecher, der sie geschädigt hat, keine Schadloshaltung erlangen können, weil er kein Vermögen besitzt oder sich geflüchtet hat; ingleichen alle Jene, welche ohne Absicht oder Fahrlässigkeit irgend Jemandes (da im entgegengesetzten Fall derjenige, welcher sich der bösen Absicht oder der Fahrlässigkeit schuldig gemacht hat, verbunden, sie zu entschädigen), sondern nur in Folge des Zusammentreffens von verhängniß-

vollen oder unglücklichen Umständen in Untersuchung gezogen, verhaftet und darnach unschuldig befunden und darum freigesprochen worden sind, unter der Voraussetzung sowohl in dem einen als in dem andern Fall, daß der Richter ausgesprochen habe, daß eine solche Entschädigung zu leisten sei und in dem Betrag, welchen dieser festgestellt hat". In ähnlicher Weise verfügte das Strafgesetzbuch für das Königreich beider Sicilien Cap. 6, Art. 5.

Angesichts dieser gesetzlichen Bestimmungen werden wir es erklärlich finden, wenn seitdem die Verbindlichkeit, dem unschuldig Angeklagten Entschädigung zu gewähren, von vielen italienischen Criminalisten anerkannt worden ist. Ich nenne hier nur Cremani, welcher in seinem classischen Werk De jure criminali L. I. Pars II Cap. I § IX. die Anordnungen des Großherzogs bespricht und ausruft: „Daß doch das wahrhaft einzige Beispiel eines solchen Fürsten die anderen Fürsten nachahmen möchten, die nach keinem glänzenderen Ruhm streben, als, unter Abschaffung althergebrachter Einrichtungen, den Fiscus und das Staatsvermögen zu bereichern!" Ferner Carrara, der in seinem umfangreichen Programma del Corso di diritto criminale in der Anmerkung zu § 858 (Part gen. Vol. II. p. 377 ff. der fünften Ausgabe 1877) die Frage behandelt. Endlich Lucchini, auf welchen ich weiter unten zurückkomme.

Hier wollen wir einen Augenblick dabei verweilen, nachzusehen, inwiefern die leopoldinische Gesetzgebung auswärts Nachfolge gefunden hat. Dies lenkt unseren Blick auf die Schweiz, wo wir in einer Reihe von Gesetzbüchern Bestimmungen über die Schadloshaltung eines unschuldig in Untersuchung Gezogenen finden. So giebt der A. 254 der Strafproceßordnung für den Canton Waadt dem vom Untersuchungsrichter außer Verfolgung gesetzten Angeschuldigten, welcher verhaftet war, das Recht, einen Antrag auf Entschädigung an die Anklagekammer zu stellen. Die Entschädigung kann nur durch einstimmigen Beschluß zuerkannt werden, über ihre Größe aber entscheidet Stimmenmehrheit. Eben dies gilt, wenn die Einstellung des Verfahrens durch die Anklagekammer verfügt wird (A. 267). Wird in Folge einer Revision (Wiederaufnahme) der Verurtheilte nichtschuldig erkannt, so kann ihm der Gerichtshof außer seinen Auslagen Entschädigung zuerkennen. Ist er schon verstorben, so können seine Rechtsnachfolger Entschädigung erhalten (Art. 539).

Aehnliche Bestimmungen finden sich in dem Gesetzbuch über das Verfahren in Strafsachen für den Canton Bern. (Art. 254, 365, 367, 448 512), in dem Gesetz betreffend die zürcherische Rechtspflege §§ 776, 905), in der Strafproceßordnung für den Canton Tessin (A. 52, 132), in der für den Canton Aargau (§§ 278, 364), für den Canton Baselstadt (§§ 63, 101, 107; s. auch das Gesetz über das Verfahren vor Polizeigericht § 31. Abth. 2), im thurgauischen Gesetz über das

Geschwornengericht (§§ 84, 175; vgl. das Ges. betr. das bezirksamtliche Untersuchungsverfahren §§ 31, 32, 50), im Gesetz über den Criminalproceß für den Canton St. Gallen (A. 127, 174; vgl. die Proceßordnung bei Vergehen und Uebertretungen vom 28. November 1878 A. 56), in der Strafproceßordnung für den Canton Freiburg (A. 230, 348, 350, 453, 512), in der Strafproceßordnung für den Canton Solothurn (§§ 220, 302, 378, 388, 380), für den Canton Neuenburg (1875) Art. 204, 205, 249, 347, 431.

Gewiß eine stattliche Reihe von Bestimmungen, welche, worauf wir später zurückkommen, ein gewichtiges Argument zu Gunsten unserer Anschauung liefern. —

Endlich ist an dieser Stelle noch zu erwähnen, daß in dem portugiesischen Strafgesetzentwurf von 1861 (A. 170) ebenfalls eine Entschädigung für die als unschuldig Erklärten in Aussicht genommen war und sich die Commission dabei auf einen Ausspruch des berühmten Criminalisten Jose de Mello freire berief, welcher in seinen 1789 zuerst erschienenen Institutiones juris criminalis lusitani (tit. 20 § 10 Anmerkung) bemerkte: „Daß der freigesprochene Angeklagte, welcher in Folge der gegen ihn erhobenen Anklage gewiß die größten Unannehmlichkeiten zu erleiden genöthigt war, unschuldig gefangen gehalten, überdies noch die Kosten zahlen muß, scheint jedem menschlichen Gefühl zu widersprechen. Dieselben muß vielmehr die Gesellschaft irgendwie tragen und auch den Schaden entweder aus dem Ertrag der Rechtspflege oder aus den Geldbußen ersetzen, zu welchen die wahrhaft Schuldigen verurtheilt werden. Ebenso sind auch guter Ruf, Ehre und Vermögensschaden dem Angeklagten oder seinen Erben wiederzuerstatten, wenn er, nachdem das Urtheil gefällt und zur Vollstreckung gebracht worden war, für unschuldig erkannt worden ist".

In Frankreich befaßte man sich in der Literatur immer wieder mit unserer Frage, ohne zu einem abschließenden befriedigenden Ergebniß zu kommen. Während sich Legraverend, Hélie u. A. beiläufig zu Gunsten einer Entschädigung für den unschuldig Angeklagten aussprachen, befaßt sich Dupin in einem eigenen Paragraphen (p. 289 sv.) seiner Observations sur plusieurs points importans de notre législation criminelle (1821) mit dem Gegenstand. Er schildert die Nachtheile, welche lange Untersuchungshaft nach sich ziehen kann und fährt dann fort: „Jede Handlung eines Menschen, welche einem Anderen Schaden zufügt, verpflichtet Denjenigen, durch dessen Schuld dieser verursacht worden ist, ihn wieder gut zu machen". „Das ist richtig im Verhältniß der Bürger untereinander und im Verhältniß der Bürger zur Gesellschaft: warum sollte die Regel nicht gelten im Verhältniß der Gesellschaft zu den Bürgern? Ich sehe dafür keinen vernünftigen Grund".

Wiederholt hat sich Bonneville de Marsangy mit der Sache beschäftigt. Im ersten Band seines Buches De l'amélioration de la loi criminelle (1855) untersucht er zuerst die Frage historisch. Er weist auf die Strafen

hin, welche den falschen Ankläger in Athen und Rom trafen, während, als die öffentliche Anklageschaft im Mittelalter eingeführt wurde, die Gesellschaft sich des Anklagerechts bemächtigte, ohne auch die Pflichten und die Verantwortlichkeit mit zu übernehmen. Die seigneurs hielten sogar die Angeklagten so lange im Gefängniß, bis sie die Kosten der Haft ersetzt hatten, welche sie ungerechterweise erdulden mußten. Anders Herzog Leopold von Lothringen, welcher im Jahre 1707 den Richtern gestattete, die Procuratoren zum Schadenersatz zu verurtheilen, wenn sich ergab, daß sie unbekannte notorisch zahlungsunfähige oder sonst verdächtige Denuncianten par un esprit de vexation angenommen hatten. Das Parlament von Toulouse verurtheilte, wie Soulange mittheilt, in Ermangelung eines zahlungsfähigen Denuncianten den Staat zum Ersatz des Schadens an einen für unschuldig Erkannten. Weiterhin berichtet Bonneville von dem Preisausschreiben der Akademie von Châlons an der Marne und dem von uns schon angeführten weiteren Schicksal der Angelegenheit in Frankreich. Er selbst will aber, im Einklang mit Legraverend und Hélie, eine Entschädigung nur Denjenigen zuerkannt haben, deren Unschuld förmlich festgestellt worden ist, nachdem sie den Beweis dafür geführt hätten und überdies nur in dem Fall, wenn der Angeschuldigte durch sein Verschulden Anlaß zu der Verfolgung gegeben hat. Dies darum, damit nicht verschmitzten Verbrechern die Möglichkeit geboten werde, den Schein und die Rechte der Unschuld zu usurpiren.

Im zweiten Band seines Werkes (1864) kommt Bonneville auf die Sache zurück. „Wie“, ruft er hier (S. 588 f.) aus, „wenn die Gesellschaft ungerechterweise einen ihrer Bürger eingekerkert, entehrt oder geopfert hat, sollte sie dem Opfer oder seiner trostlosen Familie keine Geldentschädigung schulden? Dies wäre der Gipfel der Unvernunft, wenn es nicht der der Unbilligkeit wäre. Und in der That, wenn sich im Hinblick auf ein allgemeines Interesse die Gesellschaft eines Grundstücks bemächtigt, entschädigt sie mich; wenn sie, indem sie einen öffentlichen Weg niedriger oder höher legen will, mein Haus verschüttet oder einreißen läßt, entschädigt sie mich; wenn sie zu ihrem Vortheil mich meines Rechts oder meines Gewerbes entsetzt, entschädigt sie mich; mit einem Wort, jedes Mal wenn sie mir, sei es unmittelbar oder durch die Bevollmächtigten, welche sie beschäftigt, mir irgend ein Unrecht zufügt, ist sie genöthigt mir Schadloshaltung zuzuerkennen. Und wenn sie mich eingekerkert, zu Grunde gerichtet, entehrt hat, in Folge eines Irrthums der Richter, welche sie einsetzt, oder der Geschwornen, welche sie gewählt hat, also durch eine Handlung ihrer eigenen Bevollmächtigten, sollte sie mir nichts, ganz und gar nichts schulden?“

Nur Schade, daß dieser eifrige Vorkämpfer der Gerechtigkeit mit der einen Hand immer wieder nimmt, was er mit der andern gegeben hat. Denn wenn er einen Unschuldsbeweis verlangt, so heftet er allen jenen einen Makel an, welche diesen zu erbringen nicht im Stande sind (wir kommen darauf zurück!), und wenn er gar jene nicht berücksichtigt haben will, welche durch ein

verdächtiges Betragen zur Strafverfolgung Anlaß gegeben haben, wenngleich sie unschuldig waren, so scheint er ganz zu vergessen, daß man nicht wegen verdächtigen Benehmens, sondern wegen eines begangenen Verbrechens Strafen zu verhängen hat.

Energischer und ohne Rückhalt und Vorbehalt wurde unsere Frage von Prins und Pergameni in ihrer Schrift Réforme de l'instruction préparatoire 1871 p. 218 sv. behandelt. Aehnlich wie bei Bonneville heißt es dort: „Wie? Wenn die Gesellschaft mir ein Stückchen Erde, ein Stück Mauer nimmt, muß sie mir den Werth ersetzen; und wenn sie mir das raubt, was mir das Theuerste auf der Welt ist, meine Freiheit, meine Ehre, sollte sie mir nichts schulden?" Dann wird die Frage aufgeworfen, wie es komme, daß, während das richtige Princip zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Ländern anerkannt wurde, kein Volk dasselbe ehrlich verwirklicht habe? Die Antwort ist: „Der wichtige, einzige Grund hiervon ist, wie man unaufhörlich wiederholt hat, daß es unmöglich sei, das Princip der Entschädigung gerecht anzuwenden, da man unter denjenigen, gegen welche die Gerechtigkeit ihre Verfolgung. einstellt, die Unschuldigen von den Schuldigen nicht zu unterscheiden vermag" Hierauf ist zu erwidern: Daß in allen Fällen der nicht verurtheilte Angeklagte für unschuldig gelten muß. . . . Es kann keinem Bürger oder irgend einer Autorität auf dieser Welt gestattet sein, zu sagen: Ich stelle die Verfolgung gegen diesen Menschen ein, indessen halte ich ihn für schuldig! . . . . Und würden wirklich viele Schuldige auf solche Art nicht blos dem Netz der Gerechtigkeit entschlüpfen, sondern außerdem noch einen Preis für ihre abscheuliche Gewandtheit davontragen? Ein solches Argument war brauchbar in den barbarischen Zeiten, wo Alles bare Verwirrung war; aber bei unserer Bildung, unserer ins Einzelne gehenden und verwickelten Gesetzgebung, unserem furchtbaren System der gesellschaftlichen Vertheidigung, darf man da im Ernst sagen, daß etwas Aehnliches sich oft ereignen wird? Und wenn es sich selbst zuweilen zutrüge, wäre dies ein Grund für die Nichtanwendung des Systems der Entschädigung, um so aus Furcht vor Gewährung einer Schadloshaltung an den Schuldigen, dieselbe einem Unschuldigen zu versagen? . . . Das Ganze ist eine Ungeheuerlichkeit; es heißt unter den für unschuldig Erklärten Kategorien schaffen, und dem Proceß über die strafrechtliche Schuld einen über die moralische an die Seite stellen, heißt das seltsame und vollständig antijuristische System Bonneville de Marsangys zulassen. . . Wir wollen gar nicht sprechen von der Schande, welche sich jenen zweifelhaften Unschuldigen anheftet, jenen Freigesprochenen, welchen man eine Entschädigung verweigert, wollen nicht sprechen von der Willkürlichkeit, welche in dieser Klassificirung der Freigesprochenen herrschen würde. Die schreiendsten Mißbräuche wären die Folge davon. . . . Es ist ein Dilemma, dem man nicht entgehen kann: entweder man verweigert die Entschädigung und in diesem Fall setzt man sich der Gefahr aus, Unschuldige zu verfolgen und zu verurtheilen, ohne sie zu entschädigen, oder man gewährt Entschädigung und läuft so Gefahr, daß man

auch Schuldige entschädigt. Wird die Frage so gestellt: welcher wahrhaft juridische Geist würde zögern, sich zu entschließen?

Dem außer Verfolgung Gesetzten oder Freigesprochenen gebührt demnach eine doppelte Entschädigung. Entschädigung an der Ehre, indem man die Unschuldserklärung in so weiten Kreisen verkündet, als es der Angeschuldigte nur wünschen kann (durch Zeitungen, öffentliche Anschläge u. s. w.); Entschädigung an Geld, insofern er seinen Geschäften durch Haft oder häufige Verhöre entzogen wurde, einen Vertheidiger beiziehen, Zeugen citiren mußte u. s. w.

Wir führen endlich noch, ehe wir die letzte Behandlung der Frage in Deutschland in's Auge fassen, die Ansicht L. Lucchini's an, welcher in seinem Buch: Il carcere preventivo 1872 (zweite Auflage 1873) unter Anderem (p. 258 sv.) sagt: „So oft die Gesellschaft ein Opfer, eine Einbuße, eine Beeinträchtigung der Interessen von einem ihrer Mitglieder fordert, darf sie sich in Hinsicht auf denselben nicht als etwas anderes wie ein einfacher Bürger ansehen und muß ihm gleich einem solchen eine angemessene Entschädigung leisten. Ja, sie wird noch in höherem Maß an diese Verpflichtung gebunden sein, insofern ihr die Erfüllung derselben noch leichter wird, als einem einfachen Bürger. Warum soll die Regel des Civilrechts, welche zwangsweise Enteignung zuläßt, nicht im Strafrecht angewendet werden, welches Untersuchungshaft zuläßt? Der Unglückliche, der so viel im Gefängniß erduldet, den so schwerer Vermögensschaden getroffen hat, der seine unschuldige Familie in Folge eines Mißverständnisses der gerichtlichen Polizei oder der hartnäckigen Verblendung irgend eines öffentlichen Beamten von so vielen Schmerzen gequält gesehen hat, ist er nicht wahrhaft ein Opfer? Und wenn er ein solches ist durch die Schuld der Organe des Staats, hat der Staat nicht die moralische und juridische Verbindlichkeit die ungerechterweise zugefügten Beschädigungen wieder gut zu machen?"

Dabei bekämpft Lucchini mit gleicher Entschiedenheit wie Prins und Pergameni die von Bonneville gemachte Unterscheidung zwischen den für vollständig unschuldig Erkannten und den blos wegen Mangels an Beweis Freigesprochenen, indem er ausruft: „Edle und großherzige Theorien hat Bonneville vertheidigt und entwickelt, um dann mit der gewöhnlichen Geburt des kreißenden Bergs zu enden, eine Ungeheuerlichkeit behauptend, wie sie nur je in den Annalen des Rechts vorkommt, eine Theorie, welche einem Anfänger Loyolas Ehre machen würde". —

Dem elften deutschen Juristentag lagen bei seinem Zusammentritt in Hannover am 28. August 1873 drei Gutachten über die Frage vor: Soll im Falle der Freisprechung eines Angeklagten Entschädigung für die erlittene Untersuchungshaft gewährt werden? Das erste, von Wahlberg erstattet, bejaht die Frage, außer insoweit der Angeklagte durch seine processualische Schuld die Untersuchungshaft herbeigeführt hat. E. Ullmann befürwortet in seinem Gutachten eine arbiträre Entschädigung aus Billigkeitsrücksichten

in den Fällen, in welchen sich ergiebt, daß das Delict von dem Angeklagten nicht begangen wurde, oder wenn die Handlung sich als überhaupt nicht strafbar herausstellt. Vollert endlich findet, daß weder Freisprechung noch Einstellung der Untersuchung an und für sich ein Grund sei, für die erlittene Untersuchungshaft eine Entschädigung zu gewähren. Die dritte Abtheilung des Juristentags kam nach langen Verhandlungen über die Frage zu keinem Resultat, weshalb dieselbe zur nochmaligen Verhandlung an den nächsten Juristentag verwiesen wurde.

Diesem lag nebst den früheren Gutachten noch ein weiteres von Nissen abgegebenes vor, welches mit Entschiedenheit dafür eintrat, daß es ein Gebot der Politik nicht minder als des Rechts sei, das Entschädigungsprincip anzunehmen. Aber auch jetzt kam man zu keiner Erledigung der Sache. Sämmtliche bezügliche Anträge wurden von der dritten Abtheilung abgelehnt, so daß die Frage auf der Tagesordnung des nächsten (Dreizehnten) 1876 in Salzburg zusammengetretenen Juristentags abermals erschien. Hier endlich gelangte man an's Ziel, indem die dritte Abtheilung mit „ganz überwiegender" Mehrheit den Antrag Jacques-Stenglein annahm, welcher lautete: „Im Falle der Freisprechung oder der Zurückziehung der Anklage ist für die erlittene Untersuchungshaft eine angemessene Entschädigung zu leisten, es sei denn, daß der Angeklagte durch sein Verschulden während des Verfahrens die Untersuchungshaft oder die Verlängerung derselben verursacht hat".*)

Mit diesem Endergebniß können auch wir im Ganzen einverstanden sein. Doch sollte der Ausspruch des Juristentags sich jedenfalls nicht auf den Fall erlittener Untersuchungshaft beschränkt haben, da auch die übrigen Nachtheile und Schädigungen, welche der Strafproceß mit sich bringt, offenbar nach demselben Grundsatz beurtheilt werden müssen, wie die Untersuchungshaft. Läßt es sich nachweisen, daß für unverschuldetes Erleiden der letzteren Entschädigung zu leisten ist, so muß dasselbe auch gelten für die Versäumnisse und Kosten, welche dem fälschlich Angeklagten durch Anwohnen bei gerichtlichen Terminen, Heranziehung eines Rechtsfreundes, eines Sachverständigen oder Zeugen, Herbeischaffen von sonstigen Beweismitteln u. s. w. erwachsen sind. Wird ja ohnehin Verdruß, Kummer, Seelenpein aller Art, Angst, Aerger und was sonst einem in Untersuchung Gezogenen die Untersuchung Lästiges, Unangenehmes und Nachtheiliges mit sich bringt, nicht in Geld angeschlagen werden können und dem endlich von alledem Befreiten muß es so zuletzt der einzige Trost sein, daß es süß ist, wenn man sich wohl befindet, an frühere schlimmere Zeiten sich zu erinnern, wobei er auch noch bedenken mag, wie sich nur zu häufig der Bürger eines Staats mit Resignation sagen müsse, daß um des großen Allgemeinen willen so manches Opfer von ihm gefordert werde, welches sich nicht in Geld abschätzen lasse.

*) Vgl. Verhandl. des Juristent. XI. 1 S. 42 ff; 87 ff. 95 ff. XII. 1 S. 46 ff. 6 S. 116 ff. 308 ff. XIII. 2 S. 259 ff. 429 ff.

Es muß auffallen, daß unsere Zeit, welche so eifrig bemüht ist, den schuldigen Verbrecher nicht als einen bloßen Gegenstand des Abscheus und der Rache anzusehen und zu behandeln, vielmehr hier und da sogar die Neigung zeigt, in zu weitgehender Weichherzigkeit sein Loos zu einem beinahe beneidenswerthen zu gestalten, andererseits einen so geringen Eifer zeigt, dem Unschuldigen Genugthuung für die Leiden und Verluste zu bieten, welche ihn in Folge einer Untersuchung getroffen haben. Hält man es für die Pflicht des Staates, mit dem Verhängen von Strafübeln über den Schuldigen möglichst behutsam und sparsam umzugehen, und predigt überall als einen der Hauptgrundsätze des Strafrechts, daß im Zweifel der gelindere Weg zu wählen sei, gewährt man selbst dem zweifellosen Verbrecher die Möglichkeit, sich durch Arbeitsüberverdienst einen Sparpfennig zurückzulegen und eröffnet ihm überdies die Aussicht, durch gutes Verhalten, die Strafzeit selbst abzukürzen — so scheint es darin im Widerspruch zu stehen, wenn man demjenigen, welcher unschuldig angeklagt und eingekerkert war, der die Qualen einer peinlichen Untersuchung und die moralische Marter eines auf ihm lastenden entehrenden Verdachts ausstehen mußte, nichts zu bieten sich verpflichtet fühlt, als eine kahle Urtheilsformel, gewissermaßen eine höflich-kühle Abschiedsverbeugung, aus welcher noch der Verdruß darüber zu entnehmen ist, daß der Staat und seine Beamten sich so viel Mühe umsonst gemacht haben und daß der „Gerechtigkeit" ein Opfer entschlüpft ist. So sagt der Staat gewissermaßen nicht, wie man doch von dem Hort der Gerechtigkeit erwarten sollte: „Es thut mir leid, daß ich mich geirrt, daß ich die Unschuld gekränkt, daß ich ohne Grund Uebel zugefügt habe, wo sie nicht verdient waren", sondern vielmehr: „Es thut mir leid, daß Du nicht schuldig bist, und daß ich so vergeblich Zeit, Mühe und Kosten verschwendet habe", und fast möchte also dem Unschuldigen zugemuthet werden, er möge sich deshalb entschuldigen, daß er bedauerlicherweise nicht schuldig war, obwohl es dem Staat geschienen hatte, er sei schuldig. Allerdings unter gewissen Voraussetzungen möchte man dem Freigesprochenen eine solche Entschuldigung nicht mit Unrecht zumuthen. Dann zunächst, wenn er selbst die Untersuchung gegen sich heraufbeschworen hat und zwar nicht blos durch ein unvorsichtiges, verdächtiges Benehmen, wie etwa Bonneville de Marsangy gemeint hat, denn es giebt kein Verbrechen des sich verdächtig Benehmens und Niemandem ist bei Strafe geboten, den Schein eines Verbrechers zu vermeiden. Aber wenn Jemand sich selbst öffentlich eines Verbrechens bezichtigt, sich selbst wegen eines solchen bei der Obrigkeit angezeigt hat, sei es nun, weil er auf solche Weise den wirklich Schuldigen der Strafe entziehen wollte, sei es, weil er das Leben im Zuchthaus, etwa zur Winterszeit, dem in der Freiheit vorzog, sei es aus welchem Grund sonst immer, dann freilich kann er nicht wegen selbstgewollter und selbstverschuldeter Uebel eine Entschädigung vom Staat verlangen und hierher würde auch der Fall gehören, welchen die Gegner der Entschädigung eines Freigesprochenen immer als ein Schreckbild vorgehalten

haben, daß Jemand absichtlich nur deshalb eine Untersuchung gegen sich herbeiführt, um durch dieselbe eine Entschädigung zu gewinnen. Wenn man übrigens bedenkt, daß die fragliche Entschädigung nicht in einem solchen Maßstab zugesprochen werden würde, daß die Speculation auf dieselbe gegenüber den Leiden, welche der Strafproceß immer mit sich bringt, etwas besonders Verlockendes an sich hätte, so sieht man um so leichter ein, wie wenig es mit jenem Schreckbild auf sich hat. Die Clausel aber, welche der Juristentag in seinen Ausspruch eingefügt hat, bedarf, wie wir sehen, einer Erweiterung in der angedeuteten Richtung. Nicht blos das Verschulden während des Strafverfahrens, die sogenannte processualische Schuld, sondern auch die arglistige Herbeiführung des Processes muß Berücksichtigung finden. Man wird also die Formel etwa dahin fassen müssen:

„Im Falle der Freisprechung oder der Zurückziehung der Anklage (bez. der Einstellung des Verfahrens), ist für die erlittene Untersuchungshaft und die sonstigen Uebel, welche der Angeklagte durch das Strafverfahren erlitten hat, eine angemessene Entschädigung zu leisten, es sei denn, daß der Angeklagte durch Selbstanzeige oder durch sein Verschulden während des Verfahrens diese Uebel und insbesondere die Untersuchungshaft oder die Verlängerung derselben verursacht hat".

Was wir hiermit verlangen, scheint uns nicht blos aus dem vagen Gesichtspunkte der Billigkeit oder Humanität empfehlenswerth, sondern geradezu gefordert durch die Gerechtigkeit. Wenn der Staat, sei es auch ohne sein Verschulden, Jemandem ein Uebel zufügt, das dieser nicht verdient hat, so erscheint er als ein ungerecht Schädigender, der zur Wiedergutmachung verpflichtet ist. Die Analogie, die man mit der Zwangsenteignung gezogen hat, ist in der That unabweislich. Man darf nicht sagen: Der Staatsbürger sei eben dazu verbunden, den nothwendigen Acten der Justizhoheit sich zu fügen, ohne daß er deshalb den Staat irgendwie wegen einer Entschädigung in Anspruch nehmen könnte. Dies ist grundfalsch. Auch die Zwangsenteignung gehört zu den Hoheitsacten des Staats. Wenn er im Interesse der Gesammtheit zu derselben schreitet, so hat sich allerdings der Staatsbürger auch hier zu fügen, aber es besteht kein Zweifel, daß er berechtigt ist, volle Entschädigung zu fordern. Sollte es nur, wo es sich um ein Vermögensstück handelt, so sein, und nicht auch, wenn Freiheit und Ehre auf dem Spiel steht? Daß die Kosten, welche so dem Staat erwachsen, nicht unerschwinglich sind, zeigt uns die Erfahrung in einer Anzahl von Schweizer Cantonen. Soll sich Deutschland von ihnen beschämen lassen? Abgesehen nun von diesem knickerischen Einwand, scheinen noch zweierlei Erwägungen der Ausdehnung des richtigen Grundsatzes auf die Strafrechtspflege im Wege gestanden zu sein. Einerseits die größere Schwierigkeit, hier den Schadenersatz zu bemessen, sofern nicht blos in Geld abschätzbare Vermögensschaden, sondern Einbuße an der Ehre, Freiheitsbeschränkung, „Schmach und Schaden", wie sich die Carolina ausdrückt, in Betracht zu ziehen sind. Dann aber vornehmlich die mit dem überhandnehmenden Inquisitionsproceß herrschend gewordene Anschauung, in

dem zur Untersuchung Gezogenen auch schon einen Schuldigen zu erblicken und daher auch in dem Freigesprochenen noch immer einen Verbrecher zu sehen, dem man nur seine That nicht hat beweisen können.

Der letzterwähnte Punkt führt uns auf den hauptsächlichsten Einwand, welchen man gegen das von uns aufgestellte Princip erhoben hat. Man hat darauf hingewiesen, daß bei Weitem nicht jeder Freigesprochene auch unschuldig sei, daß vielmehr in vielen Fällen blos der Mangel an Beweis zur Freisprechung des Schuldigen führe, daß es darum nicht gerechtfertigt sei, dem Freigesprochenen — also vielleicht einem Verbrecher — auch noch Entschädigung gleichsam als Preis für seine geschickte Ausführung des Verbrechens oder für seine Hartnäckigkeit im Leugnen zu gewähren: höchstens Demjenigen gebühre Schadloshaltung, dessen Unschuld wirklich vollständig nachgewiesen worden ist. Anders verfahren, hieße die Gerechtigkeit auf den Kopf stellen, Laster und Verbrechen belohnen.

In dieser Weise hat insbesondere, wie wir gesehen haben, Bonneville de Marsangy argumentirt, und von demselben Gedanken geleitet, hat Ullmann den Vorschlag gemacht, Entschädigung nur zu gewähren, wenn die Verhandlung ergiebt, daß das Verbrechen nicht von dem Angeklagten, sondern von einem Anderen begangen wurde und wenn die Handlung überhaupt nicht als strafbar im Sinne des Strafgesetzes erkannt wurde*).

Derartige Einwürfe und Bedenken scheinen auf den ersten Blick etwas Bestechendes an sich zu haben, ja, so sehr dem gesunden Menschenverstand zu entsprechen, daß man versucht wäre, sie für unwiderleglich zu halten. Gleichwohl beruhen sie auf unhaltbaren Voraussetzungen und ihre Berücksichtigung würde das ganze Institut der Schadloshaltung zu einem überwiegend nachtheiligen und verwerflichen machen. Denn, wie immer man auch die Formulirung im Einzelnen verbessern wollte, das Ganze liefe doch immer hinaus auf eine Unterscheidung von zwei Kategorien von Freigesprochenen: solchen, welche, als wirklich unschuldig, Entschädigung zu beanspruchen hätten und solchen, welche als möglicherweise schuldig, keine Entschädigung erhielten. Selbst abgesehen von den praktischen Schwierigkeiten, welche sich der Verwirklichung dieses Gedankens, insbesondere im Schwurgerichtsverfahren, entgegenstellen, muß er schon deshalb zurückgewiesen werden, weil er die Lossprechung von der Instanz, kaum daß wir sie glücklich losgeworden sind, von Neuem in unsern Strafproceß einführen würde. Derjenige, welcher nicht für unschuldig erkannt würde, wäre demnach für des Verbrechens verdächtig angesehen und müßte gewissermaßen zur Strafe die Kosten des Verfahrens sowie die etwaige Untersuchungshaft auf sich nehmen. Aber wer vor das Gericht gestellt, trotz aller dem Staat zu Gebote stehenden Hilfsquellen und Machtmittel nicht eines Verbrechens überwiesen wurde, der muß von Staats-

*) Ullmann hat später (im Gerichtssaal 1875) noch den Fall hinzugefügt, wenn der Angeklagte darthut, daß das Verbrechen überhaupt nicht begangen worden sei — als ob es Sache des Angeklagten wäre, das zu beweisen!

wegen für Nichtschuldig gelten und der Staat darf ihm nicht in ohnmächtigem Groll beim Scheiden gleichsam noch einen Fußtritt versetzen. Der Beweis läßt sich nicht in Halbe und Drittel theilen und wenn man Jemanden nicht überwiesen hat, so hat man ihm gegenüber eben gar keinen Beweis geführt. Bedenkt man, daß selbst bei scheinbar vollständigem Beweis dennoch ein Irrthum unterlaufen, ein Unschuldiger verurtheilt werden kann, so wird man sich um so mehr davor scheuen müssen, bei unvollständigem, d. h. fehlendem Beweis Jemandem den entehrenden Vorwurf zu machen, daß er der Begehung eines Verbrechens verdächtig sei.

Jeder ist so lange für rechtschaffen zu halten, bis ihm das Gegentheil nachgewiesen ist! An diesem Satz muß der Staat unverbrüchlich festhalten, widrigenfalls er sich auf die Wege der Ehrabschneider, Ketzer- und Demagogenriecher verirrt. Darum muß auch ohne Unterscheidung der Satz gelten: dem Freigesprochenen gebührt Entschädigung.

So lange dieser nicht allgemeine Anerkennung gefunden hat, werden die durch Mißgriffe der Richter verursachten empörendsten Ungerechtigkeiten vergebens nach Sühne zum Himmel schreien. Und täglich erfahren wir von neuen solchen Ungerechtigkeiten, da Unfehlbarkeit eben kein Attribut menschlicher Richter ist. Nur einer der neuesten hierhergehörigen Fälle sei hier erwähnt.

In der Nacht vom 4. auf den 5. Febr. 1879 wurde in der Nähe von St. Marien in Untersteiermark die Grundbesitzerin Johanna Kumberger ermordet und deren Gatte, Joseph Kumberger, schwer beschädigt. Man ermittelte den Thäter in der Person eines Lederergesellen, Namens Jagoditsch, welcher im Verhör die That eingestand, jedoch beifügte, Kumberger habe ihn und noch einen ihm dem Namen nach unbekannten Wanderburschen für 100 Gulden gedungen, daß sie die Kumberger aus dem Leben schafften. Als sie die Ehegattin erschlagen hatten, habe Kumberger sich geweigert, den ganzen Betrag auszuzahlen, und deshalb hätten sie ihn mißhandelt und schwer beschädigt. Auf diese Angaben hin wurde Kumberger, der in der That mit seiner Ehegattin in fortwährenden Zwistigkeiten gelebt hatte, eingezogen, mit Jagoditsch des Mordes angeklagt und vom Geschworenengericht in Cilli zum Tode verurtheilt. Der Kaiser begnadigte beide zu lebenslänglichem Kerker, welche Strafe Jagoditsch antrat, vorher aber in Uebereinstimmung mit seinem inzwischen ermittelten Genossen, dem Schustergesellen Schwab aus Marburg, Geständnisse ablegte, welche die volle Schuldlosigkeit Kumbergers darthaten. Beide erklärten, daß sie das Kumberger'sche Ehepaar erschlagen und berauben wollten, daß sie aber vor Vollendung der That verscheucht wurden und den schwerverwundeten Kumberger durch lügenhafte Angaben als ihren Mitschuldigen hinstellten. Nach achtzehnmonatlicher Haft und ausgestandener mehrmonatlicher Todesangst wurde Kumberger (November 1880), physisch und finanziell ruinirt, in Freiheit gesetzt. Sein Besitzthum hatte man bereits zur Deckung der Strafkosten in Execution gezogen! —

Discite justitiam moniti! —

Anton von Werner.

Von

Ludwig Pietsch.

— Berlin. —

Im Jahre der zweiten Pariser Weltausstellung 1867 pflegte sich an manchen Wochenabenden in einem kleinen Restaurant der Rue Lamartine, einem Nebengäßchen des Faubourg Montmartre, eine Gesellschaft von Künstlern aller Nationen zusammen zu finden. Diese gemüthlichen Kneipsitzungen und die von Zeit zu Zeit dort veranstalteten kleinen Feste, durch originellen Geist und Phantasie reichlich gewürzt, gehörten zu den ergötzlichsten, die ich in solchen Kreisen erlebt habe. Paul Meyerheim, der damals in Paris studirte, war eine der „Seelen" dieser Gesellschaft. Einmal an einem Juli-Abend jenes unvergeßlichen Jahres veranstaltete man in diesem Kreise ein besonders reizendes Fest zu Ehren von A. Menzel und L. Knaus. Es war zugleich ein Abschiedsfest für Paul Meyerheim, welcher Paris in den darauf folgenden Tagen verlassen wollte. Unter den dabei Anwesenden fiel mir ein junger Deutscher auf, den ich bisher an diesen Tischen noch nicht bemerkt hatte: höchstens 24 Jahre alt, eine zarte, mittelgroße, schmächtige Gestalt; ein hageres, blasses, scharf gezeichnetes Gesicht mit delicat geschnittenem Profil; glatt niederhängendes, volles, braunes Haar. Ich wußte bestimmt, daß ich ihm nie zuvor begegnet war. Und doch entsann ich mich eben so bestimmt, dies Gesicht bereits irgendwo gesehen zu haben. Gegenseitiges Vorstellen war in jener Gesellschaft nicht der Brauch. In all dem lustigen, festlichen Tumult dieses Abends dachte man nicht daran, sich nach den Namen der Tafelgenossen zu erkundigen. Wunderlich berührten mich, aus dem allgemeinen babylonischen Stimmen- und Sprachengewirr herausklingend, die unverfälschten Heimathlaute, welche von den Lippen jenes jungen Mannes erklangen. Alles, was er redete — und er sprach sehr gut, schlagfertig, treffend, inhaltreich, eigene Gedanken, Beobachtungen und

Urtheile gebend, kleidete er in die Formen des reinsten Berlinisch. Daß es kein Bildungsmangel sei, der ihn wahllos zu diesem Volks-Dialekt und dieser Ausdrucksweise nöthigte, bewies eben das, was er sagte. Also konnte es nur eine eigenthümliche Liebhaberei oder Heimathliebe sein, die ihn dazu veranlaßte. Erst auf dem langen Heimwege — auch seine Wohnung lag auf der rive gauche von Paris — kamen wir dazu, uns gegenseitig einander vorzustellen. Er nannte sich Anton von Werner, Maler aus Karlsruhe, geborner Märker, aus Frankfurt a. d. O.

Also daher die Gewißheit, dies Gesicht schon zu kennen!

Ich glaube, auf der Berliner Kunstausstellung des vorangegangenen Jahres war es gewesen, wo ein sehr interessantes kleineres Bild voll köstlicher Frische und lebendiger Wahrheit, gemalt von Anton von Werner, mich frappirt hatte: ein Quartett in einem Maleratelier. Der eine der vier praktischen Musikfreunde, der Herr des Ateliers und der Maler des Bildes, jener schmächtige Geiger in Hemdärmeln, hatte ja genau die Züge dieses jungen Künstlers gezeigt. Das Bild überraschte damals um so mehr, als sein Autor bereits in einer völlig abweichenden Kunstrichtung hervorgetreten war: in der großen Historienmalerei im Sinn und Stil C. F. Lessings, die ihre Stoffe der mittelalterlichen Kaisergeschichte entlehnt.

Ich sah ihn damals, 1867, in Paris nicht wieder. Auch in den nächstfolgenden Jahren, die er zum Theil in Italien verlebte, bin ich ihm nicht begegnet. Aber 1870 im November, von einem kurzen Ausfluge in die Heimath wieder nach Versailles zurückgekehrt, fand ich Anton von Werners Name im Munde aller Herren des Kronprinzlichen Hauptquartiers. Sehr bald auch traf ich ihn selbst in dieser glänzenden Gesellschaft an, als einer der mit hoher Gunst und Schätzung als Künstler und Persönlichkeit am reichsten geehrten Genossen derselben. In dem Atelier, welches meinem lieben alten Freunde Georg Bleibtreu in einer Beamtenwohnung des Versailler Schlosses angewiesen war, zeigte mir dieser die ersten, mit Tusche und Feder meisterhaft ausgeführten, Entwürfe eines großen Bildes welche von Werner in demselben Raum gezeichnet und untergebracht hatte: Graf Moltke auf den Höhen von Chatenay vor Paris mit seinem Generalstabe von den vorbeiziehenden deutschen Truppen begrüßt. Dies Bild war A. von Werner seitens der Stadt Kiel bestellt worden. Er war nach Versailles gekommen, um die Porträt-, Pferde- und Landschaftsstudien dafür nach der Natur zu machen. Warme Empfehlungen von Seiten des Großherzogs von Baden hatten dem jungen Meister bei dessen Schwager, dem Kronprinzen, die beste Aufnahme verschafft.

Was er konnte und war, ließ ihn auf dem so vorbereiteten Boden schnell feste Wurzeln schlagen. Daß sein „Berlinisch" für ihn nicht so wohl die natürliche sprachliche Ausdrucksform seines Denkens und Empfindens, als vielmehr eine beliebig anzunehmende und abzulegende humoristische Form der Verkleidung sei, konnte man hier in dieser Umgebung, falls man es noch nicht gewußt hätte, sehr bald erkennen. —

Anton von Werners Studienmappen und Skizzenbücher füllten sich in Versailles rasch mit einem außerordentlich reichen künstlerischen Inhalt. Von allen Ausfallgefechten, denen beizuwohnen er nie verfehlte, entwarf er vortreffliche Darstellungen, in welchen die eigenste Art des preußischen Soldaten in vollendet charakteristischer Wahrheit zur Erscheinung gebracht war. Manche jenen Kreis interessirende intime Scenen von den Diners und Empfangabenden im Kronprinzlichen Quartier in der Villa „Les Ombrages“ wußte von Werner in nicht minder treffender Weise in Zeichnungen und Farbenskizzen festzuhalten, welche dort einen sehr begreiflichen wohlverdienten Beifall fanden. Gleichzeitig malte er die Naturstudien der menschlichen Persönlichkeiten und der — Pferde für das Moltke-Bild. Aber noch eine andere Aufgabe, deren definitive Lösung freilich erst nach mehreren Jahren erfolgen sollte, beschäftigte den Künstler in diesen ewig denkwürdigen Versailler Wintertagen von 1871 nach dem 18. Januar. Auf Anregung des Großherzogs von Baden, seines speciellen fürstlichen Protectors, hatten die deutschen Fürsten den Beschluß gefaßt, den großen historischen Act der Kaiserproclamation in der Spiegelgallerie zu Versailles in einem getreuen Bilde von Anton v. Werners Hand darstellen zu lassen, welches Kaiser Wilhelm als Geschenk der Reichsfürsten gewidmet werden sollte. Für dies Gemälde traf Anton von Werner, welcher jener Haupt- und Staatsaction persönlich als Zeuge beigewohnt hatte, damals schon seine Vorbereitungen. Er zeichnete in Bleistift frisch nach der Natur das Bildniß jedes der hervorragenderen, besonders der fürstlichen und militairischen Theilnehmer der Scene und sammelte so eine Gallerie von lebensvollen Charakterköpfen, deren künstlerischer Werth ihrem historischen gleichkommt. In jenen Versailler Tagen hat Anton von Werner nicht allein die Fundamente für sein künstlerisches Schaffen in den folgenden Jahren des Friedens, sondern auch die seiner ganzen künftigen glanz- und ehrenvollen Existenz gelegt. Sie scheidet sich scharf von seiner ersten Lebenszeit. An der Wiege war ihm die Zukunft, welche ihn von 1871 ab in Berlin erwartete, jedenfalls nicht gesungen. Sein Vater, der einem alten, im dreißigjährigen Kriege militairisch ausgezeichneten, adeligen Geschlecht entstammte, war ein Handwerker in sehr bescheidener Lebenslage zu Frankfurt an der Oder. Dort ist ihm dieser Sohn 1843 geboren. Der körperlich immer zarte und schwächliche Knabe entwickelte sich geistig ungewöhnlich rasch. Die früh sich kundgebende Lust am Zeichnen ging mit der Lernbegierde in allen Schuldisciplinen Hand in Hand. Mit dreizehn Jahren war er soweit in den Klassen vorgerückt, daß die Seinen es als keine gar zu frühe Unterbrechung seines Bildungsganges ansehen zu können glaubten, wenn sie ihn von der Schule nahmen, um ihn, — da er nun doch ein Maler werden wollte und sollte, — zu einem Frankfurter Meister dieser Kunst, natürlich der Stubenmalerei, als Burschen in die Lehre zu geben.

Diese erste Lehrzeit mag dem Knaben mit der anscheinend so gebrechlich zarten Gestalt hart genug angekommen sein. Besonders die Nöthigung, mit den schweren Malleitern zu handtieren, hat ihm sicher viel Noth und

Plage bereitet. Und doch hat er — wie vor ihm Eduard Hildebrandt, welcher von ähnlichen Anfängen ausgegangen ist, — später eigentlich nie mit Bedauern auf diese Lehrjahre zurückgeblickt, sondern im Gegentheil die Vortheile dankbar gewürdigt, welche er dieser Art seines ersten Kunstunterrichts und seiner ersten technischen Uebung schuldet. Dazu gehört unter anderen die handwerkliche Rüstigkeit und speziell die Beherrschung großer Flächen, das technische Geschick und Verständniß für alles Decorative in der Malerei. Sie erwerben sich jedenfalls auf diesem Wege viel sicherer und leichter als es in späteren Jahren durch einen akademisch vorgebildeten jungen Künstler gelingt. Als von Werner im Mai 1871 zwischen den anderen Berliner Collegen hier eins der kolossalen Velarien malte, mit welchen damals im Juni die Triumphstraße der in die Hauptstadt einziehenden, siegreichen Truppen decorirt werden sollte, erstaunte er jene Genossen nicht wenig durch die alte, so nur als Stubenmalerlehrling zu erringende, Virtuosität im Umherstelzen auf der zweiarmigen Malleiter, welche ihm das Herabsteigen, Vorrücken und Wiedererklettern derselben ersparte. —

Aber ein Talent wie das seine, vereinigt mit einer zähen Energie der Willenskraft und einem Ehrgeiz, wie die ihm gegebenen, konnte sich selbstverständlich nicht in jener Art von Kunstübung befriedigen. Es gelang ihm, sechzehn Jahre alt, nach Berlin zu kommen und auf der hiesigen Kunstakademie das höhere künstlerische Studium zu beginnen. In den Zeichen- und Malklassen waren seine Fortschritte rapid. Fast ganz auf seine eigene Kraft gestellt, arbeitete er dabei gleichzeitig für den Lebenserwerb durch Zeichnungen für Bücher und Journale in jedem Genre. Das Erfinden, das Ausführen in jeder reproductiven Technik und damit auch das Gewinnen seines Unterhalts machten ihm sehr geringe Schwierigkeiten. Für sein erfinderisches Talent und seine bildnerische Lust war übrigens alles Ornamentale ein mindestens ebenso willkommener, geläufiger und mit Leichtigkeit beherrschter Gegenstand, als das Figürliche. In jener Art von phantasiereichen Compositionen, welche beide Elemente zu einem Ganzen verschmolzen und zu bedeutenden, sinnig poetischen Wirkungen verwendet zeigen, war damals unter den deutschen Künstlern noch immer, wie schon seit dreißig Jahren, Adolf Schrödter der erste und productivste Meister. Wie jeder für den poetischen Humor veranlagte junge deutsche Künstler während jenes mittleren Drittels unseres Jahrhunderts, erfuhr auch Anton von Werner an sich selbst die Macht des Eindrucks dieser liebenswürdigen und originellen Schöpfungen. Er studirte viel nach ihnen und gestaltete in verwandter Weise manche Träume seiner eigenen schaffensfreudigen Phantasie. Eine Anzahl von solchen und anderen Zeichnungen, Studien 2c. sandte er einmal, von einem dringenden Wunsch getrieben, zu dem verehrten Meister in persönliche Beziehungen zu treten, an diesen ein. Schrödter erkannte sofort, welches Talent hier zu Tage trat. Seine Antwort auf des jungen Künstlers Schreiben und Sendung war zugleich die Aufforderung an ihn, nach Karlsruhe zu kommen, wohin Schrödter eben über-

siedelt war. 1862 folgte Werner dieser Aufforderung. Dort in der gemüthlichen badischen Hauptstadt und in den verschwägerten Häusern Adolf Schrödters und Karl Friedrich Lessings, des großen Landschafts- und Geschichtsmalers, faßte er festen Fuß. Sein Talent entfaltete sich mit überraschender Schnelligkeit. Seine Production ist während jener ersten Karlsruher Studienjahre von 1862 ab auf sehr verschiedenen Gebieten schon eine außerordentlich reiche. Große in Oel gemalte Bildnisse (wiederholt sein Selbstportrait), Illustrationen zu poetischen Werken, Zeichnungen zu einem Werk über die Uniformirung der Preußischen Armee, Genrebilder wie die „zechenden Landsknechte", „Georg und Lerse, im Dachfenster der Burg auf die Belagerer feuernd", „Unter der Klosterlinde", „Götz von Berlichingen vor dem Rath von Heilbronn", Eichen- und Kiefernlandschaften; eine „Weihnachtsfeier" und „das Lob des Weines", letztere Compositionen in Schrödters Weise, entstanden in rascher Folge.

22 Jahr alt, trat v. Werner (1865) mit einem Bilde „Luther vor Cajetan", einer Gruppe lebensgroßer Halbfiguren hervor, das von einer ganz ungewöhnlichen Reife des künstlerischen Vermögens in allen Theilen zeugt. Die Tradition der Lessingschen Kunst läßt es in jedem Zuge erkennen. Nur ist das dramatische Leben in der Composition und im Ausdruck der Figuren energischer, als auf der Mehrzahl der Bilder seines Meisters. In der gesammten Farbengebung wie in allem malerisch Technischen zeigt sich in diesem Jugendwerk eine Sicherheit und eine Reife, welche den ersten Versuchen unserer modernen künstlerischen Jugend meist sehr fremd ist. Wer dies Bild malen konnte, der hatte, so schien es, nach dieser Seite hin, nicht mehr viel zu lernen.

Größere geschichtliche Bilder folgten sich rasch in seinen nächsten Jahren: 1866 (mit lebensgroßen ganzen Gestalten) „Conradin und Friedrich v. Schwaben im Gefängniß", denen das Todesurtheil angekündigt wird; 1867—68 die Entführung des jungen Kaisers Heinrich IV. durch Hanno von Köln im Nachen auf dem Rhein; ein Bild, in welchem auch das Landschaftliche, die Luft über dem Strome und das, die in der Hauptmasse klar beschatteten Gestalten nur hell säumende, Licht zu bedeutender Wirkung kommen. Im Conradin bekundete sich jenes fertig ausgebildete, sichere Können und eine reiche und gründliche Kenntniß auch des Aeußerlichen der Geschichte. Aber ein gewisser Mangel an innerer Empfindungswärme schwächte den Eindruck des großen Bildes ab.

Wenn diese mittelalterlichen Historien des jungen Künstlers doch immer etwas nach Gaben aus zweiter Hand schmeckten und immer den Eindruck machten, als hätte Lessing ihm bei der Arbeit über die Schulter gesehen, so ließ Werner es gleichzeitig doch nicht an solchen Bildern fehlen, in welchen seine eigenste Natur und Geistesart in voller Frische und Originalität zum Ausdruck kamen. Das sind jene kleineren Genrebilder, welche bald einen aus dem eigenen Leben frisch und unreflectirt herausgegriffenen Gegenstand, bald einen frei erfundenen aus der Vergangenheit behandeln. Von der ersteren

Art sind: jenes bereits oben erwähnte Bild des „Quartetts im Maler-Atelier", das „Bei der Toilette" und der „Geburtstag im Atelier". Von der letzteren eine von Anton v. Werners geistreichsten Arbeiten: „Vertrauliche Unterredung" zweier verwegenen und gewaltthätigen Strolche aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert. Bilder dieser Art haben den ganzen Reiz einer ausgesprochenen und interessanten Individualität, welche die Welt in ihrer eigenen Weise und zwar durchaus malerisch ansieht. Der künstlerische Ausdruck dieser Anschauungen erscheint dabei immer frei, leicht, sicher und ungequält. Die Gabe reichster Erfindung, welche v. Werner von Beginn an vor Allem auszeichnete, fand noch ein weiteres Feld zu ihrer glänzenden Bethätigung, als es ihm die Malerei solcher Staffeleibilder gewähren konnte, in der Illustration. Der Aufenthalt in Karlsruhe hatte v. Werner in persönliche Berührung mit Viktor Scheffel gebracht. Trotz des ziemlich bedeutenden Altersunterschiedes hat sich zwischen dem Poeten und dem Maler bald eine innige und dauernde Freundschaft geknüpft Man begreift die Möglichkeit sehr wohl, wenn man die von Werner gezeichneten, außerordentlich zahlreichen Illustrationen zu Scheffelschen Werken kennt. Nie ist ein Dichter richtiger, besser und vollkommener von seinem künstlerischen Interpreten verstanden worden; nie ist den von jenem geschaffenen Gestalten, geschilderten Stimmungen, Situationen, Handlungen, eine treffendere und entsprechendere Versinnlichung durch die Mittel der bildenden Kunst gegeben, als es in diesen Zeichnungen zu Scheffels „Frau Aventiure" vom Jahr 64, zum „Juniperus" (1866), dem „Gaudeamus" (1867), den „Bergpsalmen" (1868), dem „Trompeter von Säckingen" (1869) geschah. Aufs Innigste und Intimste schmiegt sich die Muse des Zeichners der des Dichters an, zu welchen Flügen „im Engeren" oder ins „Weitere" dieselbe sich auch aufschwinge. Er ist pathetisch, hochfliegend, grandios, phantastisch und romantisch. Er zeigt sich derb realistisch und humoristisch; in der Welt der Träume und Gespenster, im frühesten Mittelalter, wie in der modernsten Gegenwart, im Norden und Süden, in den Alpen, auf dem Meer, in den trauten süddeutschen Bergen, in der Klosterzelle, in der alterthümlichen Wohnstube des Herrenschlosses, in der mittelalterlichen Herberge und in der modernen Kneipe gleich zu Hause. Das üppig reiche Arabeskengerank, welches zumal in den älteren von diesen Illustrationszeichnungen (z. B. im Gaudeamus) die eigentlichen Darstellungen umwuchert, verleugnet zwar noch keineswegs die Schrödter'schen Muster. Aber sie erscheinen doch gegen jene gehalten durch eine Fülle neuer und eigener Anschauungen, Erfindungen und Studien der „Grammatik des Ornaments" aller Völker und Zeiten in jeder Hinsicht bereichert. Die Illustrationen zu Scheffels populärster Dichtung in Versen, dem „Trompeter von Säckingen", tragen fast sämmtlich neben dem Monogramm des Künstlers italienische Städtenamen als Bezeichnung des Orts, an dem sie von Werner gezeichnet wurden. Besonders häufig darunter Olevano und Sorrent. Seltsam muthet uns das an. Ist in diesen Blättern doch gerade das süddeutsche

Land, seine Schwarzwaldberge, seine Tannendickichte sein junger Rheinstrom, und ist doch deutsches, trautes Leben und Lieben, wenn auch hineinverlegt in die letzte Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf diesen köstlichen Blättern so treu, wahr, warm und innig veranschaulicht, wie nur je von des besten, mitten darin stehenden und von dem Zauber der Heimath umfangenen Meisters Hand. Es ist, wie schon aus dieser Thatsache hervorzugehen scheint, Anton von Werner in Italien nicht viel anders ergangen, als in Paris, während des dort verlebten Jahres 1867. Die moderne französische Kunst hatte keinen irgend merkbar bestimmenden Einfluß auf seine fernere Entwicklung geübt und ebenso wenig hat ihn die Anschauung der italienischen Malerei der großen Epochen auf wesentlich andere Bahnen verlockt, als die, welche er, auch ohne diesen Aufenthalt jenseits der Alpen während der Jahre 68 und 69, eingeschlagen haben würde, wenn sie ohne Zweifel auch seinen Blick erweitert und geschickter gemacht haben wird, seine späteren großen monumentalen Aufgaben im großen Stil aufzufassen und zu gestalten.

Daß ihn unter den Orangen- und Olivenbäumen Sorrents und Capris nicht die Gedanken an die Schwarzwald-Tannen und -Eichen; am blauen wogenden Golf von Neapel nicht die Träume vom grünen Rhein und dem schwäbischen Meer verlassen wollten; daß er all die Schönheit dieser seiner zweiten Heimath, des glücklichen Erdenwinkels zwischen dem nach Westen und dem nach Norden gewendeten einstigen „Grenzenhüter der Germanen", von solcher Ferne aus und von einer so ganz anderen und so viel verlockenderen reizvolleren Welt umgeben, mit so inniger Liebe und Begeisterung zu schildern vermochte, wie er es zu so vielen Zeichnungen zum Trompeter gethan, das mochte er und mögen wir noch einem besonderen Umstande danken. Auch dieses „jung Werner" Seele wurde, wie die seines Scheffel'schen Helden und Namensvetters, damals nach dem badischen Lande mächtig hin- und heimgezogen durch ein geliebtes Wesen, das er sich fürs Leben erwählt, mit dem er sich verlobt hatte, die Tochter Adolf Schrödters, Malwine.

Als er von Italien zurückgekehrt war, rief ihn ein interessanter Auftrag, wie er ihn lange schon für sich erwünscht gehabt hatte, nach den nördlichen Gauen des Vaterlandes, nach Kiel. Die Aula eines dort neu errichteten Gymnasialgebäudes sollte er mit einigen Wandgemälden epochemachender Ereignisse der deutschen Geschichte und den Einzelgestalten einiger großer Männer der letzteren schmücken.

Dies Gymnasialgebäude ist ein, von Mertens ausgeführter, Ziegelbau in norddeutsch gothischem Stil. Seine Aula bildet einen weiten Saal mit dunkler ornamental decorirter Holzdecke in der Form eines Tonnengewölbes. Auf die beiden großen Halbrundfelder, welche dadurch an den Schmalwänden gebildet werden, malte der Künstler hier „Luther auf dem Reichstag zu Worms", dort den „Aufruf Friedrich Wilhelm III. an sein Volk". Unterhalb jenes Wandbildes zwischen breiten, mit schönen Teppichornamenten decorirten Pilasterstreifen die Gestalten Guttenbergs und Fugger's; unterhalb des anderen

Bildes die des Erasmus und des Albrecht Dürer. Hier offenbarte sich zum ersten Mal in seiner ganzen Größe das Talent dieses Malers für form- und sinnentsprechende Benutzung des gegebenen Raumes durch die Composition der einen solchen decorirenden Gemälde. In der Farbe sind diese Bilder absichtlich höchst maßvoll und in rechter Harmonie mit dem herrschenden Grundton des Saales gestimmt. Die historischen Scenen und Menschen sind in ihrer ganzen Erscheinung durchaus realistisch wahrheitsgetreu gegeben, trotzdem mit großem Geschick und feinem künstlerischen Tact zur Größe und Einfachheit des echt monumentalen Stils erhoben. Unter den modernen monumentalen Wandmalereien, deren Stoffe der wirklichen Geschichte, ohne Zuthat von Symbolik und Allegorie, entlehnt sind, kenne ich in Deutschland mit einziger Ausnahme von Jansens Gemälden im Erfurter Rathhause nichts, was sich diesen Aulawandbildern A. v. Werners in Kiel in Bezug auf geistreiche und vollendete Lösung der Aufgabe in Composition und Farbe vergleichen ließe.

Er vollendete dieselben, rasch und rüstig bei der Arbeit wie immer, in erstaunlich kurzer Zeit. Noch rechtzeitig genug brachte er sie zum Abschluß, um den großen Heerführer, dessen Ankunft vor Paris er damals in einem Staffeleibilde zu malen beauftragt wurde, noch wirklich „vor Paris“ und inmitten seiner ungeheuren leitenden, organisirenden und die Niederwerfung des Feindes vollendenden Thätigkeit zu finden. Wie genau Werner dort in Versailles des Feldmarschalls Persönlichkeit und eigenstes Wesen studirt hat, bewies er später nicht nur durch dessen Gestalt auf jenem 1872 vollendeten Bilde, welches ihn zu Pferde, seitlich auf einer Bodenerhöhung neben der Landstraße haltend, zeigt, auf der die deutschen Truppen dahinziehen den im Hintergrunde auftauchenden Kuppeln, Thürmen, Viaducten und Befestigungen von Paris entgegen. Nicht minder auch in dem meisterhaften, kleineren Cabinetstück „Graf Moltke in dem Arbeitszimmer seines Versailler Quartiers“, wo er, die Mütze auf dem Haupt, mit dem Lesen eingegangener Berichte beschäftigt, im Lehnsessel an seinem Schreibtisch sitzt, von dem aus er das ganze ungeheure Getriebe der Kriegführung der deutschen Heere leitete, wie das Centralorgan des Menschen das ganze tausendfältige Geflecht der Bewegungsnerven zur Vollziehung seines vernünftigen Willens.

Der Krieg war zu Ende. A. v. Werner folgte der Einladung des Kronprinzen nach Berlin. Die erste große Aufgabe, welche ihn hier erwartete, war die Ausführung jenes Velariums, das, an einen Straßenübergang der Lindenpromenade zwischen Bannermasten ausgespannt, die via triumphalis der einziehenden Sieger schmücken sollte. Er malte auf diese gewaltige Leinwandfläche ein Bild voll leidenschaftlichen Feuers der Empfindung und Bewegung, und von großer Coloritwirkung; eine Composition, in welcher sich das symbolisch-ideale Element mit dem energisch realistischen auf's Glücklichste verschmolz. Es schildert in großen Zügen den kriegerischen Ansturm Alldeutschlands gegen den übermüthigen Herausforderer. In Qualm und Flammengluth des Hintergrundes kämpfen die Adler Frankreichs und Deutsch-

lands. Die deutschen Krieger, deren Tracht und Rüstung mit poetischer Freiheit dem symbolischen Stil angemessen behandelt sind, dringen auf die noch im heftigen Widerstand ringenden französischen Legionen ein, geführt von dem blondbärtigen Königssohn in goldstrahlender Rüstung auf feurigem Rappen; ihm vorauf auf weißen Rossen zwei nackte Dioskurengestalten, das Flammenschwert gegen den Feind schwingend. In den Wolken fährt die kampfgerüstete Borussia selbst im schimmernden Streitwagen heran. Und neben ihr schweben, an den Farben und Wappen ihrer Schilder erkennbar, zwei bellonenhafte Gestalten, Württemberg und Bayern versinnlichend. Die malerische Durchführung im großen decorativen Stil und der coloristische Effect entsprachen durchaus der Größe der Erfindung und Zeichnung.

Das ganze merkwürdige Werk wirkte auf die Berliner Kunstgenossen v. Werners und unser Publicum mit ungewöhnlicher Macht. Es offenbarte in seinem jugendlichen Autor eine poetisch schöpferische, bildnerische und technische Kraft, wie sie auch die genaueren Kenner und Freunde seines Talents aus dessen bisherigen Aeußerungen schwerlich gefolgert haben werden. Der große Erfolg dieses Bildes verschaffte seinem Autor in der Künstlerschaft Berlins sofort eine dominirende Stellung und machte ihn im Volk populär, während das hier Geleistete die von ihm bereits reichlich erworbene und gesicherte Gunst der Großen noch steigerte und stärker befestigte.

Die gewaltigen Thaten und Siege Deutschlands, die endlich erreichte Verwirklichung des Traumes von seiner Einheit und seiner Kaisermacht, schienen damals eine lange Aera des Friedens, des Glücks und einer nie geahnten Blüthe der Künste unausbleiblich herbeiführen und begründen zu müssen. Großartige Aufgaben für unsere Maler, Bildhauer und Architekten, wie diese sie vordem kaum geträumt hatten, erwarteten ihre Lösung. Die ruhmvollen Thaten unseres Volkes in Waffen und die Gestalten der Männer, welche es in diesen Kämpfen zum Siege geführt hatten, konnten nicht ohne den idealen Lohn der Verherrlichung durch die bildenden Künste bleiben. Eine malerische Kraft, wie die Anton von Werners, in welcher das große Wollen sich durchaus mit dem Können zu decken, der erfinderischen Phantasie auch das malerische Gestaltungsvermögen und die allseitige technische Tüchtigkeit zu entsprechen schien, war gerade das, was man in solcher Zeit und für die Bewältigung solcher Aufgaben bei uns dringend bedurfte. — Man weiß, daß jene Hoffnungen der deutschen Künstler doch nur in ziemlich eingeschränktem Maaß erfüllt worden sind. Ebenso aber auch, daß die in Anton von Werner gesetzten auch durch ihn in vollem Umfang verwirklicht wurden. Seine große Begabung in zwei Hauptrichtungen zu bethätigen, ward ihm die willkommene Gelegenheit in jenen Arbeiten geboten, in welchen er Deutschlands Sieg und Einigung künstlerisch zu verherrlichen und zu schildern sich berufen sah. Das ganze gewaltige Epos des deutsch-französischen Krieges in der eigenthümlichen, symbolisch-realistischen Kunstweise, wie er sie sich für jenes Velarium geschaffen gehabt hatte, in wenigen zusammengedrängten

bedeutsamen Gruppen darzustellen, war die Aufgabe bei dem Friesbilde, welches den Fuß des, unseren Siegen zum Gedächtniß errichteten Denkmals, der Siegessäule auf dem Königsplatze zu Berlin umgeben sollte. Im Gegensatz dazu hatte er den Act der Kaiserproclamation in der Spiegelgallerie zu Versailles in fast peinlich aktenmäßiger Treue in dem großen Gemälde zu schildern, welches Deutschlands Fürsten dem Kaiser gemeinsam zum Geschenk zu machen beabsichtigten. Man weiß, wie Werner es verstanden hat, jeder dieser Aufgaben in ihrer Weise gerecht zu werden und die außerordentlichen Schwierigkeiten derselben dort mit wahrhaft genialer Kraft der Phantasie, hier mit unsäglichem Fleiß und einem stupenden Geschick zu überwinden. In vier große, unterschiedene Hauptgruppen gliederte er die Friescomposition für die Siegessäule: Die Herausforderung Germaniens durch französischen Hohn und Uebermuth; die Erhebung in aufflammendem gerechtesten Zorn und die Bewaffnung des Volkes; das unaufhaltsame Vordringen in Feindes Land unter des eisernen Prinzen Führung, der in Husarentracht seinen Reitern voranstürmt; der Bund Nord- und Süddeutschlands, welche, des alten Haders vergessend, sich auf dem Schlachtfelde im blutigen Ringen mit dem gemeinsamen Feinde gefunden haben; und als Abschluß des Ganzen: die symbolische Darstellung der Kaiserproclamation. Auf dieser mußte „loco imperatoris“ die Idealgestalt der im Waffenschmuck prangenden Borussia angebracht werden, welcher der jugendliche Königsbote in den bayerischen Farben die Kaiserkrone reicht, während die großen Feldmarschälle und fürstlichen Kriegsobersten ihren Thron umgeben. Gegen diese Vermengung oder Verschmelzung des symbolisch Idealen und Realistischen und die dadurch nothwendig herbeigeführte, willkürlich freie Umgestaltung dieser Wirklichkeit sind viele kritische Einwendungen gerichtet worden. Wie mir scheint: sehr mit Unrecht. Ist es doch einerseits schlechthin unmöglich, einen so reichen, gedanklichen, historisch poetischen Inhalt ohne Zuhilfenahme der Allegorie im Bilde auszudrücken. Und wäre doch andererseits durch die Ausschließung der realeren Repräsentanten der historischen Wirklichkeit und durch eine rein idealistisch-symbolische Darstellungsweise die ganze Schilderung der, zur wahren Charakteristik der Vorgänge wie der zu verherrlichenden Nation schlechthin unentbehrlichen, Elemente beraubt worden. Aber diese ganze Auffassungsweise war eine der modernen Kunst und zumal der der Berliner Schule so ungewohnte und denen, welchen die letzte Entscheidung darüber zukam, so befremdende, daß es noch vieler Mühen und Kämpfe für den Maler bedurfte, ehe er die letzte Zustimmung zu erlangen vermochte, sein Bild ungefähr so auszuführen, wie er es gedacht und entworfen hatte. Der große, in voller Farbenwirkung auf Goldgrund mit imposanter Kühnheit und Breite des Vortrags und Größe der Wirkung gemalte Carton, der heut dem Breslauer Museum überwiesen ist, wurde in solcher Weise schon in dem Hinblick und in Vorbereitung auf die besondere Art der technischen Ausführung hergestellt, in welcher er am Denkmale selbst reproducirt werden sollte. Werner hatte sich für die von Salviati wieder neu erweckte venetianische

Glasmosaik, als die geeignetste weil zugleich wirksamste und haltbarste, Technik der monumentalen malerischen Decoration an freigelegenen, ungeschützten Orten entschieden.

Im vorangegangenen Jahre 1872 hatte er bereits eine für dieselbe Art der technischen Ausführung bestimmte decorative Bilderfolge entworfen: einen in acht Felder gegliederten Fries, die Darstellung der verschiedenen Phasen des Menschenlebens, welcher sich nun unter dem Hauptgesims des Rudolf Pringsheim'schen Hauses in der Wilhelmstraße in Berlin an dessen Façade hinzieht. In diesen, auf Goldgrund gemalten, Scenen hat sich Werners poetische Erfindungsgabe wie sein Talent und Geschmack für die decorative Kunst besonders glücklich bewährt. Der sinnige Inhalt ist in Gruppen von hoher Anmuth und in Bildern von reichem und harmonischem, weithin wirkendem Effect verkörpert, deren kräftige Farbengebung durch die bis zur Buntheit polychrome Behandlung dieser Façade seitens der Architekten (Ebe und Benda) sehr wohl gerechtfertigt erscheint.

Damals in den Zeiten des nun so verdammten „Hexentanzes um das goldne Kalb“, alias der „Gründerepoche“ schien die goldne Zeit für unsere Architekten, Maler und Bildhauer gekommen. Mehr noch als die Staats- und Reichsregierung nahmen die Börsenfürsten die Finanzaristokraten die vorhandenen hervorragenden künstlerischen Kräfte in Anspruch zur Ausführung neuer palastartiger Wohnhäuser und Villen und zu deren möglichst prächtiger Decoration. A. v. Werner, das neue Gestirn der Berliner Kunst, sah sich mit derartigen Aufträgen überhäuft. Und seine immer rüstige Phantasie und Arbeitskraft zeigte sich allen gewachsen, ohne daß er darum die großen Arbeiten für den Staat und für die fürstlichen Besteller, oder die mit Lust und freiem Behagen betriebene illustrirende, zeichnerische Thätigkeit für den Buchverlag stocken ließ. Ja er behielt — Dank der Schnelligkeit in seinem künstlerischen Schaffen — noch Zeit und Muße, seine eigene Wohnung mit anmuthigen, phantasievollen farbenschönen Gemälden zu schmücken. Sie verherrlichten in allen Weisen das Glück des eigenen Herdes und des frohen Genusses aller guten Gaben des Lebens, die Martin Luther in den Begriff „unser täglich Brot“ zusammenfaßt. Eben damals hatte von Werner sich hier in seiner neuen Heimath Berlin diesen eignen Herd gegründet und seine Braut, Adolf Schrödters kunstbegabte Tochter, Malwine, als Gattin heimgeführt.

Als er sich einige Jahre später auch ein eignes Haus nach seinen Bedürfnissen und Plänen gebaut hatte, bedeckte er ganze Zimmerwände, Plafonds, Unterseiten der Treppen-Arme mit ornamentalen und figürlichen, bedeutsamen Gemälden. Die Wandflächen des Salons zeigen die großen Gestalten des Tizian und des Rafael, und eine Reihe von Medaillonbildnissen der andern Haupt-Meister der Renaissance; die Wände des Schlafgemachs gemalte Füllungen, Puttengruppen und Scenen aus Amors und Psyches Geschichte; die des Kinderzimmers, en grisaille gemalt, neun Bilder zu deutschen Volksmärchen, Meisterwerke echt decorativen Stils; alle diese Dar-

stellungen in trefflich erfundenen ornamentalen Umrahmungen. Aus der ersten Hälfte und der Mitte des vorigen Jahrzehntes entstammen ferner an Werken verwandter Art die für Geh. Commerzienrath Landaus Haus nach Werners Entwürfen gemalten Saal-Plafonds und die sieben Pilasterfiguren musicirender Knaben in mittelalterlicher Tracht in demselben Festsaal; das große Bild zur Decoration einer Treppenhauswand, „La festa", für Consul Behrens in Hamburg: das Eintreffen edler Gäste in den Blüthetagen Venedigs auf der Schwelle eines Palastes am großen Canal, wo Herr und Herrin des vornehmen Hauses die festlich Geschmückten empfangen und begrüßen; die beiden Wandbilder für Professor Sußmann-Hellborns Haus: „Schneewittchen" und „die sieben Raben mit der guten Schwester"; die nach v. Werners Entwürfen durch seine Schüler ausgeführten Wandbilder aus altrömischem Leben für das Café Bauer. Die neuerdings in reichen Berliner Häusern ziemlich verbreitete Liebhaberei, die Bildnisse der Familienmitglieder, statt in ihrer Alltagserscheinung, zu Patriciern des 16. Jahrhunderts, wenn nicht verwandelt, so doch verkleidet, malen zu lassen, veranlaßte zwei besonders interessante Werke des Künstlers: „Luther auf einem Familienfeste", und das große Gruppenbild der Familie Rudolf Pringsheim, für deren Haus er die Vorlagen zu dem geschilderten Mosaikfries entworfen gehabt hatte. Auch jenes anscheinend deutsche Patricierhaus aus dem Reformationszeitalter ist in Wahrheit das eines heutigen Berliner Banquiers, Herrn Wollner. Der Maler hat mit sehr anerkennenswerthem Geschick und Takt die gefährlichen Klippen der Aufgabe zu umschiffen und den Widerspruch zu lösen oder zu verdecken verstanden, in welchem die modernen Berliner Gesichter zu den streng alterthümlichen Trachten und Umgebungen, und besonders auch zu dem großen Gast des Festes Dr. Martin Luther stehen. Auf dem größeren Pringsheim'schen Familienbilde (1879 vollendet, ersteres 1874) erscheinen sämmtliche Mitglieder des Hauses Pringsheim in reicher italienischer Renaissancetracht in der prächtigen Halle eines venetianischen Palastes versammelt.

Neben der Ausführung so vieler und mannigfachen Arbeiten, zu denen noch eine nicht geringe Zahl lebensgroßer moderner Bildnisse: Feldmarschall Moltke in russischer Uniform, Feldmarschall Manteuffel, Geh. Commerzien-Rath Landau, Prof. Esmarch, die Mitglieder der eigenen Familie, die Vollendung der Illustrationen zum Trompeter von Säckingen, mancher Entwurf zu seines Dichters Erzählung „Ekkehard", Aquarellbilder, Farbenskizzen, Compositionen und Buchillustrationen der verschiedensten Art hinzutreten, — stockte die Thätigkeit an dem großen Hauptwerk dieser Jahre, dem Bilde der Kaiserproclamation zu Versailles, keinen Tag. 1877 im März war es zum Abschluß gebracht — der Triumph des Fleißes und des malerischen Arbeitsgeschicks. Eine höhere poetische Wirkung darin zu erzielen, welche der Stimmung jenes großen geschichtlichen Augenblicks völlig entsprochen hätte, wäre unter den hier dem Künstler gestellten Bedingungen kaum möglich gewesen. Nicht nur die um den Kaiser versammelten Fürsten und Prinzen, sondern alle in der Spiegel-

galerie zusammen gedrängten Militärs und Armeebeamte wollten genau portraitirt an Köpfen, Gestalten und — Uniformen sein. Jede freiere Bewegung war dem Maler dadurch abgeschnitten. Der volle Eindruck der Hingegrissenheit, des Begeisterungssturmes und -Wirbels, welcher dort sich aller dieser Männerseelen bemächtigt hatte, sich in den brausenden Hochrufen auf Deutschlands Kaiser Luft machte, von allen Gesichtern leuchtete, die erhobenen Hände bewegte, ist ohne solche Freiheit nicht gut wiederzugeben. Bewunderns-werth in den Einzelheiten, in der gewissenhaften Durchführung jedes Kopfes und jeder Gestalt, mit allen den kleinen Besonderheiten ihrer Uniform, ihres Ordens- und Waffenschmuckes, und nicht minder in der Darstellung der Localität, vorzüglich in der Gesammthaltung, fehlt dem Bilde der Kaiserproclamation dennoch das Elektrisirende, Fortreißende. Es giebt wohl ein unzweifelhaft richtiges gewissenhaftes Bild des Vorgangs, aber doch nur ein solches, wie es ein Feldmanöver von einer Feldschlacht giebt. Immer ist es zu bedauern, daß zwei gleichzeitig entworfene Skizzen Werners zu monumentalen Wandgemälden, Compositionen von desto poetischerer Macht, Größe und Freiheit, Gedankenfülle und Formenschönheit, nicht zur Ausführung gelangt sind: die symbolischen Darstellungen der vier Facultäten, Philosophie und Medicin vereinigt auf dem einen, Theologie und Jura auf dem andern, für das Treppenhaus des neuen Universitätsgebäudes zu Kiel. —

Dieser eclatante Fall der Ablehnung dieser Skizzen ist nicht der einzige Beweis, daß Werners großen und schnellen Erfolgen im Leben und in der Kunst auch keineswegs die Gegenseite gefehlt hat. Der Widerspruch und die Widersacher bleiben Männern, wie ihm, nicht erspart. Es lag nicht in seiner Natur, sich an der Gunst der Fürsten, an der angenehmen ehrenvollen Lebenslage, an der Anerkennung seiner Leistungen durch die Genossen, an dem Beifall des Publicums und der Liebhaber und an den erfreuenden gleichzeitigen Wirkungen seiner glänzenden geselligen Talente genügen zu lassen. Er besitzt nicht nur den künstlerischen, sondern auch in hohem Grade den praktischen Ehrgeiz, den Drang, in reale Verhältnisse bessernd, reformirend, organisirend einzugreifen. Gerade in Berlin, in seiner neuen Heimath, hatte man seit manchen Jahrzehnten eine solche Kraft dringend zu ersehnen Ursache gehabt. Die Akademie der Künste erforderte längst schon eine gründliche Reformation an Haupt und Gliedern. Das ganze Institut war zum Gegenstande des Gespöttes geworden. Die Schülerzahl verminderte sich von Jahr zu Jahr. Die immer wieder gemachten Anläufe zur Verbesserung dieser Zustände erlahmten, ohne zu einem Resultat geführt zu haben. Es hatte an dem rechten Mann gefehlt, der den Muth und die Fähigkeit bekundet hätte, das Werk durchzuführen, und zugleich auch die nöthige Autorität als Künstler und Persönlichkeit, um von dem Vertrauen der Genossen, wie des Publicums, der Behörden, wie der studirenden Künstlerjugend in gleicher Weise getragen zu werden. In Anton von Werner schien endlich dieser Meister gefunden. Alle jene Eigenschaften vereinigten sich in ihm, wie in keinem Anderen. Die

öffentliche Stimme bezeichnete ihn als den zur Reform und zur Leitung der Kunstakademie in neue Bahnen vor Allen Berufenen. Der Berliner Künstlerverein, der in ihm nicht nur den Meister verehrte, sondern auch den thätig und erfolgreich an seinen ernsten Arbeiten wie an seinen heiteren Festen mitwirkenden besten Kameraden schätzen gelernt hatte, gab jener allgemeinen Ueberzeugung Ausdruck in einer Petition an das Ministerium. Und dieser Wunsch blieb nicht unerfüllt. Selten nur findet sich bei hervorragenden productiven Künstlernaturen der Ehrgeiz, der Verstand und das Talent für derartige praktisch-organisatorische, geschäftliche Aufgaben und Stellungen, wie die, welche 1875 durch v. Werner übernommen wurde. Ihm aber war zu alledem noch der unschätzbare Vorzug der Jugend, der noch unverbrauchten Kraft gegeben. Welche Hindernisse und Widerstände aus der Organisation des Gesammt-Institutes der „Akademie der Künste“ dem Director der „Akademie der bildenden Kunst“ erwachsen, welche Bleigewichte demselben bei allen seinen Reformbestrebungen angehängt werden sollten, erfuhr er erst später. Zunächst waren die Erfolge seiner Wirksamkeit außerordentlich und rechtfertigten die auf ihn gefallene Wahl glänzend. Neue jugendliche, hochbegabte, künstlerische Lehrkräfte wurden auf sein Drängen herangezogen. Frisches gesundes Blut begann den alten mumienhaften Lehrkörper zu durchströmen. Die Schülerzahl wuchs rasch in einem solchen Maaß, daß die vorhandenen Räume nicht mehr ausreichen wollten, um die so vergrößerten Klassen und die neu gegründeten Meister-Ateliers darin unterzubringen. Die Schüler-Ausstellungen ließen sehr bald die Früchte dieser Unterrichtsreformen erkennen. Aus der unter allen am geringsten geschätzten, am spärlichsten besuchten Kunstschule Berlin war, Dank der Directorial-Thätigkeit Anton v. Werners, eine der anziehungskräftigsten, blühendsten und angesehensten der civilisirten Welt geworden.

Solche Erfolge aber werden nicht erzielt, ohne einen großen Theil der künstlerischen Kraft zu absorbiren; und leider auch nicht ohne Dem, welcher sie durch Klugheit, Willensenergie und Tüchtigkeit errang, zum Lohn mehr Aerger als Dank zu erwerben. Werner hat diese Erfahrung gründlich zu machen gehabt während der fünf Jahre seines bisherigen akademischen Directorats. Um so merkwürdiger bleibt es, daß er trotz dieser, so viel Zeit und Arbeit in Anspruch nehmenden, rein geschäftlichen Thätigkeit sich immer noch so viel malerische Productions-Lust und -Kraft zu wahren vermochte, um in derselben Zeit Werke auszuführen, wie die innerhalb derselben unter seinen Händen hervorgegangenen. In dieser Zeit wurde nicht nur das Bild der Kaiser-Proclamation vollendet, eine Menge von Illustrationen, Aquarellen, Porträts und Farbenskizzen, eine kleinere Wiederholung des Kieler Lutherbildes in Oel und jenes große „maskirte“ Pringsheimsche Familienbild ausgeführt. Er entwarf und vollendete noch zwei der größten Hauptwerke seines bisherigen Lebens: den historischen Gemäldecyclus für den neuen Rathhaussaal zu Saarbrücken und das Bild der Schlußsitzung des Berliner Con-

gresses für den Festsaal unseres hauptstädtischen Rathhauses; und während der Arbeit daran das nicht nur künstlerisch so hoch interessante Cabinetsstück: die Taufe seines jüngsten Sohnes, bei welcher die Kronprinzessin des Deutschen Reiches als Zeugin fungirte.

Für den Saarbrückner Saal entwarf Werner zugleich die ganze architektonisch-ornamentale Umgebung seiner Bilder, so daß seine Decoration eine geschlossene harmonische Einheit bildet — was von so wenigen modernen künstlerischen Ausschmückungen von Innenräumen gelten kann. Innerhalb dieser, theils gemalten, theils in Holz ausgeführten Umgebung erscheinen dort die kräftig realistischen, die Ereignisse wahrhaft porträtgetreu schildernden Darstellungen (in natürlicher Größe) des Sturms auf den Spicherer Berg, der Ankunft und Begrüßung König Wilhelms an der Brücke zwischen St. Johann und Saarbrücken. Außerdem sind als pilasterartige Füllungen des Holzgetäfels der Wände ebenfalls in lebendiger Realität die lebensgroßen Bildnißgestalten des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Reichskanzlers und des Grafen Moltke gemalt, jeder in einer, seiner Wirksamkeit im großen Kriege entsprechenden, Umgebung und Haltung. Im Gegensatz zu diesen realistischen Bildern hielt Werner das dritte große Wandgemälde des Saales in freiem symbolischen Idealstil. Es schildert den Sieg, dessen schöne Göttin mit mächtig entfalteten Schwingen in den goldigen Aether aufsteigt, während im Vordergrunde zwei heroische altgermanische Kriegergestalten, Süddeutschlands und Preußens Verkörperungen sich die starken Hände zum ewigen Bunde reichen und den Eid der Brüdertreue schwören.

Die Aufgabe, die Schlußsitzung des Berliner Congresses in einem Colossalbilde mit lebensgroßen Gestalten für das Rathhaus der Hauptstadt zu malen, stellte die schöpferische Phantasie des Künstlers freilich auf keine Probe. Auf eine desto schwerere sein Talent, seinen Geschmack und Kunstverstand, deren es bedarf, um das Bild eines solchen Gegenstandes nicht trocken und langweilig, sondern anziehend und fesselnd zu machen. Das Mitte März zum Abschluß gebrachte Werk giebt den Beweis, in wie seltenem Maaß auch diese Qualitäten seinem Maler gegeben sind. Die ungesucht natürliche Art, in welcher er die Gestalten der Vertreter der Mächte und ihrer Hilfsarbeiter bei dem Act der Unterzeichnung des Schlußprotokolles gruppirt hat, die scharfe Charakteristik jeder dieser politischen Persönlichkeiten und die plastische Körperlichkeit, in welcher sie Alle aus der Fläche des Bildes und dem ziemlich kahlen, nüchternen Raum des Congreßsaales heraustreten, — solche Eigenschaften sichern dem Gemälde immer eine große künstlerische Bedeutung, wie wenig es nach seinem Gegenstande auch eine tiefere Wirkung auf Phantasie und Gemüth, und durch seine, durch jene bedingte, Farbengebung auf unsere Sinne auszuüben vermag.

Das mit liebevollster Sorgfalt durchgeführte delicate Miniaturgemälde der Taufe in des Meisters Hause ist durch das, was es darstellt, besonders charakteristisch für die Lebensstellung, welche sein Maler sich einzig durch die

eigene Kraft und Leistung errungen hat. „Verstand und Glück“ erscheinen jederzeit in seinem Dasein innig verbunden. Großes Talent allein hätte kaum genügt, ihm die ihm gewordene Fülle des letzteren zu erwerben. Eine so klare nüchterne, praktisch-verständige Erkenntniß der wirklichen Dinge und der realen Mächte des Lebens, wie er sie jederzeit in allem Thun für sich und Andere bewiesen hat, und eine so zähe Energie des Willens zur Realisirung des als richtig und gut Erkannten im Leben und in der Kunst ist nur äußerst selten einer so reichen bildnerischen Phantasie und Schöpferkraft gesellt, wie bei A. v. Werner. Zuweilen drängt sich wohl jenes Verstandes-Element mehr als erwünscht in seinen Werken vor, den frischen Schwung etwas lähmend, das Feuer kühlend, die sinnliche Anmuth und Grazie, zumal seiner weiblichen Gestalten, mindernd. Aber andererseits dankt der Meister gerade dieser Klarheit, dieser ruhigen Verständigkeit und Klugheit in der Behandlung aller künstlerischen und praktisch-geschäftlichen Aufgaben, wie der Menschen und Dinge, so viel; und seine Phantasie und naive Productionskraft hält derselben in den meisten Fällen so glücklich das Gleichgewicht, daß jene gelegentliche Verschiebung des letzteren reichlich compensirt wird. Im achtunddreißigsten Lebensjahr blickt er auf eine enorme Summe von Leistungen zurück und sieht er sich auf einer Höhe des Daseins angelangt, die zu erklimmen immer nur ausnahmsweise, und erst nach viel längerem Lebenskampf, auch den Auserwähltesten unter den Berufenen gewährt wurde. Seine Freunde „beten“ wie Philoktet dem Neoptolem empfiehlt „zu dem Neide“, daß es A. v. Werner vergönnt sein möge, während seiner zweiten Lebenshälfte darauf zu verharren.

Die Organismen und ihr Ursprung*).

Von

J. Reinke.

— Göttingen. —

Von den gewaltigen Fortschritten der Naturwissenschaft in der neueren Zeit weiß Jedermann zu sprechen. Auch der Einfluß, den ihre Entwicklung auf die äußere Gestaltung des Lebens und Verkehrs der Menschen gewonnen, ist so sehr vor Aller Augen, daß wir daran kaum zu erinnern brauchen. Durch diese Erfolge ist mancher Forscher ermuthigt worden, dieser Wissenschaft, welche man die Weltbezwingerin unserer Tage genannt hat, auch die Lösung der höchsten und tiefsten Probleme zuzumuthen, welche dem denkenden Geiste des Menschen gestellt sind.

In der That ist durch ernste und eiserne Arbeit in den letzten Jahrhunderten manche Aufklärung über die Vorgänge in der Natur gewonnen worden, und wir stehen noch mitten in dem gewaltigen Ringen, die ungeheure Fülle der Thatsachen zu durchsuchen, zu ordnen und unter die Gesichtspunkte unsrer wissenschaftlichen Systeme einzureihen.

Als Mittel der Naturerkenntniß stehen uns zu Gebote: die wissenschaftliche Beobachtung, das Experiment und die nach logischen Gesetzen combinirende Phantasie, welche die von unseren Sinnen wahrgenommenen Erscheinungen in ihrer Abhängigkeit von einander zu verknüpfen sucht. Durch diese Arbeit wird das Material bereitet und gesichtet, aus welchem jener stolze Bau der Wissenschaft erstehen soll, zu dessen Errichtung empirische Forschung und philosophische Betrachtung sich die Hände reichen müssen.

Unzweifelhaft tragen die durch empirische Detailforschung gewonnenen Kenntnisse einen Theil ihres Werthes in sich selbst; ihre volle und höhere Bedeutung erlangen sie aber erst durch jene geistige Auswerthung, welche aus der Fülle der Einzelheiten Gesetze von allgemeinerer Tragweite zu entwickeln vermag. Darin ist der Weg der Naturforschung vorgezeichnet, daß

*) Ein Vortrag.

sie vom Einzelnen zum Allgemeinen emporsteigen muß, ihre Pflicht aber ist es, nur so weit Schlüsse von allgemeiner Bedeutung aus den einzeln gewonnenen Thatsachen abzuleiten, als dies mit Sicherheit geschehen kann, und wo diese Sicherheit aufhört, muthig ihr Nichtwissen zu gestehen.

Beim Einhalten dieses Weges werden wir stets finden, daß auch die unmittelbaren Wahrnehmungen der Vorgänge in der Natur zu jenen tiefsten Fragen hinführen, welche jede nach Wahrheit suchende Menschenbrust bewegen.

Aber darin giebt sich ein tiefer und wesentlicher Zwiespalt zu erkennen, daß, während man über die Deutung der Einzelheiten in der Wissenschaft meistens einig ist, die philosophische Combination derselben in den Köpfen verschiedener Forscher zu der differentesten Auffassung führt. Ich will versuchen, diese Thatsache an der Grundfrage zu erläutern, um deren Lösung die Physiologie sich abmüht, an der großen und räthselvollen Frage des Lebens.

Einem Jeden ist der Unterschied zwischen der todten Natur und belebten Wesen geläufig. Dort haben wir träge Massen, von mechanischen Kräften bewegt oder im Gleichgewicht gehalten, von den chemischen Einflüssen der Atmosphäre zernagt, in ihren leichter beweglichen Theilen durch die Wärme in Circulation versetzt, nur in dem Proceß der Krystallisation einer gestaltenden Kraft sich fügend. Im Reiche der lebenden Organismen dagegen erblicken wir überall die Form als die Beherrscherin der bildenden Processe, sie ist aber nicht mit der Entstehung eines Individuums fertig gebildet, wie beim Krystall, sondern in stetiger Wandlung bietet sie uns das Schauspiel der Entwicklung, der schrittweisen Um- und Ausgestaltung von einfachen zu immer complicirteren Gebilden. Wenn wir eine gesättigte Kochsalzlösung langsamer Verdunstung überlassen, so gelangen alsbald zahlreiche kleine Krystalle in ihr zur Ausscheidung. Diese Krystalle besitzen sämmtlich die gleiche Form, es sind von ebenen Flächen begrenzte Würfel. Verfolgen wir den Proceß des Auskrystallisirens in einem Tropfen der Lösung unter dem Mikroskop, so erscheinen bereits die ersten, für das bloße Auge noch nicht wahrnehmbaren Anfänge der Krystalle als Würfel, und die Würfelform bleibt erhalten, so lange der Krystall durch stets erneute Auflagerung von Salztheilchen aus der Mutterlauge wächst; und wo immer Kochsalz sich findet, da krystallisirt es in Würfeln. Ein völlig abweichendes Bild gewährt uns die Entwicklung eines Thieres oder einer Pflanze. Der Entwicklungsgang eines Frosches aus dem Ei, wobei ein fischähnliches Larvenstadium durchlaufen wird, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Eine Erbsenpflanze beginnt ihr Dasein als kugliger Körper, der bald durch Streckung in ein Wurzelende und ein paar Keimblätter sich sondert, zwischen denen die Gipfelknospe des Stammes hervorbricht, unter steter Aenderung der Gesammtform des nur von krummen Flächen begrenzten Gebildes.

Dieser Wechsel der Form kommt, genau genommen, niemals zum Stillstande, und nur nach Erreichung einer gewissen Größe, welche wir den aus-

gewachsenen Zustand nennen, werden die Veränderungen, namentlich bei den Thieren, weniger auffallend. Auch eine gewisse Freiheit in der Gestalt ist charakteristisch für die Organismen. Niemals werden zwei Eichbäume, zwei Pferde oder zwei Menschen einander absolut gleich gebildet sein, obwohl dieselbe typische Körperform in den Individuen einer Art zum Ausdruck gelangt. Immer aber findet bei den Organismen die Stufenfolge der Entwicklung ihren Abschluß, und zwar durch den Tod; der Tod ist in seiner Negation eins der wesentlichsten Merkmale für den Begriff des Lebens. Der Tod ist eine Art von Zerstörung, deren Ursache im Organismus selbst gegeben ist, nicht von Außen auf ihn einwirkt. Der Tod setzt jedem organischen Einzelwesen ein frühes Ziel; und wenn nicht das Leben auf der Erde erlöschen soll, ist jene Verjüngung der Individuen geboten, welche wir Fortpflanzung nennen. Sie ist das Bleibende im Auf- und Abwogen des organischen Lebens und seinem steten Vergehen. — Neben dieser, einer ansteigenden und wieder fallenden Curve vergleichbaren Formentwicklung ist ein zweites bemerkenswerthes und von der leblosen Natur unterscheidendes Merkmal gegeben in der unausgesetzten Veränderung, welcher die stoffliche Zusammensetzung des Körpers der Pflanzen und Thiere in jedem Augenblick unterliegt, eine Erscheinung, die uns noch Veranlassung bieten wird, auf sie zurückzukommen.

Wenn wir uns vorgenommen haben, den Gegensatz zwischen den belebten Wesen und der unorganischen Natur genauer zu prüfen und festzustellen, so werden wir bei dieser Frage nicht blos die Höhenpunkte des Lebens ins Auge fassen dürfen, sondern auch genöthigt sein, zu seinen unvollkommensten Bildungen hinabzusteigen. Wir würden uns unsere Aufgabe allzusehr erleichtern, wollten wir nur auf die Unterschiede hinweisen, welche zwischen dem Menschen, den höheren Thieren und höheren Pflanzen einerseits und den todten Gesteinen, Gewässern und Luftarten andererseits so klar in das Auge springen; wir müssen auch jene Formen des organischen Lebens in den Kreis unserer Betrachtungen ziehen, welche, dem Unkundigen meist verborgen, in ihren einfacheren Gestaltungsvorgängen die Kluft zwischen der lebendigen und der nicht lebendigen Materie als eine weniger tiefe erscheinen lassen möchten.

In fast unbegrenzter Weise vermag die Gestalt der Organismen zu wechseln, und vielleicht immer besteht ein Zusammenhang zwischen der Form und den specifischen Lebensaufgaben der Gattung. Während kleinere Abweichungen in den Verrichtungen des Körpers im Bau desselben oft kaum hervortreten, wird auf größere Verschiedenheiten in der Lebensweise bereits durch den ganzen Bauplan des Leibes deutlich hingewiesen.

Der Mensch und die höheren Thiere tragen den zur Unterhaltung des Lebensprocesses wichtigsten Apparat, die Ernährungsorgane, Lunge und Darmcanal, in möglichst compendiöser Form zusammengepackt im Innern ihrer Leibeshöhle, wodurch sie am wenigsten in der Ausführung derjenigen Bewegungen gehindert werden, welche sie zum Aufsuchen der Nahrung nothwendig ausführen müssen. Umgekehrt sucht die Pflanze ihren Ernährungs-

apparat, die Wurzelfasern und die Blätter, möglichst weit im Boden und in der Atmosphäre auszubreiten, denn sie braucht nicht zu wandern, um ihre Nahrung zu erwerben; Luft und Erde, die sie umgeben, sind zugleich die unerschöpflichen Magazine der Vorräthe, denen sie die Substanz ihres Körpers entnimmt.

Dies Beispiel lehrt uns nicht nur eine principielle Abweichung im Bauplan verschiedener Organismen, sondern zeigt uns auch den Zusammenhang zwischen der Form des Körpers und seinen Verrichtungen; wir brauchen nur an die Füße der Landthiere, die Flügel der Vögel und die Flossen der Fische zu erinnern, um das Vorhandensein solcher Wechselbeziehungen klar vor Augen zu stellen. Hier jedoch handelt es sich für uns weniger darum, die Mannigfaltigkeit im Bau der Organismen zu betonen, als vielmehr diejenigen Momente hervorzuheben, welche durch die Forschung als die gemeinsamen Grundzüge alles Organischen und Lebendigen festgestellt sind, und welche die gleiche Geltung besitzen für die vollkommensten wie für die unvollkommensten Organismen.

Wenn wir zunächst den Bau einer höheren Pflanze in's Auge fassen, so lassen sich an derselben verschiedenartige Glieder und Organe unterscheiden: Wurzel, Stengel, Blätter, Blüthen und Früchte. Bleiben wir aber bei der Betrachtung der äußeren Gliederung nicht stehen, sondern nehmen wir das Mikroskop zu Hilfe, um uns Aufschluß zu verschaffen über die feinere Structur der Körpersubstanz, so finden wir diese gebildet aus lauter kleinen Kammern, welche durch gemeinsame feste Wände von einander getrennt, im Innern theils plastisch weiche, theils flüssige Substanzen beherbergen.

Diese kleinen Behälter, welche man Zellen nennt, haben in allen Theilen der Pflanze im Wesentlichen den gleichen Bau, nur daß in den grün gefärbten Theilen besondere Farbestoffkörnchen vorkommen, welche z. B. in der Wurzel fehlen. Während der Körper einer höher organisirten Pflanze aus vielen Tausenden und Millionen solcher kleinen Zellen aufgebaut ist, giebt es auch unvollkommenere Gewächse, zu den Klassen der Algen und Pilze gehörig, wo das Individuum nur aus wenigen Zellen gebildet wird, ja es giebt sogar zahlreiche einzellige Arten. Während in ihrer übrigen Organisation diese niedrigsten Formen von den Blüthenpflanzen unendlich verschieden erscheinen, so ergiebt sich als bleibender Zug, als für alle Gewächse ohne Ausnahme constantes Merkmal die Bildung aus Zellen oder wenigstens aus einer Zelle. Die Zelle ist der organisirte Baustein, welcher die Grundlage des Pflanzenkörpers und seiner Lebenserscheinungen ausmacht; und eben diese Processe des Lebens vollziehen sich als Functionen der Zellenthätigkeit.

Wir können es daher nicht umgehen, uns eine etwas genauere Rechenschaft von dem mikroskopischen Bilde zu geben, das eine einzelne Pflanzenzelle gewährt.

Ein wichtiger Bestandtheil einer vollkommen organisirten Zelle ist die feste Zellwand, welche den innern weichen Zellenleib einschließt, wie das

Schneckenhaus die Schnecke; wo zwei und mehr Zellen im Körper einer Pflanze mit einander verbunden auftreten, da werden die zarten Zellenleiber durch gemeinsame Wände voneinander getrennt wie die benachbarten Zimmer eines Hauses. Der wesentliche Bestandtheil der Zelle ist aber nicht die Wand, sondern ihr Inhalt, dessen Theile wir soeben als Zellenleib zusammengefaßt haben. Dieser zeigt wieder eine dreifache Gliederung. Er besteht erstens aus einer plastischen, dem zähflüssigen Zustande sich nähernden, feinkörnigen Substanz, dem Protoplasma; zweitens aus einem (seltener zahlreichen) kugligen oder elliptischen, ebenfalls weichen Körper, dem Zellkern; drittens aus einer wässerigen Flüssigkeit, welche kleinere oder größere Hohlräume im Protoplasma erfüllt und Zellsaft genannt wird.

Es giebt aber auch Zellen, welche diese Theile nicht vollzählig besitzen. So giebt es Zellen ohne eigentlichen Zellsaft, und nackte Zellen, welche der Wand entbehren, ja bei einigen niederen Pflanzengruppen hat man sogar keinen Zellkern aufzufinden vermocht. Unter allen Umständen jedoch ist das Vorhandensein des Protoplasma für den Begriff einer lebenden Zelle maßgebend, ein nacktes Klümpchen von Protoplasma würden wir bereits eine unvollkommene Zelle nennen. Darum sind auch alle Forscher in der Ueberzeugung einig, daß die eigentlichen Lebensthätigkeiten im Protoplasma ihren Sitz haben, daß das Protoplasma allein jenen Zustand der Materie darstellt, den wir als lebendig zu bezeichnen ein Recht haben. Die übrigen Bestandtheile in der Zelle sind im Vergleich zum Protoplasma nur accessorisch, von mehr oder weniger hoher Bedeutung für den Bestand der Zelle.

Vergleichen wir mit dieser anscheinend so einfachen und im Wesentlichen so übereinstimmenden Organisation den Bau des thierischen Körpers, so zeigt sich, daß auch die Substanz des letzteren entweder, wie bei den niederen Thieren, aus einer oder mehreren Zellen besteht oder, bei den höheren Thieren, aus Geweben, welche im Laufe ihrer Entwicklung aus Zellen hervorgegangen sind. Wenn es daher auch schwieriger ist, den ausgebildeten Körper eines Thieres in der mikroskopischen Analyse auf Zellen zurückzuführen, so lehrt doch die Entwicklungsgeschichte, daß im Grunde die Zelle und nur die Zelle allein eben so sehr den Baustein des thierischen Leibes darstellt, wie sie den Körper der Pflanze zusammensetzt. Berücksichtigen wir aber gar den Bau der einzelnen thierischen Zellen, so finden wir in ihnen eine in den wesentlichen Stücken vollständige Uebereinstimmung mit den Zellen der Pflanzen, die Thierzelle kann eine Wandung besitzen oder nicht, immer besteht sie aus Protoplasma und Zellkern, nur in wenigen Fällen ist der letztere nicht beobachtet worden. Und wie bei der Pflanze, so können wir den Complex von Erscheinungen, die man Leben nennt, auch in der thierischen Zelle auf die Functionen jener räthselhaften Substanz zurückführen, welche wir als Protoplasma unterschieden haben.

Die ganze große Frage nach dem Räthsel des Lebens und nach dem Woher der lebendigen Geschöpfe muß sich demnach zuspitzen lassen in die Frage nach

den Eigenschaften und der Abstammung des Protoplasma. Und in der That dürfte gegen diese Art der Fragestellung kaum von irgend einer competenten Seite Einspruch erhoben werden. Diese Zurückführung des gesammten bunten Lebens der Pflanzen- und Thierwelt an der Oberfläche unseres Planeten auf eine anscheinend so einfache Substanz, wie das Protoplasma, hat auch allein jenen Gedanken zu reifen vermocht, daß diese Substanz, in grauer Vorzeit einmal durch Zufall entstanden, im Laufe von Aeonen die ganze Fülle der Gestalten der Pflanzen- und Thierwelt aus sich hervorgebracht habe, wie wir täglich die formlose Substanz im Ei, welche theilweise wenigstens Protoplasma ist, zum hochorganisirten, reichgegliederten Vogel sich entwickeln sehen können.

Aber in dem kühnen Fluge dieses Gedankens ist meistens die Berücksichtigung einer Vorfrage unterlassen worden, der Frage nämlich, ob das Protoplasma wirklich ein so einfaches Gebilde sein könne, wie es dem Auge des Mikroskopikers erscheint.

Suchen wir uns zunächst einen Ueberblick über diejenigen Eigenschaften und Leistungen des Protoplasma zu verschaffen, welche dasselbe befähigen, Träger des Lebensprocesses zu sein, nicht nur in den einfachen Zellen der Pflanzen, sondern auch in jenem complicirten Gebäude aus Protoplasma und Protoplasmaderivaten, welches im thierischen und menschlichen Körper uns vorliegt. Wir wollen diese erste Untersuchung aber anknüpfen an ein möglichst einfaches Gebilde, an eine freilebende, nackte, nur aus einem Klümpchen von Protoplasma bestehende Zelle, wie sie in den niedrigsten Ordnungen des Thier- und Pflanzenreiches sich findet. Die hervorragendsten Eigenschaften eines solchen Protoplasmaklümpchens sind:

1) Die Fähigkeit, von außen kommende Eindrücke als Reize zu empfinden.

2) Auf einen Reiz hin durch Zusammenziehung der Körpersubstanz eigenthümliche Bewegungen, sogenannte Contractilitätsbewegungen, auszuführen.

3) Durch ein System ähnlicher Bewegungen die Masse des eigenen Körpers schwimmend oder kriechend fortzuschieben.

4) Die Fähigkeit, die zur Unterhaltung dieser Bewegungsprocesse nöthige Kraft durch unausgesetzte Verbrennung und Zerstörung eines Theils der eigenen Körpersubstanz zu gewinnen.

5) Die Fähigkeit, diesen Verlust an Körpersubstanz durch Assimilation zu decken, d. h. durch Umwandlung außerhalb der Zelle befindlicher todter Stoffe in die eigenartige belebte Materie ihres Körpers.

6) Die Fähigkeit, durch einen Ueberschuß der Assimilation über die Zerstörung der Körpersubstanz zu wachsen und durch Theilung in das Unbegrenzte sich zu vermehren.

7) Das Protoplasma ist der Sitz eigenartiger formbildender Kräfte, welche bei der Fortpflanzung stets aus dem Keim ein Individuum der gleichen Art entwickeln, eine Function, die sich leichter an einem Beispiele aus der

Formenreihe der höheren Organismen erläutern läßt. Wenn z. B. ein Eichbaum oder eine Linde zur Fortpflanzung sich anschicken, so sondern sie in ihrem Körper eine kleine Zelle, ein nacktes Protoplasmaklümpchen aus, das bei beiden Bäumen vollkommen gleichartig gebaut ist und Eizelle genannt wird. Das Protoplasma einer solchen Eizelle zeigt die gleichen Eigenschaften, wie das Protoplasma einer einzelligen Monade. Die Eizelle wird nun im Organismus des Baumes eine Zeit lang ernährt, bis sie zu jenem Gebilde herangewachsen ist, das wir Samen nennen; dann löst es sich vom mütterlichen Organismus, um in der Keimung sich fortzuentwickeln und die reiche Gliederung der Mutterpflanze aus sich herausgestaltend zu wiederholen. Diese erbliche Gestaltungskraft ist gewiß die wunderbarste unter den Eigenschaften des Protoplasma.

Wenn wir somit bei diesem Ueberblick in der nackten Plasmazelle Eigenschaften gefunden haben, welche von den Functionen des höheren Thier- und Pflanzenkörpers nur dem Grade, nicht dem Wesen nach verschieden zu sein scheinen, wenn in der Contractilität und der Empfänglichkeit für Reize sogar Anklänge an das Muskel- und Nervenleben hervorgetreten sind, so drängt sich uns die Frage auf, ob nicht dieser Mannigfaltigkeit der Leistungen eine mikroskopische Differenzirung, besonders aber Eigenthümlichkeiten im chemischen Bau des Protoplasma entsprechen sollten. Die bislang von der Wissenschaft auf diese Frage ertheilte Antwort war eine verneinende. Man erblickte unter dem Mikroskop nur eine mehr oder weniger gleichartige, feinkörnige Materie, und in Bezug auf die chemische Zusammensetzung zieht sich das immer wiederholte Dogma durch die Literatur, mehr der Zoologie als der in diesem Punkte vorsichtigeren Botanik, daß das Protoplasma aus Eiweiß bestehe. Erst in allerneuester Zeit vollzieht sich nach beiden Richtungen ein Umschwung. So hat man mit Hilfe der gesteigerten Vergrößerungskraft des Mikroskopes gefunden, daß das Protoplasma ein zusammenhängendes Netzwerk überaus feiner und stets gegen einander verschiebbarer Fäden enthält. Ferner hat eine chemische während der beiden letzten Jahre in Göttingen durchgeführte Untersuchung in dem Protoplasma eines der niedrigsten, auf der Grenze von Thier- und Pflanzenreich stehenden Organismen mindestens fünfzig verschiedene chemische Verbindungen zu unterscheiden vermocht, eine Zahl, die wegen der großen Schwierigkeit der Analyse gewiß noch zu niedrig ist, um alle darin enthaltenen chemischen Individuen zu umfassen. Das interessanteste Ergebniß dieser Untersuchung, die mit andern, an höheren Pflanzen gemachten, im Einklange steht, dürfte aber darin zu erblicken sein, daß die im Protoplasma nachgewiesenen Verbindungen im Wesentlichen identisch sind mit denjenigen, welche die physiologische Chemie seit langer Zeit als die Componenten der Muskeln, der Gehirn- und Nervensubstanz und des Ernährungsapparates des höheren Thierkörpers nachgewiesen hat. Danach läßt sich der Satz formuliren, daß gleichartigen Functionen und Eigenschaften im Körper der niedrigsten wie der höchsten Organismen eine gleiche chemische Zusammensetzung der Körpersubstanz entspricht.

Wir werden danach schwerlich noch behaupten können, daß das Protoplasma eine relativ einfache Materie sei, im Gegentheil, es ist ganz sicher ein überaus complicirter Organismus, ein Gebilde von so verwickeltem Ineinandergreifen der Bestandtheile, daß uns dadurch gerade die Größe der Complicirtheit noch verhüllt wird. Was wir im Körper des höheren Thieres auseinander gefaltet sehen und geformt zu Magen, Muskeln und Nerven, das finden wir im Protoplasma der Pflanzenzelle auf kleinstem Raume durcheinandergemengt. Was ist danach ein einfacheres Gebilde, der fertige Eichbaum oder die Eizelle, welche den Baum aus sich zu entwickeln vermag?

Eine sehr bekannte und populär gewordene Hypothese glaubt die Schöpfung dadurch begreiflich machen zu können, daß sie die allmähliche Entwicklung der höheren Organismen aus den niederen annimmt. Wir wollen diese Hypothese einmal als richtig gelten lassen; wir wollen zugestehen, daß, wenn im Anfange ein Klümpchen Protoplasma gegeben war, daraus die ganze Welt der Thiere und Pflanzen, wie wir sie heute erblicken, durch die andauernde Einwirkung besonderer Kräfte zu entstehen vermochte. Wir haben dadurch das Problem von der Entstehung der belebten Welt vereinfacht zu der Aufgabe, die Entstehung eines Klümpchens Protoplasma zu erklären. Sollte diese Aufgabe aber wirklich leichter zu lösen sein, als die Ableitung der complicirteren Organismen aus dieser einfachsten Form?

Wir müssen, um in die Beantwortung dieser Frage eintreten zu können, uns noch über einige andere Eigenschaften und Eigenthümlichkeiten der Organismen Rechenschaft ablegen. Wir haben bereits gesehen, daß die Natur der chemischen Verbindungen im ganzen weiten Reiche des organischen Lebens wesentlich die gleiche ist, und andererseits wissen wir durch die Elementaranalyse, daß im Körper der Pflanzen und Thiere keine anderen Grundstoffe vorkommen, als in der todten unorganischen Natur. Die eigenthümlichen Verbindungsformen dieser Grundstoffe, welche man organische nennt, lassen sich zum großen Theil durch künstliche Synthese in unseren Laboratorien herstellen, und im Princip muß die Möglichkeit der Herstellung für alle zugegeben werden. Nun aber befinden sich die Stoffe in den Organismen niemals in Ruhe, sondern das Protoplasma repräsentirt in seiner chemischen Zusammensetzung einen Strom oder Wirbel durcheinander stürmender Atombewegungen, die man als Stoffwechsel bezeichnet. Wo aber immer Bewegungen auftreten, da setzen sie Kräfte voraus, welche die Circulation der Stofftheilchen unterhalten. Nachdem daher die Vorstellung gefallen war, daß besondere Stoffe das Wesen des Lebens ausmachen, hat man die Theorie ersonnen, daß eigenartige Kräfte den geheimnißvollen Erscheinungen des Lebens zu Grunde liegen sollten. So entstand die Hypothese von der Lebenskraft, einer Kraft, die nur im lebensthätigen Organismus ihren Sitz haben, mit seinem Tode erlöschen, bei der Fortpflanzung sich in das Unbegrenzte vermehren, von allen Kräften der unorganischen Natur fundamental verschieden sein sollte. Von dieser Lebenskraft wurde die Fähigkeit vorausgesetzt, daß

sie in jedem Augenblick ihre Thätigkeit zu ändern und grade das für den Organismus Zweckentsprechende auszuführen vermöge. Diese in ihren Einzelheiten durchaus unklare Hypothese der Lebenskraft hat die Naturwissenschaft längst fallen gelassen. Die Kräfte sind abhängig von der Materie, und mit Nothwendigkeit müssen die Stofftheilchen in den Organismen mit denselben Kräften ausgerüstet sein, welche sie außerhalb derselben besitzen. „Die Materie ist nicht wie ein Fuhrwerk", sagt du Bois-Reymond in der ihm eigenen, farbenreichen Sprache, „davor die Kräfte als Pferde nach Belieben nun angespannt, dann wieder abgeschirrt werden können. Ein Eisentheilchen ist und bleibt zuverlässig ein und dasselbe Ding, gleichviel ob es im Meteorstein den Weltkreis durchzieht, im Dampfwagenrade auf den Schienen dahinschmettert, oder in der Blutzelle durch die Schläfe eines Dichters rinnt". Vollständig im Widerspruch steht aber die Hypothese der Lebenskraft mit jenem allgemeinen Grundgesetze der Natur, wonach niemals Kraft aus Nichts zu entstehen oder wieder zu verschwinden vermag, sondern wonach nur die Form und der Zustand des einmal für die Welt gegebenen Vorraths an Kraft sich ändern kann.

In der That gelingt es auch weit besser, die Bewegungserscheinungen in den Organismen durch dieselben materiellen Kräfte zu erklären, welche wir in der unbelebten Natur walten sehen, als durch die Annahme jener unfaßbaren Lebenskraft.

Allerdings ist die Meinung unter den Naturforschern darüber getheilt, ob in den Processen, die im Körper der Organismen sich abspielen, noch andere Kräfte mitwirken als jene allgemeinen materiellen, noch Kräfte von immaterieller psychischer Natur, auf deren Thätigkeit z. B. die Vorgänge der Vererbung zurückgeführt werden könnten. Wir wollen aber hier in diesen Streit nicht eintreten, sondern wollen die allerdings willkürliche Voraussetzung machen, daß keine andern Kräfte, als die unabänderlich an den Atomen der Materie haftenden im Organismus in Thätigkeit begriffen sind, und daß das verwickelte Spiel des Lebens nur auf ihrem Ineinandergreifen beruhe.

Wenn aber die Substanzen, aus welchen der Thier- und Pflanzenkörper sich aufbaut, nicht wesentlich verschieden sind von denjenigen, die wir künstlich herzustellen vermögen, wenn die Kräfte, durch welche die kleinsten Theilchen dieser Substanzen bewegt werden, die gleichen sind, welche überall in der todten Natur in Wirksamkeit stehen, wo bleibt da ein Unterschied zwischen Belebtem und Unbelebtem, und welche Eigenschaften sind es denn schließlich, durch welche die belebten Organismen sich über die todte Natur erheben?

Wir haben früher eine Reihe der Differenzpunkte mit Nachdruck hervorgehoben; wir haben aber später gesehen, wie wenig bei eingehender Zergliederung von diesen Differenzen bestehen blieb. Wir wollen nunmehr versuchen, eine Vorstellung zu entwickeln über das Verhältniß der Organismen zur übrigen Natur. Bei diesem Versuche gelingt es uns nicht, ein Bild zu umgehen, das zwar unendlich oft gebraucht worden ist, nichtsdestoweniger aber dies Verhältniß in einer Richtung auf das Treffendste wiederspiegelt,

das aber auch, wie jedes Gleichniß, seine Abweichungen und Schwächen hat. Wohl ungezählte Male hat man den menschlichen Körper mit seinem pulsirenden Herzen, seinem kreisenden Blutstrom, den Hebeln des Skeletts, den Muskeln und Sehnen mit ihrer An- und Abspannung, dem Telegraphennetz der Nerven, mit einem Mechanismus, einer Maschine verglichen, und in der That kommt man immer wieder auf diesen Vergleich zurück. Wenn wir das Uebereinstimmende zwischen beiden Gebilden allein berücksichtigen, so können wir den Körper als ein Uhrwerk betrachten von einem allerdings fast unendlich verwickelten Gefüge, welches aufgezogen wird, eine Zeitlang seine Theile in ununterbrochener Bewegung erhält, und endlich im Tode abläuft. Auch hierbei wollen wir zur Vereinfachung der Betrachtung an solche Punkte nur flüchtig erinnern, in welchen unser Vergleich nicht zutrifft, z. B. an die Selbstbildung des Apparates und seinen Stoffwechsel, die Selbstzerstörung im Tode und die Erweckung von Seinesgleichen in der Fortpflanzung; wir beschränken uns auf diejenigen Eigenschaften der Organismen, welche dieselben mit den durch menschliche Intelligenz construirten Mechanismen gemein haben. Unter dieser Voraussetzung ist es möglich, den Lebensproceß getragen zu sehen durch die Wirkung der allgemeinen materiellen Kräfte der Natur.

Ein Jeder von uns wird geneigt sein, in einer Uhr ein bewundernswerthes Erzeugniß menschlichen Scharfsinns zu erblicken. Und doch lehrt gerade die Uhr, daß eine ganz einfache Grundkraft es ist, welche ihr verwickeltes Getriebe im ungeänderten, sicheren Gange erhält: in der Wanduhr die Schwerkraft, in der Taschenuhr die Elasticität des Stahls. Wir lernen aber ferner aus diesem Beispiel, daß die Wirkung solcher einfachen Kräfte zu einer fast unendlichen Mannigfaltigkeit gesteigert werden kann durch die Construction des Apparates, auf welchen sie einwirken. Zu einem gleichen Ergebniß führt die Betrachtung der Dampfkraft mit ihren ungezählten Anwendungen in der Technik.

Nicht also in den Stoffen, nicht in der Natur der Kräfte ist das Geheimniß des Lebens zu suchen, sondern in dem wunderbar verwickelten Bau des Organismus selbst, in der Bildung und in der Verknüpfung seiner Bestandtheile. Somit können wir das Leben definiren als den Gang, die Arbeit einer ganz eigenartigen, bewundernswerth complicirten, unnachahmlichen Gattung von Maschinen, nämlich der Organismen.

In den mannigfachen Gestalten der organisirten Geschöpfe werden zahlreiche verschiedene Mechanismen zur Darstellung gebracht, in denen die Unterhaltung des Lebens wahrscheinlich den einzelnen mechanischen Grundkräften in verschiedenem Maße zufällt. Im Protoplasma der einfachen Pflanzenzelle sind es fast ausschließlich die chemischen Zugkräfte der Atome, welchen diese Arbeit zufällt, während z. B. im Körper des Säugethieres die Circulation des Blutes und die Athembewegungen durch grobmechanische Pumpwerke verrichtet werden. Nicht die Kräfte also sind es, sondern die

durch das Gefüge des Apparats bedingten Kräftewirkungen, welche im Organismus das Leben unterhalten.

Immerhin sind diese Kräftewirkungen des Lebens in der Vielheit seiner Erscheinungsformen so einheitliche und zugleich so eigenartige, daß die menschliche Kunst an ihre Nachbildung gewiß niemals hinanreichen wird; in der That ist es auch ein vergebliches Bemühen, aus Eiweißstoffen, Kohlehydraten, Säuren und Metallen einen Organismus, sei es auch nur ein Klümpchen Protoplasma, bilden zu wollen. Endlich muß uns, wenn wir das Leben unter dem Bilde eines Mechanismus uns vorstellen, der Tod als ein Hemmniß seiner Fortbewegung erscheinen, bald wie ein allmähliches Abschleifen der Axen und Lager, bald wie ein Sandkorn, welches unerwartet in den Trieb eines feinen Uhrwerks gerieth.

Die Frage nach der eigenartigen Natur dieser Kräftewirkungen des organischen Lebens ist untrennbar verbunden mit der Frage ihrer Entstehung, der ersten Erzeugung der Organismen überhaupt. Wir können nicht blos die in einem herausgegriffenen Zeitmoment wahrgenommenen Aeußerungen des Lebens berücksichtigen, wir müssen auch auf das erste Auftreten jener Kräftewirkungen an unsrer Erdoberfläche zurückgehen. Denn in jedem wissenschaftlich strebenden Menschen regt sich der Wunsch, zu wissen, woher die Welt erstanden und das Leben in ihr. Da es aber keine Instrumente giebt, durch welche man, wie in die räumlich entlegene, so auch in die zeitlich entlegene Ferne zu blicken vermöchte, so müssen wir hier von dem festen Boden der aus Thatsachen geschöpften Begriffe in die luftigen Höhen des speculativen Denkens uns erheben; wir betreten damit ein Gebiet, wo die Naturforscher meistens noch übereinstimmen in den Fragen, welche sie aufwerfen, weil diese ein Ergebniß erfahrungsmäßigen Wissens und logischer Combination sind, selten aber in den Antworten, die sie ertheilen, und die von ihrem subjectiven Standpunkte, ihrer innern Ueberzeugung und ihren Vorurtheilen mit beeinflußt werden. Denn neben der Welt des demonstrirbaren *Wissens* erhebt sich in uns die Welt der *Ueberzeugungen*; sie fußen nicht auf der unantastbaren Grundlage objectiv gültiger Ermittlungen, intuitiv, nicht selten unbewußt, sind sie in uns entstanden, ein Ausdruck von fast flüchtig zu nennenden, theilweise unvollständigen, sogar uncontrolirbaren Wahrnehmungen. Wir *wissen* manche Dinge; andere scheinen uns so zu sein und nicht anders, an sie *glauben* wir mit der ganzen Kraft jener Ueberzeugungen. Glauben thut Jedermann, selbst ein ehrlicher Nihilist, der im Gespenst der Negation den Inbegriff seiner Ideale zu finden wähnt.

Je mehr das Detail der Kenntnisse wächst, je mehr der einzelne Forscher in specielle Aufgaben sich vertieft, um so leichter entwickelt sich eine Stimmung seines Gemüthes, einmal auszuruhen von der Handwerksarbeit und den Blick über die schon angebauten Gefilde der Wissenschaft in die Ferne schweifen zu lassen; jene Sehnsucht des Geistes gelangt zum Durchbruch, welche das Ganze der Natur, des Weltalls verstehen möchte, und man mag willig oder wider-

willig dem Zuge Folge leisten, die Seele macht stets von Zeit zu Zeit den Versuch, die dermalen gegebenen wissenschaftlichen Facta zu einem Gesammtbilde philosophischer Anschauung gestaltend zusammen zu fügen. Und wozu nützt es auch, was hilft es, zu wissen, wie dies oder jenes Thier aus dem Ei sich entwickelt, wie diese oder jene Pflanze der Meerestiefe ihren Körper baut? Wäre die Forschung mehr als ein Anhäufen von Material für das Ganze, mehr als eine Unterhaltung für den einzelnen Forscher, wenn wir im Drange unseres Herzens nicht hofften, daß auch die geringfügigste Thatsache von der Menschheit für die Bildung eines Schlüssels zur Lösung des großen Welträthsels würde verwerthet werden können? —

In Bezug auf die Entstehung unseres Sonnensystems ist die zuerst von Kant und Laplace entwickelte Hypothese die auch gegenwärtig herrschende, daß im Anfang die Materie in nebelartig feiner Vertheilung im Weltraume schwebte, daß sie sich verdichtete und in Rotation gerieth, daß von einem Centralkörper, der Sonne, peripherische Massen sich loslösten, um als Planeten in eigenen Bahnen um die Sonne zu kreisen. Indem die Substanz der Planeten sich abkühlte, gerieth wenigstens einer derselben, unsere Erde, in einen Zustand gemäßigter Temperatur, welche geeignet war, das Leben von Organismen zu unterhalten. Noch jetzt sind wir im Stande, nachzuweisen, daß es einen Zustand der Erde gab, wo kein Leben auf ihr existirte, daß es dann plötzlich in reicher Fülle entstand, um sich in stufenweiser Vervollkommnung bis zum Auftreten des Menschen zu erheben.

Alle Räthsel aber, alle Geheimnisse, welche diese Welt des Lebens in sich schließt, lassen sich zurückführen auf ein letztes Geheimniß, den Ursprung der Organismen; für diesen aber verlangt das Gesetz der Causalität mit unabweislicher Nothwendigkeit eine Ursache; einen ersten Impuls, durch den jene Art von Bewegungen in die materielle Welt getragen ward, die in den Kräftewirkungen des Lebens vor uns liegt.

Beobachtungen über den Ursprung der Organismen sind unmöglich, da nach dem übereinstimmenden Ergebniß aller darauf gerichteten Untersuchungen in der Gegenwart keine Neubildung von Organismen aus unorganischer Materie mehr stattfindet. Wir wissen nur, daß unter den wohl erhaltenen Resten der ältesten Periode, in welcher das Leben auf der Erde in die Erscheinung trat, bereits ziemlich hochorganisirte Thiere, z. B. Krebse, vorkommen, die ihrerseits wieder das Vorhandensein von Pflanzen für ihre Ernährung zur Voraussetzung haben. Wir wollen aber gerne, wie schon früher geschehen, der Transmutationslehre die Concession machen, daß die frühesten Organismen aus nacktem Protoplasma bestanden, und wollen uns im Geiste, etwa mit einem guten Mikroskope und Untersuchungswerkzeugen bewaffnet, an das Gestade jenes Urmeers versetzen, in welchem das erste lebendige Geschöpf sich zu regen begann — wir wollen uns dann die Frage vorlegen, ob wir aus der Thatsache der Existenz dieses Wesens im Stande sind, einen Schluß zu ziehen oder uns eine Vermuthung zu bilden über die Ursache seiner Entstehung.

Wenn wir auf einem Streifzug durch den Urwald oder durch eine Einöde auf unserem Wege eine wirkliche Maschine finden, und sei es auch nur der einfache Bogen eines Wilden, geeignet dem Feinde Pfeile entgegen zu schleudern, so würde es uns niemals in den Sinn kommen, einen solchen mechanischen Apparat uns entstanden zu denken durch die zufällige Combination jener blinden Molecularkräfte, die in der todten Natur ihre Herrschaft üben. Wir würden ganz unzweifelhaft in jenem Funde das Werk eines kunstfertigen, intelligenten Urhebers erblicken. Und wenn etwa ein Arbeiter beim Ausheben eines Fundamentes eine antike Marmorstatue zu Tage fördern sollte, er würde schwerlich daran denken, daß die Theile des Gesteins sich *zufällig* so an einander gefügt haben könnten. Wenn wir dagegen Steinmassen beobachten, welche in Folge einer gewaltigen Katastrophe durcheinander geschleudert wurden, und in denen der Zufall Ordner war, wenn wir sie vergleichen mit dem geregelten Mechanismus eines Uhrwerks, so fällt uns die Entscheidung nicht schwer, ob wir die Composition des letzteren als eine Wirkung des Zufalls oder ordnender Intelligenz betrachten wollen. Noch treffender endlich dürfte der folgende Vergleich unserer Auffassung Ausdruck verleihen. Wir betreten eine Druckerei. Auf dem Satz steht ein kleines Gedicht, etwa „der Fichtenbaum" von Heine. Wir zweifeln nicht daran, daß die Lettern durch das Geschick eines intelligenten Menschen zusammengestellt sind, wir freuen uns aber zugleich der in so einfache Worte gekleideten Empfindung des Dichters. Daneben möge ein Becher stehen, welcher sämmtliche für den Satz dieses Gedichtes nöthige Lettern enthält; schütten wir seinen Inhalt auf den Tisch, so entsteht ein Chaos von Buchstaben. Sollte es aber Jemand für möglich halten, daß, wenn man auch eine Million Jahre jene Lettern fort und fort mischte und ausschüttete, sie sich je so ordnen könnten, um das erwähnte Gedicht *zufällig* hervorzubringen?

Berücksichtigen wir nun die Uebereinstimmung des Organismus mit einer Maschine oder einem Kunstwerk, berücksichtigen wir aber auch, wie hoch in seiner Gliederung und seinen Leistungen der Organismus, auch der einfachste, über einem Uhrwerk steht, so werden wir die Wirkung, durch welche der Organismus entstand, nur vergleichen können mit dem Wirken einer *zielbewußten menschlichen Intelligenz*; kein anderes Analogon ist zu finden. Da wir aber wissen, daß *ähnlichen Wirkungen* in der Natur auch *ähnliche Ursachen* zu Grunde liegen, so können wir nur *der* Vorstellung in uns Raum gewähren, daß das organische Leben in seinen ersten Vertretern hervorgebracht sei durch eine intelligente, zielbewußte, ihre Mittel berechnende Naturkraft. Mögen wir diese schöpferische Ursache alles Lebens als *Gott* personificiren, oder in unseren wissenschaftlichen Betrachtungen dafür den aus der Naturphilosophie stammenden, unpersönlichen Begriff *des Absoluten* verwenden, so ist das einerlei; die Aufgabe der Naturforschung reicht nur bis zum Dasein dieser letzten Ursache des Lebens, die Discussion der Eigenschaften dieser Ursache liegt außerhalb ihrer Competenz.

Neben dem schöpferischen Acte jener Urkraft, welcher die Organismen aus todtem Stoff und blinden Molecularkräften zusammenfügte, müssen wir aber auch eine erhaltende Wirkung zulassen, in der wir die Schöpfung fortdauern sehen im Wachsthum und in der Erzeugung neuer Einzelwesen; denn wie in dem Gange der Uhr die Intelligenz ihres Erfinders und ihres Verfertigers ursächlich fortwirken, so müssen wir auch in der Erhaltung und Fortpflanzung der Organismen den ununterbrochenen Einfluß der Schöpfungskraft anerkennen, die in den Naturgesetzen ihre Willensäußerungen kundgiebt.

So sehen wir unverkennbar im organischen Leben die Materie unter die Herrschaft einer schaffenden Idee sich beugen, und unwiderstehlich ringt sich in uns die Ueberzeugung durch zum Siege, daß entweder die hier entwickelte Vorstellung über den Ursprung des Lebens die richtige sei, oder daß wir auf jede Erklärung Verzicht leisten müssen. Allerdings ist jene Voraussetzung, die Natur sei für den menschlichen Geist in allen Stücken begreiflich und erkennbar, eine durchaus willkürliche; denn mit demselben Rechte würden wir behaupten können, daß in manchen Beziehungen das Gegentheil der Fall sei. Dennoch weisen in der von uns behandelten Frage alle Erscheinungen der Natur so deutlich auf einen letzten, einheitlichen Ursprung, convergiren alle Linien so scharf im Brennpunkte jener letzten Ursache, daß wir schwerlich umhin können, die Erkennbarkeit des Schöpfers aus der Natur zu leugnen. Treffender und schöner ist dieser Auffassung wohl niemals Ausdruck verliehen, als in den Worten des Marquis Posa:

Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verbirgt er sich in ewige Gesetze.
Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn:
Wozu ein Gott? spricht er, die Welt ist sich genug!
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen.

Unter dem Einflusse des Gemüthes gestaltet sich aus den Thatsachen der Wissenschaft und den eigenen Wahrnehmungen der philosophirende Geist seine Weltanschauung. — Daß hierbei die subjective Stimmung maßgebend influirt, scheint mir unwiderleglich daraus zu folgen, daß der Thatbestand des positiven Wissens immer der gleiche ist, daß aber in den Köpfen der einzelnen nach Wahrheit suchenden Menschen die Thatsachen anders sich wiederspiegeln. Diese Verschiedenheit hat ihren Grund in dem Standpunkte des Einzelnen, in seiner subjectiven Auffassung. Wie in einer und derselben Landschaft die Gegenstände für das Auge verschiedener Beobachter sich eigenartig projiciren, in charakteristischer Verkürzung sich aneinander reihen, und für jedes Auge ein anderes Bild entsteht, so verhält es sich auch mit der Betrachtung der Natur und der in ihr wirkenden Kräfte. Die Vorstellungen der Einen gelangen zu einer so scharf formulirten Erkenntniß, wie sie in den eben citirten Worten Schillers sich ausspricht, während bei Anderen das Ergebniß der combinirenden Betrachtung ein entgegengesetztes wird. Wie

könnte aber treffender und zugleich ergreifender dieser Zwiespalt, der den Menschen hierhin und dahin zu ziehen sucht, zum Ausdruck gelangen, als in jenen einfachen und doch so wunderbaren Worten des Faust:

Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub' ihn?
Wer befinden
Und sich unterwinden,
Zu sagen: Ich glaub' ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht,
Dich, mich, sich selbst?

Die als das Resultat eigener wissenschaftlicher Ueberlegung vorgetragene Ansicht über die Entstehungsursache der Organismen kann ich zunächst nur als meine persönliche Ueberzeugung vertreten. Ich theile diese Ueberzeugung, die ja durchaus keinen neuen Gedanken enthält, nicht nur mit zahlreichen Naturforschern, sondern wohl mit der Mehrzahl der Gebildeten. Dennoch dürfen wir nicht unterlassen, auch die abweichenden Anschauungen zu berücksichtigen und womöglich die Gründe zu prüfen, welche sie zu ihrer Abweichung veranlassen. Wir stehen hier vor einer fundamentalen Frage der Weltanschauung, und ich weiß wohl, daß Manche diese Principienfragen als ein noli tangere betrachten und stillschweigend zu umgehen suchen. Allein ich halte es der Aufgabe eines Naturforschers, die auch bis zur Tiefe dieser Fragen hinabreicht, für unwürdig, die in der Beantwortung derselben bestehenden Gegensätze zu verschleiern, anstatt die Grenzlinien der gegnerischen Anschauung durch scharfe Beleuchtung aufzuklären und die eigene Position in möglichst klaren Linien zu bezeichnen. Und klar wie Krystall sollten die Anschauungen auch in diesen fundamentalen Fragen sein. Die Gegensätze werden freilich niemals verschwinden, denn „widerlegen kann man ja Niemanden", sagte kürzlich Fürst Bismarck.

Die Gegner der Ansicht, daß die Organismen durch Wirkung einer intelligenten Schöpfungskraft entstanden seien, theilen sich in zwei Lager. Beide stimmen darin überein, daß sie sich das ganze große Reich der belebten Geschöpfe aus wenigen und einfachen, ursprünglich gegebenen Keimzellen durch Entwicklung entstanden denken. Die eine dieser Gruppen, an Zahl der Vertreter jedenfalls die geringere, nimmt überhaupt keine Entstehung elternloser Organismen an, sondern denkt sich das Leben so alt, wie die Materie. Da aber die Geschichte unseres Erdkörpers als zweifellos darthut, daß es eine Zeit gab, wo kein lebendes Protoplasma an seiner Oberfläche existirte, so folgt daraus mit Nothwendigkeit die weitere Annahme, daß die ersten Keime der Organismen von einem andern Weltkörper auf die Erde übertragen worden seien; eine solche Uebertragung konnte aber nur vermittelt werden durch auf

die Erde fallende Meteorsteine, „durch bewachsene Trümmer von den Ruinen einer anderen Welt".

Diese Annahme ist insofern willkürlich, als sie durch keine einzige Beobachtung unterstützt wird, sie ist unwahrscheinlich, weil ganz gewiß die ungeheure Mehrzahl der auf unseren Planeten gefallenen Meteoriten für den Transport von Organismen ungeeignet war. Hiermit ist aber auch die Frage nach dem Ursprunge des Lebens nur von der Erde auf einen andern Himmelskörper verlegt, der seinerseits nur auf dem gleichen Wege diese Mitgift erhalten haben konnte. Wenn wir aber in ewig fortlaufender Kette uns so das Leben von einem Stern zum anderen gereicht denken wollen, so gerathen wir zum mindesten in einen unlösbaren Widerspruch mit der oben erwähnten, von Kant und Laplace entwickelten und durch zahlreiche Thatsachen einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit erhaltenden Theorie der Bildung unseres Sonnensystems. Ich glaube, wenn man nur vor die Wahl zwischen unserer Anschauung und der zuletzt geschilderten gestellt wird, so wird man der unsrigen die größere Wahrscheinlichkeit kaum absprechen können. Wir würden auf diese Transport-Theorie auch schwerlich eingegangen sein, wenn nicht einige hervorragende Physiker, wie William Thomson und Helmholtz, für dieselbe öffentlich eingetreten wären.

Die zweite, zahlreichere Gruppe unserer Gegner geht, wie wir, von der Annahme aus, daß die ersten Organismen elternlos auf unserer Erde entstanden, nur setzt sie andere Ursachen als wir für ihre Entstehung. Diese letztere Weltanschauung, der sogenannte Materialismus, leugnet das Vorhandensein eines Dualismus in der Welt, das Vorhandensein einer selbständigen, die Materie beherrschenden, transcendenten schöpferischen Kraft. Es giebt nur eine Materie und die in ihr wirkenden, unabänderlichen Kräfte der Atome. Wo eine von der allgemeinen abweichende Wirkungsweise dieser Kräfte uns entgegen tritt, da entsteht dieselbe durch eine zufällige Combination dieser materiellen Kräfte. So entstanden nach dieser Ansicht im Laufe der Zeit durch den Eingriff eines zufälligen Naturereignisses aus der Vereinigung der an der Erdoberfläche in Form von unorganischen Verbindungen vorhandenen Elemente Kohlenstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, Schwefel, Phosphor, Kalium, Calcium, Eisen, jene zahlreichen und zum Theil complicirten organisch-chemischen Verbindungen, welche zur Bildung von Protoplasma nothwendig sind, und welche dann in weiterer zufälliger Begegnung zu einer lebenden Protoplasma-Zelle zusammentraten. Unter diesen Substanzen durfte vor allen Dingen das chemisch hochcomplicirte Chlorophyll nicht fehlen, jener grüne Farbstoff, welcher der Vegetation ihr allgemeines Colorit verleiht, weil alle bisherigen physiologischen Erfahrungen widerspruchslos in dem Ergebniß übereinstimmen, daß nur das mit diesem grünen Farbstoff ausgerüstete Protoplasma im Stande ist, aus unorganischen Substanzen, speciell aus der Kohlensäure, diejenigen organischen Verbindungen zu bilden, deren es zu seinem Wachsthum und zu seiner Vermehrung bedarf. Das gesammte animalische Leben auf

unserer Erde wäre undenkbar ohne die voraufgegangene Arbeit grüner Pflanzenzellen.

Der Materialismus verlegt also die Entstehungsursache der Organismen in die Materie selbst und in eine durch den Zufall geleitete glückliche Combination ihrer kleinsten Theilchen und der an ihnen haftenden Kräfte.

Gegen diese Anschauung müssen wir einwenden, daß schon die Wahrscheinlichkeitsrechnung es dem Zufall, selbst wenn sie ihm Milliarden von Jahren als Spielraum gewähren wollte, bestreiten würde, daß er so die Atome habe zusammenfügen und die blind waltenden Kräfte so habe balanciren und abstimmen können, daß daraus lebendes Protoplasma entstand. Die durch diese Annahme an unsere Einbildungskraft gestellte Zumuthung ist eine geradezu ungeheuerliche.

Ich für meine Person, der ich mich wohl eingehender mit der Chemie des Protoplasma beschäftigt habe, als irgend ein anderer Naturforscher, halte die zufällige Entstehung von Protoplasma aus den unorganischen Verbindungen der Erdoberfläche für unmöglich.

Es giebt Vertreter des Materialismus, welche auch den Zufall verwerfen und an seine Stelle das Wort „Naturnothwendigkeit“ zu setzen suchen. Dies ist aber nicht mehr als eine Phrase. Irgend ein Naturereigniß mußte doch den Anstoß geben zu jenem Complex von Bewegungen, die mit der Bildung von Protoplasma endeten. Wir haben aber allen Grund zu der Vermuthung, daß zur Zeit des ersten Auftretens von Organismen auf unserer Erde keine andern physikalischen Bedingungen herrschten, als in der Gegenwart; denn das organische Leben ist gerade unseren heutigen klimatischen Verhältnissen angepaßt. Durch bedeutendere Temperatursteigerung oder Erniedrigung können wir wohl lebendes Eiweiß tödten, nicht aber todtes Eiweiß lebendig machen. Stellen wir uns nun auch vor, es sei durch irgend eine Katastrophe, z. B. durch einen Blitzschlag (wofür keine Erfahrung spricht), aus Kohlensäure, Salpetersäure u. s. w. ein Eiweißstoff gebildet worden, so würde zwar jene elektrische Explosion die mit zwingender Nothwendigkeit wirkende Ursache der Eiweißbildung gewesen sein, allein ein Zufall war es, daß der Funke gerade in eine so disponirte Gruppe von Substanzen hineinfuhr, daß durch ihn die Atome zu Eiweißmolecülen zusammengeschweißt wurden; und in ähnlicher Weise würden wir bei jeder andern, im Schooße der unorganischen Natur schlummernden Kraft, der wir die Urheberschaft des Lebens zuschreiben möchten, in letzter Instanz den Zufall als Schöpfer setzen müssen. Wenn Jemand, ohne zu zielen, ein Gewehr in die Luft abfeuert, und ein durch den Schuß getroffener Adler zu seinen Füßen hinabstürzt, so ist der Vogel durch die mit Naturnothwendigkeit wirkende Gewalt der Kugel getödtet worden. Niemand jedoch wird darüber im Zweifel sein, daß das Zusammentreffen des Adlers und der Kugel an demselben Punkte im Raum ein überaus merkwürdiger Zufall genannt werden müsse.

Gewiß sind die Vorgänge in der Natur nach dem Gesetze der Causalität,

d. h. nach Ursache und Wirkung mit einander verknüpft; es ist aber ganz unverständlich, wie diese Thatsache mit der Annahme eines bewußten und intelligenten Schöpfers im Widerspruch stehen sollte. Es giebt wohl keinen unter den Koryphäen der Wissenschaft, der so machtvoll die Anerkennung der Gesetzmäßigkeit der allgemeinen Causalität in der Natur gefördert hätte, — der so consequent den Gedanken der absoluten Nothwendigkeit in der Verknüpfung der Naturereignisse zur Herrschaft geführt hätte, wie Newton; und Newton äußert in zusammenfassender Betrachtung der organischen wie der unorganischen Welt die folgenden Worte:

„Die ganze, in Bezug auf Zeit und Raum herrschende Verschiedenheit der Dinge kann nur von dem Willen und der Weisheit eines nothwendig existirenden Wesens herrühren".

In den Naturnothwendigkeiten haben wir gewiß das Werkzeug zu sehen, durch welches das Leben gebildet ward. Wenn wir aber uns in die Betrachtung eines Kunstwerks versenken, wenn wir z. B. im Anschauen des Apoll vom Belvedere uns angeweht fühlen von dem Geiste, welchen der Künstler seinem todten Felsblock einzuhauchen wußte, so denken wir gewiß nicht an die mit materieller Nothwendigkeit wirkenden Stahlwerkzeuge, durch welche der Stein bearbeitet ward, wenigstens wird es uns nicht einfallen, sie für die alleinige Ursache des Meisterwerks zu erklären.

Suchen wir uns nunmehr die Motive verständlich zu machen, welche den Materialismus zur hartnäckigen Behauptung seiner Stellung veranlassen. Drei Gründe sind es vornehmlich, aus denen der Materialismus die Berechtigung herleitet, das Eingreifen eines Schöpfers in die Natur zu leugnen: erstens weil man diesen Schöpfer nicht mit dem Fernrohr oder Mikroskop erkennen, nicht durch chemische Reactionen oder physikalische Experimente nachweisen kann: zweitens weil die Annahme eines Schöpfers ein Anthropomorphismus sei, das heißt eine aus menschlichen Ideenkreisen abgeleitete Vorstellung, und drittens, weil diese Annahme zum Mysticismus führe.

Als Einwand gegen den ersten Grund dürften die folgenden Worte von Kant wohl Beachtung verdienen:

„Wenn der Empirismus selbst dogmatisch wird und dasjenige dreist verneint, was über die Sphäre seiner anschauenden Erkenntniß ist, so fällt er selbst in den Fehler der Unbescheidenheit, der hier um desto tadelbarer ist, weil dadurch dem praktischen Interesse der Vernunft ein unersetzlicher Nachtheil verursacht wird".

Eine willkürlichere Voraussetzung kann es doch nicht geben, als daß ausschließlich das für unsere unvollkommenen menschlichen Sinnesorgane Wahrnehmbare wirklich existiren könne; dürfen denn unsere Sinne es wagen, sich zum höchsten Richter aufzuwerfen über die Natur der die Welt bewegenden Kräfte?

Was zweitens den Vorwurf des Anthropomorphismus anbetrifft, so müssen wir dem Materialismus entgegen halten, daß gerade er stets den kleinen

Maßstab des Menschen an die Dinge des Weltalls legt und dadurch verständlich zu machen sucht, was auf diesem Wege gar nicht zu verstehen ist. Das Spiel des Zufalls als Endursache des Lebens anzunehmen, ist der größte aller Anthropomorphismen; denn nur, weil wir Zufälle und Naturnothwendigkeiten beobachten können, setzt der Materialismus sie an die Stelle von geheimnißvollen Kräften, die unseren Sinnen verborgen bleiben.

Hiernach möchte wenigstens der dritte Vorwurf des Materialismus berechtigt scheinen, wenn er uns des Mysticismus zeiht und mit diesem Worte die Menge zu schrecken sucht. In einem gewissen Sinne muß aber jeder wahrheitsliebende Naturforscher Mystiker sein, insofern nämlich, als er das Vorhandensein von Geheimnissen und Räthseln in der Natur und die derzeitige Aussichtslosigkeit ihrer Lösung zugiebt. Der Mysticismus ist aber nicht geringer, welcher einen unbekannten, in seinen Einzelheiten und zufälligen Ursachen unvorstellbaren chemischen Proceß als alleinigen Erzeuger des ersten Protoplasma hinstellt, als der in der Annahme eines persönlichen Schöpfers enthaltene. Will man aber kein Geheimniß in der Natur dulden, so ist man genöthigt, willkürlich und unbekümmert um die Richtigkeit die in ihr enthaltenen Räthsel als gelöst zu proclamiren, anstatt eine weise Zurückhaltung in der Beantwortung jener dunklen Fragen zu üben, welche die Natur uns vorlegt. Jenes Wort Hamlets ist zwar oft und selbst mißbräuchlich citirt, aber es enthält doch eine unbestreitbare und tiefe Wahrheit:

> There are more things in heaven and earth, Horatio,
> Than are dreamt of in your philosophy.

Nochmals aber möchte ich den alten Isaak Newton, der doch um mindestens eines Hauptes Länge die Schaar der Naturforscher überragt, als Gewährsmann anführen, wenn er am Abend seines reichen Lebens den folgenden Ausspruch thut:

> „Ich weiß nicht, als was ich der Welt dereinst erscheinen werde; aber ich selbst komme mir nur vor, wie ein am Meeresstrande spielender Knabe, welcher zu seiner eigenen Unterhaltung hier und da einen glatteren Kieselstein oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit ganz unentdeckt vor meinen Blicken liegt“.

Wir haben seit den Tagen Newtons bedeutende Fortschritte in der Naturerkenntniß gemacht, doch sind diese neuen Errungenschaften im Vergleich zu dem, was wir nicht wissen, so gering, daß auch heute noch Newtons Worte ihre Gültigkeit nicht verloren haben; sie dürften vor allen Dingen angethan sein, uns Jüngere zur Bescheidenheit zu mahnen.

Betrachtungen über bildende Kunst.

Von

Julius Allgeyer.

— München. —

(Schluß.)

IV.

Wir wurden im Verlauf der bisherigen Untersuchungen über das Schöne in der bildenden Kunst immer wieder auf die Erscheinung des Menschen hingeleitet, in deren Ursprünglichkeit und Unverfälschtheit wir die oberste Norm und den Maßstab für jegliches Verhältniß zur Schönheit erblickten.

Frägt man aber, wie wir und vor allem wie die Künstler der Gegenwart diese menschliche Erscheinung kennen lernen, so wird sich der oberflächlichsten Beobachtung die Thatsache aufdrängen, daß dieselbe fast immer unter verhüllenden Medien und nur ausnahmsweise als wirkliche Natur in den Kreis unserer gewohnten Anschauungen hereinragt. Solche Medien sind:

1) Tracht oder Mode, die uns beide Menschen als Erscheinung in der Wirklichkeit vermitteln, und
2) die Bühne, welche uns die Gestalt des Menschen, in die Sphäre der Kunst erhoben, vor Augen führt.

Will der Künstler sich aber mit der eigentlichen Natur der menschlichen Erscheinung bekannt und vertraut machen, so bietet sich ihm hiezu in der Gegenwart in der Regel nichts, als das bezahlte Modell.

Fassen wir Tracht und Mode ins Auge, so ist zuvor der begriffliche Unterschied Beider dahin zu erläutern, daß unter Tracht eine feststehende, im Verlauf einer geraumen Zeit keiner wesentlichen Veränderung unterworfene, unter Mode aber die stets und rasch wechselnde Art der menschlichen Bekleidung zu verstehen ist, die sich nie zu einer, Zeit und Land allgemein oder local auszeichnenden Form auszubilden vermag.

Alle Gewandung entsteht zunächst unter dem Gebot ihrer klimatischen Zweckmäßigkeit. Gefühl fürs Schickliche und schließlich Schönheitsbedürfniß treten hinzu, dieselbe zu einer gefälligen zu gestalten. So gleichsam organisch haben die feststehenden stylvollen Trachten sich entwickelt; denn alles Stylvolle ist organisch. Die jeweilige Mode aber mit ihrem kaleidoskopartigen Wechsel in Schnitt und Farbe, so wie Speculation und Veränderungslust sie willkürlich dictiren, kann nicht wohl anders als unkünstlerisch, d. i. styllos sich entwickeln. Aus diesem Grunde wird heute an ihr lächerlich erscheinen können, was sich noch gestern für schön ausgeben durfte; während das wirklich Stylvolle, als künstlerisch-organisches Product des menschlichen Geistes für alle Zeiten schön bleibt. So mag sie denn wohl dem Illustrationswesen unserer Zeit zur Anregung dienen, dem Ernst echter Kunstgesinnung und vornehmer Auffassung wird sie nie Gegenstand künstlerischer Behandlung sein können.

Damit ist nun unglücklicherweise der lebende Künstler des natürlichsten Vortheils zur Bildung seines Auges und seiner Anschauung beraubt, zu deren Bereicherung er also auf dem Boden seiner Heimat lediglich auf die Erzeugnisse früherer Kunstepochen und auf die Bühne angewiesen ist.

Es ist deshalb schwerlich Zufall, daß die Landschaftsmalerei mit so auffallender Vorliebe betrieben wird. Ihre ausgedehnte Pflege entspringt gewiß zum guten Theil aus dem unbefriedigten Bedürfniß des Künstlers nach unmittelbarer Anregung im Kreise des ihn zunächst umgebenden Lebens. Sein Sinn flüchtet sich zu ihr gleichsam aus der Welt der Willkür heraus in das Gebiet der ewig unverfälschbaren Natur. Auch die Genremalerei folgt in der Darstellung von Volkstrachten und Volkssitten einem ähnlichen Antrieb, indem sie die localen Ueberreste stylvoll traditioneller Zustände zu verwerthen sucht, soweit dieselben von der Mode des Tages noch nicht völlig verdrängt wurden. Auch das, was so Viele über die Alpen und in ferne Länder führt, ist nichts als das Verlangen des Künstlers, seiner in der Heimath darbenden Phantasie in der Anschauung freierer naturwüchsiger Lebenszustände reichere Nahrung zuzuführen.

Geradezu nothwendig aber wird eine solche „Flucht aus dem Leben", bei jenen zart und dichterisch angelegten Naturen, welche zu einem wahrhaft idealen Schaffen berufen sind. Für diese kann eine unkünstlerische Umgebung in der That die Gefahr der Verkümmerung ihrer inneren Welt zur Folge haben; denn selbst die höchste künstlerische Phantasie zehrt sich ohne die natürliche Nahrung der lebendigen Anschauung schließlich in sich auf.

Selbst da, wo diese Flucht aus der zufälligen Umgebung nicht aus einem solchen übermächtigen inneren Zwang und Drang erfolgt, sondern nur aus der Absicht entspringt, sich eines Stücks wirklich geschauten Lebens im Sinne seiner reinen Nachahmung bemächtigen zu können, ist sie ein vollberechtigtes, aus echt künstlerischem Bedürfniß hervorgegangenes Verlangen.

Alles was aus diesem Bedürfniß heraus unsere bessere Genre- und Landschaftsmalerei geleistet hat, steht sehr oft über den Verdiensten jener an-

spruchsvolleren Kunstgattung, die dem Uebel einer unkünstlerischen Umgebung und stylloser Außenseite der Gegenwart durch Darstellung vergangener, künstlerisch gefälligerer Zustände begegnen möchte, ohne zugleich zum Mittel ihrer Idealisirung zu greifen.

Alle Werke dieser Gattung, die unter dem Namen historische Kunst und historisches Genre bekannt ist, leiden mit seltenen Ausnahmen an einem und demselben Grundgebrechen, der Absicht nämlich: Geschichte im Sinne ihrer einstigen Realität darstellen zu wollen. Bei dieser mit vollem Bewußtsein alle idealen Gestaltungstendenzen von sich fernehaltenden Richtung, bedürfte nun aber der Künstler gerade in erhöhtem Maße des Correctivs jener, am thatsächlichen Leben und der Wirklichkeit ausgebildeten und geschulten Anschauung. Da ihm aber die veränderte und veränderliche Physiognomie der Gegenwart jede Anregung und jedes Vorbild für dieselbe versagt, bleibt ihm dabei nichts übrig, als zum aufgeputzten Manechino oder ausstaffirten Modell seine Zuflucht zu nehmen, wobei ihm im besten Fall die Wirkung einer geglückten und gefälligen Maskerade oder einer Bühnencostümscene, aber niemals eine, von wirklich historischem Leben erfüllte Darstellung gelingen wird.

Dabei rächt sich nothwendig immer wieder die Verwechselung der Aufgabe des Historikers mit der des Künstlers. Jener, dem es um den causalen Zusammenhang der geschichtlichen Vorgänge irgend einer Zeitepoche zu thun ist, kann aus tausendfältigen Quellen unser Wissen und unsere Kenntniß von derselben bereichern: das aber, was der Künstler aus derselben bedürfte, das Bild ihrer lebensvollen Wirklichkeit, modert im Grabe und seine Auferweckung fordert die Verklärung.

Nothwendig mußte auf diese Gattung unserer Kunst das moderne Theater bei seiner aufs innigste mit derselben verwandten Richtung und äußerlichen Ausbildung, vom allergrößten Einfluß werden. Denn eben weil derselben in der Außenwelt jegliches Vorbild fehlte, griff sie in ihrer Verlegenheit begierig zur Natur aus zweiter Hand, wie sie ihr die gefällige Kunst des Mimen, so ganz wie dafür eigens geschaffen, lieferte. Damit aber war ein weit verhängnißvollerer Schritt gethan, als in der Kunst der vorausgegangenen Jahrzehnte geschehen war, die zwar auch die Natur aus zweiter Hand zu ihrem Vorbild nahm, aber in jener verklärten Ausgabe der klassischen Schöpfungen der Meister des Cinque cento.

Wo die bildende Kunst bewußt oder unbewußt ihre Anschauungen von der modernen Bühne empfing, da ist sie auch stets dem Fluch dessen verfallen, womit wir alle Unnatur, alles Unechte und Unwahre in Kunst und Leben zu bezeichnen pflegen: dem Theatralischen, oder, was dasselbe sagt, dem falschen Pathos. Ein warnendes Beispiel für jeden denkenden Künstler, daß wohl der Vorwurf, der Stoff, aber niemals das **Vorbild** für die schönen Künste auf dem Podium der Bühne zu suchen sei.

Selbst dem Hellenen, der doch über das denkbar vollendetste Menschen-

material verfügte, hat die Bühne nie das schönheitsbedürftige Auge zu befriedigen vermocht. Wohl liebten auch die attischen Künstler ihre Tragiker, deren Werken sie vielfach ihre Stoffe entnahmen; aber mit jenem, dem griechischen Geiste angeborenen genialen künstlerischen Instinct vernichtete der Hellene geradezu auf der Bühne die zufällige Persönlichkeit des Darstellers unter Maske und herkömmlich feierlicher Tracht, es einem Phidias überlassend, die Herrlichkeit der Menschenerscheinung, als Abbild göttlicher Existenz, typisch zu gestalten.

In seltsamem Widerspiel zu der so ausgesprochen realistischen Tendenz unserer sogenannt historischen Kunst, begegnet man nun gerade in ihr nothwendiger Weise am häufigsten den in ihrer Erstarrung doppelt unerträglichen Gestalten unserer Bühne. Dieselben liefern stets den deutlichen Beweis, daß Anschauung und Empfindung, da wo sie der tieferen Bildung entbehren, sich ebensowohl als triviale Natur wie als gespreizte Unnatur zu äußern vermögen und daß es bei aller Begabung schließlich doch immer wieder nur die an wahrer Bildung genährte Gesinnung ist, welche dem Künstler die tiefinnersten Geheimnisse von Natur, Leben und Schönheit offenbart, aus welchen das Aechte in der Kunst hervorgeht.

Wenn nun trotzdem das sogenannte Natürliche, aus dem Leben Gegriffene, d. h. das nicht als Poesie, sondern als Thatsache, Wirklichkeit oder Geschichte sich Gebende, das feindliche Element bildet, welches die Kunst der Gegenwart in ihrem höhern Aufschwung lähmt; wo sind dann aber die Wege, auf welchen der Künstler zu dieser geheimnißvollen Natur gelangen kann, deren Schwelle ihm durch Mode und theatralisches Maskenwesen verstellt wird?

Auf diese Frage gibt es nur eine einzige Antwort, sowie nur ein einziger Weg zu diesem Ziele führt.

Die erschöpfende Kenntniß des Nackten, wie sie eben nur aus der unausgesetzten Uebung in Auffassung und Darstellung desselben herauswachsen kann, ist es allein, welche das Auge des Künstlers der Art zu bilden vermag, daß es unter jeglicher Hülle den wirklichen Menschen zu erschauen und mit jener Fülle pulsirenden Lebens auszustatten und künstlerisch wiederzugeben fähig wird, ohne welche große und echte Kunst undenkbar ist. Jeder Versuch, ihre Wege wandeln zu wollen ohne dieses Studium, in welchem Mittel und Zweck gleichsam in Eins zusammenfallen, ist allemal grobe Selbsttäuschung. Nur aus ihm heraus kann es dem Künstler gelingen, die Natur sich derart dienstbar zu unterwerfen, daß sie zur wahrhaft lebensvollen Trägerin seiner innern poetischen Welt werden kann. Daß wir diese innere Welt beim Künstler vor allem andern voraussetzen und voraussetzen müssen, d. h., daß er der Welt auch wirklich etwas zu offenbaren habe, kann denen zu hören nicht erspart werden, die zufällig malen und meißeln, aber keine Dichter sind.

Nur das, was man wirklich und in der That beherrscht, vermag man auch vollkommen darzustellen. Das Studium des Nackten, so wie dasselbe

im Durchschnitt betrieben wird, ist aber nicht dazu angethan, das Verhältniß des Kunstjüngers zur Natur in einem höhern Sinne zu fördern und, was es doch sein müßte, zu einem wirklich intimen zu gestalten.

Vielleicht hat sich die Wirksamkeit unserer Kunstschulen in keiner Richtung unfähiger erwiesen, als in der überaus subtilen Lehrfrage der Darstellung des Nackten. Das allgemein übliche und für diesen Zweck an öffentlichen Schulen nicht zu umgehende bezahlte Berufsmodell ist an sich schon die allerbedenklichste Form, in welcher dem angehenden Schüler die Natur vorgeführt werden kann. Jeder Feinfühlende weiß, wie leicht sich Convention und Manierirtheit eines Menschen bemächtigen, der in irgend einem Sinne, — sei es nun auf, oder außerhalb der Bühne — mit seiner persönlichen Erscheinung Jahr um Jahr zu wirken verurtheilt ist. Sicher hat neben dem modernen Theater dieses Modellwesen mit am schädlichsten auf den Geist in unserer Kunst eingewirkt und ihr die Naivetät geraubt, ohne welche alle Kunst mehr oder weniger Fratze ist. Wie selten ist's, daß wir in Marmor oder auf der Leinwand einer Gestalt begegnen, die den Zauber jenes in sich selbst ruhenden, unbewußten Wesens auszeichnet, das keine andre Relation mit dem Beschauer kennt, als die stille Wirkung seines Daseins? Fast alle haben sie jenen sich zur Schau stellenden Charakter, jenes komödienhafte posirte: Wie gefall' ich Dir? Wie kann es aber wohl anders sein, wo unsere heutige Kunst zum großen Theil selbst nichts anderes als eine gutgemeinte Lüge ist; geradeso wie die in ihrem Dienste abgenützte Natur schließlich auch zur schauspielenden Unnatur wird.

Nun mag der selbständige Künstler innerhalb der vier Wände seines Ateliers den wahren und edlen Seiten der Natur leichter auf die Spur kommen können. Allein die meisten Künstler halten sich, wie die Studirenden des Lateins, mit ihrem Austritt aus der Akademie des Studiums des Nackten überhaupt für entbunden. Sie betrachten „das Aktzeichnen" als ein abgethanes Pensum, dessen Fortsetzung einen unnöthigen Aufwand an Zeit und Mitteln fordern würde. Wozu auch, da sie den Menschen doch nur als den Träger eines Kostüms zu behandeln gedenken?

Auf diesem Wege ist nicht zu hoffen, daß häufig nachgeholt werden dürfte, was der Künstler nicht schon als Schüler aus der Schule mitbringt. Wie aber soll dieser den unendlichen Feinheiten im Bau des Menschen beikommen, wenn er die Natur nur unter der Form eines ihm gegenüber gestellten Modells kennen lernt?

Niemand vermag der Natur in Stellungen, wie sie ihr ein Dritter gegeben, von einem zufälligen Platze aus ihre Geheimnisse abzusehen. Eine gewisse und die reizvollste Seite derselben wird ihm dabei ewig fremd und verborgen bleiben und kein Studium der Anatomie wird diese Lücke auszufüllen vermögen. Nur der anhaltenden Beobachtung der Natur, so wie sie sich in freier Bewegung giebt, kann es bei ausdauerndster, stufenweise vordringender Arbeit gelingen, zu jener reinen Auffassung hindurchzudringen,

welche die Schöpfungen der Renaissancen so vornehm auszeichnet und vor allem die Bildwerke der Antike durch eine so unermeßliche Kluft von der Kunst der Gegenwart scheidet. Es ist vergebens, diesem Abstand durch das gleichzeitig übliche Studium eben dieser Meisterwerke der griechischen Plastik begegnen zu wollen. Die verfrühte Abnützung der vollendetsten Interpretation der Natur als Lehrmittel, hat bei dem unreifen Sinn des Lernenden wenig oder keinen Nutzen, ja wirkt vielleicht in mancher Beziehung direct schädlich auf denselben. Bei der meistens und fast nothwendig verständnißlosen Auffassung bei Wiedergabe solch' klassischer Vorbilder stumpft sich nur zu leicht das ungeschulte Auge des Schülers gegen die unvergleichlich maßvolle Schönheit derselben ab, und verhüllt ihm dadurch zugleich den Blick für seine eigentliche Aufgabe, die kein Talent und kein Genie ihm ersparen kann — der Aufgabe nämlich, den weiten unübersehbaren Weg Schritt für Schritt selbst durchmessen zu müssen, durch welchen das ächte Kunstwerk von der Natur geschieden ist.

In diesem nothwendigen und mühevollen Lehr- und Werdegang des Einzelnen wiederholt sich gleichsam der Prozeß der allgemeinen Kunstentwicklung; ähnlich wie die Entstehungsart und das Wachsthum jeder Lebensfrucht das typisch zusammengedrängte Abbild der vorausgegangenen, unendlich langsam vollzogenen Entwicklung der ganzen Gattung liefert. Von unten auf, durch alle Stadien des Werdens hindurch muß Jeder auch an seinem geistigen Wachsthum sich abmühen, um zur innern Reife zu gelangen. Wie viel an äußern glücklichen Umständen und günstigen Bedingungen hinzutreten muß, um die volle Reife eines Talentes zu ermöglichen, was Zeit, Umgebung, Vorerziehung, Schicksal und Zufall für dasselbe thun müssen, steht in zweiter Linie. Nur Eins ist sicher, je größer die zu entwickelnde Naturanlage eines Künstlers ist, um so größer wird auch immer die Anstrengung sein müssen, die er selbst zu machen hat, um dieselbe in ihrem ganzen Umfang zu voller Reife und Ausbildung zu bringen. Zur künstlerischen Meisterschaft gelangt das Talent überhaupt nur durch gewisse Eigenschaften des Charakters, in welchen Manche nicht nur die Merkmale, sondern geradezu das Wesen des Genies erkennen wollen: eiserner Fleiß und durch nichts zu beirrende Ausdauer. Sie allein sind es, die den Meister machen; den Meister im Sinne der Alten, die mit der scheuen Ehrfurcht des Lernenden sich immer wieder der Natur gegenüberstellten und es nie an dem genügen ließen, was sie ihr bereits abgerungen hatten.

Nichts ist lehrreicher, um den Unterschied zu verdeutlichen, der die alte Kunst von der neuen trennt, als ein Blick in die Naturstudien der großen Meister aus bester Zeit. Hier ist nichts mehr von dem, was wir heutzutage unter einem sogenannten „Act" zu erblicken und zu verstehen uns gewöhnt haben. Die Natur stellt sich uns darin vielmehr mit den Vorzügen einer anscheinend freien Schöpfung des Geistes dar. Zu dieser Höhe und vollen geistigen Herrschaft in der Art der Auffassung der Natur gelangt

aber nur Derjenige, der sie für seine Zwecke sozusagen erobert hat, denn die wahre Natur ist gleich einem störrischen Thiere; sie gehorcht nur demjenigen, der sie zu bändigen weiß.

Ueber die Stellung, welche gewisse Künstler, die sich keines geringen Rufes erfreuen, der Natur gegenüber einnehmen, ließen sich hier manche charakteristische Beispiele anführen. Begleiten wir einige derselben auf den Boden Roms. Wir sehen den Einen am Tage, an welchem er die außerordentliche Stadt betritt, unbekümmert um Vatikan und Farnesina sich stehenden Fußes Modelle von der spanischen Treppe holen, um frischweg italienische Genrebilder nicht nur zu malen, sondern auch als ächte Waare zu verkaufen. Wir kennen sie alle schon längst in Effigie, diese Pifferari und Ciuciaren, die auf allen Kunstvereinsausstellungen eine Rolle spielen. Heute hat der Künstler bereits nicht mehr nöthig, sie an der spanischen Treppe in Rom aufzusuchen. Das Jahrhundert des Fortschritts hat selbst die Bauern der Sabina mit dem Geiste der Speculation erfüllt; frierend durchwandern sie die Straßen nordischer Kunststädte.

Wenden wir uns zu einem Andern. Als Scenerie diene die Villa d'Este bei Tivoli. Wer hat nicht von ihr gehört, dem Wunder klassisch-landschaftlicher und baulicher Schönheit, mit ihrer glanzvollen Vergangenheit und ihrem tiefmelancholischen Verfall; dem Boden, auf welchem Goethes Tasso spielt? Der Künstler, den wir meinen, hat eben rasche Umschau in ihr gehalten und schreitet, das Lied von der Loreley summend, an seine Arbeit, um in der Folge, auf Grund seiner stenographischen Naturabschriften zu Hause an der lieblichen Düssel sich einen Ruf als großer italienischer Landschafter zu ermalen.

Dagegen auch Andere könnten wir nennen, die überwältigt vom Anblick Roms, seiner Kunstschätze, seines Volkes und seiner Campagne, demüthigen Sinnes den bittern Kampf des Zweifels an ihrer künstlerischen Bestimmung durchkämpften, um erst an den Fortschritten und dem Gelingen ihrer eignen stillen Arbeit sich langsam wieder emporzurichten, und zu einer Meisterschaft zu gelangen, für welche das Verständniß ihrer Zeit nicht ausreichte.

In diesen wenigen Beispielen sind die beiden Grundformen der Naturbetrachtung und Lebens- und Kunstauffassung ausgesprochen, auf welchen der große Gegensatz der neuen und alten Kunst beruht.

Das Lebenselement jener ist das Charakteristische; ihre Ausdrucksweise culminirt in der Geschicklichkeit, im Virtuosenthum, ihre höchste Absicht ist der Effect. Die Andere erblickt in der erschöpfenden Behandlung und Auffassung der Natur, d. i. in der typischen Gestaltung derselben, ihre Aufgabe. Ihr Wesen ist Maß und Schönheit. Wie jene in die Ausführung, so legt diese den Schwerpunkt in die Vollendung. Auch sie will wirken, aber dauernd und nicht mit den raschabgestumpften Mitteln des Effects. Nicht auf den gedankenlosen müßigen Augenblick ist ihre edle Sprache berechnet: die Theilnahme des ganzen Menschen ist's, die sie fordert, mit dem Zweck aller wahren und echten Kunst: Inhalt des Lebens zu sein.

V.

Nachdem die Mängel und Mißstände eingehend dargelegt wurden, an welchen unser Verhältniß zur Natur im allgemeinen und besonders aber in Beziehung auf die Darstellung und das Studium des Nackten in der Kunst leidet, ist die Frage nahe gelegt, ob es der Gegenwart überhaupt möglich sein dürfte, dieselbe in einem praktischen Sinne zu lösen. Man ist geneigt und fühlt sich diesem Thema gegenüber immer wieder verführt, seine Blicke vor allem andern auf die griechische Plastik, als den höchsten Ausdruck dieser Seite der Kunst hinzulenken. Forscht man aber näher nach den Bedingungen, unter welchen sich dieselbe zu solch erstaunlicher Vollendung entwickeln konnte, so wird man stets wieder sagen und sich eingestehen müssen, daß die moderne Welt, der moderne Staat weder Wille noch Fähigkeit mehr besitzen, das Problem der Kunst in einem so ausschließlichen Sinne als Zweck und Ziel des Daseins aufzufassen.

Wohl mag die in ihrer Art einzige Naturanlage des hellenischen Volkes demselben die Lösung dieser Aufgabe als eine unabweisbare und nothwendige nahegelegt haben. Es mochten ferner die klimatischen und geschichtlichen Bedingungen und Einflüsse die Ausbildung dieser eigenthümlichen Anlage unendlich begünstigen; dennoch wird dieser beispiellose Entwicklungsproceß für alle Zeiten ein Räthsel, ein Gegenstand ewiger Bewunderung, wenn nicht Verwunderung bleiben. Wie mit der unaufhaltbaren Gewalt eines Naturereignisses und doch wieder wie nach künstlerischen Gesetzen, vollzieht sich derselbe gleichsam mit den klaren Instincten einer genialen Individualität. Nicht ruhend, als bis der gesammte Inhalt des Daseins zum höchsten Maß von Schönheit entwickelt und nach allen Richtungen hin zum vollen und klaren künstlerischen Ausdruck durchgebildet war, steht dieser Vorgang dicht am Eingang zur beglaubigten Geschichte als Beispiel eines menschenwürdigen Daseins vor uns, das wohl geeignet ist, der Nachwelt ewig als leuchtendes Vorbild zu dienen.

Nie und zu keiner Zeit hat das Leben selbst wieder in solchem Maße die Bedingungen erfüllt, die für ein wahrhaft glückliches Schaffen des Künstlers erforderlich sind, als wie in dieser traumhaften und freilich auch gleich einem Traume kurzen Blüthe des griechischen Staatslebens. Hier war Alles gegeben, um zur unverfälschten Ursprünglichkeit der menschlichen Natur hindurchdringen zu können. Was wir als den Schlüssel zum wahren Verständniß derselben bezeichneten, die Möglichkeit nämlich, dieselbe in ihrer freien, aller Bewußtheit und Absichtlichkeit baren Bewegung beobachten, erfassen und künstlerisch darstellen zu lernen — dem kam das griechische Leben in einer ganz ungewöhnlichen Weise zu Hilfe.

Schön über alles und geistvoll dazu und von Natur ausgerüstet mit einem Instinct für künstlerische Gestaltung der gesammten Existenz, wie ihn kein Volk vorher oder nachher je wieder besessen hat, wurde die Ausbildung aller seiner physischen wie geistigen Kräfte und Anlagen in der Richtung

des Schönen, mit der Zeit bewußter Zweck und Inhalt des Lebens eines jeden freigeborenen Griechen. In seinen Gymnasien, wo die Blüthe der hellenischen Jugend sich täglich im Wettlauf und in gymnastischen Spielen übte, von den Lorbeeren träumend, die sie als Preis der Schönheit und Kraft von den Festen zu Olympia mit heimzubringen hoffte; da mögen auch die großen Plastiker dieser Zeit ihre Hochschule durchgemacht und ihren Blick am Herrlichsten geübt und gebildet haben, was Menschenaugen entzücken kann.

So weit ein gnädiges Geschick die Erzeugnisse dieses Kunstgeistes vor dem Untergang bewahrt und uns zu Genuß und zur Vergleichung aufgespart hat, mag uns letztere hinreichend belehren, daß wir wohl darauf verzichten müssen, auf dem Gebiete der Plastik mit den Griechen um den Preis ringen zu können.

Anders stellt sich das Verhältniß in Bezug auf die Malerei der Griechen, die im Großen und Ganzen als eine für uns untergegangene Welt wird angesehen werden dürfen. Wie hoch man diese Einbuße auch wird anschlagen müssen, da nicht wohl anders anzunehmen ist, als daß ein Volk von so feinfühlig-künstlerischer Anlage und Ausbildung, auch in dieser Kunst Ungewöhnliches geschaffen habe, so dürfte ihr Verlust doch weniger zu beklagen sein, da wohl ohne Frage, auf diesem Felde, der Kunst der Italiener die griechische nicht zur Seite gestellt werden könnte.

Die späteren Versuche, den jeweiligen Inhalt einer Zeit selbständig plastisch auszugestalten, müssen, soweit sie, als nicht imitatorische, d. h. nicht auf die Antike begründete hier in Betracht kommen können, für gescheitert angesehen werden, da mehr oder weniger alle diese Versuche auf eine Verleugnung und Verkennung des eigentlich plastischen Wesens hinauslaufen und das malerische Element zu sehr hervortreten lassen.

Es kann nicht bloßer Zufall sein, daß die größten Genien der nachfolgenden Zeiten sich alle der Malerei und nicht der Plastik zugewendet haben, und daß selbst ein Michel Angelo, der mit der ganzen Energie seines gewaltigen Wesens nach plastischem Ausdruck gerungen, doch immer wieder von ihrer eigentlichen Sphäre abgedrängt wurde, um auf der Fläche und nicht in Marmor seine erhabensten Gedanken auszusprechen. Da wo er dennoch zum Meißel griff, trug auch er unbewußt in sein Werk jenes Element des vorwiegend Malerischen hinein, welches bald darauf in Berninis Ausschreitungen so unerhörte und seltsame Triumphe feiern sollte.

Aus alldem zu folgern, muß also wohl die Malerei eine dem Wesen der neuern Zeit verwandtere Kunst sein, als die Plastik. Eine zu erhoffende geistige Regeneration der Kunst wird sich deshalb auch immer zunächst in den Grenzen jener vollziehen müssen.

Fragt man sich aber, welches die Ursachen sein mögen, welche die Cultur der Malerei vor der der Plastik so besonders begünstigten, so würde es gewiß ein Fehlschluß sein, wollte man dies allein aus dem Umstand ableiten, daß die Fähigkeit erst spät erlangt wurde, das zerfließende Element der Farbe

festzuhalten und künstlerisch erschöpfend zu verwerthen; daß aber, einmal entwickelt, der wunderbare Reiz dieser Kunst sie nothwendig zur herrschenden habe machen müssen.

Noch andere, tieferliegende Ursachen wirkten mit, ihren Erfolg herbeizuführen.

Das naive Verhältniß des antiken Künstlers zur Natur erschöpfte sich wie gezeigt wurde, in der vorwiegenden Darstellung der menschlichen Gestalt als solcher. Die nothwendig hieraus entspringende Auffassung derselben in ihrer von der Umgebung abgelösten Körperlichkeit, drängte unabweislich zur Plastik. Dem modernen Künstler dagegen ist nicht mehr der Mensch in seiner Ausschließlichkeit und als edelster Typus der Natur alleiniger oder doch höchster Kunstzweck. Er stellt denselben vielmehr und mit Vorliebe in seinem Verhältniß zum Menschen dar. Mit andern Worten, das menschliche Leben, nicht mehr die aus ihm herausgelöste Erscheinung des Menschen an und für sich, ist Inhalt der Kunst geworden; war es wenigstens der der Renaissance. Die neuere Zeit ist noch einen Schritt weiter gegangen und stellt in der Verkehrung des Verhältnisses, losgelöst vom Menschen, mit Vorliebe seine Umgebung dar.

Nun bietet aber die Plastik zur Behandlung des Menschen in seinem Verhältniß zu seiner Umgebung nur sehr beschränke Mittel dar; wogegen die Malerei gestattet, das gesammte Gebiet der Anschauung kosmisch zu erfassen und nach Breite und Tiefe räumlich zu erschöpfen.

Die griechische Kunst ist, wo sie Aehnliches versucht hat, nur selten über den sogenannten Reliefstyl hinausgegangen. Es wäre aber thöricht und ungerecht, über der Einbuße an rein plastischer Kunstbehandlung die ächt künstlerischen Vortheile übersehen oder leugnen zu wollen, die der späteren Kunst aus der unermeßlichen Erweiterung ihres Gesichtsfeldes erwachsen mußten.

Es wäre dies um so widersinniger, als eine Verschmelzung beider Elemente, des Malerischen und des Plastischen, auf der Fläche keineswegs ausgeschlossen, ja gerade hier stets das eigentlichste Ziel aller großen Kunst gewesen ist, seitdem ihre Entwicklung durch die Anschauung und die Kenntniß von der Antike mit bestimmt wurde.

Mittelpunkt der Kunst, die wir die große nennen, kann aber nach wie vor nur der Mensch selbst sein.

Wir kennen bereits zum großen Theil die vielen Schwierigkeiten, welche der Künstler der Gegenwart zu überwinden hat, um bis zu der Erscheinung desjenigen Menschen hindurchzudringen, wie er für die Zwecke dieser großen Kunst erfordert wird. Ueberall stößt er bei dem Bemühen zu dessen Auffindung auf störende Verhüllungen jeder Art, von denen die äußerlichste derselben, die Mode, noch keineswegs als die schlimmste zu bezeichnen ist. Das größte und am schwierigsten zu beseitigende Hinderniß liegt vielmehr in der Anschauungsweise und Gesinnung des Künstlers selbst, weil sie ihn verhindert, das Einfach-Natürliche, auch da wo es vorhanden ist, zu empfinden und naiv, ohne Beimischung von theatralischem, d. h. falschpathetischem Wesen darzustellen.

Hier muß nun noch eines besonderen Umstandes gedacht werden, welcher die Anschauung des modernen Künstlers zu beeinträchtigen geeignet ist.

Wir haben die Beobachtung der Erscheinung des Menschen in ihrer freien Bewegung als die hochwichtigste Art des Naturstudiums bezeichnet. Wie die Schönheit an die Form gebunden ist, so liegt das Wesen dessen was wir Reiz und Grazie nennen, in der Bewegung, ohne welche die schönste Form starr und seelenlos erscheint. Nun verpönt aber unsere sogenannte gesellschaftliche Schicklichkeit die Geste, dieses köstliche Hilfsmittel des Ausdrucks, als etwas mit dem Affecte zusammenhängendes. Dieselbe scheint ohnehin eine vielmehr den südlichen als nordischen Völkern eigenthümliche Gabe zu sein. Wer mit dieser Seite des italienischen Volkes aus langer Beobachtung vertraut ist, erkennt darin auch heute noch die Quelle, aus welcher Leonardo da Vinci die Studien zu seinem Abendmahl geschöpft hat, welches unter allen bekannten Werken der bildenden Kunst vielleicht das außerordentlichste Beispiel von ebenso großartig beredter, als einfach natürlicher Geste liefert. So ist denn dem modernen nordischen Künstler auch hier wieder ein neues, überaus reiches und ergiebiges Feld der Beobachtung und Anschauung entzogen und er abermals auf Reflexion und Bühne angewiesen. Unglücklicherweise befindet sich aber der Mimiker mit ihm genau in derselben Lage, wenigstens überall da, wo er nicht das gewöhnliche oder das moderne Salonleben darstellt.

Wir sehen somit das Gebiet sich immer mehr und bedenklicher verengern, auf welchem die Anschauung des Künstlers sich heutzutage naturgemäß zu bilden vermöchte. Doch getrost. Inmitten der Wüste und Einöde dieser, in ihren Aeußerungen hier völlig unfreien, dort auf's höchste verbildeten gesellschaftlichen Menschennatur, sprudelt ein verborgener Quell, in welchem jeder Künstler von tieferem Sinn, wie in einem Gesundbrunnen seine natürliche Sehgabe zu jeder Zeit wieder gewinnen, läutern und kräftigen kann. Diese Wunderquelle ist die Natur im Kinde, mit ihrer unverwüstbaren, sich selbst, ihrer Grazie und ihrer Reinheit nicht bewußten Unmittelbarkeit.

Wohl hat Geschmacklosigkeit und Sentimentalität, Oberflächlichkeit und schablonenmäßige Behandlung auch diese reine Quelle, an welcher die größten Meister aller Zeiten sich zu laben liebten, längst für die Kunst getrübt. Aber die Natur im Kinde selbst hat im Großen und Ganzen weder Affenliebe noch Eitelkeit jemals wirklich zu fälschen vermocht. In ihrem Studium wird jedem nicht schon gänzlich verbildeten Auge sich das tiefe Geheimniß der wahren und reinen Natur immer wieder leuchtend offenbaren und der Künstler durch alle Formen und Fälschungen hindurch zu ihr sich zurückfinden können. Doch auch hier wird es Keinem leicht werden, zu diesem „auf's innigste zu wünschenden Ziele“ zu gelangen.

Wen nie der Blick eines in Freude aufleuchtenden Kinderauges bis in's Innerste der Seele getroffen, sein herzliches Gelächter nicht erquickt, sein Lächeln unter Thränen nicht gerührt hat, der möge von vornherein von diesem, nur

durch die Liebe zu ermöglichenden und zu bewältigenden Studium lassen. Wie ihm keine Ahnung wurde von dem herzbezwingenden Zauber einer in Paradiesesunschuld aufdämmernden Menschenseele, so wird er auch ohne Blick sein für den Reiz ihrer äußeren, vom Ansturm der Leidenschaft noch nicht berührten Form und ihrer angeborenen von keiner Convention verkümmerten natürlichen Grazie. Demjenigen aber, der diese reine Welt ahnt und liebt, möchten wir zurufen: „Tritt ihr näher dieser Welt ohne Lüge und Thorheit, die noch von keiner Berechnung und Selbstsucht getrübt ist. Doch tritt ihr nicht mit vorgefaßtem Wollen, mit fertigen Zwecken und Schülerdünkel entgegen. Verzichte einmal auf die leidige Lust zum Componiren und lass' diese Welt ruhig auf Dich wirken. Gönne ihr Zeit, heimisch bei Dir zu werden, auf daß Du heimisch in ihr werdest. Laß ein, laß noch besser zwei solcher Kleinen, ihrer Hüllen ledig, jeden Tag eine Stunde um Dich ihr Spiel und Wesen treiben. Beobachte sie, beobachte sie nochmals und immer wieder. Vertraue dabei das, was Dein Auge flüchtig als Erscheinung reizt und entzückt, nur in ebenso flüchtigen Linien dem Papiere an, dann schreite weiter und studire Glied um Glied und Form um Form, mit dem Bemühen, jede derselben bis zu ihren feinsten Ueberschneidungen durchzubilden. Halte Dich dabei an Deine flüchtigen, aus der unmittelbaren Beobachtung hervorgegangenen Skizzen, auf daß Form und Bewegung Natur sei, wahre und wirkliche Natur und dann sieh zu, mit welch ganz andern Blicken nach einem halben Jahre der Art fortgesetzter Arbeit Du die Natur zu erfassen gelernt haben wirst, als da Du anfingst bei ihr in die Schule zu gehen".

Ist in solcher Weise die Phantasie eines Künstlers in eben so hohem Maße bereichert, wie wohlthätig gebändigt und geschult worden, so mag dieselbe auch in freiem Schaffen sich wieder ein Genüge thun. Allein der Künstler wird alsbald gewahren, welch' einen ganz anderen, von seinem früheren Denken verschiedenen Charakter seine jetzigen Arbeiten an sich tragen. Was ehedem nur verschwommen und angedeutet war, und so seinen Ansprüchen völlig genügte, wird unversehens feste und eigenartige Form gewinnen und während er — die Natur anscheinend nachahmend — sich ganz derselben unterzuordnen glaubte, wird er entdecken, daß er auf dem geraden und besten Weg zur künstlerischen Freiheit und Reife sich befinde; ja, daß er umgekehrt zuvor, da er nur seiner eigensten Phantasie zu gehorchen wähnte, in den Anschauungen Anderer befangen, sich völlig unfrei und unselbständig bewegt hatte; mit einem Worte, daß er Manierist war.

Ein solchermaßen vorgebildetes Auge wird für alle Fälschungen der übrigen Natur ein feines und sicheres Gefühl besitzen; aber auch aus diesem Gefühl heraus dem Künstler das Bedürfniß nahe legen, sich überall zur Natur in ein gleiches, innerlich lebendiges Verhältniß zu setzen. Ihm wird klar sein, was dem vergröberten Sinn der Meisten unverständlich bleiben mag, daß jene Natur, die, Jedem dienstbar, von Hand zu Hand geht, wohl zur Herstellung landläufiger Kunstvereins- und Marktwaaren taugen, aber niemals die vornehmen Aufgaben der wahren Kunst wird fördern können.

VI.

Wir haben bisher nur die Aufgaben im Auge gehabt, welche dem Künstler im Allgemeinen obliegen, sobald seine künstlerischen Absichten die Grenzen des Gewöhnlichen überschreiten und dabei die Pflichten erwogen, die aus unseren Kunstzuständen für ihn im Besonderen erwachsen.

Um gerecht zu sein, wird man zugestehen müssen, daß aus unseren Gesichtspunkten betrachtet, diese Aufgaben und Obliegenheiten unendlich schwierige und erschwerte sind; die weiten und unsicher vorgezeichneten Wege, welche der Künstler der Gegenwart zu durchmessen hat, um nur erst an der Stelle anzugelangen, die für den antiken Künstler der natürliche und nicht zu verfehlende Ausgangspunkt seiner Laufbahn war, macht jede Leistung auf dem Gebiete der idealen Kunst gewissermaßen zu einer ganz persönlich heroischen That, weil die Aufforderung dazu in der Regel nicht von Außen, sondern nur aus dem inneren Impuls des Künstlers selbst auszugehen pflegt.

Die Welt nach ihrer augenblicklichen Verfassung bedarf seiner und seines Werkes eigentlich nicht. Sie läßt sich dasselbe nach Umständen vielleicht gefallen; aber der Künstler von höheren Anlagen steht mit seinem Wirken und Wollen nicht als der unworbene Interprete des künstlerischen Bedürfnisses seiner Zeit inmitten derselben; sie giebt ihm vielmehr nur zu oft gerechten Grund, in ihr den feindlichen Gegensatz seiner inneren poetischen Welt zu erblicken. Er hat deshalb nicht selten menschlich die größte Selbstverleugnung zu üben, um, seiner wahren Bestimmung eingedenk, sich selbst, d. i. seinem besseren Wesen treu zu bleiben. Statt ihm Förderung zu gewähren, setzt ihm die Welt nur Widerstand und Hindernisse entgegen, und wenig frommt ihm die Erkenntniß, daß weniger bewußte Feindseligkeit, als Mißverstand und Theilnahmlosigkeit die Schuld an seiner Vereinsamung tragen.

Manche sagen, es sei zu allen Zeiten so und nie anders gewesen. Es war anders, als die Kunst in der Religion und diese in der Kunst ihren höchsten Ausdruck fand. Auf diesem Boden schützte den Künstler die Theilnahme Aller wenigstens immer vor roher und plumper Mißdeutung. Eines Künstlers größte Feinde aber sind nicht seine Gegner, sondern eben Gleichgiltigkeit und Unverstand seiner Zeit und Umgebung gegenüber Dem, was er ohne Auftrag von Seiten der Welt aus innerer Nöthigung herausbildet. So wenig es aber bedeutungslos ist, an welchen Naturquellen die künstlerische Phantasie sich erfrischt und läutert, eben so wenig kann es ohne Einfluß auf die Gesinnung und Denkweise eines Künstlers sein, wohin seine Gedanken ihre Richtung zu nehmen gezwungen sind, bei der Frage: für Wen, für welchen Zweck und selbst für welchen Ort seine Arbeit bestimmt ist.

Für den Werth und die Beurtheilung eines Bildes, wie z. B. die Grablegung Rafaels kann es heute gleichgiltig erscheinen, welcher Veranlassung dasselbe seine Entstehung verdankte. Nichts destoweniger kann man fragen, ob dieses ergreifende Werk so hätte gedacht werden können, wenn es auf den

Geschmack des Publikums unserer Kunstvereine zu wirken bestimmt gewesen wäre, anstatt für eine Hauskapelle zu Perugia, zum Gedächtniß an den unter dem Geschlechte der Baglioni stattgehabten Massenmord.

Der vergröberte, vom verworrenen Treiben unserer Ausstellungen corrumpirte Sinn unserer Zeit würde zum Gedächtniß an einen ähnlichen Vorgang vom Künstler die Darstellung der rohen Thatsache als solcher verlangen und dieser, von denselben Einflüssen bestimmt, diesem Verlangen willig begegnen, wo nicht zuvorkommen. Nach dem vornehmen Geiste jener ächt künstlerischen Zeit war es dagegen dem Künstler vergönnt, das Schauervolle jenes Ereignisses in rein symbolischer Auffassung zu verhüllen.

Der antiken Welt und dem Mittelalter war der Begriff des Kunstmarkts im heutigen Sinne fremd. Der Künstler hatte nicht nöthig, das Ungewisse zu berechnen. Er kannte seinen Käufer in der Person des Bestellers und Kirche und Staat waren seine Hauptarbeitgeber. Auch den Ort, an welchem sein Werk zu wirken bestimmt war, kannte er in den mehrsten Fällen. Dies bot ihm den Vortheil, dasselbe auf's sorgfältigste dafür berechnen zu können, auch wo es nicht al fresco unzertrennlich damit verwachsen war.

Wie anders ein Kunstwerk unserer Tage! Wie eine heimathlose Waise auf's Ungewisse in's Leben geworfen, durchwandert es die Welt in der zweideutigen Gesellschaft bunt zusammengewürfelter Ausstellungen, mit seinen Reizen um die Gunst des nächsten und besten Käufers buhlend.*)

Anstatt nun aber eine störende oder hemmende Schranke für den Künstler zu sein, sind nicht selten aus den Bedingungen eines gegebenen Raumes für die Werke selbst ihre eigenthümlichsten Vorzüge hervorgegangen, so daß dieselben überhaupt nur aus den localen Voraussetzungen erklärbar sind und im eigentlichsten Sinne des Wortes dadurch das Gepräge des Monumentalen erhielten. Die Entwickelung derjenigen Kunst, die man die große nennt, kann überhaupt nicht anders, als nur im unmittelbaren Zusammenhang mit der Architektur gedacht werden, weshalb sie denn auch gleichzeitig den Namen monumentale Kunst führt.

Heute aber darf man wohl ohne Uebertreibung sagen, daß unter der ausschließlichen Pflege der Staffelei- und Kleinmalerei jegliches wahre Verständniß für die Bedingungen dieser Kunst verloren ging. Während die großen Traditionen der Renaissance noch bis in die Zopfzeit hinein durch alle Verzerrungen dieses Styls hindurch im Kunstgefühl ihrer Künstler als lebendig fortwirkend zu verfolgen sind, erlischt ihre Einwirkung nach den politischen Erschütterungen der französischen Revolution und des Kaiserreichs gänzlich unter dem Einfluß des nüchtern geschäftigen, bureaukratischen Geistes der folgenden

---

* Wir wissen nicht, ob uns Viele verstehen werden, wenn wir die Einbürgerung des Lotteriewesens in unsere Kunst als ein Unglück für dieselbe bezeichnen und zwar, weil es den alle Wahl ausschließenden Zufall zum Vermittler zwischen dem Kunstwerk und seinem Besitzer macht.

Jahrzehnte, um nur vorübergehend in dem flüchtigen perikleischen Traume Ludwig I. noch einmal, aber ohne jede nachhaltige Folge, aufzuleben.

Den Forderungen der monumentalen Kunst gegenüber werden aber tausend Dinge hinfällig, welche in einem Staffeleigemälde zulässig sein mögen. Wie viel oder wie wenig der Künstler in seinem Verhältniß zur Natur, wie wir es angedeutet haben, auf dieselbe vorbereitet sein mag; er wird sich alsbald genöthigt fühlen, seine Aufgabe höher zu fassen, wenn er nicht gänzlich an derselben scheitern will. Es sind völlig veränderte Mittel und Zwecke, mit denen er zu rechnen hat, ähnlich wie der Symphoniker auf der breiten Grundlage des Orchesters eine andere Sprache redet, als in den Grenzen des Kammerstyls.

Wie selten aber bietet die Gegenwart in dieser Richtung dem Künstler Gelegenheit zur Uebung und Steigerung seiner besten Kräfte! Und hier verlassen wir das Gebiet der Pflichten des Künstlers, um uns der Welt zuzuwenden und den Antheil zu bestimmen, welcher *ihr* an den Aufgaben der Kunst zufällt; denn die Lösung derselben einseitig vom Künstler allein fordern wollen, wäre ebenso ungerecht als widersinnig. Er bedarf hiezu nothwendig der Mitwirkung und zwar der *begeisterten Mitwirkung außer ihm liegender*, für die Zwecke der Kunst thätiger Kräfte. Es liegt nun einmal in der Natur und dem Wesen der bildenden Künste und schreibt sich wohl zum Theil aus ihrer Berührung und Verwandtschaft mit dem Handwerk her, daß sie zu ihrer Entwicklung eines breiteren, von Außen besonders begünstigten Bodens im Leben bedürfen: dessen, was man speciell unter *Kunstpflege* versteht; während Musik und Poesie, vom Drama abgesehen, — man wäre fast geneigt zu sagen — billigere Künste sind; in dem Sinne nämlich, daß sie ohne Pracht und Reichthum denkbar sind.

Staat, Kirche, Fürsten und Gemeinden sind es, welchen in erster Linie die Pflicht der *öffentlichen* Kunstpflege zuwächst, während dem Adel und anderen Mächtigen die *private* Förderung der Kunstinteressen zusteht. Sehen wir zu, in wie weit diese Factoren ihrer Pflicht genügen.

Für den modernen Staat ist die Kunst, wie wir zur Genüge wissen, „Luxus" im eigentlichen Sinne des Wortes, d. h. im Sinne ihrer Entbehrlichkeit. Die Erwägung, daß das Leben des Lebens erst werth wird, wo die Kunst ihm Anmuth verleiht, berührt ihn streng genommen nicht. Er bekennt sich weder zu ihr, noch mag er sie geradezu verleugnen. Er trägt sie, wie ein nüchterner Mann den Schmuck eines Ordens oder einen Zierrath an seinem Gewande trägt, um des Ansehens willen, das sie in den Augen der Welt genießen und verschaffen. So baut der Staat denn um dieses Ansehens willen, außer Kasernen, Bahnhöfen, Schul- und Zuchthäusern, bei welchen von einem künstlerischen Schmuck gewöhnlich keine Rede ist, gelegentlich auch Theater, Gallerien und Akademien, oft mit einem Aufwand von vielen Millionen, wobei die bildliche Ausschmückung und plastische Decoration nicht völlig zu umgehen sind. Gewöhnlich erschöpfen sich aber die dafür bewilligten Mittel schon während des Rohbaues. Was von den widerwillig gewährten Nachtragsforderungen für den plastischen und besonders für den inneren bildlichen Schmuck übrig bleibt, ist in der Regel wenig oder nichts. Was liegt also näher

und ist einfacher, als an diejenigen, deren Kunst in jenen Räumen großgezogen werden soll, den Ruf ergehen zu lassen sich gemeinsam um der Ehre willen in die Arbeit der Ausschmückung derselben zu theilen!

So der Staat. Was die Kirche betrifft, so hat diese vom „praktischen Jahrhundert“ längst gelernt, sich die Mittel für ihre baulichen Bedürfnisse auf dem Wege der Lotterie zu beschaffen; den plastischen Schmuck aber aus einer der vielen Fabriken zu beziehen, die Jahr aus Jahr ein für heilige Zwecke billigst, nach Preiscourant arbeiten. Um die Ehre des Namens „Heiligenmaler“, der längst zum Spotttitel wurde, werben ohnehin nur noch jene Stillen im Lande, die von der Mutter Natur wohl den nöthigen Ernst der Gesinnung, aber selten Talent genug verliehen erhielten zur Hervorbringung eines herzbewegenden Werkes.

Wo Staat und Kirche mit solchem Beispiel vorangehen, kann von den Gemeinden im Großen und Ganzen kaum mehr erwartet werden. Der stolze Bürgersinn des Mittelalters, der im edlen Wetteifer mit den Nachbarstädten sich selbst nicht genug thun konnte im würdigen Schmuck seines Gemeindehauses, ist längst aus unserm öffentlichen Leben gewichen. Vereinzelte Ausnahmen eines besseren Geistes sind zu zählen.*)

Unsere Fürsten? Man sagt, die Zeit lege ihnen in erster Linie militärisch-politische Pflichten nahe. Aber waren denn die Fürsten der Renaissance nicht auch Soldaten und Staatsmänner im kühnsten Sinne des Wortes und ihr Staat sehr oft nur die junge, täglich umstrittene Schöpfung ihres verwegenen Ehrgeizes, und dennoch liebten, schützten und pflegten sie die Kunst.

Wenn aber unsere, in ihren stolzen angestammten Herrensitzen hausenden Fürstengeschlechter sich dieser Pflichten für entbunden erachten, was soll dann erst von jenem Adel deutscher Nation zu hoffen sein, dessen Leben unter dem Einflusse bürgerlicher Miethverhältnisse verläuft? Wer hat Neigung, Bedürfniß und Muth, ein Haus zu schmücken, von dessen Schwelle fremde Laune ihn verweisen kann?

So bleibt denn nur noch der Adel der Börse; und in der That ist es auch vorwiegend dieser gewesen, aus dessen Reihen die wenigen Gönner der Kunst, oder zum wenigsten dieses oder jenes Künstlers hervorgingen. Nur Schade, daß sich an den Besitz des Geldes nicht auch zugleich die Vorzüge der Bildung knüpfen.

Wirft man zur Vervollständigung dieser nicht eben sehr erquicklichen Umschau zu guter Letzt noch einen Blick in die Kreise unserer gesetzgebenden Versammlungen, so ist das Bild kaum ein erfreulicheres zu nennen.

---

*) Die schwerfällige Art und unzeitige Gründlichkeit im Sinne des Beziehungsvollen, mit welcher bei Ausschmückung von Bauten zu Werk gegangen wird, hat viel Geschmackloses zur Folge gehabt. „Man müßte den Künstler nicht mit verderblichen Allegorien, nicht mit trockenen, historischen oder schwachen sentimentalen Gegenständen plagen“. — „Niemand müßte sich wundern, Venus und Adonis in einer Regierungssessionsstube, oder irgend einen Homerischen Gegenstand in einer Kammersession anzutreffen“. Bis diese Ansichten Goethes bei uns Geltung erlangt haben werden, dürfte noch ein weiter Weg zurückzulegen sein.

Als in den fünfziger Jahren dem gesetzgebenden Körper zu Paris der Antrag zur Genehmigung vorgelegt wurde, dem, durch das rasche Aufkommen der Photographie drohenden Untergang der Kupferstecherkunst, durch Subvention aus Staatsmitteln zu begegnen, votirte die Versammlung die geforderte erhebliche Summe ohne Widerspruch zum Zweck der Beschäftigung der lebenden Meister dieses Kunstzweigs. In einem deutschen Stände- oder Reichstag würde ein ähnlicher Vorschlag die ganze Versammlung in gelinde Verwunderung, wenn nicht in den Zustand der Heiterkeit versetzt haben, während Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit ihren Anliegen in jenen Kreisen stets auf die lebhaftesten Sympathien zu stoßen versichert sein dürfen.

Wie sollten Dinge von solcher Geringfügigkeit bei dem vorwiegend politischen und Parteicharakter unserer Parlamente den erleuchteten Gesichtskreis von Männern tangiren, die am Culturkampf nicht sowohl die Cultur, als vor allem den Kampf selbst zu lieben scheinen.

Es ist höchst charakteristisch für die Stellung, welche die Kunst unter uns, und umgekehrt unsere Zeit der Kunst gegenüber einnimmt, daß es für geradezu undenkbar gelten kann, ihr unübersehbar großes und wichtiges Interessengebiet könnte jemals in einer unserer legislatorischen Versammlungen in der Person eines Künstlers selbst Sitz und Stimme erlangen, wenn derselbe auch als solcher in Aller Augen eine Weltstellung einnehmen sollte. War dies schon bei der frühern Wahl und Zusammensetzung derartiger Versammlungen nicht anzunehmen, so muß heute, nach der Einführung des allgemeinen Stimmrechts jeder Gedanke daran als lächerlich erscheinen, während im Mittelalter nicht selten Künstler und Dichter die politischen Rathgeber und diplomatischen Agenten ihrer Staaten und Fürsten waren.

Es ist betrübend die dürftigen Summen zu überblicken, welche durchschnittlich für reine Kunstzwecke — unter welche wir die Gründung von Kunstschulen leider nicht rechnen können — in den Budgetberathungen unserer Kammern figuriren. Was im jährlichen Etat derselben in dieser Richtung sonst vorgesehen ist, erschöpft sich in den von Jahr zu Jahr ins Maßlose sich steigernden Ansprüchen unserer Bühnen.

Will man auch von dem ungünstigen Einfluß, welchen diese Institute auf einen ganz besonderen Theil unserer Kunst ausüben, völlig absehen, so sind über den wenig segensvollen Antheil, welcher denselben an der Hebung und Förderung einer höheren Kunstgesinnung zugeschrieben werden kann, alle Einsichtigen längst im Klaren. Schwierig zu beantworten ist nur die Frage, wie ihrem alles verflachenden Einfluß zu begegnen sei, besonders seitdem das gesammte Bühnenwesen, Dank unserer neuesten Gesetzgebung, der freien Concurrenz und den Wohlthaten einer rücksichtslosen Speculation überantwortet wurde. Die Erwägung, ob in der Wiederbeschränkung und Beaufsichtigung derselben durch den Staat nicht eine Verletzung der Principien der Freiheit und des allgerühmten Fortschritts läge, müßte eigentlich verstummen angesichts der verheerenden Wirkungen, welche ihre Freigebung auf dem sittlich-

ästhetischen Gebiet in wenig Jahren anrichtete. Wenn auch die Hebung der rein ästhetischen Cultur eines Volkes keineswegs parallel das Steigen seiner sittlichen Bildung bestimmt (da das Künstlerische weder nothwendig sittlich noch das Sittliche künstlerisch zu sein braucht), so kann doch wohl umgekehrt gesagt werden, daß der Niedergang jener nie erfolgen kann, ohne tiefe Schädigung der sittlichen Seiten des Lebens.

Neben dem Concertsaal und unseren Ausstellungen ist das Theater der Raum, in welchem das eigentliche Verhältniß der Gegenwart zur Kunst zum sprechendsten Ausdruck kommt. Bei der ethischen Macht der Bühnenwirkungen sind oder werden dieselben immer entscheidend auch für die ästhetische Denkart einer Zeit. So lange aber die Welt durch alle Schichten der Gesellschaft hindurch fort und fort an den kläglichen Plattheiten Gefallen und ihre Befriedigung findet, in welchen ihr allabendlich auf den Brettern das Leben von seinen bedenklichsten und jedenfalls unkünstlerischen Seiten vorgeführt wird, ist schwer zu begreifen, von wo sie die Fähigkeit hernehmen soll zum Genuß und Verständniß einer Kunst, die nicht Zerstreuung sondern Sammlung fordert.

Die Gegenwart mag ein besonderes Recht haben, zu sagen, daß sie Wenigen diese Sammlung gönnt und Jedem Zerstreuung zum Bedürfniß macht; nur muß sie sich bescheiden, mit dieser entschuldigenden Erklärung die Thatsache anzuerkennen, daß wir eben aus diesem Grunde keine wahre und wirkliche Kunst besitzen und daß es besser ist, dies zu wissen, als zu leugnen, weil Selbsterkenntniß die einzige Quelle der Besserung ist.

Aus den hier in kurzen Zügen geschilderten, die gesunde Entwicklung eines besseren Kunstgeschmacks hindernden Schäden und Mißständen könnte die Kritik nun die höchsten Pflichten und Aufgaben für sich ableiten, wenn sie derselben wahrhaft bewußt zu werden stets ernstlich bestrebt sein wollte. Nicht darum kann es sich für sie handeln, den einzelnen Künstler meistern und belehren zu wollen, der in der Regel auch ohnedies immer das Beste thut, was er nach Maßgabe seines größeren oder geringeren Talents und nach den gegebenen äußeren Umständen, die seine Denkweise bestimmen, überhaupt zu leisten im Stande ist. Nicht die Talente, nicht Mangel an Wissen und Können sind es, an welchen es der Gegenwart gebricht; die Gesinnung ist es, die durchweg der Veredelung bedürftig ist. Diese wird aber nur an wahrhaft großen Aufgaben sich vollziehen können, durch welche allein die Erlösung der Kunst vom Fluch der Speculation möglich ist.

Gebt sie, und öffnet das Leben und die Schule, die von der verdumpften Luft todten Wissens erfüllt sind, dem frischen belebenden Hauch des Schönen; es ist ohnedem genügend dafür gesorgt, daß die menschliche Kraft nicht in dem weichen Aether eines ewigen Kunstfrühlings erschlaffe. Für die Entwicklung der praktischen Seiten des Lebens wirken nach wie vor die Noth des Daseins und die Leidenschaften der Menschen, als ewig treibende Mächte.

Vater Dionysius.

Von

Barbara Gräfin Sollohoub (Danine)*).

— St. Petersburg. —

Der Tag graute. Der Himmel war wolkenlos, die Sonne noch nicht aufgegangen. Im Laub der Pflaumenbäume, der Vogelkirschen und des Geisblatts schimmerten Thautropfen. Unter dem Strohdach, welches das bescheidene Heim des Vater Dionysius, des Dorfpopen, schirmte, sah man die Schwalben sich lustig in die Luft schwingen. Aus dem niedrigen Schornstein wand sich in dünner Spirale Rauch hervor. Auf der Schwelle der Hütte erschien der Vater Dionysius, ein kleiner Greis von ungefähr siebzig Jahren, in einst violett gewesener Jacke, über deren Rücken ihm das weiße Haar in spärlichen Strähnen herabfiel. Gegen Osten gewandt schlug er ein großes Kreuz und sog die frische Luft mit Behagen ein. Dann stützte er sich auf das Geländer der Vorlaube, offenbar erwartungsvoll. Plötzlich kam innerhalb der Hausumfriedigung ein riesiger Cochinchina-Hahn zum Vorschein, plusterte sich auf, schlug mit den Flügeln und krähte drei Mal — so durchdringend, daß man hätte taub werden mögen.

„Zeit zur Frühmesse!“ murmelte der Pope. „Mein Großer ist doch immer der Erste auf dem Platz“.

Damit stieg der Greis die Vorstufen der Laube hinunter, blieb dann noch einmal stehen und betrachtete die Gegend, Gottes Werk.

Die Aussicht, auf welcher sein Blick ruhte, hatte eigentlich nichts Anziehendes; aber seit Langem hatte er sich an sie gewöhnt und sie lieben gelernt. Jenseits des Gärtchens zog sich die breite Landstraße hin, welche das Dorf vom Gebiet des Rittergutes schied. Neben dem Häuschen des Popen erhob sich als Abschluß des Dorfes eine alte, ursprünglich gelb getünchte Kirche.

---

*) Die Erzählung ist das Bruchstück einer Arbeit über das Elend russischen Landlebens.

Weiterhin standen zerstreut am abschüssigen Ufer eines reißenden, klaren Bachs niedrige Hütten mit rissigem Lehmbewurf. Jenseits der Landstraße lag, dem Einsturze nahe, das steinerne Schloß des Gutsherrn, neben ihm der in Unkraut wuchernde Garten. In der Ferne sah man die Steppe einförmig im jungen Grün der Saaten sich dehnen — ein paar dürftige Weiden, verkrüppelte Rosensträucher zogen sich am Wasserrande hin.

Das Gärtchen des Vaters Dionysius bestand aus drei winzigen Beeten. Die Zweige der Rosenstämmchen, die drauf wuchsen, waren grade und langgestreckt und sorgfältig verschnitten. Zwischen den Stämmen sproßten Maiblumen, Heliotrop, rothe Päonien, Stiefmütterchen, kurz Blumen aller Art. In der Ecke des Bretterzauns, im Schatten einer mächtigen Linde lehnte eine kleine Laube, von Jasmin, wildem Wein und Epheu völlig eingesponnen. Dicht daneben wuchsen Akazien, deren theils gelbe, theils rothe Blüthendolden grade in voller Pracht standen. Das ganze Gärtchen bedeckte nur wenige Quadratruthen, aber es verrieth sorgfältige Pflege.

Der Alte trat auf das mittelste Beet zu und stellte sich vorsichtig auf die Zehenspitzen. Er besah ein Rosenbäumchen mitten auf dem Beet, besetzt mit frischen grünen Knospen, deren eine schon Blattspitzen von zartem Rosa zu entfalten begann.

Ein gutmüthiges, glückliches Lächeln erhellte die Züge des Alten: „Bist du so weit, Ludmilla, du Allerschönste! Grade zum Festtag mußt du mir diese Freude machen. Und morgen — ja, morgen Mittag bist du aufgeblüht". Und er beugte sich noch näher zu der Blume hinüber, um sie liebevoll zu betrachten. In dem Augenblick ertönte der tiefe Anschlag einer Glocke. „Da läutet's zur Frühmesse!" murmelte der Pope. Er trat auf den Gartenweg zurück und rief: „Dema!"

Alsbald zeigte sich ein mittelgroßer Bursche von ungefähr dreiundzwanzig Jahren in der Hausthür. Hervorspringende Backenknochen, eine eingedrückte Nase, wulstige Hängelippen, schmalgeschlitzte Augen von buschigen Brauen beschattet gaben seinem breiten Gesicht einen befremdenden Ausdruck; borstiges, dickes schwarzes Haar bedeckte den Kopf gleich einer Kappe. Er trug eine Hose von ungebleichter Leinwand und einen langen, weißen Kittel mit rothem Gürtel. Seine Füße waren nackt und von der Sonne verbrannt. Schweren Schritts kam er heran, in der einen Hand Hut und Stock des Popen, in der anderen die alte schwarze, abgetragene Sutane desselben. — Damit angethan schlug Vater Dionysius den Weg nach der Kirche ein.

Dema ließ es sich angelegen sein, den Garten und den von jenem durch eine niedrige Hecke abgegrenzten kleinen Hof zu fegen. — Er war ein Waisenkind, dessen sich vor mehr als zwanzig Jahren die längst verstorbene Gattin des Vaters Dionysius angenommen hatte. Als er noch in seinen Kinderjahren stand, begab sich des Popen Frau alljährlich nach der Stadt, um trotz der Kärglichkeit ihrer Mittel ihrem Schützling Kleider und Stiefel zu kaufen. Einige Tage darauf fand man dann regelmäßig die Stiefel auf

dem Boden oder gar außerhalb des Grundstücks. Wollte man ihn zwingen, sie anzuziehen, so schrie er vor Angst und floh in die Steppe. Des Kämpfens müde, gab sich das alte Pärchen endlich drein und ließ Dema alle Zeit barfüßig gehen. — Ebenso versuchte man ihn lesen zu lehren, aber er begriff zu wenig. Er sprach sogar nur mit Mühe und sehr selten. Als die Frau des Popen starb, lag er einige Tage lang in dem kleinen Wirthschaftshof und stieß ein schreckliches Geheul aus, das kaum noch menschlich klang. Endlich betrat er das Haus wieder, besorgte die gewohnte Arbeit, fegte und wirthschaftete wie zuvor. Die Todte hatte er völlig vergessen.

Dabei war es merkwürdig, daß er seine Obliegenheiten mit außerordentlichem Eifer und vollkommenem Verständniß erledigte und alle Dienstleistungen für den Hausstand des Popen versah. Allein sein Gesicht behielt fortwährend einen Ausdruck der Wildheit, Grausamkeit beinahe. Nur der Anblick des Samowars seines Herrn gewann ihm ein Lächeln ab. Ob ihm der Glanz des Kupfers oder das Brodeln des kochenden Wassers so gefiel — jedenfalls war der Samowar seine ganze Liebe — man kann es nicht anders nennen: die einzige Liebe, die Dema kannte. Dafür war aber dieser Samowar auch in der ganzen Umgegend wegen seiner Reinheit und seines Glanzes bekannt.

Jeden Morgen putzte der Blödsinnige seinen Schatz, und im Laufe des Tages berauschte er sich zu wiederholten Malen in dem Anblick desselben. Kam Vater Dionysius aus der Kirche oder von seiner Seelsorge bei Kranken und Armen im Dorfe heim, so stieß er oft in dem engen Flur auf Dema, der auf der Erde saß und seinen rundbäuchigen Freund eng an das Herz gedrückt hielt.

Während der Idiot die Behausung des Popen aufräumte, war dieser in die Kirche getreten. Die Sonne war aufgegangen und warf leuchtende Purpurstrahlen auf das alte Ikonostas des Gotteshauses. An der Eingangsthüre bekreuzten sich einige alte Frauen und knieten andächtig nieder. Der Sacristan, ein reicher Bauer von etwa sechzig Jahren mit breiter, kahler Stirn, hantierte am Kerzenschrein. Vater Dionysius zog den Chorrock an, bekreuzte sich drei Mal und fing an die Frühmesse zu lesen. Nun begann ein Strom von alten Weibern, jungen Mädchen und Burschen aus dem Dorfe und von Gutsbesitzern der Umgegend mit Weib und Kind die Kirche zu füllen. Der Subdiakon, der zugleich das Küsteramt versah und sich drei Schreiber aus dem Dorfe Spask und drei Burschen ebendaher herangezogen hatte, sang mit ihnen einen, trotz ihrem guten Willen, ziemlich mißtönenden Chor. Vater Dionysius waltete der Messe ganz untadelhaft. Mit lauter, deutlicher Stimme las er den Text der Liturgie. Unter den Priestergewändern, die stets reinlich, obschon abgetragen aussahen, schien seine dürftige Gestalt zu wachsen und Ehrfurcht zu gebieten.

Nach Beendigung der Messe kleidete Vater Dionysius sich um und ging nach Hause. In der Gartenlaube stand ein kleiner Tisch mit einer sauberen grauen

Decke, darauf unscheinbares Theegeschirr, Butter, Sahne und ein großes Weizenbrod. Sobald der Pope die Gartenthür aufgeklinkt hatte, erschien in der Vorlaube Dema, der den strahlenden und lustig brodelnden Samowar trug. Er stellte ihn mitten auf den Tisch, musterte ihn mit beinahe mütterlicher Sorglichkeit, um sich zu überzeugen, daß nicht das geringste Kohlenstäubchen seinen Glanz trübte, und trat dann auf Vater Dionysius zu, um ihm Hut und Stock abzunehmen. Der Greis setzte sich auf eine gestrichene Holzbank in der Laube, bekreuzte sich und schickte sich an, den Thee aufzugießen.

„Und nun“ — redete er den neben ihm stehenden Idioten an — „nun kannst Du meine lieben Hühner hereinlassen“.

Ein ungeschicktes Grinsen erhellte die Züge des armen Kerls. Er wandte sich zu dem Gitter zwischen Hof und Garten und öffnete ein Thürchen. Alsbald gackerten zwei große Cochinchina-Hennen herbei. Die Eine war ganz weiß, hatte schlanke zarte Pfoten, einen kleinen krausen Schwanz und einen rosigen Schnabel. Die Andere war gelb und grau gefärbt, ihre Pfoten waren borstig und ihren Schweif bildeten große Federn von tiefer Farbe. Beide trippelten auf die Laube zu. Ein riesiger orangefarbener Hahn mit Sporen, scharlachnem Kamm und buntem Schweif machte in der Gartenthüre Halt und drehte stolz den Kopf hin und her.

„Da seid Ihr ja, meine Allerschönsten! Da seid Ihr ja, meine lieben Kinder! Guten Morgen, kleine Murawka, guten Morgen, kleine Mordascha!“ lockte der Pope, erfreut vom Anblick seiner Lieblinge. Sein Gesicht strahlte. „Wo ist denn aber Philipp? Stolz, wie gewöhnlich; immer der Letzte!“ Der Alte lächelte fortwährend und streute auf den Fußweg Krümel seines Weizenbrodes, die von den Hühnern gierig aufgepickt wurden. Auf einmal schlug Philipp, der schillernde Hahn, mit den Flügeln, flatterte auf den Fußweg und verschlang im Umsehen die darauf gestreuten Krumen. „Ja, ja, so geht es allemal!“ sagte der Pope und schüttelte vorwurfsvoll den Kopf. „Immer frißt Du Deinen Hennen das Brod vor dem Schnabel weg — Du bist ein wahrer Räuber!“

Damit ging der Greis in's Haus und kam mit einem Sack voll Körner aller Art wieder heraus. Auf den Stufen blieb er stehen und warf den Hennen zwei Hände voll von den Körnern, die sie am liebsten hatten, vor. Der schöne Philipp sicherte sich sogleich sein Theil daran. Während die Drei ihr Futter aufpickten, sprach Vater Dionysius fortwährend zu ihnen und betrachtete sie mit Wohlgefallen.

Vor zwei Jahren hatte der Alte in einem Bazar der Kreisstadt Murawka, Mordascha und Philipp gekauft, und bald hatte er sie liebgewonnen, sich mit ihnen beschäftigt und darin seine beste Zerstreuung gefunden. Täglich statteten sie zur Theestunde Abends und Morgens, im Sommer im Garten, im Winter im Stübchen, worin der Pope seine Mahlzeiten hielt und Gäste empfing, ihren Besuch ab, pickten Körner und Brosamen und bereiteten dem Greise

durch ihre Anwesenheit ein unschätzbares Vergnügen. Im Wirthschaftshofe war ein kleiner Verschlag für sie angebracht worden, worin sie schliefen; indeß im Winter nahm sie Dema vor der Kälte in die Küche. Im Garten freilich durften die Hühner nur immer sehr kurze Zeit bleiben, da Hühnervolk gemeinhin die Schwäche hat, in den Beeten herumpicken zu müssen.

Und Vater Dionysius hing an seinen Blumen nicht weniger als an seinen Hühnern. Deshalb hatte er sogar viel Kummer um Mordascha, deren Sinn eben so vorwitzig als thöricht war. Unversehens drang sie in den Garten und zerscharrte mit ihren borstigen Pfoten die Veilchen und die Maiblümchen, die der Pope eigenhändig gepflanzt hatte. Der Hahn Philipp hatte die Liebhaberei, sich auf den Misthaufen des kleinen Hinterhofes zu ergehen. Murawka war ein Huhn von stillem und gesetztem Wesen, und der alte Pope zog sie den Uebrigen vor — da er jedoch niemanden hätte verletzen mögen, so blieb seine Vorliebe ein Geheimniß.

Nachdem der Greis seine Hühner gefüttert, setzte er seinen Hut auf und ging über den kleinen Hof nach dem Krautgarten hinüber. Dort wuchsen zwischen den verschiedenen Gemüsebeeten Sonnenblumen und außer einigen Kirschbäumen auch andere Obstarten, die gerade in voller Blüthe standen. Im Krautgarten blieb indessen der Greis nicht lange, sondern machte einen Spaziergang, ging dann heim, aß hastig zu Mittag und legte sich zur Ruhe hin.

Die Anstrengungen des Morgens hatten ihn ermüdet, und für den folgenden Tag durfte er sich auf eine harte Aufgabe gefaßt machen. Der Besuch des Superintendenten der Diözese stand in Spask bevor.

Die Vorbereitungen zum Empfang begannen frühzeitig. Matrena, als Köchin weit und breit in der Umgegend geschätzt, war schon seit Morgens fünf Uhr im Popenhause an der Arbeit. Sie kochte die Fischsuppe und knetete Pasteteuteig für den Fall, daß Seine Hochwürden, der Superintendent, nach der weiten Fahrt das Verlangen nach einem Imbiß kund geben würden. Dema hatte schon gestern überall aufgeräumt und nun streifelte er die Aermel seines Leinwandkittels in die Höhe und fegte eifrig die Gartenwege.

Vater Dionysius selbst war in der Laube geschäftig. Denn das Wetter war prachtvoll, und es stand zu erwarten, daß der Herr Superintendent im Garten zu speisen wünschen würde. Vater Dionysius mußte sich doch erst versichern, ob der runde Tisch drinnen, worauf alltäglich sein Thee stand, auch solide wäre! Sorgfältig stäubte er die grüngestrichene Bank ab und schleppte für den Superintendenten einen Armstuhl aus der Stube heraus, da es ihm nicht schicklich schien, wenn jener einfach auf der Bank säße. Den Rohrstuhl hatte er dagegen sich selber zugedacht.

Dann überzeugte er sich erst, daß in Haus und Garten Alles in Ordnung war, und ging nun endlich an's Werk, selber in der Laube den Tisch zu decken. Aus einem Schränkchen holte er sechs weiße Teller, sechs silberne Löffel, die er vor einem Menschenalter gekauft hatte, und zwei Porzellan-

tassen, die seine verstorbene Frau einmal zum Geschenk erhalten hatte. Vor Allem wischte er jedes Stück noch einmal aus, dann breitete er eine ganz reine Decke über den runden Tisch und setzte das Geschirr auf.

Nachdem der Tisch gedeckt war, ging der Alte ins Haus, zog eine neue Sutane aus grauem Alpacca an und kehrte dann wieder in den Garten zurück. Dema hockte in seinem schönsten weißen Kittel neben dem Zaun und blies aus Leibeskräften den Samowar an, der in den Sonnenstrahlen wie Gold funkelte.

„Dema!“ sagte der Greis mit einer Stimme von schmeichelnder Weichheit — „Du siehst selbst, welch' einen Gast ich heute erwarte. — Könntest Du nicht — Du weißt schon, Dema — die schönen Stiefel —!“

Allein das Gesicht des Idioten verzog sich sogleich zu einem solchen Ausdruck von Schreck und Angst, daß der gutmüthige Alte ihn rasch tröstete: „Nein, nein! Du brauchst es nicht — es soll davon nicht die Rede sein — Du kannst so bleiben“. Und er ging zu dem Beete, wo Ludmilla die Schöne (so hatte er seine Rose getauft) sich zu voller Pracht entfaltet hatte. Der Greis blickte sie lange bewundernd an; dann setzte er sich auf eine Bank und harrte der Ankunft des Gastes.

Binnen Kurzem hörte er das Geräusch eines anfahrenden Wagens. Eine breite Tarantaß, allem Anscheine nach sehr bequem, von drei feisten Gäulen gezogen, hielt vor der Thür des Popen. Vater Dionysius eilte, seinen Vorgesetzten zu bewillkommnen. Dieser stieg, auf seinen Kutscher gestützt, aus.

„Guten Tag, Vater Dionysius! Geht's gut? Was macht die Gesundheit?“ sagte der Superintendent mit lauter, grölender Stimme und streckte dem Greis die breite, weiße, fleischige Hand entgegen. Dieser griff hastig mit seinen mageren Fingern nach der mächtigen Rechten seines Vorgesetzten, deren Pflege dieser eine ganz besondere Sorgfalt schenkte, und führte ihn in den Garten, wo kaltes Fleisch und zwei Flaschen feinen Branntweins auf dem Tisch standen.

„Ich bitte, Hochwürden, Herr Superintendent, Brod und Salz mit mir zu essen“.

„Mit Vergnügen, Ehrwürden. Die Fahrt hat mich hungrig gemacht —“ Und er trank ein Glas Branntwein, nachdem er erst eine Schnitte geräucherten Lachs vorgelegt hatte. In diesem Augenblicke trug Matrena die Fischsuppe auf. Vater Dionysius füllte einen Teller und reichte ihn dem Superintendenten. Dieser begann mit großem Behagen zu essen.

Vater Gregor Neretoff, eine breite, hochgewachsene Gestalt, war ein Mann von ungefähr fünfundvierzig Jahren. Er trug einen dichten Bart und lange, dunkle Haare. Er war Superintendent an der Kathedrale zu Krajeff, der Kreisstadt, und galt lange für den stattlichsten Mann in der Gegend. Ungefähr zehn Jahre lang war er als Diakon an der Kathedrale der Hauptstadt des Gouvernements X. angestellt gewesen; dann wurde er, Dank der Gunst einiger Betschwestern, nach Krajeff versetzt, zuerst als einfacher Pope,

später indessen erhielt er den Titel als Erzpope der Kathedrale und als Superintendent. Er kannte den Ritus aus dem Grunde, las die Gebete zum Entzücken, hatte ein vornehmes Wesen und verleugnete in der Haltung nie seine Würde. Seine Familie liebte er, obschon er etwas von oben mit ihr verkehrte. Er war gastfrei und ließ sich gern sagen, daß seiner Haushaltung nichts abging. Ein gutes Glas Wein ließ er nicht stehen, ohne doch unmäßig zu sein, und schlug eine feine Cigarre nicht aus. — Seine Liebhaberei war das Kartenspiel. Bei der Préférence, im Freundeskreise, äußerte er dann gern etwas liberale Ansichten. „Haben Sie schon —“ sagte er wohl beim Geben zu Luka Iwanowitsch Vogt, dem Director des Kreisspitals, oder zu seiner Ehrwürden, dem Erzpopen der Epiphanienkirche in der Vorstadt, Macaire — „Haben Sie schon den Artikel gelesen, den sie im Golos gebracht haben? Die haben Haare auf den Zähnen! Ich habe die Rothen ganz gern — wirklich, ganz gern! Sie werfen doch wenigstens Fragen auf!“ Damit nahm er seine Karten auf und sagte sieben Coeur-Stiche an, obschon er deren neun in der Hand hatte.

— — Indeß hatte Vater Gregorius erst vergnüglich seine Fischsuppe verzehrt und ging nun an die Pastete, der er sogar sein Lob spendete. Jetzt erschien Dema mit dem Samowar, setzte ihn auf den Tisch und öffnete, wie er es gewöhnt war, den Hühnern die Thür im Zaun. In seiner Einfalt hatte er es nicht begriffen, daß sich das in Gegenwart so ehrenvollen Besuchs nicht schickte. Mordascha und Murawka gluckſten lustig in den Garten herein. Vater Dionysius, der seinem Vorgesetzten Thee eingoß, hatte das kaum gesehen, so rief er sogleich Dema an: „Was fällt Dir denn ein! siehst Du nicht, daß das Seiner Hochwürden lästig ist?“

„Aber ich bitte Sie! von Belästigung kann gar keine Rede sein. Ich befinde mich dabei sehr behaglich. Ich bin selber ein Liebhaber von Hühnern und Enten. Und außerdem habe ich mir sagen lassen, Sie hätten die schönsten Hühner in der Provinz“.

Vater Gregorius goß Rum in sein Glas, bestrich sich eine Schnitte des feinen Weizenbrodes mit Sahnenbutter und begann seinen Thee zu trinken.

Er war hergekommen, um dem Vater Dionysius einen leichten Verweis wegen seiner grenzenlosen Güte gegen die Bauern zu ertheilen. Aber die unbewußte Gutmüthigkeit, die Gelassenheit und Demuth des Greises raubten ihm den Muth dazu.

Er versuchte es zunächst mit einem sanften, beinahe schmeichelnden Tone. „Es muß schon sehr lange her sein, Vater Dionysius —“ begann er, „irre ich mich nicht, fünfundzwanzig Jahre — daß Sie hier in Spask sind?“

„Nächste Ostern werden es siebenundzwanzig Jahre“, erwiderte der Pope.

„Es giebt über Sie aber auch nur eine Stimme! Sie haben sich die allgemeine Achtung zu erwerben gewußt —: bei Ihren Vorgesetzten, Ihren Amtsbrüdern, Ihren Pfarrkindern — und Sie sind derselben vollkommen

werth. Darüber kann gar kein Streit sein. Aber weshalb bringen Sie Ihre Amtsbrüder in Ungelegenheiten?"

„Wieso? wie meinen Sie das?" rief Vater Dionysius voll Ueberraschung, beinahe erschreckt.

„Sie sollen sehen, wie? — Sind Ihre Bauern arm, so nehmen Sie keine Stolgebühren von ihnen; bisweilen geben Sie ihnen sogar ein Almosen. Sie freilich — Sie sind ein Mann bei Jahren, Wittwer, kinderlos — Sie haben keine Bedürfnisse, so lange nur Ihre Blumen gedeihen und Ihr Hühnervolk satt wird. (Dabei fing der Superintendent zu lachen an.) Aber Ihre Amtsbrüder sind nicht in Ihrer Lage. Denen liegt ihre Familie auf dem Hals — arm sind sie obenein, und die Stolgebühren machen ihre Haupteinnahme aus. Die verdenken Ihnen Ihr Verfahren. Die Bauern ihrerseits beschweren sich über jene. ‚Bedenken Sie doch', sagen sie, ‚in Spaßk erzählen sie, Vater Dionysius nähme nichts von Armen, wie unsereinem; manchmal soll er sogar noch sein bischen Armuth mit ihnen theilen. Und Sie', sagen sie, ‚Vater Prokopius oder Vater Isidorus, Sie schinden den Todten auf der Bahre!' Sehen Sie, das verdenken wir Ihnen".

„Ja, das ist schon richtig!" antwortete der gute Alte ganz zerknirscht. „Daran hatte ich freilich nicht gedacht. Sehen Sie, Hochwürden, ich bin nun seit länger als vierzig Jahren auf dem Lande im Amt, und ich habe Bauernnoth und Bauernelend so recht in der Nähe sehen können. Ich habe ja mein Gehalt — es ist freilich niedrig; aber ich habe es doch! Und dann thuen die Gutsbesitzer in meinem Kirchspiel Alles, um mich zu verwöhnen. Die Bauern endlich — nun, haben sie ihr Auskommen, so bezahlen sie mir meine Gebühren nach der Taxe — aber, Hochwürden, wenn einer von ihnen fünf oder sechs Kinder hat und als einzigen Besitz eine Schindmähre: kann ich dem unter die Augen treten und ihm für die Taufe seines Jüngsten seinen letzten Rubel, den er sich mit seiner Hände Schweiß verdient hat, abverlangen?"

„Ach, glauben Sie doch das nicht — nur nicht das!" fiel Vater Gregorius lebhaft ein: „der Bauer — das ist ein Pfiffikus, wenn's gilt, die Leute zu prellen. Der führt den Teufel selber hinter's Licht".

In diesem Augenblicke trippelte Mordascha in ihrem Uebermuth auf den Tisch zu, hüpfte dem Superintendenten ohne weiteres auf seine Lackstiefel und pickte nach den Brosamen, die auf die Erde gefallen waren.

„Aber Alles, was wahr ist!" sagte Vater Gregorius abspringend: „Ihre Hühner sind gradezu einzig! Denken Sie nur, Vater Dionysius: während ich mit Ihnen rede, muß ich sie in einem fort betrachten. Ja — wenn ich nach Hause käme und brächte zwei solche Hennen mit und einen Ritter wie den da —" und dabei wies er auf Philipp, den Hahn, der sich auf der Laubenschwelle spreizte — meine Kinder würden verrückt vor Freude".

Vater Dionysius erblaßte und blieb stumm.

„Sagen Sie einmal, Vater Dionysius, wie alt sind Sie eigentlich?" fragte unversehens Vater Gregorius.

„Genau weiß ich es selber nicht. Noch zu meiner Kinderzeit sind die Kirchenbücher bei einer Feuersbrunst verbrannt. Aber ein Siebziger bin ich zum Mindesten. Der Franzosenzeit entsinne ich mich noch ganz genau: damals muß ich etwa zehn Jahr alt gewesen sein".

„Wie steht es denn mit Ihrer Gesundheit? Der Gottesdienst ermüdet Sie nicht etwa? und Ihr Augenlicht hat auch nicht abgenommen?"

„Gott sei Dank, ich befinde mich wohl. Der Gottesdienst ermüdet mich nicht. Die Augen sind freilich schwächer — aber mit der Brille sehe ich natürlich ausgezeichnet".

Vater Dionysius hatte diese Antwort in voller Harmlosigkeit gegeben. Plötzlich wurde er betreten; er hatte begriffen, wohin dieses Gespräch zielte.

Es war ihm nicht um den Verlust seiner Stellung; auch der Gedanke, dieses Häuschen räumen zu müssen, wo er so viele Jahre in Eintracht mit seinem guten, braven, ehrbaren Weibe gelebt, schreckte ihn nicht — selbst von dem dürftigen Gärtchen hätte er sich losreißen können, worin er Alles bis auf das jüngste Reis mit eigner Hand gepflanzt hatte. Aber seine Pfarrkinder verlassen zu müssen!

Wenn er nicht mehr da war, was sollte denn aus ihnen werden? Seit so langen Jahren hatte er sich in ihr Leben eingelebt, kannte er jeden einzelnen von ihnen! Erlaubten es ihm auch seine kärglichen Mittel nicht, sie so väterlich zu unterstützen, wie er es wohl hätte wünschen mögen, so hatte er doch jeden Tag irgend einem seinen Rath oder seinen Trost zu spenden. Wollte Sascha mehr trinken, als er vertrug, so lief Arina, seine Frau, zum Popen; der Pope ermuthigte die Frau und kanzelte den Mann strenge ab. Ueberwarf sich Akulina mit ihrer Schwiegermutter — Vater Dionysius vermittelte die Aussöhnung. Bekam Mitroscha das Nervenfieber: der Arzt ist weit, aber der Pope ist schon da; er behandelt ihn selber, besucht ihn, schickt ihm durch Dema Thee. Und Jedermann liebt, achtet, fürchtet ihn sogar, trotzdem er so sanft ist. Auf zehn Werst in der Runde liegt kein Weiler, wo er nicht Jemanden getauft oder begraben hätte. Ihnen allen war er geistig ein wahrer Vater gewesen. Und in dieser schlimmen Zeit sollte ihnen nun irgend ein gefühlloser Mensch hergeschickt werden, der den Pferdehandel trieb oder seinen Weizen baute — was sollte dann aus seiner Heerde werden?

„Liebe die Niedrigen, liebe die Armen; sei ihnen hilfreich, wie Du es immer gewesen bist. Man redet freilich viel von ihnen: was man aber für sie thut, das will nicht viel besagen". Das waren die letzten Worte seiner sterbenden Frau, und jetzt kamen sie ihm in den Sinn. All diese Gedanken zogen pfeilgeschwind vor dem Geiste des Greises vorüber. Er unterdrückte einen Seufzer und wandte sich zu Vater Gregorius.

„Vater Gregorius", sprach er einfach: „Sie haben mir eben gesagt, Sie und Ihre Kinder liebten alle Sorten Federvieh. Wollen Sie meine Hennen annehmen und Ihren Kindern mitbringen? Nehmen Sie auch den Hahn: ich möchte sie nicht von einander trennen. Nur eine große Bitte hätte ich

an Sie —“ fuhr er sanft mit leise zitternder Stimme fort: „Schlachten Sie sie nicht; behalten Sie sie zum Eierlegen!“

„Oh, das ist sehr liebenswürdig — wirklich zu liebenswürdig!“ rief der Superintendent erfreut. „Ich danke Ihnen, danke vielmals, Vater Dionysius. Ich gestehe Ihnen ganz aufrichtig, daß mir Ihre Hühnerchen gleich auf den ersten Blick ausnehmend gefallen hatten“.

Und in seiner Freude erhob sich Vater Gregorius aus seinem Armstuhl. Mit behaglichem Wiegen in den Hüften machte er einen Gang durch das Heimwesen des Popen. Als er bei der schönen Ludmilla vorbeikam, die in königlicher Pracht erblüht war, blieb er stehen.

„Wie geht denn das zu, Vater Dionysius? Bei Ihnen beginnen Anfang Mai schon die Rosen zu blühen! Das ist ja unerhört!“

„Freilich!“ erwiderte der Greis schmunzelnd: „Der Rosenstock ist etwas Außergewöhnliches. Der deutsche Gärtner Adler in Krajeff hat ihn mir gegeben — ich hatte seinen Sohn mit meiner Homöopathie vom Fieber geheilt“.

Schwerfällig trat der Superintendent mit seinen breiten Füßen auf einen Maiblümchenstrauch, um ohne Erbarmen die arme Königin Ludmilla abzupflücken. „Ich nehme sie meiner Frau mit“, sagte er — „bei uns könnte man in der ganzen Stadt so eine Blume nicht auftreiben“.

Die Lippen des Alten zuckten ganz unmerkbar. Er ließ den Kopf hängen und folgte dem Superintendenten in das Haus.

Uebrigens hielt sich Vater Gregorius nicht lange drinnen auf. Das ganze Haus enthielt außer der Küche nur drei Stübchen — sauber gehalten, aber einfach, eigentlich ärmlich eingerichtet. Im Obstgarten, wohin sie nunmehr gingen, gab Vater Gregorius seinem Bedauern darüber Ausdruck, daß die Melonen und Pasteken noch nicht reif wären.

Als er in den Blumengarten zurückkam, befahl er dem Kutscher anzuspannen und bat Vater Dionysius, vorläufig dafür zu sorgen, daß die Hühner eingepackt würden.

Der Pope suchte selber einen alten Korb hervor und steckte mit Hilfe Demas, der diese Vorgänge noch nicht begriff, die Hennen, die widerwillig schienen, und den offenbar höchst überraschten Hahn da hinein.

„Nun denn — leb' wohl, meine kleine Murawka!“ flüsterte der Priester und streichelte mit zuckender Hand die weiße Henne, seinen Liebling.

Mittlerweile war die Tarantaß bespannt worden und war vor dem Hause vorgefahren. Der Superintendent verabschiedete sich vom Vater Dionysius, stellte den Korb sich vor die Füße und gab das Zeichen zur Abfahrt.

Als die Räder sich zu drehen begannen, und sich hinter dem fortrollenden Wagen eine dünne Staubwolke erhob, sah Dema den Popen unsicher an. Beim Gewahrwerden der Traurigkeit, die sich auf dem Gesicht des Greises malte, begriff er auf einmal, daß die Hühner ihnen eben geraubt worden waren — unwiederbringlich geraubt! Augenblicklich verzerrten sich seine wulstigen Lippen, seine Augen funkelten zum Erschrecken unter der Decke der dichten Augenbrauen

hervor — die kräftige Faust hob er geballt hoch über seinen Kopf und brüllte mit einer Stimme, die nicht mehr menschlich klang, einen Fluch ohne Worte.

Vater Dionysius legte dem Idioten die Hand auf die Schulter und sagte sanft:

„Schweig', Du versündigst Dich. Die Hühnerchen habe ich seiner Hochwürden geschenkt. Geh hinein, in's Haus".

Der Tag schlich hin. Mehrmals kam es dem Greise in den Sinn, daß seine verstorbene Frau auf dem Todtenbette beständig wiederholt hatte, der Mensch dürfe sein Herz an nichts irdisches hängen. Diesen Grundsatz hatte er sich zur obersten Lebensregel gemacht, und trotzdem empfand er eine unsagbare Traurigkeit, so oft er sich dem Zaune näherte, wo die Hühner sonst gegackert hatten, und wo es jetzt still war.

Als Vater Dionysius vor dem Thee seinen gewohnten Spaziergang machte, erblickte er auf der Heerstraße, vor seiner Thür, seine schöne Königin Ludmilla —: der Superintendent hatte sie fallen lassen! Schon hatte sie zu welken begonnen; aber schön war sie noch immer. Er hob sie sorglich auf und stellte sie in einem Glase Wasser auf seinen Tisch.

Am Abend, als er zu Bette gehen wollte, blieb er auf der Schwelle stehen, wandte sich zu Dema und sagte mit unsicher klingender Stimme:

„Vergiß nicht, mich morgen zur Frühmesse zu wecken! — Du weißt ja — Philipp ist nicht mehr da —".

Das Leben von Colin Campbell, Lord Clyde.

Erläutert durch Auszüge aus seinen Tagebüchern und seiner Correspondenz von General-Lieutenant Shadwelle C. B.*)

Von

Oberst z. D. v. Brandt.

— Berlin. —

Beinahe achtzehn Jahre sind vergangen, ehe die Hand eines alten, langjährigen Kriegsgefährten des Lord Clyde, nach Beseitigung der Bedenken der Testamentsvollstrecker, ihm durch die Veröffentlichung des Werkes: The Life of Colin Campbell ein würdiges Denkmal errichtet hat, welches die Erinnerung an Lord Clyde auffrischen und über die civilisirte Welt verbreiten wird.

Das Motto, welches Lord Clyde vor die Blätter eines der Tagebücher, welche er zeitweise führte, im Jahre 1832 schrieb:

„By means of patience, common sense and time,
Impossibility becomes possible".
(„Durch Geduld, Vernunft und Zeit
Wird möglich die Unmöglichkeit".)

giebt eigentlich den Schlüssel zu seiner ganzen militärischen und bürgerlichen Lebensführung. Ein Blick auf das dem Werke vorgedruckte Bildniß läßt Geduld und gesunden Sinn, der abzuwarten versteht, erkennen. Die Physiognomik ist aber eine trügerische Wissenschaft — Helden-Gesichter und -Gestalten bedingen noch lange kein heldenmäßiges Gebahren. — Darum sei es vergönnt, nicht aus dem Bilde, sondern aus dem Leben des bedeutenden Mannes die sich entwickelnden Mannes-Eigenschaften herauszulesen und dem Leser vorzuführen.

Colin Campbell, Lord Clyde, war der Sohn des Zimmermanns Macliver in Glasgow und wurde am 20. October 1792 daselbst geboren.

*) The life of Colin Campbell, Lord Clyde by Lieut. General Shadwell C. B. 2 vol. Edinburgh. Blackwood & Sons.

Seine Mutter war eine Campbell und ein Bruder derselben, Oberst John Campbell, nahm sich des Neffen an, ließ ihn in der Militär-Schule von Gosport ausbilden und verschaffte ihm 1808 ein Fähnrichspatent.

Der Herzog von York, damals General en chef, ließ ihn mit den Worten: „another of the clan" (dem berühmten schottischen Clan der Campbells) in die Listen eintragen und dies war der Grund, daß der junge Macliver, wohl auf Anrathen des Onkels, dessen Namen annahm — ein Ereigniß, welches selbst der Biograph nur mit den Worten: „a change, which has puzzled many and has given rise to various surmises", zu berühren für angemessen erachtet. Der junge Soldat machte 1808 den Feldzug in der pyrenäischen Halbinsel bis zur Einschiffung in Corunna, dann 1809 die traurige Expedition nach Walcheren mit, welche leider den Grund mancher späteren Leiden legte. Darauf, Anfang 1811, nach Spanien geschickt, focht er mit Auszeichnung bei verschiedenen Gelegenheiten, wurde vor Sanct Sebastian und an der Bidassoa mehrere Male verwundet und am 9. Novb. 1813 (ohne Kauf) zu einer Compagnie befördert, nach England zurückgeschickt.

Dann kommt, trotz aller Bestrebungen der Freunde und Vorgesetzten, welche er sich durch sein tüchtiges Benehmen gewonnen, eine lange Zeit verhältnißmäßiger Unthätigkeit. Zwar wurde er in Neu-Schottland, Gibraltar, Westindien in den Jahren von 1814—1826 verwendet, und gewann sich überall durch Diensteifer nnd Tüchtigkeit Anerkennung — aber es fehlen die hervorragenden Züge, größere Verhältnisse, welche auch dem nicht englischen Leser Theilnahme abgewinnen. Durch die Hilfe treuer Freunde gelang es dem mittellosen, zur Unterstützung des Vaters verpflichteten Colin Campbell Ende 1825 eine Majorsstelle in seinem Regimente zu kaufen und nach England zurückberufen zu werden.

Der Biograph schildert ihn zu jener Zeit als groß, kräftig, stattlich, nur in den Schultern zu breit, das Haupt voll brauner, lockiger Haare, und bei sonst edlen Zügen das Gesicht schon markirt durch die tiefen Linien, welche in späteren Jahren so charakteristisch wurden. Nachdem Sir Colin fünf Jahre als Subaltern, dreizehn als Capitän und sieben als Major gedient, erwarb er 1832 die Stelle als Oberst-Lieutenant, ohne jedoch sofort in den activen Dienst berufen zu werden. Sein thätiges, energisches Temperament trieb ihn nach Antwerpen, wo um jene Zeit der Kampf um die Citadelle entbrannt war. Seine Erfahrungen legte er in Briefen, die an einen ihm theuer gewordenen Vorgesetzten gerichtet waren, nieder, und setzte dann seine Reise fort, machte die erste Bekanntschaft mit der preußischen Armee, indem er einer vom Prinzen August abgehaltenen Besichtigung bei Bonn beiwohnte. Merkwürdiger Weise wird der hohe Herr von dem englischen Verfasser des vorliegenden Buches als der Bruder des Königs von Preußen bezeichnet. In der liebenswürdigen Weise, wie es Sir Colins Gewohnheit war, lebte und verkehrte er in Bonn viel mit den preußischen Officieren daselbst,

besonders den 7. Ulanen und gedenkt der Zeit in seinem Tagebuch mit den deutschen Worten: „Ich werde es nimmer vergessen".

Nach England heimgekehrt, verzögerte sich sein Eintritt in den activen Dienst bis zum Jahre 1853, in welchem er erst in sein altes 9., dann in das 98. Regiment berufen wurde. Bei Letzterem schloß sich jener Freundschaftsbund mit General Henry Eyre*), der bis zum Tode dauerte.

Was Sir Colin bis jetzt geleistet, zeigt Alles Spuren von Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit — aber erst mit diesem Zeitpunkt entwickeln sich nach der Aussage der Zeitgenossen seine größeren militärischen Eigenschaften, die ihm schließlich die höchsten Ehren brachten, welche sein Vaterland verleihen konnte. Ernst, streng, einfach, wie er im 9. Regiment erzogen war, bildete er das Seinige aus, und, von dem unzweifelhaft richtigen Gesichtspunkt ausgehend, daß, wenn der Geist der Tüchtigkeit, Ordnung, Sparsamkeit und Nüchternheit im Offizier-Corps herrscht, er auch im Regiment seine Wirkung ausüben wird, wirkte er stets und energisch in diesem Sinne.

Zu jener Zeit, Ende der dreißiger Jahre, hatte Lord Charles James Napier (der spätere Sieger von Hyderabad 1843) den Militär-Befehl im nördlichen England. Tüchtig, praktisch, dabei höchst originell, erinnert er vielfach an den Feldmarschall Graf Wrangel. Das erste Zusammentreffen der beiden Persönlichkeiten ist höchst charakteristisch und für ihr ganzes späteres Verhältniß entscheidend. Lord Charles Napier, auf einer Inspectionsreise in seinem Bezirke begriffen, trifft das Regiment in York. Ein Hornist bezeichnet ihm die Wohnung des Regiments-Commandeurs, welchem er sich zu erkennen giebt und die Alarmirung des Regiments befiehlt. Er ißt, während dasselbe sich sammelt mit ihm zu Mittag, examinirt ihn über alle Details des Dienstes, besichtigt dann das aufgestellte Regiment und steigt in den Postwagen mit den Worten: „Das nenne ich ein Regiment inspiciren". — Die Schilderungen von Sir Colins Leben in den Fabrikdistricten und die Ansichten, welche Lord Charles Napier über den Verkehr mit den Civilbehörden entwickelt, dürften selbst heute und für unsere Verhältnisse noch oft maßgebend sein.

Der Wechsel der Garnisonen führte das 98. Regiment nach Irland, wo O'Connell die Regierung in Athem erhielt, und dort gingen Sir Colin die ersten Nachrichten zu, daß das 98. Regiment für auswärtigen Dienst bestimmt war, für welchen es in der Stärke von 810 Mann auf dem Linienschiff Belleisle mit anderen Truppentheilen am 20. December 1841 nach China (Hongkong) eingeschifft wurde. Am 2. Juni 1842, nach mühevoller Seereise auf dem überladenen Schiff, warf es in Hongkong Anker, um bald nach Chin-Kiang-foo weiter zu segeln, wo die Ausschiffung und die Operationen begannen. Keine kriegerischen Thaten decimirten das 98. Regiment; aber

*) Von demselben stammen die das Werk einleitenden Worte. Er gehörte zu den Testamentsvollstreckern.

schlimmere Feinde, die Sommerhitze Chinas und Krankheiten. Durch die Behörden für das Klima mit passender Equipirung, Baracken nicht ausgerüstet, erlagen die Soldaten, schon durch die Seereise und Ueberladung erschöpft, dem Sonnenstich, der Cholera, der Dysenterie, dem Fieber — es starben, ohne daß ein Mann von einer feindlichen Kugel getödtet wäre, vom 21. Juli 1842 bis zum Februar 1844 von 766 Gemeinen und Unteroffizieren 432 und viele der Ueberlebenden trugen den Keim unheilbaren Siechthums in die Heimath zurück. — Der Soldat stirbt den Tod für's Vaterland nicht allein auf dem Schlachtfelde. — Was ein fühlender, edler Mensch empfindet, wenn er leiden sieht, ohne helfen zu können, das liest man aus Sir Colins Aufzeichnungen. Endlich gelang es ihm, die Verlegung des Regimentes nach der Insel Chusan, woselbst er Commandant war, zu erwirken und dadurch allmälige Besserung zu erzielen. Seine Sehnsucht nach einem Wechsel des Aufenthaltes spricht sich in seinen Tagebüchern aus, doch Jahre vergingen, ehe sein Wunsch erfüllt wurde. Begleitet von der dankbaren Anerkennung der chinesischen Behörden, verließ er erst am 25. Juli 1846 Chusan, um über Java nach Calcutta zu segeln, welches am 24. October erreicht wurde.

In Dinapore fand er seine Ernennung zum Brigadier 2. Classe vor. Die Schilderung seines Marsches, die Tüchtigkeit seines alten 98. Regimentes, seiner Begegnungen mit Lord Hardinge, Lord Gough, der Reise nach Lahore, dem damals wichtigsten Punkte Indiens, sind höchst interessant, würden aber bei näherer Ausführung zu weit führen. Bemerkungen in seinen Tagebüchern lassen schließen, daß der alte Herr bei seinen Besichtigungen doch manchmal dem schottischen heißen Blut und seinem Temperament nachgegeben hat, wenigstens citirt er aus einem französischen Buche: „Quelque chose que nous disions dans un moment d'emportement, il est bien rare, quelle ne nous cause pas de regrets".—

Das Jahr 1847 brachte die Ernennung zum Brigadier 1. Klasse und, trotz mancher Befürchtung, noch keinen Krieg. Sir Colin benutzte die ihm gelassene Zeit, seine Positionen zu verstärken und auf die Disciplin und militärischen Ansichten der Offiziere einzuwirken, welche es für unter ihrer Würde hielten, gegen die verachteten Eingeborenen einen ordentlichen Sicherheitsdienst zu üben.

Im Laufe des Jahres 1848 gewann endlich der alte Soldat, der über vierzig Jahre treu gedient hatte, die Grundlage, von welcher aus er später zu hohen Würden emporsteigen sollte. Mit abwechselndem Glück aber steter Beharrlichkeit und gesundem Sinn focht Sir Colin in dem sogenannten zweiten Sikhs-Kriege theils unabhängig, theils unter höheren Befehlen. Lord Gough wurde im Lauf der Campagne abberufen und Lord Charles Napier, Sir Colins alter Gönner, war zum Oberbefehlshaber ernannt worden. Die Verwirrung in der Verwaltung, der Dualismus im Befehl zu jener und der folgenden Zeit muß lähmend eingewirkt haben; ewiger Wechsel der Behörden,

Differenzen zwischen Militär- und Civil-Autorität erschwerten Alles. Man lernt beim parteilosen Studium die Männer der eisernen Energie und Thätigkeit: Lord Clive und Warren Hastings, welche einst das indische Reich gründeten, nach Verdienst würdigen und eine Opposition verachten, welche solche Helden après coup mehr oder minder hart verurtheilt.

Auch die vor dem Feinde stehende Armee hatte viel von der indischen Presse, die natürlich Alles besser wußte, zu leiden, und herzerfreuend ist es, wie energisch und sachgemäß Sir Colin seine Kameraden und sich selbst vertheidigte. Noch unter Lord Goughs Führung wurde, durch den blutigen Erfolg von Chillianwala, den glänzenden von Goojrat 1849 die Niederlegung der Waffen der Sikhs erzwungen und die Sicherung für die Zukunft, so viel in jenen wirren Zuständen möglich war, vorbereitet. Sir Colin erhielt ein Commando im Norden in Peshavur und hatte die Freude, den inzwischen angelangten Lord Charles Napier zu begrüßen und unter ihm einen erfolgreichen Zug gegen die aufgestandenen Afreedees zu unternehmen. In den Tagebüchern findet sich eine Notiz über den neuerdings wieder vielgenannten Khyber-Paß, dessen Uebergang Sir Colin als eine nicht schwer zu bewältigende Sache hinstellt, obgleich ihm seine Schwierigkeiten wohl bekannt waren. — Lord Charles Napier verzichtete auf den Obergeneral-Posten in Indien schon im December des Jahres und Sir William Gomm, ein alter Kamerad Sir Colins vom 9. Regiment, trat an seine Stelle, indessen Lord Dalhousie schon früher Lord Hardinge ersetzt hatte. In der Geschichte Indiens spielt Lord Dalhousie eine große Rolle und hat viel für die Ausbreitung der englischen Herrschaft daselbst gethan, jedoch auch, wie seine Gegner behaupten, manches Samenkorn zu der später ausbrechenden Revolution gelegt. Das Einvernehmen zwischen dem neuen General-Gouverneur — dem vornehmen Schotten und dem niedrig Geborenen — ließ zu Anfang Nichts zu wünschen übrig; doch die Erhebung der Momund-Stämme bewirkte in seinen weiteren Folgen einen Conflict zwischen der höchsten Gewalt Indiens und dem Soldaten, welcher mit der Resignation des Letzteren endigte. — Die Lage der Sachen wird, da ein Eingehen auf Details verwehrt ist, am Besten und Klarsten durch einen originellen Brief seines alten Chefs Lord Charles Napier erläutert: „Ich glaube bestimmt, daß, hätten Sie nicht commandirt, irgend ein Unglück das Corps befallen haben würde. Seien Sie vollständig versichert, daß Ihre Truppenführung in dieser übel beurtheilten Expedition vorzüglich war. Die Presse fällt über Sie her, weil Sie nicht auf Salmoora und Vinelyalata (oder irgend solche Namen) marschirt sind! Was sollten Sie thun, wenn Sie dort waren, auf zwei andere Orte marschiren, und immer so weiter, bis in's Herz von Central-Asien!!! Und dann? — die Waffen niederlegen! Marschiren nach der Höhe Nr. 1 — einige Mann verlieren — weiter auf Höhe Nr. 2 — den Feind schlagen, mehr Leute verlieren; mehr Provisionen verbraucht; große

*) Malleson's History of the mutiny in India u. a. a. O.

Lazarethe; der Weg nach „Tommy" (Soldatenausdruck für Brod) immer weiter. Der Feind befindet sich so gut, wie immer; dann auf Nr. 3 Nr. 4, u. s. w. —"

Die Presse, die Verwaltung, schließlich der General-Gouverneur selbst griffen Sir Colin in immer mehr gesteigerter Bitterkeit an, daß er nicht in der oben angedeuteten Art vorgegangen sei, und doch, wie es im Tagebuch heißt: „hatte ich weder die Mittel noch den Befehl, so zu handeln".

Lord Dalhousie warf ihm übervorsichtiges Verfahren vor und da blieb dem charaktervollen Soldaten Nichts übrig, als unter Darlegung der Verhältnisse zu resigniren, sich in eine dem Kriegsschauplatz ferne, gesunde Gegend zurückzuziehen und die Entscheidung abzuwarten. Im Anfang März erreichte er die so lange nicht gesehene Heimath, besuchte noch seinen alten Gönner Lord Napier und folgte 1853 demselben zur letzten Ruhestätte.

Als Beweis, daß ihm höheren Orts der Conflict mit Lord Dalhousie nicht geschadet, diente seine Ernennung zum Führer eines der zum Krimfeldzuge bestimmten Brigaden unter Lord Raglans Commando. Er erhielt die sogenannte Hochländer-Brigade; bestehend aus dem 42., dem 79. und dem 93. Regiment. Am 10 Juli 1854 wurde Sir Colin zum Generalmajor befördert nach 46jähriger Dienstzeit — keine glänzende Carriere; aber auch allerdings keine hervorragend glänzenden Thaten.

Die Geschichte der Krim-Campagne ist durch deutsche und französische Werke, so wie durch Kinglakes bekanntes, bedeutendes, wenn auch nicht ganz unparteiisches Buch so allgemein bekannt, daß es genügt, nur die für Sir Colin charakteristischen Züge anzuführen. Vor Allem sei, nächst der Verehrung für seinen Chef Lord Raglan, die Sorge für seine Leute und ihre Disciplin erwähnt. Eine strenge Unparteilichkeit hatte er für die oft übel behandelten Türken und einen scharfen Tadel für die Benutzung der Presse durch Offiziere. Das feste Zusammenhalten mit dem General Vinoy, der mit seiner Brigade zu den Engländern commandirt war, so wie der unerschütterliche Glaube an den endlichen, glücklichen Erfolg entsprechen so recht dem Bilde, das man sich aus Sir Colins bisherigem Verhalten gemacht hat. Thätig, geduldig, stätig, voll gesunden Sinnes!

Leider verlief für Sir Colin das Ende der Campagne mit einem erneuten Conflict. Nach dem Tode Lord Raglans und der Abberufung des Herzogs von Cambridge war Sir Colin der zweite in der Anciennetät zum Ober-commando; da erreicht ihn aus dem Hauptquartier eine Anfrage des zeitweiligen ältesten Offiziers: ob er das Commando in Malta annehmen wollte? — Von dem richtigen Standpunkt ausgehend, daß in dieser Frage die Absicht, ihm das Ober-Commando nicht zu geben, verborgen liege, reichte er seine Entlassung ein und reiste nach England ab. Während des Krieges war er zum General-Lieutenant und Ritter des Großkreuzes vom Bath-Orden ernannt worden — wahrlich keine Vorzeichen einer Uebergehung — und doch traf drei Tage nach Sir Colins Abreise die Depesche, welche Sir William

Codringtons Ernennung meldete, ein. — In England angelangt wurde der alte Soldat von Lord Hardinge, Lord Panmure und darauf von der Königin in der schmeichelhaftesten Weise empfangen, so daß er sich zu der Erklärung hinreißen ließ, er sei bereit, nach der Krim zurück zu gehen und unter einem Unteroffizier zu dienen, wenn sie es wünsche. — Eine amüsante Scene ereignete sich bei einem Diner, welches Lord Palmerston gab. Sir Colin saß zwischen diesem und Madame Persigny und sprach mit Letzterer, über Lord Palmerston fort, eifrig französisch, was den Minister zu der Frage veranlaßte: „Wie, Sir Colin, man hat mir ja erzählt, Sie sprächen nicht französisch“.

Seine Geburtsstadt Glasgow machte ihn zum Ehrenbürger und widmete ihm einen Degen.

Die Abreise nach der Krim erfolgte bald über Paris, wo ihm mancherlei Ehren erwiesen wurden; ebenso schnell trat er, bei den bevorstehenden Friedensunterhandlungen, die Heimkehr nach England an, woselbst ihm neben manchen andern Aufträgen und Diensten auch die Sendung nach Berlin aufgetragen wurde, um dem jetzigen Kaiser das Großkreuz des Bath-Ordens zu überreichen.

Noch ein drittes Mal kam Sir Colin — aber als Lord Clyde und Besieger des indischen Aufstandes — zu den Manövern am Rhein und bei Berlin, wo er sich der huldvollsten Aufnahme erfreute.

Mitte Juli 1857 kam die Nachricht von dem Aufstande in Indien und dem Tode des commandirenden Generals daselbst: General Anson. Zu Lord Panmure berufen, erklärte Sir Colin sich zur Annahme des vacanten Postens und sofortigen Abreise bereit. Nach huldvollstem Abschied von der Königin, der Mutter und Schwester des Herzogs von Cambridge, reiste Sir Colin via Paris nach 24 Stunden ab; sein treuer Genosse aus der Krim, General Vinoy (derselbe, welcher bei Sedan entkam; starb 1880), mit anderen lieben französischen Freunden waren mit ihm die wenigen Stunden in Paris zusammen und brachten ihn zur Bahn nach Marseille, von wo aus er sich sofort auf der Vestis, die Dampf auf hatte, einschiffte. Unterwegs, in Aden, Point de Galle, Madras, häuften sich die schlechten Nachrichten und am 13. August ging er in Calcutta vor Anker, eine gewaltige Aufgabe vor sich.

Zwischen der Herausgabe dieses Werkes und dem indischen Aufstande liegen mehr denn zwanzig Jahre. Der Krieg in Italien, der Secessionskrieg in Amerika, die Feldzüge 1866 und 1870 haben dem Studium dieser, gewaltige Massen bewegenden, Campagnen Aufgaben gestellt, welche fast nicht zu bewältigen sind. Außerdem hat die Zeit ihren abschleifenden Einfluß ausgeübt und das Interesse an jenem indischen Feldzug bei uns vermindert. Es kann also die Thätigkeit des Feldherrn nur in kürzester Weise skizzirt werden.

Sir Colin beschloß für's Erste in Calcutta zu bleiben und von dort aus die Mittel zu organisiren, den bedrängten Punkten, welche übrigens durch eiserne Männer wie: Sir John Lawrence, General Havelock, General Wilson,

Sir James Outram, Colonel Robert Napier (später Lord Magdala) mit mehr oder minderem Glück vertheidigt wurden, Hilfe zu senden. Während im Lande, wo es nur ging, Verstärkungen ausgehoben, exerciert, die Bestände an Munition ꝛc. ergänzt wurden, kamen von England, China, wo damals Lord Elgin war, Truppen an. Die Details lehren, wie schlecht die englische Regierung auf einen Krieg vorbereitet war, und wie, was das Schlimmste war, die einheitliche Leitung in Indien bis jetzt gefehlt hatte; Tapferkeit und Kühnheit waren überall vorhanden — aber auch die Neigung unabhängig von aller Controlle, selbständig zu commandiren und zu fechten. Zum Glück war die Stellung des commandirenden Generals zum General-Gouverneur und zur Civilverwaltung eine sehr gute, sich gegenseitig ergänzende und die Tagebücher Sir Colin's beweisen seine Verehrung und Dankbarkeit für Lord Canning, welcher später der erste Vicekönig von Indien wurde.

Die Berichte an den Herzog von Cambridge ergeben die allmählichen Fortschritte in der Reorganisation der Streitmittel und am 27. October konnte Sir Colin seinen Abgang und die Verlegung des Hauptquartiers nach dem Kriegsschauplatz melden, wo er Mitte November eintraf, nachdem er unterwegs kaum der Gefangennahme durch ein starkes Detachement Aufständischer entgangen war. —

Die erste Waffenthat Sir Colins war der Entsatz Lucknows (14. bis 17. November), wo Sir James Outram und General Havelock eingeschlossen waren; dann wurde die Position mit Frauen, Kindern und Kranken verlassen, ohne den geringsten Verlust durch den Feind, welcher die Stadt noch besetzt hielt, zu erleiden. Nur der Tod General Havelocks trübte die Freude.

Einen zweiten Erfolg konnte Sir Colin (6. December) in den Gefechten um Cawnpoor verzeichnen, durch welchen die Streifcorps in der und um die genannte Stadt aus einer precären Lage befreit, die Weiber, Kinder und Kranken gesichert und die feindliche Streitmacht, das sogenannte Gwalior Contingent auseinander gesprengt wurde.

Während die Operationen vorwärts gingen, fanden zwischen Lord Canning und Sir Colin weitläufige Erörterungen über die fernere Richtung der Operationen statt. Während Ersterer auf einem Feldzug gegen Lucknow und Oudh bestand, trat Sir Colin für den Marsch gegen Rohilcund ein. Der Wille des Generalgouverneurs, gewiß durch politische Rücksichten bedingt, siegte, und Sir Colin begann dann auch sofort die Operationen, welche er im Monat März zu einem günstigen Abschluß brachte (1858). Die numerische Stärke der englischen Truppen belief sich zu jener Zeit auf pp. 19,000 gegen 100,000 Feinde in einer Stadt mit pp. 250,000 Einwohnern. Der Verlust der Engländer wird auf 19 todte und 48 verwundete Offiziere, 127 todte und 595 verwundete Unteroffiziere und Gemeine angegeben.

In Uebereinstimmung Lord Cannings und Sir Colins wurden nun die Operationen auf Rohilcund gerichtet, welche gleichfalls zu einem raschen und glücklichen Ende, Mai 1858, geführt wurden. Die Truppen verloren

durch den Feind wenig, litten aber unter der Hitze und der Sonne, den Hauptfeinden der Europäer in diesen Klimaten, deren Wirkung keine Einbildungskraft sich soll vorstellen können.

Während das Hauptquartier bis zum 6. Juni in Futtehopur war, von wo bequeme Land- und telegraphische Verbindungen mit dem in Allahabad z. Z. residirenden General-Gouvernement, und demgemäß auch mit den in Oudh, Behar und Bundelkund kämpfenden Generalen Sir H. Rose, Whitlock, Robert, Sir E. Lugars, Cl. Napier pp., unterhalten werden konnten, wurde es später nach Allahabad verlegt.

Dort erreichte Sir Colin die Nachricht von seiner Erhebung zum Peer von England. Zwei ihn hochschätzende Freunde: Sir William Mansfield (von Lord Clyde im Fall seines Todes zu seinem Nachfolger bezeichnet) und Sir Hope Grant (nachher Commandeur in China) erwähnen die Ernennung in ihrem Briefwechsel: es hätte erst geschienen, als würde er in dem neuen Geschirr stätisch werden; nun wäre er aber daran gewöhnt und es schien ihm Freude zu machen.

Mit den erwähnten Hauptschlägen konnte man die eigentliche Gefahr für die Herrschaft Englands in Indien für beseitigt erachten, doch brachen bald da, bald dort auf dem gewaltigen Kriegstheater größere und kleinere Aufstände aus, welche bei der tropischen Hitze den Truppen gewaltige Anstrengungen und Verluste auferlegten, aber blutig unterdrückt wurden.

Das stets ungetrübte Zusammenwirken Lord Cannings und Lord Clydes zeigte sich bei jeder Gelegenheit heilbringend und erlitt auch durch Lord Cannings Ernennung zum Vicekönig von Indien keine Trübung.

Seit langer Zeit hatte sich die öffentliche Meinung in England gegen die Ostindische Compagnie ausgesprochen. Mannigfache Modificationen waren durch Parlamentsbeschluß in's Leben getreten, ohne zu genügen, bis sich endlich die Regierung nach langen Zweifeln und Bedenken bewogen fühlte, das betreffende Gesetz, wonach die Herrschaft der Compagnie unmittelbar an die Krone übergehen sollte, einzubringen. Nach langem Streit ging das neue India-Gesetz am 8. Juli 1858 durch das Unterhaus, am 2. August durch das Oberhaus und am 30. August d. J. schloß in letzter Sitzung die ostindische Compagnie, unter der Königin Elisabeth pp. 1600 als kaufmännisches Geschäft in's Leben gerufen, ihre Jahrhunderte lang die Welt bewegende Thätigkeit.

Die Urtheile in Indien über den gethanen, gewiß nothwendigen Schritt waren zu jener Zeit sehr verschieden, und gewaltige Zuckungen in dem kaum beruhigten Lande ließen es zweifelhaft erscheinen, ob der Zeitpunkt der Maßregel gut gewählt war. Die Worte in Lord Clydes Brief an Lord Canning lassen schließen, wie ernst Ersterer die Sache auffaßt: „We migth see all our work of last year undone in an instant, under very much worse circumstances than before".

Der Kern der Sache lag in der Unzufriedenheit der Truppen der Compagnie mit der Uebertragung ihrer Dienste an die Krone durch Parlaments-

beschluß — aber ohne ihre Einwilligung. Die Mäßigung Lord Cannings und Lord Clydes, ihr strenges Innehalten der Gesetzlichkeit, die gute Haltung der Offiziere ließen die Gefahr, welche ihren Hauptsitz in Meerat hatte, glücklich vorübergehen und die Frage wurde allmälig zur Zufriedenheit Aller gelöst.

Es war ein Glück für die Regierung, denn um dieselbe Zeit traten Anforderungen Lord Elgins, dessen Stellung als außerordentlicher Gesandter in China sehr schwierig geworden war, um Truppensendungen an Lord Canning in unabweisbarer Art heran.

Lord Clyde, dessen Gesundheit durch Verwundung und klimatische Verhältnisse sehr gelitten, hatte seine Entlassung eingereicht, welche, unter Bestimmung von Sir Hugh Rose als Nachfolger, angenommen war. Auch der Kelch nach China zu gehen und noch einmal mit den Franzosen vereint zu fechten wurde dem alten Soldaten erspart und nach einer in Gesellschaft von Lord und Lady Canning unternommenen Reise in die Berge verließ er nach schwerer Trennung von diesen seinen Freunden Calcutta am 4. Juni 1860.

Am 13. Juli traf Lord Clyde in Paris ein, konnte aber seinen Aufenthalt daselbst nicht ausdehnen, da ihn Briefe des Herzogs von Cambridge heimriefen.

Zum Oberst des Coldstream-Regiments ernannt, nahm er seinen Sitz im Oberhause ein und half die wichtige Frage der Verschmelzung der indischen Armeen durch das Oberhaus bringen, sprach, votirte für sie und entfloh dann dem Löwenthum, welches in London angreifender und zeitraubender war, als irgendwo anders, indem er zu seinem Freunde Vinoy ging.

Den Vater hatte er im Januar 1859 verloren; der einzigen Schwester sicherte er ein eigenes Heim in London, während er selbst sein Hauptquartier in Albany aufschlug, aber häufige Besuche in Chatham beim General Eyre abstattete, in dessen Familie er die liebevollste Aufnahme fand. Der April 1861 sah ihn schon wieder bei seinen pariser Freunden, von wo er nach Italien ging, die Schlachtfelder von Magenta und Solferino besichtigte und auch bei den Kriegsgefährten aus der Krim, General della Marmora an der Spitze, hoch willkommen war. Später vertrat er, wie schon erwähnt, mit einem großen Stabe die englische Armee bei den Herbstmanövern in Berlin und Brühl. Der jetzige commandirende General des IV. Armeecorps General von Blumenthal, damals Commandeur des 3. thüringischen Infanterie-Regiments war Lord Clyde beigegeben und sprach in Briefen nach England seine hohe Verehrung für den greisen Soldaten aus. —

Am 1. November des Jahres wohnte er dem ersten Capitel bei, welches die Königin bei der Stiftung des Sternes von Indien, zu dessen Ritter er ernannt wurde, abhielt.

Auch sonst wurden ihm im Vaterlande viele Ehren und Auszeichnungen zu Theil, aber es trieb ihn trotzdem immer gen Süden, nach Paris; dort lud er zu der großen Industrie-Ausstellung 1862 General Vinoy

und dessen Frau ein. Am Tage seiner Heimkehr von Frankreich verschied sein Freund und Gefährte Lord Canning und trauernd folgte ihm Lord Clyde nach Westminster-Abtei, wo der große Sohn in der Nähe des größeren Vaters eine Ruhestätte fand.

Ende des Jahres 1862 wurde dem Lebenden die letzte militärische Auszeichnung zu Theil, welche ihm das dankbare Vaterland spenden konnte: Die Ernennung zum Feldmarschall. 45 Jahre bis zum General — dann in acht Jahren zum Feldmarschall!

Lord Clydes immer schlechter werdende Gesundheit hinderte ihn längere Zeit, sein endlich erworbenes eigenes Haus zu beziehen; im März 1863 war es wohnlich eingerichtet — doch nicht lange freute er sich des eigenen Besitzes: Auf einer seiner vielen Reisen nach Chatham sank er dort im Hause des Freundes auf das Krankenbett, welches sein Todtenlager werden sollte.

Unter mancherlei Beängstigungen und Leiden, voller Sehnsucht nach der Ruhe des Grabes, und doch stets seiner Soldaten eingedenk, hauchte er am 14. August den letzten Athem aus.

Mit Gott und den Menschen in Frieden, schied er aus der Welt: „Mind this, Eyre, I die at peace with all the world“.

Er hatte auf einem stillen Kirchhof ein stilles Begräbniß gewünscht; doch auch ihm öffnete Westminster seine Hallen, und dort ruht er:

„Lamented by the Queen, the army and the people“. Lord Clyde — War bred nennt ihn Lord Charles Napier — gehört nicht zu den Heerführern, deren Thaten begeisternd auf den Leser einwirken; da ist kein Genie, keine fast dämonische Willenskraft, kein Fortreißen zu stürmischer Begeisterung — aber vom Beginn bis zum Ende seines vielbewegten Lebens zwingen Pflichttreue, gesunder Sinn, Sorge für Disciplin und Wohlbefinden seiner Soldaten, das Bestreben der Erreichung großer Zwecke mit möglichst kleinen Verlusten und eine Fülle ähnlicher Eigenschaften zur Verehrung und fordern zur Nacheiferung auf.

Das „take care“ was sein Wahlspruch war, mag nicht immer gut sein, aber das Wort: conquest is twice achieved, when the achiever brings home full numbers“ wird stets wahr bleiben.

Eine Jugendliebe in Wien.

Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

(Fortsetzung.)

An Cornelie.

Daß ich gute Vorsätze gefaßt habe, bezeugen Feder und Tinte auf meinem Tisch. Die Gegend vor meinem Fenster ist aber so schön, daß ich es nur schwer, oft kaum eine Viertelstunde im Zimmer aushalte. Unmittelbar vor der Thüre verläuft ein Rasenplatz gegen den Bach, welcher den Garten in zwei Theile schneidet. Die Brücke darüber, das Gebüsch ringsum, hie und da hochwüchsige Obstbäume füllen den Vordergrund; nach hinten erstreckt sich der Thiergarten im sanften Längenzuge, seine bedeutendste Höhe steigt in der Mitte des Bildes empor, welches rechts von einem Hügel, den er von der Hauptkette abstreichend vorlagert, links von einer Gruppe schlanker Pappeln geschlossen wird. Sowohl die Höhe, als auch die übrigen Maße der Ausdehnung ordnen sich so in der Perspective, daß die Gegenstände im schönsten Zusammenhang erscheinen ohne sich verwirrend zu häufen. Dazu stimmen auch Licht und Farbe. Im Hintergrund überall derselbe Baumschlag; kräftige Buchen und Eichen, welche sich in starken breiten Massen sondern, je nachdem die Beleuchtung den verschiedenen Ton angibt. Alles ist so abgegrenzt und nahe, so klar und übersichtlich vor meinen Augen, daß sich der Geist in diesem kleinen Raum gerne befriedigt, wo die Natur selbst das Gesetz harmonischer Begränzung zeigt.

Emma ruft zum Fenster herein, sie will mir was gar hübsches zeigen. Wird was rechtes sein! — Ein Bienchen schläft im Kelch eines Fingerhutes, daneben sitzt ein goldgrünes Käferlein. Ich sagte ihr, daß ich an Sie schreibe. Sie vertritt mir die Thüre, spannt die Arme aus und läßt mich nicht durch, bis ich verspreche, gleich einen Gruß von ihr an Sie beizusetzen.

Da, da, nehmen Sie den Gruß!

Ich habe Emma bereits öfter im Salon gesehen; die glänzenden Zimmer passen nicht zu ihrem Wesen. Ihre Bewegungen zeigen nichts von der Geziertheit, wie sie über die Bohlen der Parketten hintänzelt; ihre einfachen Volkslieder nehmen sich neben

den glänzenden Piecen der andern aus wie wilde Rosen bei üppigen Camelien im Glashause, sie tritt gegen ihre Freundinnen völlig in den Hintergrund. Wie ganz anders war sie heute! Sie wandelte dahin leicht und frei, das blaue Hauskleid schmiegte sich nach der schwungvollen Beugung der Glieder, der breite Strohhut war vom Haupt auf den Nacken gesunken, ihre Gestalt blühte gleichsam in der Morgenluft: man kann sich nichts anmuthigeres und holdseligeres denken. Wir gingen an der Wien stromaufwärts durch Auen und Grasplätze gegen Mariabrunn. Beim Wasser stehen Erlen und Weiden, dann einzelne Espen. Ein hölzerner Steg verbindet die Ufer. Mir fielen Bilder von alten Niederländern, insbesonders Ruysdael ein, wie sich bei ihnen Naturwahrheit und poetische Anschauung so schön vereinigt. Auf dem schwarzen Boden wucherten Sumpfpflanzen in vollem Gedeihen, welche die Ranken des Windlings aneinanderknüpften. Dieser lieh ihnen seine großen, weißen Blüthen. Ich zeigte das meiner Begleiterin. Als sie den Blick zu mir erhob, dachte ich an jene Worte des hohen Liedes" — „Deine Augen sind Taubenaugen!" Keine Sehnsucht, keinen Wunsch in der Brust; alles ist unmittelbare Gegenwart.

Zu Wien, um in meiner Wohnung nachzusehen. Ich habe noch einen Brief von Ihnen gesucht, gefragt, aber nichts gefunden. Sie sind Emma einen Gruß schuldig.

Ein gelinder Wind verwehte in der Frühe die leichten Wolken über dem Marchfeld, daß in der durchsichtigen klaren Luft die föhrenbewachsenen Karpathen, welche man sonst kaum erkannte, auftauchten. Ich nahm meine Kräuterbüchse, um sie mit Blumen und Blüthenzweigen zu füllen, deren Schönheit ich unversehrt bis Hütteldorf erhalten wollte. Mein Weg führte über den Hügelkamm, welcher mit Reben bepflanzt von Hernals sanft aufsteigend in den Waldhöhen über Dornbach endet. Dort ist eine Stelle zwischen Hainbuchen, die zwar den Blick frei über Berg und Thal wandern lassen, die Aussicht auf die Stadt jedoch abschließen. Dadurch und weil kein Fußpfad in der Nähe vorüberführt, hat dieses Plätzchen eine lauschige Heimlichkeit behalten, die mich stets wieder und wieder anlockt. Dort liegt als bequemer Sitz ein Steinblock, dicht überwachsen von Moos und Quendel. Weithin dehnte sich das Thal mit wechselnden Weingärten und Fluren, von den nahen Wiesen duftete der Honiggeruch des Klees. Das Korn war bereits geschnitten; die herbe Traubenbeere begann sich zu färben und durchsichtig zu werden. Der Wind rollte über das hohe Gras in die Stoppeln, hie und da guckte rother Mohn oder eine Cyane empor und verschwand wieder wie ein scherzendes Kind. Hoch drüben feierten die Lerchen Maria Himmelfahrt. Mit Recht wählten sie die Babenberger im blauen Felde als Wappen für Oesterreich. Dort auf der Höhe stehen die spärlichen Reste ihrer Burg; die wilde Rose umgittert sie mit den Dornen, aus dem Geröll steigt die gelbe Aehre des Himmelbrandes, die Amseln singen am Bergeshang, aber die Stimmen der Lieder sind verhallt, die Harfe Walters von der Vogelweide verstummt.

Als es wärmer wurde, stieg ich auf zum Grat und dann zum Weidlingerbache nieder. Er fließt durch Buchenwälder kühl und lauter über weißen Kies der Donau zu. An einer Stelle des Ufers hat er die Wurzeln der Erlen untergraben, so daß ihre braunen Zasern in die Wellen niederhängen, die Stämme verzweigen ihre Laubkronen mit denen des andern Gestades; das Ufer umsäumt Rasen mit Storchschnabel und Hornklee, dahinter Strahldisteln und Wasserdost. Ich zog die Kleider aus und legte mich in das weiche Wasser. Kleine Fische schossen hin und her, Libellen und Schmetterlinge umflatterten mich; im raschen Flug setzte sich ein Eisvogel auf einen Wurzelast nebenan, dabei die seltene Pracht seines Gefieders entfaltend, das im Wechsel des Lichtes vom Goldgrünen ins Blaue und dann wieder ins Goldgrüne spielte. Das war Wollust! Ich blieb hier mehrere Stunden und verzehrte im Schatten mein Mittagsmahl: ein Stück Butterbrot. Als die Sonne zum Untergang neigte, trat ich den Rückzug nach den Höhen von Hütteldorf an, sie war schon gesunken, als ich das Landhaus erreichte. Ich schüttete den Mädchen die Blumen auf den Tisch und sah

zu, wie sie Kränze banden. Emma nahm eine lange Epheuranke und flocht sie dem Apoll von Belvedere, dessen Gypsbüste in ihrem Zimmer steht, um das Haupt.

Es sind herrliche Tage, die ich hier in Garten und Wald zubringe. Nichts von Gelehrsamkeit und Bücherwust rings um, nur wenige Griechen und Spinoza durften mich begleiten. Ich denke oft an jene Pythagoreer, die in weißen Gewändern unter Lorbeersträuchern und Cypressen hinwandelten; über Gott, Natur und Staat dachten und sprachen und den Melodien horchten, die aus den Tiefen der Seele wie im Wandel der Gestirne klingen.

Mir zu Häupten sausen die Wipfel der Pappeln im Winde, der mir den Klang ferner Sonntagsglocken zuträgt; die Luft ist so klar und durchsichtig, daß sich weithin die Umrisse der Hügel wie in einem reinlichen Gemälde einzeichnen. Die Landschaft erinnert mich an ein Jugendbild Raphaels. Ein Jüngling ruht waffengerüstet auf dem Schild; in sein kindliches Gesicht hat noch nicht der Ernst des Lebens den Eisengriffel gesetzt; seine Träume sind vielleicht eben so ruhig und mild als die Gegend ringsum. Zur rechten naht eine Frau mit Buch und Schwert, zur linken ein geschmücktes Mädchen, als woll' es ihn einladen auf den Pfad der Lust. Hinter ihm sproßt ein Lorbeerbäumchen und wiegt die zierlichen Blätter in der Luft. Werden diese Zweige, die ihn jetzt im Schlafe kühlen, seine Stirne umwinden, wenn er einmal sturmesmüde am Stamm niedersinkt?

Vor dem Hause zieht westlich eine Anhöhe empor, deren weiter Rücken einen Wald von Laubholz trägt. Wir gingen langsam hindurch; die Mädchen pflückten Blumen und stritten, wer das Körbchen am schnellsten voll haben würde. So erreichten wir einen Holzschlag, der mit Stauden von mäßiger Höhe überwachsen war. Zwischen hinein lagen terrassenförmig freie Stellen, wo an der Sonne die herrlichsten Erdbeeren reiften. Die Gesellschaft zerstreute sich nach allen Richtungen, da und dort sah ich noch ein farbiges Kleid durch die Büsche schimmern oder es tönte das Jauchzen der Kinder, — bald war ich allein. Anfangs suchte ich emsig nach Erdbeeren, bald aber lenkten mich tausend Dinge ab. Da duftete Spierkraut voll und schön aus dunklem Laub, dort stand eine Zaunlilie zwischen Dolden und Wohlgemuth, oder es blühte irgendwo eine seltene Blume, die ich mitnehmen wollte. Und die Gegend rings um! Kleine Thäler mit hellem Grün, darüber dunkle Wälder, auf welche sich weiße Wolken in stets wechselnden Formen stützten; jetzt scharfkantig und zackig, dann wellenförmig oder in Kuppen; für den Augenblick ruhend, dann wieder hoch emporschwellend, oder wie Drachenköpfe mit langen Hälsen umgebeugt. Während diesen Betrachtungen sank die Sonne tief und tiefer, die Drosseln fingen an zu schlagen und einzelne Dämmerkäfer summten bereits herum. Die Wolken färbten sich vom stärksten Roth bis zum bleichsten Gelb und stiegen geballt oder streifig zerflossen höher am Gesichtskreise. Da hörte ich meinen Namen rufen; ich sprang vom Grase auf und nun erst fielen mir die Erdbeeren ein; die ich hätte pflücken sollen. Es war nicht mehr zu helfen. Die Kinder lachten mich aus und wollten meine Blumen nicht gelten lassen, die könne man ja nicht essen! Da flüsterte mir Emma ins Ohr: „Sie bekommen schon doch Erdbeeren — von mir!“ — Hab' ich sie etwa nicht verdient?

Ich freue mich auf jeden Morgen und bin auf, eh der Frühstrahl die Nebel zerstreut. Dann hinaus durch den Garten in den Wald; ich streife die Zweige, auf Stirn und Haar tropft mir der Thau, ich pflücke einige Blumen; Salbei, Feldnelken, Glocken und schaue zurück auf die grünen Jalousien im ersten Stock. Die blauen Augen wollen sich nicht aufthun; erst wenn die Sonne hoch vom Himmel durch die Läden guckt.

Hier ein Gedicht, irr' und verworren wie der Dichter; vorher einige Bemerkungen zum Verständniß. Memnon war Aurorens Sohn und fiel vor Troja; die Göttin ließ ihn nach Theben tragen, wo sein Bildniß, welches beim ersten Sonnenstrahl klingt,

auch heute noch am Saum der Wüste steht. Diese Sage habe ich andeutungsweise benutzt.

Memnon.

I.

Ruhigen Stromes
  Dämmert die Helle
Ahnung des Morgens
  Dir in die Seele:
Wie auf den Sprossen
  Himmlischer Leiter
Nahen Dir Träume
  Lieblich und heiter.
Klingen und singen!
  Wallend gehoben
Hat Deinen Busen
  Frühroth umwoben.
Lächelnd des Auges
  Vorhang geschlossen,
Mild von des Lebens
  Odem durchflossen
Athmest die Kühle,
  Tief in der Seele
Fühlest des Morgens
  Dämmernde Helle.

II.

Still vor dem Fenster
  Schauend ins Ferne,
Steh ich des Morgens
  Einsam so gerne,
Hoch an dem Himmel
  Flammenumwunden
Werden des Lichtes
  Garben gebunden.
Steiget die Sonne,
  Jauchzen die Thale,
Wie einst geklungen
  Memnon im Strahle.
Tief in der Seele,
  Ob es auch schliefe,
Licht des Gedankens
  Wach sie mir rüfe.
Ruhig und sinnend
  Schau ich in's Weite,
Wie sich des Tages
  Aernte verbreite.

III.

Rastlos und muthig
  Strahlenumwunden
Sind nun des Lichtes
  Garben gebunden,
Langsam im Westen
  Purpur umflossen
Werden des Hauses
  Thore geschlossen.
Doch ist der Wagen
  Sternen mit sieben,
Der sie heim führte,
  Draußen geblieben.
Stehe wie Memnon,
  Tief in der Seele
Wird es von lichten
  Gedanken mir helle.
Läßt ihn die Sehnsucht
  Abends erklingen, —
Gluthen der Liebe
  Könnt' ich sie singen!

Auf den Höhen südwestlich von Hütteldorf herumgelaufen, ohne erst auf die Zeit zu achten. Bei der Rückkehr konnte ich erfahren, wie verschieden die Perspektive in Alpenländern und zwischen den kleinen Bergen sei. Dort hatte ich meinen Blick geübt, Höhen und Weiten zu beurtheilen und fehlte selten in der Angabe, weil ich die Jöcher als sicheres Maß im Hintergrund hatte. Hier erschien mir Alles viel näher und ich mußte mich durch die müden Füße und vor der Uhr von der Länge des Weges, den ich zurückgelegt, überzeugen. So sprang ich denn über Stock und Block. Es wurde dunkler. Hinter den Bergen begann es durch das tiefe Gewölk zu leuchten. Um den Weg zu kürzen, schwang ich mich über die Planke am Bach. Auf den kleinen Höhen zwischen den Pappeln stand Emma. Ich ging am Gesträuche hin; der erwachende Sturm überrauschte meinen Schritt im weichen Gras, schon wollte ich sie anreden. Da zuckte ein Blitz und spiegelte in ihrem Auge, das wie suchend in's Weite blickte! Ihr Antlitz schimmerte wie Marmor, die Haare, durch welche sich ein Lärchenzweig schlang, waren zurückgeweht. Ich erschrak fast wie vor einer Erscheinung und schwieg. Der Donner rollte stärker, der Regen begann zu tropfen, sie ging langsam fort, an mir vorüber, daß mich fast ihr Athem streifte.

Sie sollte nicht erfahren, daß ich sie gesehen. Ich schwang mich wieder über die Planke in den Wald hinaus, die Fahrstraße aufzusuchen. Da brach das Wetter los mit aller Macht, es goß in Traufen, so daß ich vorn an der Hausthür bereits naß war bis auf die Haut. Ich trat unter die Thür des Saales; aus meinem Haar floß noch der Regen. Die Kinder schalten mich, sie hätten sich statt meiner gefürchtet, daß ich draußen gewesen bei dem Wetter. Emma hatte den Lärchenzweig in der Hand; sie blickte schweigend vor sich hin.

Ich ging in mein Zimmer, mich umzukleiden.

Als ich wieder zurückgekehrt, gab die Hausfrau mit der Glocke das Zeichen, wir setzten uns an den Tisch, es ward aufgetragen. Das Völkchen aß, lachte und plauderte bis wieder ein Blitz dazwischen fuhr und ihnen vor Schrecken das Wort nahm, dann ging es von neuem los.

Endlich hatte sich das Wetter verzogen; die Kinder, welche auf einem Häufchen beisammen hockten, trauten sich zu Bette. Emma und ich waren einen Augenblick allein.

Sie sah mich vorerst an und sagte halblaut: „Warum blieben Sie bei diesem Wetter im Freien?"

Ihr Name wollte sich vom Herzen auf die Lippe drängen; ich wollte ihre Hand fassen, doch besann ich mich.

Wenn alles doch nur Selbsttäuschung wäre?

Und doch, wie klang ihre Stimme!

Hab ich denn ein Recht etwas zu hoffen, wo ich nicht einmal etwas wünschen darf? Die Mägde traten an den Tisch um abzudecken.

Gute Nacht!

Bewahren Sie diese Blätter; wenn mir einst die Sonne der Jugend nicht mehr leuchtet, dann sollen Sie mir zurückrufen, was in jenen Tagen das Innerste meiner Seele bewegte.

Der Himmel hat sich umzogen; die grauen Wolken drücken fast die Buchengipfel, wie ein schwermüthiges Lied von Lenau zieht der Wind durch die Blätter. Es wird wohl ein Landregen. Ich habe meine Mappe geöffnet und lese all die Papierschnitzel, die ich seit Jahren hineingesteckt.

Viel fällt unter den Tisch: Zeug, aus dem ich daraus gewachsen; ich begreife kaum, daß ich je drein steckte. Nehmen Sie die spärliche Ernte, die ich ausgelesen, in Empfang: ein Durcheinander von Blumen, Gras, Kraut und Rüben.

* * *

Ich habe Spinozas Ethik vorgenommen. Nur über die sittliche Wirkung des Mannes wage ich hier Einiges zu bemerken. Sein ganzes Dasein war ein gotterfülltes; für ihn ordnete sich Alles Einem großen Gedanken unter, oder vielmehr: Er kannte nur das Wesenhafte und ließ alles Zufällige darin aufgehen. Der Nachthimmel ist so klar, so tiefblau und ruhig! Wenn ich einen seiner Sätze lese, ist mir auch, als ob ich in den Nachthimmel schaute: ein einziger bestimmter, durch nichts zerrissener Eindruck. Wird es nöthig, bisweilen sich im Gemüthe zu sammeln, um nicht ganz im Vielerlei täglicher Geschäfte unterzugehen, so erscheint mir dabei niemand so hilfreich als Spinoza. Man nennt ihn kalt, poesielos und doch spricht sich das Genie nirgends ursprünglicher und naiver aus: ursprünglich darum, weil alles, was er sagt, reine Anschauung durch den Geist ist; naiv deswegen, weil er das ihm ewig Wahre durch die mathematische Methode zu beweisen sucht und es dennoch unter der Form des Axiomes als Voraussetzung hinstellt. Seine Sätze sind Krystalle, aber man merkt es wohl, daß sie einst flüssig waren am Feuer des edelsten Herzens. Was dürfen wir Harmonie nennen, ist es nicht das Wesen dieses einzig großen Mannes?

Da reden die Leute vom Unwerth körperlicher Schönheit: Krankheit kann sie zerstören, das Alter zerstört sie gewiß und schließlich werden wir insgesammt Staub und

Asche. Wir Alle haben die Aufgabe sittlicher Vollendung; wer aber schön gebildet wurde, den stellte die Natur als König unter die sinnlichen Wesen, er danke ihr für die hohe Gnade und freue sich derselben demüthig wie jedes anderen Vorzuges.

Ich liebe die Lilie, wenn sie sich auch nicht leicht in einen Strauß fügt; sie soll und darf nicht dienen. Der weiße Kelch, durchscheinend wie eine Vase von Alabaster, drinnen das Gold der Staubfäden; der feine Duft, das allmälige Entfalten der Knospen, das man Abends fast mit den Augen verfolgen kann, erfreuen mich jedes Jahr von neuem. Die Volksdichtung faßte sie mit Recht als Symbol makelloser Jungfräulichkeit.

Wie tölpelhaft, die Tugend der Frauen zu höhnen, weil sie gebrechlich sei. Ist die Perle weniger Perle, weil sie der Essig auflöst, der Diamant weniger Diamant, weil ihn ein Hammerschlag zerspalten kann?

Das Schöne ist Sittlichkeit der Natur und das Sittliche Schönheit der Seele.

Das erste Capitel der mosaischen Genesis und der Anfang des Evangelium Johannes ergänzen sich gegenseitig. Beides sind Cosmogonien. In der ersten ist Gott der Welt noch äußerlich, sein Geist schwebt über den Wassern, das zweite sagt: „Im Anfange war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort, alle Dinge sind durch dasselbige gemacht worden“. Logos bedeutet Vernunft, die urseiende, dasselbe, was Anaxagoras nus nannte und was der Geist Platos als Idee vor dem Sein der Dinge begriff. Man braucht hier nicht zu wiederholen, Johannes sei im Zusammenhang mit platonischen Schulen; nur könnte man beifügen, daß hier ein philosophischer Gedanke, sich im Ausdruck steigernd und präzisirend an das letzte Glied seiner Schlußkette gelangt sei. Er ruht nun, bis Spinoza weiter ausführt: „Alles, was ist, ist in Gott und ohne Gott kann weder etwas sein noch gefaßt werden“.

Ist doch die Wahrheit das einzig Große im Leben! Sie ist Uebereinstimmung des Menschen mit sich selbst und den Gesetzen der Natur.

„Ich flehe aufgelöst zu werden!“ schrieb Paulus. So auch Sokrates im Phädon: es soll sich das letzte Korn irdischen Stoffes im Feuer göttlicher Liebe verzehren. Das symbolisirt die Legende, welche die Ekstatischen betend in der Luft schweben läßt.

„Die katholische Kirche hat bisher jede Ketzerei überwunden. Sie bezwang den Arianismus, der gewaltiger einbrach als der Protestantismus; soll sie, welche die Prophezeiung eine Hürde der Völker nennt, nicht auch diesen in sich zurückleiten? Sie ist tausendjährig erprobt, gelten historische Voraussetzungen nichts mehr beim Berechnen der Zukunft?“ — Wer so fragt, dem kann man entgegnen: daß sich jene älteren Häresien mit Rom um ein Mehr oder Minder der Dogmatik stritten, übrigens sich mit ihr auf demselben Boden des Glaubens fanden; während der Protestantismus zwar vom Glauben ausging, allein dessen Verneinung schon in sich trug, da er das Recht freier Forschung geltend machte. Es ist ein Mißverständniß zu sagen, der Protestantismus zerbröckle in sich selber, da er den Glauben an sich aufgebe und von den Artikeln der Reformatoren abgewichen sei. Das war nothwendige Folge. Hier handelt es sich um ein Prinzip und nachdem es zum Lebensinhalt der Geschichte geworden, kann es auch nie mehr vertilgt werden; es hat eine doppelte Berechtigung: die im Geiste des Einzelnen und die in der Geschichte.

Universell ist nur, wer nach Harmonie strebt.

Sei in Wort und That, was du innerlich zu sein meinst, sonst bist du eben nichts.

Großartig ist nur die Ruhe, die aus Kraft stammt.

Ich glaube nicht mehr an Ideale, nur an Ideen!

Enthusiasmus macht die Menschen zu Narren des Augenblickes, aber selten besser. Begeisterung ist still wirkende nachhaltige Gluth, schlägt sie in Flammen auf, so wird es eine große That im Denken oder Handeln. Darum ist der Enthusiasmus wohlfeil, die Begeisterung selten.

Nichts ist egoistischer als das Gefühl, der Gedanken allein kennt keine Selbstsucht.

Durch edle Thaten werden die Menschen für Augenblicke idealisirt.

Man belügt durch seine Gefühle Niemand häufiger als sich selbst.

Einseitigkeit ist wohl von Bornirtheit zu unterscheiden, jener gehe man aus dem Weg und achte sie in den meisten Fällen, dieser kehre man den Rücken.

Wer sich selbst verloren, den kann Niemand retten.

Es braucht oft mehr Muth zu leben, als zu sterben.

Lethe der Heiden, Fegefeuer der Christen!

Der Dichter findet in der Natur nichts Verschiedenes; er wird sich ihr gegenüber nur der Aeußerlichkeit seiner Innerlichkeit bewußt.

Paganini verstand es auf einer Saite ein ganzes Stück abzuspielen. Es war Virtuosität. Unsere modernsten Dichter geigen auch immer auf einer Saite, aber nicht aus Virtuosität, sondern weil sie nur diese eine Saite haben.

Typus und Manier verhalten sich wie Schrift und Handschrift.

Der Communismus ist die idealste Carrikatur der Humanität.

Die Deutschen ja! Sie singen, toasten, reden bei ihren Festen, als sollten sich dadurch wie bei Orpheus die Quadern des neuen Reiches fügen. Ein fremder Soldatenkaiser, der Napoleon, hat Euch die kleinen Herren mit eisernen Besen weggefegt, nur ein deutscher Soldatenkaiser kann das deutsche Reich gründen. Darum sollt ihr bitten, als um das tägliche Brot, die vollen Humpen stellt nur bei Seite.

Man rede, so viel man will; im Volk ist wenig Sinn für Kunst und Schönheit. Die Vergangenheit ruft Niemand zurück; sie zu verstehen, braucht es mehr als sogenannte Bildung, deren Bedürfnissen die Mode genügt.

In jeder Zeit stimmt Alles zu Allem: Opitz, Alongeperücken, Rococostyl.

Wollt bedenken, daß bei den Griechen die Form zugleich Haut war, und ihr kommt endlich von der Nachahmung derselben los.

Die naive Kunst zeigt aus der Oberfläche die Tiefe, die sentimentale aus der Tiefe die Oberfläche.

Man möchte sagen, bei den Griechen ergänzen sich alle Kunstwerke zu einer großen Schöpfung des Geistes: Nausikaa — Penelope, — Klytemnästra!

Der Apoll von Belvedere ist der Ausdruck von Elasticität, Herkules, Farnese von massiver Stärke, dort die natürliche Hoheit des Jünglings, der sich der That freut; hier der Mann, dem die That schwere Pflicht ist.

Aeschylus, Sophokles und Euripides erinnern an die dorische, jonische und korinthische Säule.

Die Gemeinheit wird; ganz gemein ist von Natur aus schwerlich Jemand.

Die Ehe gleicht oft einem Triumphbogen; vorn sieht man Blumen und Guirlanden, ist man durchgegangen und kehrt sich, dann bemerkt man erst die groben Stricke und das Lattenwerk, mit welchen das Ganze zusammenhängt.

Sich im Allgemeinen und das Allgemeine in sich! Wäre das Liebe?

Die Liebe krönt den Glücklichen, die Tugend den Starken; jene kann uns sehr viel schenken, diese kann uns zu Etwas machen; jene dient dem Zufall, diese Gott!

Was dir die Liebe nicht giebt, erobere dir der Geist.

Der Greis schreitet lebendig vorwärts, aber der Grabstein der Erinnerung steht in ihm.

* * *

Ja, ich freue mich auf jeden Morgen. Gestern Früh sollte Emma mit auf eine Höhe. Sie wollte aber gar nicht heraus. Da warf ich Sand an die Glasscheiben, bis sie endlich hinter dem Vorhang wie eine Rosenknospe hervorguckte. Auf dem Weg sagte ich ihr, ich wolle sie als Botaniker unter die Blumen einordnen. — Sie sah mich lächelnd an. — „Nun ja, wegen den blauen Augen neben dem Veilchen, aber als — Fäulchen!"

Noch einen Blick in's Freie. Aus den Thälern steigen Nebel wie Schleier dünn und leicht, daß man die einzelnen Sterne durchschimmern sieht. In der Richtung von Mariabrunn folgen große Wolkenmassen dem Windzug. Die hintern flockig und rein abgegrenzt lösen sich in blendender Mondbeleuchtung vom dunklen Nachthimmel; die vorderen braun und wild zerrissen wälzen sich gegen die Höhen. Die Waldlehne vor mir war schwarz, im Thale selbst milde Dämmerung.

Mir ist bisweilen, als solle sich mein Herz neu besaiten; Ahnung ungekannten Glückes fließt nieder wie Thau, mir ist, als hörte ich ein Klingen und Singen aus Bäumen und Sträuchern, das Licht fließt aus den Höhen wie ein Lied in meine Brust.

Neulich erzählte ich den Mädchen von Tirol. Da unterbrach mich die Jüngste mit dem Ausruf: „O, das ist Alles so schön, wenn man doch Nachts davon träumen könnte!"

Die Astern beginnen zu blühen und die Schwalben zu ziehen. Ich will nach Tirol. Uebermorgen reise ich ab.

Hütteldorf, 6. Sept. 1845.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Ueber meine Fahrten erzähle ich Ihnen gelegentlich. Es gab nicht viel von belang. Noch Abends erreichte ich den Chiemsee und bestieg einen Kahn um auf die Insel zu fahren. Der Wind erwachte, ohne daß man sich gerade beunruhigen durfte, die Wellen klatschten an das Schifflein und über die fernen Alpen flog Nebel, doch blieb der Himmel ober mir klar und die Sterne begannen zu schimmern wie tausend Heldenaugen, vor denen wir stets groß denken, groß handeln sollen! Wie herrlich war dieser Abend! Es war aber gut, daß wir landeten, denn der Wind schwoll stärker. Den Sturm verschlief ich, früh fand ich den Schiffer, welcher sich bei Nacht nicht mehr zurückgewagt hatte, am Ufer, wo überall der Schaum blühte. Er führte mich an das Gestade, zu welchem sich bereits die Vorberge der Alpen senkten. Von jetzt ab ging es zu Fuß weiter; ich kann Ihnen daher erst aus Innsbruck schreiben, wo ich mich für einige Tage ansiedle.

Häufig wanderte ich nach Hall und dann mit Ruf einmal nach Absam, wo wir unsere kleine schwarze Poetin, das Bognerburgele besuchten. Ruf führte mich auch bei seinen Narren herum; ich ließ es mir des Faches wegen gefallen und stellte den künftigen Arzt voran, der gegen solche Eindrücke nicht wehleidig sein darf. Auch einen Stoff zu einer Erzählung „Schuldig" lieferte er mir, den ich noch zu Innsbruck ausarbeitete. Ich werde sie in einen Wieneralmanach stecken und Ihnen dann gelegentlich denselben zu Füßen legen.

Zu Innsbruck wachsen neue Häuser aus dem Boden, die Leute waren die Alten, nur ich schlenderte nicht mehr als der Alte durch die Gassen. Mit einigen Studienfreunden bin ich zusammengetroffen; aufrichtig gestanden: kennen wir uns an einander nicht mehr aus. Einer meinte gar, ich sei hochmüthig geworden! Freilich vermochte ich auf die alten Anschauungen nicht mehr einzugehen, aber hochmüthig!!

Im Dux war ich auch wieder; zu Kufstein habe ich mich nicht aufgehalten und werde auf dem Rückweg dort nur übernachten. Dann weiter!

Die Füchse haben ihre Höhlen, wo kann aber ich einst mein Haupt ruhig niederlegen?

Vorerst werde ich zu Salzburg rasten und es soll wieder allerlei aus meinem Schnerfer fallen.

Innsbruck, 20. Sept. 1845.

Ihr

Pichler.

(Schluß folgt.)

Illustrirte Bibliographie.

* **Palästina.** Nach dem Englischen bearbeitet von G. Ebers und E. Guthe. Stuttgart, Ed. Hallberger.

Ist der Engländer auch nicht gerade frömmer als der Deutsche, so nimmt doch das Christenthum — im Volksleben jedenfalls und wohl auch im Tagesleben des Einzelnen — eine breitere Stelle ein als hier zu Lande. Dafür hat das Puritanerthum gesorgt, das, obwohl es den Cultus nicht mehr beherrscht, dem Nationalcharakter einen unverwischbaren Stempel eingedrückt hat. Und von jener Bekenntnißform, die bei aller ihrer Strenge doch vielfach so phantastisch anmuthet, weil sie auf Dinge geführt hat, die uns unfaßbar fern zu liegen scheinen, ist den Engländern ganz allgemein der Zug zurückgeblieben, daß sie sich für die Stätten, wo die Wiege des Christenthums gestanden hat, lebhafter interessiren als wir es durchschnittlich thun.

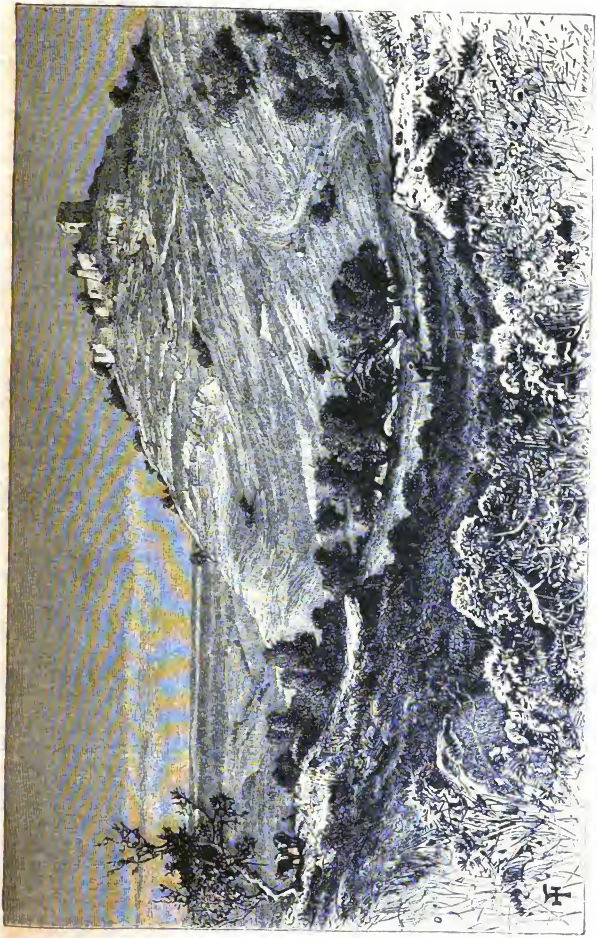
Sie stehen eben den jüdischen Anfängen des Christenthums näher. Der alte Puritanergeist sog sogar aus den Schriften der alttestamentarischen Propheten seine beste Nahrung: die wilden Flüche und die großartigen Bilder, die sie darin fanden, nahmen den Sinn der alten Rundköpfe völlig gefangen, beherrschten ihre Anschauungsweise und setzten sich so tief in der Phantasie des Volkes fest, daß sie sich darin, so zu sagen, durch sieben Generationen fortgeerbt haben.

Das englische Palästinawerk liegt uns nicht vor, wir können daher nicht nach selbständigem Urtheile sagen, wie der Text desselben geschrieben ist. Doch sind die Namen Derjenigen, die die einzelnen Felder bearbeitet haben, solche, die in ihrem Vaterlande und auch bei uns in gelehrten Kreisen — denn weiter dringt wohl in Deutschland der Ruf eines Palästinaforschers kaum — sich der größten Anerkennung zu erfreuen haben. Jedenfalls ist für diesen Theil des Werkes gethan worden, was sich nur mit Aufbietung der reichlichsten Mittel thun läßt. Es war wohl unserer Zeit vorbehalten, daß einfache Privatleute, Buchhändler und Zeitungsbesitzer den Gelehrten aus dem stillen Studirzimmer abrufen, ihn in die entlegensten Gegenden, Länder, die vielleicht nie zuvor eines Europäers Fuß betreten, entsenden, damit er ihnen dann auf Grund des Selbstgesehenen ein Buch schreibe, wie es kein Zweiter schreiben kann und das sie dann für wenige Mark allem Volke anbieten wollen. Die Ausführbarkeit solcher Unternehmungen, der Umstand, daß es einem Geschäftsmann lohnend erscheint, mit seinen Millionen die idealen Triumphe des Forschers zu fördern, ist einer der stolzesten Triumphe des neunzehnten Jahrhunderts.

Daß das so entstandene Werk dann nicht auf seine Sprachheimath beschränkt geblieben ist, daß man sich beeilt hat, es durch eine deutsche Bearbeitung auch uns zu erwerben: das ist nicht mehr als natürlich, und gegenüber der Thatsache, daß ja manch



Die Ebene von Dothan. Aus „Palästina" von Ebers und Guthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.



Beit-ur-el Foka. Aus „Palästina" von Ebers und Guthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

eines unserer eigenen Prachtwerke in ähnlicher Weise über die ganze Welt verbreitet worden ist, brauchen wir uns dieser Thatsache auch nicht zu schämen. Hat doch der Verlag Eduard Hallbergers selbst in Aegypten solch ein Werk geschaffen, das auch die übrigen Nationen sich anzueignen nicht umhin gekonnt haben. Für dieses ist Palästina in gewissem Sinne eine Schwesterschöpfung. Es erregt zwar außer Anderem auch durch religiöse Beziehungen unseren Antheil — und es steht zu erwarten, daß gerade dieser Punkt, gleichwie in England bei dem Originalwerke für den Erfolg ausschlaggebend sein werden — aber im Uebrigen haben beide Stoffe und auch die Art, wie sie behandelt worden sind, sehr viel Verwandtes mit einander.

Uebrigens haben die deutschen Bearbeiter sich nicht damit begnügt, mühelos den Fußtapfen ihres Vorgängers nachzutreten. Wenn zunächst der eine von ihnen, Georg Ebers, der ja auch Aegypten herausgegeben hat, auch nur für die formelle Vollendung der Uebertragung und Anpassung an unseren Geschmack bürgt, so darf man sich doch von ihm, der auf diesem Gebiete ja auch eine Autorität ist, versprechen, daß er nach Kräften dazu beigetragen hat, das Werk auch sachlich zu verbessern oder zu berichtigen. Jedoch hat sich der Verleger mit dieser Gewähr nicht zufrieden gegeben. Um in keiner Weise hinter seinem englischen Geschäftsgenossen zurückzustehen, hat auch er einen deutschen Gelehrten, Eduard Guthe, dessen Namen der Prospect als den des zweiten Herausgebers nennt, nach Palästina entsandt, damit dieser an Ort und Stelle den Text noch einmal revidiren und — da er auch während des Druckes dort bleibt — denselben gleichsam bis zum letzten Posttag zeitgemäß erhalten könne.

Auf diese Weise wird das Palästinawerk auch geistig bis zu einem gewissen Grade ursprüngliches Eigenthum unserer Literatur. Und jedenfalls darf man nach dem Angeführten überzeugt sein, daß — was in unserer Zeit schon Einiges zu besagen hat — Alles mögliche geschehen ist, um etwas ganz ausgezeichnetes zu leisten.

Nimmt man das Werk mit dieser Voraussetzung schon in die Hand, so fühlt man sich bei der Lectüre keineswegs enttäuscht, sondern findet eher seine Erwartungen übertroffen. Besonders nach der rein literarischen Seite hin. Ebers ist auch von den Gegnern seiner dichterischen Richtung immer eingeräumt worden, daß er Landschaftliches gut zu schildern versteht; und von dieser Gabe findet man hier, wo sich ja zu ihrer Benutzung freundlichste Gelegenheit bietet, reichliche Beweise.

Während so der eigentlich literarische Theil des Werkes durch deutsche Arbeit stark beeinflußt wird, trägt der illustrative den unverfälschten Stempel englischer Kunstweise.

Der Engländer steht den Erscheinungen der Natur nicht mit jener Freiheit gegenüber wie der Deutsche oder der Franzose. Schon die Verkrüppelung seines Farbensinns beschränkt das Gebiet seines Schaffens. Aber auch außerdem ist er selten in der Lage, sich ganz unbefangen den Eindrücken seines Auges hinzugeben: meist sucht er in der Natur etwas Conventionelles, einen Stil, den er sich in seinem Atelier angeeignet hat — läßt jene nicht bestimmend auf sich wirken, sondern trägt seine eigene, angelernte Stimmung in sie hinein. Weiß er sich von solchen Phrasen unbeeinflußt zu erhalten, so zeigt er sich allerdings als einen Beobachter von unvergleichlicher Schärfe des Blicks: ihm entgeht nicht eine einzige Falte. Aber diese Genauigkeit muß denn auch für die Nüchternheit des Ausdrucks entschädigen. Gemachte Poesie oder Prosa: das ist es im Durchschnitt, was man in jedem englischen Kunstversuch findet: Ausnahmenaturen, denen es voll aus tiefem Innern quillt, sind überaus selten.

Man darf diesen Punkt bei der Betrachtung des Hallberger'schen Werkes nicht aus den Augen lassen, will man anders den eigenthümlichen Vorzügen desselben wirklich gerecht werden. Die Illustrationen in Aegypten sprechen den Beschauer weit sympathischer an. Blättert man durch das Palästinawerk und sieht da die weiten Prospecte, in denen das Auge auf keiner Einzelheit mehr haftet und sich nur durch die natürliche Anmuth der Berglinien geschmeichelt fühlt — oder betrachtet man die enger gerahmten Bilder,



Das Dorf Schafat, an der muthmaßlichen Stelle von Nob. Aus „Palästina“ von Ebers und Guthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

meist ein Stück Architektur oder einen Baum mit krausverschlungenen Aesten darstellend: dazu eine Staffage von Kamelen oder melancholischen Orientalen — so sagt man sich immer, daß in diesen Bildern etwas fehlt. Man empfindet die tiefste Achtung vor der Treue der Auffassung, jede einzelne Darstellung führt die Phantasie mitten in den Gegenstand hinein; nur daß diese bald wieder zurückkehrt: sie hat dort nicht das, nach deutscher Auffassung, echt Künstlerische gefunden, was sie fesselt.

Jene peinliche Wahrheit der Wiedergabe des Geschauten glänzt besonders in den Figurenbildern. In den Darstellungen von Leben und Tracht hat man das Gefühl, die denkbar größte Genauigkeit zu finden. An diesen Gruppen — von denen wir leider keine Probe geben können — ist augenscheinlich Alles echt, haftet offenbar nicht die mindeste Phrase. Man kommt beinahe auf den Gedanken, jene müßten nach Photographien gezeichnet sein: so vollständig hat der Künstler seine Persönlichkeit ausgelöscht, um seinen Stoff nur in dessen eigenem Lichte zu erschauen. Das wirkt natürlich auch kühl; aber man kann sich dem Respect vor solcher Selbstentäußerung nicht versagen, die dem belehrenden, gradezu wissenschaftlichen Zweck die eigene Individualität und damit wohl auch die beste Freude am Schaffen zum Opfer bringt.

Es ist wirklich höchst belehrend und trotz der schönsten Beschreibungen wird einem hier im Bilde erst richtig Alles anschaulich, wenn man so den Schuster oder den Geldwechsler oder den Krämer hantieren sieht. Das ist überhaupt ein Zug, der allen diesen Illustrationen gemeinsam ist: anschaulich sind sie ausnahmslos; Alles was man darüber jemals gehört oder gelesen hat, wird einem hier erst zur überzeugten Wahrheit. Und Alles in Allem ist das kein schlechtes Verdienst. Es ist zweifellos sehr schön, wenn einen so ein Illustrationsbuch träumerisch oder gar sehnsüchtig stimmt; aber praktisch empfiehlt sich die englische Manier.

Und bei diesem Werke spricht dieser Umstand ganz besonders mit. Es läßt sich an den Fingern abzählen, daß dasselbe nicht auf die Kreise derjenigen beschränkt bleiben wird, die sonst Prachtwerke zu kaufen pflegen. Dieses wird in manches Haus gelangen, wo es nicht ein prahlender Luxusartikel ist oder — ein Fall, der übrigens wohl nicht so häufig ist, wie wünschenswerth wäre — wo man sich des rein Künstlerischen bei dem Besitze erfreut: manche Familie wird es erwarten als ein Buch, das ihren Gliedern die Geburtsstätte ihrer Religion wirklich lebendig machen soll. — Man darf sich aufrichtig überzeugt halten, daß das Palästinawerk grade diesem Zweck besonders vollkommen angepaßt ist.

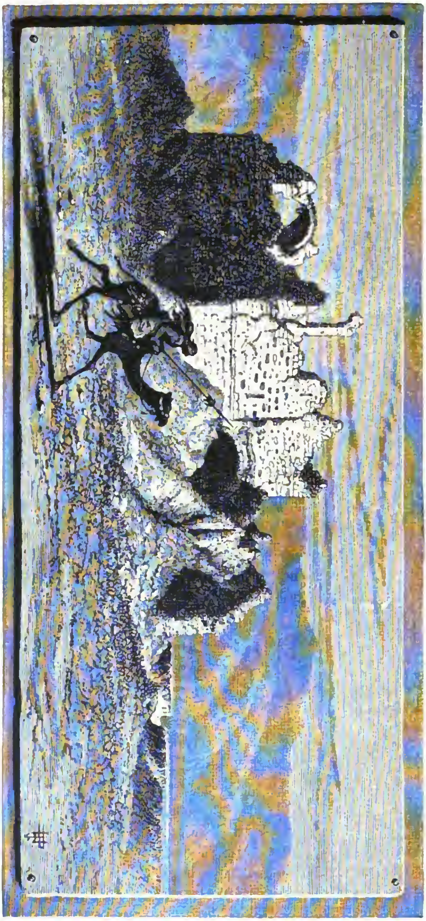
Es wäre unbillig, wollte man vergessen, wenigstens zum Schluß den mehr mechanischen Theil der Ausstattung zu erwähnen. Daß Druck und Papier vortrefflich ist, versteht sich bei einem Hallbergerschen Verlagswerke von selbst — das ist also ein Punkt, den man gar nicht erst zu betonen braucht. Dagegen mögen wir es uns nicht versagen, den englischen Holzschneidern und Stechern unser wärmstes Lob zu spenden. Die Engländer haben mit den Chinesen, denen sie ja überhaupt in mehr als einem Charakterzuge ähneln, die große Handfertigkeit und Sauberkeit in der Ausführung gemein. Englische Kupferstiche und Holzschnitte waren einstmals als unerreichbar berühmt — wie die englischen Radirungen, dank dem märchenhaften Reichthum jener Nation, es noch bis auf diesen Tag sind.

Daß wir in den beiden erstgenannten Kunstzweigen den Engländern mindestens gleichgekommen sind, dürfen wir uns heute wohl sagen — und wir haben Recht, darauf stolz zu sein. Grade das Hallberger'sche Haus hat auf dem einen dieser Gebiete die höchsten Triumphe gefeiert und, wie wenige sonst, dazu beigetragen, denselben zu seiner jetzigen Höhe zu zeitigen. — Dem gegenüber jedoch wird man sich nicht verhehlen, daß Holzschnitte, gleich denen, von welchen wir heute eine Probe geben, die Technik in der größten Feinheit zeigen, welche dieselbe bisher erreicht hat. Das ist eine Sicherheit und Leichtigkeit des Strichs, eine Ausdrucksfähigkeit, die noch nicht übertroffen worden ist.



Beit'-ur-et-tahta (Unter-Beth-Hora). Aus „Palästina" von Ebers und Guthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

Und zu den Holzschnitten gesellen sich in dem Palästinawerk noch Stahlstiche — sechzig ungefähr an Zahl. Sie bilden eine Bereicherung des Schmuckes, die man an deutschen Originalwerken nicht allzusehr gewohnt ist. In England ist man dieser Technik treuer geblieben als in Deutschland, wo dieselbe einstmals gleichermaßen gepflegt, gegenwärtig der Ausbildung des Holzschnitts gegenüber ein wenig in den Schatten getreten ist und — in größerem Umfange — eigentlich nur noch in der Umrißmanier ausgeübt wird. Der Stahlstich steht allerdings dem Kupferstich sowohl als dem Holzschnitt an Ausdrucksfähigkeit weit nach; indeß zeigt sich an den in dem Palästinawerke enthaltenen Blättern immerhin, wie viel er vermag. Die großen Prospecte giebt er in einer wunderbaren Klarheit, und die Architekturen gewinnen in ihm einen seltsam undefinirbaren, sanft verschwimmenden Reiz. Wer sich noch der Stiche in dem einstmals hochberühmten Meyerschen Universum erinnert, der wird sich vielleicht diesen Eindruck vergegenwärtigen können: nur darf er dabei nicht aus den Augen lassen, daß hier von einer Ausführung die Rede ist, wie sie von Meyer natürlich nie erreicht werden konnte. Wie wundervoll dieselbe ist, davon bekommt man eigentlich erst mittelst der Loupe eine rechte Vorstellung. Zart und völlig gleich-



Kasr Hajla (Kloster St. Johannis). Aus „Palästina von Ebers und Guthe. Verlag von Eduard Hallberger, Stuttgart.

mäßig reiht sich da Strich an Strich, und bei der größten Aufmerksamkeit vermag man nicht die geringste Nachlässigkeit zu entdecken.

Es sei hier nochmals betont, daß wir dem besprochenen Werke warme Theilnahme entgegen bringen. Wir sind allerdings — mit dem Burschen in Auerbachs Keller — aufrichtig überzeugt, daß nur das Vaterland die schönsten Gaben hervorbringt; und bei der Ueberhebung, welche unsere früheren Stammesbrüder nur zu oft an den Tag legen, glauben wir uns doppelt verpflichtet, kein Hehl daraus zu machen, daß wir bei ihnen durchaus nicht in einen goldenen Topf sehen. Aber wir sind weit entfernt, uns der Erkenntniß ihrer Vorzüge blind zu verschließen, und wenn sie uns Schönes darzubringen vermögen, sind wir dem, der uns die Gabe vermittelt, ernstlich dankbar und würden es für thöricht halten, dieselbe von der Hand zu weisen.

* **Die drei Fragen des Grundbesitzes** und seiner Zukunft. Von Dr. Lorenz von Stein. Stuttgart, J. G. Cotta.

Der bekannte Wiener Gelehrte verspricht auf dem Untertitel zwar nur eine Untersuchung der irischen, der continentalen und der transatlantischen Frage, allein er giebt mehr. Er sucht zunächst den Gegensatz von Grundcapital und Geldcapital klarzulegen, giebt dann eine gedrängte Geschichte der Anschauungen über Grundbesitz bei den germanischen Völkern und der allmäligen Rechtsentwickelung, um endlich auf den Uebergang zu kommen, worin sich augenblicklich die Verhältnisse des Grundbesitzes zu befinden scheinen; die Anschauung des Grundbesitzes als eines Capitals. Die Folgerungen, die sich aus dieser Auffassungsweise ergeben, erörtert er dann in der oben angedeuteten Eintheilung. Des Näheren darauf einzugehen, würde hier zu weit führen, auch würden wir dem Buche so nicht gerecht werden können. Geistvoll in den Gedanken, verleugnet es seinen Verfasser nicht. Vieles, was er ausführt, ist anregend und beherzigenswerth. Auch für Leute, die nicht Grundbesitzer sind. Diese werden in der Schrift auch eine angenehme, durchaus lesbare Lectüre finden, deren Genuß nur hin und wieder durch die zopfigen Austriacismen wie „Gestehungskosten" gestört wird. Seltsamer Weise hat man vergessen, das Buch heften zu lassen; unbegreiflich, wie in einer berühmten Verlagshandlung solche Versehen vorkommen können!

Rudolf Baumbach, Sommermärchen. Verlag von A. G. Liebeskind in Leipzig, 1881.

Der Dichter dieser achtzehn Märchen hat sich durch seine Alpensage „Zlatorog" und durch seine „Lieder eines fahrenden Gesellen" bereits den Ritterschlag der competentesten Kritik und die Liebe der deutschen Lesewelt erworben. Auch alles das, was er uns wieder in diesen Märchen bietet, ist vom Anfang bis zu Ende liebreich, originell, wunderbar farbenreich, frisch und duftig, reichquellend an Erfindung und voll des köstlichsten Humors, der manchmal um so stärker wirkt, wenn er sein Kichern hinter einem scheinbar ernsten Gesicht verbirgt. Diese Märchen tragen sammt und sonders eine wirklich märchenhafte Stimmung in sich, sie sind vor Allem für Jung und Alt äußerst unterhaltend, ohne je die Schranke des Harmlosen umzustoßen, also ein gutes, wirklich gutes Buch.

* **Betrachtungen über unser classisches Schulwesen.** Leipzig, Ambr. Abel.

Das classische Schulwesen kommt bei dem tapferen Anonymen natürlich sehr schlecht weg. Möglichste Einschränkung des Unterrichts in den todten Sprachen! ist seine Loosung. Wozu der Kram? wir haben ja die Uebersetzungen. Lieber russisch als lateinisch! Kurz eine vollständige Revolution. Der Mann verkennt bei seinen curiosen Schlüssen allerdings, daß das Gymnasium noch etwas anderes sein soll als eine Berufsschule, und beweist durchaus nicht, daß jene Perrücken im Unrecht sind, die meinen, daß die classische Bildung wohl sich Selbstzweck genug und ein schöner sei. Den Schluß

der Broschüre machen Auszüge aus unseren deutschen Classikern, die dazu gepreßt werden sollen, gegen ihre eigene Bildung zu zeugen und zu stimmen. Todte müssen sich viel gefallen lassen; aber es ist doch hart gegen solch eine todte Literaturgröße, wenn man ihr Unsterbliches in Stücke reißt, um sich aus den Fetzen einen Popanz zurechtflicken zu können.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Ballestrem, Eufemia Gräfin, Memoiren des Freiherrn Dubislav Gneomar von Natzmer. Berlin, Th. Grieben.
Cless, A., Das Ideal der Menschheit. Stuttgart, C. Krabbe.
Deutsche Haus- und Handbibliothek, Bd. 4. J. C. Biernatzki. Die Hallig oder die Schiffbrüchigen auf dem Eiland in der Nordsee. Stuttgart, W. Spemann.
Ebers u. Guthe, Palästina. Stuttgart, Hallberger. 3. Lief. ℳ 1. 50.
Eucken, Rud., Zur Erinnerung an K. Ch. F. Krause. Festrede gehalten zu Eisenberg am 100. Geburtstage des Philosophen. Leipzig, Veit & Co. ℳ 1. 20.
Ganghofer u. Neuert, Der Prozesshans'l. Volksschauspiel in 4 Aufzügen. Augsburg, B. Schmid.
Günthert, J. E. v., Barbablanca. Eine Rhapsodie. Stuttgart, C. Krabbe.
Hillern, Hermine, Jugendträume. Stuttgart, C. Krabbe.
Kiepert, Heinrich, Central-Karte der Südost-Europäischen Halbinsel (Unter-Donau- und Balkan-Länder. Königreich Hellas). Mit den neuen Grenzen von Serbien, Bulgarien und Ost-Rumelien. Berlin, D. Reimer. ℳ 4. 50.
— Special-Karte von Mittel-Italien mit Berücksichtigung des Alterthums. Berlin, D. Reimer. ℳ 10. —
Knörlich, W., De Villiers Le Festin De Pierro Ou Le Fils Criminel. Heilbronn, Gebr. Henneger.
Kraszewski, Capreae u. Rom. 2 Bde. Wien, Hartleben.
Krenkel, Klassische Bühnendichtungen der Spanier. I. Calderon. Leipzig, J. A. Barth.
Kretschmer u. Rohrbach, Die Trachten der Völker. Lief. 14—15. Leipzig. J. A. Barth. ℳ 8. —
Lange, Dr. M., Der Meister im Schachspiel. Weimar, B. F. Voigt. ℳ 4. 50.
Lippert, J., Die Religionen der Europäischen Culturvölker. Berlin, Th. Hofmann. ℳ 8. —.
Mainzer, Dr. J., Die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Hume's und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. Jena, E. Frommann. ℳ 2. 40.
Mertelmeyer, Dr. Br., Alt-Mecklenburg. Plaudereien. Berlin, Rich. Hanow.
Palm, A., Briefe aus der Bretterwelt. Stuttgart, Bonz & Co. ℳ 3. —
Polack, F., Historische Gedichte. Berlin, Th. Hofmann. — 60
Reinow, M., Idealisten. Roman. Berlin, Franz Vahlen.
Sanders, Prof. Dr. D., Ergänzungs-Wörterbuch der Deutschen Sprache. Lief. 5. Berlin, Abenheim.
Schebek, Dr. E., Die Lösung der Wallensteinfrage, Th. Hofmann. ℳ 12. —
Schreyer, Herm., Goethe's Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. Halle a. S. Buchh. d. Waisenhauses. ℳ. 4. 50.
Siegfried, Walpurgisnacht. Lustspiel. Leipzig, Grunow.
Stillfried-Alcántara u. Kugler, Die Hohenzollern und das Deutsche Vaterland. Lief. 5—6. München, Bruckmann. ℳ 2. —
Thiele, R., Eva Lessing. Ein Lebensbild. Halle a. S., Buchh. d. Waisenhauses. ℳ 2. 40.
Thudichum, Dr. G., Traube u. Wein in der Culturgeschichte. Tübingen, H. Laupp. ℳ 1. 50.
Uschner, Vorstadt-Idyll. Hamburg, J. F. Richter.
Varnbüler, Th. v., Buchenheim. Roman. Stuttgart. C. Krabbe.
Wagner, H. L., Voltaire am Abend seiner Apotheose. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Weech, Dr. F. v., Badische Biographieen. Karlsruhe, G. Braun. ℳ 4. —
Wessely u. Rosenberg, Klassiker-Bibliothek der Bildenden Künste. Heft 1—2. Leipzig. Br. Lemme. à —. 60.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 18. — Heft 54.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

September 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

September 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt Ferdinand Hillers, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd"

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XVIII (Juli bis September 1881), wie auch zu den früheren Bänden I—XVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau, im Juni 1881.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

....

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"
herausgegeben von Paul Lindau
(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

.... Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)
fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

.... do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54

zum Preise von M. 2. — pro Heft

.... Einbanddecke zu Band XVIII. (Juli bis September 1881)

.... do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI. XVII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

....

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XVIII. Band. — September 1881. — 54. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Hiller.)

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Die Neuvermählten.

Von

K. A. Mayer.

— Karlsruhe. —

Greis! im Frühling brech' ich Rosen.
(Uhlands Schwarzer Ritter.)

Ich liege schlaflos in der Nacht. Dunkel umwogt mich, wie herandringende Wellen, die von schwachem Lichte beleuchtet sind. Schleier um Schleier fallen nieder, bis ich endlich einen riesigen Greis erblicke, der, mit dem Rücken gegen mich gewendet, an einem Webstuhl, hoch wie das Gerüste eines Hauses, sitzt, und kräftigen Schwungs sein Schifflein hin und herwirft. Jetzt hemmt er hochaufathmend die lärmende Arbeit, und, indem er den buschig grauen Kopf nach mir umdreht und mit den großen Augen, deren Weißes wie Metall glänzt, mich anzwinkt, fährt er mit der rauhen Hand durch die Silbermähnen seines Bartes, der ihm weit über die Brust niederfällt.

„Wer bist Du?" Diese Frage hol' ich nach einer guten Weile aus der gepreßten Brust hervor.

„Ich bin das Schicksal", erwidert er mit dröhnender Stimme; „ich sitze am Webstuhl der Zeit und wirke die Geschicke der Menschen. Mit dem Schifflein, das ich werfe, schaff' ich die ewige Wandlung der Dinge".

Und nun schürzt er das herabgefallene Hemd an den starken, hagern, braunen, behaarten Armen auf und beginnt von Neuem die sausende Arbeit so eifrig wild, daß die mächtigen Balken des Webstuhls schüttern und dröhnen. Wie Donner rollt aus seiner Kehle ein Lied, und mitten durch das Lied vernehm' ich ein Durcheinander junger und alter Menschenstimmen, Lachen und Weinen, Jubel und Wehklage, Schreie der Lust und der Verzweiflung, Gebet und gottloses Fluchen.

Allmählich rücken die Stimmen ferner, und meine Brust athmet leichter. Der Alte mit seinem riesigen Webstuhl versinkt in den aufsteigenden Wellen; die Wellen gleiten hinweg, und ein Himmel vom zartesten Hellgrün wölbt sich als das lieblichste aller Zelte ringsumher. Jetzt zittert aus weiter, weiter Ferne

der Schmeichelton einer Flöte oder Oboe und rückt anschwellend immer näher; ein süßes Weh ergreift mich und füllt mein Auge mit Thränen. Und sieh! wie herangeführt von dem zitternden Tone schwebt ein holdes jugendliches Paar scharf abgezeichnet auf dem hellen Grunde: ein Jüngling, der ein Mädchen um die Schulter gefaßt hält. Ihr goldblondes Haar wallt aufgelöst in üppiger Fülle über den Rücken; schwere Wassertropfen fallen daraus und rinnen perlend am Kleide nieder. Seid ihr's? Ach ja, ihr seid's! Ich kenn' euch wohl!

Dies ist die Ouvertüre; denn ich bin ein alter Kapellmeister, dessen Worte ein wenig nach dem Handwerk schmecken. Die Oper, die mich den Sommer über beschäftigt hatte, war fertig. Ich hatte sie an die Bühnen verschickt und wollte nun, ermüdet von der erschöpfenden Arbeit, Schweizerluft athmen. An einem frischen Herbstmorgen war ich den bedeckten Treppengang zu der Pfarrkirche von Thun emporgestiegen und saß in einer der Nischen des alten Kirchhofs auf einer der alten Holzbänke, vertieft in den Anblick der hochgethürmten Stadt zu meinen Füßen und der mächtigen Alpenwelt über dem See. Zwar ist hier die Königin der Gruppe, die Jungfrau, mit ihrem stolzen Gefolge, dem Mönch, dem Eiger, dem Schreckhorn und den Wetterhörnern, versteckt; aber weit aufgeschlossen dehnt sich das ungeheure Schneefeld der Blümlisalp mit der dreizackigen Krone aus. Deutlich zeichnete sich bei der hellen Beleuchtung die Silhouette eines Berggipfels — — war es das Gspalten Horn oder die Wilde Frau? — auf der leuchtenden Fläche ab.

Während ich so die Augen schweifen ließ, vernahm ich plötzlich hinter meinem Rücken ein fröhliches, silberhelles Lachen, das nur aus dem Munde eines sehr jungen Mädchens kommen konnte. Ich schaute mich um und gewahrte in der Nische hinter mir ein junges Pärchen, das ohne Zweifel heraufgekommen war, um gleichfalls die berühmte Aussicht zu genießen, aber, wie es schien, nähere Weide gefunden hatte und, in der Meinung unbemerkt zu sein, zärtlich tändelte. Es war ein seltsamer Contrast, das blühendste Leben hier oben auf dem Acker des Todes, wo die müden Erdenpilger aus Thun des Paradieses, in dem sie gebettet liegen, ja nimmer froh zu werden vermögen.

Als Süddeutscher hab' ich die Schweiz in guter Jahreszeit sehr oft besucht und bin daselbst unzähligen jungen Paaren begegnet; denn das Land der Alpen ist ja ein Haupttummelplatz für Flitterwochen-Leute; aber nie hat ein so reizendes, überaus jugendliches Pärchen mein Auge erfreut, wie diese Zwei in der Thuner Kirchhofnische hinter mir. Sie konnten dem Ansehen nach nicht mehr als achtzehn und sechszehn Jahre zählen, und das mädchenhaft aufgelöste goldblonde Haar, das ihr üppig über den Rücken wallte, erhöhte noch das Jugendliche, ich möchte sagen Blumenhafte ihrer Erscheinung. Wie mit einem Elfenbeinkamm fuhr er mit der feinen weißen Hand durch das Haar der Geliebten und pflückte pizzicato Kuß auf Kuß von ihren rothen Lippen, oder auch: sie ruhten mit den warmen, weichen Lippen auf einander und küßten dann presto, prestissimo — nach Noten, wie ja auch die unmusikalischen Menschen sagen.

Auf einmal sprang sie leicht wie ein Reh auf mit dem Rufe: „Mein Hut!“

Der Wind hatte ihr reizend garnirtes Strohhütchen, das neben ihr auf der Bank gelegen, heruntergeweht und rollte es, wie ein Rad, auf dem Kiespfad weiter. Natürlich hob ich meine gut sechszigjährigen Beine auf und verfolgte das Rad. Er, sie und ich waren alle Drei eifrigst hinter dem Flüchtling her. Die beiden jungen Leute, die zusammen sicher lange nicht die Zahl meiner Jahre erreichten, würden natürlich im Wettlauf obgesiegt haben; aber nach den Gesetzen der Schwere fiel der Hut bald auf die Seite der weißen Straußfeder, die ihn zierte. Ich erhaschte ihn und war so glücklich, mir den anmuthigsten Dank, ausgeführt von einem zierlich geneigten Köpfchen, von zwei feuchtblauen, seelenvollen Augen und von den süßesten Lippen, zwischen denen zwei Reihen tadelloser Zähne, die regelmäßig, wie gleichwerthige Noten, nebeneinander standen, zu verdienen.

Die Erregung des raschen Laufes hatte die frische Farbe ihrer Wangen noch erhöht; vielleicht gesellten sich auch zu den Rosen der Gesundheit die Rosen der holdesten Scham, weil ich Zeuge ihres Küssepflückens gewesen war. Die Hand auf dem fliegenden Busen stand sie schlank aufgerichtet wie eine Hebe da, eine Göttin der Jugend und der Anmuth.

Wie es bei Lustreisenden geht, denen die neue Welt, in der sie sich befinden, den Sinn aufschließt, entspann sich sogleich ein Gespräch zwischen uns.

Da ich Gelegenheit hatte, mich als einen landeskundigen Mann auszuweisen, bat mich der junge Mann um die Sage von der Blümlisalp.

„Diese Sage", erwiderte ich, „wird verschieden erzählt; aber alle Fassungen stimmen darin überein, daß dies unermeßliche Gebiet von Fels, Schnee und Eis vor Zeiten eine herrliche Alp, prangend in Blumen und köstlichen Kräutern, und daß die Vergletscherung, die sie erfuhr, eine Folge des Hochmuths und der Ueppigkeit ihrer Besitzer war. Die Sennerin, die da oben hauste, war frevelhaft genug, eine Treppe von Käse meilenweit bis ins Thal hinab zu bauen. Mit der Verwandlung der Blumenalp in eine Wüste ging natürlich auch der herrliche Viehstand zu Grunde; nur eine einzige schwarze wilde Kuh von unermeßlicher Fülle der Milch ist übrig geblieben. Wem es nun gelingt, diese wilde Kuh im Schneefeld auf *einen* Sitz auszumelken, der nimmt den Zauber von der Blümlisalp; sie wird dann wieder, was sie war, die größte, schönste Schweizeralp, und der glückliche Melker wird durch ihren Besitz der reichste Mann zwischen Monte Rosa und Bodensee. Wer es aber vergeblich versucht, sei es, daß ihm die wilde Kuh nicht steht, sei es, daß er sie nicht auszuschöpfen vermag, der kommt nicht wieder von den Eisfeldern herunter. Der Ritter, der das Abenteuer besteht, hat sich noch immer nicht gefunden".

„Daß wäre kein übler Stoff für Deine Feder, Edmund", meinte die Hebe; aber dieser lehnte den Vorwurf als allzu naturalistisch ab.

„Das würde ein Gedicht wie ein Bild von *Gussow* werden, liebe Emma", gab er lachend zur Antwort.

Edmund zog nun sein rundes Hütchen zum Gruße, und Hebe neigte das reizend geschnittene Köpfchen zu einem allerliebsten „Adieu!"

Damit stiegen die zwei Berliner Kinder — als solche hatte ich sie sogleich

an der Sprache erkannt — den bedeckten Gang hinab in die Stadt. Ich folgte langsam, die zweihundertachtzehn Stufen zählend. In den engen Gassen Thuns verlor ich die schlanken, leichthin wandelnden Gestalten bald aus dem Gesichte; aber, wie es wohl auf Lustreisen, wo gleiche Ziele verfolgt werden, geht, ich traf sie wieder in dem Garten des Gasthauses Bellevue, wo wir, ohne von einander zu wissen, Quartier genommen hatten. Sie saßen dort in Erwartung des Dampfbootes, wie ich vermuthen mußte, in einer etwas abgelegenen Laube. Ich selber ließ mich nicht weit davon — mein getreues, vielgereistes Handkösserchen zur Seite — nieder.

Das Boot, das erst noch Passagiere aus der Stadt nehmen mußte, verzögerte sich ungewöhnlich, was um so unerwünschter war, da Alles auf eine heitere Fahrt über den See nach Interlaken in das Herz des Berner Oberlandes gerechnet hatte, und nun ein ausgefranzter, dunkler, schwerer Gewitterteppich am Himmel aufgezogen war, der wahrlich nichts Gutes versprach.

Auf dem Marmortischchen vor mir lag das viel durchblätterte, abgegriffene Fremdenbuch. Ein Blick genügte mir, um mir Kunde über das junge Paar zu schaffen.

„Dr. Edmund Hermes mit Gemahlin aus Berlin", das mußten sie sein. Der Vorname „Edmund", der unverkennbare Berliner Accent, alles stimmte. Unter der Rubrik „Stand" war „Literat" angegeben. Wahrlich, ein junger Mann von der Feder! war ein naheliegender Gedanke.

Der Doctor, der noch Verschiedenes mit dem reichlichen und stattlichen Gepäck und der Rechnung zu schaffen hatte, lief geschäftig hin und her und ließ uns eine Weile allein. Unterdessen schaute die Frau Doctorin nach dem Boot aus und summte mit halber Stimme verschiedene Opernarien stückweise durcheinander. Bei den ersten Takten erkannte man die musikalisch begabte, wohlgeschulte Sängerin mit leichtem, sicherem Einsatz. Es war mehr eine Kopf- als eine Bruststimme von einer hellen Klangfarbe, die sich mit einer guten altitalienischen Geige ganz wohl vergleichen ließ. Sie spann diese Stimme wie einen Silberfaden reizend aus. Je höher dieselbe stieg, desto mehr gewann sie an Glanz. Einmal schlug sie das dreigestrichene d rein und sicher an und lachte — ungezwungen und fast übermüthig, wie sie war — zu mir herüber, als wollte sie sagen: Nicht wahr, das Kunststück ist mir gut gelungen? Ich dagegen schlug leise in die Hand und lohnte sie mit einem brava bravissima! Und was mir die Hauptsache war, ihre Kunstleistung wahrte sich den deutschen Charakter, und überall klang aus ihrem Vortrag eine tiefe Seele, wie sie der kunstfertigsten italienischen Sängerin nimmer zu Gebote steht. Dabei überwand sie wie der geschickteste Jongleur, der seine Kugeln spielend durcheinander wirft, alle Schwierigkeiten mit wunderbarer Leichtigkeit. Triller, ja ganze Reihen von Trillern perlten mühelos aus ihrer kleinen Kehle. Nur einmal — es war in der Rosenarie aus Figaros Hochzeit — schwebte der Ton um ein Minimum zu tief. Ich erlaubte mir, ihr die Stelle mit meiner hölzernen Stimme vorzusingen. „Ah, der Herr Kapellmeister!" rief sie neckisch und wiederholte augenblicklich die Stelle so genau, daß die Note, auf die feinste Goldwage gelegt, vollwichtig befunden worden wäre.

Aus ihrer Anrede hatte ich gesehen, daß sie als eine richtige Tochter Evas in dem Fremdenbuche nach mir, wie ich nach ihr, gespürt hatte.

Aber sie nannte mich nicht nur bei meinem Titel und meinem Namen, sondern sie hatte auch, was ich jetzt zu meiner nicht geringen Freude erfuhr, in einem von mir componirten, beifällig in Berlin aufgenommenen Oratorium eine Hauptrolle gesungen.

„Es ist eigentlich ein Frevel“, sagte ich ihr, „daß eine so eminent musikalische, vollständig ausgebildete, jugendfrische Kraft nun in der Ehe der Kunst verloren gehen soll. Warum haben Sie geheirathet und sich so der Bühne entzogen? Jenny Lind ist alt geworden, und nun, da eine zweite, mit größeren Stimmmitteln ausgerüstete Jenny Lind in Ihnen der Welt geschenkt worden, heirathen Sie!“

Sie lachte hell auf, und dies Lachen war schon allein ein musikalischer Genuß. „Warum ich geheirathet habe?! Weil ich ihn unendlich liebe, meinen Edmund. Meinen Sie, daß er nicht auch Freude an meiner Stimme hat? Und wer hindert mich, als Concert- und Oratoriensängerin auch ferner thätig zu sein? O, wir sind so glücklich, Edmund und ich! Wenn ich etwas von Kunst besitze, soll es ihm in erster Linie gewidmet sein. Niemand freut sich dessen mehr, als er. Auch hab ich ihm oben auf dem Kirchhof, bevor Sie kamen, Goethes Hymne Ganymed: „Wie im Morgenglanze Du rings mich anglühst, Frühling, Geliebter!“ nach der Schubert'schen Composition singen müssen. Mit diesem Liede kann ich ihn, wie ein Vögelchen am Fädchen, führen, wohin ich will. Wissen Sie, Herr Kapellmeister, daß ich von Haus aus arm bin, wie eine Kirchenmaus? Die Musik hatte allein meiner alten Mutter und mir Unterhalt gewährt. Da kam er wie ein Engel vom blauen Himmel herunter und bot mir seine Hand, der reiche Bankierssohn dem armen unbekannten Mädchen, das nichts besitzt, als ein bischen Stimme und ein bischen Musik. Er hat vor nicht langer Zeit seine Universitätsstudien beendigt. Ob er da sehr viel gelernt, kann ich nicht beurtheilen; aber er dichtet, er dichtet wundervoll. Ein Trauerspiel von ihm ist in Berlin aufgeführt und von dem Publikum mit Jubel aufgenommen worden; Karl Frenzel hat es in der Nationalzeitung günstig besprochen. Ein zweiundzwanzigjähriger Dichter, denken Sie! Denn er zählt gerade vier Jahre mehr als ich. Mit zweiundzwanzig Jahren! Das kann noch viel werden. Meinen Sie nicht auch? O, ich bin so glücklich, so glücklich! Erst seit drei Tagen sind wir Mann und Frau. Seine Eltern haben uns bis Heidelberg begleitet und dort die Hochzeit ausgerüstet. Denken Sie, in dem romantischen Heidelberg! Alles, was ich habe, dank' ich ihm: diese Handschuhe, diese Kleider, diese Broche, diese kostbaren Bracelets. Ich muß nur immer halt! halt! rufen, damit er mich nicht mit seinen Gaben überschüttet“.

Dieser Redestrom wurde von dem Läuten der Dampfbootglocke unterbrochen. Dr. Hermes kam mit dem Hausdiener, der den messingbeschlagenen Koffer auf

einer Stoßkarre nach der Landungsbrücke fuhr. Er selber hatte einen Pack Regenschirme in der Hand, die er im Anblick des drohenden Himmels aushülste.

„Nehmen Sie mich als Reise-Papa mit nach Interlaken!“ sagte ich: „ein Dichter, eine Sängerin und ein Kapellmeister, das ist ein gutes Trifolium“.

Die Bitte war sehr ungeschickt; denn bei einem jungen Ehepaar ist der dritte Mann allemal zu viel; aber ich fühlte mich von den zwei glücklichen Kindern unwiderstehlich angezogen, und das Wort „Papa“ hatte seine gute Geltung; meine Gefühle gegen sie waren durchaus väterlicher Art.

Auf dem Boote hatte sich eine überaus bunte, aus allen Nationen und Ständen gemischte Gesellschaft in mitunter seltsamen Costümen, wie aus einem Becher geschüttelt, zusammen gefunden. Neben der dicken, doppelsohligen, mit schweren Nägeln versehenen Fußbekleidung des rauhen Bergführers, die eher an Thierklauen als an Schuhwerk erinnerte, nahmen sich die feinen Stöckelschuhe der zwei langen, in enganschließende Kleider gepreßten Amerikanerinnen, die ohne jede Männerbegleitung reisten — sie waren mit uns aus Bellevue gekommen — seltsam genug aus. Wie wollen sie die Alpen in diesen Kleiderfutteralen, die keinen weiten Schritt gestatten, auf diesen Stelzen bezwingen? mußte man sich fragen; denn daß sie steigen wollten, schienen die grünen Schneeschleier und die hohen, sehr unzweckmäßig mit Gemshörnern versehenen Alpstöcke, mit denen sie auf dem Deck umherstolzirten, zu beweisen.

Ein Führer drängte sich an uns Drei heran und schlug uns die strengsten Ausflüge in die Hochalpen vor; „denn“, sagte er, „die Herrschaften sind jung und leicht auf den Füßen, und der alte Herr da“ — damit meinte er natürlich mich — „kann's auch noch machen“. Er wollte uns durchaus von Interlaken nach Grindelwald schleppen; von dort aus sollten wir den Kampf mit den Riesen des Oberlands bestehen. Das seien nur „Spaziergänge für junge Leute“ meinte er.

„Na, Freund, Sie haben es gut mit uns vor“, warf ich ihm ein. „Um nur von dem Wetterhorn, der niedrigsten Bergspitze, die von Grindelwald aus bestiegen wird, zu reden, so muß ich den Herrschaften bemerken, daß diese Partie sehr ekelig ist, wie Sie in Berlin sagen. Ich selbst habe das Wetterhorn vor Jahr und Tag gemacht, um in der Sprache der Alpenklubisten zu reden, und weiß ein Lied davon zu singen. Man geht nach dem oberen Grindelwaldgletscher und klettert auf dreizehn, sage auf dreizehn Leitern, die zum Theil horizontal über dem Abgrund liegen, zum Eismeer empor. Durch ein Felsenthor, das sogenannte Milchbachloch, gelangt man auf den Gletscher, der überschritten werden muß trotz aller Spalten und Eisblöcke, die sich, wie bei einem Eisgang, wild gegeneinander aufbäumen. Das ist ungemüthlich, nicht wahr? Dann geht es auf der linken Seite der Schlucht eine glatte Felswand hinauf, in welche die Hirten weit auseinander liegende, höchst unzureichende Stapfen geschlagen haben. Bevor Sie diesen „Spaziergang“ betreten, verehrte Frau Doctorin, werden Sie an ein Tau gebunden. Ein Führer klettert vor-

aus, ein anderer folgt. Wenn Sie ausgleiten, ziehen dieselben das Seil, an dem Sie wie ein armer Krammetsvogel — verzeihen Sie den Vergleich! — in der Dohne hangen, über einer Tiefe von einigen tausend Fuß. Und in dieser reizenden Tonart geht es weiter".

„Nein, diesen Gefahren setz' ich mein liebes Weibchen nicht aus!" rief der Doctor. „Wir sind keine Alpenklubseiltänzer. Das Leben ist zu schön, um so damit zu spielen".

„Selbst eine Erkältung", setzte ich hinzu, „darf die Frau Doctorin nicht wagen. Wem die Götter eine solche Stimme verliehen haben, der muß damit haushalten wie mit dem kostbarsten Kleinode. Diese Kehle ruiniren, heißt ein Verbrechen an der Menschheit begehen. Suchen Sie eine andere Reisegesellschaft, lieber Mann! Wir sind Leute von der Bühne, die zwar große Thaten, ja sogar Verbrechen, aber nur auf den Brettern begehen. „Dieser Eissport", fügte ich ernst hinzu, „greift immer weiter um sich und fordert jedes Jahr neue Opfer. Und wenn noch damit ein außerordentlicher Naturgenuß erkauft würde, aber die Großartigkeit der Bergnatur erschließt sich dem Beschauer weit eher von einer mäßigen, gefahrlos zu besteigenden Höhe, z. B. auf dem Männlichen, der in wenigen Stunden von Grindelwald aus über Alpentriften zu Fuß oder zu Pferde bestiegen wird".

Während wir so sprachen, nahte sich ein seltsamer Zug von Schweizerpilgern der Landungsbrücke, nämlich ein wohlgenährter, wohlrasirter Brite, dem der weiße Bart in zwei langen Haarfetzen echt englisch von den Wangen hing, mit sechs jungen Damen, sämmtlich zu Pferde, sämmtlich in schwarzen Gummiröcken, mit ebenso viel Kutschern d. h. Treibern. Auf einem achten Pferde, das wiederum seinen Kutscher hatte, war eine mit grünem Tuch bedeckte Maschine festgeschnallt, die von Vielen für einen Apparat zum Photographiren gehalten wurde.

Obschon der Kapitän, der eben abfahren wollte, zur Eile trieb, ließ sich der alte Engländer durchaus nicht aus seinem tempo moderato bringen und hatte nur immer die geheimnißvolle Maschine im Auge, die behutsam abgeschnallt und als ein werthvolles Kleinod nach dem Boote getragen werden mußte. Die Karawane löste sich auf, indem sich die sechs jungen Damen als geübte Reiterinnen von ihren Sätteln herabschwangen. Der Hauptführer wurde ausgezahlt, was, da der Brite kein Deutsch verstand, nicht ohne Wirrungen abging. Der Kapitän wartete noch immer; denn ein Schweizer hat viele Geduld, wenn es Geld zu verdienen giebt. Endlich war Alles auf Deck und wir stießen glücklich ab.

Der Engländer nahm den wettergebräunten Strohhut vom Kopfe und wischte sich den perlenden Schweiß von der Stirn und dem feisten Nacken. Ein langer, schmaler Landsmann in engen, großkarrirten Beinkleidern, mit grünem Schleier um den hohen grauen Filzhut, begrüßte ihn mit kräftigem Handschlag als alten Bekannten. „Ah, Mr. Box!" — so hieß nämlich der Großkarrirte — „Ah, Mr. Fiddlestick!" — Dies war der Name des Engländers mit den sechs Gummifräulein. Mr. Box richtete verschiedene Fragen an Mr. Fiddlestick.

„Ich komme mit meinen Töchtern vom Jakobshübeli dort oben herunter", sagte der Letztere, „und gehe noch diesen Nachmittag auf den Niesen. Heute hab' ich den Murray wieder auf einem Falsum ertappt".

Mit vergnüglicher Miene zog er das bekannte Reisehandbuch aus dem Gummirock und schlug eine lange Liste von Höhenmessungen auf, von denen viele mit Bleistift corrigirt waren.

„Er giebt das Jakobshübeli um drei Meter zu niedrig an. Man kann sich in diesen Sachen auf Niemand verlassen, Mr Box. Alles will mit eigenen Augen autoptical ermittelt sein".

„Was führen Sie da für einen Apparat mit sich, Mr. Fiddlestick?"

„Eine Kochmaschine mit Thermometer-Vorrichtung. Aus dem schnelleren oder langsameren Kochen des Wassers berechne ich die Höhen, auf denen ich mich befinde. Ich habe in den zehn Jahren, seit ich reise, über tausend Höhen hypsometrisch untersucht und damit, wie ich hoffe, Einiges für die Wissenschaft geleistet".

Damit schlug er das Tuch von der Maschine. „Es ist ein Regnault'scher Hypsometer", sagte er wohlgefällig, „an dem ich einige nicht unwichtige Verbesserungen angebracht habe".

Alles umstand die Maschine mit neugierigen Blicken. Mit kindlich heiterem Lächeln sah Mr. Fiddlestick im Kreise umher und erklärte Mr. Box umständlich die angeblichen Verbesserungen. Man sah, daß er sich wenigstens ein zweiter Faraday oder Tyndall zu sein dünkte.

„Ich habe bereits Schottland und Wales, die skandinavische Halbinsel, Frankreich und Deutschland durchzogen. Jetzt ist die Schweiz in Arbeit. Dann geht es nach Italien, Griechenland und so fort. In zwei Jahren denk ich den Olymp zu messen; dann wird man genau wissen, wie hoch die Griechengötter gethront haben".

„Und was sagen die Misses Fiddlesticks zu diesen Wanderungen?"

„Sie kochen mir Wasser, Mr. Box, Eine um die Andere, wochenweis, und dienen so in ihrer Art der Wissenschaft".

„Aber was machen unterdessen die unbeschäftigten Damen?" fragte Mr. Box, indem er die älteste der reisigen Fräulein in's Auge faßte.

„Wir machen Stickereien", erwiderte Diese nicht eben freundlich, „und langweilen uns sehr".

„Als ich Sie vor drei Jahren in Frankreich traf, fand ich Sie in Begleitung von Mrs. Fiddlestick? Ich hoffe, sie befindet sich wohl?"

„Der Herr hat sie zu sich gerufen, Mr. Box, wenige Monate, nachdem wir die Ehre hatten Sie zu sehen. Sie konnte die feine Luft auf den Bergen nicht ertragen und starb in der Auvergne als ein Opfer der Wissenschaft. Wir haben sie unten am Fuß des Puy de Dome, der gerade 1465 Meter mißt, begraben".

Wir fuhren jetzt das nordöstliche Ufer des Thuner Sees entlang. Rechts und links standen zwei Bergriesen in magischer Gewitterbeleuchtung: das

Stockhorn mit seiner kegelförmigen Spitze und die schöne Pyramide des Niesen. Links vom Niesen dehnte sich die Blümlisalp mit ihren drei Spitzen aus. Als das vielgethürmte Schloß Schadau auf dem Uferaussprung der aus dem See strömenden Aare mit seinem reichausgestatteten Park erschien, gerieth ein dicker Holländer, der gerade vor uns auf einem Feldstuhl Posto gefaßt hatte, in förmliche Extase. Die bunte Teppichgärtnerei in dem Brillantfeuer der Gewitterbeleuchtung beglückte ihn so außerordentlich, daß er hoch und theuer schwur, dies sei das Schönste, was er in der Schweiz gesehen. Auf Berge gebe er nicht viel; aber dieser Garten mit seinen Blumen sei ihm mehr werth als die Jungfrau mit ihren zwei Mönchen und der ganzen übrigen Sippschaft.

Mit Sorge sah die Schiffsgesellschaft dem schnell anrückenden Gewitter entgegen. Als der Steuermann seinen Hut eindrückte und den breiten Kragen aufstellte, wurden die Regenmäntel gerüstet und die Schirme aus den Futteralen gezogen. Ein kalter, scharfer Wind sauste aus den Bergschluchten; die weißköpfigen Wellen, noch eben klein und harmlos, kamen mächtiger daher. Mit ein Mal fiel ein Schleier, wie ein Bühnenvorhang, über die ganze Gegend, so daß Alles Grau in Grau erschien. Dicke Regentropfen schlugen warm und schwer auf das Deck. Viele, welche die dumpfe Cajüte verschmähten, hatten sich, um der Aussicht nicht ganz verlustig zu gehen, unter das Zeltdach geflüchtet, und hier saß nun die Reisegesellschaft seltsam zusammengepfercht, die Fiddlesticks, die sich schnell die besten Plätze erspäht hatten, ihrer Gummibekleidung froh, mit Mr. Box und dem Kochapparat in der Mitte, die Andern außen herum und zum Theil im Bereich der Traufe. Unter den Röcken der Damen trieben ein paar Schoßhündchen eine kecke Jagd. Auf dem Grenzgebiet der Traufe und der aufspritzenden, klatschenden Tropfen war ein förmlicher Ringwall von Schirmen, Plaids und Nachtsäcken errichtet. Hinter diesen Barrikaden hockten nun, wie ineinander gemauert, die armen Passagiere, das Mißlingen der schönsten Seefahrt bejammernd, seufzend, schnaubend, dampfend; denn die Raucher suchten in den Glimmstengeln einen Trost in der Noth, und der Holländer paffte einer alten Dame so consequent auf den Nacken, als wollte er einen Räucherungsprozeß mit ihr vornehmen. Jetzt zog Jupiter Pluvius seine Schleusen vollends auf, und die Wasser des Himmels stürzten prasselnd auf das Boot nieder, so daß der arme Capitän, der mit Schifferhut und Gummipaletot auf der auf und niedergehenden Brücke des schwankenden Schiffes schwebte, plötzlich, wie von einer Sintflut verschlungen hinwegschwand.

Der Holländer, der als ein Wassermensch behaglich in seinem weißen Gummipaletot saß und unablässig aus der übergezogenen Gummikapuze wie ein Meiler dampfte, hatte sich einen Führer und Cicerone als lebendigen Bädeker für die ganze Schweizerfahrt gemiethet, der ihm nun sämmtliche Haltestellen des Boots sammt den Villen und Schlössern am Ufer, sammt den Bergen, die man hätte sehen können, wenn man gesehen hätte, nennen mußte, und es klang wie baarer Hohn, wenn er rief: „Schauen Sie, mein Herr! Immer von rechts nach links das Freundhorn, das Doldenhorn, das Balmhorn, der

Altels und das große Rinderhorn mit dem Schwarzen oder Zagen-Gletscher. Näher an Interlaken verkündete er die Jungfrau mit Schnee- und Silberhorn, den Mönch, den Eiger, das Schreckhorn und das Wetterhorn".

Das Berliner Pärchen saß nicht weit von den Engländern unter einem Shawl, wie zwei Vögel in einem Neste oder, wenn dies bezeichnender ist, wie Kerne in einer Nuß. Die Nothlage erlaubte ihnen diese Gruppirung und ich glaube, daß sie in dieser Beziehung mit dem Gewitter gar nicht unzufrieden waren. Kam dann, wie es einigemal geschah, ein heftiger, an den schroffen Felswänden vielfach wiederholter Donner, so schrien freilich die Damen auf und die Frau Doctorin verkroch sich noch tiefer in den Doctor, um bei ihrem Liebsten Schutz gegen den furchtbar grollenden Zeus zu suchen. Einmal flammte ein gezackter Blitz am Sigriswyler Rothhorn nieder, der die ganze großartige Gebirgsscene sammt dem Capitän auf der Brücke und dem Liebespärchen unter dem Shawl gerade in dem Augenblicke, wo der Doctor die Frau Doctorin mit einem Kusse zu beruhigen suchte, in das grellste Licht setzte. Jeder niederfahrende Strahl war von Schreien des Schreckens und der Bewunderung, von Achs, Ohs und Ahs in den verschiedensten Tonhöhen begleitet. Als die herrliche Gestalt der Jungfrau zum zweiten Male in vollster Majestät hervortrat, hörte man Mr. Fiddlestick deutlich: „Viertausendeinhundertsiebenundsechszig Meter" sagen, „wenn Murray richtig gemessen hat".

Schnell, wie das Gewitter gekommen war, ging es auch vorüber. Als wir, bei Därlingen gelandet, auf die Eisenbahn übergingen, wölbte sich der blauste Himmel über den regenfrischen Nußbäumen des reizenden Bödeli, so daß unser Einzug in Interlaken nicht schöner gedacht werden konnte. Die Berliner quartierten sich in dem Hotel Jungfraublick am Kleinen Rugen ein. Ich ging in einen Gasthof am Höhenweg, wo ich mir ein Zimmer telegraphisch gesichert hatte. Wir schieden in der sicheren Hoffnung, uns wieder zu treffen, da wir am gleichen Tage über den Brünig nach Luzern wollten.

Lieber Leser, wenn Du je eine Hochzeitsreise vorhast — und ich will hoffen, daß dies unter so günstigen Umständen bei Dir der Fall sein wird, wie bei Herrn und Frau Doctor Hermes — so gehe nach dem Bödeli und Interlaken. Dieser gottgeliebte Ort ist so recht zu einem Aufenthalte für Liebesleute geschaffen. Zwei Wasserbecken, die offenbar in alter Zeit nur eines waren: Der Thuner und der Brienzer See haben sich getrennt und der flache, üppig fruchtbare Boden, der, sich zwischen ihnen erhoben und der heut zu Tage das stolzeste aller Dörfer, nämlich Interlaken, trägt, heißt in zierlicher Schweizersprache „das Bödeli". Ich habe Interlaken ein stolzes Dorf genannt, weil sich auf der Hauptstraße desselben, dem Höhenwege, palastartige Gasthöfe in langer Kette aneinanderreihen, in der Sommerszeit beschattet von wahrhaft königlichen Nußbäumen, wie sie ein so quellenfrischer Boden nur erzeugen kann. Auch ist der Höhenweg der Lieblingsgang aller Fremden. Bieten die Gasthöfe den Genuß üppiger Städte, so findet der Naturfreund seine Augenweide, wenn er aus dem Luxus in die Waldeinsam-

keit flüchtet, die überall in wenigen Schritten erreichbar ist. Einsame Spaziergänge mit versteckten schattigen Bänken stehen den Liebespaaren überall zu Gebote. Die Waldpfade führen allerwärts zu Höhenpunkten, wo bald der eine, bald der andere See sein Silberschild erglänzen läßt. Und hinter diesem Idyll steht die Tragödie der Berner Oberlandriesen, einer Gruppe von Eisbergen, wie sie die Künstlerin Natur nirgends auf der Welt schöner zusammengestellt hat. Wer von dieser Gruppe spricht, muß vor allen Dich nennen, Jungfrau im weiten Silbergewande, Königin Interlakens! Du entziehst dich nicht, wie andere Königinnen, den Blicken der Welt; nein, von hundert Fenstern und Balconen des Dorfes wirst Du gesehen und bewundert; denn Dich sehen heißt Dich bewundern. Im sanften Glanz des Morgens, im Purpurlicht des Abends, im bleichen Schimmer des Mondes stehst Du da, fast allgegenwärtig. Seit Jahrhunderten strömten die Völker der Erde: Helvetier, Römer, Alemannen und wie sie alle heißen mögen, an Dir vorüber. Du lächeltest ihnen zu in unvergänglicher Schöne, und die „diamantene Krone", welche dir der Dichter leiht, funkelte wunderbar zu ihnen nieder. Interlaken ist dein Tempel, du hohe Priesterin! In ihm sammeln sich Jahr für Jahr die Pilger zu frommen Gebeten und kehren dann, gestärkt von dem Anblick der Göttin, in ihre Heimath zurück.

Solche Gedanken mochten wohl die lockige Stirn des jungen Dichters umgaukeln, wenn er mit der Geliebten am Arm die Gegend durchstreifte oder von einem der vielen Walddurchhaue und Luginsland des Bödeli hinausschaute. Ich begegnete ihnen öfters, aber ich mied sie gern. Sie mit ihrem Glück allein zu lassen, war ja der beste Dienst, den ich ihnen erweisen konnte. Wenn wir uns dann nach Tagen der Trennung unerwartet trafen, waren sie um so zugänglicher und ich hatte wirklich das Gefühl, einen Stein im Brett bei ihnen zu besitzen.

So fanden wir uns auch auf dem Boote, das von Interlaken aus über den Brienzer See nach dem Gießbach führt. Wir speisten mit einander in den hohen Hallen des Gießbach-Hotels, von den schmucksten Mädchen der Schweiz im schwarzen Koller mit Silberketten bedient; denn wie sich die Götter von der olympischen Kellnerin Hebe den Nektar kredenzen ließen, so weiß der kluge Wirth seine Gäste nicht allein durch seine Gaben, sondern auch durch die Geberinnen zu erfreuen.

Wir sahen dann gemeinschaftlich die zauberhafte, jeden Abend wiederholte Beleuchtung des berühmten Wasserfalls. Ich schaute dabei weniger auf den stürzenden Gießbach in Rosafarbe — auf die „geschminkte Natur", wie ein spottsüchtiger Maler hinter mir sagte — als auf die verklärten Gesichter meines Paars, wie es Arm in Arm, möglichst nahe zusammengerückt, stand, angehaucht von der farbigen Flamme der Beleuchtung.

Wir wollten den anderen Tag über den Brünig nach Luzern. Nun fügte es sich geschickt, daß sich im Gießbach-Hotel ein Kutscher vorfand, der sehr entschieden die Absicht hegte, uns Drei über den bekannten Paß, der den Kanton Bern an den Kanton Unterwalden knüpft, zu führen. Dieser Mann setzte uns so hartnäckig mit klugen Reden und Zeugnissen zu; er schwur hoch und

theuer bei den Gebeinen des heiligen Klaus von der Flue, daß er schneller sein werde, als die Brienzer Post, der wir uns anzuvertrauen die Absicht hatten; kurz, wir mietheten den Mann, ohne sein Gefährt und seine „Rößli“, die er drüben in Brienz stehen hatte, in Augenschein genommen zu haben.

Nachdem uns das Boot am folgenden Tage nach dem Kunstschnitzerort Brienz geführt hatte und wir in den geräumigen Posthof getreten waren, rollte uns unser Automedon mit zwei schmucken Rappen und einem neuausgeschlagenen Wagen entgegen, und wir hatten den Vorsprung vor all den Passagieren, die, der zwei Postwagen oder der vielen Beichaisen gewärtig, ungeduldig umherstanden.

Die Steige zum Brünigpaß hinauf, die in langen Windungen, zum Theil unter überhangenden Felsen, sich bewegt, machten wir, unsere Karosse hinter uns lassend, zu Fuße. Rechts auf der anderen Thalseite bildete der Oltschibach in hohem Fall eine schöne Wassersäule. Weiterhin zeigten sich die wohlgeformten Engelshörner, die Nachbaren des krystallhellen Rosenlauigletschers, welche das Berner Oberland im Nordwesten schließen, so wie dies die Blümlisalp im Südosten thut. Tief zu unseren Füßen im unteren Haslithal, floß, von Meiringen kommend, unsere Freundin, die Aare. Hermes rief der „mit Gletschermilch genährten Tochter des Finsteraarhorns“ dithyrambische Grüße zu, und trug ihr ein Lebewohl an die zwei Seen, denen sie entgegeneilt, an Interlaken, Thun und Bern, die sie durchfließt und umspült, als an liebe Bekannte auf. „Es muß Dir wohlgefallen im schönen Schweizerlande“, rief er ihr zu, „daß Du es in so weitem, nach Westen ausgebogenen Zirkel durchziehst, um endlich in den Rhein zu fallen, dessen Wasser Du verdoppelst. Wenn ich künftig in Deutschland die Wellen des Rheins rauschen höre, werde ich aus den Stimmen der in ihm versammelten Wasser Deine Stimme, Du Schweizerkind, heraushören. Du wirst mir von Deinen Eisbergen, Gletschern, Felsenkolossen, Wasserstürzen, frischgrünen Alpen und Städten erzählen und auch von meinem Lieb, das mir an Deine Ufer gefolgt ist. Ich gehe zu Deiner Schwester, der Reuß, die sich nordwärts mit Dir vereinigt. Auf Lebewohl jetzt! Wir sehen uns, so Gott will, auf dem Rückweg wieder“.

Ich hatte einige Mühe, diesen Leichtfüßen nachzukommen. An einer Stelle, wo ein Wäldchen köstlichen Schatten gab, machten wir Halt, um den Wagen, den wir weit hinter uns gelassen hatten, zu erwarten. Es war ein trauliches, von den Vögeln vielgeliebtes Plätzchen, die theils durch die Büsche schlüpften, theils um ein in Gräsern und Blumen halbverstecktes Bächlein geschäftig waren, dessen Wasserperlen sie von den Halmen und Blättern naschten. Auf einer Rasenbank sitzend, lauschten wir eine Weile dem Lockruf und Gesang der kleinen Kehlen. Dann stand die junge Frau plötzlich auf, nahm ihr Hütchen ab und begann mit glockenheller Stimme zu singen:

Bin ich in den Wald gekommen,
Und der Vögel helle Lieder
Schallen von den Zweigen nieder,
Sag' ich: Brüder seid willkommen!

Brüder sind wir und Gesellen;
Sang und Klang ist unser Leben,
Melodie'n, von Gott gegeben,
Die der vollen Brust entquellen.

Selig sitzt ihr auf den Bäumen —
Unbekümmert um das Treiben
Derer, die am Boden bleiben —
Eingewiegt von Liederträumen.

So auch ich. Auf leichten Schwingen
Schweb' ich nach den Wolken gerne,
Von den Ruhelosen ferne,
Die nach Gold und Ehre ringen.

Das Publikum, das diesen Gesang vernahm, nämlich die Vögel, der Doctor und ich, verhielten sich in sehr verschiedener Weise. Von den Vögeln waren einige, erschrocken über die mächtige Leistung, entflohen; andere hielten sich, einer solchen Meisterin gegenüber, stumm; der Doctor hing mit seligem Auge an den Lippen der Geliebten; ich, der Kapellmeister, lauschte als ein Kunstverständiger, von dem ein Urtheil erwartet wird.

„Wie schön haben Sie das nun wieder gesungen!" rief ich. „Wo haben Sie das nette Lied und die reizende Composition her? Mir ist Beides unbekannt".

„Das Lied ist von meinem Manne — Mann, wie schön klingt das doch! — gedichtet", sagte sie mit anmuthiger Handbewegung gegen ihren Gatten.

„Und von Frau Emma componirt", setzte der Doctor hinzu, indem er die Handbewegung neckisch erwiderte.

„Das ist ja vortrefflich, daß Mann und Frau sich so in die Hand arbeiten, daß zwei kunstbegabte Seelen zusammenfließen!"

Wir brachen auf, da wir den Wagen kommen sahen. Ich ging mit der jungen Frau voraus; Hermes folgte und notirte von Zeit zu Zeit eine Zeile in seine Schreibtafel. Offenbar war ein neues Gedicht im Entstehen begriffen. Der Gesang der Gattin hatte seiner Phantasie die Schwingen gelöst.

Ich erlaubte mir, der Frau Doctorin eine kleine Ausstellung in Bezug auf ihre Composition zu machen. Sie nahm meinen Vorschlag zu einer Aenderung gleich auf und probirte die Wirkung. Obschon der Weg noch immer anstieg, intonirte sie so kräftig aus hochgewölbter Brust, daß ich bitten mußte, sich zu schonen. „Mit solcher Stimme muß man haushälterisch verfahren", sagte ich; „eine solche Gottesgabe muß als ein leicht zerbrechliches Ding behütet werden".

Der Doctor blieb fortwährend zurück. Sie schaute sich wiederholt nach ihm um. „Gehen wir langsam und still weiter!" sagte sie, die Stimme dämpfend. „Ich sehe, daß ihm die Muse einen Besuch macht: da darf man nicht stören".

„Die Muse, Herr Kapellmeister", fuhr sie nach einer Weile scherzend fort, „ist die einzige Dame, die sein Herz mit mir theilt; da ist wohl kein Grund, eifersüchtig zu sein".

So plauderte sie heiter fort und wenn sie einhielt, summte sie irgend ein,

Liedchen. Wie eine Rakete warf sie, als der Weg nicht mehr anstieg, einen Triller von der reinsten Intonation in die Luft. Man konnte nichts Reizenderes hören, wie diese süße, grundfröhliche Stimme. „Fangen Sie ihn, wenn Sie können!" rief sie neckisch, dem Triller nachschauend.

„Denken Sie", fuhr sie fort, „welche Freude uns heute Abend um Sieben in Luzern bevorsteht! Die Eltern meines Edmund sind, wie fast jedes Jahr, ebenfalls in der Schweiz, aber sie haben uns allein reisen lassen, weil — weil — Nun, Sie begreifen selber, Herr Kapellmeister. Papa und Mama sind liebe, wirklich sehr liebe Leute; aber wenn der Engel Gabriel sich als unser Reisegefährte angemeldet hätte, ich hätte gesagt: Entschuldigen Sie, Herr Engel oder Herr Erzengel! Sehr viel Ehre für uns; aber diesmal sind wir lieber allein".

Sie schlug ein silbernes Gelächter über ihren Scherz auf. Ich glaube, wäre der Erzengel in persona zugegen gewesen und hätte dies Lachen gehört, er würde seine Zurückweisung durchaus nicht übel aufgenommen haben.

„Was wollt' ich doch sagen?" plauderte sie weiter. „O, ich bin so zerstreut! Heute kreuzt sich die Reise der Schwiegereltern mit der unserigen. Sie kommen, wie sie uns nach Interlaken telegraphirt haben, diesen Abend um Sieben mit dem Dampfboot Wilhelm Tell von Wäggis her den See herab. Es ist bereits für uns Vier im Luzerner Hof Quartier bestellt. Die guten Eltern wollen sehen, wie uns die Schweizerluft bekömmt. Nun, sie werden wohl zufrieden mit uns sein", setzte sie lachend hinzu, ein paar aufdringliche Löckchen von der blühenden Wange zurückstreichend und ihr Hütchen, das sie noch immer in der Hand hielt, ihrem Gatten wie zum Gruße entgegenschwenkend. „Nicht wahr, mein Junge?"

Hermes war zu weit zurück geblieben, als daß er diese Frage hätte vernehmen können; aber er sah die Bewegung des Hütchens und warf ihr eine Kußhand zu.

„Der Blick der Schwiegermutter auf die Schwiegertochter ist immer ein kritischer, Herr Kapellmeister; aber ich hoffe das Examen gut zu bestehen. Sie ist so gut, die Schwiegermutter! Und was den Schwiegerpapa betrifft, nun, der ist beinahe ein wenig verliebt in mich — sagen die Leute — und ich muß nur auf der Hut sein — sagt mein Mann — daß ich nicht verwöhnt werde".

Ich erwiderte, daß ich das von dem Schwiegervater sehr begreiflich finde. Sie erröthete ein wenig und half sich mit einem neuen Triller über die kleine Verlegenheit hinweg.

„Mein Mann", plauderte sie weiter, „hat, als er in Bonn studirte, einem Ruderklub angehört und weiß vortrefflich mit dem Ruder umzugehen. Heute Abend, wann die Eltern mit dem Dampfboot kommen, nehmen wir Zwei einen Kahn und fahren ihnen entgegen. O, das wird allerliebst sein!" setzte sie in die Hände klatschend hinzu. Und wieder trillerte sie.

„Wenn es wahr ist, was die Brahmanen der alten Inder lehrten", sagte ich, „daß unsere Seelen, bevor sie in dies Leben treten, durch Thierleiber gegangen sind, so glaube ich, daß Sie eine Singdrossel oder eine Nachtigall gewesen sind. Die Drosseln sitzen auf den äußersten Aesten der Bäume und eifern einander zum

Singen an. In ähnlicher Weise sind Sie so sangesfroh, daß Sie nur der leisesten Anregung bedürfen, um Ihr musikalisches Herz auszuströmen".

„Wenn meine Seele einmal in einem Vogel steckte, so war es eine Lerche — eine himmelansteigende Lerche".

Dabei sah sie so empor und warf eine Reihe brillanter Triller in die Luft, was die Italiener eine catena di trilli nennen. Es war wie der Goldregen eines Feuerwerkes.

Wir stiegen jetzt wieder in den Wagen und rollten rapidamente die Nordseite des Brünig hinab bis Luzern, wo unsere tapferen Rößlein eine Stunde rasteten. Als wir nach Alpnach-Gestad kamen, nahm uns ein Dampfboot mit den Passagieren, welche die Brienzer Post brachte, zu kurzer Fahrt nach Luzern auf. Der Pilatus, dessen mächtigen Fuß wir umkreisten, dünkte uns so verlockend, daß wir für den folgenden Tag eine Tour auf denselben verabredeten.

„Die Eltern", sagte Hermes, „die überhaupt von Luzern aus einige Ausflüge mit uns machen wollen, nehmen Sessel; wir Drei besteigen Pferde. Der Himmel scheint unserem Vorhaben günstig, da der Pilatus seine Nebelkappe aufgesetzt hat nach der alten Wetterregel: Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut".

Ich hatte mir ein Quartier in dem Hotel Rigi unweit der Reußbrücke bestellt und versprach, noch an jenem Abend nach dem Luzerner Hof zu kommen, um das Nähere festzustellen.

Als wir uns die Hände zum Abschied schüttelten, fuhr mir der seltsame Gedanke durch den Kopf: sollte es zum letzten Mal sein, daß mir dies schöne, glückliche Paar begegnete?! Sie stehen jetzt auf einer Höhe, von der alle Wege abwärts führen. Wie, wenn die Hand, welche unsere Geschicke ordnet, aus den Wolken griffe und sie plötzlich hinwegführte?! Man könnte dann sagen: Zwei Leben ohne Mißklang sind erloschen; zwei Stimmen, die harmonisch zusammenklangen, sind verstummt. Es war nur ein kurzer Gedanke, der wie ein schwarzer Vogel an meiner Stirn vorüberschwirrte.

Als sie gegangen waren, wandte sich die Doctorin noch einmal um. „Auf dem Esel (der höchsten Spitze des Pilatus) sing' ich Ihnen noch ein Liedchen, Herr Kapellmeister".

Nachdem ich im „Rigi" Besitz von meinem Zimmer genommen und mich ein wenig erfrischt hatte, ging ich nach dem Schweizerhof-Quai, dem Stelldichein aller Fremden, um mich der frischen Seeluft, die nach dem heißen Tage doppelt wohl that, und des bekannten Alpenpanoramas, das sich hier entfaltet, zu erfreuen. Ich war nicht lange in der bunten Menge, die hier flanirte, auf und abgegangen, als ich den „Wilhelm Tell", das mächtige Boot, seeabwärts kommen sah. Mit starker Brust, den vergoldeten Helden mit der Armbrust zeigend, durchfurchte es die hellgrüne Fluth und warf mit kräftigen Schaufelschlägen rechts und links die Wasser zurück, so daß der gepeitschte See mächtige Wellen schlug. An der Stelle des Boots, wo die Landungsbrücke angelegt zu werden pflegt, stand ein bejahrtes

Ehepaar: das mußte der Bankier Hermes mit seiner Gattin sein; denn der alte Herr hatte seinen grauen Filz von dem weißen Kopfe genommen und grüßte ununterbrochen damit, und die alte Dame, deren Silberlöckchen im Winde wehten, schwenkte unablässig ihren Sonnenschirm. Wohin grüßten sie? Das junge Ehepaar stand nicht mit uns auf dem Quai. Doch halt! da kamen sie in einer rothen Gondel, auf der Woge tanzend, heran! Der Doctor führte geschickt das Ruder. Die Doctorin ließ stehend ihr Tuch flattern.

„Nimm Dich in Acht, Edmund!" rief der Bankier von dem „Wilhelm Tell" herunter. „Unser Boot schlägt starke Wellen".

„Pah!" erwiderte Dieser lachend, „dies Kunststück haben wir in Bonn hundertmal gemacht".

Kaum hatte er dies gesagt, als plötzlich die kleine Gondel umschlug, sei es, daß er eine falsche Bewegung mit dem Ruder gemacht hatte, sei es, daß die Welle von dem großen Boote ihm zu mächtig war. Der Doctor zeigte sich als ein guter Schwimmer; denn er schlug das Wasser mit rüstigen Armen; aber die Doctorin, die nach ihrem Sturz in den See wieder aufgetaucht war, klammerte sich verzweifelt an ihn und zog ihn in die Tiefe. Noch einmal kamen sie wieder zum Vorschein; er hielt sie in der Linken und ruderte mit der Rechten dem Ufer zu. Dann aber verschlang sie das Wasser und sie kamen nicht wieder zum Vorschein.

Auf dem Dampfschiffe und am Ufer war ein Zusammenlauf bestürzter Leute; Schreie der Angst und des Mitgefühls ertönten von allen Seiten. Der Kapitän des „Wilhelm Tell" ließ sein Rettungsboot hinab; Kähne und Gondeln stießen vom Ufer ab; man suchte mit Rudern und Stangen nach den Verschwundenen. Umsonst! Der grausame See floß spiegelglatt und wie unschuldig über die Unglücksstelle dahin. Erst nach einer langen, peinlichen Stunde, nachdem die Nachforschungen bei Fackelschein fortgesetzt worden waren, wurden sie weiter abwärts bei der Reuß-Brücke gefunden. Es war schwer, die Leiche der jungen Frau von der des Gatten zu lösen, so fest hielt sie ihn noch im Tode umklammert. Man brachte sie nach dem Gasthofe. Alle Versuche der herbeigeholten Aerzte, sie in's Leben zurückzurufen, waren natürlich vergeblich. Es blieb nichts übrig, als dem Würger Tod seine Beute zu überlassen.

Wer beschreibt den herzzerreißenden Schmerz der Eltern um den einzigen hoffnungsvollen Sohn? Die alte Mutter wurde ohnmächtig vom Schiffe in den Gasthof getragen; der Vater folgte mit strauchelnden Schritten an dem Arm eines mitleidigen Passagiers, indem er mit lallender Stimme jedem, der seine Kinder lebendig oder todt dem See entreißen würde, eine hohe Belohnung bot. Die allgemeine Theilnahme war außerordentlich. Viele Frauen weinten und erhoben laute Klage.

Auf den Wunsch des Bankiers räumte der Wirth des Luzerner Hofs einen der kleineren Säle seines geräumigen Gasthauses den Verunglückten ein. Dort wurden sie nebeneinander gebettet, sie mit einem Rosen-, er mit einem Lorbeerkranze — das Lager überstreut mit Blumen, umstellt von Oleander-,

Myrten- und Lorbeerbüschen. Ganz wie Schlafende lagen sie da; unwillkürlich trat man leise auf, um sie nicht zu wecken. Die halbe Stadt, natürlich auch ich, wallfahrtete nach ihnen. Der Tod hatte sie nur sanft berührt, nicht entstellt. Eine Italienerin, die hinter mir im Rundgang kam, nannte sie in ihrer wohlklingenden Sprache, „zwei Lilien, die der Tod im frischesten Glanze der Jugend geknickt hat“.

Ich sah auch die tiefgebeugten Eltern; ich hatte ja ein Recht dazu, da ich zuletzt noch mit ihren Kindern zusammengewesen war. Ich fand einen würdigen Geistlichen bei ihnen, dessen frommer Zuspruch ihren Schmerz etwas zu lindern schien. An der Eltern Statt begleitete ich die zwei reichbekränzten Särge zu Grabe. Hunderte von Luzernern, obgleich im strengen Katholicismus auferzogen, von zwei Priestern im Ornat geführt, hatten sich dem Trauerzuge der Protestanten angeschlossen. Ein Chor sang unter meiner Leitung am Grabe. Die Bestattung fand auf dem herrlich gelegenen, weitschauenden Kirchhof der Protestanten über der Küßnachter Straße statt.

Zwei Jahre später führte mich mein Weg wieder nach Luzern. Mittlerweile hatte sich Bankier Hermes von den Geschäften zurückgezogen und sich unfern jenes Gottesackers eine Villa gebaut, wo er mit seiner Gattin lebte. Ich versäumte nicht, die beiden Alten in ihrem durch Natur und Kunst reichgeschmückten Sitze aufzusuchen, um meine Erinnerungen an ihre Kinder mit ihnen aufzufrischen. Die alte Frau konnte gelähmt den Sessel nicht mehr verlassen. „Wir Alten“, sagte sie, „leben noch immer, wie Sie sehen. Der Tod geht an unsern grauen Häuptern vorüber und berührt dafür die lockigen Scheitel der Jugend. Wer löst solche Räthsel? Der letzte Sonnenstrahl, der mir noch leuchtet, ist die Hoffnung, bald mit meinen Kindern vereinigt zu werden“.

Sie las mir einige tiefempfundene Gedichte ihres Sohnes vor und schenkte mir ein Bändchen seiner lyrischen Sachen, neu aufgelegt seit seinem Tode, wovon ich seitdem Einiges componirt habe. Zwei sprechend ähnliche Photographien Edmunds und Emmas hatte ich schon früher brieflich von ihr erhalten.

„Du solltest den Herrn Kapellmeister doch auch in unseren Garten führen“, sagte sie, als ich scheiden wollte, zu ihrem Gatten.

„Du weißt“, erwiderte Dieser, „daß ich das niemals vergesse. Kommen Sie! Wer uns hier oben besucht, muß auch unseren Garten und das Monument sehen“.

Er nahm sein Sammtkäppchen und führte mich mit wankenden Schritten durch den Park, in dessen Mitte die Villa Hermes liegt. Was die Kunst des Blumen- und Landschaftsgärtners vermag, war hier geleistet. Es galt, ein im Hang des Berges liegendes Gartengelände in Harmonie mit dem großartigen See- und Alpenpanorama zu setzen. Dies war dem von München berufenen Meister vollkommen gelungen. Der alte Bankier, welcher der Welt noch nicht

so weit abgestorben war, wie seine Gattin, zeigte mir mit Wohlgefallen seltene Blumen, springende Wasser und die Palmen in den Pflanzenhäusern. Freilich verschwand dies Alles neben dem weiten Garten der Natur, der sich von der großen Terrasse den erstaunten Blicken darbot.

„Wenn man der Erde Leid vergessen kann, so ist es hier", sagte ich zu ihm.

„Daß wir dies nicht thun, sollen Sie jetzt sehen".

Mit diesen Worten nahm er mich bei der Hand und führte mich auf einem kurzen Pfad aus dem Park nach dem angrenzenden protestantischen Kirchhofe, in dessen Mauer für ihn und seine Gattin ein besonderes Pförtchen hergerichtet war. Hier bot sich mir ein überraschender Anblick.

Auf der Stelle, wo wir vor zwei Jahren das junge Paar bestattet hatten, stand in länglichem Viereck ein kleiner Tempel aus weißem Marmor: korinthische Säulchen mit vergoldeten Kapitälen von ungemein zierlicher Gestalt trugen das flache Dach. In dem offenen Raume, zu dem man auf wenigen Stufen anstieg, lagen die Marmorfiguren Edmunds und Emmas in ähnlicher Art gebettet und als Schlafende dargestellt, wie Rauchs Königin Luise, jedoch ohne künstliche Beleuchtung, wie man sie in dem Mausoleum zu Charlottenburg sieht. An der Lagerstatt Edmunds war der Genius der Dichtkunst mit Tafel und Griffel, an der Emmas der Genius der Musik mit der Lyra, begeistert empor schauend und den Mund zum Gesange öffnend, in erhabener Arbeit dargestellt. Vertrocknete und frische Kränze lagen in reicher Zahl umher. Ich legte den Strauß, den mir der Gärtner des Bankiers gebunden hatte, zu Emmas Füßen nieder.

Eine gute Weile standen wir mit entblößten Häuptern andächtig in dem Tempel. In diesem Augenblick begannen die mächtigen Glocken der Stiftskirche unten in Luzern zu läuten.

Die Stufen des kleinen Tempels mit dem Alten hinabsteigend, sagte ich: „Hier nimmt die Kunst dem Tode seinen Stachel".

An dem Architrav las ich, mich umkehrend, die Worte:

Wir sind nicht todt, wir schlummern nur.

Als ich auf dem Wege nach Luzern einen Richtweg durch die Aecker anschlug, stieg plötzlich eine Lerche aus der nächsten Furche auf und jubilirte, sich in gleicher Höhe über mir haltend, aus dem blauen Aether herab.

Bist Du wieder eine Lerche geworden, Emma, und ist dies das Liedchen, das Du mir versprochen hast?

Frankfurter Tonkünstler vergangener Zeit.

Von

Ferdinand Hiller.

— Köln. —

Ist es die Folge der alternden Eindrucksfähigkeit, die den Gestalten aus der Jugend so scharfe Umrisse verleiht, oder glätten sich heutigen Tages durch verstärkte Reibung die Ecken und Spitzen der Individualitäten in höherm Grade ab? — ich weiß es nicht zu entscheiden. Aber mir däucht, daß sich gegenwärtig in keiner deutschen Stadt ein Kreis so eigenartiger Tonkünstler vereinigt findet, wie er sich in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts in Frankfurt am Main, meiner schönen Vaterstadt, gebildet hatte. Kein Talent ersten Ranges gehörte in denselben — vortheilhaft, zum Theil weithin bekannt, waren alle. Geboren in den Jahren 1770 bis 1790 zwischen Rhein, Main und Donau, befand sich nur ein Ausländer, kein einziger Frankfurter unter ihnen. Nach mancherlei Schicksalen, Reisen, Aufenthalten in der Fremde, hatten sie sich allmählich in der lieblichen Mainstadt behaglich festgesetzt, waren dort in verschiedenartiger Weise künstlerisch thätig, — und fast alle auch ruhen dort aus von den Beschwerden dieses Lebens. Mehr oder weniger waren sie im damaligen eng-gemüthlichen Frankfurt zu public characters geworden (ich weiß keinen deutschen Ausdruck dafür); man nannte sie leise, wenn man ihnen in den Promenaden begegnete — man zeigte sie sich in Concerten. Während meiner frühesten Knabenjahre hatte ich das Glück von ihnen allen gemocht zu sein — später wurden mir einige derselben zu aufrichtigen Freunden, während keiner der andern meinem Gesichtskreis entschwand, ehe er seinen Abschied auf ewig genommen. —

Als sein treuergebener Schüler nenne ich zuerst Aloys Schmitt, welchem seine Klavierübungen eine Popularität verliehen, die er jedenfalls lieber durch andre bedeutendere seiner Leistungen gewonnen hätte. Gegen dergleichen ist aber nichts zu machen. Ich war ein neunjähriger Knabe, als er, auf Ersuchen meiner

Eltern, eines Abends, im Winter, bei uns eintrat; seine äußere Erscheinung berührte mich auf's Lebhafteste. Die braune, tief auf die Stirn herabgezogene Pelzmütze, der vom Schnee bedeckte Mantel, gaben ihm, in meinen Augen, etwas Hochromantisches — dazu die hohe Gestalt, die langen Haare und der tiefe Blick der blauen Augen, der sich oft in unergründlicher Träumerei oder transscendentalem Nachdenken aufzulösen schien. Nachdem ich ihm etwas vorgefingert, willigte er ein, mich als einen seiner Schüler anzunehmen, deren er zu jener Zeit eine kleine Schaar, (alle bedeutend älter als ich,) um sich versammelt hatte. Der romantische Eindruck, den ich im ersten Augenblicke empfangen, erwies sich für die nächsten Jahre als ein dauernder und gerechtfertigter. Schmitt schwärmte für Jean Paul, für Uhland, er schwärmte für seine Kunst, für unsere großen Meister, er schwärmte in seinen eigenen Compositionen, er schwärmte aber vor allen für eine schöne, hochgebildete Semitin, die er auch als Gattin heimführte, um an ihrer Seite ein langes, glückliches Leben zu vollenden. In hohem Grade beherrschte mein neugewonnener Lehrer die Rede und meine flammende Liebe zur Musik fand in seinen exaltirten Ergüssen stets neue Nahrung. Sonderbarer Weise hörte ich ihn sowohl damals, als später, fast nie Klavier spielen und es blieb mir nur eine unklare Erinnerung an das, was sein Talent so hervorstechend und, seitens bedeutender Künstler und Kunstrichter, so preisenswerth gemacht hatte. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich sage, daß er, neben bedeutender Technik, durch eine gewisse Ueberschwänglichkeit des Vortrags sich auszeichnete, welche in jener Epoche ganz besonders hervorzutreten geeignet war.

Aloys Schmitt war der Sohn eines Cantors in Obernburg, einem kleinen Städtchen am oberen Mainufer und blieb, so lange der Himmel es erlaubte, mit seinen biederen Eltern in einem patriarchalischen Verhältniß. Auch seinen Jugendgewohnheiten blieb er treu — er liebte es außerhalb der Stadt zu wohnen und war ein leidenschaftlicher Jäger. Ich mochte zehn Jahre alt sein, als ich während der Schulferien auf acht bis zwölf Tage mit meinem Lehrer nach Obernburg ziehen durfte — mein Vater erwartete von dieser Reise eine wunderbare Förderung meiner musikalischen Fertigkeiten — aber Schmitt jagte und ich plünderte die Pflaumenbäume. Zu jener Zeit wohnte er am äußersten Ende der berühmten Frankfurter Vorstadt Sachsenhausen in ländlicher Zurückgezogenheit. Er versammelte oftmals dort seine, sich der Musik professional bestimmenden Schüler, die dann ihr Bestes thun mußten, um sich gegenseitig auszustechen — ihr Bestes bedeutete zwar nichts Ausgezeichnetes — die ganze Art des Zusammenseins hatte jedoch einen kameradschaftlichen, treuherzigen Charakter — es war ein Meister mit seiner Schule — der Glaube und die Begeisterung spielten die Hauptrolle. Mir verschaffte meine übermäßige Jugend eine bevorrechtete Stellung unter den jungen Männern, die sich darin gefielen, mich zu verziehen. Manchem von ihnen begegnete ich in späteren Lebensjahren hier und dort wieder, theilweise in guten gesicherten Stellungen, zu unserer gegenseitigen Freude.

Nachdem Schmitt in München und in Berlin, namentlich aber in Hannover, wo der Herzog von Cambridge ihn sehr auszeichnete, längere Jahre gelebt hatte, siedelte er sich in Frankfurt an, um diese, seine zweite Vaterstadt, nicht mehr zu verlassen. Sein Leben dort trug mehr den Charakter des Wirkens eines begüterten und begeisterten Kunstfreundes, als eines, zu ewigem Kampfe gezwungenen Tonkünstlers. Er beschäftigte sich zwar mit der Ausbildung junger Pianisten und componirte eine große Anzahl von Werken aller Gattungen, von welchen allzu wenige bekannt geworden sind — trat aber selten in die Oeffentlichkeit. Die allgemeinste Hochachtung wurde ihm zu Theil. — Bald schon nannte man ihn den „alten Schmitt", da sein Sohn, der jetzige vortreffliche Hofcapellmeister in Schwerin, durch sein frühzeitiges Talent und da er den Vornamen des Vaters trug, als „der junge Schmitt" bezeichnet wurde.

Schon nachdem mir die ersten Klavierstunden von ihm geworden, führte mich Schmitt zum „alten Vollweiler", einer anderen bedeutenden Persönlichkeit der Gruppe, der diese Blätter gelten; ich genoß durch mehrere Jahre dessen ununterbrochenen Unterricht in Harmonie und Contrapunkt.

Von Hause aus war Vollweiler Violoncellist in der Manheimer Capelle gewesen — schon dort hatte er ein solches Ansehen als Theoretiker gewonnen, daß der vielgenannte Joh. Ant. André sich zu ihm begab, um seine Studien zu vervollständigen. In Frankfurt verlebte er dann lange Jahre als einer der geachtetsten Lehrer (auch des Clavierspiels) und beschloß sein wirkungsvolles Dasein bei seiner in Heidelberg verheiratheten Tochter. Sein Sohn, der in Rußland eine erfolgreiche Laufbahn als Pianist begonnen hatte, starb im besten Mannesalter.

Man kann sich keinen größeren Gegensatz denken, als den der Persönlichkeit Vollweilers zu dem Bilde, das man sich gemeinhin von einem Theoretiker zu machen pflegt. Zwar nicht in seiner äußeren Erscheinung! denn er war lang und hager, grau und kahl, seine Züge waren von ruhigem, wenig hervorstechendem Ausdruck. Aber welch ein sprudelnder Eifer, welch eine Leidenschaftlichkeit, sobald er zu sprechen begann! Seine Worte stolperten über einander, seine trotzdem durchaus klaren Auseinandersetzungen brachten ihn fast zur Athemlosigkeit — fieberhaft gab er seinen Ueberzeugungen Ausdruck. Er hatte seine Lehre vollständig schriftlich ausgearbeitet — nicht weniger die dazu gehörigen Uebungen (auch für's Clavierspiel), ohne sie zu veröffentlichen — die Schüler mußten sich die Hefte abschreiben. Ueber die Maßen reichhaltig war die Art und Weise, wie er, namentlich in der Harmonielehre, seine Zöglinge zu beschäftigen, ihre Fertigkeit auszubilden beflissen war. Ich erinnere mich, daß er mir auf Spaziergängen modulatorische Aufgaben stellte, die ich, selbstverständlich ohne Papier und Clavier, durch genau bezeichnende Nennung der sich folgenden Accorde zu lösen hatte. Dann mußte ich wieder schriftliche Analysen Bach'scher Fugen, Mozart'scher und Beethoven'scher Sonaten aufsetzen. Der Unterricht war ihm eine Lust und obschon er den ganzen Tag nichts anderes that, schien er nie an Ermüdung, viel weniger an Ueberdruß zu

leiden. Fand man ihn dann Abends in dem hintersten Winkel eines Concertsaales, so konnte man darauf zählen, in jeder Pause den eingehendsten, eifrigsten Besprechungen des eben Gehörten lauschen zu dürfen — er war, mit seinen Schülern wenigstens, Lehrer immer und überall.

Den beiden genannten Männern stand J. A. André sehr nahe — er hatte (wie schon erwähnt), obwohl nur um wenige Jahre jünger als Vollweiler, eine Zeitlang unter dessen Leitung gearbeitet. Aloys Schmitt hingegen hatte seine besten Lehrjahre im Hause Andrés verlebt. Obschon Letzterer im benachbarten Offenbach wohnte, kam er so oft nach Frankfurt, daß man ihn, ohne allzu ungenau zu sein, zu den Tonkünstlern der freien Stadt rechnen kann. Man darf eine allgemeine Kenntniß dieser Localitäten und Beziehungen voraussetzen, nachdem Goethe den Vater Andrés als seinen Jugendfreund und Jugendcomponisten, und Offenbach durch seine Liebe zu Lili unsterblich gemacht hat. Offenbach ist zwar durch mannigfaltige ausgezeichnete Fabriken, ganz besonders auch durch seine Pfeffernüsse eine berühmte Stadt geworden; den hübschen poetischen Heiligenschein, von dem es umstrahlt ist, verdankt es jedoch Goethe und — den beiden Andrés, Vater und Sohn. Letzterer war eine hochinteressante Persönlichkeit. Nicht ohne Aehnlichkeit mit Vollweiler in seiner großen Lebendigkeit, seiner übersprudelnden Rede, seinen musikalischen Anschauungen, hatte er vor letzterem doch vieles voraus. Er mußte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein, mit seinen leuchtenden Augen und den feingeformten Lippen — eine angeborene und anerzogene Freiheit zeigte sich in der Leichtigkeit seines Benehmens — er war viel gereist und in mannigfache Berührungen mit bedeutenden Männern gekommen — geistreich, zuweilen paradoxal in seinem Urtheil — dabei begabter Tonsetzer, angesehener Verleger, — Hofrath, um mancherlei anderes mit einem Wort zu bezeichnen.

Sein Haus, das noch obendrein in seinen Mauern eine schöne Tochter (sie wurde die Gattin des berühmten Pianofabrikanten Streicher in Wien) und die sämmtlichen Manuscripte Mozarts barg, war eine Art von Wallfahrtsort für alle Tonkünstler geworden, die Frankfurt besuchten. Zu plaudern oder vielmehr zu discutiren und zu disputiren, Musik zu machen, seine Schätze mancherlei Art zu zeigen, dazu war André stets bereit. Um die Herkunft eines Accordes zu beweisen, bestieg er sechs Mal in einer Viertelstunde die Leiter seiner Bibliothek, hier einen Band Kirnberger, dort ein Manuscript oder eine alte Partitur hervorsuchend. Sein Steckenpferd war die richtige Declamation der Worte in der Vocalmusik. Eine große Anzahl von Liedern und Gesängen, die er herausgegeben, und unter welchen sich einzelne sehr hübsche befinden, schienen fast mehr in der Absicht componirt, Beispiele für die Behandlung des Textes zu geben, als einem schöpferischen Drange Genüge zu leisten — die Specialisten des Wortausdruckes und der Silbenbetonung würden in seinen derartigen Productionen sicherlich überaus schätzbares Material finden. Ich hatte oft die Freude, ihn nach seinen Besuchen in Frankfurt, in Gesellschaft des Einen oder Anderen, nach Offenbach zurück-

begleiten zu dürfen; das Bild des alten Herrn, wie er, seinen Rock auf die Schulter werfend, in Hemdsärmeln frisch drauf los ging, ohne einen Augenblick das Gespräch in's Stocken gerathen zu lassen, steht mir noch sehr lebhaft vor Augen.

Zu diesen beiden Männern der älteren Generation, aus den Siebziger Jahren, gehörten noch die beiden Brüder Hoffmann, in Mainz gebürtig. Schon als Knaben hatten sie sich, der Eine als Geiger, der Andere als Pianist hervorgethan und bewahrten, als eine Art von Adelsdiplom, die glorreiche Erinnerung an ihr Auftreten vor Mozart, als dieser zur Krönung Kaiser Leopolds in Frankfurt concertirte. Man sagte, Mozart habe mit dem Einen vierhändig gespielt und sich von dem Andern einige seiner Sonaten begleiten lassen. Der Interessantere war jedenfalls der Clavierspieler, den man den „russischen Hoffmann" nannte, weil er während einer längeren Reihe von Jahren in Petersburg gelebt und sich dort eine finanzielle Unabhängigkeit erobert hatte. Ein kleines, stark verwachsenes Männchen, trug er nicht allein die unerwünschte Gabe, mit welcher der Himmel ihn ausgezeichnet, sondern auch den Kopf, hoch, und bewegte seine kleine Gestalt mit ruhigem, vornehmem Anstande. Tagtäglich konnte man ihn die Promenade bedächtigen Schrittes und mit der Miene ernsten Nachdenkens durchwandeln sehen. Von Hause aus nicht zum Musiker bestimmt, hatte er eine wissenschaftliche Erziehung genossen und war ein bedeutender, leidenschaftlicher, ich glaube auch bekannter Entomologe — seine Käfer- und Schmetterlingssammlungen wurden viel bewundert. Sein Clavierspiel, was denn doch die Hauptsache, war etwas trocken und zopfig, doch nicht ohne Anmuth; von der peinlichsten Sauberkeit, Klarheit und Nettigkeit. Einige Claviercompositionen, die er veröffentlicht hat, besitzen dieselben Eigenschaften. Sein Gott war Mozart — unter den Pianisten betrachtete er Field, mit dem er in Rußland viel verkehrt hatte, als den Propheten. Auch seine Redeweise und sein Urtheil waren präcis und scharf. Von der Oeffentlichkeit hatte er sich gänzlich zurückgezogen wie auch von der Thätigkeit als Lehrer. Doch studirte er mir, während einer der langen Pausen, die in meinem Clavierunterricht durch die Reisen Schmitts eintraten, einige Stücke ein; ich glaube, nie mehr seitdem irgend etwas so fleckenlos gespielt zu haben.

Der Bruder, ein großer, stattlicher Mann, als classischer Geiger geschätzt, war durch den größten Theil seines Lebens Concertmeister im Frankfurter Orchester — ein paar Mal, während des einen oder des andern Interregnums, genoß er auch der capellmeisterlichen Gewalt. Seine allzugroße Ruhe zeigte sich nicht allein in der vollkommenen Gleichgiltigkeit, mit welcher er den Dirigentenstab annahm und niederlegte, sondern auch in der Art, wie er ihn führte — eines ging aus dem andern hervor. Trotzdem liebte er seine Kunst und war ein durchgebildeter Tonsetzer, wovon seine Duette für Violine und Violoncell, deren er eine größere Anzahl geschrieben und von welchen

man fast jedes Mal in seinem alljährlichen Concerte eines zu hören bekam, unwiderlegliche Beweise geben würden — wenn man sie suchte.

Ich gelange nun zu jenen Tonkünstlern aus den achtziger Jahren, von welchen mein Lehrer Aloys Schmitt der jüngste gewesen. Fast in demselben Alter stand Carl Guhr, über ein Vierteljahrhundert in Frankfurt als Capellmeister und theilweise auch als Theaterdirector thätig — einer der populärsten Männer meiner Vaterstadt in diesem Jahrhundert. Seine Persönlichkeit mußte einen eigenthümlichen Reiz ausüben — denn nicht allein deren Schwächen, auch die guten Eigenschaften, gehörten einer Gattung an, welche das damalige ruhige, sittsame Frankfurt eigentlich hätte perhorresciren müssen — indeß es kommt ja häufig genug vor, daß die untadeligsten Frauen sich für sogenannte liebenswürdige Taugenichtse begeistern, vollends wenn sie nach irgend einer Seite hin begabt sind. Begabt aber war Guhr in hohem Grade. Von Geburt ein Schlesier, ermangelte er nicht der Gewandtheit, der Leichtigkeit, in Sprache und Wesen, wie man sie diesem Volksstamme nachrühmt. Frühreifer Musikus und zwar Virtuose auf dem Clavier, der Geige, ja sogar der Clarinette, geübter Componist, hatte er sich seit seinem 16. Jahre in mancherlei Städten als Dirigent herumgetrieben und zuletzt in Cassel eine gute Stellung gefunden. Was ihn bewogen, die hessische Residenz mit der freien Stadt zu vertauschen, weiß ich nicht — der Kurfürst aber hatte den guten Einfall, Spohr an seiner Statt zu berufen. Auch einige Opern hatte Guhr aufgeführt — unter anderm es unternommen den Text der Vestalin neu zu componiren, ohne jedoch durch seine Musik die Spontinische verdrängen zu können. In Frankfurt brachte er keines seiner Werke auf die Bühne — als Virtuose begnügte er sich damit, alljährlich einmal in seinem Beneficeconcerte sich auf dem Piano und der Geige hören zu lassen — die Direction der Oper, in allen Beziehungen, nahm ihn fast ausschließlich in Anspruch — auch die Museumsconcerte standen unter seiner fast absoluten Leitung. Es ist gar nicht zu leugnen, daß Guhr die Frankfurter Oper zeitweise zu hoher Blüthe gebracht, sowohl durch die Gesangeskräfte, die er zu vereinigen verstand, als durch die frische lebendige Weise, in welcher die Aufführungen zuwege kamen. Die Kehrseite war der unendliche Leichtsinn, der in allem hervortrat. Höchst ergötzlich war es, den mittelgroßen, lustig dreinschauenden Mann, mit seinen stets gebrannten braun-blonden Locken, seinen in allen möglichen und unmöglichen Farben schillernden Anzügen, am Pulte stehen zu sehen, die linke Hand gewöhnlich in die Seite gestemmt, mit der rechten den Taktstock schwingend, die Blicke überall hinsendend, wo sie nöthig oder auch unnöthig. Viel Detailarbeit wurde nicht verschwendet — aber es war Zug im Ganzen. Auch mit Zusetzen und Weglassen wurde es nicht allzu genau genommen. Schlimmer sah es zuweilen in den Museumsconcerten aus. Während unsere jüngeren Dirigenten die aufzuführenden Stücke auswendig lernen, sah sich Guhr ein neues Instrumentalstück gar nie an, ehe er an die Spitze des Orchesters trat. „Wie geht das Ding eigentlich? Sie kennen's

ja wohl?“ wandte er sich in einer Probe an mich, als Mendelssohns Ouverture „Die schöne Melusine“ beginnen sollte. Bei der ersten öffentlichen Aufführung der „Weihe der Töne“ von Spohr fand sich die kritische Stelle, wo drei verschiedene Motive zusammen erklingen, so ungenügend vorbereitet, daß Guhr dreimal von vorne anfangen mußte, um schließlich mit Mühe und Noth durchzukommen! „Es ist gar so schwer!“ wandte er sich lächelnd an's Publikum — und führte dann, als amende honorable, das Stück ein paar Tage später während eines Zwischenacts im Theater auf. Alles das schadete ihm nicht — und, was noch merkwürdiger, seine permanenten stets wechselnden Liebschaften, seine Schulden und schlimmere Dinge noch, die ihm vorgeworfen wurden, trugen eigentlich nur dazu bei, ihn zu popularisiren, da er beständig im Munde der Leute war. Sein Hauptaufenthalt war der Theaterplatz, wo er alle Wohnungen, die ihn interessierten, in der Nähe hatte, umherspazierte, Audienzen gab, Versammlungen hielt — eine Art von Zelt eines Höchst-commandirenden. Einer seiner gerühmtesten Geniestreiche war der, daß er, etwa ein Jahr, nachdem Paganini in Frankfurt aufgetreten, ein von ihm, Guhr, à la Paganini componirtes Concert öffentlich spielte und darin die Hauptkunststücke des berühmten Genuesen nachzuahmen versuchte. In der Folge gab er sogar eine auf Paganinis Styl beruhende und seine Spielweise erklärende Violinschule heraus. Sein Tod fiel in die ersten Monate der Achtundvierziger Bewegung, und dem Eindruck desselben thaten die Sitzungen in der Paulskirche Eintrag. Sicherlich aber gedenken noch viele ältere Frankfurter der Guhrschen Epoche als eines goldnen Zeitalters ihrer Oper.

In seiner Wirksamkeit mit einem solchen capellmeisterlichen Virtuosen nicht zu vergleichen, stand hoch über ihm der Schweizer Schnyder von Wartensee durch Herzens- und Geistesbildung. Der Musik, für die er nicht erzogen gewesen, hatte er sich in begeisterter Liebe zugewandt, in Wien studirt und sich in Frankfurt als Lehrer niedergelassen, nachdem er eine Zeitlang in dem bekannten Institut Pestalozzis zu Yverdon angestellt gewesen. Sein Klavier-spiel war gering, in der Tonsetzkunst hatte er jedoch nicht allein die gewissen-haftesten Studien gemacht, sondern auch bedeutende contrapunktische Fertigkeit erlangt. Seine Neigung zum Scharfsinnig-Combinatorischen führte ihn vielleicht allzu sehr künstlichen Aufgaben zu und da er nicht eigentlich schöpferisch begabt war, zeichneten sich seine Compositionen mehr durch die Verbindung als durch die Erfindung der melodischen Gedanken aus. Doch ist ihm manches wohlgelungen — so z. B. war sein Chor „Ueber allen Gipfeln ist Ruh“, den man im Cäcilienverein oft sang, von schöner, ja poetischer Wirkung. In den Meisterwerken unserer Classiker lebte und webte er. Sein Ruf als Lehrer hatte sich weit verbreitet — aus England und Amerika kamen junge Leute, um bei ihm zu studiren. Unter seinen deutschen Schülern ist J. Rosenhain wohl der bedeutendste und bekannteste geworden.

Was Schnyder allen, die ihm näher kamen, lieb und verehrungswerth

machen mußte, war die geistvolle Frische seines Wesens, die Höhe seiner Anschauungen, die Wärme und Lebendigkeit, mit der er allem entgegenkam, was irgend die Theilnahme eines echten Mannes hervorrufen konnte. Er war ein humaner Mensch, wenn ich mir diesen halben Pleonasmus erlauben darf. Schon sein Aeußeres imponirte. Sehr groß und stark gebaut, wie man sich einen Vierwaldstätter Mann denken mag, trugen seine Züge den Ausdruck des Frohsinns, der Güte und Gescheidigkeit — aus seinen klaren Blicken zuckte nicht selten witzige Schlauheit hervor. Eigenthümlich wirkte seine Rede, da er das beste Deutsch mit dem stärksten schwyzerschen Accent versetzte. Stets lebhaft und anregend, wurde er doch nie heftig. Und sein Interesse erstreckte sich über alles, was Poesie und Kunst und Natur und Wissenschaft, allgemeine und private Verhältnisse darbieten. Seine Auffassungen trugen oft den Stempel der Originalität, stets den der Selbständigkeit — über allem aber und trotz einiger Eitelkeit, trat jene Heiterkeit des Geistes hervor, die, nur den bedeutendsten Menschen eigen, ihrem Wesen etwas Hochschwebendes verleiht, was ein klares Erkennen des Kleinen nicht ausschließt, aber sie selbst vom Kleinlichen so viel wie möglich, fern hält. So bot denn sein Gespräch eine Fülle von Belehrung und Anregung — seine Beurtheilung der Versuche, die man ihm vorlegte, war fördernd und auch dann ermunternd, wenn sie tadelnd ausfiel. Schon in meinen jüngsten Jahren schenkte er mir stundenlang die Freude seines Umgangs — ich erinnere mich, daß wir in kalten Winternächten uns bis um Mitternacht immer wieder gegenseitig nach Hause begleiteten. Zum letzten Mal sah ich ihn auf einem von mir geleiteten Niederrheinischen Musikfest, wohin er mit seiner zweiten Gattin gekommen war, jugendlich frisch, obschon im Jahre 1786 geboren. Er verschied in Frankfurt im Jahre 1868, als Letzter des Kreises, dessen Zierde er so lange gewesen.

Ueber den uns leider schon im Jahre 1837 entrissenen Freund, J. N. Schelble, durfte ich mich schon bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Jubiläums des Frankfurter Cäcilienvereins nach Herzenslust aussprechen. Er war der Gründer dieses, eines der ersten, der Zeit und dem Range nach, unter den Gesangvereinen Deutschlands und ich habe keinen Tonkünstler während meines langen Lebens kennen lernen, der in gleichem Maße den hohen Forderungen entsprochen hätte, welche an den Leiter einer solchen Institution gestellt werden müssen, wenn ihren bedeutsamen Zielen vollständig Genüge geleistet werden soll*). Schelble war eine ideale Persönlichkeit, ein nach allen Seiten hin durchgebildeter Musiker, vortrefflicher Sänger, ausgezeichneter Klavierspieler, verständnißvoller doch nie schriftstellernder Kritiker, fester und feuriger Dirigent — begeistert für sein Werk, — in seiner Thätigkeit

*) Während man in den Musiker-Lexikons einer großen Anzahl Namen von Leuten begegnet, die nie etwas bedeuteten, habe ich Schelbles Namen in den mir bekannten Sammlungen nirgends gefunden.

ebenso unermüdlich wie klug und energisch. Wie viel Bildung und Liebe zur ernsten Tonkunst er seiner Zeit in weiten Kreisen Frankfurts verbreitete, ist gar nicht zu sagen — das Beste, was die schöne Mainstadt nach dieser Seite hin besitzt, stammt noch von ihm her. Die Dankbarkeit, die ich ihm persönlich schulde, wird nie erlöschen, wie auch das Gefühl des Verlustes über sein allzufrühes Ende.

Indem ich die Gestalten jener Männer, die ich vor mehr als sechzig Jahren zum ersten Male gesehen, in meiner Erinnerung möglichst klar hervorzurufen und für sie die Theilnahme freundlicher Leser zu gewinnen suche, erfüllt mich die wohlthuende Empfindung bei meinen ersten musikalischen Anfängen den Antheil vortrefflicher Künstler genossen zu haben. Ich kann nur den Wunsch hegen, daß ein ähnlicher meinen letzten Arbeiten nicht fehlen möge, während ich aufrichtig bemüht bin, strebsamen Jüngern das zu leisten, was mir einst in so fördernder Weise zu Theil geworden ist.

Das zweite Gesicht.

Psychologische Studie

von

Carl du Prel.

— München. —

Was würde geschehen, wenn ein Literarhistoriker es sich beifallen ließe, aus einer Darstellung unserer Literatur Goethe hinwegzulassen, unter dem Vorwande, daß ein solcher Genius eine zu große Ausnahme sei, um in Betracht gezogen werden zu dürfen? Ohne Zweifel würden wir ihn einstimmig für einen Narren erklären. Wir würden mit Recht entgegnen, daß der Genius in der Literatur sogar in erster Linie in Betracht gezogen werden müßte, und zwar um so mehr, je seltener er wäre; denn von seinem großen Einflusse auf die übrige Literatur ganz abgesehen, wirft eine solche Ausnahmserscheinung auf das Wesen des menschlichen Geistes ein viel deutlicheres Schlaglicht als ein ganzes Schock von alltäglichen Literaten.

Nun gibt es aber ein Gebiet, in welchem die Naturforscher ein Verfahren ganz analog dem jenes Literarhistorikers, ganz gewohnheitsmäßig einschlagen: die Psychologie. Die abnormen und gerade darum interessanten Erscheinungen des menschlichen Seelenlebens werden in den betreffenden Handbüchern kaum erwähnt, ja oft principiell übergangen. Stillschweigend ausgesprochen liegt dieses Princip oft schon im Titel solcher Handbücher, z. B. wenn von einer „physiologischen Psychologie“ geredet wird. Hiedurch wird also ganz willkürlich die interessantere Hälfte unseres Seelenlebens aus dem Kreise der Forschung ausgeschlossen; ganz willkürlich wird die Grenze des subjectiven Verständnisses für eine objective Grenze der Natur ausgegeben. Oft werden zwar, der Wahrheit zu Liebe, auch Thatsachen angeführt, wie z. B. das zweite Gesicht, aber sie liegen darin unverdaut, wie der Glassplitter im Straußenmagen. Wenn so die Naturwissenschaft, indem sie alle Psychologie in Physiologie auflösen will, ihren Forschungskreis willkürlich zu eng stellt, ist es unvermeidlich, daß während einer-

seits die Untersuchungen immer mehr in's Detail gehen, und oft ganz Werthloses berücksichtigen, andererseits die wichtigsten Probleme unberücksichtigt bleiben. So kann es bald dahin kommen, daß wir eher Preisfragen erleben werden über die Magenkatarrhe der Infusorien oder die Beinbrüche der Gletscher-Flöhe, als über die räthselhaften Seiten unseres geistigen Bewußtseins.

Es geht also nicht an, den Accent der Forschung auf diejenigen psychologischen Thatsachen zu legen, welche sich durch ihre Regelmäßigkeit und Häufigkeit aufdrängen. Was bei der Beurtheilung der Menschen gilt, daß man die Stimmen nicht zählen, sondern wägen muß, muß auch den psychischen Thatsachen gegenüber gelten; auch diese müssen nicht abgezählt, sondern abgewogen werden, und ein einziges Genie ist weitaus wichtiger, als daß die ganze übrige Nation des Lesens und Schreibens kundig ist.

Die Erscheinung des zweiten Gesichts ist zudem eine Thatsache, die gar nicht bestritten wird. Das second sight (gälisch: Darasiule oder Taischitaragh) ist so häufig beobachtet worden, daß die Thatsache ein Recht hat, Berücksichtigung in unseren Systemen zu verlangen, und daß ein willkürliches Ignoriren bei einem Forscher geradezu Pflichtverletzung ist. Die Sache steht also einfach so: In einer physiologischen Psychologie giebt es keinen Platz für die Erscheinung des zweiten Gesichts; da nun aber diese eine Thatsache ist, so folgt daraus unmittelbar, daß jede physiologische Psychologie an Einseitigkeit leidet. Denn Thatsachen lassen sich eben nicht umstoßen; wohl aber ist ein jedes System ein von Irrthümern durchsetztes menschliches Machwerk.

Die willkürliche Vernachlässigung der räthselhaften Seiten unseres Bewußtseins hat große Nachtheile im Gefolge: es liegt im menschlichen Geiste das naturgemäße Bestreben, zu einem Abschluß in seinem Denken kommen zu wollen. Die objectiven Erscheinungen sind kein bloßes Aggregat vereinzelter Thatsachen, sondern zu einem organischen Ganzen verbunden. Diese organische Einheit soll sich wiederspiegeln in dem begrifflichen Abbilde der Welt, welches der menschliche Verstand aufführt; in einem Systeme sollten also alle Thatsachen umfaßt und logisch verbunden sein. Die Naturwissenschaft ist aber noch viel zu jung, um auch nur die Bausteine zu unseren Systemen alle herbeigeschleppt zu haben; da nun aber diese Systeme um so fester stehen, auf je mehr Thatsachen sie fußen, so machen die erwähnten Unterlassungssünden der Naturforscher ihre Nachtheile sogar noch in der Philosophie geltend.

Seit Jahrtausenden sinnt die Menschheit über die Bedeutung unseres Lebens, ohne daß wir wesentlich über Plato hinausgekommen wären. Dieses allein schon sollte uns den Gedanken nahe legen, ob es nicht besser wäre, weniger zu speculiren, dagegen die empirischen Thatsachen besser auszunützen, welche auf unser räthselhaftes Ich Licht werfen. Jene Erscheinungen, welche unser Bewußtsein nur selten herauskehrt, müßten um so mehr ausgenützt werden, als die regelmäßig und häufig zu beobachtenden uns den gewünschten Abschluß nicht leisten. Gerade diese nun werden von der Naturwissenschaft einem Vorurtheile zu Liebe ausgeschlossen, weil sie damit nichts anzufangen weiß. Die Naturwissen-

schaft treibt denselben Apriorismus, den sie seinerzeit der Hegel'schen Philosophie vorwarf: was in ihr apriorisches physiologisches System nicht paßt, bleibt unausgenützt liegen. Dieses ist aber eben so unlogisch, wie wenn die Geologie von Vulcanen nichts wissen wollte, weil ja die Berge in der Regel nicht feuerspeiend sind, oder wie wenn sich der Mineraloge auf die Kieselsteine beschränken wollte, weil sie häufiger sind als Edelsteine. Wenn ein bestimmter Schlüssel ein Schloß nicht zu öffnen vermag, so wird jeder Vernünftige einen anderen Schlüssel probiren, und nur der Eigensinn wird auf seinen Versuchen so lange bestehen, bis der Schlüssel abbricht. Das sollten sich unsere Naturforscher gesagt sein lassen, welche mit dem physiologischen Schlüssel alle psychologischen Probleme lösen wollen.

Das zweite Gesicht ist ein Zustand des menschlichen Bewußtseins innerhalb des wachen Lebens, wobei ein Fernsehen in Raum und Zeit stattfindet. Ein Ereigniß, das in oft großer Entfernung gerade stattfindet, oder ein Stück Zukunft wird vom Seher als gegenwärtiges Bild geschaut. Der Schwerpunkt des Problems liegt also darin, daß eine Wirklichkeit trotz räumlicher oder zeitlicher Entfernung geschaut wird. Die in der Physiologie beliebte Abfertigung derartiger Erscheinungen durch den Begriff der Hallucination — welche in anderen Fällen allerdings eine Rolle spielt — läßt also gerade den Schwerpunkt dieses Problems unerklärt, denn der mit dem zweiten Gesichte Behaftete ist ein Prophet, sei es, daß die Kunde des Ereignisses erst später eintreffen kann, sei es, daß es überhaupt erst in der Zukunft liegt.

Der Seher befindet sich also in einem Zustande der Ekstase innerhalb des Wachens. Dadurch unterscheidet sich das zweite Gesicht von anderen Zuständen des Fernsehens in Zeit und Raum z. B. vom somnambulen Hellsehen. Andere Unterscheidungsmomente sind, daß beim Wiedereintritt des gewöhnlichen Zustandes die Rückerinnerung an das Geschaute bleibt, und daß das Gesicht niemals eine religiöse oder übersinnliche Richtung nimmt, so daß auch die Erklärung durch religiöse Schwärmerei nicht zutrifft: die Gesichte bleiben ganz in der Sphäre des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens, betreffen meistens Todesfälle und Leichenbegängnisse, aber auch Hochzeiten, Geburten, Freundschaften, das Ankommen von Fremden, die dem Seher oft ganz unbekannt sind ꝛc. Sympathische Beziehungen des Sehers mit dem geschauten Bilde fehlen meistens ganz. Das zweite Gesicht findet sich auch fast ausschließlich bei Männern, und es ist sehr merkwürdig, daß oft das gleiche Bild von entfernt von einander wohnenden Sehern geschaut wird. Im Augenblicke des Schauens sind dieselben ganz von ihrem Bilde eingenommen, sehen und denken nichts Anderes und nehmen keine Notiz von ihrer Umgebung. Mit einem merkwürdigen Stechblick sehen sie starr vor sich hin und die Augenlider sind oft so krampfhaft einwärts gekehrt, daß man sie nachträglich mit den Fingern herausziehen oder herausziehen lassen muß.

Auf ein bestimmtes Alter ist das zweite Gesicht nicht beschränkt; es findet sich bei Kindern, Jünglingen, Männern und Greisen, oft als habituelle Anlage,

oft aber nur während einiger Zeit; es hat verschiedene Grade der Stärke und Deutlichkeit und kann bei Tage, wie bei Nacht eintreten.

Ausführliche Nachrichten über das zweite Gesicht hat zuerst der Reisende Martin gegeben in seiner „Description of the Western Islands of Scotland" (1716) — deren deutsche Uebersetzung in dem von Professor Kieser herausgegebenen „Archiv für thierischen Magnetismus" (VI. 3. 93. x.) zu finden ist. Auch Samuel Johnson „A journey to the Western Islands of Scotland" und James Boswell „The Journal of a tour to the Hebrides" sprechen davon. Auf diesen schottischen Inseln ist das zweite Gesicht so zu sagen einheimisch, was schon dem Alterthume bekannt gewesen zu sein scheint. Plutarch sagt von den Bewohnern dieser Inseln, daß sie an Visionen leiden und durch Phantasmen erschreckt werden. Nach Eusebius (de praep. evang. V. 9.) sind diese Inseln von Dämonen angefüllt, welche den Einwohnern Blendwerk vorgaukeln. Daraus werden nun freilich unsere Aufklärungsapostel, die in dem Wahne leben, daß die objective Wirklichkeit über die subjectiven Möglichkeiten unseres Gehirns nicht hinausragen kann, den Schluß ziehen, daß die Bewohner der schottischen Inseln tief im Aberglauben versunken seien; Martin dagegen schildert sie als durchaus nüchterne Leute. Ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken rühmt er so sehr, daß man versucht sein könnte, gerade daraus ihre abnormen Dispositionen abzuleiten, da aus der buddhistischen wie christlichen Religionsgeschichte der große Einfluß des Fastens auf die Entwicklung abnormer Zustände bekannt ist. Der Aberglaube mag eine bedeutende Rolle spielen bei religiösen Visionen, aber nicht bei denen des zweiten Gesichts, welche nur Scenen aus dem bürgerlichen Leben, oft ganz gleichgiltiger Art, betreffen, z. B. Häuser und Gärten an derzeit noch menschenleeren Orten, die aber einige Zeit nach dem Gesichte Niederlassungen erhalten. Dazu kommt noch der sehr wichtige Umstand, daß die Bewohner der Inseln die Gabe des zweiten Gesichtes durchaus nicht für wünschenswerth halten, daß sie oft trachten, sie zu verhehlen, und den Begabten nicht für phantastisch, sondern für unglücklich halten. Auch fehlt es den Bewohnern durchaus nicht an Geist; sie sollen vortreffliche Anlagen haben, wie Martin sagt, und da diesem mehrfach Visionen erzählt wurden, die sich noch in der Zeit seines Aufenthaltes erfüllten, so fällt jede Berufung auf den angeblichen Aberglauben der Bewohner hinweg.

Wenn man die Beschreibung dieser Inseln und des Lebens auf ihnen liest — etwa in der „Deuteroskopie" von Horst (Frankfurt 1830) — so könnte man versucht sein, die Fähigkeit des zweiten Gesichts mit klimatischen Einflüssen in Zusammenhang zu bringen, besonders da sie zu verschwinden pflegt, wenn der Seher im Auslande weilt, und wiederkehrt, wenn er den heimathlichen Boden wieder betritt. Von vier Sehern der Inseln Skie und Har wird erzählt, daß sie während eines vierzehnjährigen Aufenthaltes in Barbados ohne Vision blieben, aber schon in der ersten Nacht nach ihrer Landung in England wieder eine erfuhren. (Perty: die mystischen Erscheinungen d. menschl. Natur II. 295.) Das Räthsel wäre freilich damit noch nicht

erklärt; denn, wie schon gesagt, liegt der Schwerpunkt des Problems in der Erfüllung der Gesichte. Seitdem übrigens die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, hat sich ergeben, daß diese Erscheinung keineswegs auf die schottischen Inseln beschränkt ist. Sie wurde seither beobachtet in Lappland, auf den Faröern, in Dänemark, der Bretagne, in verschiedenen Gegenden Deutschlands, auf Isle de France, in Indien, Afrika &c. Es scheint also diese innere Wahrnehmungsweise überhaupt in Zusammenhang zu stehen mit dem Vorwiegen des Gefühls- und Phantasielebens in einer großartigen Natur, während sie im selbstbewußten, reflectiven Leben zurücktritt.

Auch zeitlich ist das zweite Gesicht nicht auf die moderne Zeit beschränkt. Spuren davon finden sich schon im Alterthume. Plinius (hist. nat. VII. 52.) und Herodot (Melpom.) berichten davon; ja nach Suidas soll der Philosoph Empedokles dem Pausanias eine Mischung gelehrt haben, welche dieses Vermögen erzeugte. Aulus Gellius (XV. 18.) erzählt von einem Priester in Padua, der die Schlacht zwischen Cäsar und Pompejus in Thessalien sah. Nicephorus (II. 50.) weiß von einem Einsiedler, der in einer Art von Ekstase sah, daß der Kaiser Valens in einer Scheune von den Gothen verbrannt wurde. Dem räthselhaften Apollonius von Thyana, dessen Persönlichkeit rationalistisch aufzulösen Wieland in seinem Agathodämon vergeblich versucht hat, stellte sich plötzlich während einer Rede in Ephesus der Kaiser Domitian dar, der in diesem Augenblicke in Rom ermordet wurde. (Vita Apollon. Zenob. Acciòlo interpr. Lutet. 1555. VIII. 562.) Gregor von Tours berichtet, daß Ambrosius in der Kirche von Mailand in Ekstase verfiel und darauf den eben erfolgten Tod des hl. Martin verkündete. Auch der hl. Augustinus kannte einen Menschen, der das Leichenbegängniß einer zur Zeit noch gesunden Frau in der Weise voraussah, wie es nachher stattfand. Nach Schnurers „Chronik der Seuchen“ (I. 167.) scheint auch während der Bubonenpest in Calabrien und Sicilien (746 n. Chr.) das Vermögen des zweiten Gesichts sich eingestellt zu haben: manchen Personen schien es, als würden sie auf der Straße von fremden Gestalten begleitet und angeredet; oft zeichneten sie diese Gespräche auf und erfuhren durch sie Dinge, welche nachträglich eintrafen.

Der erwähnte Reisende Martin wurde von den Inselbewohnern gesehen, als er noch 100 englische Meilen davon entfernt war, wiewohl er ihnen ganz unbekannt und nur durch Zufall dahin gekommen war. Er berichtet, daß der Seher Archibald Macdonald Abends seiner Familie ein sonderbares Gesicht mittheilte: er hatte einen Mann gesehen mit einer garstigen langen Kappe, der stetig den Kopf schüttelte und in der Hand eine kleine vierseitige Harfe hielt, an deren Kopfende zwei Hirschgeweihe angebracht waren. Vier Tage später kam in der That ein alter Mann, der in dieser Vermummung, um sich Brod zu verdienen, den Narren spielte, noch nie in dieser Gegend gesehen worden war und zur Zeit des Gesichts auf einer anderen Insel, 20 Meilen entfernt, sich befunden hatte.

Bevor ich nun auf die besonders räthselhaften Seiten dieser Erscheinung übergehe, muß ich noch einzelne typische Beispiele aus anderen Ländern an-

führen. De la Motte Fouqué (Blätter für deutsche Frauen III. 89) berichtet, daß ein junger Edelmann, an einer Jagdgesellschaft theilnehmend, der Aussicht halber in den oberen verfallenen Stock des Försterhauses stieg, wo er sich selbst als Leiche, Zug für Zug, mit Kleidung und Waffen versehen, liegen sah. Später wurde der Seher in einem Zweikampfe in eben diesem Gemache niedergestreckt. — Perty (die mystischen Erscheinungen II. 286.) erzählt, daß der Medicin-Professor Dr. K. in Leipzig, der Gäste zu sich geladen hatte, den Stuhl zu seiner Rechten von einem Gerippe besetzt fand, das ein kleineres Gerippe vor sich hielt. Er suchte den Eindruck zu verbergen, und der Stuhl wurde hierauf von einer Geheimräthin F. eingenommen. Zu dieser wurde der Professor noch am gleichen Tage durch einen Eilboten gerufen; in Folge einer plötzlichen Niederkunft war ein Blutsturz eingetreten, an dem sie starb, noch bevor der Arzt eingetroffen war. — Der Berliner Figaro (1839. Nr. 112.) erzählt nach dem Inverness Courier, daß ein Wildjäger William Mac-Lead auf der Hebrideninsel Rasey mit seinem Bruder nach der Insel Skie fuhr. Der Bruder verließ ihn dort in Portren, der Wildjäger blieb seither trotz aller Nachforschungen verschollen. Eine Woche später erklärte ein Einwohner von Portren, er habe vor vierzehn Tagen das Gesicht eines Mannes gehabt, der von einem bestimmten Felsen herabgestürzt sei. Die Beschreibung entsprach nach Gestalt und Kleidung dem Wildjäger, der in der That dort gefunden wurde. — Auch unserem Goethe wurde einst ein zweites Gesicht zu Theil; in seiner Autobiographie erzählt er: „In solchem Drange und Verwirrung konnte ich doch nicht unterlassen, Friederike noch einmal zu sehen. Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist. Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe. Nun ritt ich auf dem Fußpfade gegen Drusenheim und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen: ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nicht getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traume aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist jedoch, daß ich nach acht Jahren, in dem Kleide, das mir geträumt hatte, und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen“.

Aehnlichen Vorgängen begegnen wir im Leben verschiedener Dichter und bestätigt dies die bereits erwähnte Erfahrung, daß ein tiefes Gefühlsleben vorzüglich geeignet ist, solche abnorme Functionen des menschlichen Bewußtseins zu entbinden. Von dem englischen Dichter Donne wird erzählt, daß er seine äußerst geliebte, der Niederkunft nahe Frau einer Reise nach Paris wegen in England zurücklassen mußte. Kaum in Paris angekommen, hatte er ein Gesicht: er sah seine Frau mit herabhängenden Haaren mit einem todten Kinde auf den Armen. Ein abgesendeter Eilbote brachte ihm später die Nachricht, daß zur gleichen Stunde seine Frau von einem todten Kinde entbunden worden war. (Hippert: Andeutungen z. Phil. d. Geistererscheinungen 313.)

Die in Calcutta herauskommende India Gazette vom 3. März 1830 enthält folgende Stelle: „Sehr bedeutende Gerüchte sind in der Stadt im Umlauf, die von einem Seher des zweiten Gesichts herrühren sollen. Es heißt nämlich, der König von England sei todt gesehen worden und in Frankreich finde eine Revolution Statt. Mit Unruhe sehen wir weiteren Nachrichten entgegen". Einige Monate später erst kam die Bestätigung aus Europa.

Sehr gewichtige Zeugen traten für folgende Geschichte auf: Der seiner Zeit hochberühmte Anatom Bartholini erzählt unter Berufung auf den nicht minder berühmten Kanzler Christian Thomasius, daß sie beide von einem Fräulein in Kopenhagen betreffs ihres qualvollen Zustandes um Rath gefragt worden seien; sie sah es nämlich jederzeit im Gesichte voraus, wenn Jemand von ihrer weit ausgebreiteten Familie starb. Späterhin vertraute sie dem Kanzler Thomasius einige dieser Gesichte, welche, wie dieser öffentlich bezeugte, pünktlich eintrafen". (Barthol. Hist. anatom. Centur. III. hist. 58.)

In der Königsberger Bibliothek soll sich ein beträchtlicher Manuscriptband befinden, worin der ehemalige Professor Heinrich Lysius über die Fähigkeit des zweiten Gesichts innerhalb seiner Familie berichtet. Von seiner Großmutter erzählt er: „Einst steht sie gegen Abend vor der Thüre ihres Hauses und schaut die lange Gasse hinauf. Da sieht sie aus dem Posthause eine Leichenprocession herauskommen, welche vor ihrem Hause nach der, nicht sehr weit davon gelegenen Kirche, nahe vorbei geht. Sie kannte zum Theil die voran gehenden Schulknaben, insonderheit die Schüler der ersten Klasse, welche brennende Wachskerzen, mit schwarzen Flören, und auf Blech gemalte Wappen trugen. Sie kannte ihren eigenen Sohn, der als Pastor, und ihren Großschwiegersohn, meinen Vater, der als damaliger Diakonus, nach der gewöhnlichen Ordnung, unmittelbar hinter der Schule hergingen, auf welche, wie sie sich ausdrückte, ein schöngeputzter Engel, auf einem weißen Pferde, und ein gräßlicher Teufel auf einem schwarzen Pferde, folgte, welche alle Beide vor der Leiche her in die Kirche, wie sie aus ihrer Hausthüre füglich sehen konnte, hinein ritten; hinter der Leiche kam ein starkes Gefolge von Trauerleuten. Weil nun in demselben Posthause niemand wohnte, der nach den dasigen Rechten mit Flören, Wachslichtern und Wappenbildern konnte begraben werden, so war nicht abzusehen, wie dieses Gesicht in Erfüllung gehen könnte. Insonderheit konnte nicht errathen werden, was der angegebene schöne Engel und der häßliche Teufel wohl bedeuten sollten. Indessen erzählte sie dies wunderbare Gesicht alsobald ihrem Sohne und Großschwiegersohne ganz zuversichtlich und ausführlich, welche aber so wenig als sie selbst eine mögliche Deutung herauszubringen im Stande waren. Allein wenige Tage hernach duellirten sich nahe vor der Stadt Flensburg zwei vornehme Holsteinische von Adel auf Pistolen. Der eine derselben wurde tödtlich verwundet in das Posthaus getragen, woselbst er kurz nachher an der empfangenen Wunde starb, und ganz auf die nämliche Art, wie meine selige Aeltermutter es im Gesicht gesehen hatte, mit Flören, Wachslichtern und Wappen zur Erde bestattet wurde. Die beiden Engel aber waren zwei Cavaliere, von

denen der eine in einem schönen bunten Harnische das sogenannte Freudenpferd von weißer Farbe, der andere hingegen in einem schwarzen Harnische das Trauerpferd von schwarzer Farbe ritt." (Horst: Deuteroskopie I. 180.)

Merkwürdiger noch ist das Gesicht einer mit der Familie Lysius befreundeten Frau, welche 7 Leichen aus dem Hause tragen und dann eine Braut ihren Einzug darin halten sah. Lysius versichert, daß Alles im Verlaufe der Zeit pünktlich eintraf. Während also in den schottischen Gesichten gewöhnlich ein Stück Zukunft, gerade so, wie es sich ereignen wird, abgebildet ist, sehen wir hier eine Zeitlänge von ungefähr 6 Monaten, während welcher sich die vorgesehenen Ereignisse zutrugen, in ein einziges Gesicht zusammengedrängt. Wir werden später noch andere Merkmale des zweiten Gesichts kennen lernen, welche auf Zeit und Raum Licht werfen, und welche die Philosophie sehr Unrecht thut, in ihren Untersuchungen über diese unsere Denkformen so wenig zu verwerthen.

In der schottischen Geschichte kommt das zweite Gesicht sehr häufig vor. Der Historiker Molwin und Lord Clarendon in seiner „Geschichte der Rebellion" berichten von einem schottischen Edelmanne, der die Erdolchung des Herzogs von Buckingham durch den Hauptmann Felton voraussah. Georg Buchanan (hist. Scot. lib. XVIII.) erzählt von einem angesehenen Schotten, der während eines Fieberdeliriums sah, wie Jacob V. von Mördern umringt sein Leben verlor. Klassische Berühmtheit hat durch Shakespeare jenes Gesicht erlangt, von welchem Hector Boethius in seiner „Scotorum historia" (Paris 1535) erzählt, und das sich dem von Lysius berichteten Falle anreiht, weil auch hier die Ereignisse einer sehr langen Zeit dem Seherauge zusammengedrängt sich zeigten. Boethius erzählt: „Nicht lange hernach begab sich ein neues und bewunderungswürdiges Ereigniß, welche die Ruhe des Reiches störte. Denn als Maccabäus (Macbeth) und Banquho nach Forres, wo damals der König sich aufhielt, reisten, und auf dem Wege des Vergnügens wegen durch Feld und Wald herumstreiften, erschienen ihnen plötzlich auf dem Wege drei Weiber in ungewöhnlicher Gestalt und Kleidung, sich ihnen nähernd. Als sie dieselben aufmerksamer betrachteten und bewunderten, sagte die erste: „Heil Dir, Maccabäus, Than von Glammis! . . ." Die zweite sagte: „Heil Dir, Than von Caldar!" Die dritte aber sagte: „Heil Dir, Maccabäus, einst Schottlands König!" — darauf Banquho: „Ihr, wer Ihr auch sein möget, scheint mir wenig gewogen, da Ihr diesem außer den höchsten Würden auch das Reich bringt, mir aber nichts". Hierauf erwiderte die Erste: „Weit größere Dinge, als diesem, verkünden wir Dir; denn dieser wird zwar regieren, aber mit unglücklichem Ende, und wird keinen seiner Nachkommen mit Recht unter die Könige zu zählen hinterlassen; Du aber wirst zwar nicht regieren, aber von Dir wird eine lange Reihe Enkel entspringen, Schottlands Reich zu beherrschen". Diese Erzählung ist ein interessanter Beitrag für das vergleichende Studium des zweiten Gesichts und des Traumes. Erstlich finden wir hier wiederum die im Traume häufig vorkommende dramatische Spaltung,

indem Macbeth und sein Gefährte die Zukunft aus drittem Munde erfahren; sodann spielt in diesem Gesichte, wie so oft im Traume, die Ironie eine bedeutsame Rolle; denn auch bei Boethius findet sich der von Shakespeare benutzte Hinweis auf Birnams Wald, und darauf, daß Macduff nicht eigentlich geboren, sondern aus seiner Mutter Leib geschnitten wurde.

Die gewöhnlichste Form des zweiten Gesichts ist jedoch die, daß die Begebenheit so gesehen wird, wie sie stattfindet, und zwar erstreckt sich hier die Deutlichkeit oft auf das geringste Detail. So enthält z. B. die Times vom 2. December 1852 folgende gerichtliche Aussage: Zu Newent in Glocestershire wurde vor dem Coroner, Mr. Lovegrove eine gerichtliche Untersuchung über den im Wasser gefundenen Leichnam des Mannes Mark Lane abgehalten. Der Bruder des Ertrunkenen sagte aus, daß er, auf die erste Nachricht vom Vermißtwerden seines Bruders Markus sogleich erwidert habe: „Dann ist er ertrunken; denn dieses hat mir die Nacht geträumt, und daß ich, tief im Wasser stehend, bemüht war, ihn herauszuziehen". In der nächstfolgenden Nacht träumte ihm abermals, daß sein Bruder nahe an der Schleuße zu Oxenhall ertrunken sei, und daß neben ihm eine Forelle schwamm. Am folgenden Morgen ging er in Begleitung seines anderen Bruders nach Oxenhall; daselbst sah er eine Forelle im Wasser, und wirklich fand sich dort die Leiche. (Vgl. Schopenhauer: Parerga I. 217.) Dieser und hundert andere Fälle beweisen, daß die Unterscheidung zwischen Wahrträumen im Schlafe und zweitem Gesichte im Wachen willkürlich ist, und nur einen äußerlichen Nebenumstand betont; der Wahrnehmungsmodus ist in beiden Fällen offenbar der gleiche. Die Deutlichkeit der gesehenen Bilder ist oft der Art, daß sie von der Wirklichkeit nicht zu unterscheiden sind. In seinem „Archiv für den thierischen Magnetismus" erzählt Professor Kieser (VI. 3. 129.) nach Martin: „John Mack-Normand und Daniel Mack-Ewin sahen während einer Reise auf der Landstraße zwei Meilen nördlich von Saiforts Kirche eine Menge Leute von Norden kommen, als wenn sie eine Leiche nach Seifort zum Begräbniß brächten. Dies bestimmte sie, nach dem ein wenig vor ihnen liegenden Fluß zu gehen, und als sie hier in Erwartung der Ankunft des Leichenzuges verweilt hatten, war alles verschwunden, so daß, als sie rund um sich hersahen, es ihnen klar wurde, daß es nur eine Vision gewesen sei. Dies war beiden sehr überraschend, denn sie hatten vorher, so wie auch nachher, nie etwas vermittelst des zweiten Gesichtes gesehen. Als sie nach Hause kamen, erzählten sie es ihren Nachbarn, und es traf sich, daß zwei oder drei Wochen nachher eine Leiche auf dieser Straße aus einem anderen Kirchspiel gebracht wurde, aus welchem selten oder nie eine nach Saifort kommt, außer Personen von Ansehen; so daß hiermit die Vision genau eintraf".

Ebenso hielten zwei Mädchen (Archiv VIII. 3. 74.) ein gesehenes Leichenbegängniß, dem sie bis zum Schlusse anwohnten, für Wirklichkeit und erzählten dasselbe als ein geschehenes Ereigniß, das sich zwar als bloßes zweites Gesicht

verrieth, aber bis in's kleinste Detail eintraf: im Gesichte, wie in der darauf gefolgten Wirklichkeit schaute, während eben der Sarg hinabgesenkt wurde, ein Knecht des Predigers mit einem Korb am Arme über den Wall hinweg nach dem Leichengefolge. Ein anderer Seher (Archiv VIII. 3. 81.) fügte der Erzählung seines Gesichts noch die Bemerkung bei, daß es am Tage des wirklichen Begräbnisses heftig aus Südwest stürmen würde; er habe das an dem starken Flackern und Wehen der Trauermäntel sehen können. Während der Seher eben dieses Gesicht hatte, ging Martin selbst neben ihm, konnte aber nicht das Mindeste bemerken; doch traf es pünktlich ein. In einem anderen Gesichte wurde der eingesenkte Sarg, da er in eine verkehrte Lage gerathen, wieder heraufgezogen; es traf in der That ein.

Dr. Heinrich Jung erzählt aus seinen Jünglingsjahren (Theorie der Geisterkunde 146) ein ähnliches zweites Gesicht von Seite eines Todtengräbers in Württemberg. Diesem hatte der Prediger Entsetzung von seinem Amte gedroht, wenn er wieder eine Leiche ankündigen würde. Von nun an schwieg der Todtengräber; aber ein halbes Jahr später vertraute er dem Pfarrer allein an, daß demnächst eine Leiche auf einem Schlitten, von einem Ochsen gezogen, über die Wiese fahren würde. So geschah es wirklich, als einige Wochen später tiefer Schnee lag, und weil durchziehende Truppen alle Pferde weggenommen hatten.

Ein schottischer Seher, Boy Spuck (Perty: mystische Erscheinungen II. 278.) konnte den Sterbetag mancher Personen ganz genau bestimmen, aber nur dann, wenn in seinem Gesichte Lichter vor einer Leiche hergetragen wurden, oder im Zimmer neben dem Sarge standen, wobei er Sterbetag und Alter der Person auf den Schildern des Sarges zu lesen vermochte. In der Regel aber steht das Gesicht als räumliches Bild vor den Augen des Sehers, worin also eben so wenig eine Zeitangabe liegt, als etwa ein Cäsars Ermordung vorstellendes Bild den Zeitpunkt des Ereignisses angiebt. Nun ist es aber höchst merkwürdig, daß nicht alle Gesichte das Ereigniß in treuer Copie darstellen, wobei eben der Zeitpunkt der Erfüllung nicht ausgedrückt werden könnte; sehr häufig ist das Gesicht nur eine symbolische Darstellung, die wie absichtlich gewählt zu sein scheint, um in die räumliche Darstellung auch das Zeitmoment verflechten zu können. Wenn z. B. eine Person von einem Leichentuche umhüllt gesehen wird, so bedeutet das ihren Tod um so früher, je höher die Gestalt davon umhüllt ist. So sagte der Seher Daniel Dow (Archiv VI. 3. 126.) den Tod einer jungen Frau zu Minginnis weniger als 24 Stunden vorher. Sie war zur Zeit noch vollkommen gesund, starb aber plötzlich auf dem Felde; der Seher hatte den festen Glauben an ihren demnächstigen Tod daraus gewonnen, daß das Leichentuch dicht um ihren Kopf gehüllt war. Diese symbolisch in ein räumliches Merkmal übersetzte Zeitrechnung soll jedesmal zutreffen. Erscheint das Leichentuch nicht über der Mitte des Körpers, so wird der Tod nicht vor einem Jahre erwartet. Sieht der Seher ein Frauenzimmer zur Linken eines Mannes, so wird sie seine

Frau werden, mag er auch bereits verheirathet sein; sieht er zwei oder mehrere zur Linken des Mannes, so wird er sie in der Reihenfolge ihrer Stellung heirathen. Oft auch liegt in dem Zeitpunkte des Gesichtes selbst schon ein Merkmal, welches die Zeit der Erfüllung angiebt. Ein Gesicht, das früh Morgens gesehen wird, trifft schon nach einigen Stunden ein.

Nicht in jedes symbolische Gesicht ist ein zeitliches Merkmal hineinverwebt, oft ist es nur ganz allgemein gehalten. Der Seher sieht z. B. hinter einem Amtsverweser dessen Nachfolger stehen (Archiv VIII. 3. 95.), was an eine ähnliche Gabe von Goethes Großvater erinnert, wovon der Dichter erzählt. Sieht der Seher einen Feuerfunken auf Arm oder Brust einer Person fallen, so bedeutet dieses den Tod eines Kindes in ihren Armen; wir erhalten aber wiederum einen Beleg für die nahe Verwandtschaft des Traumes mit dem zweiten Gesicht, wenn Geheimrath Horst (Deuteroskopie I. 96.) von einer angesehenen Frau in der Nähe von Frankfurt erzählt, daß dieselbe auf die gleiche Weise den Tod von zweien ihrer Kinder vorausträumte.

Oft sind Leute, die keine Seher sind, in der Deutung der Symbole geschickter, als die Seher selbst, denen, besonders wenn sie Neulinge sind, manches Symbol räthselhaft erscheint. Die Bedeutung symbolischer Darstellungen ist aber nicht blos für den betreffenden Seher eine gleichbleibende, sondern oft eine allgemein, nicht bloß individuell feststehende.

Der Philosoph Hellenbach hat jüngst in einer sehr inhaltreichen Schrift „Aus dem Tagebuche eines Philosophen“ (Wien, Rosner 1881) die Ansicht aufgestellt, daß die im Alterthume von den größten Philosophen gesuchte Traumdeutekunst schon daran scheitern müsse, daß die Symbolik des Traumes für jeden Träumenden eine andere, nicht allgemein feststehende sei. Bei der durchgängigen Verwandtschaft zwischen Traum und zweitem Gesicht verdiente es vielleicht näher untersucht zu werden, ob sich dieselbe nicht auch auf diesen Punkt erstreckt. Es wäre freilich damit für die Traumdeutekunst noch sehr wenig gewonnen; denn sicher ist, daß die weitaus überwiegende Anzahl unserer Träume **kein** reines Product der Traumphantasie sind, sondern ein höchst verworrenes Conglomerat aus Erinnerungen aus dem wachen Leben, durch Association herbeigeschleppter Bewußtseinsfragmente und besonders aus Bestandtheilen, die sich aus dem körperlichen Befinden ergeben. Alle diese Träume sind nun ohne jegliche Bedeutung. Bedeutungsvolle Träume, das reine Product der Traumphantasie, setzen den Zustand körperlicher Unempfindlichkeit voraus, der im somnambulen Schlafe allerdings gegeben ist, auch wohl im gewöhnlichen Schlafe erreicht wird, wenn er sehr tief ist, dann aber mit dem somnambulen Schlafe auch das Merkmal der Erinnerungslosigkeit theilen wird; es fehlt alsdann die Erinnerungsbrücke zum wachen Leben. Es kommt nun allerdings vor, daß somnambule Schläfer Mittel angeben, wodurch es ihnen möglich wird, sich im Wachen ihres Schlaflebens zu erinnern; es fragt sich also, ob es der Experimentalpsychologie — eine freilich noch kaum in Angriff genommene Wissenschaft — je gelingen wird, aus den untersten Tiefen unseres Schlafes

Erinnerungen heraufzuwinden. Davon, und davon allein, hängt die Möglichkeit einer Traumdeutekunst ab, und dies ist auch der Punkt, wo es zu allererst entschieden werden kann, ob die Traumsymbolik mit der des zweiten Gesichts Aehnlichkeit hat und eine feststehende ist. Bis zur Entscheidung dieser Frage sind wir auf Analogien aus anderen Gebieten verwiesen. Die Natursymbolik ist eine feststehende; die Trauerweide wird nicht nur von den Dichtern, sondern von uns Allen in gleicher Weise beseelt; wir Alle reden von geschwätzigen Quellen, geknickten Blumen, wilden Meereswogen in gleichem beseelenden Sinne, wie ich anderweitig versucht habe, näher auszuführen. (Psychologie der Lyrik. Leipzig 1880.) Ebenso ist die Symbolik der Mienen und Geberden ziemlich allgemein feststehend und daher verständlich, so daß schon der Neugeborene das Lächeln der über ihn gebeugten Mutter richtig auslegt und versteht. (Der Salon 1875. Ueber Mienenspiel und Geberdensprache.) Die Symbolik der Sprache, nicht etwa nur bei der Onomatopoiesis, sei nur kurz erwähnt. (Vgl. J. H. Fichte: Psychologie. § 346. x.) Dies alles scheint darauf hinzudeuten, daß in der Tiefe unserer Seele ein mehr oder minder feststehendes symbolisches Wahrnehmungsvermögen liegt; aber nur ein vergleichendes Studium aller dieser Gebiete könnte die Frage zur Entscheidung bringen.

Damit wäre nun das eine der philosophischen Räthsel angedeutet, welche das zweite Gesicht birgt. Noch ist aber ein anderes zu erwähnen, das nicht minder bedeutungsvoll ist. Schon aus den bisherigen Beispielen hat sich ergeben, daß das zweite Gesicht nicht nur solche Ereignisse betrifft, die sich aus dem ungehemmten Walten der dem Seher bekannten Ursachen ergeben, sondern auch rein zufällige Ereignisse, die kein reflectiver Scharfsinn vorauszusehen vermöchte. Aber es geschieht noch mehr: der Seher sieht die Ereignisse nicht blos so, wie sie vorbehaltlich unberechenbarer Zufälle sich ereignen werden, sondern so, wie sie kommen werden, selbst wenn sich Alles vereinigt, die Erfüllung des Gesichts zu vereiteln. Die dem Ereignisse in den Weg gelegten Hindernisse sind also gleichsam schon mit in die Rechnung gezogen. Arthur Schopenhauer sagt hierüber (Parerga I. Ueber die anscheinende Absichtlichkeit im Schicksale des Einzelnen): „Am auffallendsten ist diese empirische Bestätigung meiner Theorie der strengen Nothwendigkeit alles Geschehenden beim zweiten Gesicht. Denn das vermöge desselben oft lange vorher Verkündete sehen wir nachmals genau und mit allen Nebenumständen, wie sie angegeben waren, eintreten, sogar dann, wenn man sich absichtlich und auf alle Weise bemüht hatte, es zu hintertreiben, oder die eintreffende Begebenheit, wenigstens in irgend einem Nebenumstande, von der mitgetheilten Vision abweichen zu machen, welches stets vergeblich gewesen ist, indem gerade das, welches das Verkündete vereiteln sollte, allemal es herbeizuführen gedient hat; gerade so, wie sowohl in den Tragödien, als in der Geschichte der Alten, das von Orakeln oder Träumen verkündete Unheil eben durch die Vorkehrungsmittel dagegen herbeigezogen wird. Als Beispiel hievon, aus so vielen, nenne ich blos den König Oedipus und die schöne Geschichte vom Krösos mit dem

Adrastos im ersten Buche des Herodot. Die diesen entsprechenden Fälle des zweiten Gesichts findet man von dem grundehrlichen Bende=Bendsen mitgetheilt im 3. Heft des 8. Bandes des „Archiv für thierischen Magnetismus“ von Kieser (besonderes Beispiel 11, 12, 14, 16), wie einen in Jung Stillings Theorie der Geisterkunde. § 155.“

Es giebt in der That sowohl Warnungsträume, als auch Aussagen der Somnambulen, deren Erfüllung durch rechtzeitige Vorsorge vereitelt werden kann; beim zweiten Gesichte dagegen steht der Seher gleichsam auf hoher Warte, von der aus er die Verschlingung aller Causalfäden, auch soweit sie einander durchkreuzen, übersieht. Alle Ereignisse geschehen nothwendig; fallen aber zwei Ereignisse, die in keinem Causalverhältnisse stehen, in den gleichen Zeitpunkt, so nennen wir das Zufall. Daß z. B. ein Meteorstein einen bestimmten Punkt der Erdoberfläche trifft, geschieht nach nothwendigen Gesetzen; daß an diesem Punkte gerade ein Schäfer steht, ist ebenfalls in der Vergangenheit bedingt. Wird nun aber der Schäfer erschlagen, so nennen wir das einen Zufall. Einen absoluten Zufall giebt es in der That nicht, sondern nur den relativen, der auf dem Sichkreuzen zweier Causalitätsreihen beruht.

Der erwähnte Bende=Bendsen erzählt von einer Seherin aus Schwesing, unweit der Stadt Husum. Diese hatte eine Leiche aus dem Schulhause kommen sehen, und erzählte davon mit dem Bemerken, nur der Küster und zwei Schüler würden sie begleiten und dabei das Lied singen: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ꝛc.“; auch die Namen der vier Träger gab sie an. Es geschah nun alles, um das Ereigniß zu vereiteln oder wenigstens anders zu gestalten, nachdem in der That eine Leiche gegen alles Erwarten in's Schulhaus gebracht worden war. Man bestellte andere Träger, aber sie ließen absagen, während die von der Seherin bezeichneten sich bereit finden ließen. Man ließ alle Knaben des Dorfes zum Begräbniß rufen, aber nur die zwei bezeichneten erschienen. Nun nahm sich der Küster vor, wenigstens das Sterbelied nicht zu singen, gab auch den zwei Knaben eine andere Nummer des Gesangbuches an, vergaß sich aber im entscheidenden Augenblicke und sang: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende ꝛc.“; als er sich seines Vorsatzes erinnerte, war es bereits zu spät, den Fehler zu verbessern. (Kiesers Archiv VIII. 3. 70.). In einem anderen Falle war es der Prediger, der, um das Gesicht zu vereiteln, einen anderen Text zur Leichenrede wählte, als den bezeichneten, dann aber doch sogar aus dem Stegreife über den letzteren zu predigen begann (VIII. 3. 87.). Wieder einmal war es ein Hauslehrer, der die Erfüllung verhindern wollte. Eine Seherin hatte verkündet, daß eine Leiche ohne alles Gefolge aus einem bestimmten Hause kommen würde, und daß eine Nachbarin, Antje Möllers, mit Geschrei an den Leichenwagen laufen, dann zurückeilen und ein weißes Tuch über den Sarg legen würde. Der Hauslehrer war bei einem plötzlichen Unglücksfall, in Folge dessen die ersteren Bestandtheile des Gesichts eintrafen, selbst gegenwärtig, versteckte aber das weiße

Laken, welches gebraucht werden sollte. Die Nachbarin, da sie es am früheren Orte nicht findet, eilt, im Glauben, es sei bereits aufgelegt, an den Wagen, dann aber, da sie es nicht sieht, mit einem so durchdringenden Geschrei zurück, daß der Hauslehrer selbst das versteckte Tuch herbeiholt und ihr überreicht. (Archiv VIII. 3. 90.)

Jung-Stilling (Theorie der Geisterkunde 148) verbürgt die Wahrheit eines ähnlichen Falls aus Westphalen. Ein Seher hatte dem Pfarrer eröffnet, daß er bald eine Leiche aus seinem eigenen Hause begleiten würde. Da nun die Frau des Pfarrers eben ihrer Niederkunft entgegensah, waren Schrecken und Unwillen desselben so groß, daß er den Seher hinausjagte. Plötzlich starb aber die Magd des Pfarrers, welcher nun allerdings der Sitte gemäß als Hausvater vor den Verwandten den Sarg hätte begleiten sollen, den Seher aber beschämen wollte und, um andererseits die Eltern der Magd nicht zu beleidigen, seine inzwischen genesene Frau dazu bestimmte, seine Stelle einzunehmen. Im Augenblick aber, da der Zug sich in Bewegung setzte, fiel die Pfarrerin ohnmächtig zu Boden, wovon der Pfarrer dergestalt erschreckt wurde, daß er nicht mehr zögerte, seinen Platz einzunehmen.

Um auch in dieser Hinsicht die Verwandtschaft mit dem Traume zu erweisen, sei noch ein aus Braunschweig berichteter Fall erwähnt: Ein am Nervenfieber erkranktes Mädchen hatte geträumt, daß es sterben würde, wenn einmal die Thurmuhr um Mitternacht dreizehn statt zwölf schlagen würde. Der Vater, durch das Mädchen hiervon benachrichtigt, eilte in seiner Unruhe zum Küster und bat ihn, den Thurm zu besteigen und nachzusehen, ob das Uhrwerk in Ordnung sei. Der Küster fand in der That, daß eine Verbesserung vorgenommen werden mußte, die er anbrachte und hierauf den Vater beruhigte, der gleichwohl am Bette des erkrankten Kindes die Mitternacht abwarten wollte, wiewohl seine Angst ganz beseitigt war. Das Mädchen aber zählte laut die Schläge der Thurmuhr und starb mit dem letzten derselben, dem dreizehnten. (Magikon V. 578.)

Außer mit dem Traume hat das zweite Gesicht auch mit dem Somnambulismus verwandte Beziehungen. In unseren modernen psychologischen Systemen ist zwar, von einigen Ausnahmen abgerechnet, hievon wenig zu finden, ja das Hellsehen der Somnambulen, als ob es überhaupt noch einem Zweifel unterworfen wäre, wird kaum erwähnt; aber ich halte es in dieser Hinsicht mit dem ehrlichen Schopenhauer, der auch solche Phänomene eingehend studirt hat, welche sein philosophisches Lehrgebäude direct bedrohen. Derselbe sagt: „Wer heut zu Tage die Thatsachen des animalischen Magnetismus und seines Hellsehens bezweifelt, ist nicht ungläubig, sondern unwissend zu nennen". (Parerga I. Ueber Geistersehen 2c.) Verwandt mit dem Somnambulismus, wie überhaupt mit dem Traume, ist das zweite Gesicht in so ferne, als in allen drei Zuständen sich dem menschlichen Bewußtsein Bilder darstellen, welche nicht mit den gewöhnlichen Sinnesorganen wahrgenommen werden. Dies zeigt sich schon im äußerlichen Ansehen. Im tiefen Schlafe, noch mehr

aber im magnetischen Schlafe sind die Augen krampfhaft afficirt und nach oben gewendet. Daß beim zweiten Gesicht die Augenlider einwärts gezogen sind, wurde bereits erwähnt; für eine krampfhafte Affection des Auges spricht aber auch der merkwürdige Stechblick, welchen die Seher während der Vision zeigen sollen. Bende Bendsen (Archiv VIII. 3. 96.) sagt von einem solchen, daß er stark schielte und einen so durchdringend schneidenden Blick gehabt habe, daß Bendsen keine Minute ohne stechende Schmerzen in seinen Augen diesen Blick ertragen konnte; eine Schwester und noch andere Verwandte des Sehers hatten denselben Blick und waren alle mehr oder minder schielend.

Die Anlagen zum Somnambulismus wie die des zweiten Gesichts sind ferner erblich, wenn auch nicht ausnahmslos, und können durch Ansteckung übertragen werden. Die Behauptung Martins, daß, wenn ein Seher im Zustande der Vision einen Gefährten berühre, dieser die gleiche Vision sehe, erinnert daran, daß der Rapport der Somnambulen mit ihrem Magnetiseur von diesem durch Berührung auf andere übertragen werden kann. Die Geschichte des Mittelalters wimmelt von Belegen für die Uebertragbarkeit somnambuler Zustände, besonders bei religiösen Gemüthsaffectionen. Die Visionen des zweiten Gesichts gehen auch auf Hausthiere, Hunde, Pferde, Kühe über, die es durch Zittern und schreckhaftes Betragen verrathen; schon bei Ossian heulen die Hunde, wenn sie die Geister ihrer erschlagenen Herren sehen. In Dänemark soll die visionäre Fähigkeit bei Thieren, besonders Pferden, so gewöhnlich und allgemein sein, daß die Bezeichnung solcher Thiere mit synsk (seherisch) von jedem Bauern gehört werden kann. (Archiv VIII. 3. 130.)

Daß die Uebertragbarkeit einer Vision auf Andere nicht im Sinne physiologischer Ansteckung zu nehmen ist, geht übrigens schon daraus hervor, daß oft Seher, die sich nicht kennen und entfernt von einander wohnen, die gleiche Vision haben, — analog den Doppelträumen sympathisch verbundener Personen, die oft in Entfernung dem gleichen Traumbilde in der gleichen Nacht unterliegen. Beim zweiten Gesichte ist es übrigens Regel, daß das Entstehen der Vision an den Ort gebunden ist, wo das Ereigniß eintreten wird.

Das zweite Gesicht kann auch verbunden auftreten mit Affectionen des Geschmackes oder Gehörs, das aber auch selbständig erregt werden kann. Oft geschieht nämlich die Vorherverkündigung eines Todesfalls durch einen Schrei, den die Schotten Taisk, die Niederländer Wrath nennen. (Archiv VI 3. 109.) Dieser Schrei nimmt genau die Stimme derjenigen Person an, welche sterben wird. Martin berichtet einen solchen Fall aus dem Dorfe Rigg auf der Insel Skie: Fünf Frauenzimmer hörten durch das Fenster einen Schrei, den sie als Stimme eines der anwesenden Mädchen erkannten, das am darauffolgenden Tage erkrankte und bald starb. So hört auch der Seher, wenn er die Vision eines Begräbnisses hat, oft gleichzeitig die Leichengesänge

und Predigt. Kurz alle Sinne scheinen in dieser Weise erregbar zu sein. Einzubringender Fischfang kündigt sich durch Fischgeruch, Jagdbeute durch Bratengeruch an. (Perty I. 278.)

In neuerer Zeit soll das zweite Gesicht, wenigstens auf den schottischen Inseln, in starker Abnahme begriffen sein; es erklärt sich dieses aus dem mit der Cultur und zunehmendem Verkehr verbundenen Ueberwiegen des reflectiven Lebens über das mehr und mehr zurücktretende Gefühlsleben, das nur in der Abgeschiedenheit von der Welt gedeiht. Der Skeptiker freilich wird diese Abnahme vielmehr auf Rechnung der zunehmenden Aufklärung bei den Inselbewohnern setzen, wie er denn überhaupt, in der materialistischen Zeitströmung und dem physiologischen Vorurtheile unserer Generation befangen, nur ein überlegenes Lächeln für die Erzählung derartiger Erscheinungen hat. Denn unsere Generation glaubt ja der Lösung des Welträthsels bereits habhaft geworden zu sein; dasselbe ist ihr weiter nichts als ein Mechanismus. Insbesondere wird Alles, was gemeiniglich als Vision bezeichnet wird, durch den Erklärungsbegriff physiologischer Hallucination abzuthun gesucht. Da nun aber für die Hallucination gerade der Kern des Problems, die Erfüllung des zweiten Gesichts, ein unauflöslicher Rest ist, so bleibt dem Skeptiker nur übrig, die ungemein zahlreichen Berichte ehrlicher Beobachter, welche vorliegen, und wovon hier nur ein geringer Theil angeführt werden konnte, gewaltthätig und in ihrer Gesammtheit für Lügen zu erklären.

Wie stark sich das materialistische Vorurtheil in unserer Generation befestigt hat, das hat sich wieder in neuerer Zeit sehr deutlich gezeigt gelegentlich der Experimente Hansens in verschiedenen Städten Deutschlands. Zuerst erregten sie Verwunderung, dann aber, weil eben der Gedankenfaden alsbald zu Ende war, erklärte man sie kurzweg für Betrug. Gewiß sind nun diese Phänomene auch für Den räthelhaft, der in der weitläufigen Literatur über den Somnambulismus und verwandte Zustände orientirt ist; untersuchen wir aber die Verwunderung der meisten Menschen solchen Erscheinungen gegenüber etwas näher, so zeigt sich eben, daß lediglich die Seltenheit derselben es ist, welche uns antreibt, sie abzulehnen und als Betrug zu erklären. Die Seltenheit eines Phänomens beweist aber ganz und gar Nichts gegen dasselbe, und es ist eines der größten Vorurtheile, die Häufigkeit eines Phänomens mit der Erklärlichkeit desselben zu verwechseln. Es giebt zahlreiche Erscheinungen, die eben so räthselhaft sind, als die des zweiten Gesichts und der Hansen'schen Experimente; weil sie aber sehr häufig zu sehen sind, erregen sie keine Verwunderung und gelten für erklärlich. Kein Physiker weiß zu sagen, warum der Magnet Eisen anzieht; er glaubt es aber zu verstehen, weil er es alltäglich beobachten kann. Gewohnheit ist eben der Tod aller Verwunderung. Würden dagegen die alltäglichen Phänomene zu Ausnahmen, die derzeitigen Ausnahmen aber umgekehrt alltägliche Regel, dann würde der Skepticismus unfehlbar eine Frontveränderung vornehmen, und würde es leugnen, daß Kieselsteine zu Boden fallen können. Der Skepticismus ist meistens nur ein Skepticismus der Ignoranz, und auch noch in den Rest-

fällen ist er oft nur Mangel an Besinnung. Denn wenn Hansen durch magnetische Behandlung eines Individuums diesem die Vorstellung erweckt, er esse Obst, während er in der That an einer rohen Kartoffel kaut, dann erhebt sich der Aufgeklärte unserer Tage und erklärt das für Schwindel; wenn aber derselbe Aufgeklärte noch in der gleichen Nacht träumt, er nehme eine Mahlzeit zu sich, während er in der That gar nichts kaut, so hält er das für von selbst verständlich. Warum? weil er es eben schon häufig erfahren hat. Aristoteles hat daher ganz recht, die Verwunderungsfähigkeit als das Kennzeichen eines philosophischen Verstandes zu erklären. Wer Philosoph ist, wundert sich über die alltäglichsten Erscheinungen; wer es nicht ist, nicht einmal über die seltensten, weil er sie nämlich alsbald für Sinnentäuschung oder Betrug ausgiebt.

Aber die Räthsel der Welt und unseres eigenen Inneren sind noch lange nicht gelöst. Wir stehen noch kaum an der Eingangspforte zur Wahrheit. So lange wir unser Inneres nicht bis in den letzten Schlupfwinkel genau kennen und alle Gesetze, welche darin walten, läßt sich offenbar darüber gar nichts aussagen, welche Bewußtseinszustände möglich sind, und welche nicht. Vorläufig also müssen wir uns einfach an die Erfahrung halten, was sie auch bieten mag, gerade damit wir es einst soweit bringen, über Möglichkeiten und Unmöglichkeiten etwas aussagen zu können. Unsere Köpfe müssen sich also nach den Thatsachen richten, nicht umgekehrt. Zu diesen Thatsachen aber, so räthselhaft sie auch noch sind, gehört auch das zweite Gesicht.

Will man nun aber für das zweite Gesicht eine philosophische Erklärung versuchen, so ergiebt sich vorerst, daß diese Thatsache ganz und gar unvereinbar ist mit dem mechanisch-materialistischen Systeme, welches das Glaubensbekenntniß unserer Generation ist. Sich darüber zu verwundern, geht füglich nicht an; denn wie der einzelne Mensch in seiner intellectuellen Entwicklung, so beginnt auch die Gesellschaft, wenn die Aufklärung in die Massen dringt, mit derjenigen Weltanschauung, welche den geringsten Verstand erfordert. Um so mehr aber muß immer mit dem Finger auf diejenigen Thatsachen gezeigt werden, welche diese Weltanschauung widerlegen. Dazu gehört auch das zweite Gesicht; und weil dasselbe eine Thatsache ist, so ist eben einfach jedes System falsch, womit es unvereinbar ist, in erster Linie das materialistische System.

Daß man hundert Jahre nach Kant mit einer solchen Behauptung noch auf Widerspruch stoßen kann, ist ein trauriges Zeichen der Zeit. Daß hundert Jahre nach Kant — nachdem dieser für ewige Zeiten nachgewiesen hat, daß die sinnenfällige Materie Product des Geistes ist, daß daher unmöglich der Geist Product dieser Materie sein kann — noch Bücher geschrieben werden können wie etwa Büchners „Kraft und Stoff“, als hätte Kant für die Botokuden geschrieben und nicht für uns, das ist noch mehr als traurig.

Das zweite Gesicht beweist, daß der Mensch ausnahmsweise auch noch in einem anderen Rapport mit der Natur zu stehen vermag, als in demjenigen, dessen Umkreis durch die physiologische Beschaffenheit unserer Sinnesorgane bestimmt wird. Die Natur ist kein sinnloser Haufen von Chemikalien

und Scherben — wie es die Materialisten meinen — sondern ein großer Organismus; und so wird eine künftige Philosophie es noch beweisen, daß auch der Mensch mit diesem Organismus in einem Verbande steht, der nur zum Theile von unserem Bewußtsein erhellt wird. Bewußt sind uns nur diejenigen Beziehungen unseres Ich mit der Natur, welche durch unseren Sinnesapparat vermittelt werden, die Uebrigen verbleiben unbewußt und treten nur manchmal in abnormen Zuständen, wie ein entferntes Wetterleuchten, zu Tage. Bewußtsein und Seele sind also nicht identische Begriffe; der Kreis der Beziehungen unserer Seele zur Natur überragt weit den Kreis der bewußten Beziehungen, so wie etwa die Anziehungssphäre eines Gestirns über die Leuchtsphäre desselben hinausgreift, oder wie — um auch das zeitliche Verhältniß zu berücksichtigen — die Thiere in ihren merkwürdigen Instincthandlungen durch Motive bestimmt werden, welche in der Zukunft liegen und wovon sie kein Bewußtsein haben. Der Mensch ist aber nicht nur ein Stück Natur, sondern auch eine Zusammenfassung der natürlichen Kräfte, wie das bereits die Alten wußten, indem sie dem Makrokosmos der Natur den Menschen als Mikrokosmus gegenüberstellten; alle uns bekannten irdischen Kräfte spielen auch in unserem Organismus eine Rolle; es ist also auch der Analogieschluß berechtigt, daß die uns derzeit noch unbekannten Kräfte in uns ebenfalls weben. Die biologische Reihe der Lebensformen, wie sie auf unserem Sterne aufeinander folgten, von der Auster durch die Pflanzen- und Thierwelt bis zum Menschen, hat bisher eine beständige Erweiterung der bewußten Beziehungen der Geschöpfe zur Natur mit sich gebracht; es wäre darum sehr wunderbar, wenn während dieses biologischen Processes die unbewußte Psyche der Geschöpfe in ewigem Stillstand verblieben wäre. Diese muß vielmehr nicht nur als die beständige Quelle angesehen werden, aus welcher neue Bewußtseinsbeziehungen zur Natur geschöpft wurden, sondern muß auch selbst als fähig gedacht werden, an innerem Reichthum beständig zuzunehmen. Wenn ein solcher, gleichsam unterirdischer, raum- und zeitfreier Rapport zwischen dem Menschen und den Dingen existirt, dann ist nicht mehr ganz unerklärlich, daß der Mensch ausnahmsweise auch innerhalb der Bewußtseinssphäre auf einen solchen Rapport reagirt; es wäre vielmehr zu verwundern, wenn sein Sinnesapparat ein undurchdringlicher Panzer gegen derartige Einflüsse wäre.

So lange wir über den in uns liegenden inneren Reichthum von Beziehungen keine vollständige Kunde haben, und derselbe nicht ganz in das Licht des Bewußtseins sich herausgekehrt hat, werden wir auch das Problem nicht lösen können, welche Stellung und welche Bestimmung der Mensch als Glied des Kosmos hat. Diese Stellung und Bestimmung lediglich als eine irdische aufzufassen, ist verfrüht; denn wir haben noch nicht annähernd die nöthigen Daten in den Händen, um über den Zweck des menschlichen Daseins speculiren zu können. Eine Weltanschauung aber, welche, wie der Materialismus sogar von denjenigen Daten, die wir wirklich in Händen haben, willkürlich eine ganze Hälfte streicht, und nur die andere Hälfte gelten lassen will, welche

also das Terrain ganz willkürlich einengt, darauf das Speculationsgebäude zu errichten wäre — eine solche Weltanschauung verfährt im höchsten Grade unwissenschaftlich. Von den praktischen Folgen eines solchen Verfahrens zu reden, ist hier der Ort nicht; aber es ist klar, daß eine Anschauung, aus der eine blos irdische Bedeutung unseres Daseins sich ergiebt, auch nie einen anderen Leitstern des Handelns angeben kann, als den irdischen Egoismus. Schopenhauer hat darum ganz Recht, als die unvermeidliche logische Consequenz des Materialismus den Bestialismus hinzustellen.

Spiegelbilder vom Bosporus.

Von

Adrian Schücking.

— Harzburg. —

1. Die Möven.

Es trieb ruhig mit leisen Schwankungen auf dem Wasser dahin — ein dunkler länglicher Gegenstand; wie ein wirbelndes Schneegestöber flatterten, schwebten, schossen im Zickzack die leichtbeschwingten Kinder des Bosporus, die silberbeflügelten Möven dicht über ihn fort.

Ein kleiner griechischer Dampfer schraubte sich langsam, den weißen Gischt wie eine spitzenbedeckte Schleppe hinter sich ausbreitend in einiger Entfernung an dem schwimmenden Gegenstand vorüber. Derselbe mußte das Interesse des jungen Passagiers im glänzenden Regenmantel erweckt haben, der, dem Verbot zuwider neben dem Capitain auf der „Brücke" stand. Mit lebhafter Neugierde deutete jener auf denselben hin.

„Wohl ein Todter!" — bemerkte gleichmüthig der Capitain in seinem Schifferitalienisch. „Teufel! ein Europäer!" — Einige Kaïks hatten sich indeß dem treibenden Körper genähert; man hob denselben in eins der Boote.

„Der Werth von Menschenleben ist heuer stark gefallen," glossirte der Seemann, „Türken" und „Russen" stehen in diesem Kriege so niedrig wie nur je bei einer faulen Speculation. — Da drüben soll ja nächstens meinen lieben Krummbeinen der letzte Vermögensrest vergantet werden. Man hält schon Generalversammlung." — Er deutete in eine bestimmte Richtung des Marmara-Meeres.

„Das Hauptquartier ist in Tschataldja, denke ich," bemerkte gespannt der Passagier.

„In San Stephano! — ich glaube seit gestern — ein kleines Nest, da drüben am Meeresstrand. Es sollen zehntausend Mann dort liegen!" Der Passagier folgte aufmerksam dem Finger des Seemanns. — Das Schiff mußte indeß

anlegen und der Capitain hatte an Anderes zu denken, als an die Leiche eines Unbekannten oder an das unbedeutende Städtchen San Stephano.

Die Schiffsleute verließen jetzt zum größten Theil den Bord, um sich an das Land rudern zu lassen; auch unser Passagier ließ sich mit seinem Handkoffer in einen der Hunderte von schmalen langschnäbeligen Kähnen hinunter. Die Landung war endlich erfolgt, die erforderlichen strengen Bestechungsformalitäten zur Umgehung des Eingangzolls absolvirt und nun schritt der Fremde in Begleitung eines Führers die Gassen nach Pera, dem die Höhen erklimmenden schmutzigen Stadttheil hinauf.

Ziemlich das erste beste Hotel der Fremdenstadt wurde von ihm zum Quartier ersehen.

Antonio Pusillos, so hieß der Wirth des Hauses, führte seinen neugewonnenen Gast mit verbindlicher Würde auf ein großes schäbiges Zimmer. Das anständige Aussehn des Ankömmlings ließ dem welterfahrenen Hotelier die zur Dämpfung etwa aufsteigender Mißvergnügtheit bestimmte Bemerkung angezeigt erscheinen, der König von Griechenland habe hier ganze drei Tage zu seiner größten Zufriedenheit zugebracht. — Aus einer Zusammenstellung der bei ähnlichen Gelegenheiten gegebenen Versicherungen des Trefflichen ergab sich, wie wir nebenbei bemerken, daß eine beträchtliche Anzahl hervorragender Häupter des gothaischen Hofkalenders ihr schlafmüdes Haupt auf die Kissen Antonio's gelegt hatten — gewiß ein ehrendes Zeugniß für die Anspruchslosigkeit europäischer Potentaten.

Kaum hatte der Fremde die Absicht geäußert, die Nacht hier zubringen zu wollen, so verschwand der Wirth, um sehr bald wieder mit einem ungeheuren Buch, das jedoch nur eine Reihe sehr einfacher Namen aufwies, zu erscheinen.

„Ihren werthen Namen, wenn ich bitten darf!“ ersuchte er.

„Richter, Kaufmann,“ trug der Fremde kurz in das Buch ein.

„Aus Deutschland, nicht wahr, Herr Richter?“ fragte der Wirth in deutscher Sprache.

Der Fremde nickte. Der Hôtelier entfernte sich hierauf, um mit derselben Schnelligkeit wie vorhin zurückzukehren und seinem Gast einen versiegelten Brief mit einer sehr sorgfältig aber sehr hilflos und ungeschickt geschriebenen Adresse zu überreichen.

„Das ist schon seit mehreren Tagen für Sie eingelaufen; auf den 24. Februar lautet der Poststempel,“ bemerkte Antonio mit seinen runden Mopsaugen den Fremdling durchbohrend.

„Ein Brief?!“

„Aus Brünn! Hoffentlich gute Nachrichten, mein Herr!“

Der Fremde öffnete bedächtig das Schreiben mit der Klinge seines zierlichen Taschenmessers. Antonio Pusillos verließ zögernd das Zimmer — ein ungelöstes Räthsel im Busen mit sich tragend. Warum ließ sich dieser Mensch, der nach seiner soldatischen Haltung und auch nach andern Merk-

malen sicherlich nicht das war, wofür er sich ausgab, Briefe hierherschicken — Briefe, die geöffnet werden und ihn verrathen konnten?!

„Spion, aber noch Dilettant!" entschied das Endurtheil Antonios, als er hierauf mit seinem Kellner den Fall eingehend besprach.

Ein weit größeres Räthsel als dieser Brief für den welterfahrenen Hôtelwirth bedeutete — war derselbe für den Fremden selbst. — In dem Kirchenbuch seiner livländischen Heimath hatte ihn der würdige Pastor der Gemeinde vor sechsundzwanzig Jahren als Bernhard Christian Michael Wolff eingetragen und so war er auch bisher genannt worden von seinen Lehrern, wenn ihm Strafexercitia zuertheilt, seinen Corpsbrüdern, wenn die Klingen gekreuzt werden sollten, von den jungen Damen in Kiew, wenn sie den Lieutenant, der erst vor Kurzem des Czaren Rock genommen, mit vielsagenden Blicken um Angabe von Cotillontouren gebeten oder seine Begleitung auf dem Flügel oder — durch eine verschwiegene Partie des Parks gewünscht hatten.

Nun mußte es der wunderliche Zufall fügen, daß dieser Brief den allerdings ziemlich weit verbreiteten Namen als Adresse trug, den er soeben als ersten besten zu seinem Pseudonym erwählt.

„Herrn Kaufmann Richter" — nicht mehr und nicht weniger stand hier. Er hatte vorhin den Brief öffnen müssen, wenn er nicht Verdacht erregen wollte, und nun zog er aus der aufgeschnittenen Seitenöffnung ein stark zerknittertes Blatt hervor. Er las es — Ob das schön und erlaubt war — darüber uns hier auszusprechen, scheint uns keine Veranlassung vorzuliegen. Der Brief lautete:

„Mein lieber Karl!

Ich schreibe Dir in einem Zustand, den Du vor Gott nicht verantworten kannst — ich habe das schrecklichste Herzklopfen und Mama ist meinetwegen die ganze Nacht aufgewesen. Mein Herzenskarl — Du sollst nicht daran denken, Dich umzubringen, Du mußt für mich leben; um Gotteswillen denke doch nur an mich! Warum bist Du auch fortgegangen, Du hättest hier auch genug verdienen können, um bald zu heirathen — komme doch nur wieder, bitte, bitte! Wir können ja noch warten, was kommt es denn auf ein paar Jahre an. Herr Fritsche ist vier Jahre verlobt gewesen. Das hast Du nicht ernst gemeint mit dem Ertränken — Du mußt mir auch nicht so etwas schreiben — das erschreckt mich immer ganz furchtbar — ich habe heute keinen Bissen essen können. Ich wollte Dir etwas Geld schicken, aber das bekommen wir erst in einigen Tagen und so lange will ich mit diesem Briefe nicht warten. Tante Minna begegnete mir gestern auf der Straße und sagte auch, wie blaß ich aussähe. Alle Leute finden das. — Mein lieber Herzenskarl, wie kannst Du mir nur so etwas schreiben: Wenn Du Deinen letzten Piaster ausgegeben hättest, machtest Du ein Ende. Dieser ewige Schrecken bringt mich ganz herunter. Mama sagt auch, ich sähe ganz elend aus, das wäre kein Wunder — doch von ihr willst Du ja nichts hören. Das kommt davon, wenn man keine Religion hat — glaube es mir. Du mußt auch mehr Religion haben,

Karl. Doch ich muß schließen — die Wäscherin hat mir die ganzen Taschentücher verdorben. — Steht mattblau eigentlich zu rosa? Ich wollte Mama noch eine kleine Arbeit sticken. Ich habe Dich lieb und halte auch immer zu Dir, das weißt Du doch. Komm nur zurück, bitte bitte bitte

Deine

Helene."

Dann noch ein langes Postscriptum über die Aeußerungen einer Nachbarin und allerlei Gekritzel auf dem schmalen, freien Raum des Briefbogens, die verschiedenartigsten häuslichen Angelegenheiten behandelnd.

Der junge Mann faltete den Brief wieder zusammen und schellte.

„Armer Teufel!" sagte er — „und wegen einer solchen Gans? Der Brief wird wohl nie abgeholt werden. Ein Turgenieff hätte hieran Stoff genug. — Die Leiche im Bosporus und dieser Brief! — Welch ein combinationswüthiges Geschöpf ist doch der Nüchternste," reflectirte er dann. „Wie gering ist die Wahrscheinlichkeit, daß der Mann, dessen Namen diese Adresse trägt — derselbe Namen, den Du vorhin in das Fremdenbuch geschrieben hast — identisch ist mit dem da draußen im Bosporus! Ahnungen, Stimmungen! — Was ficht all das dumme Zeug einen modernen Menschen an, lächelte er — mystische Beziehungen im Leben eines russischen Militairs! wie abgeschmackt!"

Der Kellner war indeß gekommen — unser Livländer gab ihm den Brief zurück, mit dem Bemerken, derselbe sei an einen Namensvetter gerichtet und nicht für ihn bestimmt.

Der Hôtelsclave nahm den Brief, um dann zögernd in der Thür stehen zu bleiben. — Es war ein dürrer ältlicher Mensch, der in dem fadenscheinigen schmutzigen Frack und mit allen Zeichen hilflosester Verkommenheit behaftet, aussah wie eine im Spülicht treibende Sommerfliege.

„Nun, was haben Sie noch?" fragte der Fremde ungeduldig.

„Mein Herr! —" die langen Hände zupften unsicher an den schlottrigen, schmutzig-glänzenden Beinkleidern — „würden Sie für eine discrete Mittheilung erkenntlich sein — die von größtem Interesse für Sie werden dürfte".

„Ich wüßte nicht, wie Sie dazu kommen sollten". . .

„Pardon!" unterbrach ihn der Kellner, das Haupt mit den schlaffen blaßgrünlichen Zügen und dem langen, schäbigen Backenbart weise hin und herwiegend. „Geben Sie mir parole d'honneur, mich nicht zu verrathen und hier . . . „Er schob Daumen und Zeigefinger mit vertraulichem Grinsen gegen einander.

Dem Kerl ein Ehrenwort! dachte der Reisende. „Sie thun ja verschämter wie ein junges Mädchen, grauer Sünder — was haben Sie für Geheimnisse? — Heraus damit! — ich verrathe Sie nicht — und wenn sie etwas werth ist, findet jede Sache ihren Lohn".

„Monsieur wissen eben so gut wie ich, daß wir im Kriege sind und unsere Herren, die Türken — der Teufel hole sie! — mit Eclaireurs eben

so wenig Federlesens machen als die Moskoffs. Der Waffenstillstand ändert daran nichts. In der letzten Woche sind hier allein fünf Menschen, ihrer unberufenen Neugier wegen, gehängt worden".

„Und?" — Das Antlitz des Fremden hatte sich feuerroth gefärbt.

„Unser Chef ist nicht auf den Kopf gefallen, mein Herr, und steht sich mit den Türken gut. Man hört im Ab- und Zugehen so Manches! —"

Der Livländer hatte die Börse herausgezogen und ein Zwanzigfrancstück derselben entnommen. „Hier! — ich danke Ihnen!"

Der Kellner umschloß den harten Gegenstand mit gewandtem Griff und hatte sich auch im selben Augenblick mit ausgebildetem Tastgefühl über dessen Form und Bedeutung aufgeklärt. Mit einer wohlwollenden Verbeugung bemerkte er sententiös: „Vom Verdienst muß man leben. Glückliche Reise, mein Herr!"

* * *

Es waren ungefähr vierundzwanzig Stunden nach dem Eintreffen des jungen Livländers in dem Hôtel zu Constantinopel verflossen, als sich an zwei sehr verschiedenen Punkten in und außerhalb dieser Stadt folgende Vorgänge abspielten, die, so divergirend sie auch zu sein schienen, dennoch einen und denselben Entstehungsgrund hatten.

Der eine Punkt war ein Raum in einem neben dem Quartier des Großfürsten Nikolaus liegenden Hause zu San Stephano. Ein glänzender Kreis von Officieren umgab hier einen jüngeren Kameraden, der mit dem Gast des Hôtel Pusillos eine ganz frappante Aehnlichkeit zeigte. Mit leuchtenden Augen und großer Lebhaftigkeit demonstrirte Michael Wolff — denn er war es in der That, der spät am Abend vorher von Constantinopel angekommen und in der Morgenfrühe zum hohen Kriegsherrn beschieden war — seinen Waffengefährten auf einer Karte die maritime Situation der Vertheidigungen des Bosporus und des Marmara-Meeres. Er hatte diese Punkte mit ebenso großer Schlauheit wie Kühnheit zu studiren verstanden. Der Großfürst selbst, sowie der Generalstabschef Nepokojtschitzki, Skobeleff II., Gurko, und wer sonst noch von den Heerführern gerade zugegen gewesen war, hatten sich höchst anerkennend über seine Mittheilungen geäußert. Der ganze Himmel hing ihm voll militairischer Beförderungen und Auszeichnungen. — Seine Verdienste waren übrigens unbestreitbar, denn gerade jetzt, wo im Fall einer Verwerfung der russischen Friedensvorschläge der Einmarsch in Constantinopel jeden Tag nothwendig werden und damit ein Vorgehen der Engländer hervorrufen konnte, mußten alle solche Nachrichten zuverlässiger Art selbstverständlich von der größten Wichtigkeit sein. Daran, daß er im Grunde eine Art Spionage betrieben hatte, stieß sich hier Niemand. Als er endlich alle ihn bestürmenden Fragen der wissensdurstigen Cameraden befriedigt hatte und sein Quartier aufsuchte, ging er wie auf Sprungfedern dahin. Zu Hause angekommen, schrieb er zum Schluß eines Briefes in die Heimath: „Mein kleines Abenteuer in dem Hôtel zu Pera, liebe Natalie, hätte mir allerdings schlecht bekommen können, auch habe ich nur Dank der

unglaublichen Nachlässigkeit der Türken heil und unversehrt die feindliche Vorpostenkette passiren können, aber was habe ich in diesen Tagen auch erreicht! — Bisher ein unbekannter Officier, der es in seinen alten Tagen vielleicht zum Major gebracht hätte, werde ich in Kurzem, so Gott will, als einer der verdienstvollsten und gefeiertsten Officiere der Arme genannt werden. Noch eine Drehung des Rades und ich bin oben „sublimi feriam sidera vertice!“ mit dem Scheitel die Gestirne berührend.“

Die andere Scene, die sich gleichzeitig in Constantinopel abspielte, läßt uns die Bekanntschaft eines Raumes machen, dessen Aussehen an ein Gewächshaus erinnert und der mit zwei gläsernen Wänden in die Ecke des Gastzimmers von Antonio Pusillos hineingesetzt ist. Auf einer mehrfachen Bretterreihe an den Seiten dieses seltsamen Cabinets harren indeß, anstatt farbenprächtiger Blüthen und edler Gewächse, klebrige Bier- und Weingläser mit abgestandenen Resten träumerisch auf frische Füllung im Gaslichte des Abends. Herumstehende Speisereste, zu weiterer nutritiver Verwendung bestimmt, und zwei Stühle vervollständigen die Ausstattung des absonderlichen Raumes.

Zwei Bekannte von uns befanden sich in demselben, der eine, der Wirth, war damit beschäftigt, einzelne Krimweine streng zu prüfen, ob sie der Auszeichnung würdig seien, bei entsprechender Verpantschung als officielle Rheinweine auf der Karte zu figuriren. Der Andere nähte mit besonderer Hingebung einen großen Riß in seinem alterschwachen Frack. Daß die sehnigen Arme des ältlichen Ganymeds des Schmuckes der Hemdsärmel vollständig entbehrten, wird keinen Orientforscher in Erstaunen setzen.

„Wenn ich nur wüßte“, sagte der Wirth ingrimmig, „wer diesem durchgebrannten Russen gestern Witterung gegeben hat!“ — Er warf dabei einen giftigen Seitenblick auf den schneidernden Kellner, der mit seinen schlaffgrünlichen Zügen im Rahmen des dünnen Backenbartes noch unschuldiger und melancholischer als sonst aussah. — „Schade — schade!“ seufzte Pusillos, „solch' ein schönes Geschäft! Ich hätte ihm den Commandanten der Wache durch die Blume gezeigt, Bitten, Beschwörungen auf seiner, Pflicht, Patriotismus auf meiner Seite. ‚Retten Sie mich‘, würde er mich angefleht haben, ‚ich werde Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet sein!‘ Man hätte sich schließlich nicht abgeneigt gezeigt. Einige Goldfüchse in meine Hand — der Handel war gemacht“.

Der Kellner blickte seinen Chef mit noch melancholischerem Augenaufschlag als gewöhnlich an — „Wenn man Pech haben soll!“ lautete sein philosophischer Zuspruch.

„Wenn ich glauben könnte“, fuhr der Wirth mit verhaltener Wuth fort, „daß hier ein Dritter mit im Spiele sei — ich wollte diesen Hallunken ... Sie befehlen, mein Herr?“

Das stürmische Trommeln eines Gastes lockte ihn hinweg, während sein Untergebener unter weltschmerzlicher Nadelführung weiter berechnete, wie lange

es Antonio Pusillos voraussichtlich noch treiben könne, bis man ihn von Haus und Hof gejagt haben würde.

* * *

Der Held der beiden soeben von uns geschilderten Verhandlungen, war indeß dem großen Heeresmechanismus als willenloses, kleines Rad wieder eingefügt worden. Er konnte vorläufig nichts Anderes thun, als auf eine Gelegenheit, sich mit neuen Lorbeern zu bedecken, in Geduld zu warten. —

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, welche freudige Ueberraschung es für unsern Lieutenant war, als ihm sein Hauptmann an einem der nächsten Tage mittheilte, man habe ihm als Beweis besonderen Zutrauens die Bewachung einer Anzahl höchst wichtiger Gefangener anvertraut und sei vollständig überzeugt, daß er diesem Posten alle Ehre machen werde. — Hätte der Livländer das auffallend heitere und aufgeräumte Gesicht beobachten können, mit dem ihm der hohe Vorgesetzte beim Fortgehen nachsah, er würde diesen Mann — dessen aufrichtiges, cameradschaftliches Wohlwollen selbstverständlich außer Frage stand — in noch höherem Maße als bisher, seiner dankbaren Verehrung für würdig gehalten haben. — Der Beweis des Zutrauens, den man dem jungen Mann durch diesen Auftrag gegeben hatte, war allerdings ein großer. Es befand sich nämlich unter den Gefangenen gerade auch ein Russe, ein angesehener, vermögender Mann, dessen Schicksal den jungen Livländer unerwarteter Weise sehr nahe berühren sollte. Dieser Gefangene war unlängst mit den Gesetzen der Armee und leider auch der Moral auf eine höchst bedauerliche Weise in Conflict gerathen. Er hatte sich verleiten lassen, jedenfalls mit der besten Absicht von der Welt, als Lieferant der russischen Armee einen großen Zuckertransport nach Constantinopel, — wo gerade eine recht beträchtliche und zu derartigen lucrativen Geschäften auffordernde Hungersnoth herrschte — hineinzuschaffen. Ohne kleine persönliche Vortheile aus dem Auge zu lassen, hatte er der nothleidenden Menschheit einen großen Dienst erwiesen, allerdings zum unumgänglichen Schaden der Moskoffs.

Nun war es ein höchst merkwürdiges Zusammentreffen — und jedenfalls dem im Rufe des feinsten Tactes stehenden obenerwähnten Vorgesetzten des jungen Livländers völlig unbekannt — daß dieser unglückliche Armeelieferant der Bruder einer sehr schönen Schwester war, die in Kiew auf dem Ball des Gouverneurs fast einen ganzen Abend mit dem Helden unserer Geschichte in einer gewissen Ecke eine sehr intime Unterhaltung geführt hatte. Wir brauchen wohl nicht erst zu bemerken, daß sich diese Unterhaltung fern von allen strategischen Sports- und Ballbeobachtungen lediglich um die bekannten beiderseitigen zur Blutbewegung bestimmten musculösen Organe gedreht hatte. — Obgleich der geschlossene Herzensbund der bösen Welt erst nach dem Feldzuge als fait accompli entgegengehalten werden sollte, so entzogen doch einige Mütter heirathsfähiger Töchter dem Lieutenant ihr Wohlwollen mit solcher Plötzlichkeit und ungerührten Entschlossenheit, daß wir fast glauben möchten, die gegenseitigen Beziehungen der jungen Leute seien schon vor dem festgesetzten

Termin in den Theegesellschaften Kiews kritischer Beleuchtung unterzogen worden.

Und nun fügte es das lieblose Schicksal, dessen scenische Arrangements bisweilen höchst überraschende sind, daß unser Held in die Lage kam, die Unehre seines präsumtiven Schwagers als seine Ehre anzusehen, d. h., daß seine Pflicht ihm gebot, den Gefangenen mit Aufbietung seiner ganzen Wachsamkeit daran zu verhindern, dem ihm drohenden Strick durch eigenmächtige Befreiung zu entgehen.

Der Lieutenant war leichenblaß aus dem niedrigen lehmgepflasterten Loch mit dem kleinen holzvergitterten Fenster über das hier versammelte Lumpengesindel fortgestolpert, nachdem er seinen Landsmann zum ersten Male an diesem Ort erblickt hatte. — „Bruder," hatte ihm der Armeelieferant, der jetzt nichts mehr zu liefern haben sollte, als seine eigene Seele, „Bruder!" hatte ihm dieser in dem Augenblick zugerufen, als sie sich unvermuthet gegenüber befanden, „meine Schwester kann jetzt erfahren, ob Du sie lieb hast!" Auf diese Anrede war keine Antwort erfolgt. — Der Lieferant hatte in seiner Hilflosigkeit und entsetzlichen Ungewißheit bis zum Abend schon unzählige Male die Chancen für und gegen ein rettendes Einschreiten seines neuen Wächters erwogen und in seiner Herzensangst Sein oder Nichtsein an den Knöpfen abgezählt — indeß kein Zeichen der nahenden Befreiung war ihm geworden.

Die Dämmerung war gekommen — aber kein Retter. Die Schildwache draußen verschwand und erschien vor dem einzigen halb in die Erde vergrabenen Fenster der Hütte regelmäßig wie ein Pendel vor der Oeffnung einer Wanduhr — zuweilen stampfte sie mit den schweren von „Väterchen Alexandra geschenkten" Stiefeln im kalten Schnee auf und ab, als führe sie einen ländlichen Contretanz an. Die andern zur Wachtmannschaft gehörenden Soldaten hockten vor der schweren Holzthür des Gefangenenraumes in der Küche des Hauses bei einem mächtigen Feuer und tranken aus riesigen Blechgefäßen heißes Wasser, dem sie den Kosenamen Thee beigelegt hatten. Dazu knusperten sie winzige Bröckchen desselben weißen süßen Stoffs, dessen Genuß ihnen der Lieferant hatte verkürzen wollen. — Es war inzwischen Nacht geworden. Noch immer kein Zeichen der Rettung! — Da ertönt Alarm — die Gefangenen hören in der Küche Lärmen, Klappern hingesetzter Tschai-Gefäße, Säbelrasseln — dann zieht die Wachtmannschaft mit Hinterlassung eines Doppelpostens ab. Einige Zeit nach ihrem Fortgehen wird die Thür zum Gefangenenraum durch den Officier, unsern Kiewer Salonlöwen, geöffnet. Sein Blick sucht durch das Dunkel und den trüben Dunst zu dringen, der über den hilflosen, auf dem Steinboden eng zusammengekauerten Gestalten ruht. Einige dürftige Strahlen des rothen Herdfeuers zittern unsicher, die Augen der armen Teufel blendend, durch die Thürspalte und erglänzen auf einigen schmutzigen, in der Dunkelheit auftauchenden Fes'. Der Lieferant, der mit seinen Leidensgenossen eng zusammengepferchte ist und sich kaum rühren kann, sucht sich seinem Wächter

durch angsthafte Gesticulationen bemerklich zu machen. Jetzt kommt der Officier, verschiedene Arme und Beine unsanft bei Seite stoßend, rasch einige Schritte auf ihn zu und raunt Jenem in deutscher Sprache zu: „Es ist Zeit!"

Auf den Lieferanten, dem es allerdings höchste Zeit erschienen war, hatten diese Worte eine Wirkung, wie sie die besten Vocalleistungen des zur Zeit in Petersburg vielbesprochenen Tenoristen Lisda nicht hervorrufen könnten. Hastig drängte er sich dem Officier in den Küchenraum nach. — Die Thür schloß sich zwischen ihnen und den übrigen Gefangenen. Rasch drückte der Livländer seinem Befreiten einige Rubelscheine und türkische Goldlire in die Hand und flüsterte ihm dabei zu: „Halte Dich hier ruhig bis ich mit der Wache abseits getreten bin, benutze dann die Gelegenheit!" — „Aber wohin fliehen?" preßte der Lieferant heiser hervor. — „Irgend wohin — nur fort und sobald als möglich über die Grenze!" dann trat der Officier vor die Hütte und fing mit der Schildwache irgend ein dienstliches Gespräch an.

Mit einem Male hörte unser Lieferant, an dem sich jetzt jede Faser in höchster Spannung befand, Tritte und Stimmen hinter sich. Es waren zwei gefangene Bulgaren, die, nach der auffälligen Entfernung ihres Leidensgefährten von dem begreiflichen Triebe zur Selbsterhaltung geleitet, die nur durch einen Holzriegel geschlossene Thür geöffnet hatten und nun die Gestalt des spähend gegen den Eingang vorgebeugten Lieferanten vor sich sahen. Trotz der lebhaften Zeichen der Abwehr, die er ihnen zukommen ließ, schlichen sie sich vertrauensvoll an ihn heran. Bald öffnete sich die Thür wieder und einige Zigeuner leisteten Jenen Gesellschaft; so zog einer den andern nach sich — und nicht lange dauerte es, so war die ganze kleine Versammlung von Gefangenen in dem Vorraum des Erdgeschosses zusammengekommen — Alle schweigend, erwartungsvoll, aber mit Ausnahme des Lieferanten in vollständiger Unkenntniß über die wahre Veranlassung zu dieser unerwarteten Situation. Der Lieferant bebte vor Wuth — jetzt, wo ihm die Rettung so nah gewesen, sollte durch die Dummheit dieser Menschen Alles wieder verloren gehen. Ein Einzelner konnte unbemerkt entschlüpfen, diese ganze Gesellschaft mußte, wenn sie ausbrach, bemerkt werden. Was war zu thun? — Schon morgen sollte er ja transportirt werden und dann gute Nacht Rettung!

Jetzt war der Officier, um die Sicherheit des kleinen Gebäudes gegen etwaige Ausbruchsversuche zu prüfen, mit den beiden wachthabenden Soldaten einen Augenblick um die Hausecke getreten und hatte dabei bedeutsam in russischer Sprache gesagt: „Grade könnten uns die Gefangenen einen bösen Streich spielen." — Der Lieferant hatte ihn jetzt verstanden. —

Er entschloß sich rasch, seine Lage erlaubte keine Zögerung mehr. Noch einen verzweifelten Blick warf er auf seine erwartungsvoll um ihn geschaarte Begleitung und dann stürzte er wie ein gejagtes Wild aus der Thüröffnung durch den Schnee davon — hinter ihm aber seinen Fersen getreu folgend das ganze Häuflein Gefangener. — Ein Schuß fiel — zwei, drei.

Geschrei und Lärm auf allen Seiten. — Eine wilde Verfolgung hatte sich in Kurzem entsponnen. — Es dauerte nicht lange, so schleppte man schon einen entflohenen Zigeuner, dann türkische Soldaten, Alle unbarmherzig mit den Kolben bearbeitend, zurück. — Zwei Gefangene sollten erschossen sein. — Die ganze Wachtmannschaft hatte sich eingestellt. Das Herankommen des Majors und des Obersten wurde den Soldaten signalisirt — man befürchtete, der Großfürst Nikolaus selbst werde durch den Lärm veranlaßt hinzukommen.

„Was habt Ihr Schweine gemacht?!" donnerte der Oberst, der jetzt erschienen war, in einen Haufen Bewaffneter hinein, nach rechts und links ohne Wahl einige Fußtritte versetzend. Die Menge der Soldaten theilte sich ehrfurchtsvoll auf diese Anrede des hohen Vorgesetzten.

„Wo ist der Corporal der Wachtmannschaften?" — Der Gerufene erschien ganz blaß und zitternd vor Angst. „Hund! Was hast Du da angerichtet?" herrschte ihn der Oberst an, ihm eine gewaltige Ohrfeige verabreichend. — „Der Herr Lieutenant Wolff," brachte der unglückliche Corporal mit blauen Lippen hervor. „Wo ist der Lieutenant?" — „Er war noch soeben hier, als — als" . . . „Nun, Du Vieh, als was?" „Als der eine Gefangene angab — er sei fortgelaufen, — weil der Herr Lieutenant ihnen selbst die Thür geöffnet habe". „Wo ist der Lieutenant?" brüllte der Oberst jetzt wuthschäumend noch einmal. — Der Lieutenant war indeß verschwunden und sollte es auch für immer, wenigstens für seine Waffengefährten, bleiben.

Als unser Michael Wolff, der nach dem unvermutheten Ausbruch sämmtlicher Gefangener sich mit großer Geistesgegenwart anfänglich selbst an die Spitze der Verfolgung gestellt hatte, hören mußte, wie ihn die zurückgeschleppten Gefangenen durch ihre Aussagen unrettbar an das Messer lieferten, hatte er ohne langes Zaudern seinen Entschluß gefaßt. Wenn er blieb — so stellte man ihn vor ein Kriegsgericht und wurde dann voraussichtlich binnen vierundzwanzig Stunden seiner militärischen und Lebens-Laufbahn ein jähes Ende gesetzt. — Wenn er die Flucht ergriff — je nun, schlimmer konnte es auf keinen Fall werden.

Und so kam es denn, daß der Befreier und seine Befreiten ungefähr denselben Weg einschlugen, um gleichem Schicksal zu entgehn.

Wolff, der nicht daran denken konnte, sein Quartier aufzusuchen und sein Pferd zu besteigen, hatte sich zu Fuß in der nächsten besten Richtung aus San Stephano geflüchtet. Als die letzten niedrigen Häuser des verwahrlosten, schmutzigen, kleinen Nestes hinter ihm lagen, blieb er stehen — um Umschau über seine Umgebung und über sein demnächstiges Handeln zu nehmen. Dort vor ihm glänzte das Quartier des Großfürsten, das einzige größere mehrstöckige Gebäude des Ortes, mit vielen Lichtern über die niedrigen dunklen Häusermassen zu ihm herüber. Zu denken, daß er dort vor weniger als vierundzwanzig Stunden eine glänzende beneidete Rolle gespielt hatte, daß die

Cameraden an seinen Lippen gehangen und sich um seine Gunst beworben hatten! — und jetzt! — Und Natalie — der er seine ganze Zukunft geopfert hatte — würde er sie je wiedersehen, hatte die unüberlegte pflichtvergessene Befreiung ihres Bruders ihre Schicksalswege nicht vielleicht für immer von einander getrennt. Daß ihm auch der verwünschte Alarm so unerwartet die Gelegenheit zu dieser übereilten Befreiung des Lieferanten gegeben hatte! — Doch was half jetzt alles Bedauern; die That war geschehen und er mußte die Folgen tragen.

Er fühlte sich sehr elend, seine Kehle schien ihm wie ausgedörrt, in seinem Gehirn gingen die Gedanken wüst und toll durcheinander.

Aber er hatte jetzt seine ganze Geistesgegenwart zur Rettung nöthig. Wohin flüchten? — Das war genau dieselbe Frage, die ihm vorhin der Gefangene vorgelegt hatte. Die neugelegte Bahn zu benutzen, um nach Tschataldja, dem früheren Hauptquartier, zurückzukehren! — Unmöglich, es würden ihm auf der Strecke zu viel Augen begegnet sein, die ihn kannten. — Am Gestade des Marmarameeres, das in wenigen Minuten zu erreichen war, ein Fahrzeug, irgend ein Boot aufzutreiben, erschien gefährlich, weil dort trotz des eingetretenen Waffenstillstandes von russischer Seite eine strenge Bewachung gehandhabt wurde. So blieb nur eins übrig — er mußte suchen nach Constantinopel zu gelangen. In ungefähr vier Stunden konnte er dort sein und dann hielt er sich für geborgen.

So machte er sich denn auf, um durch den Koth und den Schnee der elenden Landstraße nach der Siebenhügelstadt des Ostens zu marschiren.

Er war nicht weit gekommen, da sah er im Walddunkel eine menschliche Gestalt mit unbestimmten Umrissen von der Seite her sich ihm nähern. Der Athem stockte ihm — er sprang über einen Graben zur Seite und rannte über die Kukuruzfelder fort — wie er sich jedoch umsah, bemerkte sein scharfes Auge, daß auch Jener fast gleichzeitig mit ihm den entgegengesetzten Weg eingeschlagen hatte. Trotz seiner verzweifelten Situation kam es wie ein Lächeln über ihn — ein Flüchtling, der den andern flieht, dachte er und wunderte sich zugleich, daß noch etwas von grübelndem Sinnen und Denken in seinem Gehirn Platz fand. — Geht es nicht stets und Allen so, philosophirte er, den Irrenden und Flüchtenden im Dunkel eines ungünstigen Geschicks — gehetzt von der Noth oder dem Ehrgeiz oder dem Gewissen — keiner dem andern trauend, in Furcht vor dem Schicksal und in Furcht vor dem Schicksalsgefährten! — Er stolperte über einen Maisstrunk und fiel hin — dann sich aufraffend suchte er die Straße wieder zu gewinnen und nun stapfte er in dem steten ruhelosen Gefühl eines großen Unglücks durch die Nacht und den Schmutz vorwärts.

Einmal noch hörte er hinter sich her Berittene galoppiren, er verbarg sich in dem tiefen von Gebüsch überwachsenen Weggraben und sie waren an ihm vorüber gekommen, ohne ihn zu bemerken — es waren vielleicht nicht einmal Verfolger gewesen. Den Feldposten hatte er umgangen, obgleich ihm die

Losung bekannt war — es schien ihm gerathener, mit keinem der russischen Soldaten mehr in Berührung zu kommen.

Solch ein Marsch im Unglück will nie enden — hundert Mal hatte er schon daran gedacht am Ziele zu sein und noch immer war die Stadt nicht erreicht. Falbe Streifen zuckten und schwankten am grauvioletten östlichen Saum des Nachthimmels — ein undeutlicher gelber Schein zeigte sich an einer Stelle des Horizontes. Die niedrigen aus Reißig und Lehm erbauten Häuschen zu beiden Seiten des Weges wurden jetzt häufiger. — Ein unerwartetes Hinderniß stellte sich ihm in Gestalt eines türkischen Wachtpostens entgegen. Der höchst zerlumpt aussehende Soldat lehnte ihm den Rücken zuwendend schlafmüde, die Cigarette im Munde, an der Thür des verfallenen Wachthäuschens. Der Flüchtling hielt in seinem Marsch inne und überlegte einen Augenblick, wie er diese Klippe ungefährdet passiren sollte, da erblickte er sich umwendend in einiger Entfernung einen Karren von Büffeln gezogen, der sich ihm langsam näherte — als Führer schritt ein kleiner Knabe mit einer langen Stachel neben dem Zugthier. Schon vorher hatte der Livländer seine Militairkappe fortgeworfen und als Kopfbedeckung die Kapuze seines Regenmantels, der ohne militairische Abzeichen war und unter dem nur ein paar langer Stiefel hervorblickten, benutzt. Er wartete mit großer Ruhe auf den Karren und schritt dann neben demselben, als ob er zu ihm gehöre, an dem Wachthäuschen vorüber. Der Posten beachtete ihn nicht. —

Welche traurige Situation — es für ein Glück schätzen zu müssen für einen Karrenführer angesehen zu werden — er, Michael Wolff, „der Günstling des Großfürsten!" —

Die schmutzigen Häuser drängten sich jetzt dichter zusammen und der Weg wurde allmählich steiler. Nun begann auch der gelbe Schein am Himmel heller und bestimmter zu werden, der Flüchtling trat in enge von Mauern eingefaßte und vielwinklig sich kreuzende Straßen ein, Cypressen nickten zu ihm herüber und das Lachen und Gurren der silberblauen Tauben auf den Obst- und Maulbeerbäumen mischte sich in das erwachende Leben und Treiben der alten Städtekönigin. Immer höher zwischen endlosen Hofmauern führte ihn sein Weg durch die Straßen Stambuls — immer lichter wurde es und da — er blieb überrascht, entzückt, sich und sein Unglück vergessend auf dem freien, großen von den Gebäulichkeiten einer Moschee flankirten Platze stehn. Dort vor ihm über das unabsehbare weiße Häusergewimmel hinweg, das zu seinen Füßen wie eine ungeheure versteinerte Cascade die Anhöhen hinabströmte und zu beiden Seiten, soweit das Auge reichte, in schimmernde weiße Tropfen zerstoben war — dort über die blauen glitzernden Fluthen des Bosporus schießen leuchtende Strahlengarben breit und zitternd am Morgenhimmel empor — über das riesige Amphitheater, dessen Arena die weite See ist, duftige, purpurfarbene Schleier werfend — eine berauschende Verschwendung wogender Farbenmassen. Wie eine Paradiesesstadt, von lieblichen Gärten durchzogen, lag sie da, eine Stadt wie geschaffen zum unbe-

grenzten Genuß irdischer Glückseligkeit! — Und doch war diese Herrlichkeit nichts weiter als eine grausame Versöhnung der verkommenen schmutzigen Welt dort vor ihm, ein Spott, so schneidend und wehevoll, wie er nur der Mutter Cybele gelingen mag, die ihre Gaben am verschwenderischsten dort streut, wo niemand fähig ist, sie aufzulesen. —

Und wie einen Hohn empfand sie der nordische Flüchtling, als er daran dachte, daß er diese Welt nur kennen gelernt haben sollte, um sie zum Grabe seiner hoffnungsgrünen Zukunft, — der erträumten seligen Zukunft an der Seite der Geliebten werden zu sehen.

Zögernden Schrittes verließ er den Platz. Nach einigem Umherirren durch ein Gewimmel enger schmutziger Gäßchen gelangte er endlich in die Nähe der großen Brücke über das goldene Horn. Hier glückte es ihm bei einem verfrüht aufgestandenen Händler eine bulgarische schwarze Lammsfellmütze aufzutreiben. Nicht weit davon trat er in ein soeben geöffnetes türkisches Café ein und ließ sich zur Stärkung eine der winzigen Tassen Caweh's „à la franca" präpariren. Dann suchte er dem Wirth, einem auffallend krummbeinigen kleinen Kerl mit Geiernase, der wie ein Uhu auf der Stange auf dem Holzdivan hockte und von hier aus in dem Mankall*) lässig herumstocherte, durch eine improvisirte Geberdensprache begreiflich zu machen, daß er zu schreiben wünsche. Als dieser ihn verstanden hatte, brachte er in seinem Gürtel ein messingenes Schreibzeug mit Rohrfeder, das er irgendwo in der Nachbarschaft aufgetrieben hatte. Ein Stück Papier war nicht zu bekommen gewesen. Der junge Livländer fand jedoch noch ein solches in seiner Brusttasche und nun machte er sich daran auf dem Divan einen Brief aufzusetzen. Das Schreiben war an seine Braut gerichtet, es sollte durch die Hände eines Verwandten in Wien an sie befördert werden. Er beabsichtigte es im nahen Pera zur österreichischen Post zu bringen.

Es war unterdeß immer lebhafter auf den Straßen geworden — einige Besucher traten in das Café ein. Wie der junge Mann, der ganz von seinem Briefe in Anspruch genommen war, nach einiger Zeit flüchtig aufblickte, bemerkte er, daß sich in dem offenen Eingang des Cafés eine Gruppe von Menschen der untersten Classen — Proletarier mit griechischem Typus, zerlumpte Türken der verschiedensten Straßengewerbe, Bootführer und Andere eingefunden hatten. Er hörte beim Weiterschreiben unverständliche Ausrufe und nahm wahr, daß die Leute sich lebhaft in der zankenden Weise aufgeregter Orientalen unterhielten. Was suchten diese Menschen! Hatte seine Erscheinung vielleicht ihr Interesse oder ihren Verdacht erregt — sie beobachteten ihn offenbar — einzelne traten zu ihm in das Café.

Er war bis zum Schluß des Briefes gekommen. Dieser lautete anders als sein letzter in die Heimath gerichteter. Mit bitterm Lächeln murmelte er: Sublimi feriam sidera vertice.

---

*) Gefäß mit glühenden Holzkohlen.

„Sollte trotz alledem," so lautete der Schluß dieses Briefes, „ein unvermuthetes Mißgeschick sich meiner Rettung in den Weg stellen und mich etwa den Russen wieder in die Hände spielen wollen, was übrigens doch wohl ein Ding der Unmöglichkeit ist, so magst Du wissen, Natalie, daß ich lieber das Ende in den Wellen des . . ."

Er hielt inne — ein kalter Schauer war mit einem ganz seltsamen fremdartigen Gedanken über ihn gekommen, einem Gedanken, der seine Seele, sein Denken lähmend ergriff, der wie Raubthierkrallen die wehrlose Beute, jede andere geistige Regung vernichtend, umklammerte. — Wie war ihm — Er sah ein Schiff über den blauen Bosporus gleiten — dort Mövengeflatter — ein dunkler auf dem Wasser treibender Gegenstand, auf und nieder schwankend — dann ein Brief, der zu spät anlangte, den ein seltsames Geschick in seine Hände spielte — der Lieferant, der Flüchtling wurde, wie er selbst, der ihn floh, wie er jenen — dieser Brief hier, den er schrieb, verlassen und verzweifelt wie jener Unbekannte — Spiegelbilder — Spiegelbilder fremden Geschicks!! — Summende Laute füllten sein Ohr — er fühlte etwas von dem Nahen einer großen Gefahr — eine eiskalte Regung der Furcht bemächtigte sich seiner.

Er beendete das Schreiben nicht — er faltete es hastig zusammen, um es in die Brusttasche zu versenken. Wie er den Regenmantel losknüpfte, wurde ein Stück seiner Uniform sichtbar — ein vielfältiger wilder Schrei ertönte rings um ihn. Er fühlte sich gefaßt, niedergeworfen, getreten, gewürgt, gefesselt — man schleppte ihn mit halb entschwundenen Sinnen über die Gasse — er stieß gegen einen Pfeiler — fühlte sich hoch gehoben — dann ein Sturz, Wasser überflutheten sein Gesicht, brodelten in seinen Ohren — und dann ein kurzer, verzweifelter, letzter Kampf.

Zwei Tage darauf war die Sonne mit vollaufgeblühter Gluthenpracht groß und sieghaft über dem Meere aufgestiegen und ließ ihre Strahlen über das azurne Becken zu den Füßen Stambuls gleiten, da blitzte sie auf einem dunklen Körper auf, der gerade langsam und feierlich vom Meeresgrunde emporgestiegen war und von silbernen Mövenschwingen flüchtig beschattet dahintrieb — als wolle ihm der unruhige Schwarm der lichten Wasserboten das Geleite geben, ähnlich den beschwingten Führerinnen, zu denen jener in seiner Kindheit gebetet, die den armen Schatten geleiten sollen in ein dunkles unbekanntes Meer —

Und drüben am Strand des Marmara-Meeres verkündete fast zur selben Zeit Großfürst Nikolaus den jubelnden Regimentern den Schluß einer der größten und traurigsten Komödien des Jahrhunderts — den Frieden von San Stephano.

Adelaide.

Eine Seegeschichte

von

Heinrich Kruse.

— Berlin. —

Deutschlands Fleiß macht blühend die Welt; doch gelangte noch nimmer,
Adelaide, zu Dir und den Paradiesesgefilden
Deines gesegneten Strandes ein Schiff auswandernder Deutschen.
Unser vortreffliches Schiff, Gesina von Bremen, gekupfert
Und schnell segelnd, es war an diesen Gestaden das erste,
Welches die heimische Flagge entfaltete, nämlich die Bremer.
War es daheim auch traurig bestellt mit der Einheit der Deutschen,
Fühlten sie doch sich verwandt in der Fremde. Ein alter Stettiner
Nahm gastfreundlich uns auf. Hierher verschlagen als Seemann,
War er Alles geworden, wobei ein Verdienstchen ihm winkte:
Fuhrmann, Bauer und Gärtner und Lederhändler und Krämer,
Das ist der einzige Weg, sein Glück zu machen in neuen
Ländern wie Adelaide. Wer Rollen verschmäht wie ein eitler
Hofschauspieler, der bringt es nicht weit. Jetzt blüht er als Gastwirth
Auf mit dem Hafen zugleich. Wir saßen zusammen, der Landsmann,
Der uns bewirthete, ohne Bezahlung zu nehmen, ich selber,
Der noch diente als Jüngster im Schiff, und ein älterer Seemann,
Als sein perlendes Glas erhob der vergnügte Stettiner:
„Sehet das Land Euch an; denn fruchtbar ist es wie Gosen;
Und erzählet zu Hause davon!“ So sagte der Gastfreund,
Welcher die Gastfreundschaft mit kluger Berechnung verknüpfte.
Und so holt' er für uns aus dem Stall zwei muntere Pferdchen,
Die wir bestiegen zum fröhlichen Ritt bei dem heitersten Wetter.
Wir galoppirten am Strand, den lockere Schwämme bedeckten,
Und dann jagten wir fort, nach den Hügeln hin. Alles war anders
Als auf unserer Seite des Weltmeeres. Selber die Blätter
Stehn an den Bäumen verkehrt, senkrecht, und wimpeln im Winde.

Und hier bellt nicht der Hund, hier flieget der Fuchs, auf dem Fluß schwamm
Schwarz wie die Nacht, ein prächtiger Schwan; stolz bog er den Nacken
Hinter sich, sah wie verachtend uns an mit dem purpurnen Schnabel,
Und dann schoß er davon mit gewaltigem Klatschen und Spritzen.
Wunderbar, fehlet den Bäumen die Rinde? Nur Lappen und Fasern
Hingen am Stamme herum, doch grünten sie lustig im Wipfel.
Ja, hier leben sogar vierfüßige Vögel, so sagt man.
Mir schien Alles ein Traum und nicht auf Erden gelegen,
Dieses verzauberte Land. Wir wechselten stets das Erstaunen.
Also drangen wir vor in die herrliche Kette der Hügel,
Wo wir das Pferd anbanden im Schatten gewaltiger Bäume.
Frei war hier von Gesträuchen das Gras. Wir schauten hinüber
Hier auf das bläuliche Meer, das unendliche, welches sich höher
Hebt mit jeglichem Schritt, den der Mensch am Ufer emporsteigt,
So wie Gott stets höher sich hebt vor dem denkenden Geiste;
Dort, wenn wir wandten den Blick nach der inneren Seite des Landes,
Breitete weit sich die Flur voll mannshoch wallender Halme;
Blumen zu Tausenden, nicht mit Namen belegt von den Menschen,
Schossen dazwischen hervor, und der Wind schlug Wellen im Grase.
Mittag war es bereits; wir setzten uns nieder zum Mahle.
Siehe, was naht aus dem fernen Gebüsch? Ein Rudel von Rehen?
Sind Springratzen es wohl? Wie hüpfen die braunen Geschöpfe!
Doch als näher sie kamen, so sahen wir Menschengestalten,
Ach, kaum besser als Thiere des Felds! Sie wissen von Scham nichts.
Wenn vom Gebirge sie kommen herab zu den Siedlern, den Weißen,
Um zu beschauen die werdende Stadt, so zwingt man sie freilich
Sich zu schürzen. So hatten wir dort schon die bräunliche Horde
Flüchtig erscheinen gesehn und verschwinden. Sobald sie der Fremden
Seltsame Wohnstatt haben im Rücken, so werfen sie lachend
Ab von den Hüften das Fell. Nackt kamen die Männer und Weiber
Näher und näher heran. Sie wurden gelockt von der Mahlzeit;
Denn stets plagt ja der Hunger die Armen. Sie leben von Allem,
Raupen und Schlangen sogar. Und es baut ein Haus sich der Biber,
Doch nicht dieses verlaßne Geschlecht. Sie stecken im Halbkreis
Nur Baumzweige herum und schlafen geschützt vor dem Winde;
Morgens verlassen auf immer sie wieder die Wohnung des Abends,
Ein halbfertiges Nest! So leben die Söhne der Wildniß.
Anfangs standen sie fern, mißtrauisch; dann kamen sie näher,
Drängten heran und schwirrten davon, wie Vögel vom Baume.
Doch bald schöpften sie Muth und warfen sich Alle zu Boden,
Wiesen hinein in den hungernden Mund und kauten die Lüfte.
Was wir hatten, wir warfen es hin. Sie verschlangen es gierig.
Ach, gerne hätten den Armen wir geistige Speise geboten!
Aber es schienen nur Körper zu sein. O, nicht doch! Es wohnet
Auch in ihnen der göttliche Hauch! Sie beginnen zu reden.
Schwalbengezwitscher nur schien's, doch konnten den Dank wir verstehen.
Siehe, sie singen sogar! Wie sollten sie Seelen nicht haben?
Denn was ist der Gesang als die Flügel entfaltende Seele?

Heiter sangen die Wilden mit Seelen, vom Danke beflügelt!
Und sie wollten uns auch nach schwachem Vermögen vergelten,
Wollten mit Tanz uns erfreun. Hier traten die Männer zusammen,
Drüben die Frau'n. Sie begannen zuerst mit fröhlichen Sprüngen;
Doch dann zeigten sie uns abwechselnd ihr ärmliches Leben
Im nachahmenden Bild. Hier gingen die Männer auf Jagd aus,
Schwangen den Speer im Lauf und verfolgten mit Hunden den Vogel.
Still dann setzten dagegen die Frauen sich hin, auf dem Halse
Ueber sich tragend das Kind, und angelten über der Wiese.
Hoch auf den Baum springt plötzlich der Mann und verfolget das Kätzchen;
Tief nach Perlen hinab taucht unter das Wasser das Mädchen.
Also spielten vor uns sie im Schatten der prächtigen Bäume,
Und uns gab nicht die Kunst, die Natur selbst gab uns ein Schauspiel.
Sieh, nun raubt sich der Jüngling das Mädchen; sie sucht zu entlaufen,
Wie ein schüchternes Mädchen bei uns, wenn der Freier das Wort sprach.
Blitzschnell wurde geboren ein Kind; wir lachten darüber;
Aber es nahten die Frau'n und bewunderten schmeichelnd den Säugling.
Dann kam Trauer in's Volk; ein Häuptling mit prächtigem Kopfschmuck
Sinkt in's Gras und ist todt; ein Arzt kommt, schüttelt so weise
Drüber den Kopf, als wär' er geprüft vom preußischen Staate:
„Ja, nun ist es zu spät! Wenn man früher mich hätte gerufen —"
(In Neu-Holland glaubt man noch immer an Zaubrer und Aerzte!)
Darauf tragen sie ihn mit Trauer und Klagen zur Erde,
Preisen den Mann — wohl über Verdienst — und schütten das Grab auf.
Also spielten vor uns so fröhlich die harmlosen Wilden.
Sieh', ihr Leben ist nur das unsre, der Hüllen entkleidet!
Anfangs hielten wir sie noch unter dem ersten der Menschen,
Welcher, nachdem er gefallen, den Rock von Fellen sich umthat;
Doch nun waren sie uns wie vertraut, wie verschwistert. Sie schienen
Gar so häßlich nicht mehr mit den mageren Schenkeln und Armen.
Dürftiges Leben nur bringt sie herab und der Mangel an Speise.
Wohl sind die Schultern geformt, und es strahlt aus den Augen wie Liebreiz,
Und wo wär' ein Menschengesicht, das nicht Freude verschönert?
Plötzlich mit Wehegeheul entfliehen erschrocken die Wilden.
Während in Zweifel wir stehn, ob Dichtung es wieder und Spiel sei,
Oder ob wirkliche Furcht, sprengt aus den Gebüschen ein Jäger,
Schnobernde Hunde vorauf, und schießt mit Fluchen die Flinte
Hinter den Fliehenden her. Dampf wallt in die Lüfte. Er wendet
Um sich nach uns und reitet heran. Auf feurigem Rosse
Sitzt nachlässig, doch fest er nach Weise der Britten. Es folgen
Blank und betreßt zwei Diener dem Herrn. Wie im Parke von London
Zog er daher; wir erkannten uns gleich, und er nickte mit Grinsen.
Siehe, das war ja der Mann, der uns neulich bewirthet, der reichste
Unter den Reichen des Orts. Unermeßliche Heerden, so sagt man,
Weiden für ihn vom Meer zu den Bergen, und über den Bergen.
„Diesmal ist das Gesindel entflohn!" so sprach er mit Lachen.
„Doch heut früh war besser die Jagd. Mit der nämlichen Kugel

Schoß ich das saugende Kind und die Mutter, so hatt' ich gezielet".
„Herr!" so rief ich entsetzt, und sprang auf die Füße. „Was sagt Ihr?
Herr, Ihr redet doch nicht im Ernst?" „Ich spaße so leicht nicht",
Sagte der Britte. „Ihr nehmet Euch wohl das Gesindel zu Herzen?"
Schweigend steig' ich zu Roß. „Ihr seid ein Wüthrich!" schreiet
Wild mein älterer Freund. „Ein Abscheu! Seid in die Hölle",
Rief er „verdammt!" Wir ritten entsetzt und schaudernd von dannen.
Aber uns holt auf mächtigem Pferd bald wieder der Herr ein,
Und er geruhte nicht mal sich die Rede verdrießen zu lassen,
Nur zu belustigen schien ihn unsere Jugend und Einfalt,
Und er begann das Gespräch mit Lächeln von Neuem: — „Die Deutschen
Sind doch ein sehr gutmüthiges Volk; drum bleibt Ihr zurück auch!"
Noch war fast ich ein Kind und wagte nicht weg ihn zu weisen.
Also fuhr er denn fort: „Ein Dieb muß hängen in England.
Hängen und schießen, das bleibet sich gleich. Was meint Ihr? Die Wilden —
Sind Schafdiebe — wenn Menschen sie wären; doch sind sie nur Dinge,
Thiere des Walds, Raubthiere. So gut in die Heerde der Dingo
— So ist der Name des röthlichen Hunds mit dem buschigen Schweife, —
Einfällt während der Nacht und zwanzig Schaafe mir anbeißt,
Und ein jegliches Stück von dem giftigen Bisse verrecket,
Grad so fallen die Hunde mir auch in die Heerden. Ihr wißt doch,
Daß feinvließige Schaf' ich zuerst einführte zu Schiff' hier,
Ganz auf meine Gefahr; die mehren sich hier wie die Sterne.
Denn wo fänden sich Weiden wie hier? Nicht des Oceans Nebel
Feuchten so herrlich das Land am Severn, oder die Eb'nen
Dorsetshires, wo der Schäfer nun geht seit Julius Caesar.
Dort, dort bin ich geboren und weiß, was zu Schafen gehöret.
Seht Ihr die Weiden da drüben? Schier möchte man werden zum Schafe, —
Um zu genießen das herrliche Grün und die saftigen Blumen.
Wirklich, ich freue mich auch an den Blumen; sie schaden dem Vieh nicht.
Aber ich muß mich stets vor den Wilden bewahren. Ich schicke
Bis an die Zähne bewehrt auf die andere Seite der Berge
Meine Schäfer hinaus. Ihr solltet die Menschen 'mal sehen!
Die sind anders zu schau'n, wie im linnenen Kittel der Schäfer,
Der da folget der Heerde zu Haus und Strümpfe sich stricket
Unter dem Schatten der Eibe, und will er die Schafe versammeln,
Hat er nur nöthig zu rufen, so kommen sie Alle gegangen,
„Und sie hören darauf", wie der Psalm sagt; denn in der Bibel
Weiß ich Bescheid, mit dem Buch plagt viel man die Kinder in England.
Ein halb Jahr wohl gehn sie herum mit der Heerde, verlassen,
Fern vom Menschengetriebe, von tüchtigen Hunden begleitet,
Und dann kommen sie wieder im Herbst mit Schafen und Lämmern.
Doch fehlt manches daran. Denn sie stehlen, die listigen Wilden.
Wißt Ihr, wie sie es machen, die Schufte? Sie werfen sich nieder
Platt auf den Bauch. Nun kriechen sie an und bewegen das Gras kaum,
Das dastehet wie Rohr, wie Roggen in Blüthe, so üppig.
Hinter einander, so kriechen sie fort in doppelter Reihe

Und rechtwinklig hinein in die arglos weidende Heerde.
Dumm gafft an sie das Vieh; doch sie schieben so sacht sich dazwischen,
Daß kein einziges Thier sich erschreckt, kaum blöken die Dinger.
Darauf schließen zusammen die Reihen und wenn von der Heerde
So sie ein Hundert der Schafe getrennt, dann springen sie plötzlich
Auf mit lautem Geschrei und treiben die Beute von dannen.
Hinter sie her schießt freilich der Hirt, doch trifft er nur selten,
Denn sie verschwinden zu rasch. Wer will sie verfolgen im Riedgras?
Und sie theilen den Raub und verzehren die Lämmer mit Freuden.
Das ist den Dieben ein leckeres Mahl. Stets hungert das Pack ja,
Da nicht Beeren einmal hier haben die Wälder der Berge,
Oft klar Wasser nicht mal. In der Dürre versiegt in dem Felsspalt
Selber der reichlichste Quell. An Vorrath denket das Volk nicht
Und man sah sie sich ritzen den Arm, mit dem Blut sich zu letzen.
Wie der verlorene Sohn, so laben sie sich an dem Lammfleisch
Und stets sind sie gereizt von Neuem den Raub zu versuchen.
Darum hab' ich schon lange den Hirten befohlen zu schießen
Wo sie was Wildes erblicken, und reit' auch selbst auf die Jagd aus.
Rein ward ziemlich die Gegend bereits und sicher die Weide.
„Also darum schießt Ihr die Mütter und Säuglinge nieder?"
Sprach mit verhaltenem Grimm mein Reisegefährte. „Und Alles,
Sagt Ihr, nach englischem Recht und Gesetz? Ihr lehrt es den Wilden!
Doch ein einziges Wort, wenn Worte noch irgend Dich kümmern.
Willst Du denn ganz nach englischem Recht und Gesetzen verfahren,
Weß' ist, sage, das Land? Wo hast Du die Schenkung? Den Kaufbrief?
Sprich, wem zahlst Du die Pacht? Wem bringst Du die Renten und Zehnten? —
Wenn sie nun glauben, die Wilden, ihr Land sei ihnen gehörig
Und sie dürften dafür sich Pacht ein wenig erheben
Vom unendlichen Gut, das Gott in Gnaden Dir zuströmt?
Wenn sie so denken und sich, vom Hunger gepeinigt, ihn stillen,
Sprich, Unmensch, wie willst Du das wehren nach englischem Rechte?"
„Ja, das grübelt nur aus in Deutschland!" sagte der Britte.
„Leider hab' ich nicht Zeit, des Gespräches mich ferner zu freuen,
Herrn, so belehrend es ist. Da kommt schon," sprach er, „vom Hügel
Mein Heerzug in das Thal. Ich ziehe nach Morgen. Ich will dort
Gründen ein Dorf. Drum komm' ich hinab mit Menschen und Wagen,
Fertigen Häusern sogar, und dem Stamm von künftigen Heerden.
Habt Grundsätze nach Lust, ich habe die meinen!" so sprach er,
„Und hab' gut mich dabei, Gottlob! noch immer befunden.
Lebet für diesmal wohl, Ihr jungen Verehrer der Menschheit!"
Also ritt er davon, vornehm, nachlässig uns grüßend,
Hoch von Gestalt, von gefälligem Wuchs und sorglich gekleidet,
Immer beherrschend das eigne Gefühl (sofern er Gefühl hat).
Ein vollkommener Mann, so nennt es die gute Gesellschaft,
Wohlanständig, gewandt, gastfrei, mit verbindlichem Lächeln.
Links zog Jener hinab mit dem Zug; wir ritten nach Hause.
Also ward uns verleidet der herrliche Tag und es war uns

Gleich, als wenn wir gefunden im Paradiese die Schlange.
Schweigend gaben die Pferde wir ab bei dem freundlichen Manne,
Der uns am Morgen die Rosse geliehn und gingen zum Hafen,
Noch mit Schaudern erzählend den Unsern die Greuelgeschichte,
Und wir wünschten, daß Blut für Blut, nach englischem Rechte,
Nähmen die Wilden noch einst. Am anderen Morgen erfüllte
Adelaide Verwirrung und Lärm. Mit Blute besprengt lief,
Siehe, ein lediges Pferd bald hier, bald dort durch die Straßen,
Und sie konnten es kaum einfangen; es riß wie geängstigt,
Immer sich los und sprengte davon mit schrecklichem Wiehern.
Als man es hielt, so erkannte man gleich das gewaltige Jagdpferd,
Welches dem brittischen Herrn von gestern gehörte. Bestürzung
Füllte der Siedler Gemüth. Sie sandten hinaus nach dem Wege,
Links auf dem Strand zu dem Dorf, das Jener zu gründen gedachte.
Bis an den Wald nur sah'n sie die Spuren der Räder und Thiere,
Weiter in's Dickicht gedrungen indeß erblicken die ganze
Karawane sie dort zusammen im Thale des Waldbachs
Lagernd in Ruh; doch in ewiger Ruh! Ein schrecklicher Anblick!
Blut schwimmt rings noch umher, Rüstwagen und Karren, sie stehen
Mitten darin, vor ihnen geschirrt an der Deichsel die Pferde,
Sterbend zusammengestürzt mit verworrenen blutigen Mähnen.
Und neun Menschen dabei, sechs, sieben mit klaffenden Wunden,
Welche der Speer, mit Muscheln gespitzt, tief riß in das Fleisch ein;
Ohne Verwundungen zwei. Sie waren mit Keulen erschlagen
Und die Gesichter zerquetscht, nicht mehr zu erkennen. Der Herr selbst
Hing, mit der Lanze darein zum Zeichen gelassen, am Rande
Ueber den Gießbach hin, mit dem Kopfe nach unten; es lockte
Noch sich das zierliche Haar. So übten die Wilden die Rache!
Nichts war verstümmelt am Leib der Gefallenen oder geschändet;
Wunden genug für den Tod schien Jeder gerade zu haben;
Wie sie gestorben, so lagen sie da, wie verächtliches Wildpret.
Also hatten die Wilden die Leichen der Weiber und Kinder
Liegen gefunden im Gras. Sie vergalten mit Gleichem den Weißen.
Als zurück zu der Stadt nun die blutige Kunde gebracht ward,
War ein Jeder entsetzt, vor Allem die Freunde des Mannes.
Gestern noch saß er mit ihnen am Tisch, nun grinst er im Tode!
Also schauderten einst im Saal des Herodes die Gäste,
Als auf blutiger Schüssel das Haupt des Johannes gebracht ward.
Freunde, Verwandte, der letzte sogar von den Siedlern, sie hielten
Nicht sich verletzt allein, auch tief, von Negern! erniedrigt.
Weh Euch, Inseln des südlichen Meeres, ihr glücklichen Menschen,
Welche getroffen der Fluch entdeckt zu werden! Des Hochmuths
Söhne, sie kommen zu Euch und predigen, predigen Demuth,
Und wie lieblich die Füße der Boten, die Frieden verkünden.
Aber sie bringen den Krieg. Mord blickt aus den Seiten der Schiffe.
„Blutige Rache!" so hört man rufen in Adelaide.
Doch wir Deutschen, wir standen von fern und murmelten leise,

Daß es die Strafe gewesen nur sei, die gerechte, des Frevels.
Aber es rüsten die Britten zum Krieg, und die streitbare Mannschaft
Rückte am anderen Morgen hinaus und umstellte die Gegend,
Weit sich vertheilend im Kreis, dann enger sich schließend und enger.
Also treibt man zusammen das farbige Wild, und der ganze
Stamm wird rings zusammengepfercht. Unwissende Menschen!
Schon sind wieder zurück sie gekehrt zum friedlichen Leben.
Harmlos, sanft, ist der Wilden Gemüth; nur allzu gereizet,
Faßt sie der Zorn wie ein Sturm, der aus heiterm Himmel herabfährt,
Donnernd und leuchtend im südlichen Meer mit Wirbeln des Wassers,
Zündet den Mast und verschlinget das Schiff, dann saust er vorüber,
Und ein heiterer Himmel umlächelt von Neuem das Weltmeer.
Sorglos schwärmten sie wieder am Strand, und wo sie gewöhnt sind,
Schwammen und tauchten umher und spielten, gesehn von den Weißen.
Glaubten die Sache sie nur mit dem brittischen Häuptling zu haben,
Der wie der Böse sie quälte? Und wähnten sich sicher vor Rache,
Weil sie die ganze Gefolgschaft vertilgt? Sie tanzten und sangen
Abendlich noch auf den Höh'n, wo heut kein Weißer sich zeigte,
Bis ein Wölkchen von Licht fern über der dunkelen Tiefe
Ihnen noch schien. So genossen den goldenen Tag sie, den letzten.
Früh schreckt aber sie auf von der Erde das Rufen und Lärmen,
Bald springt aus dem Gebüsch mit heiserem Bellen die Dogge,
Fletschet die Zähne mit Wuth in die nackenden Körper. Sie fliehen,
Fliehn, das geängstigte Wild, stets näher umkreist von den Jägern.
Kunstreich war entworfen die Jagd, und richtig gelang sie.
Athemlos rennen die Wilden hinein zu der Mitte des Kreises,
Grad an der Pforte des Thals, das quer durchsetzt das Gebirge.
Nicht ein Einziger war entkommen, so glaubt man, vom Stamme.
Und dann trieb man sie weiter hinauf mit den wüthenden Rüden.
Höher erheben die Felsen sich stets und verengen die Thalschlucht,
Endlich höret sie auf, und es starrt ein Fels in den Himmel,
Welcher das Thal verschließt. Dort trieb man die Wilden zusammen.
Winters brauset ein Strom von der schwindelnden Höhe. Das Wasser
Kommt mit Wolken von Dunst in regnenden Tropfen herunter,
Unten versammelt es sich, und wüthet herab aus der Thalschlucht,
Doch war Sommer es jetzt, Weihnachten, und Quellen und Bäche
Alle versiegt; man ging in dem trockenen Bette des Flusses.
Nur ein nicht zu ergründender See war übrig geblieben
Unten am Fuße des Felsen, ein Teich mit düsterem Spiegel.
Hier nun wurden hinein von dem Ufer die Wilden getrieben,
Stürzten und rollten hinab und erfüllten mit Schreien die Lüfte.
Kein Entrinnen war hier! drei Seiten gebildet von Felsen,
Wo hinauf kaum reichet der Blick, auf der vierten die Weißen,
Unzugänglicher noch als Felsen. Wie heidnische Götter
Wollen zur Strafe des Frevels sie nun im Wasser verderben,
Sieh, ein ganzes Geschlecht, schuldlose wie schuldige Menschen!
Noch war Keiner der Wilden im Wasser getödtet, denn Alle

Wissen von Kindheit an auf dem Wasser zu liegen und scherzen,
Und das unmündige Kind umhalst mit den Aermchen die Mutter,
Wenn es sich nicht im Gedränge verlor. Nun beginnet das Morden.
Fürchterlich hallen die Felsen von endlos rollenden Schüssen.
Welch ein Geheul in der Tiefe und Stöhnen und Wimmern! Den Sandstein, —
Der wie Tafeln, so glatt, aus dem See steigt, klimmen die Menschen.
Sieh, mit des Wahnsinns Krallen hinauf! Sie dienen zum Zielen,
Stürzen zurück in den Pfuhl, in das scheußliche Menschengewimmel.
Blutroth färbt sich der Pfuhl, dicht steiget darüber Dampf auf,
Flammen durchzucken den Dampf. O die Hölle! die Hölle! Nur sind nicht —
Schuldige drin! Schon ruhiger wird's und ruhiger. Kaum noch
Hebt ein Arm sich empor, mit schwarzen und glänzenden Locken
Kaum noch ein Schmerzensgesicht. Ein einziger bleibt nur zuletzt nach,
Alt von Jahren, doch stark und von zähem gewaltigen Leben.
Unter dem Wasser verbirgt er sich bald, bald hinter den Leichen,
Von zehn Kugeln durchbohrt, doch lebt er noch. Einer noch fehlet,
Noch ist die Rache der Christen nicht voll! Da trifft ihn die elfte.
Hochauf fähret der Greis, dann verläßt ihn die Kraft und das Leben.
Und nun schwimmen sie still ineinander. Nur Röcheln noch hört man
Bis in die sinkende Nacht, wie in Nächten des Frühlings der Unken
Fernes Gestöhn. Dann schweiget auch das. Der Gemordeten Klage
Hat kein Ohr des Erbarmens erreicht. Es verhallt in der Brandung,
Welche die Insel umbraust. Das Gerücht selbst drang nicht herüber.
Niemand kümmert das Jammergeschick der australischen Wilden,
Niedergemetzelt im See. Wenn die Erde die Todten zurückgiebt,
Werden auch sie vor dem Richter der Welt sich klagend erheben.

Ueber die Grenzen des ärztlichen Erkennens.

Von

J. Hermann Baas.

— *Worms.* —

Die schöne Zeit, in der es erlaubt war, ja fast zum guten Ton gehörte, Jedermann, selbst harmlos Spazierende ohne alle Einleitung mit metaphysischen Betrachtungen und Auseinandersetzungen anzufallen, ist längst vorüber! Wir wollen daher, und dürften dies fast auch nicht in unserer realistischen Zeit, selbst wenn wir es könnten, jene ideale altclassisch-griechische Sitte, in der die Sophisten und selbst Sokrates besonders stark gewesen sein sollen, in dieser Zeitschrift nicht wieder aufnehmen. Von Sophistik sind wir am weitesten entfernt; selbst der Anschein, als möchte ehrliche speculative Philosophie, vor der wir übrigens hohe Achtung haben, dem Leser geboten werden, sollte nicht erweckt werden, weshalb wir gerade die vorliegende Titelfassung wählten; denn hegten wir überhaupt dahingehende Absichten, so hätten wir von der Grenze der medicinischen Erkenntniß schlechthin, wenn man ein solches Speciale in unserer specialistischen Zeit einmal gelten lassen wollte, nicht von den Grenzen des ärztlichen Erkennens, nämlich der einzelnen Krankheiten, in der Ueberschrift reden müssen.

Die folgenden Darlegungen sollen demnach einfach einen Gegenstand der alltäglichen ärztlichen Praxis, über den noch in Laienkreisen vielfach irrige Anschauungen herrschen, die es verschulden, daß fort und fort an das ärztliche Wissen ein falscher Maßstab gelegt, resp. an die Aerzte unerfüllbare Ansprüche erhoben werden, kurz besprechen und so weit möglich, dem Verständniß nichtärztlicher Leser nahebringen und dadurch, wie es scheint noch weitverbreitete, Irrthümer klären. Hat doch selbst Fürst Bismarck vor nicht langer Zeit in einem seiner geflügelten Worte von der Rednerbühne des Reichstags herab den sarkastischen Ausspruch gethan, daß die Arzneikunde auch heute noch in Dingen, wohin die Aerzte nicht mit ihren Augen sehen könnten, nicht

weiter gekommen sei, wie sie früher war, ausgenommen in der Chirurgie! Es ist das freilich so ziemlich dieselbe Ansicht, welcher auch der erste Napoleon dem berühmten Arzte Johann Peter Frank gegenüber Ausdruck gab, als er sagte, er habe kein großes Vertrauen zur Wissenschaft der inneren Medicin*). Ganz ähnlich ist sie auch derjenigen, die schon in dem uralten Volksworte von dem Mangel eines Thürchens oder Fensterchens im Körper, durch den man verhindert sei, die inneren Organe und deren Krankheiten sicher zu erkennen, ihren adäquaten Ausdruck fand, der aber heute denn doch nicht mehr zutrifft. Zugleich enthält sie einen Theil jener Ironie, die von jeher Diejenigen trifft und treffen muß, welche unter allzuhäufigen Niederlagen einen Kampf gegen einen Feind führen und fortführen müssen, dem schließlich Alle verfallen. Sie enthält auch einen Ausdruck jener Stimmung, die in alten Todtentänzen den Arzt selber mit dem Knochenmanne tanzen läßt: es ist jener tragische Humor, welchen die Ohnmacht der Menschheit und aller menschlichen Wissenschaft wachruft, dem die Aerzte, weil sie ja die Repräsentanten eines wissenschaftlichen Berufes sind, der täglich und stündlich dem Volke im weitesten Sinne des Wortes, gleichsam als pars pro toto, die Unvollkommenheit menschlichen Wissens und Könnens vor Augen führt, gerade von jeher zur Zielscheibe dienen.

Es scheint nun der Aerzte und der ärztlichen Wissenschaft, welche ja wahrlich den Vergleich mit keiner anderen zu schenen hat, am entsprechendsten und würdigsten, an dieser weiter Beachtung sicheren Stelle den Versuch zu machen, die Stärken und Schwächen gerade der heutigen Krankheitserkenntniß zu besprechen, wenn auch der Natur und des Umfangs der Sache wegen dies in Vielem nur andeutungsweise geschehen kann. Enthusiastische Verherrlichungs-, wie nörgelnde Verkleinerungssucht soll dabei fern bleiben, im Gegentheil, wir wollen nüchtern und einfach zusehen, in wie weit jene verbreitete Anschauung, die der Kanzler zum Ausdrucke brachte, berechtigt ist und in wie weit nicht. —

Die Krankheitserkenntniß ist ein eigener Zweig der medicinischen Wissenschaft und naturgemäß so alt wie die Medicin, obgleich sie erst Anfangs unseres Jahrhunderts durch den hannöverischen Leibarzt Wichmann in ein wissenschaftliches System oder vielmehr in ein besonderes Werk zusammengefaßt ward. Seitdem hat sie im Laufe des letzteren eine eben so rasche als hohe Ausbildung erlangt. Die Diagnostik ist aber nicht blos ein Theil der ärztlichen Wissenschaft, sondern auch ein solcher der ärztlichen Kunst, insofern die Lehren der ersteren zu richtiger Verwendung in der letzteren erst durch ein von Natur vorhandenes Talent, das sich in seinen höheren Stufen nicht anerziehen läßt, sondern schon angeboren sein muß, gebracht werden können. So weit dasselbe sich durch Erziehung wecken und ausbilden läßt, besitzt es jeder tüchtig geschulte und erfahrene Arzt; in hervorragenderem Maße wird es aber immer nur Wenigen gegeben sein, denen zwar, welchen alle dazu noth-

*) Rohlfs, H.: Geschichte der deutschen Medicin, 2. Bd. S. 145.

wendigen Eigenthümlichkeiten des Geistes vollauf zur Verfügung stehen. Daher kommt es, daß es von jeher und stets einzelne Aerzte gegeben hat, welche als Diagnostiker besonderen Rufs genossen, Solche, von denen man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt, sie „treffen oder erkennen die Krankheiten auf den ersten Blick“.

Als Wissenschaft lehrt nun die Diagnostik alle dem jeweiligen Wissensstande entsprechend in der Lehre von den Krankheiten, in der Pathologie, aufgestellten Krankheitsindividuen oder Krankheitsbilder erkennen und trennen und giebt die Mittel und Wege an, wie in der Praxis der Arzt resp. der ärztliche Künstler zu verfahren hat, um zu diesem Ziele zu gelangen.

Nur das alltägliche, nicht das logische Bedürfniß ist der Grund der diagnostischen Trennung jener; denn in letzter Instanz giebt es nur ein Kranksein, nur ein krankes Leben als Gegensatz zum Gesundsein, zum gesunden Leben, deren beider Negation, unter Vernichtung des Individuums, die Rückkehr in die Vorrathskammer von Materie und Kräften, die wir Erde nennen, vielmehr wie wir es gewöhnlich bezeichnen, der Tod ist.

Die einzelnen Krankheiten trennt man also aus dem kranken Leben ab, und zwar nach dem vorwiegend ergriffenen Körpertheil oder Organ. Man faßt dieselben dabei als bestimmte Ganze auf, die eine im Allgemeinen sich gleichbleibende, aber dem Wechsel in nebensächlichen Erscheinungen jeweilig unterworfene Folge von Symptomen darbieten. Die Krankheitsbilder sind nun durch die Fortschritte der neueren Zeit, besonders der pathologischen Anatomie, an Zahl gewachsen, insofern man früher für Ganze gehaltene, unter einer Sammelbezeichnung einbegriffene Dinge zerlegen und trennen lernte. Nicht die Krankheiten haben also zugenommen, wie man in Laienkreisen das vielfach auffaßt, sondern deren Abtrennung ist eine mehr durchgeführte geworden.

Die Diagnostik ist nun entweder auf solche Abtrennung von unter einander ähnlichen Krankheitserscheinungen zu einem bestimmten Krankheitsbilde gerichtet und heißt dann symptomatische Diagnostik, oder sie zielt auf die Krankheitsursachen ab als ätiologische Diagnostik. Ihre Methode ist entweder die analytische oder die synthetische, oder es werden beide verwendet, um das Resultat der einen durch das der andern zu prüfen und zu sichern. Sie benutzt dabei eine große Anzahl besonderer Verfahren und setzt nicht allein die genaue Kenntniß dieser und die Fähigkeit, sie zu jeder Zeit, selbst unter den schwersten Verhältnissen, handhaben zu können, voraus, sondern verlangt auch eine ausgedehnte Beherrschung der zahlreichen medicinischen Specialdisciplinen: der Anatomie des gesunden und kranken Körpers, der Physiologie, der Krankheitslehre, der Zeichenlehre der Krankheiten u. s. w., dazu geübte Sinne, klares Denkvermögen, rasche Combinationsgabe, Erfahrung, Menschenkenntniß, Geistesgegenwart und Taktgefühl. Sie verwerthet die Ergebnisse der Lehre von den Krankheitsursachen, die herrschenden endemischen und epidemischen, klimatischen und hygieinischen Verhältnisse, die Verschiedenheiten in

den Lebensäußerungen nach Alter und Geschlecht, die Lebensführung, die erblichen und erworbenen Anlagen u. s. w.

Aus diesen wenigen Andeutungen, deren systematische Färbung der Leser verzeihen möge, die wir hier schon dieserhalb nicht weiter ausdehnen wollen, wird selbst dem Laien, so hoffen wir, die Schwierigkeit der Krankheitserkenntniß und die Größe ihrer Anforderungen und ihrer Aufgaben einleuchten. Die Wichtigkeit derselben für die Praxis aber geht daraus hervor, daß ohne eine sichere und richtige Diagnose des einzelnen Krankheitsfalles eine auf vernünftigem Grund und Plan ruhende Behandlung unmöglich ist, daß ohne eine solche nichts besseres, als die reine Empirie, das Handeln des Arztes beherrschen würde. Auch der rohe Empiriker in der Kriegskunst zwar kann wohl einmal eine Schlacht gewinnen, aber das glückliche Ende eines Feldzugs wird immer auf Seiten des durchgebildeten Strategen bleiben. Im Kampfe gegen die Krankheiten gleicht die Diagnostik der Strategie, der Diagnostiker dem Generalstabschef, der, auf die Kenntniß aller Eigenthümlichkeiten des physischen Terrains fußend, den Feldzugsplan entwirft und leitet. In der Krankenbehandlung wird daher immer der beste Diagnostiker zugleich der beste Praktiker sein und das alte Wort: „qui bene diagnoscit, bene medebitur — wer die Krankheiten richtig erkennt, wird auch die Kranken gut behandeln —, muß immer seine Geltung behalten. Natürlich, heilen wird er darum die von ihm gut erkannten Krankheiten nicht immer, denn das thut zumeist und in erster Linie die Natur allein und der Arzt hat diese nur vor Störung ihres Wirkens zu behüten, höchstens kann er sie unterstützen, wenn Menschenwitz dem Gesetze derselben gerade begegnet, aber die Sicherheit bietet er gewiß am meisten, daß er in Thun und Lassen alles leisten wird, was in der Macht der Wissenschaft und Erfahrung liegt.

Die Medicin ist, obwohl man das Gegentheil heute vielfach annimmt, ihrem inneren Wesen nach keine reine Naturwissenschaft. Sie ist nach dem Ausspruche von Cabanis, viel zu sehr ein conjecturales Wissen, sie kann also nie exact sein im Sinne der Mathematik, der Chemie und Physik, was schon der große medicinische Geschichtsschreiber Sprengel vor fünfundsiebzig Jahren, als jene erste Auffassungsweise sich zu verbreiten begann, lehrte: „Der menschliche Körper, der Gegenstand der Medicin, ist ein Aggregat von Theilen, die den Gesetzen der Schwere und des Mechanismus, aber auch den Gesetzen der Anziehung und chemischen Verwandtschaft unterworfen sind. Seine Verrichtungen selbst aber sind weder aus der Form und den Gesetzen des Mechanismus, noch aus der Mischung und der chemischen Verwandtschaft seiner Stoffe zu erklären. Wenn also gleich gewisse Veränderungen des Körpers durch die Mechanik, Physik und Chemie zu erläutern sind, so greifen sie doch so sehr in die eigentlich thierischen Verrichtungen ein, daß wir sie nie als selbständige Veränderungen, die unabhängig von höheren Kräften wären, ansehen dürfen". Das letztere wird vielfach von der heutigen rein realistischen Auffassungsweise verkannt. Für viele Erscheinungen, vor allem für das ganze große Gebiet

des geistigen und seelischen Lebens fehlen ja heute noch die Reagentien, wenn man so sagen darf, um sie naturwissenschaftlich zu erforschen und zu zerlegen, gänzlich; für sie gilt als einziges Hilfsmittel die denkende Beobachtung und das philosophische Denken. Die Zergliederung andrer Vorgänge und Verrichtungen aber wird durch das Seelische und Subjective, das sich ihnen stets beimischt, erschwert und gestört, das auszuscheiden höchstens die Erfahrung vermag. Nur ein Theil der Erscheinungen kann also unabhängig vom Kranken erfaßt und zerlegt werden, allerdings ein oftmals entscheidender.

Der Arzt ist demnach auch auf zweierlei Wege des Erkennens angewiesen: auf die subjectiven Symptome und Angaben des Kranken und auf die objectiven Erscheinungen, d. h. diejenigen, welche mit Hilfe der Sinne und gewisser Unterstützungsmittel dieser ohne Dazwischentreten des Patienten festgestellt werden. Auf beiden Wegen nun vermögen größere oder kleinere Fehlerquellen natürlich sich geltend zu machen und treten in Wirklichkeit auch häufig genug einem sichern Erkennen entgegen. Bei den Angaben des Kranken voran kommt das Maß der Auffassungs- und Darstellungsfähigkeit desselben entscheidend zur Geltung, bezüglich der objectiven Symptome aber andrerseits die Schärfe und Uebung der Sinne und sinnlichen Wahrnehmungsgabe des Arztes und die Zahl der Hilfsmittel, die ihm die Wissenschaft darbietet.

Diese letzteren nun gerade hatten die älteren Aerzte blos in beschränktem Maße zur Seite und zur Verfügung. Dafür war ihr einfach-sinnliches Wahrnehmungsvermögen freilich bei Weitem geübter und deshalb entwickelter, als dies im Großen und Ganzen jetzt der Fall ist. Aus jenem Grunde mußten sie jedoch, wenn auch nicht meilenweit, wovon man öfter im Enthusiasmus für die Jetztzeit reden hört, im Vergleiche zu den heutigen Aerzten in der Krankheitserkenntniß zurückstehen. Diese sind zu gar Manchem gekommen, wovon die Früheren keine Ahnung hatten; das muß selbst der pietätvollste Geschichtskenner zugestehen. Die Naturwissenschaften, vielmehr deren geradezu beispiellosen Fortschritte in unserem Jahrhundert trugen zu solcher Vorrückung der Grenzen des ärztlichen Erkennens das Meiste bei, dann aber auch diejenigen der Technik und das gesteigerte Erfindungstalent unserer Zeit, welches nicht müde wird, neue Wege zu suchen, selbst den verstecktesten inneren krankhaften Körperveränderungen auf die Spur zu kommen.

Schon die alten Aerzte in Griechenland, Alexandrien und Rom besaßen einzelne Hilfsmittel, um in das Innere des Körpers zu sehen, z. B. Mund-, Anal- und Vaginalspiegel; doch waren diese sehr unvollkommen, wie durch erhaltene (z. B. die in Pompeji gefundenen) Exemplare sich erweist. Art und Zahl derselben besserte sich und wuchs erst vom siebzehnten Jahrhundert an. Das Thermometer verwandte der berühmte italienische Arzt Santoro (1561 bis 1635), die Minutenuhr Harvey und Floyer (1649 bis 1714), Beide in England; auch die Wage benutzte der Erstgenannte. Der Gebrauch des Thermometers erhielt sich dann gleich dem der Uhr in den Händen einzelner Kliniker, aber erst in unserem Jahrhundert, dem es gelang, durch sehr genaue

und billige Herstellung derselben ihnen die Wege zu ebnen, und speciell in den letzten Jahrzehnten wurden beide Allgemeingut, so daß heutzutage das einfache Zufühlen mit der Hand nach der Körperwärme und das Zählen des Pulses ohne Verwendung der Uhr, das uns bei den älteren Aerzten so respect- und geheimnißvoll anmuthete, verschwunden ist und Jedermann nachmessen und nachzählen kann; nur das pausenausfüllende Zungenbesehen ist, geheimnißvoll genug für den Laien, dem Arzte geblieben. Die Loupen, die man schon vorher, aber blos als vitra pulicaria kannte, gebrauchte zur Erkennung von kleinen Veränderungen, besonders am Auge, der Holländer Boerhaave (1668—1738, der weltberühmte Arzt, an welchen einst ein Chinese unter der einfachen Adresse „An den berühmtesten Arzt in Europa" einen Brief richtete, der eben so sicher ankam, wie ein vor Kurzem von einem amerikanischen Hinterwäldler unter ähnlicher Bezeichnung an Wagner gerichteter); doch erst durch den gleich berühmten Gräfe und durch Liebreich ward sie, besonders als Beleuchtungslinse, zum verbreiteten Hilfsmittel. Einige chemisch-diagnostische Untersuchungen übte derselbe Boerhaave gleichfalls zuerst, aber erst nachdem der englische Arzt Blackall 1811 mittelst solcher Eiweiß im Harn nachgewiesen hatte, wurden dergleichen nach und nach allgemeiner: heute bilden sie ein alltägliches Erkennungsmittel in der Hand eines jeden Arztes, das bis zu krankhaften Körpervorgängen dringt, von denen die früheren Mittel nichts erkennen ließen. Auch der Ohrenspiegel war, besonders seit der Erfindung eines solchen durch den deutschen Barbierchirurgen Fabriz v. Hilden im Jahre 1580, bekannt, doch erst unser Jahrhundert brachte ihn in den Besitz aller Aerzte. Nahezu alle übrigen Hilfsmittel aber bei der Krankheitserforschung, die selbst der Laie jetzt als nothwendig zur genauen Erkenntniß der Krankheiten von jedem Arzte angewandt wissen will, gehören unserem Jahrhundert an; denn selbst die Percussion, das Beklopfen des Körpers zur Erforschung des Zustandes innerer Organe, wiewohl sie von dem österreichischen Arzte Auenbrugger (1722 bis 1809) bereits 1761 bekannt gemacht wurde, fand erst seit den Dreißiger Jahren, denen der berühmte Geschichtsschreiber des Materialismus, Lange, überhaupt für Herbeiführung unser heutigen culturellen Errungenschaften mit Recht die größte Einwirkung zuschreibt, die weiteste Verbreitung. Ebenso die Auscultation, das Hören nach Vorgängen in Brust, Herz u. s. w., die der französische Arzt Laënnec (1781—1826) einführte. Das Mikroskop begannen die Aerzte der früheren naturphilosophischen und die der naturhistorischen Schule, Schönlein voran, diagnostisch zu verwerthen. Den Augenspiegel erfand Helmholtz 1851, den Kehlkopfspiegel verwendeten Türck und Czermak 1859, desgleichen den Nasenspiegel, den Sphygmographen aber zu genauer Untersuchung des Pulses Marey 1863, das Spirometer zur Messung der Athmungsluft Hutchinson bereits 1846, den Harnröhren-Blasenspiegel Désormeaux 1863 u. s. w. Andere Hilfsmittel werden wir, um diese einleitenden Bemerkungen nicht zu weit auszudehnen, später gelegentlich nennen.

Trotz aller dieser aber sind die Grenzen des ärztlichen Erkennens in

Vielem noch eng genug gesteckt, selbst in scheinbar elementaren Dingen, und gleichsam an der Pforte jenes berühren wir sie oft schon. In diesem Sinne gilt Hallers Satz, über dessen „Philisterhaftigkeit" sich Goethe zwar lustig machte, daß kein erschaffener Geist in's Innere der Natur dringe, vielfach auch beim Erforschen der Krankheiten vollauf noch heute. —

Wenn nur einer der oben namhaft gemachten zwei Wege bei letzterem z. B. betretbar ist, so wird die Möglichkeit unvollkommener oder gar falscher Auffassung vorhandener Zustände groß; so in solchen mit Trübung des Bewußtseins des Kranken oder mit Verlust desselben. Dabei fällt die ganze Reihe der subjectiven Symptome aus und es fehlt dann in der Regel auch noch eine Zahl der objectiven Merkmale, sei es, daß z. B. in Folge äußersten Kräfteverfalls Athmung, Herzbewegung u. s. w. weder zu sehen noch zu hören, noch zu fühlen oder wenigstens doch nicht vollständig zu beobachten sind, sei es, daß wichtige und entscheidende Anhaltspunkte verloren gingen, z. B. die Kenntniß vorausgegangener Schädlichkeiten, oder daß Hauptsächliches entfernt wurde, wie bei Vergiftungen und dgl. Manchmal liegt auch absichtliche Täuschung des Arztes von Seiten des zu Untersuchenden und zwar öfters der raffinirtesten Art vor. In solchen Fällen ist der Arzt dann oft und besonders Anfangs viel mehr auf seine frühere Erfahrung und seine Menschenkenntniß angewiesen, als auf Hilfsmittel seiner Wissenschaft. Auch erwachsen ihm nicht selten große Schwierigkeiten durch Aehnlichkeit oder Gleichheit vieler oder der meisten Erscheinungen in verschiedenen, und durch den Wechsel derselben in den gleichen Krankheitszuständen.

Sind doch gar viele Krankheiten keine festumrissenen Ganze, wie der Laie meist fälschlich annimmt, sondern eher wechselnde kaleidoskopische Bilder, zudem keine vom gesunden Zustande gänzlich verschiedene Wesenheiten, sondern Resultate gleicher, nur verschieden wirkender Körpervorgänge, deren Aeußerungen sich daher ähnlich darstellen können. —

Wir haben diese Bemerkungen allgemeinerer Natur machen zu müssen geglaubt, ehe wir an concrete Erörterungen herantreten, um im Voraus und im Ganzen darauf hinzuweisen, wie große Hindernisse dem ärztlichen Erkennen sich gar nicht selten entgegenstellen.

Schon an der Schwelle der Medicin! Sollte man es glauben, daß, nach Jahrtausende lang fortgesetztem Forschen darnach, weder wissenschaftlich erkannt und definirt, noch praktisch überall sicher feststellbar ist, was Gesundheit und Krankheit sei? Daß man keine feste Grenze zwischen beiden kennt? Und doch ist dem in der That so!

Beide sind, so faßt die eine Partei — und es ist dies die jüngere — die Sache auf, wie sie Erscheinungen ein und desselben Lebensprocesses sind, auch an sich wesentlich ein und dasselbe: Gesundheit ist gleichsam die positive, Krankheit die negative Richtung jenes, die erste ist Leben mit der Absicht der Erhaltung des Organismus, die letztere solches mit der Richtung auf die Untergrabung und Auflösung dieses, oder wie Virchow sagt, mit dem Charakter

der Gefahr. Die andere Anschauung, die ältere und zugleich wieder die allerjüngste, definirt dagegen: Krankheit sei ein dem normalen Leben eingepfropftes, von ihm verschiedenes Besondere, dem letzteren Entgegengesetztes, ein von außen in den Organismus eingedrungener Feind, der auf Kosten desselben sein eigenes Leben zu leben sucht und dadurch jenen zu zerstören droht oder wirklich zerstört. Diese ontologische Auffassung hat neuerdings wieder, seit Entdeckung von mikroskopischen Pilzen, die man als Krankheitsursachen — nicht als bloße Folgen des kranken Lebens des Organismus — heute vielfach anspricht, viele Anhänger, nachdem sie eine Zeit lang als ganz unwissenschaftlich laut verworfen worden war. — Wer nun aber von Beiden im Rechte sei, möchte dahingestellt bleiben, wenn nur in der Praxis leicht und sicher feststellbar wäre: ob es sich in einem gegebenen Fall um Gesundheit oder Krankheit handle? Aber auch das bietet oft die größten Schwierigkeiten, ja es ist nicht allzuselten geradezu unmöglich, diese zu überwinden, es sei denn, daß man sophistisch sich mit Worten hilft.

Nehmen wir, um das zuletzt Gesagte zu illustriren, ein Vorkommniß der alltäglichen Praxis jedes Arztes!

In das Sprechzimmer tritt ein „wie das Bild der Gesundheit" aussehender großer, breitbrustiger junger Mann, der sich uns als Lebensversicherungs- und zugleich Heirathscandidat — heutzutage eine gar nicht mehr ungewöhnliche Verbindung von Candidaturen! — sofort vorstellt, und mit ironisch-lächelnder Miene bemerkt, daß er „der Gesellschaft wegen" ein Attest über den Stand seiner Gesundheit nöthig habe und deshalb uns leider belästigen müsse. Er hält dann auch in der Folge, als eine peinlich genaue Untersuchung mit Hilfe von physikalischen, chemischen ꝛc. Hilfsmitteln vorgenommen wird, mit seinem halb entrüsteten Staunen gar nicht zurück, daß mit ihm eine solche angestellt werde. Und das Resultat ist wirklich vorerst ein für vollkommene Gesundheit im Ganzen sprechendes. Im Augenblick aber, als der blühend aussehende Mann entlassen werden soll, erhält die Sache plötzlich durch ein kurzes Hüsteln, in welches er verfällt, eine andre Wendung für die ärztliche Auffassung; denn ein daraufhin wiederholtes Examen stellt nunmehr fest, daß die Mutter schon lange kränkelt und „wohl auch" hustet, also nicht „blos nervös" ist, wie man deren Kranksein zu Hause auffaßte, ebenso, daß er selbst seit etwa einem halben Jahre manchmal an nächtlichen Schweißen leidet und zeitweise kurze Stiche in der Brust empfindet. Sind das, so lautet die Frage, die der Arzt sich selbst stellen muß, die Vorläufer einer erblichen Lungenkrankheit, wie so oft, oder sind es einfache Zwischenfälle, wie sie auch wohl ohne schlimme Folgen zu bringen, einmal vorkommen? Der ganzen Reihe objectiv günstiger Zeichen stehen also einige subjective Angaben, welche auf Kranksein hinweisen, entgegen und gerade an ihnen scheitert vielleicht alles, Lebensversicherung und Heirath. Ist doch, wenn wir sie betonen, die Ablehnung der Versicherung die Folge und damit vielleicht die Aufhebung aller andern Lebenspläne; denn verschwiegen dürfen sie nicht werden, ohne die ärztliche Gewissenspflicht zu verletzen.

Es soll die Frage sicher entschieden werden: ist der Mann als gesund oder schon als krank aufzufassen? Die Zeichen sind aber unsicher. Da stehen wir vor der Grenze des ärztlichen Erkennens! Jahrelang fortgesetzte Beobachtung könnte zwar hier noch Gewißheit geben, aber solche entspricht nicht den augenblicklichen Forderungen. Der Arzt kann dem Manne also nur sagen, daß man vom Standpunkte der ärztlichen Untersuchungsergebnisse aus nicht wissen könne, ob er noch gesund oder schon krank sei, so ungläubig oder gar verächtlich über das ärztliche Wissen seine Entgegnung auch ausfallen mag, und daß die Uebernahme einer Lebensversicherung dadurch zweifelhaft werde.

Trotz all' der gewissenhaft angewandten, zahlreichen Hilfsmittel, welche die Neuzeit gebracht, stehen wir in solchen Grenzfällen noch auf demselben Punkte, wie die Aerzte vor hundert Jahren. Vor allem sind beginnende Veränderungen meistens heute, wie damals, der sinnlichen Beobachtung entzogen und nur unsichere Schlüsse dann zulässig. „Lang ist die Kunst, schwer das Urtheil", sagte schon Hippokrates, und wir müssen daher auch heute noch abwarten, ob die Zeit für Fälle, wie den angeführten, Mittel und Wege bringt, schon im Anfange dieselben sicher zu erkennen. Bei Erkrankungen der Unterleibsorgane ist es noch viel häufiger, nicht blos im Anfange, sondern auch nach schon verhältnißmäßig langem Bestande, nicht möglich, eine sichere Diagnose zu stellen, weil die Krankheiten des Unterleibs im allgemeinen versteckter sind, als die der Brust. Gar manche ernste Magenübel, z. B. das sogenannte runde Magengeschwür, krebsige Verhärtungen u. s. w. bleiben oft und auf lange Zeit unter dem Bilde eines einfachen Magenkatarrhs verborgen und bringen leicht den Arzt in schwerste Zweifel — und das ärztliche Erkennen in Mißcredit, wenn man ehrlich den Sachverhalt angiebt und nicht die Erlaubniß Platos in Anspruch nimmt, der den Aerzten zu lügen gestattet, was vom Standpunkte der Praxis (d. h. im Interesse des Kranken) möglicherweise acceptirt werden darf, nicht aber von dem der Wissenschaft und des Gewissens.

Viel weiter aber sind wir jedoch heute gegen früher in der Erkenntniß **vorgeschrittener** Veränderungen und der Kreis der nicht rasch erkennbaren Krankheiten ist ein viel kleinerer geworden. Gerade die Krankheiten der Brust sind besonders geeignet, dies zu beweisen. Und selbst für solche des Unterleibs erwachsen manchmal die Zeichen der Gewißheit an Oertlichkeiten, die weit von ihm entfernt liegen. Wir müssen hier wieder concrete Darlegungen machen, um dem Laien verständlich zu werden.

Vor hundert, ja selbst vor sechzig Jahren noch war es den Aerzten ganz unmöglich in den meisten Fällen, Art und Ausdehnung gegebener Veränderungen in der Lunge und im Herzen während des Lebens festzustellen; sie mußten sich vielmehr im allgemeinen mit Merkmalen begnügen, deren Deutung und Zutheilung zu einem concreten Krankheitsbilde unsicher war, woraus Irrthümer und Versehen in großer Zahl erwuchsen, eine Unvollkommenheit, die traditionell sich im Gedächtnisse des Volkes erhalten hat und wegen deren die heutigen Aerzte noch häufig genug Vorwürfe ernten, obwohl sie nicht mehr vorhanden

ist. Chronische Lungen- und Brustfellentzündung, Lungenkatarrh, Lungenerweiterung und Auszehrung, einfaches Herzklopfen, Herzvergrößerung und Fehler der Herzklappen sammt ihren Folgen, wie Hämorrhoiden und andere Blutstauungen, gingen früher z. B. vielfach unter dem Sammelnamen des Asthma, der Hämorrhoiden und dergleichen ohne feste Abgrenzung von einander. Die Individualisirung der Krankheitsbilder war noch sehr unvollkommen, ob zum großen Nachtheil der Krankenbehandlung oder nicht, werden wir in einem späteren Artikel besprechen. Durch die Erfindung der Percussion und Auscultation, welche neuen diagnostischen Methoden einen ganz neuen diagnostischen Sinn, der in dieser Richtung seither brach gelegen, das Gehör, so zu sagen erst in's Leben riefen, ward die Sachlage aber fast mit einem Schlage eine gänzlich andere. Man ward durch sie mit verschwindenden Ausnahmen in den Stand gesetzt, genau und fast mathematisch scharf die einzelnen Brust- und Herzkrankheiten von einander abzutrennen und Veränderungen im Leben zu erkennen, die früher höchstens durch die Sektion nachträglich festgestellt werden konnten. Die pathologische Anatomie ward durch sie gleichsam aus dem Anatomiesaal in das Krankenhaus übergeführt und ward in dieser Beziehung aus einer Wissenschaft des Todes zu einer solchen des Lebens. Es ist im Allgemeinen heute in den bei weitem meisten Fällen ein Beweis großer Unkenntniß oder Nachlässigkeit, wenn ein Arzt nach nur kurzer Beobachtungsdauer irgend eine Erkrankungsform der Lunge und des Herzens nicht erkennen oder die einzelnen mit einander verwechseln würde, so bestimmte Zeichen stehen ihm für jede zur Verfügung. Was früher eine hervorragende Begabung oder der sogenannte praktische Blick zuwege brachte, liegt heute in der Macht eines jeden Arztes, vorausgesetzt, daß er gewissenhaft untersucht und das Beobachtete denkend zu verknüpfen vermag. Und dennoch giebt es, ganz abgesehen von den minimalen Veränderungen, welche sich dem Gehör nicht deutlich markiren, und von nachlässiger Untersuchung, immer noch eine Reihe von Möglichkeiten des Irrthums auch hier, gegen die selbst Autoritäten nicht gesichert sind. Dahin gehören u. a. z. B. die begreiflicherweise im höchsten Grade maßgebenden Entscheidungen darüber, ob in einer vorliegenden Krankheit es sich um eine einfache Entzündung oder um Krebs des Brustfelles, ob um bloß narbige Auflagerungen an den Lungenspitzen oder um schwindsüchtige (tuberculöse) Verhärtungen in denselben, ob es sich bei reinblutigem Auswurf um einen solchen handelt, der aus der Lungensubstanz selbst stammt oder etwa durch die Gegenwart eines kleinen Fremdkörpers, dessen Aufnahme der Patient gar nicht wahrgenommen hatte, bewirkt wird. Oft ist die Entscheidung in solchen Fällen für das Eine oder das Andere zugleich ein Urtheil über Leben und Tod! Ich führe diese wenigen Beispiele an, weil ich weiß, daß Irrungen bezüglich derselben nicht allein praktischen Aerzten, sondern sehr berühmten Hochschullehrern wirklich begegnet sind, also solchen Specialisten, von denen man doch annehmen muß, daß sie infolge ihrer ausschließlichen Beschäftigung mit einer einzigen kleinen Sparte der Medicin gerade gegen Irrungen die meiste Garantie bieten können.

Trotz des Ausbaues der physikalischen Diagnostik, unter welcher Bezeichnung man Percussion und Auscultation zusammenfaßt, sind also nicht alle Schwierigkeiten zu überwinden, welche Brust- und Herzkrankheiten bieten. Dasselbe gilt in gleichem, wenn nicht gar in erhöhtem Maße für einzelne Krankheiten der Bauchhöhle. So sind die Erkrankungen der Bauchspeicheldrüse nur in den seltensten Fällen überhaupt am Lebenden zu erkennen, die Diagnose derjenigen der tiefer liegenden Theile der Unterleibshöhle, z. B. der Lymphdrüsen, welche hinter den Därmen liegen, oft lange Zeit hindurch unmöglich; ja das letztere gilt sogar bezüglich der Unterscheidung mancher Magen- und Leberleiden, so zwar, daß mehrere Wochen, selbst Monate hindurch ein sichres Urtheil nicht einmal möglich ist, ob es sich um ein primäres Leiden des einen oder des andern der beiden Organe handelt, abgesehen von den schon oben berührten Fällen, in denen die ärztlichen Erkenntnißmittel im Zweifel lassen, ob ein immerhin schweres, aber doch ein heilbares schleichendes Magenübel oder ein unheilbares organisches Leiden vorliegt. Solche Vorkommnisse sind nun freilich seltene im Vergleich zu der Anzahl der bestimmt erkennbaren Krankheiten der Brust und des Unterleibes, werden aber oft von der Menge dazu verwerthet, rasch ein abfälliges Urtheil über die Medicin zu fällen, ohne daß diese deshalb andern Wissenschaften gegenüber, die ja auch an den Mängeln der menschlichen Erkenntniß, zum Theil in noch höherem Grade, laboriren, sich zu schämen hätte, wie klar und vorurtheilslos Denkende, die aber leider, wenn es sich um Medicin handelt, nicht immer in der Mehrzahl zu sein scheinen, zugeben müssen. Ist es doch eine ganz bekannte Sache, daß über Medicin fast Jedermann urtheilen und, womöglich, in derselben auch mitsprechen und miturtheilen, ja mitthun will, der bei seinem eigenen Berufe mit Recht fremde Einmischung ohne Competenz auf's höchste zurückweist.

Jenes Mitreden und Mitthun ist übrigens keine Erscheinung, die von heute oder gestern stammt, sondern sie ist so alt, wie die Medicin selbst, ja, man kann sagen, älter als diese, weil die Krankenbehandlung ursprünglich nicht Sache eines besonderen Standes, wie heute, sondern eine allgemeine Uebung war. Nachdem diese Zeit schon längst vorüber und ein eigener, social differenzirter Stand, den entwickelten Verhältnissen entsprechend, sich gebildet hatte, blieb dennoch das Mitthun des Laien zu einem Theil, die sogenannte Volksmedicin. Jenes Mitthun erhielt neuerdings durch die Popularisirung medicinischer Gegenstände nur einen wissenschaftlichen Beigeschmack, der vielfach sehr schädliche Wirkungen hervorbrachte. Das Popularisiren, das von Aerzten selbst ausging und ausgeht, bringt eben, unserer Ueberzeugung nach, nur dann Nutzen und ist nur dann gerechtfertigt, wenn es bessere Einsicht über Krankheitserscheinungen, Krankheitsursachen und allgemeine hygieinische Behandlung verbreiten will, ist dann aber vom Uebel, wenn, was leider häufig genug geschieht, dem Laien dadurch das immer zweischneidige Schwert ärztlicher Mittel in die Hand gegeben werden soll oder wird. — Das nur beiläufig, fahren wir im Thema fort!

Einen der augenfälligsten Fortschritte in der Krankheitserkenntniß hat die heutige Medicin bezüglich der Nierenkrankheiten zu verzeichnen, ja, man kann sagen, daß das große Gebiet derselben in unserem Jahrhundert erst entdeckt worden ist. War doch im Anfange dieses die Diagnostik jener noch so mangelhaft und unsicher, daß sie sich fast nur auf Nierensteine, Nierenkolik und dgl. beschränkte und Nierenleiden vielfach mit Blasenleiden zusammengeworfen wurden; selbst als Wassersucht figurirten sie zum Theil, deren Ursache sie allerdings häufig sind. Licht brachte hier vornehmlich die Chemie, welche man in unserem Jahrhundert bei Nierenerkrankungen am ausgedehntesten in den Dienst der Diagnostik genommen hat, weiter die mikroskopische Untersuchung in Verbindung mit den Ergebnissen der mikroskopischen und pathologischen Anatomie. Der Nachweis des häufigen Vorkommens von Eiweiß im Urin (durch Blackall, wie schon oben angeführt worden, im Jahre 1811) gab den Anstoß, der so mächtig wirkte, daß wenig über ein Jahrzehnt später durch den englischen Arzt Bright, nach dessen Namen man noch heute die wichtigste Gruppe von Nierenerkrankungen benennt, die Pathologie der Nieren geschaffen und im Wesentlichen auch schon auf den jetzigen Standpunkt der Erkenntniß gehoben ward. Durch chemische Untersuchungsmethoden ist ferner die Diagnostik einer in früherer Zeit nicht immer mit Genauigkeit feststellbaren Krankheit, der Zuckerharnruhr, gesichert worden. Ebenso ist man durch jene weiter in Stand gesetzt, die Diagnose des Verlaufs, der Zu- und Abnahme der zuletzt genannten Leiden zu machen, in welcher Beziehung man früher vielfach nur auf unsichere Zeichen angewiesen war. Wie die Krankheiten der Nieren, so wurden auch die der Harnausscheidungswege, der Harnleiter und der Blase, weniger zwar durch chemische, um so mehr aber durch mikroskopische Durchforschung der bei bestimmten Krankheiten derselben mit einer gewissen Constanz auftretenden anorganischen und organischen Bodensatzbestandtheile des Urins gefördert. Aber nicht allein Erkrankungen der zunächst bei Absonderung und Ausscheidung dieser in Betracht kommenden Organe, sondern auch solche ganz entfernter Körpertheile erfuhren eine Vermehrung ihrer diagnostischen Merkmale durch chemischen Nachweis bestimmter Stoffe im letzteren, z. B. durch Auffindung der Galle, des Leucins und Tyrosins bei gewissen Leberkrankheiten, verminderter Kochsalzausscheidung bei Lungenentzündung, Typhus; doch können wir nicht weiter auf solche Einzelheiten eingehen, um nicht zu sehr in speciell Medicinisches zu gerathen. Erwähnen wollen wir nur noch, daß durch die chemische Untersuchung des Harns auch Anhaltspunkte für die Voraussage einer ganzen Reihe von Erkrankungen sich ergeben, beispielsweise bei Lungenentzündung, bei welcher wiedereintretende Vermehrung des Kochsalzgehaltes auf einen günstigen Verlauf hinweist und umgekehrt.

Ebenso, wie auf dem Gebiete der Nierenkrankheiten, hat die Krankheitserkenntniß während unseres Jahrhunderts, zuerst von Frankreich, dann im Laufe des letzten Jahrhunderts vorzugsweise von Deutschland aus, in Betreff der Krankheiten des centralen und des peripherischen Nervensystems nahezu

eine völlige Neuschöpfung erfahren. Unter den Hilfswissenschaften, welche zu dieser das Meiste beitrugen, ist vor Allem die Physik, speciell die Lehre von der Elektricität, zu nennen, unter den grundlegenden medicinischen Disciplinen aber pathologische Anatomie, Physiologie und experimentelle Pathologie. Man hat heut zu Tage eine verhältnißmäßig große Anzahl einzelner, sicher und gut charakterisirter Krankheitsindividuen aus den früheren Sammelkrankheiten der Lähmungen, der sog. Neurosen rc., worunter man sogar zum Theil Gicht und Rheumatismus inbegriff, herausgeschält und mit bestimmten Merkmalen diagnostisch ausgestattet, ferner vielfach Zustände, welche vorher als peripherische betrachtet wurden, als centrale und solche, welche man für rein functionelle gehalten, als materielle kennen gelernt. Das letztere gilt auch für die sogenannten psychischen Leiden, die man mehr und mehr als organische Erkrankungen des Gehirns und seiner Häute aufzufassen gezwungen ward. Uebrigens muß hervorgehoben werden, daß in Bezug auf die Krankheiten des Nervensystems immer noch große Lücken auszufüllen sind, was sich aber einestheils aus den verhältnißmäßig sehr großen Schwierigkeiten, welche jene sowohl der Forschung, als dem Erkennen entgegensetzen, anderntheils aus der Neuheit einer intensiveren Inangriffnahme des Gebietes erklären läßt. Gerade diese Lücken, so ist anzunehmen, generalisirend, hat wohl der eingangs genannte berühmte Kranke, dessen Leiden ja als ein solches des Nervensystems gilt, der gesammten Medicin jenen Vorwurf gemacht; kürzlich wohl auch daher, daß er die Ohnmacht des ärztlichen resp. menschlichen Könnens mit der des Erkennens verwechselt hat, weil ja erfahrungsgemäß fast jeder Laie aus dem Erkennen das Heilen, was, wie wir später darzulegen gedenken, leider nicht immer der Fall ist, als selbstverständliche Folgen herleitet.

Große Fortschritte hat die innere Medicin auch in Bezug auf das Erkennen von Krankheiten mittelst des Gesichtssinnes, des ohne Frage sichersten und vollkommensten diagnostischen Sinnes auf vielen Gebieten zu verzeichnen, von deren Erreichbarkeit durch das Auge die früheren Aerzte zum Theil selbst bis in die letzten Jahrzehnte nichts ahnten. Wir erwähnen nur die Untersuchung des Kehlkopfinnern mit Hilfe des von Türck und Czermak in Wien 1859 praktischen Zwecken dienstbar gemachten Kehlkopfspiegels, der es ermöglicht hat, daß man jetzt bis tief hinab in die Brust, d. h. bis zur Theilungsstelle der Bruströhre sehen und selbst kleinste Abweichungen von der normalen Beschaffenheit erkennen kann. Weiter freilich kann das Auge des Arztes bis jetzt auch hier nicht vordringen. Für die Nasenhöhlen, besonders für die hinteren, im Kopfe befindlichen Theile derselben, leistet der Nasenspiegel, welcher auf gleichem constructivem Principe, wie das Laryngoskop, fußt, ganz Aehnliches, für das obere Ende der Speiseröhre, in günstigen Fällen auch für das untere, ja, wie Einzelne behaupten, für den Magen, aber der Schlund-, Speiseröhren- und Magenspiegel, für den Ausgangstheil des Darmes der Analspiegel. Die Höhlungen der Sexualorgane beleuchtet man mittelst des Vaginalspiegels und des sogenannten Endoskops, dessen neueste technische Verbesserungen

so weit reichen, daß man auch das Innere der Harnblase übersieht; ja man soll selbst die Einmündungsstellen der Harnleiter in diese damit sehen können. Man verwendet dabei als Lichtquelle einen unter größtmöglichster Vorsicht im Blaseninnern, mit Hilfe einer elektrischen Batterie glühend gemachten Platindraht, also dieselbe Beleuchtungsmethode, der man auch im gewöhnlichen Leben schon begegnet, das elektrische Licht. Mit Hilfe dieses sieht man also jetzt Blasensteine, welche man früher nur mittelst der Sonde fühlen konnte, womit man sich noch bei Napoleon III. begnügen mußte, so zwar, daß Irrthümer über die Größe derselben, wie sie für Letzteren verhängnißvoll wurden, heute vermieden werden können. Daß durch verbesserte Ohrenspiegel das Erkennen von Erkrankungen des Gehörganges und Trommelfelles größere Sicherheit erlangt hat, soll nur erwähnt werden. Auch die kühne und erfolgreiche heutige Chirurgie macht ferner dem Gesichtssinn Erkrankungen zugänglich durch einfaches Aufschneiden von Theilen, deren Verletzung man früher für höchst lebensgefährlich halten mußte, z. B. Erkrankungen des Kniegelenks, ja selbst der Unterleibshöhle. Es sehen also die heutigen Aerzte den früheren gänzlich verborgen gewesene Dinge. Freilich sind die betreffenden Verfahrungsarten noch nicht der Praxis allgemein dienstbar gemacht, weil die Handhabung des zugehörigen Instrumentalapparates meist so specielle Einübung erfordert, daß nur Wenige die nöthige Zeit darauf wenden können. Vorerst stehen sie nur Specialisten zu Gebote; das muß sich aber ändern und wird sich ändern, wenn erst auf unsern Hochschulen viel mehr noch, als dies jetzt der Fall ist, die praktische Aus- und Durchbildung der Mediciner in Vordergrund gestellt, und eine Anzahl an sich recht interessanter, aber für's praktische Leben untergeordneter Kenntnisse von ihnen nicht mehr zum alsbaldigen Vergessen nach dem Examen verlangt werden wird.

Unter den großen Hilfsmitteln der heutigen Medicin zum Erkennen verborgenster materieller Veränderungen im Innern der Körperorgane muß wohl als das schönste und glänzendste der Augenspiegel betrachtet werden, den wir mit Stolz eine deutsche Erfindung nennen und als die Ursache bezeichnen dürfen, daß die deutsche Augenheilkunde, wie von Allen anerkannt wird, seit den fünfziger Jahren den ersten Rang einnehmen konnte und noch einnimmt, der vorher der französischen gebührte. Für die neuere Diagnostik schufen die Deutschen damit im Zeitraume eines Jahrhunderts ein zweites Hauptverfahren und, wie durch die ältere Percussion für die Brust- und Unterleibskrankheiten, damit eine neue Aera für die Erkenntniß der Krankheiten der „äußeren Seele".

Da der Augenspiegel das interessanteste und zugleich das schärfste Beweismittel für die Hinausrückung der Grenze des ärztlichen Erkennens in unserer Zeit ist, möge man uns gestatten, der Betrachtung dessen, was für letzteres durch ihn gewonnen ward, eine kurze Besprechung des Princips und des Instrumentes voranzuschicken.

Bis zum Jahre 1851 war es den Aerzten nicht möglich, vom Auge etwas Anderes zu sehen, als jeder Laie auch zu sehen im Stande war. Das

Innere des eigentlichen Augapfels war ihnen im Leben nichts weiter, als der dunkle Raum einer Camera obscura, in die durch Hornhaut und Pupille nur die Elemente der wechselnden Bilder, die wir heut sehen, die Lichtstrahlen, eintraten; die Fläche aber, auf der diese sich zu verkleinerten umgekehrten Photographieen vereinigen, wie man seit Scheiner (17. Jahrh.) wußte, waren der Beobachtung verschlossen. Man hatte sich die einfache Frage nach dem Grunde, weshalb die Pupille schwarz sei, lange nicht gestellt, und selbst, als sie gestellt war, sie unter zu verwickelten Gesichtspunkten betrachtet. Man hatte jene zwar bei zufälligem Auffallen reflectirten Lichtes — z. B. von den Brillengläsern aus — in röthlichem Scheine „leuchten“ gesehen. Aber auch die Ursache dieses Augenleuchtens, das bei Thieren schon länger bekannt war, wußte man nicht richtig zu deuten. Den physikalischen Schlüssel für beide Erscheinungen lieferte in dem obengenannten Jahre Helmholtz in dem Nachweise, daß wir im Schwarzen des Auges eines andern immer nur das Abbild unsrer eigenen Pupille sehen, weil wir nur parallele oder divergente Strahlen zu einem Bilde vereinigen, convergente aber, wie sie aus dem Auge eines Andern stets zurückkehren, nicht. Der Genannte beleuchtete im Dunkelzimmer mit schrägen, spiegelnden Glasplatten die Pupille resp. das Augeninnere eines Andern, während er durch eine hinter jenem angebrachte Zerstreuungslinse in jenes sah. Und siehe! der Erfolg bestätigte die physikalische Deduction: er sah als der Erste das wundervolle Bild des Augenhintergrundes. Damit war also die Erforschung des gesunden Auges ermöglicht, dem Erkennen von Krankheiten, worauf zwar der Erfinder schon hingewiesen, aber machte der damals erst zweiundzwanzigjährige Gräfe alsbald das Instrument dienstbar und trennte das seither so dunkle Gebiet der Krankheiten des inneren Auges in eine Anzahl ganz bestimmter Krankheitsindividuen, die man mittels des Augenspiegels so sicher, wie in keinem andern Körpertheil dies möglich ist, sehen und erkennen kann. Heute ist die Verwendung des Augenspiegels so verallgemeinert, daß jeder Student ihn handhaben lernen kann und muß!

Sieht man mit Hilfe desselben im gesunden Zustande das innere Auge in prachtvollglänzendem, von intensiver gefärbten hellrothen Arterien und dunkler rothen Venen durchzogenem zarten Rosa leuchten, die Eintrittsstelle des Sehnerven als runde weiße Scheibe aus dem letzteren sich abheben, die spinnwebendünne und durchsichtige Netzhaut als einen schwachen mattglänzenden Reflex, so ändern Krankheiten dieses Bild auf die mannigfaltigste und für die einzelnen stets charakteristische Weise ab. Dadurch ist das Erkennen derselben gesichert und erleichtert und ein Fortschritt gegen früher errungen, wie er größer nicht leicht gedacht werden kann. Man sieht heute mit Hilfe des Augenspiegels die Erkrankungen des Sehnerven, der Aderhaut, der Netzhaut, des Glaskörpers, der Linse ebenso sicher, als lägen sie so offen zu Tage, wie etwa die Erkrankungen der äußeren Haut. Aber nicht allein das! Wie das äußere Auge die verschiedensten Seelenregungen: Ruhe, Aufregung, Haß und Zorn, Schmerz und Freude, Sanftmuth „und die süße Liebe“ getreu abspiegelt,

wie der Sprachgebrauch ebenso plastisch wie physikalisch richtig sagt, so das innere Auge eine ganze Anzahl Krankheiten des Gesammtkörpers und einzelner, weit vom Auge entfernter Organe, nur daß es sich hier nicht um bloße Spiegelung von functionellen Vorgängen, sondern um Sichtbarwerden materieller Krankheitserscheinungen durch den Augenspiegel handelt. Man erkennt aus bestimmten Erscheinungen am Sehnervenende im Auge Krankheiten des Gehirns, wie Geschwülste und Entzündungen dieses, des Rückenmarkes, z. B. Tabes; ersieht aus der Farbe des Augenhintergrundes vorhandene Weißblütigkeit (Leukämie); aber auch Erkrankungen ganz entfernter Organe, die sonst noch versteckt verlaufen, wie Leiden der Nieren, sog. morbus Brigthii, lassen sich an der Netzhaut, manchmal sogar sehr frühe schon, erkennen, so zwar, daß der Augenspiegel zuerst auf sie hinweist; deßgleichen abgelaufene Syphilis, deren früheren Bestand man oft durch den Augenspiegel trotz Leugnen des Kranken sicher nachweist. Daß es durch diesen möglich geworden ist, die Einwandrung von Bandwurmembryonen in den Körper zu erschließen und sie im Auge als Ursache von Erblindung zu finden, dürfte wegen des Aufsehens, welches diese Entdeckung Gräfes seiner Zeit machte, selbst in Laienkreisen bekannt sein. Weniger wohl, daß man mit Hilfe des Augenspiegels nicht allein Weit- und Kurzsichtigkeit, sondern auch einen der vexantesten Fehler im Bau des Auges, den sog. Astigmatismus, festzustellen und die vorausgegangene, mit Brillengläsern erlangte Diagnose derartiger Fehler zu controliren im Stande ist. Dies sogar mit solcher Sicherheit, daß absichtliche Täuschung, wie sie bei Militairpflichtigen z. B. nicht selten vorkommt, gar keinen Einfluß mehr auf das Untersuchungsresultat haben, ja daß jene selbst sicher erwiesen werden kann. Aber nicht allein zum Erkennen der bereits genannten Uebel wird der Augenspiegel angewandt, sondern auch zur größeren Sicherung andrer, durch sonstige Hilfsmittel auffindbarer Augenkrankheiten wird er angewandt, z. B. zur Entdeckung der ersten Anfänge des grauen Altersstaars, wofür auch in der von Liebreich entwickelten seitlichen Beleuchtung mittelst Convexlinsen ein andres Unterstützungsmittel existirt, das die frühere Medicin nicht kannte.

Außer dem Augenspiegel sind die Grenzen der Diagnostik bei Augenkrankheiten aber noch durch Prüfung des Gesichtsfeldes mittelst des Perimeters, der Sehschärfe mittelst besonderer Probedrucke, der Farbenempfindung mittelst Farbentafeln &c., auch der Härte des Augapfels in unsern Tagen gegen früher sehr viel vorgerückt worden. Und Dank all' den soeben namhaft gemachten Verfahren ist von dem früheren großen Verlegenheitsgebiete des sog. „schwarzen Staars," das in der vorophthalmoskopischen Zeit bei den Aerzten so großes Gewicht hatte und von daher in den Köpfen der Laien noch heute einen so großen Raum einnimmt, in der heutigen Augenheilkunde nur wenig mehr übrig geblieben, was nicht bestimmt während des Lebens auf anatomisch bestimmte Erkrankungen oder Erkrankungsherde zurückzuführen ist. Freilich gibt es immer noch Fälle, bei denen, besonders in der Anfangszeit, selbst die vorgeschrittene heutige Diagnostik der Augenkrankheiten keine Gewißheit gibt:

es sind dies Krankheiten ohne Befund, die man auf Störungen der Function bezieht.

Ebenso wie in der Augenheilkunde das Sammelbild des schwarzen Staars mehr und mehr verschwindet, so in der Ohrenheilkunde die bis in die neueste Zeit nicht weniger dunkle Schwerhörigkeit, als deren Ursache man eine ganze Anzahl innerer Gehörkrankheiten erkannt hat. Freilich reicht der sicherste Sinn, das Auge, das man als „zweites Gehirn" bezeichnen kann, auch heute nicht viel weiter, wie früher, man kann auch heute nicht ins innere Ohr sehen, wohl aber ist durch geläuterte Beobachtung, unterstützt von der in unserem Jahrhundert am intensivsten von allen Disciplinen ausgenutzten pathologischen Anatomie, das Erkennen der tieferen Ohrenkrankheiten eine sehr viel sichere geworden. Auch hier sind die Grenzen desselben viel weniger enge, als vor 20 Jahren. Das Gleiche gilt für die Krankheiten des Naseninnern, an denen der Nasenspiegel vom Innern des Mundes, vielmehr von der Rachenhöhle her, früher nicht sichtbar zu machende Theile erhellt.

Daß heutzutage die Zuverlässigkeit des Erkennens vorhandenen Fiebers und seiner Höhe mit Hilfe des jetzt allgemein gebräuchlichen Thermometers eine viel größere ist, wie noch vor einem Decennium, zeigt die tägliche Praxis, die mit ihm freilich hie und da zu weit geht und ihn unnöthig oft in delicaten Regionen verwendet. Die wichtigsten Aufschlüsse über Anfang und Verlauf schwerster Krankheiten, z. B. des Typhus, sind heute aus den Ergebnissen der Temperaturmessung viel bestimmter zu entnehmen, als sie früher selbst gereifter Erfahrung, der eben immer nur Abschätzungsgrößen, keine absoluten Zahlen zu Gebote standen, zutheil wurden. Konnten früher in einem gegebenen Falle bis fast zuletzt Zweifel darüber bestehen, ob es sich — wir wollen nur ein Beispiel anführen — um immerhin therapeutisch beeinflußbaren Typhus oder um unheilbare Miliartuberculose, sog. galoppirende Schwindsucht, handle, so ist solch' eine Verwechslung auf längere Zeit hinaus heute bei sorgfältiger Ueberwachung des Temperaturverlaufs wenigstens nicht mehr leicht möglich, eine Grenzveränderung des ärztlichen Erkennens, die der Praktiker in solchen und ähnlichen Fällen preisen muß.

Um aber fernerhin nicht allzu sehr auf medicinische Specialia eingehen zu müssen, deren Besprechung vor einem weiten Leserkreise nicht gut möglich ist, und dem Laien unverständliches Detail zu vermeiden, wollen wir nur noch kurz anführen, daß auf den Gebieten der Frauenkrankheiten, der Kinderkrankheiten, der Geburtshilfe, der Hautkrankheiten ꝛc. eine zum Theil sehr weitreichende Eroberung vorgeschobener Grenzen des Erkennens in unserem Jahrhundert stattgefunden hat, wodurch die genannten Specialfächer eine wesentlich andre Gestalt erhielten, ja man kann sagen, theilweise neugeschaffen wurden, wie z. B. die Gynäkologie.

Auch die Chirurgie, der übrigens ihrem Wesen nach von jeher die leichteren Probleme des ärztlichen Erkennens zufielen, so daß sie nach dieser Richtung hin gar keinen Vergleich mit der inneren Medicin bestehen kann,

zog nicht bloß Gewinn aus den neuen diagnostischen Hilfsmitteln, welche die letztere errungen, sondern schritt auch zu selbständigen Erweiterungen ihrer Erkenntnißwege, wenn auch der Natur der Sache nach in viel weniger ausgiebigem Maße. Außer der Auscultation und Percussion, die zur sicheren Feststellung von Knochenbrüchen, Entzündungen der Gelenke, der Sehnen, Knochen, Pulsadererweiterungen (Aneurysmen), der Gegenwart von Fremdkörpern in Hohlorganen — z. B. von Steinen in der Blase — und Hohlgängen — z. B. von Kugeln in Wunden — u. s. w. verwandt werden, außer der gewaltsamen Erweiterung von Ausführungsgängen mit nachfolgender Untersuchung mittelst Gesicht und Gefühl, vermöge welcher man, z. B. von der Harnröhre und dem Enddarm aus, durch bloße äußere Betastung früher nicht erreichbare Theile des Leibesinnern und deren krankhafte Veränderungen jetzt mittelst des zweiten diagnostischen Hauptsinnes, des Tastorgans, untersuchen kann, ist es besonders das in unserem Jahrhundert technisch so sehr verbesserte und dazu allgemein verbreitete Mikroskop, welches das chirurgische Krankheitserkennen vorwärts brachte. Man hätte dasselbe aber nicht so sehr, wie es geschieht, diagnostisch in der Chirurgie verwerthen können, wenn nicht zwei andere unscheinbare Hilfsmittel ihm das Untersuchungsmaterial aus dem lebenden Körper ermöglicht hätten: der Probetroicar und die (Pravaz'sche) kleine Nadelspritze, jener ein dünnes Stilet in Hülse zum Einstoßen in solide, aber auch in Gebilde mit flüssigem Inhalte zur Herausbeförderung kleiner Probemengen von Geschwülsten, Gewächsen, Ausschwitzungen 2c., diese eine hohle Nadel auf einer kleinen Spritze resp. Pumpe zur Aussaugung von kleinen Flüssigkeitsmengen aus Gelenken, Körperhöhlen u. s. w., um sie zu mikroskopischen Untersuchungen, zu deren Durchführung ja bekanntlich schon sehr kleine Mengen genügen, zu verwerthen. Man ist auf diese Weise in den bei weitem meisten Fällen in Stand gesetzt, mit absoluter Sicherheit schon vor jedem operativen Eingriffe festzustellen, ob man es im gegebenen Fall mit einem mehr wässrigen, eitrigen oder jauchigen Erguß in eine Höhle zu thun hat, und bei einem zu entfernenden Gewächs zu bestimmen, ob es sich um ein solches Aftergebilde handele, das durch einmaliges Ausschneiden sicher und auf die Dauer entfernt werden kann oder um ein solches, das möglicherweise an derselben Oertlichkeit wiederkehrt, falls es wiederkommt, endlich, ob eine solche Geschwulst vorliegt, welche die ganze Säftemasse vergiftet und deshalb auch an anderen als an den ursprünglich befallenen Körperstellen nochmals auftreten kann: diagnostische Entscheidungen, von denen natürlich Entschluß wie Erfolg des Chirurgen abhängt. Ferner hat die heutige fortgeschrittene Technik durch zweckmäßigere Formen der chirurgischen Untersuchungsinstrumente, sowie durch gebotene Rücksichten auf Bestand und Bau betreffender Organtheile 2c. Rechnung tragende und solchen sich anpassende Materialauswahl die Hilfsmittel der Krankheitserkenntniß in der Chirurgie verbessert und vermehrt. Auch muß noch hervorgehoben werden, daß durch sorgfältigere, aufmerksamere und umsichtigere Beobachtung, wie sie erst in den

während unseres Jahrhunderts allgemein eingeführten chirurgischen Kliniken leicht möglich ward, die Symptomenlehre und die auf diese gegründete Diagnostik wesentliche Fortschritte gemacht haben.

Bezogen sich unsre seitherigen Darlegungen vorzugsweise auf die Hinausschiebung der Grenzen der symptomatischen Diagnostik, so wollen wir noch zum Schlusse die jüngste Errungenschaft, welche der Krankheitserkenntniß neu erwuchs, die sog. ätiologische Diagnostik, das Erkennen der Krankheitsursachen, kurz besprechen, weil gerade durch sie ein segensreicher Gewinn auch für die Behandlung von Einzeln- wie von Massenerkrankungen erwachsen und noch mehr zu erhoffen ist. Es dürfte dieser Theil der Diagnostik sogar leicht am ehesten berufen sein, die Erreichung des idealen Ziels alles medicinischen Strebens, die Verhütung von Krankheiten, in nächster Zukunft um ein bedeutendes näher zu rücken, als es in den vergangenen Jahrhunderten möglich war. Es fällt nämlich das Erkenntnißziel der ätiologischen Forschung vielfach zusammen mit den Zielen der Hygieine, deren Fruchtbarmachung unsere Zeit sich rühmt.

Mittelst der ätiologischen Diagnostik ist es gelungen, in manchen von außen in den Körper eingewanderten Fremdgebilden sowohl, wie in den äußeren Bedingungen des Lebens (also in Wohnung, Kleidung, Trinkwasser, in schlechter Luft, verunreinigtem Trinkwasser, Mangel an Reinlichkeit, öffentlicher und privater, in fehlerhafter Ernährung, mit einem Wort in socialen und wirthschaftlichen Fehlern und Mängeln) eine Menge von Krankheitsursachen zu entdecken, welche man früher zum großen Theil der Constitution, körperlichen Anlagen u. s. w. des einzelnen Individuums zuschrieb. Man hat die Ursachen gewisser Haut- und Haarkrankheiten in thierischen und pflanzlichen Schmarotzern entdeckt und deren Aufnahme- und Existenzbedingungen erforscht, weiter auch in Nahrungsstoffen Erkrankungs- und Massenerkrankungsursachen — wir erinnern nur an die Trichinen — gefunden und weiter eine ganze Anzahl von früher räthselhaften Ansteckungsstoffen ihrer Natur und Herkunft nach erkannt, wie die Pilznatur des Milzbrandgiftes, des Recurrenscontagiums u. s. w. Bei andren ist der Sachverhalt noch nicht völlig geklärt, wenn auch wahrscheinlich ein ähnlicher, z. B. bei Wechselfieber, Diphtherie, Typhus, Cholera, gewissen Formen von Lungenentzündung ꝛc. Freilich bis zur Unumstößlichkeit ist bis jetzt nur in wenigen Fällen erwiesen, daß niederste Organismen die wirklichen ersten Krankheitsursachen sind, nicht etwa bloß Folgen der Krankheiten, was bei den großen Schwierigkeiten, mit denen eine unanfechtbare Beobachtung und Beweisführung so unendlich kleinen Objecten gegenüber, die hart an den Grenzen des Sichtbaren liegen, zu kämpfen hat, nicht Wunder nehmen kann. So viel aber ist unanfechtbar, daß wenigstens viele fruchtbare Keime für die ätiologische Diagnostik, deren die frühere Arzneikunde entbehrte, durch solche Untersuchungen gefunden wurden. Und gerade in diesem Streben, die Krankheitsursachen, besonders dann, wenn sie auf große Massen wirken, zu erforschen und auf Grund dieser Erkenntniß, wenn möglich sie zu tilgen, liegt ohne Frage die verheißungsvollste Aufgabe

der zukünftigen Medicin. Darf man doch behaupten, daß die seitherige Therapie ihre Aufgaben und Bestrebungen im Einzelnen noch sehr verbessern, aber kaum größeres, als bisher, wird erreichen können.

Unter Berücksichtigung des gestatteten Raumes sind wir am Schlusse unserer fragmentarischen Betrachtungen angelangt! Das Meiste konnten wir nur andeuten und mußten dabei stets auch darauf Acht haben, daß nicht für den Laien Unverständliches geboten werde. Sollte es uns dennoch gelungen sein, den Lesern die Gewißheit zu verschaffen, daß in unserm Jahrhundert denn doch die Medicin nicht allein im Einzelnen, sondern im Ganzen großartige Fortschritte gerade im Erkennen der Krankheiten gemacht hat, und daß dies vielfach gerade dort geschah, wo das Auge nicht hindringen kann, so genügt das unsrer Absicht. Daß, wie alles menschliche Erkennen so auch das ärztliche nicht vollkommen ist, braucht, weil selbstverständlich, nicht nochmals besonders betont zu werden, wohl aber wollen wir besonders hervorheben, daß die Schranken der populärsten aller Wissenschaften, der Medicin, auch am bekanntesten sind. Daher stammt denn wohl zumeist jenes häufige Aburtheilen über die Unvollkommenheit des ärztlichen Erkennens, ohne daß man geneigt ist, diesem wie jedem andern menschlichen Wissen den Freibrief der engen Begrenzung dieses und — das Errare humanum zugute kommen zu lassen!

Algierisches.

Von

Carl Vogt.

— Genf. —

Es brodelt dort unten wie in einem Hexenkessel! So sollte man wenigstens meinen, wenn man die Zeitungen liest, und wenn man selbst in den letzten Zeiten in dem Lande gewesen ist, so kommt man schließlich fast dazu, sich für einen ganzen Kerl zu halten, weil man mit heiler Haut aus allen an die Wand gemalten Fährlichkeiten herausgekommen ist. Freilich sind jetzt, wo ich dieses schreibe, schon zwei Monate verflossen, seit ich in der Nähe der Krumirs war, ohne einen derselben zu Gesicht bekommen zu können, ja ohne viel von ihnen zu hören, denn wenn man in Bonô, Constantine oder Biskra nach ihnen fragte, so lächelten die Algierer und sagten, wie Palmerston im Parlamente, als man ihn wegen einer auswärtigen Begebenheit fragte: „Bitte um Entschuldigung — ich habe heute noch keine Zeitung gelesen!"

Freilich hat sich seither Manches ereignet. Man hat sich in Tunis etablirt und wundert sich höchlich darüber, daß dieses den Italienern, Engländern, Türken und Arabern nicht angenehm ist; man hat sich in Marseille mit Steinen, Püffen und Messerstichen tractirt, ohne bis jetzt genau wissen zu können, welches Karnikel eigentlich angefangen hat, und schließlich hat Bu-Amema einen kühnen Ritt zwischen den französischen Colonnen hindurch bis in die Halfa-Felder der Hochplateaus an der Marokkanischen Grenze gemacht und ist über die spanischen Arbeiter hergefallen, die dort das Gras rupfen, welches die Engländer hauptsächlich zu Papier verarbeiten.

Das ist etwa der factische Inhalt der neuesten Geschichte des nordafrikanischen Küstenstreifens. An und für sich ist er wohl von geringer Bedeutung; die Frage wird erst wichtig durch das, was drum und dran

hängt, denn die Annexion von Tunis einerseits, wie der Aufstand der arabischen Nomaden anderseits, gehören in den natürlichen Lauf der Dinge.

Die erstere war nur eine Frage der Zeit. Man braucht nur eine einigermaßen genaue Karte dieses Landstriches in die Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, daß das nördliche Tunis bis zu dem Golfe von Gabes nothwendig in die Hand derjenigen Macht fallen muß, welche die Küstenstrecke von Bonô bis Oran mit Algier als Mittelpunkt besitzt; es ist eine geographische Nothwendigkeit, die hier mit ihrem ganzen Gewichte in die Wagschale drückt. Das wußte man in Algerien seit langer Zeit; seit mehreren Jahren sprach man offen davon in der Colonie und wunderte sich dort nur darüber, daß man nicht schon früher zugegriffen habe. Räubereien der sogenannten Krumirs, die, kaum einige tausend Flinten stark, das schluchtenreiche und unwegsame Grenzgebirg zwischen Algerien und Tunis durchstreifen, sind immer vorgekommen; man brauchte nur aus der Fülle von Strandräubereien, Ueberfällen, Brandschatzungen und Heerdendiebstählen einige Vorwände herauszugreifen, um Ursachen genug zur Repression und zur Demüthigung des Beys von Tunis zu haben. Wunderbar ist eigentlich nur die Aufregung, welche sich der Italiener in Folge der Annexion bemächtigte, denn das französische Protectorat wird für sie nur die Folge haben, daß sie sich in Tunis besser befinden werden, als vorher und ihre Geschäfte mit demselben Erfolge betreiben können, wie in der Provinz Constantine, in deren sämmtlichen Küstenplätzen, la Calle, Bonô, Philippeville u. s. w. sie die große Mehrheit der europäischen Bewohner bilden. Aber die Italiener sind seit mehr als zwanzig Jahren so sehr verwöhnt worden, sie haben so viel gewonnen, viel mehr durch die Mühen Anderer, als durch ihre eigene Anstrengungen, daß sich ihnen schließlich die Ueberzeugung festgesetzt hat, sie müßten jedesmal nothwendig ein Stück bekommen, wenn Andere raufen.

Aber diese Erbitterung wird den Lauf der Dinge nicht ändern und die Italiener werden sich mit ganz Europa und der Türkei an den Gedanken gewöhnen müssen, daß Frankreich nur dann aus Tunis verdrängt werden wird, wenn es zugleich aus ganz Algerien hinausgeworfen wird. Bis dahin aber hat es noch gute Weile!

Die Aufstände werden dieses Resultat gewiß nicht haben. Seit der Vernichtung Abd-el-Kaders im Jahre 1847, seit der schließlichen Niederwerfung Kabyliens im Jahre 1857, haben sie immer von Zeit zu Zeit sich wiederholt, und gegen den mörderischen Aufstand von 1871, der fast an die Thore von Algier vordrang, Bougie und Fort National Monate lang belagert hielt, Bordsch-bu-Arreresch, Palestro und Tuggurt in Asche legte und furchtbar unter den europäischen Colonisten hauste, ist die jetzige Schilderhebung von Bu-Amema wahrlich nur eine unbedeutende Razzia. Das Auffallende bei der Sache ist nicht der Ausbruch, sondern vielmehr die Sorglosigkeit, mit welcher man ihn herankommen ließ, während die Einsichtigen schon längst wußten, daß er vorbereitet werde.

Der Zug gegen die Krumirs und gegen Tunis war einerseits die Lunte, die das Pulverfaß entzündete, anderntheils aber auch ein Sicherheitsventil, welches das Zerspringen der ganzen Ladung verhinderte. Um dieses zu verstehen, muß man sich in dem Lande selbst umgesehen haben.

Was traf die französische Eroberung vor fünfzig Jahren im Lande? Eine Handvoll Türken, die seitdem gänzlich verschwunden oder in der übrigen Bevölkerung untergegangen sind, eine verkommene seßhafte Einwohnerschaft in den Städten, an Knechtung gewöhnt, gemischt mit verachteten und mißhandelten Juden und Christen, letztere größtentheils Abschaum der Mittelmeerküste, ein republikanisch organisirtes, Ackerbau treibendes Volk in Kabylien und weiterhin im Tell und nach der Sahara hin nomadisirende Feudaljunker mit ihren Vasallen und Sclaven, welche die Bewohner der Oasen sich unterworfen hatten und auf deren Kosten die großen Herren spielten. Alle diese Elemente zusammengeschweißt durch den Islam — Rassenstolz und Glaubenseifer vereinigten sich in dem unversöhnlichen Hasse gegen den verachteten, ungläubigen Eroberer.

Darin hat sich bis heute gar nichts geändert. Trotz aller Duldung ist der muselmännische Fanatismus unversöhnt, trotz aller Gleichstellungsdecrete gilt der Jude nicht für einen Menschen und der Christ für einen auszurottenden Feind. Je weiter der Abstand in Sitten, Gewohnheiten, Lebensart u. s. w., desto größer der Haß, der beständig durch die umherziehenden Derwische, die religiösen Genossenschaften, die kriegerischen Glaubensorden genährt und geschürt wird. Wie das Mittelalter mit seinen Rittern, kriegerischen Mönchsorden, seinen wandernden Bettelmönchen, seinen Hörigen und Leibeigenen gegen den Türken, so kämpft der Nomade und Oasenbewohner mit ganz ähnlichen, nur in den Islam übersetzten Institutionen gegen den Rumi, den Franzosen.

Der Stoff ist also immer da, das Pulverfaß stets gefüllt; die geringste Gelegenheit kann es zum Platzen bringen.

Es war demnach vorauszusehen, daß der Krieg gegen die Krumirs, der nur zum Vorwand für den längst geplanten Marsch nach Tunis diente, die Leidenschaften auf das Höchste entflammen mußte, und wenn einige französische Blätter in die Welt hinaus schrieen, die Eingeborenen der Regentschaft seien entzückt über den Anblick der rothen Hosen, so war das entweder Flunkerei oder Selbsttäuschung, welche die heuchlerischen Demonstrationen der zum Widerstande unfähigen Araber für baare Münze annahm.

Zu der allgemeinen, religiös-politischen Unzufriedenheit gesellt sich nun noch die zunehmende Verarmung in Folge der stets schlechter werdenden Ernten auf den Hochplateaus und im Süden, welche durch die mit den Jahren fast Schritt haltende Verminderung der Regenmenge und Versiegung der Quellen bedingt ist. Die Frühlingsernte war, zur Zeit meines Aufenthaltes in Constantine, gänzlich mißrathen in Folge der anhaltenden Trockniß des Winters und Vorfrühlings; man benutzte die außergewöhnlichen Regen,

welche den Märschen in dem Krumir-Lande so hinderlich waren, um die Felder neu einzusäen. Die von dem Gebirge aus durch Bäche gespeisten Oasen am Rande der Sahara gehen bedenklich zurück; nur die durch artesische Brunnen ernährten, zum großen Theile neu geschaffenen Oasen erhalten noch ihr Lebenselement, das Wasser, in bisheriger Weise. Die Ursache dieser allgemeinen Erscheinung ist leicht in der fortschreitenden Verwüstung der Wälder zu finden; jeder Aufstand hat bis jetzt mit Niederbrennen von Wäldern begonnen und ist mit Zerstörung derselben durch die strafenden Franzosen beendet worden. Der Araber ist absoluter Feind der Wälder und der Nomade weiß sie nicht zu erhalten; von Aufforstung kann überhaupt keine Rede sein, so lange Nomaden mit ihren Heerden das Land durchziehen.

Angesichts der drohenden Hungersnoth ist aber die Schlußfolgerung der Araber sehr einfach: Besser durch das Schwert sterben, als durch den Hunger und den Durst! Früher, vor der Eroberung der Christenhunde, hatten wir Wasser, Getreide und Datteln; die Dürre ist eine Strafe Gottes für unsere Unterwerfung, also auf!

Ich sagte aber oben, daß der tunesische Krieg zugleich ein Sicherheitsventil gegen den allgemeinen Aufstand gewesen sei, und ich muß auch dieses erklären.

Zu einem Aufstande gehört eine gewisse Energie, die das physisch und moralisch verkommene Element der eingeborenen Bevölkerung in den Städten und größtentheils in den Oasen nicht mehr besitzt. Nur die seßhaften Ackerbau treibenden Kabylen und die Nomaden mit ihren Vasallen besitzen es noch. Zwischen beiden herrscht erbitterte Feindschaft; jeder nimmt gerne die Flinte gegen den andern: Kabylien bleibt ruhig, wenn die Wüste losschlägt, und jetzt um so lieber, als es sich geordneter Zustände und möglichster Schonung seiner republikanischen Einrichtungen erfreut. Der Nomade schlägt aber nur dann los, wenn er vorher seine ganze Habe, Familie und Heerde in Sicherheit gebracht hat. Dazu gehört ein ungeheurer Troß von Lastthieren aller Art, sowie auch zu einem Kriegszuge, auf dem man Alles, selbst oft das Wasser mitschleppen muß, ganz fabelhafte Caravanen nothwendig sind. Man hatte nun zu dem Krumir-Kriege die Requisitionen von Kameelen, Maulthieren und Eseln noch viel weiter ausgedehnt, als vielleicht nöthig gewesen wäre; im ganzen Osten der Colonie, in der Provinz Constantine und einem großen Theile der Provinz Algier, waren die Lastthiere requirirt worden. Dort mußten und müssen sich also die Araber, trotz der kochenden Wuth im Herzen still halten: Hier muckst Keiner, sagte mir der Commandant von Biskra, sie können nicht von der Stelle mit ihren Zelten und Heerden! So ist es also zu erklären, warum Bu-Amema nur im äußersten Südwesten, an der marokkanischen Grenze, Anklang finden konnte.

Zu den Aufstände begünstigenden Bedingungen gehört noch die bisherige Straflosigkeit der Häuptlinge. Das Kaiserreich und das von ihm auferzogene Militär-Element hatten eine fast krankhafte Vorliebe für diese auf edlen

Rossen paradirenden, privilegirten Räuber und diese Vorliebe klingt noch überall nach. Vielleicht ist sie aus dem angeborenen Schönheitssinn der Franzosen zu erklären; Fromentin, dessen Buch ein Meisterwerk in literarischer wie künstlerischer Beziehung ist, sagt ganz richtig: Sie mögen alle möglichen Fehler haben — mais ils ont du style! Die prächtigen Kerle mit ihren braunen, scharfgeschnittenen, semitischen Profilen, den blitzenden Augen und den weiten flatternden Gewändern nehmen sich vortrefflich aus und waren fast ein nothwendiges Element in dem Prunke der kaiserlichen Wirthschaft. Sie sind unleugbar imposant, gemessen feierlich in ihren Bewegungen, immer plastisch in allen Stellungen — warum sollte man so schöne Menschen nicht bevorzugen?

Figaro hat neulich eine in seiner Weise aufgeputzte, aber im Grunde wahre Geschichte von einem dieser Häuptlinge gebracht, der zum Lohne seiner Greuelthaten mit einer Pension bedacht wurde, von welcher er vergnügt in Paris lebte. Man zeigte mir in Constantine ein wahres Ideal von einem dieser edlen Mordgesellen, über und über mit Orden behangen, der die ihn begleitenden Officiere mit einer Art vornehmen Herablassung behandelte und zum Lohne für seine Theilnahme an dem Aufstande von 1871 reich mit Aemtern und Gütern bedacht worden war. Man ging so weit, im Jahre 1863 diesen Nomaden, die Sommers mit ihren Heerden in die Hochplateaus und die Gebirge des Tell ziehen müssen und die sich früher mit Gewalt dort etablirten, die von ihnen zeitweilig occupirten Landstriche als definitives Eigenthum anzuweisen. Darf man sich nun wundern, wenn diese privilegirten Junker die Gelegenheit benutzen in der Hoffnung, nach ihren glücklich überstandenen und mit unleugbarer Tapferkeit ausgeführten Beutezügen (denn darauf reduciren sich die Aufstände immer), für ihre schließliche Unterwerfung noch belohnt zu werden?

Ich muß hier noch einen dunklen Punkt berühren. Allgemein klagt man in der Colonie die arabischen Büreaus, diese Institution der reinsten Militärwillkür, an, sie hätten bei allen Aufständen die Hand im Spiele gehabt, dieselben anfänglich wissentlich befördert, um sie nachher mit Gewalt niederzuschlagen und bei der Repression im Trüben zu fischen. Ein Fremder kann natürlich nicht wissen, wie viel Wahrheit an solchen Gerüchten ist; aber daß dieselben überall verbreitet sind, überall geglaubt und durch die Hinweisung auf zum Theil ungeheure Vermögen gestützt werden, welche viele höhere Officiere sich in Algerien erworben haben, kann nicht geleugnet werden. Ich habe manche Stimmen gehört, welche beim Beginne des jetzigen Aufstandes von Bu-Amema laut erklärten, man werde wohl wissen, wie es anzustellen sei, um denselben aufzupäppeln und groß zu ziehen, weil nur dadurch die Militärpartei im Lande wieder die ihr entrissene Macht an sich ziehen könne. Wir müssen das dahin gestellt sein lassen, dürfen aber nicht vergessen, worauf auch Minister Farre in seiner Vertheidigungsrede aufmerksam machte, daß gerade die Grenzgebiete gegen Marokko hin einem schnell beweglichen Feinde

die meisten Schlupfwinkel bieten und daß dort die besten afrikanischen Generale früherer Zeit Jahrzehnte brauchten, um die Aufrührer zu Paaren zu treiben.

Um die Gegensätze zu begreifen, die jetzt sich kund geben zwischen Militärwirthschaft und Civilregierung, muß man einen Blick auf die europäische Bevölkerung werfen. „Man weiß", sagt C. de Varigny in einem Artikel über Tahiti in der Revue des deux mondes, „wie sich die Einwanderung in entfernten Ländern zusammensetzt. Zuerst kommen die Abenteurer aller Art, die Ausgestoßenen jeder Herkunft, die Ungeduldigen, welche die Civilisation erdrückt, welchen eine verwickelte sociale Organisation die Luft, den Raum zu kärglich zumißt. Ihnen folgen kühne Speculanten, Kaufleute, die neue Handelswege suchen, Auswanderer mit einem kleinen Capital, das sie in große Besitzungen umsetzen möchten, Handwerker, angelockt durch Aussichten auf großen Lohn und geringe Ausgaben. Das sind die Elemente, aus welchen eine Colonie sich bei ihrem Entstehen zusammensetzt".

In Algerien war es nicht anders. Vielleicht waren solche Elemente nöthig, um die jetzt in gesunde Gärten umgewandelten Fiebergegenden des Küstenlandes zu besetzen und mit den Knochen einiger Generationen zu düngen.

Es ist hier der Ort nicht, auf die verschiedenen Colonisationsversuche einzugehen, die zum großen Theile fehlschlugen. Die Franzosen müssen selbst zugestehen, daß trotz der großen Anstrengungen, die man gemacht hat, die Colonial-Bevölkerung nur sehr langsam zugenommen hat. Die Colonisten aus nördlicheren Gegenden, Schweizer, Elsaß-Lothringer, sind meist zu Grunde gegangen. Die Zahl der in Algerien ansäßigen Franzosen hält kaum den übrigen Nationalitäten, Spaniern im Westen, Maltesern und Italienern im Osten, die Wage, und wenn man von den Franzosen die Masse von Beamten und Bediensteten aller Art abzieht, so bleibt nur ein kleiner Rest von französischen Landbauern übrig. Erst seit einigen Jahren hat die Phylloxera eine nicht geringe Anzahl von Weinbauern aus dem südlichen Frankreich nach Algerien verjagt, die in fast gleichen Verhältnissen ihre Industrie mit solchem Erfolge über dem Meer fortsetzen, daß man mit Bestimmtheit voraus sagen kann, in einem Jahrzehnt werde Algerien der Weinkeller Europas werden, wie es zur Römerzeit dessen Kornkammer war.

An öffentlichen Arbeiten, Straßen, Eisenbahnen, Häfen, Entsumpfungen &c. haben die Franzosen Großes geleistet, mehr als irgend ein anderes Volk in seinen Colonien. Wie kommt es nun, daß trotz aller dieser Anstrengungen ein an allen Hilfsmitteln so reiches Land dennoch nur so wenige Colonisten anzieht? Auch darüber giebt de Varigny Aufschluß mit einigen Worten, die man auf Algerien anwenden kann. „Man hat geglaubt", sagt er, „daß man wohl daran thue, wenn man die administrativen Vorschriften und Ueberlieferungen des Mutterlandes in die Colonie verpflanze. Diese Dinge haben vielleicht in gewissem Maße ihre Berechtigung in Frankreich, nicht aber drüben. Das Räderwerk ist zu verwickelt; man mußte es vereinfachen, die

Zahl der Beamten verringern und dieselben, mit Ausnahme eines sehr geringen Theiles, unter den Colonisten selbst auswählen, welche ein directes Interesse an der Entwicklung des Ackerbaues und des Handels des Landes haben. Arme und Capitalien fehlen dem Landbau; nur die Einwanderung kann beides bringen. Man sollte dieselbe befördern, statt sie durch kleinliche Vorschriften und büreaukratische Formalitäten zurückzustoßen".

Das paßt Wort für Wort auf Algerien. Als die jetzige Civilregierung eingerichtet wurde, zwangen die algierischen Deputirten und Senatoren den Präsidenten geradezu, ihnen seinen Bruder als Generalgouverneur zu schicken, Herr Albert Grévy war ein guter Advocat und ist ein durch und durch braver, wohlmeinender und ehrlicher Mann. Aber er kam zwischen Thür und Angel, zwischen Militär- und Civilpartei und sollte handeln in den schwierigsten, verwickeltsten Verhältnissen, die ihm vor seiner Ernennung böhmische Dörfer waren. Um den Wünschen der verschiedenen Parteien zu genügen, hätte er abwechselnd und von Fall zu Fall Civil-Gouverneur oder General sein müssen. Ehe er sich in die Lage der Dinge hineinarbeiten konnte, war er beiden Parteien verhaßt und man schreit jetzt ebenso besessen nach seiner Enthebung vom Amte, wie man früher um seine Ernennung sich ereiferte. Man schiebt ihm Alles in die Schuhe, was Andere verschulden. Wenn Bu-Amema bis in die Halfa-Regionen reiten und dort eine Anzahl spanischer Arbeiter massacriren konnte, so muß er Schuld daran sein. Um die Verwaltung zu ordnen, schickt man Präfecten und Unterpräfecten, die aus allen andern Gründen ernannt werden, nur nicht deshalb, weil sie die Lage der Dinge in Algerien kennen.

Unter den 1500 Mitgliedern, welche Frankreich zu dem Congresse sandte, der im April in Algier tagte, waren gewiß 1200, die das Land nie besucht hatten, und unter diesen hätte man wenigstens hundert finden können, welche mit einem fertigen „System" zur Beglückung der Colonie in der Tasche landeten. Alle diese Systeme waren unfehlbar; ihre Besitzer suchten nur nach Bestätigung ihrer Systeme, nicht aber nach dem wahren Sachverhalt. Am Ende ist es noch besser, wenn die Beamten, welche aus dem Mutterlande hinüber geschickt werden, kein System haben und nur Unkenntniß der Verhältnisse mitbringen; denn wenn ein Franzose einmal gesagt hat: „Das ist mein System!" so gibt es keinen Stern mehr, der leuchtet.

Anfangs Juli.

Eine Sommerlaune.

Von

N. L.

— Berlin. —

Scene: Der Strand von Trouville. Hochsaison. 5 Uhr Nachmittags. Gräfin Isabella d'Alligny, eine junge Wittwe, und Eduard Nodier, Maler, haben sich soeben angetroffen und begrüßt.

Nodier. Ich habe einen Auftrag für Sie, gnädigste Gräfin.

Gräfin. ?.

Nodier. Ich soll Sie von Dessiaux grüßen ... Ich wußte nicht, daß er die Ehre hat, Sie zu kennen.

Gräfin. Dessiaux? ... Dessiaux? ...

Nodier. Der große Jacques ...

Gräfin. Der große Jacques? ... Jacques Dessiaux? ... Mir gänzlich unbekannt.

Nodier. So hat sich mein zerstreuter Freund wieder einmal geirrt — das passirt ihm gelegentlich: er hat mir positiv und sogar in einem besondern Postscriptum aufgetragen, Sie zu grüßen. Hier: (Nodier zieht einen Brief aus der Tasche und deutet mit dem Finger auf eine Zeile am Ende des Briefes.) „Grüßen Sie Gräfin Isabella von mir."

Gräfin. Wie kommt Ihr Freund dazu, mich grüßen zu lassen? Wie hat er überhaupt von mir sprechen hören?

Nodier. Alle Welt spricht von Ihnen. Weshalb sollte Jacques Dessiaux das nicht gehört haben?

Gräfin. Aber alle Welt läßt mich nicht grüßen. — Weshalb werde ich gerade von Ihrem Freunde in dieser Weise ausgezeichnet?

Nodier. Das ist sehr einfach: ich habe Dessiaux vorgestern geschrieben; und da ich mich hier erschrecklich langweile, so habe ich ihm gegen meine Gewohnheit einen langen Brief geschrieben.

Gräfin. Sie langweilen sich in meiner Gesellschaft? Es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, mir das zu sagen.

Nodier. Sie wissen sehr wohl, daß ich mich in Ihrer Gesellschaft nicht langweile, aber gerade weil ich nie fünf Minuten mit Ihnen sein kann, ohne daß Sie von einem Ihrer hundertundfünfzig Courmacher in Anspruch genommen werden ...

Gräfin. Hundertundfünfzig ist in der That ein bischen viel . . . Würden Sie die Zahl nicht vielleicht etwas reduciren?

Nodier. Sagen wir drei — aber da diese drei von früh bis spät nicht von Ihrer Seite weichen, so finde ich es hier erschrecklich langweilig — und deshalb habe ich Jacques Dessiaux einen langen Brief geschrieben.

Gräfin. Sie haben bereits die Güte gehabt, mir das anzuvertrauen — aber die Seeluft macht mich augenscheinlich schwerfällig, denn ich verstehe noch immer nicht, weshalb mich Ihr Freund grüßen läßt — à propos: Was ist Herr Dessiaux eigentlich?

Nodier. Eigentlich ist er Schriftsteller.

Gräfin. Ich habe nichts von ihm gelesen.

Nodier. Er schreibt weder Romane, noch Novellen, noch Gedichte, noch Komödien; auch steht er der Redaction des „Figaro" ebenso fern wie der der Gazette de France. — Wie sollten Sie etwas von ihm gelesen haben?

Gräfin. Die dritte Freundlichkeit während der letzten fünf Minuten! Also ich lese nichts als schlechte Bücher und Zeitungen? — Wie gereizt Sie wieder einmal sind!

Nodier. Ich habe guten Grund dazu . . . Wenn Sie ahnten, Gräfin . . .

Gräfin. Ich ahne, daß Sie wieder verbotene Wege einschlagen. — Erinnern Sie sich, daß wir einen Vertrag abgeschlossen haben.

Nodier (etwas mißmuthig.) Meinerseits keineswegs freiwillig. Sie haben mich dazu gezwungen.

Gräfin. Aber Sie haben mir fest versprochen. den Vertrag zu halten.

Nodier. Schön . . schön . . ich gehorche schon wieder. Ich bin Ihnen gegenüber ja überhaupt nichts mehr als der incarnirte Gehorsam (seufzend). Also: was befehlen Sie?

Gräfin. Sie tadelten soeben meinen Geschmack für schlechte Lectüre.

Nodier. Nicht ein Wort habe ich gesagt, was selbst vor einem revolutionären Tribunal so gedeutet werden könnte.

Gräfin. Nun, so haben Sie es sagen wollen. — Das ist ganz dasselbe. Seien Sie offen . . .

Nodier (schnell). Sie erlauben?

Gräfin. Nein, ich erlaube nichts. Aber von mir ist überhaupt nicht die Rede. Ich wollte nur wissen, welche Art von Büchern Herr Dessiaux schreibt.

Nodier (resignirt). Furchtbar schwere, gelehrte Bücher, die meisten in quarto.

Gräfin. Ach Gott! ich verstehe: „Die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Wissenschaft: Telephonie, Mikrophonie, elektrische Eisenbahnen und Straßenbeleuchtung."

Nodier. Selbst Sie, gnädigste Gräfin, können sich irren. Dessiaux ist Historiker seines Zeichens.

Gräfin. „Geschichte des Ursprungs der französischen Revolution".

Nodier. Die hat zufälligerweise Taine geschrieben. — Aber das schadet nichts — Dessiaux beschäftigt sich nur mit ganz alten Geschichten: Assyrier, Chaldäer, Aegypter sind seine Specialität.

Gräfin (nach kurzem Besinnen). Aegypter — da fällt mir ein, daß mir ein Buch über Kleopatra anempfohlen wurde, das ich mit Vergnügen gelesen habe — ja mit so großem Vergnügen, daß ich mir gleich darauf vornahm, nur noch gute Bücher zu lesen. — Wie sagen Sie, daß Ihr Freund heißt?

Nodier. Dessiaux, Jacques Dessiaux, zu Hochdero Diensten.

Gräfin. Groß?

Nodier. Sehr groß.

Gräfin. Blaue Augen. — Blond. — Vollbart?

Nodier. Fünfunddreißig Jahre alt — Gesichtsfarbe: gesund — Nase und Mund: gewöhnlich — Zähne: gut. — Ja, so würde das Signalement auf seinem Paß lauten.

Gräfin. Kennt er Frau von Cautret?

Nodier. Sie ist seine leibhaftige Tante.

Gräfin (beruhigt). Nun, dann kenne ich ihn — natürlich kenne ich ihn. — Weshalb haben Sie mir das nicht gleich gesagt?

Nodier. Aber Gräfin!

Gräfin. Ein interessanter Mann — für meinen Geschmack etwas zu still — aber ein interessanter Mann. Er wurde mir zu Anfang des Winters vorgestellt, und ich habe mich damals ausgezeichnet mit ihm unterhalten. — Aber nun werden Sie mir hoffentlich endlich sagen, wie er dazu kommt, mich auf einmal wieder grüßen zu lassen.

Nodier. Aber liebenswürdigste, verehrteste, schönste und ungerechteste aller Gräfinnen, Sie haben mich ja jedesmal unterbrochen, wenn ich Ihnen die Sache expliciren wollte.

Gräfin. Nun werden Sie positiv unfreundlich. Das hat mir mein Arzt verboten. — Dort steht Vileperdrix und sieht sich nach mir um. . . Auf Wiedersehen!

Nodier (bittend). Gräfin!

Gräfin. Nun so bitten Sie um Verzeihung.

Nodier. Hunderttausendmal Verzeihung!

Gräfin. Biegen wir links ab und gehen wir etwas schneller, um Vileperdrix zu entgehen.

Nodier. Meinen Arm? — Der Sand ist tief.

Gräfin. Besten Dank! Ich habe mich hier daran gewöhnt, mich auf meinen Schirm zu stützen.

Kurze Pause.

Gräfin. Nun?

Nodier. Nun?

Gräfin. Was wollten Sie mir sagen?

Nodier. Wovon sprachen wir doch gerade?

Gräfin. Von Herrn Dessiaux.

Nodier. Von seinem Gruß meinen Sie?

Gräfin. Natürlich.

Nodier. Da sind wir also, Gott sei Dank! gerade so weit wie vor einer halben Stunde.

Gräfin. Wenn Sie noch einmal unfreundlich werden, so flüchte ich mich unter Vileperdrix' Fittiche.

Nodier. Ich nehme Alles zurück, was ich gedacht habe. Genügt das? Der Tyrann von Syrakus, seligen Andenkens, war ein Bienenvater im Vergleich mit Ihnen.

Gräfin. Weshalb ein Bienenvater?

Nodier. Weil in jedem Lehrbuch der Naturgeschichte zu lesen ist, daß der Bienenvater zu den sanftmüthigsten Wesen gehört.

Gräfin (trocken). Aeußerst komisch. (Im alten Tone fortfahrend). Zur Sache.. Bitte..

Nodier. Also zur Sache: Die Geschichte des incriminirten Grußes: Ich schreibe Dessiaux einen langen Brief, und da ich mich hier von Gott und der Welt verlassen fühle, so fordere ich ihn auf, mich zu besuchen. Um mir keinen Refüs zu holen, schildere ich das Leben in Trouville unter den verlockendsten Farben: schöner Himmel, prachtvolles Bad, vorzügliche Gesellschaft unter der gesegneten Regierung unserer allergnädigsten Despotin der Gräfin Isabella d'Alligny. Beschreibung der Genannten: jung, schön, klug, liebenswürdig.

Gräfin. Sie sind zu gütig . . .

Nodier. Leider — Dessiaux läßt mich nur einen Tag auf Antwort warten, und dann kommt ein Brief, in dem er mir seine Ankunft anzeigt, außerdem nur von Ihnen spricht und mir schließlich in einem unmotivirten Postscriptum aufträgt, Sie zu grüßen. — Nun wissen Sie Alles.

Gräfin. Darf ich fragen, was er von mir sagt?

Nodier. Es ist kein Geheimniß — Hier ist eine leere Bank — setzen wir uns. Ich werde Ihnen den Brief vorlesen. (Sie setzen sich. Nodier zieht den Brief wieder aus der Tasche und liest): „Lieber Nodier, Paris ist öde, heiß und staubig. Bis vorgestern war mir das nicht aufgefallen, da ich viel zu thun hatte, aber nachdem ich nun ‚Ende' unter meine letzte Arbeit geschrieben habe, sehne ich mich hinaus in's Freie. Ich überlegte mir noch, ob ich an's Meer oder in den Wald ziehen sollte, da kam Ihr Brief zu guter Stunde und machte meiner Ueberlegung ein Ende. — Ich gehe an's Meer und zwar nach Trouville, und freue mich darauf, Sie dort zu finden. — Also Sie sehen die Gräfin Isabella d'Alligny? Hat sie noch immer so schöne Augen, die traurig blicken, während der frische Mund lacht? Es ist mir in diesem Augenblick, als sähe ich sie vor mir: sie steht am Strande — das goldene Haar flattert im Winde . . ."

Gräfin. Sie scherzen, das steht nicht in dem Briefe.

Nodier. Es kommt noch viel schlimmer — warten Sie nur — Einsamkeit, Hitze und Staub haben meinen Freund Jacques augenscheinlich zum Poeten gemacht. Hören Sie weiter . . . . Oder noch besser: lesen Sie selbst! (Er reicht ihr den Brief, den sie langsam und aufmerksam durchliest und in der Hand behält. — Nodier sieht nach der Uhr.) Dessiaux muß schon hier sein! Der Zug kommt um sechs; es ist halb sieben Uhr. (Die Gräfin und Nodier stehen auf und treten schweigend den Rückweg an. Plötzlich lüftet Nodier seinen Hut, winkt damit und ruft laut:) Dessiaux! Jacques! Dessiaux! (Nodier entfernt sich schnell. Die Gräfin bleibt sinnend stehn. Nodier kommt nach wenigen Secunden mit Dessiaux zurück.) Die Herrschaften kennen sich bereits. . .

(Die Gräfin und Dessiaux blickten sich aufmerksam, mit einem leisen Anflug von Befangenheit an.)

Dessiaux (leise und ernst). Ich bin glücklich, Frau Gräfin, Sie endlich einmal wiederzusehen.

(Sie reicht ihm die Hand, die er aber nur schüchtern berührt. Die Beiden entfernen sich langsam in der Richtung, die die Gräfin und Nodier eingeschlagen hatten. Nodier, den sie nicht beachtet haben, bleibt zurück.)

Nodier (allein, blickt ihnen nach, nickt bedeutungsvoll, lächelt, aber nicht gerade heiter, und sagt halblaut vor sich hin). Sie kannte ihn nicht, (bitter) kannte ihn nicht — und nun? . . . Er beugt sich zu ihr . . . Sie nimmt seinen Arm . . . Oh Eduard Nodier, guter Mensch, mittelmäßiger Künstler, großer Thor! — das hast du ja wieder einmal recht weise angefangen! (Er sieht nach seiner Uhr.) Es ist noch nicht sieben. Der Expreß geht um acht Uhr. — Adieu Trouville! (Er winkt mit der Hand nach der Richtung hin, in der die Gräfin und Dessiaux verschwunden sind.) Viel Vergnügen! (Schnell ab.)

Eine Jugendliebe in Wien.

Von

Adolf Pichler.

— Innsbruck. —

(Schluß.)

Cornelie an mich.

An dem Tage, da Sie Salzburg verließen, gingen wir Abends spazieren; das dichte Gewölk, welches die Sonne beim Untergehen umzogen hatte, verkündete Regen für den folgenden Tag. Später wechselten einzelne Windstöße. Ich sagte: „Es ist doch gut, daß Pichler heute fort ist; er hätte den Abend auf dem Chiemsee verloren“. — „Und wir wären in Sorgen, wenn wir ihn bei stürmischem Wetter auf der Fahrt wüßten“, sagte Mathilde. So ist alles gut gegangen; auch wir verschliefen den Sturm.

Antigone habe ich wieder gelesen. Das ist so schön, so einfach; ohne allen fremden Schmuck und darum nur größer und schöner. Ein solches Kunstwerk zu betrachten ist wie ein Blick in die innersten Geheimnisse der Schöpfung, das heißt: Gott anschauen!

Wie herrlich ist doch Ihr Loos! Welch ein Glück ist es aber auch, Sie zum Führer zu haben. Beim Hinblick auf so viel Großes und Schönes — wie könnten wir noch an das denken, was uns im Leben oft hemmend und fesselnd entgegentritt. Mein Herz ist voll, aber meine Worte sind schlecht, doch Sie verzeihen mir's. Es heißt sonst wohl: Wessen das Herz voll ist, geht der Mund über! Jetzt bei mir ist der entgegengesetzte Fall.

Sie sagten jüngst: „Es braucht keinen geringeren Muth, das Evangelium des Guten und Schönen vor der Welt zu künden, als die Sendung des ewigen Weltgeistes mit gewaffnetem Arm zu vollbringen“. — Ist es nicht ein noch herrlicherer Beruf, durch Wort und Beispiel der Wahrheit Anhänger zu werben, als dafür zu streiten mit blutbefleckter Hand? Viele Helden sind gefallen und dieser Tod ist schön, aber noch höher scheint mir der Märtyrer zu stehen.

Haben Sie Emma geschrieben?

Ich weiß nicht, wie es kommt; ich möchte Ihnen immer sehr viel sagen, aber es geht mir nur alles so im Kopfe durcheinander; nicht der hundertste Theil kommt auf das Papier; aber Sie wissen mir immer, was ich verworren fühle, deutlich vor das Auge zu stellen. Wie freue ich mich darauf, wieder mit Ihnen zu sprechen.

Das muß ich Ihnen erzählen, daß ich gestern in Buch einen recht schönen Tag verlebte. Ich habe Ihnen die Gegend schon geschildert. Die Hausfrau, ein Muster in jeder Beziehung, hat ein weibliches, liebevolles Gemüth und was ich über Alles schätze: daß man sich ganz auf sie verlassen kann; sie ist bei aller ihrer Sanftmuth fest in ihrem Wesen. Sie ist meine Freundin und ich konnte von ihr gar viel lernen. Schade, daß ihre Verhältnisse ein öfteres Zusammensein nicht gestatten. Ich möchte gern im künftigen Jahr ein paar Wochen bei ihr zubringen. Nur auf dem Lande lebt man ganz, besonders wir armen Frauenzimmer. Man mag sagen, was man will, das Weib ist in jeder Hinsicht zu bedauern. Ich weiß wohl, Sie werden meine Meinung gar nicht richtig finden, aber es ist doch so. Der Mann schafft sich selbst sein Schicksal, er kann handeln, das Weib nur dulden. Ich bin zufrieden für meine Person, dennoch fällt mir oft die Stelle aus Iphigenie ein:

„Ein unnütz Leben ist ein früher Tod,
Dies Frauenschicksal ist vor Allen mein's".

Doch was wir nicht ändern können, soll uns nicht kümmern; es ist genug, das ganz zu sein, was wir sein können.

Mathilde macht in der Musik Fortschritte; sie sagt, Sie hätten großen Theil daran und sie spiele Niemand lieber als Ihnen. Wenn Sie kommen, werden Sie eine große Sonate von Beethoven hören. Gegenwärtig ist sie aber böse, weil Sie ihr keinen Gruß geschickt haben; sie meint, Sie hätten sich doch erinnern sollen, daß sie Ihnen einmal das Kopfweh vertrieben hat.

Nun fällt mir auch ein, daß ich Ihre Frage, wie ich mit Memnon fertig geworden, noch nicht recht beantwortet habe. Es konnte mir nicht so gar fremdartig erscheinen, nachdem Sie mir gesagt: „Das Licht ist die Seele der Natur".

Doch mein Blatt ist zu Ende; deshalb will ich alles verschieben, bis Sie selbst nach Salzburg kommen. Hätte ich gewußt, daß Sie so bald zu Innsbruck eintreffen würden, Sie hätten wohl länger bleiben müssen; doch nun vergessen Sie uns nicht und kommen Sie, so früh Sie können, damit Sie länger bleiben können.

Gott behüte Sie, kommen Sie bald.

Grüßen Sie mir in Innsbruck alle, besonders Johann.

Cornelie.

An Josef Streiter.

Die Frühlieder finden in den öffentlichen Blättern eine günstige Aufnahme; nur Schuler's Tirolerbote hat kein Wort für sie. Gabriel Seidl besprach sie, anerkennend, er legt den Hauptnachdruck auf Purtscher, wozu also Gilms großer Sturm? Dem will ich schreiben, es soll kein Schatten zwischen uns sein, antworten wird er mir nicht und wohl mit meinem Brief eine seiner Cigarren anzünden. Tröst ihn Gott!

Giovanelli fand die „Frühlieder" epicuräisch, herweghianisch und bedauert, daß so was von der tirolischen Jugend ausgehen mußte.

Wieder ein Lärm um nichts! Aber Beda Weber kann's viel besser als wir; und wie jener noch an uns denken mochte da er Sie als nächsten Nachbar in Botzen hatte, begreife ich schon gar nicht.

Nun, er ist jetzt todt und ich mag keinen Stein auf sein Grab werfen. Ich habe dennoch für diese Alttiroler trotz ihrer Zocherei ein bischen Sympathie. — „Oder vielleicht wegen ihrer Zocherei!" — flüstern Sie boshaft.

Die besten Grüße!

Wien, 19. Oktober 1845.

Ihr ergebenster

Pichler.

An Cornelie.

Wundern Sie sich nicht über das kleine zierliche Papier; ich erhielt es von Emma, welche mich bat, Ihnen beiliegende Blume aus ihrem Gärtchen, als freundliches Zeichen der Erinnerung zu senden. Ihr Mädchen seid alle gegen uns verschworen, wie soll man sich da retten?

Jetzt bin ich wieder zu Hütteldorf. Die Bäume, welche ich im grünen Blätterschmuck hinterlassen, prangen nun in Purpur und Gold: der Wind reißt ihnen, wie schläfrigen Kindern das Spielzeug entfällt, das Laub ab und streut es auf den Boden. Der Herbst ist ein Prophet: „Alles Irdische ist vergänglich und fliegt hin wie Spreu!"

Emma hat in ihrem Gärtchen jede Aster mit dem Namen eines Freundes getauft; so blühe auch ich in dem Beet mit dunkel purpurner Krone. Wir liefen letzthin zusammen durch den Garten, sie fiel in den Rasen: ich hob sie auf, einen Augenblick wiegte ich sie in meinen Armen, mir fiel ein Vers Dantes ein:

Che sia mai da me divisa!

Abends sitzen wir im Saal beisammen, denn im Freien ist es bereits zu kalt: ich lese vor oder Emma spielt auf dem Fortepiano Mozart und Beethoven.

Sie hat mich gezeichnet. Als sie mir das Blatt gab, sagte ihr Bruder: „Nun brauchen Sie ihrer Freundin nicht mehr zu schreiben, da Sie ja im Porträt nun bei ihr sind". — Die Zeichnung sende ich mit; für Mathilde lege ich eine Sonate von Beethoven und dessen kleine Büste bei.

Heut war die Morgenbeleuchtung prachtvoll. Hoch flammten die Wolken in den Himmel empor und dann goß die Sonne ein Meer von Strahlen über die Gegend, der Reif schimmerte und glitzerte wie Juwelen, bis er zu Thau zerrann. Ich schrieb ein Gedichtchen. Als Emma das Fenster öffnete, warf ich es ihr um einen Zweig gewickelt hinauf. Als Antwort erhielt ich eine Rosenknospe.

Aurora.

Dämmerhell des Ostens Weite:
  Sieh des Lichtes Strom entspringt
Blaugesäumt an jeder Seite,
  Wo er durch den Himmel dringt.
Auf den Wellen gleitend blinken
  Purpurrosen ohne Zahl,
Purpurrosen steigen, sinken
  Da und dort hinab in's Thal.
Welche sich im Laub geborgen
  Deines Gärtchens, rings zerstreut,
Roth, wie sie gebracht der Morgen,
  Pflückest du sie Abends heut.

Es ist eine düstere Herbstnacht. Die Wolken jagen am Himmel hin; einzelne Regentropfen fallen schwer und kalt auf meine Stirn, die Blätter wirbeln und fliehen dahin, wie die Erinnerung an die frohen Stunden, die wir in ihren Schatten zugebracht. In Emma's Zimmer ist noch Licht. Hie und da flackert es auf und wirft grelle Strahlen durch das Fenster. Sie sitzt am Clavier. Die Töne einer Symphonie Beethovens klingen zu mir unterbrochen vom Sausen des Sturmes.

Sturmesode.

„Frei brause durch die Wolken hin".

Vorgestern am 28. Oktober haben wir Hütteldorf verlassen. Wann werde ich wieder mit Emma Blumen pflücken? Jeden Morgen band sie mir ein Sträußchen. Sie ahnt nicht . . . und ich werde schweigen!

Allerheiligen, Allerseelen; o Tage der öden Trauer, stummen Entsagens!

Jetzt sind wieder meine Stunden zwischen Wissenschaft und Kunst getheilt: besonders nehmen gegenwärtig die Werke deutscher Meister meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist etwas Ganzes darin in Sinn und Gedanke, deswegen wirken sie auch mit der Kraft voller Männlichkeit. Vor allem Dürer. Ein Bild von ihm betrachte ich stets von neuem; mir ist, als hätt' er seine volle Seele hineingelegt. Der Himmel hat sich aufgethan, auf Wolken ruhen die hehren Bürger desselben. In der Mitte die heilige Dreifaltigkeit; der greise Vater, der Sohn am Kreuze, darüber der heilige Geist als Taube. Dieses Symbol hat mich immer gerührt. Sie fand keinen Platz, wo sie mit ihrem Oelzweig bleiben durfte, sie flog daher zurück unberührt vom Schlamm der Fluth, welche die Erde überdeckte. Rings schweben Engelschöre, die letzten Schaaren verschwimmen unabsehbar in Purpurglut. Zu Füßen des Urvaters schwingt sich der Regenbogen durch den weiten Himmelsraum; Heilige knien reihenweise, Männer und Frauen: echte Menschengestalten voll Freude und Seeligkeit, als ob sie gerade von der Erde emporgestiegen wären, um die ewigen Feste des Himmels mitzufeiern. Ganz hinten sind zwei Mädchen, unbekümmert um alles, als träumten sie noch einmal den Traum der ersten Liebe. Der Himmel selbst mag wohl nichts besseres zu geben haben.

Jetzt hat für mich auch die Spitalpraxis begonnen. Ich werde mir die Sache angelegen sein lassen. Wie ich mich sonst befinde? O meine Freundin! meine Gedanken sind wie der Sturm, welcher jetzt die schwarzen Wolken durch den Himmel peitscht!

Wie vieles habe ich während dieser Wochen innerlich bestanden und überstanden. Endlich gießt die Poesie das Oel des Friedens auf die empörten Wogen und ich trete an's Gestade wie ein Schiffbrüchiger; er fühlt, was er verloren, er weiß aber auch, daß er sich gerettet.

Alles liegt in der Elegie, die ich Ihnen hier schicke: Ihnen und Mathilde; hier in Wien sieht sie Niemand.

Erhebung.

„O laß mich längst Vergangenes erneuen!"

Schreiben Sie mir bald, ob meine Sendung glücklich angelangt ist.

Wien 27. November 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Herzlichen Dank für Ihre Sendung; insbesondere Ihren Brief und das Bild, welches für mich doppelten Werth hat, weil es von Emmas Hand und sehr gut getroffen ist, so daß ich darüber fast erstaunte. Es freut mich sehr, doch glauben Sie etwa ja nicht, daß Sie mir deshalb weniger schreiben dürfen; da halte ich mich lieber an Emma als an ihren Bruder, die wird mir helfen. Ihre Briefe sind ja auch Gemälde; Seelengemälde, und was wäre uns denn ein Bild, wenn sich nicht Erinnerung daran knüpfte?

Es giebt viel Schönes, aber das Schönste ist in ein reines Herz zu blicken. Darum freut es mich innig, wenn Sie mir von Emma erzählen und ich kenne und liebe sie; ohne sie gesehen zu haben. Sie lieben sie, wie Luzifer die Madonna; solche Liebe kann ich wohl begreifen. Wie seelenvoll wissen Sie im Liede alles zu erheben und zur Harmonie zu stimmen! Ich danke Ihnen für die Elegie: könnte ich doch Emma sehen, wie würde ich sie lieben.

Wir sind alle gesund, seit langem ein seltener Fall. Wir haben ein liebes Kind zu uns genommen, Maria bringt etwas mehr Leben in unseren Kreis und ich genieße die Gegenwart, ohne mich um die Zukunft zu kümmern. Sonst dachte ich immer wenn ich mich recht glücklich fühlte: wie lang kann das dauern? Und die Sorge trog mich

nicht, denn die höchste Freude und der tiefste Schmerz grenzen so nahe aneinander, daß sie nur einen Ausdruck haben: Thränen! Wären Sie nur eben so ruhig und zufrieden! Das allein kann mich bekümmern: der Ausdruck ihres Bildes, mein Freund! zeigt nicht von Heiterkeit.

Ich lese gewöhnlich Abends Weltgeschichte von Rotteck; wenn die andern zu Bette sind, ein paar Stunden, den Tag über hab' ich wenig Zeit und dann stört mich immer Marie mit ihrem Geplauder; denn sie lacht und schwätzt den ganzen Tag.

Vor einiger Zeit habe ich einen Bericht über den Tod des Dr. Bürstenbinder auf dem Oetzthalerfern gelesen. Nur selten hat mich etwas so ergriffen, wie diese einfache Erzählung und das Betragen dieser Bauern. Einige Fräulein waren sehr erstaunt, wie man von so was sprechen könne. Sie haben gar keine Vorstellung, wie unser Umgang hier beschaffen ist! Dafür habe ich aber auch den Vortheil, manches thun zu können, was sich andere nicht getrauen würden. Niemand wird etwas sagen, wenn man mir oder Mathilden auf einsamen Wegen begegnet und ich brauche nie Anstand zu nehmen, Jemand zu vertheidigen, weil man denken könnte, ich dächte ebenso. So kann ich hier thun, was ich will, und das ist schon etwas werth.

Aurora gehört zu Memnon und sie konnte mir daher nicht fremdartig erscheinen.

Die Sturmesode hat mir einen recht freudigen Eindruck gemacht. Ihre neueren Dichtungen haben eine von der früheren gänzlich verschiedene Richtung. Es ist groß, das Unvergängliche im Vergänglichen verklären zu können. Die Sturmesode ist eine stolze Siegeshymne. Der Dichter darf wohl seinen Kranz in die Sterne versetzen und stolz im Bewußtsein ewiger Jugend dem Sturme trotzen, der alles Irdische beugt und zerstört.

Ernst läßt sie aus Schemnitz grüßen. Die jungen Tiroler geben dort eine Zeitschrift heraus und lassen Sie um einige Beiträge bitten.

Auch Viktoria hat mir geschrieben. Gegenwärtig geht ihr ganzes Sinnen und Trachten nach Geld, weil sie sich ein Häuschen am See kaufen wollen, dann sollte ich mit ihr dort wohnen. Das wäre allerdings recht schön!

Gott segne Sie.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern war Christabend. Die Kinder führten ein Stück auf: „Kunz von Kaufungen. Wissen Sie, wer es verfaßt hat? Den ersten Akt und die Hälfte des zweiten A. Stifter, der in das Haus kommt; den Rest ich, weil er nicht fertig wurde und es ihm verleidete. Da hier wacker gerauft wird, so habe ich einen Knaben und ein Mädchen, welche den guten und bösen Ritter vorstellen sollten, im Fechten eingeübt, damit alles kunstmäßig gehe. Als es nun zur Darstellung kam, ging ein Hieb trotz der Parade fehl. Das getroffene Mädchen nahm das Schwert in die linke Hand, blies eine Weile auf die schmerzende Rechte und focht dann unter allgemeinem Gelächter weiter. Ich war Direktor und Souffleur und wurde schließlich aus meiner Höhle emporgeklatscht.

Eine Stelle des Stückes will ich Ihnen beisetzen. „Und Augen hat sie so tief und herzinnig, daß man für immer Blick in Blick senken möchte, wer aber einmal in die Augen eines Engels geschaut hat, empfindet schmerzliche Sehnsucht, ihm wieder zu begegnen, als läge der Himmel in ihrem Grunde.“ Stifter hatte übrigens Recht, wenn er mir nachträglich sagte: das sei ein Lappen an unrechter Stelle aufgeflickt.

Zum Christgeschenk erhielt ich eine gestickte Brieftasche. Wissen Sie was das bedeutet? Daß Sie mir bald und viel schreiben sollen, damit ich etwas hineinlegen kann.

Emma schickt Ihnen alle Sterne zum Gruß. Da ich armseliger Poet aber einige dieser Himmelslichter als Transparentlampen für meine Reime benöthige, so bitte ich das ja nicht buchstäblich zu nehmen, sondern mir allergnädigst droben einige Ampeln stehen zu lassen. Gut Nacht!

Jetzt sind Weihnachtsferien. Die Arbeit im Spital läuft aber fort. Einige Zeit verwende ich auf Kunststudien. Säßen Sie bei mir am Ofen, so würden wir uns an einer Reihe Kupferstichen nach Raphaels Logien erfreuen. Das wäre was!

Aber auch Dürer vernachlässige ich nicht. Er hat etwas von der Weise alter Patriarchen, schlicht und einfach; dann aber wieder wie ein Prophet tiefsinnig und bewegt. Man meint, er habe mit dem Herrn geredet und suche nun seinen deutschen Landsleuten in der Muttersprache alles an das Herz zu legen. Da ist ein Kupferstich: „Die Melancholie", auf diesem Blatt hat Dürer seine Muse gezeichnet; da sind ein paar Holzschnitte: Einsiedler im Walde; es weht einem frischer Tannengeruch entgegen.

Zu ein paar Liedern hab' ich angesetzt — Abends; in der Frühe war aber das Zeug so katerlich, daß ich es in Fetzen riß. Ich habe mich vor mir selbst geschämt, aber die Sentimentalität muß irgendwie hinaus. Niemand macht mir mehr Verdruß, als ich mir selber und ich verdien' es redlich, wenn ich mich selbst auslache. Zum Glück kann ich das, ist's auch manchmal etwas bitter! Seien Sie nicht so thöricht, wie ich!

Glückauf zum neuen Jahre!

Wien 29. December 1845.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ruhe und Frieden sind schöne Dinge; das fühlt man zumeist, wenn man sie nicht hat. Ich strebe auch immer und aus allen Kräften darnach; doch streben heißt nicht besitzen. Haben wir denn so wenig Macht über uns selbst! Ich weiß wohl, was mir angewiesen ist, ich kenne die Grenzen, in die ich gebannt bin und doch gehe ich, in meinen Wünschen wenigstens, gar oft darüber hinaus. Ein seltsames Gefühl beengt mich immer, wenn ich unter vielen Menschen bin. Es zieht mich hin; ich möchte mich ihnen nähern, aber da ist mir's, wie manchmal im Traum; ich möchte reden, die Stimme versagt mir; ich will die Hand ausstrecken und kann mich nicht rühren. Wie glücklich sind doch die Kinder, die sich überall so leicht anschließen! Manchmal kommen mir lebhafte Erinnerungen aus meiner Kindheit vor die Seele; das ist wohl eigentlich die glücklichste Zeit, wenigstens bezahlen wir da unsre Freuden nicht so theuer wie später. Ich zwar war zugleich sehr leidenschaftlich und sehr verschlossen und deshalb immer von Eifersucht gequält; erst später legte ich nach und nach diese Thorheiten ab; ich weiß aber, wie viele Thränen sie mich kosteten. Einmal war bei meinem Vater ein Offizier einquartiert, der Mathilden besonders liebte, sie immer herumführte, und sein Schwesterchen nannte. Ich weiß nicht, weshalb ich ihn so liebgewann; ich konnte stundenlang neben ihm stehen, um ihn anzusehen oder sprechen zu hören, aber er redete nie mit mir. So ging's mir immer und natürlich betrübte mich dies sehr. Jetzt denke ich gar oft an dergleichen Begebenheiten und lächle darüber.

Grüßen Sie mir Emma. Sie hat ganz recht, mich an die Sterne zu weisen Wenn ich Abends im Freien bin und sie blinken nach und nach hervor, schaue ich sie an und denke, vielleicht blickt Emma auch hinauf und da ist mir's dann, als wären wir uns nahe. Neulich träumte mir auch viel von ihr, bis mich die Mutter rief und ich erwachte.

Die Stelle von den Engelsaugen wird wohl zu errathen sein, denke ich; ernstlich wünsche ich aber, Emma möge wirklich Kind sein und die Worte: „Kinder sehen alles anders" bewähren. Ich muß Ihnen aber auch sagen, daß mich die Stimmung Ihres letzten Briefes betrübte. Sie war bitter und ungerecht. Liebe finden wir immer, sehen Sie nur um sich! — Ich möchte gern schwesterlich mit Ihnen zanken, darf ich denn nicht? Ich glaube, ich habe einiges Recht dazu. Ich bitte Sie, lachen Sie nicht mehr in solchen Augenblicken, ich kann es nicht vertragen. Schreiben Sie

mir darüber, so viel Sie wollen, aber nichts wie Sie sagen: Spaßhaftes. Wir haben wohl Alle manchmal solche Stimmungen, ich will es nur gestehen, und wenns mir zu stark wird, löst es sich in Thränen auf; bei Ihnen aber verschmilzt es in Harmonie, schön und beruhigend.

Was Sie mir über Kunstwerke schreiben, ist mir ganz klar, und ich habe Ihre Darstellung des Bildes Raphaels wohl verstanden. Ja, wer auch nur einmal Gott geschaut hat, gehört der Erde nicht mehr an, er muß stets aufwärts nach ihm den Blick richten. Hier sehe ich nichts solches, dafür lese ich gegenwärtig den Götz von Berlichingen. Ich wollte, ich könnte Ihnen den Eindruck beschreiben, den solche Meisterwerke auf mich machen! Von jeher fühlte ich das Gute und Schöne lebhaft; ich glaube, der Geschmack ist das einzige Talent, das ich besitze, aber zum erstenmale als ich Shakespeares Schauspiele las, fühlte ich diesen hellen bleibenden Eindruck, der mich über das Leben und seine beengenden Verhältnisse weghob. Diese Stimmung bleibend zu erhalten, wäre das schönste Glück: da bin ich eins mit mir und Gott; auch hoffe ich und strebe darnach; aber alles, was ich erlebte, erinnert mich an die Worte, welche Sie mir einst sagten: „Frauen sind nicht gemacht dem Leben mit einem Griff sein Geheimniß zu entreißen; ihnen muß die goldene Frucht der Hesperiden langsam reifen".

Der Brief Victorias, den ich bereits erwähnt, enthielt viel Freundliches und Vertrauliches von ihren Wünschen, Hoffnungen, Plänen, auch hat er mir bewiesen, daß sie mich genauer kenne, als sonst irgend Jemand, daß wir Vieles mit einander gemein haben und daß wir doch nie mehr zusammen passen würden. Zeit und Verhältnisse haben uns mehr getrennt, als die Entfernung vermag.

Nun ist's aber sehr spät, meine Augen mahnen mich zu schließen. Mama und Mathilde senden Ihnen viel herzliche Grüße.

Nicht wahr, Gedichte zerreißen Sie nicht mehr? Wär' es nicht besser, Sie ließen endlich einige drucken?

Grüßen Sie mir Emma. Gute Nacht!

Cornelie.

An Cornelie.

Schon mehrmals ergriff ich die Feder, legte sie aber wieder bei Seite, weil ich so gar nichts briefwerthes wußte. Ich sitze in meinem Lebensschifflein und habe die Hände in den Schoß gelegt; es gleitet ohne Ruderschlag fort, ohne daß ich das Ziel weiß.

Heute, Faschingsonntag, habe ich mit meinen Landsleuten ein großes Concert besucht. Das war etwas! So etwas hört man in Tirol freilich nicht; aber ich muß mich jedes Urtheiles enthalten, weil ich zu wenig geübt bin, lange und verwickelte Tonreihen aufzufassen. Purtscher hat einige urtirolische Lieder gemacht, Sie lesen sie vielleicht neben jener Novelle von mir in einem Album Seidls, der uns Tirolerbuben als poetische Rekruten pressen will. Uebrigens macht mir die Schriftstellerei wenig Sorge. Ergreift mich ein Stoff, gut; schreiben um zu schreiben werd' ich nie. Unsere Literatur kränkelt ohnehin daran, daß sie ein Gewerbe wurde; die Leute leben davon und müssen sich, um zu leben, überreizen oder nach dem Leisten arbeiten. Soll man auch unsern Buchhändlern nichts schenken, so ist doch in gewisser Beziehung das Honorar für manche Leute, die weit besser Schuster oder Pfannenflicker geworden wären, und für die Literatur, die sie verpfuschen, ein Unglück. Wir leiden an den Literaten. — Lasen Sie etwas von Platen? Er ist der Meister poetischer Technik; schade, daß ich ihn nicht früher kennen lernte. Seine Hymnen sind allerdings gewagt, wenn man an Pindar denkt und er hat sich von diesem auch nicht emancipirt, trotzdem er die Dreigliederung des Strophenbaues nicht versuchte. Seine Lustspiele sind abstracte Kunstwerke, was soll Aristophanes in Deutschland, wo jeder Hofrath den Poeten einsperren lassen kann, der vor ihm nicht die Kappe zieht. Was soll auch all der schoffle Literatur-

klatsch in klassischen Anapästen? Der Trimeter taugt auch nicht überall für den Fünffüßler. Er ist zu getragen für unsern Dialog und auch hier zeigt sich, daß man die Griechen studiren aber nicht nachahmen soll.

Emma gab mir nach dem Ball zwei Hyacinthenknospen aus ihrem Kranz als Frühlingsgruß für Sie und Mathilde. Nun — da sind sie und ein kleines Lied:

Vorfrühling.

„Ein leises Frühlingsahnen weht".

Damit die Fracht schwerer wird, lege ich für Mathilde noch das Volkslied von Mendelssohn bei, für Sie den Oedip auf Colonos.

Vorgestern hätte ein gefährlicher Sturz meinem Leben bald ein Ende gemacht. Es lag Alles auf der Messerschneide; ich kam jedoch glücklich mit einer tüchtigen Contusion davon, deren Nachwirkung die kalten Ueberschläge wohl heben werden.

Wien, 26. Februar 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Mein Freund! Sie aus einer großen Gefahr gerettet zu wissen, erfüllt mich mit der höchsten Freude. Gott sei dafür gelobt! Muß ich mich jetzt nicht hundertfach der wiedererwachenden Natur freuen: wenn ich daran denke, daß Sie uns Allen erhalten, auf das Neue geschenkt seien. Jetzt fühle ich, wie wahr der Ausspruch ist: „Darin liegt die Beruhigung, daß man den Menschen am Leben weiß, wenn man auch noch so entfernt von einander lebt".

Um eines bitte ich Sie: daß Sie mir recht bald schreiben, alles genau erzählen und mir Nachricht geben, wie Sie sich jetzt befinden, ob Sie auch, wie ich es wünsche und hoffe, gar keine üblen Folgen spüren; ich wäre sonst immer in Sorgen.

Mein Brief ist unterbrochen worden und einige Tage liegen geblieben, weil unsere kleine Marie bedenklich krank war, jetzt ist sie wieder besser und ich nehme das Blatt wieder vor, um es heute zu vollenden.

Ich danke Ihnen herzlich für alles Uebersandte; das Volkslied ist recht schön, einfach und ansprechend: Mathilde wird Ihnen selbst dafür danken. Die Recension der Frühlieder von Gabriel Seidl ist im Allgemeinen sehr günstig, nur Gilm und Schnell kommen ziemlich übel dabei zu. Mir gefallen die Gedichte von Gilm vor Allen und noch besser als die von Purtscher, doch freue ich mich auch darauf, von diesem etwas Neues kennen zu lernen.

Auf Ihre Novelle bin ich sehr begierig. Sie mögen immerhin darüber lächeln, aber ich meine, es könne Sie Niemand so gut kennen, solchen Antheil an Ihnen nehmen, wie ich. Was Sie leisten, kann Jedermann schätzen, aber ich weiß, was Sie sind.

Für die Mittheilung der Gedichte danke ich Ihnen auch. In den meisten neueren, Emma gewidmeten, Liedern ist mehr Musik der Sprache und das Wesen der Muse spiegelt sich auch in den Dichtungen. Richten Sie ihr viel, recht viel Herzliches aus.

Gute Nacht.

Cornelie.

An Cornelie.

Gestern empfing ich Ihren Brief und heute schon fragte mich Emma, ob ich angefangen habe, ihn zu beantworten. Sag' ich: „Das hat noch Zeit!" — so schilt sie mich aus und eine Freundin hilft wacker mit. Wie soll ich mich aus dem Kreuzfeuer retten?

Heute möchte ich um eine Gefälligkeit bitten: bestellen Sie die Beilage auf einer bairischen Post. In Oesterreich rettet man ja den Staat dadurch, daß man heimlich Briefe, die in das Ausland gehen, öffnet.

Sie kennen den Maler Fischbach? — Ich habe auf Stifters Empfehlung bei ihm ein Bild gesehen. „Schwärzer auf den Bergen". Das thut wohl auf all die Scheinheiligkeit der Nazarener.

Gegenwärtig nimmt mich die Spitalpraxis sehr in Anspruch. Ich behandle einen Lungenkranken. Einen Lehrling, roh und ungebildet, aber das Herz noch rein und kindlich. Mehrere Tage war er zwischen Tod und Leben. Eines Abends nun, wo der blaue Himmel gar so schön in's Zimmer schaute, sagte er zur Wärterin: „Ich möcht' den Frühling doch noch einmal sehen!" Er hob das matte Auge sehnsüchtig dem Glanz entgegen; als er müde zurücksank, bat er: man solle ihm doch wenigstens einige Blumen bringen. Es geschah. Er betrachtete sie eine Zeitlang und schlief dann ein. Sie entglitten seiner Hand, so daß der Polster, auf dem er ruhte, ringsum damit bestreut war.

Ich habe ein Gedicht: „Das Kolosseum" fertig; es ist zu lang, um es abzuschreiben.

Für Mathilde den Marsch aus den „Ruinen von Korinth" von Beethoven, für Sie seine Biographie. Der Marsch ist sonnenhelle Musik; es ist als ob die Säulen klängen.

Emma hat Blumen angesäet; die wollen aber nicht aufgehen. Ich necke sie dafür oft genug. Sie trug mir einen Gruß auf.

Ich sehe sie täglich; der Freude an ihrer Holdseligkeit mischt sich jetzt Wehmuth bei. Zuerst war sie mir nur eine schöne Erscheinung; dann folgte ich ihr wie ein Schlafwandler seinem Gestirne ahnungslos, unbewußt, vor dem Rand des Abgrundes, in den mich die wachsende Leidenschaft gestürzt hätte, bin ich aufgewacht; ich sah mit Schrecken, daß sie mir nie gehören werde und raffte mich auf. Jetzt bin ich ihr gegenüber nicht ruhig aber gefaßt und betrachte es als hohen Gewinn, daß ich mich bezwungen, ohne ihr mein Geheimniß zu verrathen. Doch befremdet mich eines: sie ist seit den letzten Wochen nicht mehr so unbefangen, wie früher; fast möcht es mich betrüben, — betrüben? Wie thöricht! —

Ich habe nichts zu hoffen und darf nun auch nicht besorgen, daß die Trennung, die doch einmal unabweisbar eintreten muß, ihr neuen Kummer bereite.

Warum wehleidig sein?

Wien, 12. April 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Für Ihre Sendung unseren Dank. Den Brief habe ich gestern am 7. Mai in Reichenhall bestellt. Ich wünsche nur, daß Sie öfter für uns solche Aufträge hätten; Reichenhall ist ein freundliches Städtchen; mit uns waren ein paar Cousinen, von denen die eine jung, sehr hübsch und fröhlich ist, möchten Sie nicht dabei gewesen sein? Wir wallfahrteten dann zur Ruine Karlstein. Pepi ist ein wenig schwärmerisch und fragte, ob denn gar keine romantische Begebenheit von jener Burg bekannt sei? Mathilde war gleich bereit zu erzählen; es war aber kein Wort wahr. Ich habe mich köstlich unterhalten.

Heute habe ich wieder die Blätter gelesen, welche Sie einst in Innsbruck für mich schrieben. Die ersten Worte, welche meinen Blick auf etwas Höheres leiteten! Sie führten mich in eine andere Welt. Damals ahnte ich nur, jetzt verstehe ich, was Sie mir sagen wollten. Sie habe ich immer verstanden, aber nicht allzeit Ihre Worte. Wären nur die drei Monate hinüber und wir zusammen auf dem Mönchsberg. Ich zähle das ganze Jahr immer von jener Zeit.

Sie fragen, wie es mit der Weltgeschichte steht? Da werden Sie mit der Antwort nicht sehr zufrieden sein; ich bin es selbst nicht. Langsam, langsam bin ich beim

Ende des römischen Kaiserreichs angelangt. Für ein solches Studium sind die Schritte eines Frauenzimmers zu kurz; ich habe auch wenig Zeit frei und ungestört.

Von Fischbach habe ich voriges Jahr drei Bilder gesehen; die wiedergefundenen Kinder, die Fischerin und die Blumenzeit. Das letzte gefiel mir vorzüglich, es war so kräftig und wahr und doch so zart; ich meine, ich habe Ihnen schon einmal davon geschrieben.

Ich werde sehr oft unterbrochen, doch heute will ich mein Blatt fertig schreiben, um Sie nicht länger warten zu lassen. Mathilde will auch noch einige Zeilen beilegen, obwohl Ihr Fluch in Erfüllung gegangen ist und das Gespenst des zu schreibenden Briefes sie vom Morgen bis zum Abend ängstigt.

Eigentlich gibt es wenig zu berichten, unser Lebenskreis ist so beschränkt und einförmig, daß sich darüber fast nichts sagen läßt; selbst was sich in uns anders oder fester gestalten mag, entwickelt sich unbemerkt nach und nach. Ich könnte Ihnen nicht einmal vorschwärmen wie Emma, wenn ich auch gestehe, daß es eine Zeit gab, wo ich auch gern träumte. Ich war damals noch sehr jung, wuchs gänzlich einsam auf und las sehr gern Romane; da war es wohl natürlich, daß sie mir ein wenig den Kopf verrückten und ich meine Zeit mit Träumereien verdarb. Jetzt könnte ich wohl über die Zerrbilder lachen, mit denen meine Welt bevölkert war. Der Himmel fügte es aber gnädig, daß ich bald darauf mehr von der wirklichen Welt zu sehen bekam und dann lernte ich Sie kennen, seit jener Zeit gab ich die Romane, Ideale und Träume auf. Sie leiteten mich auf das Wesentliche und wenn mich auch zuerst ein Anflug von Ironie fast kränkte, so mußte ich Ihnen im Stillen bald recht geben. Wollte ich gegenwärtig schwärmen, so wäre es für Seume; mögen seine Gedichte sonst hohen Werth haben oder nicht: seine Persönlichkeit spricht mich mächtig an. Sie lächeln dazu, nicht wahr?

Sie haben Emma und den Frühling: schreiben Sie bald.

Sie sind nicht glücklich? — Ja Emma und den Frühling! Sie Waldmensch verstehen sich gar nicht einmal auf die Zeichen dieses Frühlings. Doch ich will schweigen; es kommt ja doch alles und Sie erzählen mir dann, wie Jemand eine Quelle, die mächtig aus dem Gestein des Berges bricht, mit der Hand aufhalten wollte.

Ja seien Sie glücklich! Grüßen Sie Emma, sie möge Sie an's Schreiben erinnern.

Gott behüte Sie.

Cornelie.

An Sebastian Ruf.

Wie steht es denn mit Dir, lieber Mastele? Wahrscheinlich trinkst Du Dein Glasele, tröstest die „Gestörten" im Narrenhaus und foppst die „Gestörten" außer dem Narrenhaus.

Bist Du im Verkehr mit Brixen? — wie wird da jeder tüchtige Kopf vernagelt, damit er ohne Murren das Zeichen des Lammes trage! Jetzt greift der finstere ultramontane Geist aus Baiern herüber; die deutschen Esel merken nicht, daß die Franzosen dahinter stehen. Ich habe den Verkehr mit dem Hieropolis am Eisack fast aufgesteckt. Ist es wahr, daß man zu Innsbruck acht Handwerksburschen abfing, weil sie verdächtige Lieder sangen? — Der österreichische Geschäftsträger soll ja am Rhein die Gränzsperre beantragen, um die communistischen Ideen abzuwehren? Die Herren gleichen der Schildwache im Hamlet, welche den Geist mit der massiven Hellebarde niederschlagen will. Dann soll die Liedertafel aus politischen Gründen aufgehoben sein?

Die Geschichten in Galizien! So faßt denn diesen nichtswürdigen polakischen Adel die Nemesis und läßt ihn durch seine Leibeigenen, deren Menschenrechte er 1830 nicht aussprechen wollte, niederschänden und niederwürgen. Mir fallen immer die furchtbaren Worte ein, welche Aschylos der Kassandra auf ihrem Todesgange in den

Mund legt; nichts ist aber trauriger, als daß aus dem Gedächtniß der Menschen die Vergangenheit wie mit einem Schwamm weggewischt wird und sie blind dem Schicksal entgegen tappen. Metternich, dieser loyale Hort der Legitimität im Bunde mit schnapsigen Mordbrennern!

Wenn irgendwo, tritt in der Geschichte der Gegensatz schroff und schneidend hervor: Das was wird und werden soll. Daran ist auch Christus gestorben.

Ich studire fleißig praktische Medizin. Leider raubt mir die Sorge für den Unterhalt manche Zeit und das ermüdende Stundengeben erschwert mir den Besuch der Klinik. Ich thue, was ich kann und hoffe, es soll gehen. Meine übrigen Verhältnisse sind leidlich. Ab und zu lese ich wohl auch ein Capitel von Hegels Geschichte der Philosophie, um hier nicht ganz zu vergessen, was ich so mühsam gelernt. Du studirst wohl noch Feuerbach und an Stoff zu Aphorismen fehlt es Dir wohl auch nicht. Zur Diskussion hast Du ja mit Flir und Schuler Gelegenheit und Deine schwarzen Brüder werden Dich wohl auch sonst in Uebung halten.

Macht das Bogner Burgele noch Verse? — Erotica würde sie dem gestrengen Onkel wohl nicht zeigen. Störe sie ja nicht!

Uebrigens hört man von Euch gar wenig; seid Ihr so brave Hausfrauen?

Schuler habe ich schon öfter gebeten, mir jenes Volkslied: „Innsbruck ich muß dich lassen" zu senden; bring die Sache in Anregung und grüße Alle!

Wien, 15. Mai 1846.

Dein

Pichler.

Sebastian Ruf an mich.

Du bist so „mir nichts, Dir nichts" von Innsbruck fortgegangen, ohne mir noch Gelegenheit zu geben, Dich umarmen zu können. Das hat mich etwas verstimmt. — Du hast mir versprochen, die Uebersendung der „Réflexions et Maximes" des Rochefoucauld zu besorgen; allein auch dieses hast Du vergessen. Und das hat mich auch wieder verstimmt. Du hast so lange, so lange von Dir nichts hören lassen — — und das hat mich auch wieder verstimmt — u. s. w.

Und nun zur Beantwortung Deiner Fragen. Das Volkslied: „Innsbruck! ich muß Dich lassen", habe ich von Dr. Schuler, trotz vieler Ermahnungen, nicht erhalten können. Du kennst seine Natur. Man ärgert sich, es ist aber ärgerlich, daß man sich ärgert. Man muß rein stumm werden, wie ein Fisch.

In Betreff der Communisten hat es seine volle Richtigkeit. 14 arme Handwerker, die es gewagt zu sagen: Wir sind auch Menschen wie ihr, wurden plötzlich ergriffen und eingekerkert. O die Bibel, die Bibel! die ist ein Volksbuch! Erst jetzt sehe ich ein, warum man sie dem Volke so lange entzogen! „Liebe den Nächsten, wie Dich selber!" Miß nach diesem Maaßstab die reichen Christen. Lieben sie sich nicht Alle sammt und sonders mehr als den Nächsten? Aus der Apostelgeschichte wird häufig der Text angeführt: „Die Menge der Gläubigen war Ein Herz und Eine Seele". Allein man führt nur die eine Hälfte des Textes an, die andere wird übergangen: „auch sagte nicht Einer von Etwas, das ihm gehörte: daß es sein sei; denn sie hatten Alles in gemein". Cap. 4. 32.

Der Besitz ist immer exclusiver Natur. Was ich besitze, kann ein Anderer nicht besitzen, was ich mir zueigne, wird dem Andern entzogen. Man lebt nur auf Kosten Anderer. Bin ich reich, so ist der Andere arm. Denn was ich zu viel habe, hat ein Anderer zu wenig. Der Arbeiter „ist seines Lohnes werth"; er soll die Früchte seiner Arbeit genießen; allein es ist umgekehrt. Der Arbeiter darbt, der Andere genießt. Der Reiche frißt und feiert sich krank, der Arme hungert und arbeitet sich krank. Es sollen aber Alle gesund seyn. In einem wahren Staate ist — „Alles gemein"; der wahre Staat ist eine „Gemeinde". Die Rechte Einzelner sind immer nur Vorrechte.

Vorrechte aber sind nur Beeinträchtigungen Anderer. Das Vorrecht ist der Feind des Rechtes. Das Interesse Aller soll bezweckt werden: nicht das Interesse Einzelner auf Kosten der Uebrigen. Jeder soll seine Bestimmung erreichen können; soll sich zu dem entfalten können, wozu ihn die Natur bestimmt hat. Nur das Interesse Aller ist auch das Interesse jedes Einzelnen. O, wenn die Armen es einmal nicht mehr erlaubten, daß es Reiche gebe! Doch genug hievon.

Die Liedertafel ist eingegangen. Du weißt, wie Professor Heidegger von jeher dagegen protestirte. Es ist ihm gelungen. Die Zeiten sind schlecht, lieber Freund! Man geht mit Gewalt darauf los, die Jugend zu corrumpiren. Man rühmt immer die Kraft des Glaubens, selten die Kraft des Wissens. Aber schaut David und Salomon an, wie sie winseln und klagen! Schaut Spinoza und Goethe an, wie herrlich sie dastehen!

Schau' sie nur an, wie sie sind: sie scheuen sich zu leben und scheuen sich zu sterben. Nur mit „Furcht und Zittern" suchen sie ihr Heil! Sie dienen Gott und vernachlässigen den Menschen. Sie wissen es nicht, daß man nur dann Gott dient, wenn man den Menschen dient. Sie dienen den Menschen nicht, weil ihnen das zu lästig ist. Sie dienen nur Gott, weil ihnen selbst damit gedient ist.

Seit dem Herbste habe ich nichts mehr nach Wien gegeben. Ich habe Deinem Rathe gefolgt. Dagegen sende ich jetzt Vieles nach Deutschland hinaus, wo es mit Freude aufgenommen wird. Ich habe auch einen längeren Aufsatz ad vocem philosophia geschrieben, den ich Dir gerne zusenden möchte. Ich glaube wir werden übereinstimmen. — Schreib mir bald wieder!

Hall, 27. Mai 1846.

Dein Sebastian.

An Cornelie.

Wenig Neues! Ich wollte eigentlich nur für die Bestellung meines Briefes danken. Meine Arbeiten sind meist Handwerk, was Sie kaum interessirt. Wenn nur nicht immer das Gerede von Wissenschaft dabei wäre!

Sie schrieben von einer reizenden Cousine. Die muß ich freilich sehen. Ich erzählte das Emma. Sie zog ein schiefes Mäulchen, lachte dann, trällerte ein Liedchen und lief davon.

Sie lesen Seume? Er war kein großer Dichter, aber ein fester Mann. Unsere Jugend könnte ihn zum Muster nehmen.

Unter meinen Aphorismen habe ich eine gefunden, welche Sie vielleicht zum Nachdenken veranlaßt:

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe".

Wien, 29. Mai 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ja die Cousine! Die ist nicht nur manchmal schwärmerisch, sondern alles was man wünscht, besonders nach ihrem beliebten Ausdruck südlich. Sie und Viktoria konnten einander nicht ausstehen, es war aber auch der entschiedenste Gegensatz der Naturen. Im Umgang ist sie sehr angenehm, sehr heiter und so soll es nicht an Unterhaltung fehlen. Emma's schiefes Mäulchen hätte ich gern gesehen; Sie Blinder mit offenen Augen, haben Sie das verdient?

„Das Leben des Mannes beginnt mit dem Denken, das des Weibes mit der Liebe". Sagen Sie lieber: Mit dem Leiden! Bis dahin vertändeln wir unser Leben mit Nichts, was können wir Anderes? Ich weiß schon, Sie werden dagegen vieles einzuwenden haben, aber wären Sie gestern Abends hiergewesen, Sie würden mit mir

einverstanden sein. Wir hatten Besuch und da wurde denn aller Kummer und Schmerz, den wir zu ertragen haben, zergliedert. Ich kann solche Gespräche nicht leiden und gebe mich dann gern etwas leichtsinnig. Es ist immer ein unangenehmes Gefühl, das was wir selbst schwer tragen, uns von Andern erzählen zu hören, wenn wir diese zu wenig achten, um ihnen unser Inneres aufzuschließen; aber peinlich wird es, wenn wir zugleich fühlen, daß ein drittes schwer dadurch verletzt wird. So ging es mir gestern.

Ich wollte, ich lebte auf dem Lande, einsam mit einer ruhigen, gleichmäßigen Beschäftigung, das kann ich mir noch wünschen und warum sollte mir nicht auch ein Wunsch erfüllt werden? Ich fordere ja nichts Unmögliches. Vor einiger Zeit sah ich auf dem Mönchsberg ein Landhaus, das wäre ein Genuß da zu wohnen; es heißt das Johannisschlößchen. Wenn Sie herauf kommen, muß ich es Ihnen doch zeigen.

Wann kommen Sie?

Cornelie.

An Cornelie.

Von Emma setze ich Ihnen gleich anfangs einen Gruß her; ein mehr lästiger als bedeutender Zufall hält sie in das Zimmer gebannt; es hat nämlich beim Theemachen die Spiritusflamme ihren Vorderarm verbrannt, so daß sie auch jetzt noch Eisumschläge dulden muß.

Ueber meine Stimmung gebe ein Lied Aufschluß, den Anlaß bot die Wirklichkeit genau so wie es die zwei ersten Strophen angaben. Die Schlußwendung wurde von mir beim Anklingen der Gläser gedacht.

Nach Salzburg komme ich ganz bestimmt, im Juli jedoch kaum mehr.

Toast.

„Es blinken unter Blumen Becher".

Wien, 8. Juli 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Mit diesen Zeilen empfehle ich Ihnen eine Freundin Emmas; ein gar gutes artiges Mädchen, dessen Bekanntschaft Ihnen gewiß Freude machen wird. Sie war eine der zwei, welche in meinem Gedicht den Toast ausbringen.

Emma befindet sich gegenwärtig zu Pirawart. Die Mutter bedurfte eines Bades und so zog die ganze Familie mit. Ich bin auf einige Wochen hingereist, um meinen Schüler für das Gymnasium vorzubereiten. Die Gegend ist sehr einförmig, das Volk hat wenig Physiognomie, so beschäftige ich mich in einsamen Stunden, aus den Runsen der Hügel Versteinerungen zu klauben, die hier massenhaft vorkommen.

Ich habe nach manchem Schwanken den Entschluß gefaßt, mich aus dem Hause zurückzuziehen. Setze ich die Lektionen fort, so bin ich in meinen medicinischen Studien gehemmt. Ich muß fertig werden! mir ist wie einem Schwimmer, der mit aller Kraft dem Ufer zustrebend von feindlichen Winden mehr und mehr in die Ferne getrieben wird, weil ihm der Arm gebunden ist, mit dessen Hilfe er allein den Widerstand überwinden könnte.

Dann mein Verhältniß zu Emma! Ich habe meine Leidenschaft tapfer niedergekämpft; kaum bin ich jetzt meiner Herr geworden, so scheint in ihr die Liebe zu erwachen, so daß uns die Leute bereits als zusammengehörig betrachten. Ich habe mich gegen sie nie erklärt und sie ist zu unerfahren, mich zu durchschauen. Wie soll ich länger in ihrer Gegenwart aushalten? Urtheilen Sie selbst!

Aber warum denn nicht? Möchte man mir einwerfen. Ich habe allerdings Aussicht in längstens zwei Jahren selbständig zu werden; würden jedoch ihre Eltern, nament-

lich die Mutter ein Verhältniß ihrer Tochter mit einem Manne dulden, der vorläufig weder Amt noch Titel hat und ihr Haus als Lehrer betrat! Um so weniger, da sie ja bereits einen vermögenden Landwirth aus Mähren in Aussicht genommen haben.

Emma wird mich als eine der schönsten Erinnerungen durch die Welt begleiten; ich will ihr scheidend die Hand reichen und dann zurückkehren in meine graue Einsamkeit.

Ich beabsichtige einen Cyklus auszuarbeiten: „Deutsche Auswanderer", zwei Gedichte: „Die Vertreibung der Zillerthaler" und „Seume" sind bereits fertig. Vielleicht gehört mir selber das dritte.

Pirawart, 2. August 1846.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Emma ist mein, mein, mein!

Lassen Sie mich aufathmen in diesem Meer von Glück und Seligkeit, das mich umfließt: Doch ich will erzählen.

Sie wissen, ich war entschlossen, Emma für immer zu meiden; die letzten acht Tage unseres Zusammenseins wollte ich ihr noch mild und ruhig in das Auge blicken und dann fort. Als wir einmal zusammen über Feld gingen, redete ich von meiner nahen Abreise; sie erschrak, ihr Auge füllte eine große Thräne, ich faßte ihre zitternde Hand. Noch einmal bezwang ich mein Gefühl und wandte mich ab. Wir trennten uns, unsere Blicke gestanden jedoch das bange Geheimniß der Seelen.

Mich trieb die Unruhe rastlos herum. Endlich kehrte ich zurück; sie saß in der Laube, den Bleistift in der Hand, schnell ein Blättchen Papier faltend. „Ich störe Sie?" fragte ich. „O nein", stammelte sie, ich habe den ersten Versuch gemacht zu dichten". — „Darf ich es lesen?" — Das Blatt entglitt ihren Fingern, ich hob es auf, ein flüchtiger Blick, sie lag in meinen Armen und ein Kuß loderte auf wie die Flamme am Altar der Ewigkeit. Was das Blatt enthielt?

„Ich hab' gekämpfet lang, gelitten auch,
Als herb dein Mund und kalt dein Auge war;
Zu bergen wußt' ich es nach Mädchenbrauch,
Es machte nichts mein Leiden offenbar!
Doch nun, da mild auf mir dein Auge ruht,
Und wie zum Kusse deine Lippen winken,
Weiß kaum zu bergen ich des Herzens Gluth,
An deine Brust möcht' ich für immer sinken".

Werfen Sie mir nicht vor, ich sei besserer Einsicht untreu worden; es schien mir unrecht, das Thor zu diesem Glücke aufzusprengen, sollte ich es aber zurückstoßen, da es mir unverhofft und reizend entgegenschwebte? Es ist keine Verlobung auf sieben Jahre; in manchen Gegenden ist Mangel an Aerzten, also leicht Unterkunft. Bis dahin müssen wir unsern Bund verheimlichen, dann mögen sich die Eltern fügen. Um so mehr, da mir Niemand einen trivialen Grund unterschieben kann: im Hause ist der Aufwand zu groß, als daß viel Vermögen vorhanden sein könnte.

Ich lese gegenwärtig das hohe Lied: Diese Bruchstücke aus dem Liebesleben jenes orientalischen Königes voll glühender Begeisterung und Schönheit! Mögen die Theologen über die Bedeutung desselben zanken; sie haben nie geliebt, oder vergessen, wie ein Kuß von weichen vollen Lippen alle Pulse in zitternde Bewegung setzt und emportreibt. Ich will dieses Lied genießen, wie man einen Becher südlichen Weines schlürft: überall Duft, Feuer, Seeligkeit.

Kurz zuvor saß ich in der Laube, das Buch vor mir aufgeschlagen: „Wo ist denn dein Freund hingegangen, du Schönste unter den Weibern? Wo hat sich dein

Freund hingewandt? So wollen wir mit Dir ihn suchen. — Mein Freund ist hinabgegangen in den Garten zu den würzigen Kräutern, daß er sich weide unter den Blumen und Rosen breche. Mein Freund ist mein und ich bin sein, der unter Rosen sich weidet. Du bist schön, meine Freundin, wie Thirza, lieblich wie Jerusalem, wende deine Augen von mir, denn sie entzünden mein Herz".

Eine blaue Beere flog auf das Blatt; ich wandte mich um, durch die Reben guckte Emma's lächelndes Gesicht. Ihr braunes Haar floß auf eine dunkle Traube und mischte sich mit den Blättern und Ranken des Weinstockes. Ich zog sie an mich. Da legte sich ein Weinblatt, als wollt' es uns die Wonne des Kusses nicht gönnen, zwischen unsere Lippen. Sie pflückte es, nun liegt es zum Andenken jener Stunde zwischen den Blättern der Bibel, dort wo von Salomon und Sulamith geschrieben steht.

Gedichtet wird wenig; ich lebe und wie! Doch ja, ein kleines Liedchen hier.

Der Kuß.

Die Sonne längst gesunken,
Der Abend mild und lau,
Unzählig gold'ne Funken
Durchleuchten hell das Blau.
Und lichte Engel schweben
Umwallt vom Wolkensaum,
Dein Mund, . . . ich fühl' ihn beben
Auf meinen Lippen kaum.
Da guckt durch's Laubgewinde
Ein Engelsangesicht:
„Ob ich den Heimweg finde?
Ist hier der Himmel nicht?"

Wie rasch sind diese acht Tage dahin! Ich muß Pirawart verlassen, um nicht Verdacht zu erregen. Aber auch die wenigen Wochen, welche mich von Emma trennen, werden dahinschwinden und die Freude des Wiedersehens soll um so größer sein.

Schon übermorgen reise ich ab. Da wollen wir in Salzburg alle trauten Plätzchen aufsuchen und von Emma reden, welche Sie liebt wie eine Schwester, ohne Sie zu kennen. Auch das soll werden!

Emma läßt Sie grüßen! Doch nein, sie soll Ihnen selbst schreiben.

* * *

Mein Trauter wünscht, daß ich Ihnen meine Grüße selbst sende und gern willfahre ich seinem Wunsche.

Aber vor allem will ich Sie um die Erlaubniß bitten: Du sagen zu dürfen, es klingt ja viel schöner, viel deutscher, als das steife, kalte Sie. Ich möchte Allen, die ich achte und liebe Du sagen, nicht wahr, meine theure Cornelie? Wie sehne ich mich, Dich zu sehen, mit Dir zu sprechen. Ich hoffte vergangenen Sommer diese Freude zu haben, aber wie es beinahe immer mit unseren Reiseprojekten geht: es blieb beim vornehmen. Doch so Gott will, wird auch dieser Wunsch erfüllt, wenn Adolf und ich das Ziel all unseres Strebens und Trachtens erreicht haben.

Viele viele Küsse an Dich und Deine Schwester.

Gott sei mit Dir!

Emma.

* * *

Darf ich von den vielen, vielen Küssen nicht einige für mich abziehen? Ich schicke Ihnen dafür zwei Stellen aus einem Briefchen, das sie mir heute Früh zugesteckt.

„Ich muß Dir etwas gestehen, mein Geliebter. Denkst Du noch daran; es war die Zeit der Schneeglöckchen, von denen ich Dir die ersten brachte: — wir waren später nach Hause gekommen, als wir hätten sollen. Als ich in das Zimmer trat,

fand ich Dich auf dem Sopha eingeschlafen; das Haar floß von der Stirn auf den Arm nieder, der sie stützte, Dein Gesicht war ganz verändert, jeder herbe Zug weggelöscht, um den Mund ein Hauch milder Ruhe. Ach! ich wollte mich zu Dir niederbeugen und Dich küssen, leise leise nur; da schlugst Du den Blick auf; — hast Du nicht bemerkt, wie ich verwirrt vor Dir stand? Erwacht warst Du ganz anders; jener Ausdruck von Trotz zeigte sich wieder, der mich an Dir so tief betrübte.

Im vorigen Frühjahr war ich einmal auf Dich ernstlich böse, weil Du mich mit Deinen Sarkasmen so peinigtest; ich glaubte Dir ein recht finsteres Gesicht zu machen und Du bemerktest nicht einmal was davon.

Aber jetzt! Wenn ich in Dein treues Auge schaue, wenn mich Deine heißen Küsse fast erschrecken, da vergaß ich alles, alles und weiß nur noch daß ich Dich liebe, ja Dich liebe, Dich mehr als alles liebe!

Heut gingen wir erst um 1/4 nach 10 Uhr nach Hause; die Sterne schimmerten hell, der Mond kam feurig roth herauf, es war feierlich still! Ach hätt' ich nur in dein Aug blicken dürfen, das mir freundlicher glänzt als alle Sterne der Nacht! Wie selig wird es sein, wenn ich es ungehindert thun darf, wenn mir Niemand mehr verbeut, Deinem Wort zu lauschen, wenn Deine Heimath mein Heimath sein wird und uns nichts mehr trennt als Gottes Wille".

* * *

Jetzt aber nichts mehr von Emma! Ich wollte zuerst von ihr nicht reden. Das böse Mädl! Wovon das Herz voll ist, geht der Mund über.

So eine Liebe ist denn doch der Mai des Lebens!

Darum ließen die Griechen ihre Götter lieben.

Da haben Sie vieles, aber nicht viel.

Pirawart, 25. August 1846.

Ihr

Pichler.

* * *

Ueber meinen Aufenthalt in Tirol kann ich dieses Mal gar nichts berichten. Es blieb mir kaum eine Erinnerung, so ganz erfüllte Emma mein Herz. Wie die Schwalbe zum Nest eilte ich daher sobald als möglich zu ihr nach Wien! Es war ja das erste Mal in meinem Leben, daß das Glück bei mir einkehrte.

* * *

An Cornelie.

Endlich wieder in Wien. Emma ist in meiner Abwesenheit höher und schlanker geworden, das Antlitz blässer, der Ausdruck innig und sehnsuchtsvoll. Ihre Küsse heißer; ist es denn möglich, daß wir uns noch mehr lieben können! Der Verdacht ist bereits rege, wir werden scharf beobachtet. Um eine vorzeitige Entdeckung zu hindern, muß ich alle Schlauheit aufbieten, um so mehr, da meine Emma keine Verstellungskunst besitzt und ihr immer die Seele klar und lauter aus den Augen schaut.

Abends lese ich hie und da Homer vor.

Ich bewohne jetzt in der Alservorstadt ein hübsches Zimmerchen und habe einen Pagen; einen Gymnasiasten von 12 Jahren, der mir die Kleider reinigt, Aufträge besorgt und wohl auch abschreibt. Als Livree müßt' ich ihm wohl roth und grün geben, die Farben der Rose.

In der Medicin wird mit doppeltem Eifer gearbeitet, so weit es möglich, da im Spital noch keine Kranken auf der Klinik sind.

Von Emma tausend Grüße und ein Blatt!

Wien, 11. Oktober 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

So recht mein Freund! Das sind mir liebe Briefe und liebe Lieder, schreiben Sie nur immer solche. Ich will gar nicht klagen, daß Sie mich so lang auf Nachrichten warten ließen, denen ich mit Sehnsucht und Ungeduld entgegensah.

Es hat mich unendlich gefreut, daß Emma einige Zeilen beischrieb. Sie ist wahrlich lieb und gut! Ich lege für sie ein Blatt bei, geben Sie ihr's mit Gruß und Kuß. Ich will Ihnen vor der Hand ihre Küsse noch überlassen, zur rechten Zeit werde ich sie dann schon einfordern. Erinnern Sie sich daran, wie Sie schrieben: „Möchte sie mir nur ein Mal einen Kuß aufgeben, den wollte ich herzlich gern in Empfang nehmen und — für mich behalten". Wäre ich mit Emma zusammengekommen, so würde Ihr Geheimniß wohl früher verrathen worden sein, aber es hat sich doch so alles schöner gefügt.

Gestern waren wir in Maria Plain. Es war ein prachtvoller Herbsttag. Wallfahrten ist ein schöner Gedanke, aber in einer düstern mit Vergoldung und Schnitzwerk überladenen Kirche kann man doch nicht beten und tritt man heraus, ist alles so licht und schön und groß! Beim Heimgehen leuchteten die Sterne; ich sah zum Polarstern hinauf und sandte Ihnen und Emma einen Gruß.

Mathilde wird den Winter über zu Innsbruck bleiben. Das ist mir freilich nicht lieb für mich, — da ich aber selbst glaubte, daß es für sie, besonders in Hinsicht auf ihre Gesundheit gut sein werde, muß ich mich darin ergeben.

O wie beneide ich Sie um den Genuß bei Ihren Vorlesungen! Und wie beneide ich Emma, die zuhören kann. Ich kenne Homer nicht und wenn ich ein solches Werk lese, so ist das nicht die Hälfte von dem, was es so vorgetragen wäre. Es ist doch alles ganz anders; man kann erst recht genießen und sich freuen in Gemeinschaft. Was Sie in den Aufzeichnungen von Spinoza sagen: „Daß Ihnen beim Lesen seiner Sätze sei als ob Sie in den Nachthimmel blickten", gerade diesen Eindruck macht mir Goethes Iphigenie, so oft ich sie lese.

Ich muß Ihnen sagen, daß ich Emma noch mehr lieben und achten muß wegen der Stelle in ihrem Brief, welche Sie mir mittheilten. Es liegt eine Festigkeit darin, welche ich nicht erwartet hätte. Ich denke aber an Jean Paul, der glaub' ich sagt: Es sei vielleicht noch himmlischer einer fremden Liebe mit still glückwünschendem Herzen zuzuschauen, als selbst zu lieben.

Vergessen Sie ja nicht, daß Sie mir Ihr Bild versprochen haben. Das von Emma gezeichnete ist mir sehr lieb, doch es gehört zur „Elegie" und ich möchte Eins zum „Kusse" haben. Jetzt sollen Sie sich malen lassen.

Wenn Sie Ernst aufsuchen wollen, so ist es mir gar sehr lieb, er ist nicht ganz zufrieden.

Cornelie.

An Cornelie.

Sie beneiden Emma um meine Vorlesungen? — Das kommt zu früh; die Mutter scheint sie absichtlich fern zu halten, wie denn der Verdacht sehr rege ist. Indeß nur noch wenige Monate. Mit dem zweiten Semester schließt mein Studium und ich werde dann offen und ehrlich dem Vater schreiben.

Man lauert uns auf; da thun wir kalt gegeneinander und reden von gleichgiltigen Dingen. Hie und da gelingt uns ein Blick, wir streifen uns, manchmal ein leiser

Händedruck und wär das Alles nicht, so sind wir doch im gleichen Raume. Gestern trat sie in die halbdunkle Fensternische, sie löste eine Rose aus ihrem Strauß und küßte sie, kaum mochte ich sie in der Ferne vom zarten Mund unterscheiden und legte sie auf das Gesims in den Schatten. Nun steht sie im Glas neben meinem Bette und ich denk', ich habe sie vor dem Einschlafen sogar geküßt. Kindisch, kindisch, kindisch! — Aber selig sind die Kinder und ich bin lang genug ernsthaft gewesen, wie ein Uhu auf einem alten Schloß.

Geht die Liebe doch überall den ganzen Weg. Wenn im Oberinnthal ein Bursch von seinem Mädl Abschied nimmt um nach Arbeit zu wandern, so küßt er einen Stein, sie nimmt ihn mit in ihre Kammer und bewahrt ihn zu treuer Erinnerung, bis er im Herbst heimkehrt.

Der Fratz versteht sich auf's Küssen, wie ein Spatz auf's Kirschenstehlen, so flink und gewandt; da sie aber kleiner ist als ich, muß sie immer auf die Fußspitzen trippeln, um mich mit ihrem rothen Schnäbelchen zu erreichen. Gestern gab es einen kleinen Spaß. Die Kinder, sie und ich saßen an einem Tisch; zwischen uns ein dicker ungarischer Pfaff. Emma wollte ihre Sammtschühlein auf meinen Fuß setzen; ich machte eine leise Wendung und so gerieth sie auf den Kanonenstiefel des Pfaffen. Dieser fing gar behaglich an zu schmunzeln. Nun merkte sie es, nahm aus Verlegenheit ein Buch verkehrt in die Hand, klappte es wieder zu und stand auf um etwas zu holen. Sie hob drohend den Finger: da werd ich es schön kriegen!

Beiliegendes Puppenspiel: „Der Faust" möge Ihnen beweisen, daß ich abwesende Freunde nicht vergesse. Sie haben es vielleicht zu Innsbruck als Kind im Mopperlg'spiel mit geringen Abweichungen aufführen gesehen. Es reicht in alte Zeiten zurück und giebt einen Begriff davon, welche Bedeutung die deutsche Bühne jetzt haben müßte, wenn sie sich aus solchen Anfängen ohne Störung entwickelt hätte.

Sie sind wohl schon für den Winter eingehäuselt?

Wien, 16. November 1846.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihr kurzes Briefchen hat mich sehr gefreut, weil es mir zeigt, in welcher glücklichen Gegenwart sie leben.

Daß Sie das Herz haben, Emma so boshaft zu necken, ist unverantwortlich. Sie ist viel zu gut; soll ich ihr nicht ein bischen Unterricht in der Kunst den Pantoffel zu gebrauchen, geben? Sie könnten dabei an ihre Vertheidigung denken, so wäre für alle Theile gesorgt. Auch habe ich ja ein vollständiges Sündenregister von Ihnen in Händen und wenn Sie nicht geduldig sind und uns nach Herzenslust reden und Complotte schmieden lassen, so soll sie Alles zu lesen bekommen. Sie sehen, es bleibt nichts übrig, als sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Für den Faust herzlichen Dank!

Wir sind allerdings eingehäuselt: nur flößt mir die Mutter Sorge ein, sie ist manchmal unwohl und bei diesem Alter darf man nichts leicht nehmen.

An Emma Gruß und Kuß.

Cornelie.

An Cornelie.

Seit meinem letzten Briefe sind vier Wochen verflossen. Vier Wochen! In dieser Zeit kann sich einiges ändern und es hat sich viel geändert! —

Emma und ich wurden getrennt!

Sie schrieb ein Zettelchen an mich und wurde dabei von ihrer Mutter ertappt. Ihr Vater schrieb mir am gleichen Tage und verbot mir das Haus. Das war vor-

läufig in Ordnung und ich habe nichts anderes erwartet. Ich antwortete ihm ernst und ruhig; freilich ohne Erfolg. Am aufgebrachtesten war ihre Mutter. Emma erklärte ihr jedoch mir treu bleiben zu wollen unter jeder Voraussetzung. Auf allerlei Schleichwegen unterhalten wir einen brieflichen Verkehr. Da zu erwarten stand, daß man sie überwachen und früher oder später geradezu fragen werde, ob sie von mir Briefe erhalte, so wollte ich diese dictiren, damit sie erwidern könne: „Er schrieb mir nie mehr!" — Sie antwortete umgehend: „Ich habe Deinen Vorschlag überlegt, ist er nicht Falschheit? Ich werde den Muth haben der Mutter zu entgegnen: „In allem will ich Dir gehorchen, treu und offen wie bisher, nur darin nicht, daß ich ihm entsage". Emma war edler als ich. Mich hat all die Niedertracht, die ich seit früher Jugend erfahren, falsch gemacht; aber vor dem frommen Blicke meines Mädchens sinkt das alles in Nichts zurück und ich bin wieder geläutert. Was vermag ein Weib, wenn es ganz Weib ist!

Eine Dienstmagd verhilft uns hie und da zu einer Zusammenkunft. So leben wir von gestohlenen Augenblicken des Glückes: sie treu und ergeben, ich scheinbar ruhig. O flöge die Zeit meinen Wünschen voraus und ich könnte sie bald, bald mein Weib nennen; sie ist gut, wie der lichte Tag!

Wieder vier Wochen! Die Lage ist unverändert; Emma hält mich in Fassung, wenn Groll und Leidenschaft überschäumen wollen. Sie schaut mit heiterem Muthe in die Zukunft; die Geduld ist eine weibliche Tugend.

So eben erhalte ich Nachrichten von Mathilde, die mich mit Freude und Trauer erfüllen. Mit Freude, weil ich von ihrer glücklichen Liebe und baldigen Vermählung höre; mit Trauer, weil ich die schwere Krankheit ihrer guten Mutter erfahre.

Schreiben Sie mir doch recht bald, wie es geht und seien Sie meiner aufrichtigsten Theilnahme versichert.

Möge sich für uns Alle der Unsegen, den uns der Schluß des alten Jahres gebracht, bald zum Heile wenden!

Wien, 20. Januar 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Aus Ihrem langen Schweigen und aus dem kurzen Briefe kann ich wohl Ihre Stimmung erkennen, so wenig Sie auch darüber sagen. Aber Emma hat Recht; wenn die Gegenwart drückend ist, können Sie doch mit heiterem Muthe in die Zukunft schauen, welche Ihren Anstrengungen den schönsten Lohn verheißt. Alles, was Sie mir von Emma schreiben, erhöht meine Achtung und Bewunderung für sie, ich bin demüthig, wenn ich an Emma denke. Doch meine herzliche Liebe soll mir noch ein Anrecht auf ihre Freundschaft geben. Ich bitte Sie, richten Sie ihr einstweilen recht viele Grüße und Küsse aus; die Zeit wird mir zur kurz, sonst hätte ich ein Blatt beigelegt.

Meine Mutter erkrankte gleich, nachdem ich meinen letzten Brief an Sie abgeschickt hatte und ist noch immer krank, obwohl sie zeitweise auf sein kann. Ich hoffe das Beste von einem Landaufenthalt im Frühling. Ich habe wohl viele angstvolle Stunden gehabt, doch trugen auch manche Umstände bei, mir diese zu erleichtern. Vorzüglich lieb war mir Mathildens Abwesenheit, es blieben ihr dadurch viele Sorgen erspart und ich wünsche, daß sie die schöne Gegenwart so ungetrübt als möglich genießen möge. Daß ihre Liebe sie dauernd glücklich machen wird, hoffe ich und es macht mir große Freude zu bemerken, daß jemehr sie Ganahl kennen lernt, ihre Liebe immer inniger wird. Sie scheint sich überhaupt zu Innsbruck sehr wohl zu fühlen, das ist auch kein Wunder!

Gott schütze Sie und Emma.

Cornelie.

Emma an Cornelie.

Du wirst Dir unser langes Schweigen nicht erklären können, meine Cornelie! Nur ich bin daran Schuld, oder vielmehr meine vielen Geschäfte. Wir haben nun ein Schwesterlein mehr und da bin ich schon seit sieben Wochen Hausfrau, Kind- und Krankenwärterin. Ich habe noch keine ruhige halbe Stunde gehabt, sonst hätte ich Dir gewiß längst geschrieben. Auch jetzt kann ich Dir nur danken für die unendliche Freude, die Du mir durch Deine lieben Zeilen gemacht hast.

Mein Trauter mag Dir sagen, wie sehnlich ich immer wünschte, Deine nähere Bekanntschaft zu machen. Könnte ich nur ein paar Stunden mit Dir sein! Ich hätte Dir so vieles mitzutheilen, doch Geduld, Geduld, die Zeit ist nicht fern.

Viele herzliche Grüße.

Ich muß die Feder weglegen; wenn mich nur die Zeit nicht so drängen würde! Mein Adolf mag noch etwas beisetzen; boshaft wie immer!

Leb wohl, meine Freundin! Gott segne Dich.

Deine Emma.

* * *

Da haben Sie unsere kleine herzige Hausfrau, wie sie leibt und lebt: Die Hände voll Arbeit, das Aug voll Liebe und auf den Lippen die süßesten Küsse. Boshaft wie immer!

Da darf ich denn doch ihren Brief nicht ganz ohne Glossen fortschicken. Sie sagt:

a. „Unser langes Schweigen“. — Unser! Wie die Pfarrhäuserin vom Geflügel.

b. „Kindeswärterin“! Ich hab ihr gesagt, wenn sie so fortfahre und sich vor dem Wiegen nicht Zeit nehme zu schreiben, was denn einmal in Zukunft — Sie ließ mich aber nicht weiter fahren und hielt mir den Mund zu. Sie hätten nur sehen sollen, wie schnell sie ihr Gesichtchen an meine Brust versteckte, ich fühlte die Gluth der Wange durch alle meine Kleider, erst nach einer Weile fand sie, ohne die Augen aufzuschlagen, den Weg nach meinen Lippen, um einen warmen Kuß drauf zu drücken.

c. „Ein paar Stunden mit Dir sein!“ Warum nicht noch mehr? Was fange ich derweil an? — Etwa spazieren gehen, wie letzthin, wo ich bei einem Stelldichein im grimmigen Frost Schildwach brannte, daß ich fast hätte in die Wolken fahren mögen vor Kälte und Langeweile.

Und Sie wären schließlich wohl gar im Stand, ihr meine Briefe zu zeigen! Emma! Wenn sie einmal mein Weib ist!

Ihre Liebe ist ein Feuer, das alle Unnatur aus einer Seele läutert! nach soviel Verstiegenheit ein Mensch zu sein und nur ein Mensch!“

Möchten sich nur auch die äußeren Verhältnisse gestalten und mit der heutigen Sonnenwende auch für uns der Frühling kommen!

Wien, 21. März 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Durch Ernst erfahre ich, daß es mit der Mutter etwas besser gehe und nicht alle Hoffnung verschwunden sei. Mich hat diese Nachricht innig erfreut; lassen Sie uns vertrauen, es wird alles gut werden. Auch Emma nimmt innigen Antheil.

In Tirol hat man einen Preis für das beste Schützenlied ausgesetzt. Ich habe nicht mitgethan. Nach meiner Ueberzeugung kommt bei solchen Anlässen nie viel heraus. Wer mag oder vermag ein Lied zu dichten, wie es die Preiscommission verlangt? Oel und Wasser läßt sich nicht mischen; das Vaterland und Metternich haben

nichts miteinander zu schaffen. Purtscher, der hier das meiste Zeug hätte, blieb abseits; ebenso Gilm, der die Herren in einem drastischen Gedicht verhöhnte.

Ich sichte die Poesien der letzten zwei, drei Jahre; viele unnütze Reimereien fallen unter den Tisch. Vollendetes oder gar nichts.

Dafür lege ich Ihnen zwei Gedichte Walters von der Vogelweide bei.

„Sage mir Mädchen, was ist die Liebe.
Heil jener Stunde, wo ich sie erkannte".

In unseren Verhältnissen hat sich nichts geändert.

Wien, 17. April 1847. Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Emmas liebe Zeilen haben mich innig gefreut. Aber mit Ihnen bin ich unzufrieden. Sie beschäftigen sich also wieder mit Ihren Gedichten! Wenn Sie doch wenigstens das, was Sie nicht herausgeben wollen, mir zum Bewahren gäben, was sollte das schaden? Ihnen könnte es ja gleich sein und mir würde es so große Freude machen! Ich sage nichts gegen „Ihr Vollendetes oder gar nichts!" Ob Sie nicht gar zu streng sind, will ich nicht fragen, aber warum sollen Ihre Freunde sich nicht an Gedichten erfreuen dürfen, die, wenn auch keine Meisterwerke, doch immer Mittheilungen Ihres Geistes und Ihrer Gefühle sind.

Selten hat mir etwas so gut gefallen, wie die Liebeslieder Walters. Sie sind so natürlich und warm. Bringen Sie doch in die Ferien mehr mit!

Ueber Viktoriens Häuslichkeit erhalte ich durch ihre Mutter Nachricht: von der Geburt und dem Tode ihres zweiten Knaben und ihrer Gefahr dabei. Doch war sie zur Zeit, als ihr Mann schrieb, schon wieder gesund. Ich fürchte, sie wird ihr Glück nicht lange genießen.

Hier habe ich Niemand, mit dem ich vertraulich reden könnte; meine Cousine habe ich gern, denn sie ist die Gefälligkeit und Gutmüthigkeit selbst, sonst ist sie aber so verkehrt in Folge ihrer Verhältnisse, daß man oft nicht weiß, ob man lachen, seufzen oder sich ärgern soll. Doch ich bemitleide sie; hätte sie das Glück gehabt, einen aufrichtigen Freund oder eine verständige Freundin zu finden, was hätte sie werden können! Es empört mich, wenn ich sehe, wie die Männer gewöhnlich mit den Mädchen spielen, als wären es Puppen, eben nur da, um ihnen eine zeitlang zur Kurzweil zu dienen. Haben Sie dann einem Mädchen den Kopf vollends verdreht, dann sind diese Herren die ersten, den Stab zu brechen, und von Dummheit, Leichtsinn und so weiter zu sprechen. Sie müssen wissen, ich habe wieder nähere Bekanntschaft mit einem dieser Sorte gemacht.

War doch der Winter so öd und traurig! Aber jetzt sprossen die Blumen und wir gehen auf das Land und Mathilde kommt wieder aus Tirol!

Cornelie.

An Cornelie.

Genießen Sie den Frühling aus voller Seele; Mathilde im Glück ihrer bräutlichen Liebe; die Wiedergenesung der lieben Mutter mag Ihnen werden wie ein schöner Morgen. Ich habe wieder eine böse Zeit. Unsere Zusammenkünfte wurden entdeckt, die Eltern, welche unser Verhältniß abgethan hielten, grollen und zürnen. Eine Liebschaft mit einem Studenten! Ich habe deren gar manche kennen gelernt und die Eltern ließen, wenn sich eine Aussicht bot, die Sache ruhig gelten. Hängt doch über allem Menschlichen der Zufall! Doch ich will nicht klagen; es verrinnt so wie so Tag wie Tag und das ist auch ein Glück.

Noch kann ich Ihnen nicht sagen, wann ich nach Salzburg komme! Hier ein Sonett Purtschers!

Wien, 2. Juni 1847.

Ihr

Pichler.

Sonett.

Zwei siechten einst daheim; vor ihrem Scheiden
Schon ahnend wie die Schwinge los sich schäle,
Befragten sie sich noch, was jeder wähle:
Ob Lust in Ewigkeit, ob ewig Leiden.
Da sprach der links: „Mich Elenden zerquäle
Abseits von Gott ein selbstgenügsam Meiden!"
Der rechts in Thränen lächelnd und bescheiden:
„Daß milde Gott zum letzten Flug mich stähle!"
Und nun, was glaubst Du, hat sich nun begeben?
Es ist zu groß, als daß ich es verhehle:
Ich sah den einen stolz hinunterschweben.
Der Andre, ledig stieg er seiner Fehle
Und hoch darüber scholl es zum Erbeben:
Gott siegelt nur die freie That der Seele.

Adolf Purtscher.

An Johann Schuler.

So hat denn auch mein letztes Schuljahr geschlossen! Ich darf mir das Zeugniß geben, ich habe tüchtig gearbeitet. Die Medicin ist jetzt ein schweres Studium; Bücher können die Anschauung nicht ersetzen; mit dem alten Schlendrian, der Salben schmiert und Mixturen kocht, ist es für immer vorbei. Die pathologische Anatomie schuf neue Grundlagen. Nach den geistreichen Paradoxien der Naturphilosophie, welche Schelling und seine Schule aphoristisch orakelten, nach dem Mysticismus, der auch die Medicin verfinstern wollte, stehen wir endlich auf dem festen Boden der Wirklichkeit und wollen Schritt für Schritt vordringend uns hier das Gebiet erobern.

Ich habe mir die Aufgabe gestellt, im Leichenhof hundert Sectionen zu machen. Da keine Studenten mehr hier sind, so bin ich bei meinen Beobachtungen in keiner Weise gehemmt. Ich lasse mir von den Spitalärzten, welche die Krankheit behandelten, kurz den Verlauf derselben und die wesentlichen Symptome angeben und halte dann diese Berichte mit den Sectionsbefund zusammen. Zu Hause mache ich dann Aufzeichnungen für den späteren Gebrauch.

Wo der Dichter bleibe? Dazu habe ich jetzt keine Stimmung. Wer kann während des heftigsten Kampfes singen? Vielleicht später!

In fünf Wochen etwa hoffe ich Sie zu begrüßen.

Wien, 7. August 1847.

Ihr

Pichler.

Cornelie an mich.

Ihnen darf ich kein Wort des Trostes sagen, für Sie verrinnt Tag für Tag, aber Emma! Sie muß mit ihrem reinen, edlen Herzen die Erfahrung machen, wie hoch ein Kampf für die Wahrung der Freiheit des Herzens zu stehen komme gegen jene, an welche uns von Natur aus Liebe und Achtung knüpfen muß. Lassen Sie Tag für Tag verrinnen; was Sie jetzt nicht erzwingen, wird die Zukunft der Standhaftigkeit als schönen Preis gewähren.

Wie unendlich freue ich mich heuer auf Ihre Ankunft! Die Tage Ihrer Anwesenheit sind mir ja immer Festtage, nach denen ich schon das ganze Jahr rechne und jetzt, wo ich mich so verlassen fühle, mehr als je. Ich habe ja hier gar Niemand, der mir ein ermuthigendes Wort sagte, darum verläßt mich auch manchmal der Muth. Ich glaube schon geschrieben zu haben daß Mathilde 14 Tage hier war; dieser schnell vorübergegangene Besuch läßt mich meine Einsamkeit noch mehr empfinden.

Auch Ganahl war hier, und ich muß gestehen, daß er mir viel besser gefiel, als ich erwartete. Ein Besuch aus Tirol! Da genieße ich erst recht das Leben, da höre ich wieder heimathliche Sprache. Jedes Plätzchen ist mir hier lieb und bekannt, aber die Menschen bleiben mir ewig fremd. O, wie freue ich mich auf Ihren Besuch, mein Freund! Wie viel werden Sie mir erzählen müssen! Von einem Stündchen kann aber nicht die Rede sein, das sage ich Ihnen voraus. Sie werden doch ein paar Tage hier bleiben? Ich wollte, Sie kämen bald, damit Sie uns noch auf dem Lande träfen, wahrscheinlich werden wir aber Ende dieses Monates, oder Anfangs des nächsten in die Stadt ziehen. Wir könnten hier viel ungestörter plauschen und im Freien herumgehen. Das wäre gar schön! Wenn es möglich, möchte ich Sie noch bitten, mir mit ein paar Zeilen den Tag Ihrer Ankunft genauer zu bestimmen; ich habe mancherlei Geschäfte, daß ich vielleicht den ganzen Tag in der Stadt sein muß oder richtiger gesagt, einige Tage, wir beziehen eine andere Wohnung, da habe ich vieles zu besorgen, ehe wir unseren jetzigen Aufenthalt verlassen.

Mir ist schon jetzt recht leid, wenn wir unseren Landaufenthalt verlassen. Zwar komme ich nur selten aus dem Zimmer und ich wäre andererseits wieder froh, wenn wir wieder glücklich in unserem Winterquartier eingerichtet wären, aber wann werde ich dann wieder Wiesen, Bäume und Berge sehen? Und wenn ich hier Morgens oder Abends eine Viertelstunde im ungestörten Verkehr mit mir selber zubringen kann, gewinne ich wieder auf's Neue Ruhe und Kraft. Seit ich die Hoffnung auf die Genesung der Mutter aufgeben mußte, werde ich wohl oft muthlos.

Ich wurde in meinem Schreiben immer unterbrochen, darum habe ich mich nun losgemacht und ein einsames Plätzchen gesucht, um einmal wieder wie ehemals mit Ihnen frei sprechen zu können. Das Flüstern der Bäume im Windhauch, die Töne der fernen Abendglocken klingen auch jetzt noch so heimisch und süß in die Seele, wie Stimmen alter theurer Freunde und es wird mir frei und leicht zu Muth, wenn ich rings Schönheit und Ruhe um mich finde. Die Unendlichkeit der Natur läßt uns unser Wesen mit seinen Sorgen so klein erscheinen und dann doch wieder so groß in der Kraft, die Welt zu erfassen und in sich vollendet zurückzustrahlen. Die Natur findet ja auch ihre Verklärung im Geiste des Menschen. Ich denke oft an Ihre Gespräche über Spinoza; es ist mir unbegreiflich, wie nicht jedes unbefangene Gemüth die Schönheit und Heiligkeit seines Gedankens erkennen sollte.

Von meiner Mutter herzliche Grüße; ihre Gesundheit ist immer schwankend, doch freut sie sich, Sie zu sehen!

Cornelie.

An Cornelie.

Nach Salzburg komme ich in der ersten Hälfte des September. Bis ich hundert Sektionen gemacht habe, bleibe ich zu Wien, dann wage ich einen Streifzug nach Ungarn.

Emma befindet sich dort im Bade. Sie hat den Eltern mit voller Entschiedenheit erklärt, nicht von mir zu lassen und da haben sich diese mit ihr von Wien entfernt. Man wird Alles aufbieten, den Dämon, der ihr Herz verzaubert, zu bannen. An seine Stelle soll langsam, langsam jener Landwirth rücken, den man ja für sie seit Jahren in Aussicht nahm. Er soll ein tüchtiger Oekonom sein; ich habe ihn zu Wien

einmal gesehen, ich bemerkte an ihm gar nichts Besonderes. Er liebt Emma; was mich betrifft, so würde ich ein Mädchen aus den glühenden Umarmungen eines anderen nur dann nehmen, wenn dieser andere — todt wäre. Ich habe für ihn keinen Haß, ja nicht einmal eine Spur von Eifersucht. Die Eltern fördern diese Verbindung in jeder Weise, nun ja! ihre Vermögensverhältnisse sind, wie ich erfahre, etwas unsicher und er ist wohlhabend. Mein häuslicher Herd wäre freilich anfangs sehr bescheiden. Und dennoch, ich nähme Emma ohne jeden Kreuzer, ja jetzt sogar arm lieber, als reich. Dann hätte ich für nichts zu danken.

Zum Schluß des Schuljahres habe ich den Eltern wieder geschrieben, ohne Trotz, versöhnlich im Ton der Bitte. Ich erbot mich zu Allem; ich verzichtete darauf, ihr Haus zu betreten, nur gestatten solle man mir, an Emma offene Briefe, die durch ihre Hände gehen sollten, zu richten. Keine Antwort! Wie ich erfuhr, waren sie über meine Frechheit empört.

Nun gut! Ich werde auf die Rechte, die mir Emmas Herz eingeräumt, nie verzichten; ich darf es nicht! Sie bleibt meine Braut vor Gott und den Menschen.

Ich mag nicht fortfahren; mein Blut beginnt zu kochen.

Ich hab ihr versprochen, nach Ungarn zu kommen und ich werd' es thun!

Leben Sie wohl!

Wien, 20. August 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Sie erhalten diese Zeilen aus Innsbruck. Ich war in Ungarn. Ich lag in einer elenden Dorfkneipe verborgen; einmal gelang es mir, Emma im Park zu sehen, dann wurden wir verrathen. Die Wuth der Eltern über meine Verwegenheit, die alle ihre Plane kreuzte, war grimmig. Sie hatten einflußreiche Verbindungen; man warnte mich und so begab ich mich über die nahe Grenze nach Steiermark in Sicherheit. Jeder Versuch, von hier aus Fäden anzuspinnen, war vergeblich.

So machte ich mich denn auf die Reise, quer über die Alpen und auf den nächsten Wegen. Bis Schwaz ging ich zu Fuß, jede Leidensstation dieser Wanderung bleibt meiner Seele eingeprägt, sie zu schildern, werde ich nie versuchen!

Schreiben Sie mir nicht.

Innsbruck, 24. September 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Am 26. November von 5—7 Uhr Abends habe ich mein erstes medicinisches Rigorosum bestanden. Ende Februar will ich an das zweite. Sollte in Tirol ein guter Platz für die Praxis frei sein, so rücke ich nach Ostern ein, sonst bleibe ich bis Oktober hier im Spitale. Man rieth mir auch, ich solle Journalist oder Schriftsteller werden. In Oesterreich! Welche alberne Zumuthung an einen Menschen, der schließlich was gelernt hat! Sagen Sie das Alles meinen Freunden zu Innsbruck.

Und Emma? Jede Verbindung ist abgeschnitten. Wäre sie wie Gudrun unter brutalen Feinden, ich würde nichts besorgen. So hätschelt man sie mit Sanftmuth, Milde, Nachsicht, umspinnt sie mit seidenen Fäden; soll sie den Kampf gegen die Eltern länger fortsetzen? Man wirft alle Schuld auf mich, ja! wären wir noch im Mittelalter, man hätte mich längst wegen Magie vor den Ketzerrichter geschleppt. Mein Aufenthalt in Wien ist mir verleidet und es wird mir oft schwer, die Bitterkeit gegen Menschen und Verhältnisse niederzukämpfen. Welche Oede liegt vor mir!

Ich muß über diesen Abgrund weg, oder versinken.

Schreiben Sie mir nicht!!

Es ist gut, daß Sie nach dem Tode der Mutter Salzburg verlassen haben. Die schönen Stunden, die wir dort verlebt, wollen wir in lebendiger Erinnerung behalten. Sie werden sich nicht wiederholen, was hätt' ich auch dort zu suchen? Es beruhigt mich, daß Sie am neugegründeten Herde Ihrer Schwester ein trautes Heim gefunden haben! Grüßen Sie mir Alle!

Wien, 10. December 1847.

Ihr

Pichler.

An Cornelie.

Vier- oder fünfmal setzte ich mich an den Schreibtisch, aber es ging nicht: Zorn und Gram beherrschen mich zu sehr. Da muß man mit sich selbst fertig werden und wie Jakob mit dem Engel Jehovas ringen und bleibt auch die Hüfte lahm. Betrachten Sie mein bisheriges Schweigen als einen Gedankenstrich; man setzt ihn dort, wo der höchsten Freude, dem tiefsten Schmerz der Ausdruck versagt.

Von Emma weiß ich nichts. Ihr Schicksal liegt in ihrer Hand, mir bleibt Treue heilige Pflicht.

* * *

Eine große, gewaltige Zeit ist angebrochen, weg mit allem Liebeskummer, wo wir für das Höchste der Menschheit mit Leib und Seele einzustehen haben!

Aus meiner Brust ist alle Unruhe verschwunden.

Hat uns Gott all das Herrliche wie im Traum beschеert, so wird er uns auch das tägliche Brod schenken! — Er sei gepriesen! —

Vorwärts!!!

Wien, 7. April 1848.

Ihr

Pichler.

* * *

Eh ich von den Märztagen, dem Feldzug an der wälschen Grenze, dem Oktober erzähle, will ich noch das Ende meines Bundes mit Emma kurz mittheilen.

Es war nicht tragisch, nur gewöhnlich, wie man es ja in dieser Weise alle Tage erlebt.

Ich zog in den ungewissen Krieg; ich wollte ein festes Ja oder Nein! Am Vorabend des Ausmarsches ging ich in ihre Wohnung, oder fiel wie der Blitz aus blauem Himmel in die Gesellschaft.

Ich holte mir auch jetzt das entschiedene Nein der Eltern!

Emmas Schicksal lag in ihrer Hand. Sie reichte im November diese Hand dem Landwirthe.

Als Denkmal jener Zeit blieben die „Lieder der Liebe“. Dieser Cyclus schildert sie mit einer Wahrheit, daß ich ihn auch jetzt nicht ohne Bewegung durchblättern kann.

Mit der Vergangenheit war ich fertig; ich ließ die Todten ihre Todten begraben. Für mich begann eine neue Zeit, fest und entschlossen wandte ich mich ihren Aufgaben zu!

Illustrirte Bibliographie.

* **Als Eskimo unter den Eskimos,** von Heinrich W. Klutschak. Wien. A. Hartleben.

Walroßthran als Lebensmittel für einen Europäer ist doch sicherlich eine Vorstellung, die einen jeden halb lächerlich halb widerwärtig dünken wird? Nun dieser Klutschak berichtet ganz ernsthaft, auf einer monatelangen Fußwanderung durch die



Aus „Als Eskimo unter den Eskimo". Verlag von A. Hartleben in Wien.

Einöden des Nordens seien er und seine Begleiter nur deswegen so knochenweich geworden, weil ihre Thranschläuche allzu früh geleert gewesen seien; von halbrohem Rennthierfleisch allein könne der Mensch nicht leben, dazu habe dasselbe einen zu geringen Fettgehalt.

Und wenn er schildert, wie er nach zweijährigem Leben unter den Wilden zuerst wieder in civilisirte Gesellschaft und zu civilisirter Küche kommt, behauptet er, diese habe seinem Magen nicht mehr zugesagt und sogar seinen Geschmack nicht befriedigt — ein Satz, der allerdings so abenteuerlich klingt, daß man kaum Glauben an ihn gewinnen kann. Man sieht, auch unsere Zeit bietet zu Robinsonaden noch Gelegenheit, unsere Erdkenntniß, die doch nun beinahe die ganze Kugel abgesucht hat, noch Platz dazu: dafür ist das vorliegende Buch ein Beweis.

Doch beginnen wir den Bericht über den seltsamen Inhalt des oben genannten Buches vorschriftsmäßig von vorne! Dasselbe behandelt — um zunächst die Hauptsache herauszuheben — die neueste der unzähligen Expeditionen zur Aufklärung des Dunkels, des über dem Untergange Franklins liegt. Aber keine der gewöhnlichen, über die sich nur sagen läßt, daß so und so viel Schiffe mit erlesener Mannschaft und Vorräthen auf



Aus „Als Eskimo unter den Eskimo". Verlag von A. Hartleben in Wien.

Jahre hinaus ausgerüstet worden seien, um nachher die meiste Zeit ihres Aufenhaltes im Norden in Eisfelder eingeklemmt festzuliegen und bestenfalls, als kostbare Ausbeute einen Fetzen halbverwischten Papieres heimzubringen. Von dergleichen hat man so zum Ueberdruß häufig gelesen, daß wir bei der Geringfügigkeit, welche die Franklinfrage für Fernerstehende hat, von dergleichen nimmermehr Notiz genommen haben würden.

Doch die hier geschilderte, von den Vereinigten Staaten ausgehende Expedition Schwatkas hat ihre Aufgabe von vornherein ganz anders und so originell angegriffen, daß ihre Schilderung mehr als gewöhnliche Theilnahme beanspruchen darf. Von dem richtigen Gedanken geleitet, daß die Oertlichkeiten, wo Franklin untergegangen, einen zu kurzen Sommer haben, als daß zu Schiffe dort nennenswerthe Erfolge erreicht werden könnten, daß Schiffe dort bisweilen jahrelang haben still liegen müssen, und daß ein Schiff erfahrungsmäßig überhaupt von dorther nur wiederkehrt, wenn es sehr vom

Glück begünstigt ist, beschließt man hier, der Wilhelmsinsel und ihren Räthseln auf einem Marsche über das Land beizukommen.

Dieser Gesichtspunkt wird nun streng festgehalten. Keine große Anzahl von Theilnehmern: nur der Führer Schwatka, ein im Grenzerleben abgewetterter Soldat, Klutschak als Geometer, Meteorolog, Zeichner u. s. w., ferner der bei solchen Fahrten unvermeidliche Correspondent des New-York-Heralds, endlich ein vierter Weißer und, als Dolmetscher, ein Eskimo, der schon an mehreren arktischen Forschungsreisen theilgenommen und sich zuletzt in den Vereinigten Staaten angesiedelt hat.

Die Ausrüstung dieser fünf Leute macht denn auch keine Schwierigkeiten. Mit ungefähr 5000 Dollars, die größtentheils in Waffen, in Tauschartikeln und Proviant beigesteuert werden, ist es Alles gethan. Ein Walfischfänger führt die abenteuernde Gesellschaft im Juli 1878 zur Adelaiden-Halbinsel an der Nordküste der Hudsons-Bai und überläßt sie dort ihrem Schicksal.

Den rasch einbrechenden Winter von 1878 auf 1879 verwenden sie nun darauf, sich einzuleben. Denn sie haben sich ausreichend klar gemacht, daß nur der Eskimo den Mühsalen einer Fußreise im höchsten Norden gewachsen ist; und so wollen sie sich vor allen Stücken völlig acclimatisiren und, so zu sagen, selbst Eskimos werden. Sie freunden sich mit den Bewohnern eines benachbarten Lagers an, gehen fleißig auf die Jagd, um sich abzuhärten, gewöhnen sich an das Fleisch von Rennthier und Seehund und bauen sich, da der Winter einbricht, eine richtige Schneehütte, in der sie, wie der Berichterstatter versichert, verhältnißmäßig recht comfortabel wohnen. Kurzum, von nun an leben sie vollständig wie die Eskimos, wohnen, bekleiden und nähren sich genau wie diese: zwei Jahre lang schützt nichts anderes als ein Zelt oder eine Schneehütte ihre Ruhe, kommt nur Pelz auf ihre Haut und nur Eskimospeise über ihre Lippen.

Doch die Einzelheiten dieser Robinsonade, die durch den Contrast der geschilderten Lebensweise mit den Ansprüchen des modernen Culturmenschen so überaus seltsam wirkt, können hier nicht eingehend verfolgt werden. Genug, im April des neuen Jahres tritt die Expedition mit Hundeschlitten ausgerüstet und von einem Eskimojäger sammt seiner Familie begleitet (die Frau bekommt unterwegs ein Kind!), den großen Marsch an. Noch bei guter Jahreszeit und festem Eis erreichen sie die Nordküste der Adelaiden-Halbinsel, wo sie einen Eskimostamm antreffen, dessen Jagdgründe einst den Schauplatz des Franklinschen Unglückes gebildet haben. Hier nehmen sie die Aussagen derjenigen, die über den Vorfall Thatsächliches anzugeben haben, zu Protokoll, kaufen, was von der Hinterlassenschaft der Umgekommenen sich im Besitz der Wilden erhalten hat, und überschreiten dann den Sund nach Wilhelms-Land hin.

Und nun kommt der anstrengendste Theil der Reise. Seltsamerweise bereitet gerade der Eintritt des Sommers den Forschungen Hindernisse. Der Schnee schmilzt, und die Reisenden müssen oft bis an den Gurt im Thauwasser marschiren; in dem zergehenden Eise lassen sich auch nicht Bootsfahrten machen, und dabei wirkt die ungewohnte Wärme sehr drückend. Trotzdem wird die Insel gründlich abgesucht; und Klutschak hat wohl recht, wenn er meint, daß weitere Ergebnisse nun nicht mehr zu hoffen sind.

Auch die gefundenen sind eigentlich überaus gering, was bei der Länge der Zeit, die seit dem Untergange Franklins verstrichen, bei der Zerstörungskraft des Klimas und der gedankenlosen Raubsucht der Eingeborenen durchaus nicht zu verwundern ist. Das Hauptdocument war immer das von Mac Clintock entdeckte Papier mit der Meldung, daß nach Franklins Tode die Mannschaft die seit zwei Jahren eingefrorenen Schiffe verlassen und die Nordküste des amerikanischen Festlandes zu erreichen versucht habe. Es ist unzweifelhaft, daß sie nie so weit gekommen sind. Durch den überlangen Aufenthalt im warmen Schiffe viel zu verwöhnt, mußten sie, wie Klutschak richtig bemerkt, durch die Kälte, der sie nun schutzlos preisgegeben waren, schnell demoralisirt

und aufgerieben werden. Die Spuren dieser auseinanderstiebenden, zerbröckelnden Colonne haben nun Schwatka und seine Gefährten Schritt für Schritt verfolgt. Was sie dabei auffanden, das waren einige Gräber, verstreute Gebeine, Reste von Booten und Schlitten, fortgeworfene Werkzeuge und Uniformfetzen — aber kein weiteres Document.

Was kommt schließlich auch darauf an, ob der Erfolg dieser verwegenen Suche ein größerer oder geringerer gewesen? Die Klugheit, die Energie und der ungewöhnliche Muth, welche dieselbe beseelt haben, sind doch das, was bei dem Lesen des Berichtes zur Theilnahme und zu entschiedener Achtung zwingt. Und es ist wenigstens endgiltig bewiesen worden, daß in der Franklinfrage nun gar nichts weiter zu erreichen ist: wir sind in alle Zukunft vor weiteren spectakelnden Berichten über schwerfällige Ausfahrten, wie sie bisher zu ergehen pflegten, sicher.



Aus „Als Eskimo unter den Eskimo". Verlag von A. Hartleben in Wien.

Die Leute, denen wir das verdanken, packen dann auch, nachdem sie sich in einer Niederlassung der Eingeborenen wieder etwas erholt, guten Gewissens ihre Fundstücke und neues Proviant auf ihre Schlitten und treten Anfang Novembers ihren Rückmarsch an. Einen Marsch bei entsetzlicher Kälte und mit ungenügenden Nahrungsmitteln. Sie finden unterwegs nicht so viel Wild, wie sie gehofft, ihre Hunde fallen, weil sie nicht genug von dem gewohnten Thran zum Futter erhalten, und die Reisenden selbst spüren, wie oben erwähnt, den Mangel an erforderlicher Fettzufuhr an der Abnahme ihrer Kräfte. Es kann keine sehr heitere Partie gewesen sein; denn nebenbei ist im Norden der Thran auch ziemlich das einzige Material zum Leuchten und Kochen. Aber auch das wurde ausgehalten, und am dritten März 1880 langten sie wieder am Ausgangspunkte ihrer Fußreise an. Sie hatten mehr als 5000 Kilometer zurückgelegt und dabei nicht einen einzigen Mann — selbst nicht das Neugeborene verloren; nicht einmal einen Krankheitsfall haben sie erfahren: Beweis genug, daß ihre Methode die einzig richtige gewesen ist.

Ihre Prüfungen waren damit übrigens noch nicht beendigt; indeß wir verzichten auf eine Wiedergabe dieses tragikomischen Nachspiels. Schon aus dem hier Berichteten sieht man ja hinreichend, daß das Buch, insofern als es ganz Unerhörtes schildert, ein starkes elementares Interesse besitzt. Der Verfasser desselben ist nun freilich nicht im eigentlichen Sinne Schriftsteller und hat vielleicht dem ergiebigen Stoffe nicht alle die Reize abgewonnen, die es unter geschickterer Hand wohl hätte zeigen können. Aber auch diese schlichte Darstellung übt einen gewissen Zauber aus: gerade die anspruchslose Schilderung so außerordentlicher Leistungen wirkt besonders anziehend. Und dann hieße es eigentlich doch auch Unbilliges verlangen, wollte man in dem Chronisten dieser Eisreise auch noch einen Schriftsteller zu finden erwarten. Welche Obliegenheiten — als Geometer, als Meteorolog, als Botaniker, als Zeichner — hat er nicht alle in sich vereinigen müssen! Dies ist doch schon der Vielseitigkeit genug. Die Proben, die wir hier von seinen Leistungen in dem letztgenannten Berufe geben, zeigen ihn übrigens als einen ebenso flinken wie frischen Beobachter, der seinen Stift wohl zu führen weiß.

Natürlich enthält das Buch auch viele Bemerkungen über das Leben und die Sitten der Eskimos — unter Anderem auch eine sehr verständige über die Aussichten der Mission unter diesen bis zum Unwahrscheinlichen abergläubischen Stämmen. Sie werden für den Ethnologen viel Neues und Wissenswürdiges bieten. Unser Raum ist leider zu beschränkt, als daß wir mehr als einen Hinweis darauf geben könnten. Zum Schluß daher nur die Versicherung, daß Klutschaks Bericht eine der anziehendsten Reisebeschreibungen neuerer Zeit ist. Und da der Band recht freigebig ausgestattet, übrigens auch mit Karten wohl versehen ist, so darf man ihm wohl Erfolg versprechen.

---

* **Bilderatlas zur Weltgeschichte**, von Prof. L. Weißer. Zweite Auflage. Stuttgart, Paul Neff. 25 Lieferungen à 1. M.

Unser Zeitalter hat es sich allmählich klar gemacht, daß es bei den meisten Wissenschaften darauf ankommt, die Vorstellungen, die man gewinnt, bis zum Sichtbarwerden zu beleben, und keines bringt diesem Streben ein so reiches Anschauungsmaterial entgegen, wie — Dank den Fortschritten der modernen Technik! — die unsrige. Für die Lernenden ist jetzt eine herrliche Periode eingetreten. Dafür ist auch der Bilderatlas, von dessen zweiter Auflage gegenwärtig die ersten vier Lieferungen vorliegen, ein redendes Zeugniß. Die erste Auflage hat ihrer Zeit 63 Gulden gekostet, die zweite, in Anlage und Ausstattung erheblich verbessert, ist schon für weniger als den vierten Theil jenes Preises zu haben. Das Werk giebt in Stahlstichen, die auf 150 Groß-folio-Tafeln zusammengestellt sind, Bildnisse historisch bedeutender Männer und Frauen — darunter auch solche von Dichtern und Künstlern — und Darstellungen bedeutender Ereignisse. Jede Platte ist nach einem berühmten Kunstwerke gestochen, großentheils nach solchen, die mehr oder weniger gleichzeitig entstanden sind, aber daneben auch nach modernen Meistern. Das ist ein System, das vor dem geleckter Phantasie-Compositionen unschätzbaren Vorzug hat. Jeder Tafel ist ein Blatt mit erläuterndem Text beigegeben, der nicht nur über die dargestellten Gegenstände, sondern auch über die Urbilder der hier wiedergegebenen Darstellungen unterrichtet. Das Werk würde eine Zierde und einen nützlichen Bestandtheil jeder Hausbibliothek bilden. Ganz besonders wünschten wir es aber — und die Möglichkeit dazu bietet ja der überaus niedrige Preis — in der Hand des Gymnasiasten zu sehen. Von Allem, was dieser lernt, ist die Geschichte das Edelste: es giebt kaum eine bessere Gelegenheit, in ihm den todten Stoff lebendig zu machen, als dieses Werk.

* **Historische Gedichte.** Für Schule und Haus ausgewählt von Friedrich Poleck. Berlin, Theodor Hofmann.

Die kleine Sammlung zeichnet sich dadurch vor vielen ähnlichen aus, daß sie nicht gedankenlos dieselben, endlos abgehaspelten Gedichte aus ihren Vorgängerinnen herausnimmt, sondern neu zusammengestellt ist und Neues berücksichtigt. Die fleißige Benutzung Linggs, dessen Balladen wie für einen solchen Zweck geschaffen sind, ist ein Verdienst. Da der Verfasser bei seiner Auswahl guten Geschmack bekundet, so zieht die Sammlung außer durch ihre Frische auch durch die Harmonie des Zusammengestellten an. Sie ist eine wünschenswerthe Ergänzung zu den beim Geschichtsunterricht landläufigen Leitfäden.

* **Im Park zu Rodenstein.** Roman von R. Edmund Hahn. 2 Bände. Dresden, L. Pierson.

Ein Leseroman. Etwas für höhere Töchter und dergleichen. Eine Geschichte aus den dreißiger Jahren und auch ein wenig im Geschmacke jener Zeit. Aber anständig geschrieben und Alles in Allem gar nicht uninteressant.

* **Der Meister im Schachspiel.** Theoretische und praktische Anweisung u. s. w. von Dr. Max Lange. Weimar B. F. Voigt.

Das Buch ist die siebente, neu bearbeitete Auflage der gleichnamigen Schrift Thons. Es konnte keinen besseren Stiefvater finden als Lange, der ein ebenso feiner Spieler, wie gründlicher Theoretiker ist. Der rein theoretische Trödel und die Unzahl von Musterpartien, die man sonst in solchen Büchern findet, ist hier sehr weise beschränkt. — Dafür wird der Spieler auf die lebendige Praxis hingewiesen; die Rathschläge, die ihm der Verfasser hiefür giebt — so selbstverständlich auch einige derselben klingen, und obwohl manche darunter auf den ersten Blick eher in ein Buch über gute Lebensart zu gehören scheinen, sind äußerst beachtenswerth, wie es von einem so vortrefflichen Praktiker nicht anders zu erwarten war.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Birt, Th., Elpides. Eine Studie zur Geschichte der griechischen Poesie. Marburg, N. G. Elwert.

Cherbuliez-Neuda, Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maur. Berlin, E. Grosser.

Deutsche Hand- und Hausbibliothek. Bd. 6. Gogol, Russische Novellen. Stuttgart, W. Spemann.

Götzinger, E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Heft 1—2. Leipzig, Woldem. Urban.

Grassmann, R. Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, R. Grassmann.

Hartmann, Alfr. Der gerechte Branntweinbrenner. Volksroman. Bern, K. J. Wyss. ℳ 2. 60.

Hirschfeld, Dr., Ophelia, ein poetisches Lebensbild von Shakespeare, zum ersten Male im Lichte ärztlicher Wissenschaft. Danzig, E. Gruihn.

Historische Meisterwerke der Griechen und Römer, Heft 1—2. Dr. V. Pfannschmidt, Annalen des Tacitus. Leipzig, E. Kempe.

Krüger, F., Das Reich Gottes nach der Lehre Jesu. Güstrow, Opitz & Co.

Leixner, O. v., Illustrirte Geschichte der fremden Literaturen. Lief. 4—7. Leipzig, O. Spamer. à Lief. ℳ — 50.

Lübke und von Lützow, Denkmäler der Kunst. Lief. 2—3. Stuttgart, Ebner & Seubert.

Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. Lief. 10—15. Wien. A. Hartleben. à Lief. ℳ — 60.

Stieler, C., Neue Hochlandslieder. Stuttgart, Bonz & Co. ℳ 3. 60.

Umlauft, Dr. Fr., Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. XIII. Bd. Dr. C. Reissenberger, Das Grossfürstenthum Siebenbürgen, Wien, C. Gräser. ℳ 2. 20.

Weck, Prof. Dr. G., Allerdeutschentag. Ein Protest zu Gunsten der Sedanfeier. Wittenberg, R. Herrosé. ℳ — 60.

Willkomm, Dr. M., Der Wald. Lief. 15—16. Leipzig, C. F. Winter.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Neunzehnter Band.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

1881.

Breslau.
S. Schottlaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Neunzehnter Band.

(Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz und Hermann Hettner.)

Breslau 1881.

Verlag von S. Schottlaender.

Inhalt des 19. Bandes.

October — November — December.

1881.

Band 19. — Heft 55.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

October 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

October 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt von Adolph L'Arronge, Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ——

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — October 1881. — 55. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolph L'Arronge.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

October 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt von Adolph L'Arronge, Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — October 1881. — 55. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Adolph L'Arronge.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Herr und Frau Bewer.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Als er in das hintere Zimmer der Dressel'schen Restauration eintrat, stockte plötzlich die Unterhaltung, die bisher, wie es schien, ziemlich eifrig von den Gästen am runden Stammtisch geführt worden war, und alle warfen auf die ungewöhnliche Erscheinung des Fremden einen prüfenden Blick. Das kleine Zimmer, das von den anderen viel eleganter eingerichteten Räumlichkeiten abgesondert lag, wurde von den gewöhnlichen Gästen, die kommen, verzehren und gehen, fast nie besucht. Es war der Vereinigungspunkt der zu bestimmten Stunden sich alltäglich einfindenden Bekannten, die die ausschließliche Benutzung desselben als ein Gewohnheitsrecht in Anspruch nahmen. Auch äußerlich zeigte es diese besondere Bestimmung. Es hatte nicht den luxuriösen Anstrich der nach der Straße zu gelegenen Gastzimmer. Es sah gemüthlich aus. An den Wänden hingen sogar einige Photographien von mehr oder minder bekannten Künstlern und Künstlerinnen mit darunter geschriebenen Dedicationen an den Wirth, und auf der Etagere stand eine sehr primitive Bibliothek, die sich offenbar aus dem Bedürfniß der Gäste: contrahirte Wetten schnell zur Entscheidung zu bringen, herausgebildet hatte. Es waren nur einige Bände: Wolffs poetischer Hausschatz, Meyers Handlexikon des Allgemeinen Wissens, Statistik der Stadt Berlin, Büchmanns Geflügelte Worte, die Rang- und Quartierliste, die drei Gothaischen Kalender und ein Theater-Almanach. Der Kellner begrüßte einen jeden der Gäste mit Namen oder Titel und brachte, da er die Gewohnheiten eines jeden kannte, das Verlangte ohne besondere Bestellung; er selbst wurde von den Besuchern des Hinterzimmers immer nur mit seinem Vornamen und sogar in kosender Diminutivform als „Edi" gerufen. Der Unkundige,

der sich in diese Stube verirrte, empfand daher auf der Stelle eine gewisse Befangenheit, als ob er sich in eine Gesellschaft drängen wolle, in die er nicht gehöre, und diese unbehagliche Stimmung wurde durch die Haltung der Gruppe am runden Tisch gewöhnlich nur noch befestigt. Er zog es somit in den meisten Fällen vor, nach flüchtigem Gruße und ohne sich zu setzen, das Zimmer wieder zu verlassen.

Der starke, große Mann, der das allgemeine Gespräch soeben unterbrochen hatte, schien indessen von dem Unbehagen nichts zu empfinden. Er sah die Herren, die ihm ihre Aufmerksamkeit schenkten, mit Gelassenheit an, hing seinen leichten kleinen Sommerhut an den Haken, stellte seinen wuchtigen Naturstock mit schwerer Eisenzwinge neben sich, und bestellte, während er sich ruhig an einen kleinen Tisch nahe der Thür setzte, eine Flasche Selterwasser und ein Glas Cognac. Edi klappte die Weinkarte, die er dem Gaste hatte reichen wollen, mit dem Ausdrucke einer gewissen sarkastischen Enttäuschung zusammen und entfernte sich, um das Verlangte zu holen.

Nicht nur in dieser kleinen, beinahe geschlossenen Gesellschaft mußte das Aeußere des Fremden Aufsehen machen. Es war ein auffällig großer und schöner Mann. Es mochte ihm wenig an sechs Fuß fehlen. Eine wahre Hünengestalt, breitschulterig, mit gewölbter Brust und kräftigen Gliedmaßen, mit großen, aber nicht grob geformten Händen und Füßen. Der Typus des Urgermanen mit hellblondem Haupthaar, das er ziemlich kurz geschoren trug, und mit sehr langem und noch hellerem Vollbart, der bis auf die Brust reichte. Die Stirn nicht übermäßig hoch und nicht sehr bedeutend, die Augen groß und blau, mit gutmüthigem Ausdruck. Das Eigenthümliche an diesem Gesichte, das wie ein Modell zu einem Kaulbach'schen stilisirten Kopfe aussah, war der Gegensatz zwischen der sonnengebräunten Hautfarbe und dem strohlichten Haupt- und Barthaar. Die Dreißiger hatte er wohl überschritten, aber die Vierziger gewiß noch nicht erreicht.

Einige Augenblicke vergingen, bis das Gespräch am Stammtisch, das durch das Eintreten unterbrochen worden war, langsam wieder in Fluß kam. Es nahm nun einen andern Lauf und wurde mit gedämpfter Stimme geführt. Es ereignete sich der seltne Fall, daß der Eindringling nicht von der seßhaften Mehrheit des befestigten Grundbesitzes am Stammtisch terrorisirt wurde, sondern daß dieser vielmehr den fünf oder sechs Herren stillschweigend imponirte und sie unbewußt nöthigte, Rücksicht auf ihn zu nehmen. Der fremde Herr beschäftigte die Gesellschaft ausschließlich. Man erging sich in den scharfsinnigsten Combinationen über ihn, woher er käme der Fahrt, wie sein Name und seine Art? Das Citat aus „Lohengrin" lag nahe; der eine der Gäste meinte in der That, der Unbekannte müsse ein Wagner'scher Heldentenor sein und werde jedenfalls als Schwanenritter auf der Hofbühne gastiren. Ein anderer hielt ihn für einen märkischen Granden oder Kürassieroffizier in Civil, ein dritter, der liebloser urtheilte, hielt ihn für einen Menageriebesitzer und Löwenbändiger.

Der blonde Riese, dem es nicht entgehen konnte, daß man sich angelegentlich mit ihm beschäftigte, schien an diese Auszeichnung schon gewöhnt zu sein. Er bekümmerte sich nicht weiter darum, nahm aus der Seitentasche seines leichten Sommerrocks eine fast schwarze Cigarre von größtem Format, zündete sie behaglich an und trank in einem langen Zuge das Glas Selterwasser mit Cognac bis auf die Neige aus. Er wischte sich den Mund, strich die Enden seines Schnurrbartes in die Höhe und nahm die Zeitung, die gerade vor ihm lag, zur Hand. Es war zufällig ein Annoncenblatt, das nichts weiter enthielt als die Anzeigen der Vergnügungen und sonstige Inserate. Aber das schien ihm zu genügen. Er vertiefte sich in die Lectüre und las gewissenhaft die ersten beiden Seiten durch. Dann machte er eine Pause, legte die Cigarre, die er bisher nicht einen Augenblick aus dem Munde gethan hatte, auf den Tisch, sah nach der Uhr, schlug das rechte Bein über, klopfte an das Glas und bestellte sich noch eine Flasche Selterwasser mit Cognac. Darauf nahm er die Zeitung wieder zur Hand und begann sich mit dem Inhalte der dritten Seite vertraut zu machen. Er hatte sich einige Minuten dieser beschaulichen Beschäftigung hingegeben, als ein Herr in das Zimmer trat, dem man den Schauspieler auf zehn Schritte ansehen konnte: die stete Uebung und Uebertreibung der Mimik hatte das bartlose Gesicht mit tiefen Falten, namentlich an den Augen- und Mundwinkeln durchfurcht. Das Profil war scharf geschnitten, das Auge ungemein lebhaft, die schöne Stirn von dichtem, halbergrautem, lockigem Haar eingefaßt. Es war Leo Schneider, der sich seit einiger Zeit aus dem Fache der Bonvivants in das der komischen Väter hinüberspielte. Er fühlte sich hier heimisch, begrüßte die Gesellschaft am runden Tisch mit einer flüchtigen aber sehr lebhaften Handbewegung und trat sofort auf den Unbekannten zu.

„Wartest Du schon lange auf mich?“ fragte er, indem er ihm die Hand reichte; und ohne die Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Es ist eine Teufelsgeschichte! Berlin ist wie ausgestorben. Ueberall bin ich vor verschlossene Thüren gekommen! Daß Du auch gerade im August hier eintreffen mußtest! Nun wird Dir nichts übrig bleiben als für heute Abend mit meiner Gesellschaft fürlieb zu nehmen. Wie gesagt: ich habe keine Katze zu Hause gefunden.“

„Hat gar nichts auf sich,“ antwortete der Riese. „Es eilt ja nichts. Nimm Platz.“

„Wollen wir uns nicht zu den Uebrigen setzen? Es sind Bekannte von mir, — nette Menschen.“

„Wie Du willst.“

Die Beiden traten an den Stammtisch. Leo Schneider stellte seinen Freund als Herrn Klaus Bewer aus Sumatra vor.

„Aus Lübeck,“ verbesserte Klaus. „Aus Lübeck!“ wiederholte er. „Es fällt mir nicht ein, das verwünschte Sumatra als meine Heimat zu betrachten, und ich habe nicht die geringste Lust, dahin zurückzugehen.“

Schneider erzählte mit erstaunlicher Zungenfertigkeit, wie er heut Nachmittag durch den Besuch seines alten Freundes Klaus Bewer überrascht worden sei. Er habe geglaubt, daß dieser längst von den wilden Thieren zerrissen oder von den wilden Menschen gefressen, oder vom Klima gemordet worden sei. Und da sei dieser alte Klaus plötzlich leibhaftig vor ihn hingetreten — gerade wie er ihn vor zehn Jahren verlassen, nur noch breitschultriger und sonnengebräunter; der Bart sei wohl auch um einige Finger breit länger geworden; aber sonst ganz der Alte! Und nach zehn Minuten habe er ihn gefragt, wo man hier hübsche Weiber zu sehen bekäme — und da sei er, der treue Freund, der die übermüthigen Stunden, die er vor zehn Jahren mit Klaus in Lübeck verbracht, nie vergessen habe, durch die ganze Stadt kutschirt, um eine lustige Partie für den Abend zu verabreden. Aber es sei rein zum Auswachsen, alle Vögel seien ausgeflogen, die kleine X. von der Friedrich-Wilhelmstadt, die große Y. von Kroll und die lange Z. von Wallner — Alles fort, die Eine in's Bad, die Andere nach Potsdam, die Dritte in den Grunewald. Klaus werde einen angenehmen Eindruck von Berlin gewinnen!

So erzählte Leo weiter, immer in demselben schnellen Tempo und mit derselben Lebhaftigkeit des Ausdrucks. Die übrigen Herren hörten aufmerksam zu und ermuthigten durch lautes Lachen den Erzähler zu weiteren Mittheilungen. Sie lachten bei jeder Kleinigkeit, Edi brachte Sect, man stieß gegenseitig an und man geberdete sich, als ob Gott weiß welches freudige Ereigniß sich zugetragen habe. Mit einem Worte, die kleine Gesellschaft war in rosiger Stimmung. Klaus amüsirte sich auch. Er hatte die dritte Cigarre angesteckt und die vierte Flasche Champagner bestellt. Er lächelte vergnügt und gab bereitwillig eine jede Auskunft, die man von ihm wünschte, während Schneider sogar unaufgefordert, immer mit schärfster Aussprache und gewöhnlich mit schallendem Lachen die Angaben seines Freundes ergänzte und dessen Andeutungen weiter ausführte. Und so geschah es, daß der blonde Riese, der um sieben Uhr bei seinem Eintritte in das Hinterzimmer den Herren am Stammtische so viel Kopfzerbrechens verursacht hatte, vor denselben Herren um neun Uhr kaum noch ein Geheimniß hatte. Sie kannten die ganze Geschichte seines Lebens.

Klaus Bewer war der dritte Sohn des ehrsamen Senators, Großkaufmanns und Rheders Jakob Bewer zu Lübeck. Er hatte noch fünf lebende Brüder — wahre Recken bis auf Einen, den Jüngsten, Gottlieb, der der Knirps genannt wurde — und eine Schwester, Elise, die im Holstein'schen an einen Pfarrer verheirathet war. Die beiden ältesten Brüder, die gleichfalls schon seit einer Reihe von Jahren vermählt waren, hatten das väterliche Geschäft übernommen. Der Vierte war jetzt in San Franzisco etablirt, der Knirps hatte die Rechte studirt und sich vor Kurzem in Greifswald als Docent niedergelassen. Mit seinen beiden älteren Brüdern, die ruhige, tüchtige Arbeiter waren, hatte sich Klaus nie recht vertragen können, und für den Knirps, der sich schon als Kind von den Uebrigen zurückgezogen und sein Leben von vornherein auf das Studium angelegt hatte, empfand er nur

Mitleid und Geringschätzung; die Schwester war ihm durch die frühzeitige Entfernung von der Heimat entfremdet. So bestand ein rechtes brüderliches Verhältniß eigentlich nur zwischen ihm und dem um zwei Jahre jüngeren Wilhelm, dem gutmüthigsten aber auch leichtsinnigsten der Bewer'schen Söhne. Dieser hatte als ganz junger Mensch sogar einige böse Streiche vollführt, und der alte Bewer, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und der es sich zu seiner Lebensaufgabe gestellt hatte, seinen Kindern eine ausgezeichnete Schulbildung zu geben und sie in den Grundsätzen der strengsten Sittlichkeit zu erziehen, hatte nicht viel Federlesens gemacht. Nachdem er alle Schulden bezahlt, hatte er dem Jungen hundert Thaler in baarer Münze und eine Anweisung auf 600 Dollars, die in monatlichen Raten zu je 50 Dollars in New-York bei Samuel B. Stern und Söhne zu erheben waren, gegeben und ihn mit den Worten auf's Schiff gebracht: „Nun sorge selbst für Dein Fortkommen! Von mir bekommst Du, so lange ich lebe, keinen Schilling mehr! Und wenn Du Dich nicht besserst, so werde ich dafür sorgen, daß Dir auch mein Testament keine Freude bereiten soll!" Wilhelm war die harte Schule in der neuen Welt gut bekommen. Er hatte zunächst lange Zeit nichts von sich hören lassen; dann aber meldeten die ersten Nachrichten von ihm, daß er eine glänzende Stelle gefunden habe und im Westen an die Spitze einer Filiale seines New-Yorker Hauses treten werde.

Der Einzige der Brüder, der Wilhelms Scheiden schmerzlich empfunden hatte, war Klaus. Er hatte mit dem jüngeren Bruder viele Gemeinsamkeiten des Charakters, er hatte dieselbe Weichherzigkeit, dieselbe Unbedachtsamkeit. Die Arbeiten im Comptoir wurden ihm unerträglich langweilig, seitdem der Platz ihm gegenüber, den früher Wilhelm innegehabt hatte, von einem gewissenhaften und strebsamen Commis besetzt war. Er athmete auf, wenn die Feierstunde schlug. Er eilte dann auf sein Zimmer, machte elegante Toilette und begab sich darauf mit bewunderungswürdiger Regelmäßigkeit in's Theater. Dort konnte man ihn allabendlich in derselben Prosceniumsloge rechts und in derselben Gesellschaft junger gut situirter Leute sehen. Was gegeben wurde, war ihm ziemlich gleichgültig. Es war ihm eben zur Gewohnheit geworden, den Abend im Theater zu verbringen. Als regelmäßiger Besucher erfreute er sich des besonderen Wohlwollens des Herrn Directors; und als wohlhabender junger Mann, der etwas draufgehen ließ, den Künstlern Cigarren und Wein, den Künstlerinnen Blumen und unter Umständen auch weniger vergängliche Andenken spendirte, genoß er die Sympathien des löblichen Personals. Während der Zwischenacte durfte er auf die Bühne gehen, und nach dem Theater speiste er regelmäßig in der sogenannten Künstlerbude mit den Herren und Damen von der göttlichen Kunst zu Nacht. Er fühlte sich wohl in dieser lärmenden lustigen Gesellschaft und empfand die Langweiligkeit des Comptoirs am andern Morgen um so drückender. Aus jener Zeit datirte auch seine Bekanntschaft mit Leo Schneider.

Als die Saison zu Ende war und die laute Künstlerschaar auseinanderflatterte, um sich nach allen Richtungen der Windrose zu zerstreuen, fühlte

Klaus eine erschreckliche Leere. Er wußte nicht, was er mit sich und seiner Zeit anfangen sollte. Er war im höchsten Grade unzufrieden mit sich. Seinem wortkargen und strengen Vater, der mit tiefem Mißvergnügen das zwecklose Dasein des Sohnes beobachtet hatte, war er ferner und ferner gerückt, mit den älteren Brüdern verkehrte er fast gar nicht, Wilhelm war fort; und der Knirps schloß sich in sein Zimmer ein und arbeitete. Da kam ihm eines Tags wie eine Erlösung der Gedanke, die heimatliche Scholle zu verlassen und das Glück, das er daheim nicht hatte finden können, in der weiten Welt zu suchen — möglichst weit. Er hatte eine lange, tiefernste Unterredung mit seinem Vater — seit Jahren die erste. Er hatte die Stärke vieler schwacher Menschen, seine Schuld mit aller Ehrlichkeit einzugestehen. Er ersparte sich keinen Vorwurf. Zum Schluß sagte er: „Es ist vielleicht undankbar, Vater, aber ich darf es Dir nicht verhehlen: mich freut's hier nicht mehr! Ich habe kein Interesse am Geschäft und das, was ich unbedingt thun muß, thue ich mit Unlust. Ich werde täglich schlaffer und träger. Es ist mir vielleicht hier zu gut ergangen. Dieses Dasein am Schreibtisch — es taugt nicht für mich. Ich sehne mich nach freier Luft, nach körperlichen Anstrengungen. Ich muß hinaus. Hier schlafe ich ein und verkomme. Wären die Zeiten kriegerisch, so würde ich wieder in die Armee eintreten. Jetzt aber, da der Friede mit Oesterreich geschlossen ist und der Norddeutsche Bund seit zwei Jahren seine Dauer bewahrt hat, ist wenig Aussicht auf einen neuen Krieg, und vor dem Garnisonleben graut mir. Ich bin jetzt 25 Jahre alt. Laß mich über's Meer gehen, — auf fünf Jahr, auf längere Zeit, wenn es nöthig ist, — ich will arbeiten und versuchen, einen Mann aus mir zu machen. Hier bin ich Euch Allen, bin ich mir selber zur Last."

Der alte Jakob Bewer gab seinem Sohne Recht. Er stattete ihn mit allem zu einer großen Reise Erforderlichen reichlich aus, und vier Wochen nach dieser Unterredung drückte er dem Sohne zum Abschiede stumm die Hand. Die Thränen traten dem Alten in die wasserhellen Augen, als der Zug den Bahnhof verließ, und er sprach den ganzen Tag kein Wort mehr.

Klaus begab sich auf directem Wege über Marseille nach Singapore. Dort blieb er indessen nur kurze Zeit. Er hatte die Bekanntschaft eines Holländers gemacht, der auf Sumatra große Besitzungen hatte, und die Erzählung von dem beschwerlichen Leben daselbst hatte den thatenlustigen Klaus gereizt. Im Februar des Jahres 1869 stieg Klaus Bewer in Sumatra an's Land. Ein hartes mühevolles Dasein sollte sich ihm erschließen. Aber gerade das war es, was er suchte. Er empfand eine Art wollüstiger Freude, sich körperlich bis zur Erschlaffung abzuarbeiten und alsdann seinen ruhelechzenden Gliedern die Ruhe zu versagen. Er verrichtete die Arbeit des geringsten seiner Knechte, und er schaffte für Drei. Er trotzte den heißen Widerwärtigkeiten des Klimas. Bei den Europäern galt er als Sonderling, bei den Eingebornen als ein höheres Wesen, dem sie nur mit scheuer Demuth zu nahen wagten. Er hatte sich eine gründliche Kenntniß der eigenthümlichen Verhältnisse des Landes zu eigen gemacht und war

in verhältnißmäßig kurzer Zeit als umsichtiger und tüchtiger Kaufmann zu hohem Ansehen gelangt. Sein Haus blühte und gedieh, und als das fünfte Jahr zu Ende ging, war er im Besitz eines respectabeln Vermögens. Schon traf er Anstalten, seine Geschäfte abzuwickeln und die Heimreise anzutreten, als ihm ein nüchterner und in den gewöhnlichen kaufmännischen Formen gehaltener Brief seines ältesten Bruders meldete, daß der alte Jakob Bewer nach kurzer Krankheit sanft entschlafen sei.

Klaus wurde durch diese Mittheilung tief erschüttert. Jetzt erst machte er sich klar, wie lieb er den Alten gehabt, und wie ihn nichts weiter nach der Heimat zurückgetrieben habe als das nie ausgesprochene Verlangen, den Vater wiederzusehen. Es bemächtigte sich seiner gleichzeitig mit der tiefen Trauer um den Dahingeschiedenen eine starke Erbitterung gegen seine älteren Brüder, die in der That aus der Abwesenheit Wilhelms und Klaus' und aus der Unerfahrenheit des Gelehrten unerlaubte Vortheile gezogen hatten. Wenn ihm die materielle Schädigung auch gleichgültig war, so kränkte ihn das unbrüderliche Verhalten doch tief innerlich. Er würdigte die älteren Brüder keiner Antwort. Die nächste Post nach Europa überbrachte seinem juridischen Vertreter in Deutschland, dem Justizrath Felix Quintus zu Berlin, die Vollmacht, die Erbschaft in seinem Namen zu erheben, zugleich mit der Weisung, die Summe zu drei gleichen Theilen unter die Schwester in Holstein, Wilhelm in San Francisco und den jungen Gelehrten in Greifswald zu vertheilen.

Mit erneuter Kraft, mit einer fast fieberhaften Leidenschaftlichkeit, stürzte sich Klaus wieder in das Geschäft. Und je mehr er verdiente, desto stärker wurde seine Begierde nach weiterem Gewinn. Der Gelderwerb wurde für ihn Selbstzweck. Eine unnatürliche Freude am Besitz kam über ihn. Und das Glück begünstigte ihn in kaum glaubhafter Weise. Was immer er anfing, brachte Gedeihen. Immer breiter wurde die Basis seiner Unternehmungen, immer weiter der Kreis seiner kolossalen Geschäfte, immer großartiger der Gewinn. Nach wenigen Jahren hatte er alle Concurrenten überflügelt. Er war der Chef eines Welthauses. Er begründete einen Hausstand, um dessen Gepränge ihn ein Fürst hätte beneiden können. Er hatte einen Troß von Dienern, einen Marstall mit auserlesenen Rennern und den besten Koch des Westens. Das Volk gab ihm den Beinamen „der König." Und königlich war in der That sein Auftreten und die ganze Anlage seines Hauses; königlich auch die Gastfreundschaft, die er übte. Wenn er, der blonde Riese, in dem Vollgefühl des Gebieters auf alles das, was er geschaffen, und auf alle die Untergebenen, die vor ihm zitterten, hinabblickte, dann durchfuhren ihn jedes Mal dieselben beiden Gedanken, — der wehmüthige: hätte der gute Alte doch das noch erlebt! und der triumphirende: die Kunde von dem, was ich bin und was ich vermag, wird zum Glück zu meinen Herren Brüdern gedrungen sein!

Nun war er reich, reicher, als er es je gehofft, reicher sogar, als er es je gewollt hatte. Aber es währte doch nur eine verhältnißmäßig kurze Frist,

daß der Reichthum um seiner selbst willen ihn erfreuen konnte. In seinem Innern regte sich die verhängnißvolle Frage: welchen Genuß gewährt mir der Besitz? Und wenn ich ihn vermehre, verdopple und verdreifache, würde er mich froher machen, würde er mir hier gewähren können, was ich schmerzlich entbehre?

Denn der, den sie den König hießen, entbehrte doch wirklich mancherlei! Er war nun seit zehn Jahren in der Fremde, er war fünfunddreißig Jahr alt geworden, er hatte Schätze angesammelt, aber er war allein. Ein wehmüthiges Verlangen, das sich zunächst ganz leise ankündigte, beschlich ihn — ein Verlangen nach den lustigen Abenden, die er dereinst mit den zwar nicht bedeutenden, aber immer unterhaltenden Lübecker Künstlern in der verräucherten Schankstube verbracht, ein Verlangen nach deutschem Lachen, nach deutschen Lauten, nach deutscher Musik. Er liebte die Musik leidenschaftlich. Er hatte zwar keinen sehr geläuterten Geschmack, keine musikalische Bildung, aber deutsche Volkslieder, deutsche Tänze gewährten ihm eine tiefe seelische Freude. Was hätte er in diesem Augenblicke darum gegeben, einen Walzer von Johann Strauß, ein sentimentales Lied zu hören! Und unwillkürlich summte er vor sich hin: „Ach, wie ist's möglich dann!“

Es war ein heller Sonntag, der erste des Maimondes. Das weite Gemach, in dem Klaus sich seinen Träumereien hingab, war durch Vorhänge und Jalousien verdunkelt. Jetzt zu dieser selben Stunde zogen daheim die Kleinbürger und Arbeiter im Sonntagsstaat mit Weibern und Kindern gewiß zum alten Thore hinaus, nach den Biergärten, wo ihnen die Militärmusik Tänze und Potpourris aus den neuesten Operetten vorspielte. Sie wußten nicht, wie gut sie es hatten! Und Er, der reiche Kaufherr, mußte hier vor den sengenden Strahlen der Aequatorsonne Schutz in der künstlichen Dunkelheit suchen! Ihm wurde nichts zum Tanze aufgespielt. Der bescheidenste Philister da drüben, der das Fünfzigpfennigstück fünfmal in der Hand herumdreht, bevor er das Recht des Eintritts in den Biergarten dafür ersteht, war besser daran als Er, der sich eine eigene Kapelle hätte halten können. Der hatte doch etwas von seinem Leben, für den gab es doch noch Sonn- und Feiertage! Der war doch zu Hause, bei seinen Freunden, der sprach seine Sprache! Und das stete Verlangen wuchs zu mächtigem Sehnen, das alle seine Gedanken unterjochte, und das Heimweh nahm ihn ganz gefangen.

Was hatte er hier noch zu suchen? Sein Vermögen war bedeutend genug, um ihm die Gewährung eines jeden Wunsches, dessen Erfüllung sich erkaufen läßt, zu gestatten. Mehr begehrte er nicht. Als er vor zehn Jahren in die Fremde gezogen, war das Wort „Vaterland“ für ihn ein Laut ohne Bedeutung gewesen; jetzt aber empfand er, daß diesem Begriffe doch ein ganz wundersamer Zauber zu eigen war. Es hatte nun gerade lange genug gewährt, daß er mit dem fremden Gesindel verkehrt und das malaiische Kauderwelsch verstümmelt hatte. Er wollte wieder einmal Leute seines Schlages sehen, mit denen sich ein vernünftiges Wort reden ließe.

Am andern Morgen überraschte Klaus seinen Procuristen durch die Mittheilung, daß ihn dringliche Geschäfte noch Europa riefen, und daß er das Geschäft auf Sumatra, sobald es die Verhältnisse gestatteten, und sogar mit Opfern auflösen wollte. Mit der langwierigen Arbeit der Liquidation wurde der gewissenhafte und ehrliche Procurist betraut; und mit dem nächsten Steamer verließ der „König" die Sunda-Insel.

Klaus war ohne an irgend einem Orte länger als nöthig zu verweilen, in den letzten Tagen des Juli in Marseille an's Land gestiegen. In Paris war er nur drei Tage geblieben und am 1. August in Berlin eingetroffen. In Stendal hatte man ein Zeitungsblatt mit geschäftlichen Anzeigen in das Coupé geworfen, Klaus hatte es durchflogen und zu seiner Freude in der Ankündigung einer Wohlthätigkeitsvorstellung zu Gunsten der Hinterbliebenen eines im Irrenhause verstorbenen Künstlers unter den Mitwirkenden den Namen des K. Hofschauspielers Leo Schneider gelesen.

Das war doch sicherlich sein alter Freund Leo Schneider, — seiner Zeit die Zierde des Lübecker Stadttheaters! Klaus lächelte. Er erinnerte sich plötzlich, daß Leo ihm noch fünf Thaler schuldig war, die er ihm auf der Bahn geliehen, weil Leo die Ueberfracht des Gepäcks in seinem Voranschlage vergessen und demzufolge auch einen zu geringen Vorschuß von seinem Director erbeten und erhalten hatte. Die Erinnerung an diese Geringfügigkeit überbrückte wie mit einem Schlage die weite Kluft der zeitlichen und örtlichen Entfernung. Klaus fühlte sich plötzlich wieder heimisch. Er freute sich aufrichtig auf das Wiedersehn.

Klaus hatte die Adresse des alten Freundes ohne Mühe vom Portier des Kaiserhofs erfahren und sich, nachdem er sich erfrischt und gestärkt, sogleich zu diesem begeben. Er hatte Schneider in tiefstem Negligée auf der Chaiselongue ausgestreckt gefunden, die Rolle überlesend, die er in der auf übermorgen angesetzten Wohlthätigkeitsvorstellung spielen sollte. Die gegenseitige Begrüßung war herzlich und stürmisch gewesen. Leo hatte den Riesen, wie er es ja auch schon den Freunden am runden Tisch erzählt hatte, ganz unverändert gefunden; nur war er ihm noch freundlicher als früher erschienen. Klaus lächelte in der That recht vergnügt; er dachte unwillkürlich an die letzte Begegnung mit Leo, an dessen peinliche Ueberraschung durch die Ueberfracht und an die fünf Thaler.

Also Klaus wollte seines Lebens nun froh werden, wollte genießen, wollte sich amüsiren? Nun, da war er ja gerade hier am rechten Ort, und Leo würde sein Mentor sein. Berlin sei ja nicht mehr das langweilige Nest von ehedem, das von der Großstadt nur das Aeußerliche geborgt habe: die langen Straßen, die weiten Plätze und hohen Häuser. Jetzt sei das großstädtische Leben hier erwacht. Jetzt werde hier ein Luxus in Wohnungen, Einrichtungen, Toiletten und Gesellschaften entfaltet, der hinter dem der Weltstädte Paris und London nicht zurückstehe; die Diners bei den Commercienräthen brauchten den Vergleich mit den Banketts der Pariser Millionäre

nicht zu scheuen; und Weiber gäbe es hier —! Nun Klaus werde ja Alles selbst sehen! Von dem nächtlichen Leben und Treiben könne er sich keine Vorstellung machen! Das steche sogar die nächtlichen Boulevards aus. Und was geschehe nicht Alles für die Schönheit, den Comfort und die Gesundheit der Stadt! Der Asphalt, die Canalisation, der Thiergarten, die Pferdebahn, die Wiener Cafés! Er wolle nicht zu viel sagen, aber Klaus werde staunen! Um die Rückkehr des verlornen Sohnes würdig zu feiern, wolle er gleich einige lustige Personen zusammentrommeln. Man könne dann eine Stunde oder zwei durch den Thiergarten fahren, oder sonst wohin, und den Abend mit einem solennen Liebesmahl bei Hiller oder Dressel beschließen. Bei Dressel möge ihn Klaus im Stammzimmer um 7 Uhr erwarten.

Die Ausführung dieses Programms war auf unerwartete Schwierigkeiten gestoßen, aber Klaus hatte sich in der freundlichen Gesellschaft der Herren am Stammtisch, deren jeder ihm irgend eine Sehenswürdigkeit und Eigenthümlichkeit von Berlin dringend anempfahl, zwei Stunden lang ganz vortrefflich unterhalten. Das Gespräch nahm allmählich ein etwas bedächtigeres Tempo an, der eine und andere der Herren empfahl sich, und Leos Zuversicht, daß es eine Kleinigkeit sein werde, dem Gaste einen guten Begriff von der Großartigkeit der Hauptstadt beizubringen, gerieth einigermaßen in's Schwanken.

„Aber du meine Güte!“ rief er aus, „wir können doch hier unmöglich den ganzen Abend zu unserm Specialvergnügen Sect trinken und uns Geschichten erzählen! Irgendwo muß doch irgend etwas los sein! Edi! den Vergnügungs-Anzeiger!“

„Wie steht's denn mit der Walhalla?“ fragte Klaus. „Ich habe vorhin, als ich auf Dich wartete, ein Programm gelesen, das viel zu versprechen schien: Bauchredner, Akrobaten, Velocipedefahrer, Chansonettensängerinnen.“

„Die Walhalla! Natürlich! daß ich daran nicht gleich gedacht habe! Die Walhalla ist überhaupt das einzige Kunstinstitut der Hauptstadt, das auf der Höhe seiner Aufgabe steht!“ Er sah nach der Uhr. „Ein Viertel auf Zehn. Wir kommen gerade recht. Edi, einen Schnellsegler erster Klasse, aber flink — ich sehe Sie schon nicht mehr.“

Klaus war keineswegs so blasirt, wie man es dem weitgereisten Manne hätte zutrauen können. Mit dem naiven Erstaunen und der harmlosen Freude des Provinzialen sah er den halsbrecherischen Productionen der Akrobaten und den Verrenkungen der Kautschukmänner zu. Die Künstler auf der Bühne interessirten ihn weit mehr als die bekannten Persönlichkeiten und hauptstädtischen Typen in den Logen, auf die Leo ihn mit orientirenden Bemerkungen aufmerksam machte.

„Sieh' Dir einmal den schlanken jungen Mann uns gegenüber an! Den da, mit kleinem Stoffhut und hellgrauem Rock! Mehr nach rechts . . . uns gerade gegenüber! So! Den hochaufgeschossenen Brünetten meine ich! Das ist der Prinz Demeter Strusa — ein Rumäne, der bei unsern Dragonern steht. Ein ausgezeichneter Reiter und schneidiger Offizier, der Liebling unserer

kleinen Schauspielerinnen . . . Einer meiner Bekannten . . . Soll ich Dich vorstellen?"

„Wozu? . . . Wer ist das?" setzte er gleich hinzu, indem er auf die Bühne wies und darauf den Theaterzettel zur Hand nahm.

Auf die Bretter trat ein hübsches Mädchen in extravaganter Toilette, — in einer Tracht, die keinem Lande, keiner Epoche und keiner Saison angehörte. Die Künstlerin trug ein ganz kurzes und sehr tief ausgeschnittenes Kleid aus lichtblauem Atlas, das kaum bis zum Knie herabreichte und von dem schönen Wuchse so viel wie irgend möglich zeigte, beinahe etwas mehr, als erlaubt war. Die Taille hatte einen dunkelblauen, mit silbernen Husarenschnüren verzierten Einsatz und war seltsamerweise mit Schwanenpelz besetzt. Auf der linken Brust hatte sie ein übergroßes Bouquet frischer Rosen befestigt. Die auffallend kleinen Füße staken in gleichfalls lichtblauen Atlasstiefeln mit hohen rothen Hacken. Auf den Kopf hatte sie ein kleines mittelalterliches Barett aus scharlachrothem Sammet gestülpt, und in der Hand trug sie einen buntfarbigen Federfächer. Das ganze Costüm war so unsinnig und stilwidrig wie nur möglich, aber die Person sah trotzdem allerliebst darin aus. Sie hatte ein interessantes Gesicht: ihre Augen waren tiefbraun, die Haare sehr üppig und blauschwarz, die Augenbrauen ungewöhnlich stark, der Mund von entzückender Frische. Sie hatte sich offenbar nur wenig geschminkt. Das Gesicht hatte dieselbe kamelienweiße Färbung wie der Busen, Nacken und die völlig entblößten Arme. Die Figur war überaus zierlich und anmuthig.

Ihr Auftreten hatte eine Sicherheit und Keckheit, die beinahe herausfordernd waren. Gleichwohl konnte man schon an den bescheidenen Lettern, in denen ihr Name auf dem Programm gesetzt war, erkennen, daß sie nicht zu den Sternen der Walhalla gerechnet wurde. „Kathi Schöne. Oesterreichische und ungarische Lieder," stand auf dem Zettel.

„Wer das ist?" wiederholte Leo. „Kenne ich nicht! Irgend eine Chansonettensängerin. Kathi Schöne?" sagte er, nachdem er den Zettel gelesen. „Wie gesagt, kenne ich nicht."

„Ein brillantes Frauenzimmer," sagte Klaus.

„Sehr fesch!" bestätigte Leo.

Während das Orchester das Vorspiel eines hübschen Wiener Gassenhauers vortrug, hatte sich Kathi, die sich beständig fächelte, in der Mitte der Bühne dicht hinter den Souffleurkasten gestellt, und von da aus prüfende Blicke auf die bevorzugten Plätze geworfen. Sie lächelte einige Mal vielsagend, vielleicht blos um die schönen Zähne zu zeigen, vielleicht aber auch um einen Bekannten zu begrüßen. Als sie zur Loge des walachischen Prinzen hinüberblickte, lächelte sie nicht blos, sondern schloß auch auf einen Moment wie zu stummem Gruß die Augen. Klaus beobachtete das ganz genau, und es verdroß ihn, er wußte selbst nicht weshalb. Er wartete vergeblich darauf, daß sie sich zu ihm herüberwenden würde. Er rückte etwas vor, stemmte

den Ellbogen des linken Armes auf die Logenbrüstung, stützte die Wange auf die Hand, öffnete ein wenig den Mund und athmete langsam und tief.

Sie sang ein lustiges Wiener Lied. Klaus verstand zwar nur einzelne Wörter, aber es schien eine Verherrlichung des Walzers zu sein, dessen echte Poesie nur von echtem Wiener Blute gewürdigt werden könne. Sie sang es mit nicht unangenehmer Stimme, rein naturalistisch, ohne alle Schulung, aber mit einer gewissen schalkhaften Flottheit, die Klaus wahrhaft entzückte. Während des ersten getragenen Theils machte sie dieselben widersinnigen und conventionellen Bewegungen wie alle andere Chansonettensängerinnen, bein Einsatz des drallen Rhythmus aber, in dem der Refrain gehalten war, erwachte plötzlich ein eigenartiges Leben in ihr, und eine übermüthige natürliche Drolligkeit sprach aus jedem Ton ihrer Kehle, aus jedem blinzelnden Blicke ihrer schlauen Augen und jeder Bewegung ihrer zierlichen Gliedmaßen. Alles prickelte und zuckte in der hübschen Erscheinung. Der Refrain wirkte wie eine klingende Verheißung unsagbarer Lustigkeiten.

Man klatschte, wie man nach anderen Kunstleistungen geklatscht hatte. Aber Klaus schlug seine breiten Handflächen mit solcher Heftigkeit und Ausdauer auf einander, daß die zunächst Sitzenden lächelten, daß auch Kathi der Kraftäußerungen des blonden Riesen gewahr wurde, einen besonders verbindlichen und artigen Gruß nach seiner Loge hinübersandte und schließlich, da Klaus durch seine Unermüdlichkeit den Beifall des Publicums schürte und unterhielt, wieder vortrat und noch ein Lied zugab. Ihr Gesicht, das bisher seine lächelnde Freundlichkeit bewahrt hatte, nahm plötzlich einen sehr wehmüthigen, schmerzhaften Ausdruck an, und im zitternden Pianissimo begann sie die reizende Melodie von Koschat, Moizis Klage, vorzutragen:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin ich,
Wie der Stein auf der Straßen,
Mein Bursch vergißt mich.
Drum geh ich zum Kirchlein,
Zum Kirchlein hinaus,
Dort knie ich mich nieder,
Und wein' mich halt aus."

Keine Hand regte sich. Es herrschte im Publicum eine Stimmung, die man beinahe andächtig hätte nennen können. Leo wollte Klaus irgend eine Bemerkung zuflüstern; dieser machte aber eine heftig abwehrende Bewegung und verzog unwillig die Stirn. Leo verzichtete ohne Ueberwindung. Kathi sang den Schlußvers:

„Im Wald steht ein Bäumchen,
Das grünt's ganze Jahr.
Da hat er mir's g'schworen,
Wir würden ein Paar.
Dorthin zieht's mich allweil,
Dorthin ist mein Sinn.
Dort merk' ich recht deutlich,
Wie verlassen ich bin."

Kathi sah tief unglücklich aus, und die Stimme klang wie unterdrücktes melodisches Schluchzen. Nachdem der letzte Ton verklungen war, nahm ihr Gesicht sofort wieder den unbefangenen, schelmischen Ausdruck von vorher an, und sich noch allen Seiten freundlich verneigend, hüpfte sie im Tanzschritt in die Coulisse. Und nun war der Beifall rauschend und allgemein. Kathi wurde zwei, dreimal hervorgerufen. Sie lächelte immer freundlicher und machte mit dem Kopfe eine bescheiden ablehnende Bewegung, als wolle sie sagen: die Ehre sei ja ganz unverdient; und als weiter geklatscht wurde, bedeutete sie durch Achselzucken und einen Blick auf den Kapellmeister, daß sie auf diese Auszeichnung nicht vorbereitet gewesen sei und nichts mehr vorzutragen habe. Klaus applaudirte zwar noch weiter, aber nun erhob sich Widerspruch, und er mußte die Partie aufgeben.

„Ich hätte viel darum gegeben, wenn sie das Lied noch einmal gesungen hätte", sagte er zu Leo. „Wie war's gleich? ‚Verlassen ... wie der Stein auf der Straßen ...' Und es ist eine entzückende Person, dieses Fräulein Schöne. Ob es denn keine Möglichkeit giebt, ihre Bekanntschaft zu machen?"

„Nichts einfacher als das," erwiderte Leo. „Ich will sie einladen, mit uns zu Abend zu essen."

„Wird sie die Einladung so ohne Weiteres annehmen?"

„Weshalb nicht?"

„Schade! Aber es würde mir doch großes Vergnügen machen."

Leo ließ sich vom Kellner einen Briefumschlag geben, schrieb auf seine Karte einige Worte, adressirte dieselbe an „Fräulein Kathi Schöne. Eilt." und schickte damit den Kellner, der an derartige Bestellungen schon gewöhnt zu sein schien, in die Damengarderobe. Dieser kam auch sehr bald mit dem Bescheide zurück. Klaus beugte sich neugierig hinüber, um die Antwort gleich zu lesen: „Leider unmöglich. Habe für heute bereits eine Einladung angenommen." „Bereits" war mit einem z geschrieben.

Klaus war sehr ungehalten. Nun hatte er sich einmal wirklich auf Etwas gefreut, und nun wurde wieder nichts daraus! Auf diese Personen sei kein Verlaß. Sie seien überall dieselben. Er wurde ganz pathetisch und war nicht abgeneigt, ein sehr hartes und ungerechtes Urtheil über das ganze Weibervolk zu fällen, als Leo ihn mit dem sehr berechtigten Einwurfe unterbrach:

„Aber Du kannst doch unmöglich verlangen, daß Fräulein Kathi Schöne wartet, bis der ihr unbekannte Herr Klaus Bewer aus Sumatra in Berlin eintrifft, um mit ihr soupiren zu gehen."

„Du hast Recht," sagte Klaus mit verändertem Tone; und nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „Wenn es Dir recht ist, wollen wir gehen. Die Geschichte hier fängt an mich zu langweilen."

Die Beiden erhoben sich und wandten sich dem Ausgange zu.

„Ich möchte wohl wissen", sagte Klaus, „mit wem die Dame zu Abend speist."

„Wir können sie ja fragen."

„Wieso?"

Leo sah erstaunt auf.

„Wieso?" wiederholte er. „Nun, wir gehen eben zu ihr und fragen sie."

„Morgen?"

„Nein, gleich! Komm nur!"

Leo machte es einiges Vergnügen, sich seinem Freunde in diesem Augenblicke einmal in seiner Würde als Königlicher Hofschauspieler zu zeigen. Er wandte sich entschlossen um und ging mit der Sicherheit des Ortskundigen auf die kleine Thür am Ende des Ganges zu, die er trotz der Aufschrift „Verbotener Eingang" unbekümmert öffnete. Die Beiden traten auf die Bretter. Es herrschte eine furchtbare Temperatur. Die Hitze war fast unerträglich, und die Luft von allen möglichen unangenehmen Gerüchen erfüllt. Sie gingen bei einer aus sechs Personen bestehenden Akrobatenfamilie, die sich zum Auftreten anschickten, vorüber. Dem kleinsten Mitgliede derselben, einen kaum sechsjährigen Knaben, der in seinem burlesken Kostüm als Clown mit weiß angestrichenem Gesicht und purpurrother Perrücke mitleiderweckend in die Welt blickte, klopfte Klaus im Vorbeigehen väterlich den Scheitel. Der kleine Junge sah erstaunt auf.

In demselben Augenblick aber sprang auch schon die ganze Bande mit wildem Geheul auf die helle Bühne, und lauter Beifall begrüßte sie. Leo wurde von dem Regisseur erkannt und mit einer gewissen respectvollen Collegialität begrüßt. Der Regisseur Fechter macht sich ein Vergnügen daraus, den Collegen vom Hoftheater über eine halsbrecherische Treppe vor die Garderobenthür zu führen. Da die seriöse Primadonna, mit der Kathi das Ankleidezimmer theilte, ihr Pensum bereits erledigt und das Theater verlassen hatte, so war die Chansonettensängerin allein.

„Fräulein Schöne!" rief Fechter, nachdem er an die Thür geklopft hatte, „sind Sie bald fertig?"

„Gleich!" antwortete es von innen. „Was ist denn los?"

Klaus empfand, als er das wohltönende Organ hörte, eine unwillkürliche Bewegung.

„Ein Herr, ein College von mir, möchte Ihnen ein Wort sagen."

„Schön! Ich bin gleich parat. Nur einen Augenblick!"

Die Drei warteten kurze Zeit an der Thür. Leo erkundigte sich nach den Einnahmen und Fechter antwortete mit Stolz, daß sich das Theater in letzterer Zeit — seitdem er die Regie führe und Ordnung und Disciplin hineingebracht habe, — zu einer bisher nicht dagewesenen Prosperität herausgearbeitet habe. Er deutete gleichzeitig an, daß er hier eigentlich nicht am rechten Orte sei. Er stehe auch in Unterhandlung mit einem größeren Hoftheater, das ihm gestatten werde, sein eigentliches Können, sein Talent als Regisseur klassischer Werke, zu erweisen. Klaus hörte kein Wort von dem, was die Kunstjünger einander erzählten, er hörte nur die trippelnden, schnellen

Schritte in der Garderobe. Der Riegel wurde zurückgeschoben, die Klinke herabgedrückt, die Thür ging auf, und Kathi stand vor den Herren. Sie sah in der bürgerlichen Tracht noch viel hübscher aus. Das dunkelfarbige Sommerkleid mit dem weißen Stehkragen, um den kokett ein Herrenshlips in großer Matrosenschleife geschlungen war, kleidete sie allerliebst. Sie hatte sich abgeschminkt, und der wundervoll mattweiße Teint zeigte sich nun in seiner vollen Pracht.

„Ich hab's mir gleich gedacht, daß Sie es sind!" sagte sie zu Klaus. „Herr Gott! können Sie klatschen! Sie bestelle ich mir gewiß zu meinem Benefiz . . . Beliebt's den Herren, hereinzuspazieren?" setzte sie hinzu.

Kathi sprach den unverfälschten Wiener Dialekt. Klaus hatte Mühe, Alles zu verstehen, aber die eigenthümlichen Laute, der Stimmfall und Wohlklang des Organs wirkten auf sein Ohr einschmeichlerisch und reizvoll wie eine zarte Melodie. Er lächelte vor Wohlbehagen. Er achtete nicht auf die Ungemüthlichkeit des kleinen Zimmers, in das er mit den andern trat; die Hitze, die ihm dicke Schweißtropfen auf die Stirn trieb, belästigte ihn ebenso wenig, wie die durch die drei großen Gasflammen gründlich verdorbene Luft, in der er kaum athmen konnte.

„Wissen Sie, liebes Kind," begann Leo mit einer Gemüthlichkeit, die Klaus nicht angenehm berührte, „daß Sie uns durch Ihre Antwort tief betrübt haben."

„Es thut mir ja auch sehr leid," gab Kathi zur Antwort. „Aber es geht eben beim besten Willen nicht; die Levini ist mit dem Baron von Albersdorff schon voraus — (es war die Primadonna, und sie hieß von Hause aus einfach Levi) — und nun wartet der Strusa auf mich. Wir fahren in die Flora, da ist heut italienisches Nachtfest. Heute geht es also nicht, aber für morgen will ich mich frei halten."

„Nein heute!" sagte Klaus mit komischer Bestimmtheit. „Heute! Lassen Sie den Walachen mit dem Albersdorff allein fahren! Wir sind nun einmal zusammen und wollen zusammen bleiben! Ich bitte Sie herzlich darum, mein liebes Fräulein! Ich bin heute Nachmittag aus Sumatra hier angekommen und fahre morgen mit dem Frühzuge nach Sumatra zurück. Ich darf also keine Zeit verlieren, und der Walache kann warten. Wir speisen irgendwo zu Nacht, nehmen Extrapost nach Dessau, oder wohin Sie sonst wollen, amüsiren uns und lachen die Andern aus, die in der Flora auf Sie warten. Kommen Sie!"

„Eine ‚Hetz' wär's!" sagte Kathi mit einem schelmischen Ausdruck, der darauf hindeutete, daß ihr früherer Entschluß doch nicht ganz unerschütterlich war. Es schien ihr namentlich einzuleuchten, daß es ein guter Spaß sei, die anderen aufsitzen zu lassen.

„Sie müssen kommen!" wiederholte Klaus eindringlich. Leo secundirte geschickt, und als auch der Regisseur, der dem Collegen zu Gefallen sein wollte, seine Autorität zu Gunsten der Petenten geltend machte und Kathi vorstellte, daß es gar nichts schade, wenn der Walache in dem Glauben an

seine Unwiderstehlichkeit erschüttert werde, rief die Sängerin mit einer sehr übermüthigen Geberde, indem sie mit der Rechten ein Schnippchen schlug, lustig aus:

„Gut denn! Ich komme mit. Es wird eine „Hetz'!"

Sie schob einige Bekleidungsgegenstände, die noch auf dem Stuhle lagen, mit der Hand bei Seite und ließ sie gleichgültig auf die unsaubern Dielen fallen, setzte sich an den Toilettentisch, auf dem sie sich ein Plätzchen für ein Billet frei machte, und schrieb sehr schnell in den leichtsinnigsten Schriftzügen: „Durchlaucht! Ich darf nicht. Meine Tante erlaubt's nicht. Ein andermal.
K. S."

„Das müssen Sie in zehn Minuten in die Loge schicken, Fechter!" sagte sie, während sie die Zeilen lachend dem Regisseur übergab. Sie betupfte sich mit Poudre de Riz, setzte ihren Hut auf und legte gemächlich ihren Arm in den des Riesen, der in diesem Augenblicke sich glücklicher fühlte, als er vielleicht je gewesen war.

„Nun, aber schnell!" rief Kathi. Der Regisseur wurde von dem Paare flüchtig begrüßt, Leo reichte ihm die Hand. Die Beiden stiegen die steile Treppe herab. Leo folgte ihnen. Kathi beugte sich noch einmal hinter dem Schutze einer Coulisse nach vorn, um sich zu überzeugen, daß Prinz Strusa die Loge nicht verlassen habe, und während stürmischer Applaus im Zuschauerraume den Productionen der Akrobatenfamilie lohnte, verließen die Drei die stickige, dunstige Luft des Theaters. Klaus drückte schüchtern und ganz leise den Arm des anmuthigen Geschöpfes, der sich auf den seinen stützte. Kathi schien es entweder nicht zu bemerken, oder nicht bemerken zu wollen.

Der Abend war schön und frisch, im Verhältniß zu der Gluth, die auf der Bühne und in der Garderobe geherrscht hatte, beinahe kalt. Es überlief Kathi ein fröstelnder Schauer, als sie in die kühle Luft trat, sie zog die Achseln in die Höhe und schmiegte sich unbefangen enger an Klaus an. Klaus drückte wiederum den hübschen Arm.

„Nicht doch!" sagte jetzt Kathi recht gemüthlich und ohne alle Zimperlichkeit, während sie mit dem Fächer den Arm des Riesen leise klopfte. „Wohin soll es gehen?" fragte sie in demselben Athem.

„Wohin Sie befehlen!" versetzte Klaus. „Ich weiß hier nicht Bescheid."

„Zu Thiele nach Charlottenburg," schlug Leo vor.

„Meinetwegen," stimmte Kathi zu.

„Also zu Thiele nach Charlottenburg!" sagte Klaus dem Kutscher.

Während der Fahrt über das Pflaster der Stadt und durch den Sand der Chaussee wurde nicht viel gesprochen. Klaus ließ keinen Blick von dem hübschen Mädchen, das sich bequem in die Ecke gedrückt hatte und mit der Spitze des vorgestreckten Fußes den Rücksitz streifte. Klaus wartete verlangend von einer Laterne auf die andere, und freute sich jedesmal, wenn das hellere

Gaslicht ihm gestattete, die anmuthigen Züge des blassen Gesichtes oder die Spitze des niedlichen Fußes im Fluge zu betrachten.

Der Wagen hielt an, sie gingen durch den Vorgarten, in dem ehrsame Philister ihr Bier tranken, in das Haus, und der Kellner führte sie in ein kleines im ersten Stocke gelegenes Zimmer, in dem ein Tisch mit vier Couverts gedeckt war. Klaus war Kathi beim Ablegen des Hutes behülflich, und Kathi ordnete vor dem Spiegel ihre dunklen Haare. Der Kellner entwarf ein möglichst kostspieliges Menu, das mit geringfügigen Abänderungen en bloc angenommen wurde, und verschwand. Leo öffnete das ehrwürdige Pianino, das durch jahrelange Mißhandlungen der Gäste sehr gelitten hatte und ganz verstimmt war; er trug in Harmonien von gewagter Einfachheit die Gavotte Ludwigs XIII. vor, offenbar weniger in der Absicht, mit seinen mäßigen musikalischen Gaben zu glänzen, als von dem Verlangen beseelt, die Beiden, die sich an den Tisch gesetzt hatten, in ihrer Unterhaltung nicht zu stören.

Die Unterhaltung war aber nicht rege. Klaus saß mit verschränkten Armen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt, Kathi gegenüber, die sich noch immer mit ihrer Toilette zu schaffen machte, und brachte kein Wort hervor. Es verlangte ihn gar nicht danach, etwas zu sagen, er war ganz zufrieden. Auf einmal streckte er ihr die breiten Flächen seiner beiden starken Hände entgegen und sah Kathi mit einem warmen und herzlichen Blicke lächelnd an. Kathi leistete der stummen Aufforderung ohne Ziererei Folge und schlug ein. Der Riese schloß die Finger und hielt die kleinen Hände lange fest; als er Miene machte, sich aufzurichten und zu Kathi hinüberzubeugen, wich diese aus und entzog ihre Hände der zärtlichen Umschließung. Gleich darauf legte sie indessen ihre Finger wieder gemüthlich auf des Riesen Hand und klopfte den Takt der Gavotte, an der sich Leo unverdrossen weiter abmühte. Sie spielte auch mit dem großen Diamanten, den Klaus am kleinen Finger der linken Hand trug, und schien sich an den funkelnden Reflexen des Steines zu freuen. Klaus zog den Ring ab und steckte ihn auf Kathis Zeigefinger. Beide lachten über die Größe des Ringes und die Kleinheit des Fingers. Kathi streifte ihn wieder ab und hielt ihn Klaus hin. Dieser schüttelte den Kopf.

„Behalten Sie den Ring,“ sagte er leise. „Mir zu Liebe! Und zum Andenken an mich. Ich möchte Ihnen so gern etwas schenken. Ich bitte Sie!“

Kathi wurde auf einen Augenblick wirklich verlegen. Sie sah den Ring an und war erfahren genug, um zu wissen, daß Klaus ihr da ein sehr kostbares Geschenk machen wollte. Sie blickte zu Klaus auf. Sein Auge hatte den Ausdruck rührender Treue und aufrichtiger Bitte.

„Aber das geht doch nicht!“ sagte sie ebenso leise, wenn auch nicht ganz ebenso treuherzig.

„Ich bitte Sie darum,“ bekräftigte Klaus mit eindringlicher Zärtlichkeit. „Sie machen mir eine wirkliche Freude.“

Kathi fühlte das Bedürfniß sich noch etwas mehr nöthigen zu lassen. „Wie darf ich denn ein so werthvolles Geschenk von Ihnen annehmen? Wir kennen uns ja noch gar nicht.“

„Wir kennen uns nicht, aber Sie gefallen mir, Fräulein Kathi! Das möchte ich Ihnen auf irgend eine Art zeigen. Machen Sie doch nicht so viel Aufhebens von der Kleinigkeit. Sie haben mir durch Annahme meiner Einladung schon eine große Freude gemacht, bereiten Sie mir noch die weitere Freude, mir zu gestatten, mich Ihnen dafür dankbar zu zeigen.“

„Nun, wenn Sie's wirklich wollen und gewiß nicht bereuen, dann danke ich Ihnen herzlich! Der Stein ist wundervoll! Ich freue mich unendlich darüber! Das hätte ich mir nicht träumen lassen, daß mir heut noch eine solche Ueberraschung bevorstünde! Wirklich prachtvoll!“

Sie trat wieder vor den Spiegel, löste die Schleife ihrer Cravatte und verknüpfte den Ring darin, dessen buntfarbige Strahlen nun noch feuriger zu erglänzen schienen. Kathi war aufrichtig erfreut, Klaus war glücklich darüber, und Leo spielte die Gavotte mit gefühlvollstem Ausdrucke.

„Reisen Sie wirklich morgen ab?“ fragte Kathi, während sie sich wieder auf ihren Platz setzte und das Kinn gegen den Hals drückte, um das Gefunkel des Steines zu sehen.

„Das hängt ganz von Ihnen ab.“

„Von mir?“

„Nur von Ihnen. Ich komme aus der Fremde und bin jetzt heimatlos. Ich habe keine bestimmten Pläne. Da, wo es mir gefällt, will ich bleiben. Hier würde es mir gefallen, wenn Sie in meiner Gesellschaft bleiben wollten. Können Sie sich dazu nicht entschließen, nun, so ziehe ich weiter.“

„Wie Sie nur so reden können! Sie machen sich gewiß lustig über mich?“

„Wahrhaftig nicht! Wie soll ich's Ihnen nur klar machen, ohne lächerlich zu werden? Ich bin unbeholfen im Ausdrucke und kann gewisse Dinge schlecht sagen. Aber Sie können mich ja auch schon so verstehen, wenn Sie nur wollen! Sie gefallen mir, ich freue mich, wenn ich Sie ansehe, und ich mag nicht daran denken, daß ich wieder allein sein soll. Brauche ich noch mehr zu sagen?“

Der mit den Speisen und Getränken eintretende Kellner überhob Kathi der Schwierigkeit zu antworten. Leo, der fünfmal die Gavotte abgespielt hatte, erhob sich mit einem Stoßseufzer.

„Endlich!“ rief er aus. „Und Gott sei Dank! Kinder, ich werde Euch durch meinen Appetit imponiren“, sagte er, während er sich niedersetzte und die Serviette auseinanderfaltete.

Und er hielt Wort. Er nahm eine tüchtige Portion, die er mit sichtlichem Behagen aufzehrte, während Kathi wenig aß und Klaus gar nichts. Mitten im Kauen bemerkte Leo doch die Wanderung, die der schöne Ring

von Klaus' Finger zu Kathis Halse gemacht hatte, und während er ein neues Stück auf die Gabel spießte, sagte er mit blinzelndem Auge: „Alle Achtung!“ Leo allein trug die Kosten der Unterhaltung. Er erzählte, während er fröhlich weiterspeiste und ein Glas um das andere leerte, allerhand Schnurren.

Kathi war seit einiger Zeit verstummt. Sie empfand eine gewisse Befangenheit und wußte nicht recht, was sie aus dem großen blonden Manne machen sollte, der in einem ganz ungewohnten Tone zu ihr sprach.

In diesem Tone lag so etwas merkwürdig Respectvolles und Ernstes; er sprach so ganz anders als der walachische Prinz z. B., der sich zwar auch keine unerlaubten Freiheiten ihr gegenüber herausnehmen durfte, der aber immer nur in burschikos familiärer Weise mit ihr redete und nie ein Wort sagte, über das sie auch nur einen Augenblick nachgedacht hätte. Sie machte plötzlich die Wahrnehmung, daß sie überhaupt niemals nachdachte und noch weniger vordachte. Und jetzt kam es ihr zum Bewußtsein, daß sie über das eigenthümliche Wesen des Riesen grübelte, etwas Räthselhaftes zu deuten suchte und sich auch schon um Dinge, die etwa kommen mochten, kümmerte. Und wie plötzlich das Alles gekommen war! Eine solche Stimmung, wie die, von der sie beherrscht wurde, war ihr etwas ganz Fremdes — ein wundersames Gemisch von unbehaglicher Neugier und freudigem Staunen. Also war sie doch nicht ganz so oberflächlich, wie sie es selbst bisher geglaubt hatte? Also war doch noch etwas Tieferes in ihr, von dem sie selbst nichts gewußt, das bis zu dieser Stunde niemand zu heben auch nur versucht hatte? Wie kam gerade dieser fremde Mann dazu, diese Saiten zu rühren?

Sie betrachtete Klaus mit langen forschenden Blicken. Jetzt erst freute sie sich über die schöne Männlichkeit der Erscheinung, sie empfand etwas wie Stolz, daß dieser große starke Mann ihr, dem zarten schmächtigen Weibe, gegenüber so demüthig und wehrlos erschien, und sie sagte plötzlich, indem sie das Glas erhob und an das seinige stieß: „Sie sollten bei uns bleiben!“

„Ich bleibe, wenn Sie es wünschen,“ sagte Klaus, indem er ihr tief in's Auge blickte und darauf das Glas bis auf die Nagelprobe leerte.

Leo war ein discreter Mensch, und da sein Appetit gestillt war, erhob er sich ruhig und setzte sich wieder an das Klavier, um nun mit der „schönen blauen Donau“ sein Glück zu versuchen. Klaus setzte sich neben Kathi auf das Sopha und ergriff ihre Hand.

„Ich bleibe,“ wiederholte er, „so lange Sie wollen! Ich will nicht pathetisch werden,“ setzte er leise hinzu, „aber ich muß Ihnen sagen, daß ich seit Jahren nicht so froh und beglückt gewesen bin wie jetzt, an Ihrer Seite. Wir kennen uns nicht, das ist wahr! Aber was beweist das? Ich brauche von Ihnen nicht mehr zu wissen, als was ich schon weiß. Ich habe mich nach etwas Unbekanntem gesehnt, und mir ist's, als hätte ich es nun gefunden. Das ist Alles, was ich jetzt fühle, und Alles, was ich Ihnen sagen kann. Wie das Alles so mit Einem Schlage gekommen ist, — ich weiß es selbst nicht. Ist es Ihr Blick, Ihr Wuchs, ist es der bezaubernde Klang Ihrer

Stimme, ist es vielleicht nur der sonderbare Reiz Ihres Dialektes? Ich frage mich vergeblich und finde keine Antwort. Ich weiß nur, daß Sie mich jetzt glücklich machen und daß ich vor dem Augenblicke, da ich von Ihnen scheiden muß, bange."

Kathi hörte mit wachsendem Vergnügen zu, wußte aber nichts weiter zu erwidern als das eine Wort: „Merkwürdig!"

Sie entzog langsam ihre Hand, erhob sich und ging an das Klavier, dessen Tasten Leo noch immer mit andauernder Unbarmherzigkeit schlug.

Sie klopfte Leo auf die Schulter und löste ihn ab. Kathi spielte mit geringer Fertigkeit, aber sehr musikalisch. Unaufgefordert sang sie mit heller Stimme ein österreichisches Lied um das andere. Klaus war ganz entzückt. Er dachte an den heißen Sonntag auf Sumatra, an dem in dem verdunkelten Zimmer der Plan seiner Rückkehr nach Deutschland gereift war, und er sagte sich, daß nun sein Sehnen gestillt sei. Als Kathi endlich mit tiefem Ausdruck das wehmüthige Kärntner Lied von dem verlassenen Mädchen noch einmal vertrug, da wären ihm gewiß die Thränen in's Auge getreten, wenn er sich nicht vor Leo, der gerade sein Glas abermals füllte, geschämt hätte. Das einfache volksthümliche Bild: „verlassen wie der Stein auf der Straßen" machte wiederum einen ganz wundersamen Eindruck auf ihn und prägte sich tief ein. Die letzten Worte:

„Da merk' ich recht deutlich,
Wie verlassen ich bin!"

waren kaum verhallt, als lautes Sprechen und Gepolter im Nebenzimmer die Ankunft neuer Gäste ankündigte. Die schwachen Wände gestatteten, sogar die einzelnen Stimmen der lärmenden Gesellschaft zu unterscheiden. Kathi hatte aufgehorcht.

„Strusa, der Albersdorff und die Levini!" sagte sie halblaut. „Die Gesellschaft aus der Flora . . . Wir wollen gehen!"

Klaus verlangte die Rechnung, Kathi setzte ihren Hut auf, und freute sich abermals, als sie im Spiegel den Diamanten funkeln sah.

Es währte einige Zeit, bis der Kellner die Rechnung brachte, und die drei, die zum Aufbruch vollkommen bereit waren, setzten sich noch einmal. Nebenan wurde geschrieen, gejohlt und überlaut gelacht. Sie sprachen kein Wort.

„Die amüsiren sich", sagte sich Kathi, nicht ohne ein gewisses falsches Pathos — „amüsiren sich auf ihre Weise. Dasselbe Vergnügen war mir bestimmt gewesen. Wir haben nicht gelacht, aber ich bin mit dem Abend doch zufrieden." Ja, sie war gewiß mit dem Abend zufrieden. Wenn sie aber die Frage: ob sie sich in der Gesellschaft der Levini nicht besser unterhalten haben würde, in aller Aufrichtigkeit beantwortet hätte — wer weiß, wie dann die Antwort gelautet hätte?

Sie gingen, nachdem die Note regulirt war, schnell am Nebenzimmer vorbei und fuhren in der frischen Sommernacht der Stadt zu.

Vor dem Hause Zimmerstraße 99 verabschiedete sich Klaus von Kathi. Sie hatte ihm erlaubt, ihr am anderen Tage einen Besuch zu machen.

Als der Schlüssel von innen aus dem Schlosse gezogen war, und Klaus noch einen Augenblick stehen blieb, um zu hören, wie sich Kathi entfernte, sagte Leo: „Komm! — Was haben wir hier noch zu suchen? In der hübschen Person habe ich mich gründlich getäuscht! Ich dachte, wir würden lachen! Aber aus der ist ja kein Wort herauszubringen. Sitzt da wie eine Diakonissin am Krankenbett, und das nennt sie eine ‚Hetz!‘ Es thut mir leid, daß ich Dir nichts Besseres habe vorsetzen können.“

„Sage kein Wort mehr!“ sagte Klaus sehr freundlich, indem er Leos Arm in den seinen legte. „Du hast Deine Sache gut gemacht! Ich bin zufrieden mit Dir, mein Sohn!

„Dann sind Deine Ansprüche bescheiden. Hübsch ist sie ja! Aber urlangweilig!“

„Höre, Leo“, nahm Klaus nach einer kurzen Pause das Wort, während sie langsam durch die menschenleere Straße gingen, — es war inzwischen ein Uhr Morgens geworden — „Du wirst mich auslachen, aber daraus mache ich mir nichts. Es ist mir ganz klar geworden: ich bin in Fräulein Schöne bis über die Ohren verliebt, und ich weiß daher, was ich zu thun habe. Ich bin kein Kind mehr. Ich habe Mädchen und Frauen zu Dutzenden kennen gelernt — aus allen Ständen, aus allen Ländern — noch nie hat ein Weib einen solchen Eindruck auf mich gemacht. Wenn ich mir nicht sagte, daß es ein Unsinn ist, so ließe ich jetzt das Haus aufsperren und würde zufrieden sein, wenn ich vor Ihrer Thür wachen könnte, nur um ihr nahe zu sein. Das klingt kindisch und thöricht. Es ist mir einerlei. Ich bin fest entschlossen, Alles zu thun, um dieses Mädchen an mich zu fesseln. Zehn Jahre habe ich mich unter Wilden herumgeplagt, habe nicht gewußt, was es heißt das Leben genießen. Nun will ich meinen Neigungen folgen. Ich habe mich um keinen Menschen auf der weiten Gotteswelt zu kümmern, ich bin frei und unabhängig, ich brauche keiner Seele über mein Thun und Lassen Rechenschaft abzulegen. Das Weitere wirst Du Dir selbst sagen können.“

Leo war sprachlos vor Erstaunen. Er brachte nichts weiter über die Lippen als: „Um Gotteswillen!“

„Rede mir nicht darein! Wenn Du mein Freund bist, Leo, so hilf mir! Suche zu erfahren, wie es um das Vorleben des Fräulein Schöne bestellt ist.“

„Aber Klaus, so nimm doch Vernunft an! Was willst Du denn beginnen?“

„Ich bin entschlossen, Fräulein Kathi Schöne zu heirathen, wenn sie anständig ist . .“

„Und wenn sie leichtsinnig ist?“

„Aus ihr meine Geliebte zu machen! Dann gehe ich mit ihr über's Meer — meinethalben sogar nach Sumatra zurück. Aber sie soll mir gehören, mir und keinem andern!“

Bei den letzten Worten zitterte seine Stimme, und er drückte Leos Arm mit solcher Gewalt an seine Rippen, daß dieser vor Schmerz zusammenfuhr.

„Behalte einstweilen blos die letztere Eventualität vor Augen, um Dir Enttäuschungen zu ersparen“, entgegnete Leo. „Amüsire Dich mit Kathi, und wenn Du durchaus heirathen willst, heirathe eine andere! Man heirathet doch nicht so ohne Weiteres eine Dame, die durch eine bloße Laune veranlaßt worden ist, sich der Gesellschaft des Prinzen Strusa und der Signora Levini für diesen Abend zu entziehen!“

Leo hatte unzweifelhaft Recht, aber gerade das verdroß Klaus.

„Es ist eine schlechte Gewohnheit, Leuten, die man gern hat, Dinge zu sagen, von denen man weiß, daß sie unangenehm wirken müssen“, sagte Klaus ärgerlich. „Ich mag jetzt nicht an den Prinzen Strusa erinnert werden. Ich mache mir keine Illusionen darüber, daß ich mich mit Gedanken trage, die ein Spießbürger verurtheilen müßte. Aber Du, als Künstler, solltest doch begreifen, daß das Regelrechte nicht für Jedermann das Richtige ist. Ich bin dem Gedanken an die Begründung eines Hausstandes, wenn er je in mir auftauchte, immer scheu ausgewichen, weil ich dabei eben immer nur das Regelrechte als einzig mögliche Grundlage erkannte. Und wenn ich mir eine sittige, saubere Hausfrau vergegenwärtigte, mit weißem Häubchen, mit weißer Schürze und dem Schlüsselbunde, — eine Frau, die, während ich ihr von Liebe sprach, an den Küchenzettel und die große Wäsche dachte, dann überfiel mich, zugleich mit dem heiligen Respecte, den mir diese achtungswerthe Person einflößte, allemal ein geheimes Grauen, an der Seite eines solchen braven Weibes meine Tage zu beschließen.“

Sie waren am Ende der Straße angelangt, Leo wollte die Richtung nach den Linden zu einschlagen, aber Klaus behielt die Führung, überschritt mit Leo den Damm, kehrte um und ging die Zimmerstraße wieder herauf.

„Jetzt,“ fuhr er fort, „betrachte ich diese Möglichkeit eines eigenen Hausstandes von einer ganz anderen, viel freundlicheren Seite. Mir liegt nichts an Ruhe und der sogenannten Ordnung. Ich will leben und froh sein. Ich brauche keine Frau, die mir Knöpfe an die Hemden setzt, ich brauche ein heiteres Wesen, das mich anregt, das mir hübsche Lieder vorsingt, dem ich mit einer Freude, die ich Dir gar nicht beschreiben kann, zuhöre und zuhören möchte von Morgens früh bis Abends spät, dessen Anblick mir ein inniges Wohlbehagen giebt — eine Künstlernatur, eine Genossin, eine Geliebte! Ein solches Glück, das weiß ich wohl, ist nie ein ungetrübtes. Es will mit Opfern erstanden sein.“

Klaus seufzte tief auf und sagte leiser: „Mit schweren Opfern bisweilen! Aber da muß man dann Philosoph sein und sich sagen: daß es in keines Menschen Macht steht, die unabänderliche Vergangenheit zu ändern.“

Seine Stimme klang jetzt weniger zuversichtlich. Klaus blieb stehen. Sie waren an dem Hause angelangt, das Kathis Wohnung gegenüberlag. Die Straße war still. An der nächsten Ecke stand der Nachtwächter und unter-

hielt sich mit dem Collegen des benachbarten Reviers. Alle Fenster waren finster. Nur die beiden mit Gardinen verhängten Eckfenster des Hauses gegenüber waren erleuchtet.

„Das, was mich allein kümmern müßte, wäre die Reinheit der Gegenwart und der Zukunft, die mir gehören würde. Und dafür würde ich einstehen, glaube mir!“ fuhr Klaus fort, während er beständig nach den hellen Fenstern hinüberblickte. „Und kannst Du Dir denn nicht vorstellen, wie glücklich es mich machen würde, ein so schönes und liebes Mädchen aufzurichten, durch meine Sorgfalt heranzubilden, durch meine Liebe zu veredeln, gewissermaßen erst in das Leben einzuführen? Sei versichert, daß ich dieser Pflicht eingedenk sein und meine Aufgabe erfüllen würde. Du lieber Gott, wer weiß denn, wie es um die Kindheit des armen Geschöpfes bestellt gewesen ist, und welche Beispiele es vor Augen gehabt hat? Eine schlechte, verderbte Natur ist es doch wahrhaftig nicht! Da braucht man das freundliche, klare Auge nur anzusehen. So schaut kein Mädchen drein, das sich wissentlich abgewandt hat von dem, was ihm als das Rechte gezeigt worden ist. Da kann man vielleicht von einem Unglück, aber da darf man nimmermehr von einer Schuld sprechen. Und wenn ein Mensch berechtigt ist, einen freieren, rein menschlichen Standpunkt einzunehmen und milder zu urtheilen, als es die lieblose Gesellschaft zu thun pflegt, so bin ich es, der dieser Gesellschaft vollständig fern steht und ihr gar nicht nahen mag. Was will ich denn thun? Ich heirathe schlimmsten Falls eine Wittwe, die nicht verheirathet gewesen ist.“

Der Ausdruck, in dem Klaus diese Argumente vorbrachte, war viel kleinlauter als deren Sinn. Er war eben entschlossen, und fühlte nun das Bedürfniß, vor sich selbst und vor dem Freunde seinen Entschluß als einen durchaus vernünftigen zu rechtfertigen. Aber es wollte ihm doch nicht recht gelingen, sich mit seinen Beweisgründen völlig zu befreunden. Er empfand bei alledem ein gewisses Unbehagen und bedauerte, daß Leo sich in hartnäckiges Schweigen verschloß und ihn weder durch Widerspruch reizte, noch durch Zustimmung stützte. — Das Licht wurde gelöscht. Da fand Klaus das einzig richtige Wort, das Alles erklärte.

„Was soll ich Dir noch sagen,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu, während er traurig zu dem nun ganz stillen und dunkeln Hause hinüberblickte. „Ich bin eben verliebt.“

Leo veranlaßte Klaus zum Weitergehen. Klaus blickte sich noch mehrmals um und sah nach der Richtung der Fenster Kathis hinüber, die sich nun von den übrigen nicht mehr unterschieden. Am Ende der Straße angelangt, machte Leo abermals den vergeblichen Versuch, nach den Linden zu abzuschwenken, Klaus kehrte indessen wieder um und nöthigte den Freund, mit ihm die Zimmerstraße beständig auf- und abzugehen. Klaus sprach eifrig weiter. Leo, der allmälich sehr müde geworden war, hörte nur noch mit halbem Ohr. Die nächtlichen Straßenreiniger verrichteten schweigsam ihre harte Arbeit. Klaus, der sonst nicht eben an übertriebener Mittheilsamkeit litt, konnte kein

Ende finden. Als der Wächter die dritte Morgenstunde abpfiff, sah er sich das eigenthümliche Paar, das noch immer in demselben gemessenen Schlenderschritte auf dem Pflaster auf- und abspazierte, doch etwas genauer an.

Im Osten wurde es lichter. Der Tag brach schnell herein. In den Scheiben der ersten Stockwerke glitzerte der Widerschein der dunkelgoldigen Frühsonne. Die Straßenlaternen wurden gelöscht. Der Budiker beim Droschkenstande an der Ecke öffnete seinen Keller. Die Stadt erwachte langsam.

„Nun, gute Nacht!" sagte Leo, der sich endlich zu einem längst sich regenden Entschlusse ermannte; „ich bin todtmüde und kann nicht mehr! Dich hält die Liebe wach, mich nicht. Wir sehen uns ja morgen, oder vielmehr heute, Du weißt, wo Du mich findest; und wenn ich etwas erfahre, das Dich interessiren kann, so suche ich Dich auf. Lebewohl! und ruhe sanft! Heda!" rief er dem Kutscher der Nachtdroschke zu, den er derb rüttelte. „Markgrafenstraße 65. Aber trab!"

Der Kutscher gähnte, reckte und streckte sich, kletterte langsam vom Bock herunter, schnallte den längst geleerten Futtereimer ab, kletterte ebenso langsam wieder herauf und trieb den steifbeinigen alten Gaul mit einem leichten Peitschenhiebe und einem leisen Hüh! an. Klaus ging noch einmal an Kathis Hause vorüber und begab sich zu Fuß in den Kaiserhof.

Er schlief fest und traumlos. Kathi träumte indessen von dem Brasilianer aus „Pariser Leben", und als sie morgens erwachte und noch im Halbschlummer nach dem Ringe griff, den sie in den Kasten ihres Nachttisches gelegt hatte, summte sie, während sie die bunten Lichter des Steines in der Sonne spielen ließ, unwillkürlich zwischen den Zähnen die lustige Melodie:

„Bin Brasilianer und hab' Geld,
Ich komme aus der neuen Welt."

Kathi verwandte heute auf ihre Morgentoilette eine ganz besondere Sorgfalt. Sie schärfte der Wirthin, Frau Milcke, ein, das Zimmer so hübsch und sauber wie möglich herzustellen, denn sie erwarte gegen ein Uhr Besuch. Sie selbst entfernte aus den geschmacklosen Porzellanvasen die verwelkten Bouquets und legte als Schaustück auf den mit einer gehäkelten Decke bedeckten Ovaltisch vor dem Sopha ein großes Photographiealbum, in dem zwar nur wenige Bilder enthalten waren, das aber beim Oeffnen „Laßt uns scherzen" und „Den lieben langen Tag" spielte.

Es war noch nicht zwölf Uhr, als Klaus sein Zimmer verließ. Er hatte gebadet, gefrühstückt, er wußte nicht, was er mit der langen Stunde anfangen sollte. Er blieb im Hausflure stehen und las die Anschläge. Unwillkürlich suchte er zuerst nach dem Zettel der Walhalla. Das Programm war dasselbe wie am Abend vorher. Es war ihm unangenehm, daß der Name Kathi Schöne darauf stand. Und es verdroß ihn sogar, daß der Setzer für diesen Namen unansehnlichere Lettern gewählt hatte, als für den der

Vittoria Levini und der Akrobatenfamilie. Er empfand etwas wie gekränkte Eitelkeit. Er schämte sich alsbald dieser lächerlichen Regung und trat langsam aus dem Hotel auf den Platz. Er ging, ohne an etwas Bestimmtes zu denken, durch die Wilhelmstraße den Linden zu und bog rechts in der Richtung auf die Friedrichstraße ab. Es war drückend heiß. Bei der ersten Anschlagssäule blieb er indessen wieder stehen und las wiederum den Zettel der Walhalla. Er schlenderte weiter. Jetzt mußte er nahezu eine Stunde unterwegs sein. Er sah nach der Uhr. Es war 20 Minuten über Zwölf. Er blieb vor dem Schaufenster eines Juweliers stehen. Da fiel ihm ein, daß es doch ganz passend sei, wenn er Fräulein Schöne irgend eine Aufmerksamkeit erweise, und die Kleine habe sich über den Ring so gefreut, sie scheine Gefallen an Schmuck zu haben. Er trat in den Laden ein und ließ sich Verschiedenes vorlegen. Er wählte ein geschmackvolles Collier von großem Werthe, zahlte und schlenderte weiter. Ob ihr wohl Blumen Freude machen würden? Er war in der Nähe der Wilhelmstraße an einem schönen Laden vorübergekommen, ohne die herrlichen Bouquets näher zu betrachten. Daß er daran nicht gleich gedacht hatte! Es war unverantwortlich von ihm. Aber er hatte ja zum Glück noch Zeit. Er kehrte wieder um, fand den gesuchten Laden und kaufte das schönste Bouquet, das zu haben war. Mit dem großen Strauß konnte er sich nicht selbst schleppen, aber er wollte die Freude haben, ihn persönlich zu übergeben. Er ließ eine Droschke vorfahren. Es war noch immer zu früh. Vielleicht naschte die Kleine gern? Er hieß den Kutscher in langsamem Tempo die Linden und Friedrichstraße hinunterfahren. Als er bei einem Confiseur vorüberfuhr, ließ er halten und stieg aus. Er kaufte einen Korb mit verzuckerten Früchten, eine Kiste mit Chokolade von Marquis, er kaufte Bonbons und Pralinés und konnte das Lachen kaum unterdrücken, als ihm das große durch ein rosa Band zusammengehaltene Packet in die Droschke gereicht wurde. Aber er war zufrieden mit sich, und nun war die lange Stunde wirklich ungefähr zu Ende. Nun durfte er nach der Zimmerstraße fahren.

Als der Wagen hielt und Klaus die erstandenen Herrlichkeiten, die er im Wagenleder hinter dem Rücksitz geborgen hatte, zusammensuchte, mußte er wieder lächeln. Kathi, die am Fenster gewartet und gehört hatte, wie der Wagen vor der Thür anhielt, lugte hinter dem Vorhange auf den Ankommenden herab und lächelte ebenfalls, als sie den schönen Strauß und das Packet mit dem rosa Bande erblickte. Er sah flüchtig zu dem Fenster hinauf, ohne Kathi zu erspähen. Kathi sprang in das Zimmer zurück, nahm Schillers Gedichte, die sie immer las, wenn sie Besuch erwartete, zur Hand und setzte sich auf das harte Sopha. Es klingelte, die Wirthin öffnete, es klopfte an die Thür. „Herein!“ rief Kathi mit gleichgültiger Stimme, ohne aufzusehen und ohne sich in dem Genusse des Ganges nach dem Eisenhammer stören zu lassen, und Klaus trat ein. Die Wirthin schloß die Thür hinter ihm. Er kam sich mit den Blumen in der rechten, den Süßigkeiten in der linken Hand und dem Geschmeide in der Rocktasche in diesem Augenblicke selbst komisch vor.

„Ah! Herr von Bewer!“ rief Kathi freudig überrascht aus, indem sie sich erhob. „Das ist aber gescheidt!“

Und auf die Blumen deutend, fügte sie hinzu: „Doch nicht etwa für mich?“

„Für Sie! Alles für Sie!“ sagte Klaus, während er ihr den Strauß reichte und das Packet auf den Tisch legte. „Das auch!“

„Aber, wie können Sie nur!“ schmollte Kathi mit mehr Anmuth als Wahrhaftigkeit. Sie enthusiasmirte sich über die Pracht der Blumen, und hatte eine kindische Freude am Confect. Gerade das aß sie so gern, und es war ganz eigenthümlich, wie Klaus ihren Geschmack, den sie Gusto nannte, getroffen!

„Und das gehört Ihnen auch,“ sagte Klaus, während er nicht ohne eine gewisse Befangenheit das Packet aus der Rocktasche nahm.

„Aber nein“, versetzte Kathi, indem sie ihre Stimme um einige Töne herabstimmte und mit dem Ausdrucke einer ganz reizenden Verlegenheit bald auf Klaus, bald auf die eigenthümliche Form des geheimnißvollen Päckchens blickte. Mit zögernder Spielerei entfernte sie endlich die papierne Hülle. Als sie des ledernen Etuis ansichtig wurde, bedeckten sich die zarten Wangen mit leichtem Roth, und sie hob drohend den Finger auf. Sie öffnete das Etui.

„Aber ganz prachtvoll!“ rief sie in aufrichtiger Bewunderung aus. „Nein, was Sie mir damit für eine Freude machen, das kann ich Ihnen gar nicht sagen! Nein, zu schön!“

Die Levini hatte einen Schmuck, der diesem ziemlich ähnlich war. Und wie hatte Kathi die seriöse Collegin darum beneidet! Kathi setzte als selbstverständlich voraus, daß auch dieser Pariser Imitation sei. Als solcher war er ja immerhin noch kostbar genug. Als sie aber die bekannte Firma des Juweliers auf dem Etui las, wurde sie stutzig. Sie nahm das Collier behutsam heraus und prüfte es mit klopfendem Herzen. Am Schloß war richtig der Goldstempel. Sie verstand zwar nicht viel von Edelsteinen. Aber sie hatte doch den richtigen Instinct. Das Ganze machte durchaus den Eindruck des Echten. Sie hüpfte wie ein Kind durch's Zimmer und wiederholte mehrmals: „Nein, es ist zu schön, viel zu schön!“ Sie löste vor dem Spiegel die obersten Knöpfe ihres einfachen, aber sehr kleidsamen Morgenrockes und improvisirte, indem sie die beiden Enden des Obertheiles nach innen bog, einen discreten Ausschnitt. Sie legte das Halsband um und studirte dessen Wirkung zum heitern und ernsten Gesichtsausdruck.

„Sind Sie mir denn wirklich so gut?“ fragte sie, während sie sich Klaus zuwandte und ihm die Hände entgegenstreckte.

„Ja“, erwiderte Klaus. Er zog sie sanft an sich. Sie sträubte sich nicht mehr. Er faßte den kleinen Kopf in seine beiden großen Hände und gab ihr den ersten andächtigen Kuß auf die Stirn. Als er die zarte Gestalt an seiner Brust fühlte, und fühlte, wie sich behutsam ihr Arm um seine Hüfte legte, da hätte ihm das Herz vor Wonne springen mögen. Er

ließ lange seine Lippen auf der Stirn des geliebten Mädchens ruhen und athmete tief und schwer.

„Ich hab' Sie ja auch so gern", flüsterte Kathi. Sie sprach nicht die Unwahrheit. So herzlich und so respectvoll hatte noch Keiner mit ihr verkehrt. Es war ihr ganz klar, daß Klaus Anderes für sie empfand als die Andern.

„Wenn das wahr, und wenn es Ihnen ernst ist, dann bleiben wir zusammen", rief Klaus. „Hören Sie mich an, Kathi! Ich bin nicht der Mann des langsamen Abwägens, aber ich handle auch nicht unüberlegt und weiß sehr wohl, was ich sage und thue. Ich habe Sie von Herzen lieb! Sie haben es mir angethan, Sie allein können mich glücklich machen. Wenn Sie Ihr Herz nicht vergeben haben und es mit Ihrem Gewissen vereinbaren können, einem anständigen Manne, der Ihnen seine Liebe und sein vollstes Vertrauen entgegenbringt, die Hand zu reichen, so schlagen Sie ein!"

Kathi verstand nur halb, verstand nur die Liebeserklärung; den Heirathsantrag verstand sie nicht.

„Nur nicht so stürmisch!" sagte sie lächelnd. „Ich habe keinen Andern lieb, und Sie bleiben ja hier? Wir werden uns ja noch besser kennen lernen und sehen, ob wir zu einander taugen. Den schönen Schmuck trag' ich heut Abend Ihnen zu Ehren", setzte sie hinzu in der Absicht, Klaus etwas Verbindliches zu sagen.

„In der Walhalla?" fragte Klaus.

„Das versteht sich! Werden die Andern Augen machen!"

„Davon kann nicht mehr die Rede sein," sprach Klaus sehr ernsthaft. „Ich erlaube Ihnen auf keinen Fall, heute aufzutreten."

„Wär' nicht übel!" lachte Kathi. „Mit einer halben Monatsgage würde ich gestraft, wenn ich nicht käme!"

„Meinetwegen mit einer ganzen und einer Conventionalstrafe dazu! Sie dürfen nicht wieder auftreten! Ich mag das blaue Costüm mit Schwanenpelz nicht mehr sehen, und ich will nicht, daß man Ihnen Karten in die Garderobe schickt und Sie zu Soupers ladet. Ihr Contract wird gelöst! Das will ich Alles schon in Ordnung bringen. Und hier dürfen Sie auch nicht wohnen bleiben," fuhr er fort, indem er sich in dem dürftig möblirten Stübchen umblickte. „Hier ist es zu traurig! Sie nehmen sich eine freundliche Wohnung in irgend einem Hotel Unter den Linden, wo Sie sich behaglich fühlen und wenigstens Leute sehen. Sie sollen es so bequem und hübsch haben, wie Sie es verdienen. Sehen Sie mich nicht so erstaunt, so ungläubig an! Es ist mir sehr ernst gemeint! Und eine Gesellschaftsdame müssen Sie sich engagiren, da ich in der nächsten Zeit doch nicht den ganzen Tag mit Ihnen zusammen sein darf und nicht wünsche, daß Sie mit Ihren bisherigen Bekannten den Verkehr fortsetzen. Sie glauben nicht, wie glücklich es mich macht, Ihnen ein neues Leben zu eröffnen, Ihr Dasein von Grund aus erst aufzubauen und Ihnen Alles zu bieten, was ich zu bieten vermag,

um es zu erheitern." Er stockte einen Augenblick, dann setzte er beinahe schüchtern hinzu: „Und wir brauchen uns nicht einzurichten. Wir haben genug!"

Kathi hörte das Alles mit wachsendem Erstaunen, wie im Taumel. Das war ja ein wahrhaft betäubendes Programm, das der große blonde Mann, der ihr gegenübersaß, wie etwas ganz Einfaches vor ihr entrollte. Eine Wohnung Unter den Linden, eine Gesellschaftsdame! Das setzte einen Aufwand in Toiletten, ein Leben in Saus und Braus voraus, wie sie es selbst in ihrer kühnsten Phantasie sich nicht hatte träumen lassen. Und das sollte zur Wirklichkeit werden, und nicht erst über Jahr und Tag, nein, auf der Stelle! Auf einen Augenblick befiel es sie wie ein Schwindel — aber nur auf einen Augenblick. Dann stellte sich die völlige Nüchternheit bei ihr ein. Sie überschaute klaren Blicks, was ihr soeben noch verworren vor den Augen geschwirrt hatte. Sie sah vor sich die Zukunft, die sich ihr erschloß, und ihre erste Regung war nun: sich das Verheißene zu sichern. Dieses Gefühl war so stark in ihr, daß sie sich nicht einmal mehr herzlich freuen konnte.

„Lieber Freund," sagte sie sehr ernsthaft, „reden wir miteinander wie verständige Leute! Verlangen Sie wirklich von mir, daß ich meine Carrière aufgeben soll? Und wissen Sie, was das heißt? Ich bin jetzt freilich in einer untergeordneten Stellung, aber ich habe bessere Tage gekannt und habe ein Engagement, das mir wieder bessere Tage verspricht. Und wenn Sie meiner überdrüssig werden, soll ich dann noch einmal von vorn anfangen? Der Umzug von der möblirten Stube in der Zimmerstraße nach dem Hotel Unter den Linden ist bald gemacht; wenn es aber heißt, vom Lindenhotel in die möblirte Stube der Zimmerstraße zurückziehen — dann kostet's Thränen."

„Sie sind ein Kind," erwiderte Klaus mit gutmüthigem Lächeln. „Sie kennen mich eben noch nicht, aber Sie sollen mich noch kennen lernen und liebgewinnen." Er legte den Arm um ihren Hals, drückte ihren Kopf an seine Brust und küßte sie auf den Scheitel.

„Für's Leben sollst Du Dich mit mir verbinden, — für's Leben!" sagte er leise, und der starke Mann zitterte wie ein ängstliches Kind.

Kathi war beruhigt. So sprach kein leichtsinniger Courmacher, das war die Sprache eines wahrhaft Verliebten. Sie fühlte sich nun ihrerseits veranlaßt, Klaus klar zu machen, daß er seine Neigung keiner Unwürdigen schenke, und erzählte ihm mit dem treuherzigsten Ausdrucke und in dem einschmeichelndsten Dialekte ihrer Heimat, wie sie durch Familienunglück dazu gedrängt worden sei, ihr Glück auf der Bühne zu suchen. Ihre Mutter habe sie schon als kleines Kind verloren. Ihr Vater, ein wohlhabender Lederhändler in der Leopoldstadt, sei durch die Börse ruinirt worden. Ein Freund des Hauses habe in ihr einige Begabung für's Theater erkannt, sie sei in der Theaterschule ausgebildet worden, habe als Opernsoubrette ein

Engagement in Klausenburg erhalten, der Director habe da schlechte Geschäfte gemacht, und von da sei sie, ohne zu wissen, daß sie zu einer Chansonettensängerin degradirt werden solle, durch einen Agenten nach Berlin gelockt worden, wo es ihr herzlich schlecht ergangen sei. Sie sei froh gewesen, als sie vor drei Monaten eine wenigstens finanziell leidliche Stellung an der Walhalla bekommen habe. Aber es sei ihr fester Entschluß gewesen, zur Oper zurückzukehren, und es sei ihr die Möglichkeit dazu geboten worden. Nun solle es also anders werden! Gott gebe, daß es gut werden möchte! Die Gesellschaftsdame leuchtete Kathi am meisten ein. Sie hatte sich immer so allein gefühlt!

Klaus lauschte mit Entzücken dem gewandten Geplauder und glaubte an Alles, was Kathi ihm erzählte, wie an das Evangelium. Er hatte eine stolze Empfindung, wie ein Sieger, daß es ihm gelungen war, Kathi seinem Willen gefügig zu stimmen, daß sie ihm wirklich das Opfer bringen wollte, das, was sie ihre Carrière nannte, ihm zu Liebe aufzugeben, und nebenbei eine Wohnung Unter den Linden zu beziehen.

„Wenn Du wirklich darauf bestehst, daß ich heute nicht singen soll, dann ist's die höchste Zeit, daß ich absage. Mit dem Theaterarzte stehe ich gut."

„Bekümmere Dich nicht darum!" versetzte Klaus. „Das will ich schon durch Schneider ordnen lassen. Jetzt finde ich ihn noch bei Töpfer zum Frühstück. Ich miethe gleichzeitig die Wohnung. Inzwischen packe Deine Sachen zusammen. In anderthalb Stunden hole ich Dich ab, wir machen unsere Einkäufe, und Du ziehst heute Nachmittag schon in Dein neues Reich ein. Was heute geschehen kann, soll nicht auf morgen verschoben werden, nicht wahr, mein Schatz?"

Er streichelte liebkosend die schwarzen Haare, beugte sich zu ihr hinab und raunte ihr in's Ohr: „Und nun, da wir einig sind, müssen wir über Alles wie vernünftige Leute sprechen können. Das sind Deine eigenen Worte. Wenn man umzieht, muß man noch alles Mögliche glatt machen, da sind vielleicht auch noch Lieferanten, die auf den Gagetag vertröstet waren; und um die Gage wird's diesmal schlecht bestellt sein. Auf dem Tische liegt meine Brieftasche. Bring' Alles in Ordnung! Und nicht böse sein! Adieu! Auf Wiedersehn!"

Er küßte sie auf die Wange, nahm seinen Hut und grüßte von der Schwelle noch einmal mit glücklichem Lächeln.

Kathi blieb eine kurze Zeit in der Mitte des Zimmers stehen, wo Klaus sie verlassen hatte. Sie sah sehr ernst aus. Dann schüttelte sie langsam den Kopf, trat bedächtig an den Tisch und setzte sich. Sie öffnete die Brieftasche, in der etwa 2000 Mark in Hundert- und in Fünfzigmarkscheinen enthalten waren. Klaus hatte die Tasche, die er verstohlen hingelegt hatte, nicht geöffnet und die darin befindlichen Papiere also auch nicht herausgenommen. Kathi las die ihr unverständlichen Schriftstücke, die

sich auf ihr unbekannte Dinge bezogen, gleichwohl mit lebhaftem Interesse, u. A. auch einen Brief von Wilhelm aus San Francisco, der für Ausgang des Jahres seine Ankunft in Europa in Aussicht stellte. Sie blieb einige Zeit sinnend sitzen. Der Kopf war ihr benommen. Plötzlich erhob sie sich mit einem Rucke, schob einen großen Korb, der in dem finstern Alkoven gestanden hatte, mitten in's Zimmer, öffnete den Schrank und zog die Laden der Commode auf. Sie nahm ein Kleidungsstück nach dem andern in die Hand, und prüfte es auf die Frage hin, ob es überhaupt der Mühe des Mitschleppens lohne. Was sollte sie mit all' dem billigen Plunder noch anfangen? Das eine war abgetragen, das andere unmodern! Der Wirthin würde es Freude machen, und deren Kleine, die in einem Putzgeschäft lernte, könne es vollends auftragen. Eine einzige Toilette, — dieselbe, die sie gestern getragen, bestand die Prüfung. Als Kathi die Wäsche zusammensuchte, kam ein Gefühl wirklicher Beschämung wegen deren geringer Quantität und Qualität über sie. Einen Augenblick überlegte sie, ob sie sich nicht noch in aller Eile eine Ausstattung beschaffen solle; die Mittel dazu waren ja da, aber die Zeit war zu knapp bemessen. Und wozu? Klaus wußte ja, daß sie nichts hatte, er hatte ja schon von den nöthigen Einkäufen gesprochen. Das war nun Alles ein Abmachen! Sie schob den leeren Korb wieder in den Alkoven, schloß die Thür des Schrankes und schloß die Schubladen.

Sie rief die Wirthin, die ihr beim Umkleiden behülflich sein sollte. Während diese das Mieder des dunkeln Sommerkleides zuknöpfte, erzählte ihr Kathi, daß sie heute noch ausziehe, und da sie mit ihr zufrieden gewesen sei, wolle sie den Monat voll zahlen und ihr für die Kleine — die Gustel, die sie sehr gern habe, weil es ein gescheidtes Mädel sei, — die Kleider und Wäsche schenken. Frau Milcke war hocherfreut und sagte einmal um das andere: sie habe es immer gesagt, daß es dem Fräulein noch einmal gut gehen müsse, das Fräulein habe ein besseres Loos verdient. Einige wenige Kleinigkeiten, an denen Kathi etwas lag — darunter auch der Band Schiller'scher Gedichte und das Album mit Musik — der Schmuck, die Bonbons und die Toilettensachen waren schnell zusammengepackt; der Koffer mit Theatergarderobe wurde der Obhut der Wirthin übergeben; Kathi zog den Staubmantel über, setzte den Hut auf, befestigte den Schleier, stellte die kleine Tasche neben sich, ließ sich auf das Sopha nieder und nahm das Bouquet in die Hand. Sie war zur Abreise fertig — zur Abreise in eine neue Welt, in ein neues Leben. Sie ließ wenig zurück, nicht einmal ein flüchtiges Bedauern.

So saß sie da und wartete auf Klaus.

Klaus hatte Leo richtig getroffen und diesen von Allem unterrichtet. Leo seinerseits hatte keine Zeit verloren und bei einem Theateragenten Erkundigungen über Kathi eingezogen. Die Nachrichten lauteten nicht gut und nicht schlecht. Kathi war die Tochter eines Schuhmachers in der Josefsstadt, war Verkäuferin in einem Ledergeschäfte gewesen und hatte, da es ihr da nicht gefiel, ein Unterkommen an irgend einer kleinen Bühne gesucht. Sie

war als Choristin in Klausenburg engagirt worden, von da nach Prag in eine Singspielhalle und von da nach der Walhalla gekommen. „Nachtheiliges an amtlicher Stelle nicht bekannt," würde das Führungszeugniß gelautet haben, womit ihr natürlich noch kein Attest als Vestalin ausgestellt sein sollte. Ein sogenanntes festes Verhältniß konnte ihr nicht nachgesagt werden. Seit einiger Zeit bemühte sich der Prinz Strusa um sie; ob mit Erfolg oder nicht, war nicht mit Sicherheit zu sagen. Die Wahrscheinlichkeit sprach für das Erstere.

Sobald Leo erfahren hatte, wie die Sachen lagen, war sein Programm fertig. Wozu sollte er in des Teufels Küche kommen? Klaus war ja alt und vernünftig genug. Was hatte er davon, wenn er Klaus reinen, oder unreinen Wein einschenkte? Nichts als Verdruß. Er hatte ihn gewarnt, damit hatte er Alles gethan, was man von ihm verlangen konnte.

Er erzählte also Klaus nur das Angenehme und behielt das Fragliche für sich. Klaus drückte ihm herzlich die Hand. Leo hatte sich als der alte treue Freund bewährt.

Die Beiden bestellten im Hotel de Rome für Kathi eine Wohnung, bestehend aus Salon, Speisezimmer, Ankleidezimmer und Schlafgemach und daneben ein Zimmer mit Alkoven für die Gesellschafterin, die noch zu finden war. Leo begab sich zu Fechter, um mit diesem die Bedingungen, unter denen Fräulein Schöne ihrer contractlichen Verpflichtungen enthoben werden könne, zu vereinbaren, und Klaus fuhr in der Equipage des Hotels nach der Zimmerstraße zurück.

Er freute sich unsagbar, als er Kathi mit den Blumen in der Hand und zum Aufbruche bereit auf dem Sopha sitzen sah. Und als diese mit wirklich drolligem Ausdruck ihm sagte: „Ich hab's mir überlegt, ich lasse den ganzen Kram hier, es ist nichts dabei verloren, — Du magst mich nun nehmen, wie ich hier stehe und gehe!" da war er so aufrichtig entzückt, daß er Kathi eine Minute lang in seinen Armen festhielt, sie herzhaft küßte und versicherte, sie sei ein geniales Mädchen.

Kathi rief die Wirthin, verabschiedete sich freundlich von ihr, sah sich noch einmal um, legte ihren Arm in den des überglücklichen und ganz verliebten Klaus und die Beiden zogen vergnügt davon.

Frau Milcke blickte ihnen nach, bis der Wagen um die Ecke bog. Sie schüttelte bedächtig den Kopf und sagte, während sie am Fensterkreuze die Papptafel mit der Aufschrift: „Herrschaftlich möblirtes Zimmer zu vermiethen" befestigte, mit einer gewissen Weihe, als verkünde sie einen tiefen Weisheitsspruch: „Ja, ja, wenn der Mensch Glück hat! Und Glück muß der Mensch haben", setzte sie philosophisch hinzu, indem sie die Scheiben schloß, „das ist die Hauptsache!"

Kathi fand sich in den neuen Verhältnissen mit einer Schnelligkeit zurecht, die wahrhaft erstaunlich genannt werden kann. Bei den ersten Einkäufen war sie noch etwas schüchtern gewesen und hatte Alles viel zu schön und

viel zu theuer gefunden. Als sie aber einsah, daß sie für den ganz unpraktischen Klaus eintreten und die Führung übernehmen müsse, und die Bedingungen des Daseins, wie dieser es einrichten wollte, überschaute, handelte sie mit einer Sicherheit, als ob sie durch eine jahrelange Erfahrung unterstützt werde. Sie wunderte sich kaum noch und fand Alles, was geschah, ganz in der Ordnung. Sie gab den Leuten in den Läden ihre Aufträge mit der ruhigen Sachlichkeit einer vornehmen und reichen Frau, während Klaus passiv zur Seite stand. Ein paar Stunden hatten genügt, um die Metamorphose zu einer vollständigen zu machen und die Tochter des Schusters aus der Josefstadt, die gewesene Choristin und Chansonettensängerin, die vor acht Tagen noch wegen des Preises des ersten Frühstücks mit der Wirthin gefeilscht hatte, in eine Dame zu verwandeln, die während einer zweistündigen Nachmittagsfahrt ohne besondere Aufregung für Tausende von Mark gekauft und bestellt hatte.

Als sie in das Hotel zurückkehrten, theilte ihnen der Portier mit, daß verschiedene Cartons gebracht seien, die er in das Zimmer des gnädigen Fräuleins habe legen lassen. Kathi packte die angekauften Gegenstände aus, und erst jetzt hatte sie die rechte Freude daran. Einigemal sah sie sich indessen doch zu unliebsamen Bemerkungen über die Tölpelhaftigkeit der Verkäufer veranlaßt, die in Einzelheiten ihren gemessenen Ordres zuwidergehandelt hatten. Die Beiden nahmen die Mahlzeit im Hotel in Kathis Speisezimmer und machten darauf eine größere Spazierfahrt. Als sie um die siebente Abendstunde durch die Thiergartenstraße nach dem Zoologischen Garten rollten, sagte Kathi: „Du glaubst gar nicht, wie froh ich bin, daß ich mich jetzt in der heißen Garderobe nicht zurecht zu machen brauche!“

Klaus war so glücklich darüber, daß er das fehlende Dankeswort nicht vermißte. Er verabschiedete sich heute früh von ihr, da sich Kathi angegriffen fühlte und von den Besorgungen sehr abgespannt war. Mit dem Mädchen im Hotel ließ sie sich indessen doch in eine etwas längere Unterhaltung ein, als eigentlich geboten war. Als das Mädchen sie fragte, ob es ihr beim Auskleiden behülflich sein dürfe, begnügte sie sich nicht damit, dieses Anerbieten einfach abzulehnen, sondern erzählte, unaufgefordert, daß sie mancherlei kleine Gewohnheiten habe, die erlernt sein wollten, und daß man es ihr das erste mal nie recht machen könne; sie sei daher auch sehr unglücklich darüber, daß sie ihre Kammerjungfer, die sie mühsam angelernt, plötzlich habe entlassen müssen. Sie habe nun schon eine andere engagirt, die morgen in ihren Dienst treten werde. Sie bestellte für den andern Morgen um neun Uhr das Bad, um zehn Uhr das Frühstück, um elf Uhr den Friseur und befahl, daß vor zwölf Uhr Niemand vorgelassen werde. Nachdem das Mädchen mit artigem Wunsche für eine gute Nacht sie verlassen, betrachtete Kathi noch einmal die angekauften Gegenstände, probirte vor dem großen Spiegel das eine und das andere Stück und ordnete darauf Alles in die Commoden und Schränke. Sie begab sich zur Ruhe und schlief.

nachdem sie sich in dem ungewohnt breiten und guten Bette zurechtgefunden, in dem Gedanken an all die schönen Sachen, die am folgenden Tage abgeliefert werden sollten, behaglich ein.

Klaus war langsam die Linden heruntergegangen. Vor der Thür von Dressel hatte ihn einer der Herren, deren Bekanntschaft er gestern gemacht hatte und der gerade in die Restauration eintreten wollte, angesprochen und ihn gefragt, ob er nicht mit den Herren vom Stammtisch zu Nacht speisen wolle. Klaus hatte die Einladung dankend abgelehnt und seinen Weg fortgesetzt. Es war ihm unangenehm gewesen, daß ihn Jemand in seinen Grübeleien gestört hatte. Er hatte den Kopf und das Herz voll. Er wollte nachdenken, sich Manches überlegen, zu einem Ziele, das er deutlich vor sich sah, gelangen. Aber er kam mit seinen Gedanken nicht vom Flecke, er blieb am Ausgangspunkte stehen und sah mit seinem geistigen Auge das Ziel immer in der selben Ferne. Er ging durch das Brandenburger Thor in den Thiergarten und schlug die von Oellampen nur spärlich beleuchteten Seitenwege ein, die der Berliner wegen des Gesindels, das da herumstreicht, in den Abendstunden zu meiden pflegt. Seit vierundzwanzig Stunden, seit dem Augenblicke, da Klaus die hübsche Wienerin erblickt hatte, war er wie in einem ununterbrochenen Rausche gewesen. Er hatte keinen anderen Gedanken als den an Kathi fassen können und fassen wollen. Der Abend war schwül und schwer. Es lag ein Gewitter in der Luft. Am Himmel glänzte kein Stern, und kein Blättchen regte sich an den alten müden Bäumen. Klaus ging tiefer und tiefer in die menschenleeren Gänge des Thiergartens hinein. Er hörte nur das Knarren seiner Stiefel und in der Ferne das gedämpfte Geräusch der auf der Chaussee rollenden Wagen und des monotonen Hufschlags, das aus dem eigenthümlichen Surren des großstädtischen Treibens deutlicher herausklang. Es begegneten ihm ab und zu zweifelhafte Liebespaare und einsame Strolche. Er beachtete sie nicht, sie interessirten ihn nicht. Er hatte kein anderes Bedürfniß als das, unbehelligt zu bleiben. Einigemal athmete der starke Mann so tief auf, daß es fast wie ein Seufzer klang. In seinem Hirn wogte es stürmisch. Er dachte an die verschiedenartigsten Dinge und Personen zu gleicher Zeit, an die Liquidation seiner Geschäfte auf Sumatra, an den Prinzen Strusa, an das lächelnde Gesicht eines der dienstfertigen Verkäufer, der Kathi bedient hatte; es lag ihm centnerschwer auf der Brust. Er empfand in der ozonarmen drückenden Luft eine Schlaffheit, die er nicht bemeistern konnte. Eine trübe, beinahe finstere Stimmung kam über ihn — der Rückschlag all' der freudigen Erregungen, die ihn in den letzten Stunden durchzittert hatten. Einigemal schien sich aus dem wirren Gewühl halb durchdachter Gedanken, flüchtiger Einfälle und unklarer Empfindungen in deutlicherer Gestalt die Frage hervordrängen zu wollen: ob es denn recht sei, was er thäte und thun wollte; das aber machte ihn nur unwirsch, und er gab sich Mühe, an etwas Anderes zu denken. Er wollte sich nicht fragen und wollte nicht antworten.

Auf einmal überraschte er sich, wie er mit halblauter Stimme sagte: „Das ist meine Sache und geht Niemanden etwas an!“ Es war ihm nun, als ob er das befreiende Wort gesprochen hätte. In demselben Augenblicke fuhr auch ein ziemlich heftiger Windstoß durch die Bäume. Er ging fester und schneller auf die Lichter zu, die er linker Hand durch das Gesträuch blicken sah. Es fing an zu tropfen. An der Hohenzollernstraßen-Ecke nahm er eine Droschke und fuhr nach dem Kaiserhofe.

Er öffnete die beiden Fenster des Salons. Der Regen strömte großtropfig herab und schlug klatschend auf den Asphalt. Der tiefschwarze Himmel erhellte sich von Zeit zu Zeit in dem hellbläulichen Lichte des leuchtenden Wetters. Klaus stand in Hemdsärmeln am Fenster und sah auf die Droschken hinab, deren Kutscher im Innern des Wagens Schutz gegen das sich mit aller Gewalt entladende Unwetter suchten. Die traurigen Pferde ließen die Köpfe noch tiefer als gewöhnlich hangen.

Klaus fühlte sich frischer. Er schellte dem Kellner, ließ die Lichter auf dem Schreibtische anzünden, aus dem Tintenfaß die eingetrocknete Tinte entfernen und frische hineingießen, bestellte Briefpapier, Converts und Thee mit Rum, und steckte eine Cigarre an. Er ging in dem geräumigen Zimmer auf und ab, bis der Kellner das Verlangte gebracht hatte. Er band die Kravatte ab, knöpfte das Hemd auf, schlug den Kragen zurück und empfand mit Behagen die frische Feuchtigkeit der Luft an der nackten Brust. So setzte sich Klaus an den Schreibtisch und schrieb, während die Lichter flackerten, die Fensterrahmen geräuschvoll aufeinander schlugen, und der Regen auf das Pflaster platschte:

Herrn Dr. jur. Gottlieb Bewer,
Docenten an der Universität
zu Greifswald.

Berlin, Kaiserhof, 2. August 1878.

Lieber Gottlieb!

Wie Du aus dem Datum dieses Briefes ersiehst, bin ich wieder in Deiner Nähe. Wir müssen uns bald sehen. Du weißt, daß ich ein schlechter Briefschreiber bin. Ich erzähle Dir Alles. Es ist mir gut ergangen, ich bin ein wohlhabender Mann. Aber Du darfst mir noch zu etwas Besserem gratuliren. Ich habe mich verliebt und verlobt. Verlobt mit einem entzückenden, blutjungen Mädchen aus Wien, das das reizendste Deutsch spricht, das ich je gehört habe. Fräulein Kathi Schöne war bis zu unserer Verlobung Künstlerin; mir zu Liebe entsagt sie der Kunst. Sie ist von bescheidenem Herkommen, aber aus durchaus achtbarer Familie. Ich schildere Dir meine Braut nicht, Du sollst sie sehen. Da wir einig sind, steht unserer Vereinigung nichts im Wege, und sobald den gesetzlichen Formalitäten entsprochen werden kann, soll die Hochzeit sein. Ich schreibe an Elise in Husum und an Wilhelm in San Francisco. Den Lübeckern wirst Du wohl

die Anzeige machen, da unser Verkehr aufgehört hat. Ich erwarte Deinen Besuch, oder ich komme zu Dir. Ich bin sehr glücklich. Herzlich

Dein

Klaus.

Die angekündigten Briefe an die Frau Pastorin und an Wilhelm waren fast wörtlich mit diesem gleichlautend. Klaus adressirte und siegelte, sie blies die Lichter auf dem Schreibtisch aus, warf die Cigarre zum Fenster hinaus und schloß die Scheiben. Er entkleidete sich, ganz gegen seine Gewohnheit. sehr langsam und blieb wohl noch eine Viertelstunde auf dem Bette mit auf die Knie gestützten Händen sitzen, den Blick beständig auf das bunte Muster des kleinen Teppichs gerichtet, auf dem seine nackten Füße standen. Endlich löschte er das Licht aus und legte sich nieder. Während er sich auf die rechte Seite herumwarf, murmelte er noch einmal vor sich hin: „Es geht Niemanden etwas an.“ Er blieb noch einige Zeit mit offenen Augen in der Dunkelheit liegen, bis der Schlaf die schweren Lider schloß.

Am andern Morgen um halb zwölf wurde Klaus von dem Portier des Hotel de Rome mit dem Bescheide abgewiesen, daß das gnädige Fräulein vor zwölf Uhr für Niemanden zu sprechen sei. Klaus stutzte einen Augenblick; gleich darauf fand er es indessen ganz in der Ordnung. Es fiel ihm ein, daß Kathi flüchtig den Wunsch geäußert hatte, der Wohlthätigkeitsvorstellung beizuwohnen. Er verschaffte sich mit hohem Aufgeld eine Loge und schickte einen Zettel an Leo, dem er nach dem Theater ein Rendezvous gab.

Kathi sah in dem neuen eleganten Morgenkleide, mit der einfachen, aber kunstgerechten Frisur, ungemein reizend aus, und Klaus umarmte und küßte sie mit einer Leidenschaftlichkeit, als wäre es ein Wiedersehen nach langer Trennung. Kathi war sehr aufgeräumt, zeigte ihm, wie sie Alles schön geordnet hatte, und schalt über die Unzuverlässigkeit einiger saumseligen Lieferanten.

„Darf ich Dir Etwas zum Frühstück anbieten?“ fragte sie, ohne scherzen zu wollen. Klaus nahm dankend an, und Kathi machte dem Zimmerkellner ihre Bestellungen.

Während sie mit gutem Appetit und beide in gemüthlichster Stimmung das kalte Geflügel verzehrten, übergab ihr Klaus die Logenbillets.

„Das ist doch zu verdrießlich“, sagte Kathi. „Meine anständigen Kleider werden erst übermorgen fertig. Ich habe nichts anzuziehen! Ich kann unmöglich in's Theater gehen.“

„Das würde mir leid thun!“ versetzte Klaus. „Aber Du hast mir doch eben da im Schranke zwei recht hübsche Kleider gezeigt, in denen Du gewiß entzückend aussehen wirst.“

„Das sind Promenadenkleider ... Davon verstehst Du nichts, lieber Schatz,“ lächelte sie freundlich.

In vierundzwanzig Stunden war Kathi, deren ganzer Reichthum das

bescheidene dunkle Sommerkleid gewesen war, die Unterscheidung zwischen Promenaden- und Theatertoilette aufgegangen.

„Es thut mir leid," wiederholte Klaus, „um so mehr, als ich mit Leo nach der Aufführung zusammentreffen wollte."

„Sage 'mal," bemerkte Kathi, während sie geschickt das Fleisch vom Flügel loslöste, „ist Dir denn an Herrn Leo Schneider viel gelegen?"

„Viel gelegen? Nein! Es ist eben ein alter, guter Bekannter, der immer artig und gefällig mit mir verkehrt hat. — nichts mehr und nichts weniger."

„Mir gefällt er, offen gesagt, nicht recht. Er schwatzt mir zu viel! Und dann hat er in seinem Wesen so etwas Gemüthliches, das ich nicht vertragen kann — Du verstehst mich schon: so etwas Herablassendes. Du lieber Gott, wer ist denn Herr Leo Schneider? Und wie kommt er dazu, mit mir zu sprechen, als ob ich ihn um etwas zu bitten hätte?"

„Das hat mir allerdings auch nicht behagt. Aber Du mußt darum nicht zu hart urtheilen. Es ist eben Coulissenbrauch."

„O bitte, nicht überall!" versetzte Kathi mit dem Tone eines gefeierten Gastes an einer Provinzialbühne. „Schreib ihm ab! Es ist viel hübscher zu Zweien!"

„Ganz wie Du willst", sprach Klaus, indem er ihre kleine Hand fest drückte. Er sah sie eine Weile liebevoll an. Sie war wirklich bildhübsch. „Kathi," sagte er mit veränderter Stimme. „Hast Du auch schon an die Beschaffung Deiner Papiere gedacht? Wir wollen doch nicht unnütz Zeit verlieren."

„Welche Papiere?" fragte Kathi vollkommen unbefangen.

„Nun, die Papiere, die man zur Trauung braucht: ich denke Taufschein und Consens des Vaters werden genügen."

„Ach so," versetzte Kathi ohne besonderen Ausdruck.

Es fiel ihr wie Schuppen von den Augen. Alles, was ihr seit gestern merkwürdig und räthselhaft erschienen, war ihr nun mit Einemmale klar. Sie fühlte eine starke innere Bewegung, die sie indessen vollkommen meisterte. Sie sagte sich instinctiv, daß sie das Erstaunen, das sie empfand, durch keine Regung verrathen dürfe. Also heirathen wollte sie der blonde Riese, seine rechtmäßige Gattin aus ihr machen? Und das Standesamt verlangte Papiere? Nun natürlich, heirathen! Was denn sonst? Hätte er andere Gedanken, so würde sie ihn auch gerade in ihrer Nähe dulden, mit ihm frühstücken und spazieren fahren, und sich compromittiren! Im Fluge hatten ihre Gedanken diese Bahn durchlaufen.

„Ja freilich habe ich schon an die Papiere gedacht," sagte sie. „Aber ich habe gemeint, daß es doch eigentlich Deine Sache sei, dieselben zu beschaffen. Du mußt doch an den Vater schreiben. Es hat mich eigentlich schon ein bischen gekränkt," sagte sie mit anmuthig schmollendem Tone, „nicht

viel, aber doch ein bissel, daß Du vom Vater noch gar nicht gesprochen, nicht einmal nach seiner Adresse gefragt hast."

„Du hast Recht, Kind! Ich habe eben nur an Dich und an keinen Andern gedacht. Ich schreibe ihm heute noch. Den Meinigen habe ich noch gestern Nacht meine Verlobung mitgetheilt."

Kathi ließ sich die Mitglieder ihrer neuen Familie mit großer Ausführlichkeit schildern und hörte mit ungeheucheltem Interesse zu. Es machte ihr sichtlich Freude, daß ihre Schwägerin eine Frau Pastorin war; über diese hätte sie gern viel mehr gehört, als Klaus zu berichten vermochte.

Klaus wartete im Salon, während sie ihre Promenadentoilette anlegte. Das schöne Wetter sollte zu einem Ausfluge benutzt werden. Klaus strahlte vor Wonne, als Kathi in dem geschmackvollen neuen Anzuge mit dem koketten kleinen Hute in der Thür erschien. Er gab seinem aufrichtigen Entzücken einen harmlosen Ausdruck, und Kathi freute sich sehr darüber. Arm in Arm verließen sie das Zimmer. Auf dem Treppenabsatze blieb Kathi stehen, um die Bilder, die ein Photograph in einem Aushängekasten ausgestellt hatte, zu mustern. Sie fand viele bekannte Künstler und Künstlerinnen darunter.

„Gefalle ich Dir heute wirklich?" fragte sie Klaus. Und als dieser die Frage durch einen Druck des Armes bejaht hatte, setzte sie hinzu: „Wie wär's, wenn wir uns zusammen photographiren ließen? Wir müssen doch Elisen in Husum unser Bild schicken. Und dem Vater natürlich auch."

Sie fuhren zusammen zum Photographen.

In dem dunklen, nach dem Hofe zu gelegenen Wartezimmer des Standesamtes in der Mittelstraße saßen sieben Personen: eine ärmlich gekleidete Frau in den mittleren Jahren mit rothgeweinten Augen, die den Tod ihres Kindes, ein junger Beamter, der die Geburt seines Sohnes anmelden wollte, und nahe dem einzigen Fenster Kathi in einfachem, aber sehr elegantem dunkelfarbigem Seidenkleid, Klaus in schwarzem Ueberrock, Leo im Frack und mit weißer Binde, das bunte Band, das er sich von einem Gastspiele an einem kleinen Hoftheater geholt hatte, im Knopfloch, und ein schmächtiger blonder Mann in den dreißiger Jahren mit goldener Brille, in einem funkelnagelneuen, aber schlecht sitzenden Gehrock mit langen Schößen. Es war Dr. Gottlieb Bewer, der zur Vermählung seines Bruders gestern, am 31. August, nach Berlin gekommen war. Etwas von dieser Gruppe entfernt, aber durch ununterbrochenes Hinüberlächeln zu ihr die Zugehörigkeit constatirend, saß Frau Milcke. Sie hatte durch ihre Tochter Auguste, die seit drei Wochen als Kammerjungfer in Fräulein Schönes Diensten stand, von dem freudigen Ereigniß Kenntniß erhalten. Wenn es ihr auch gar nicht gefallen, daß die jungen Leute von der kirchlichen Trauung Abstand genommen hatten — denn „Religion muß der Mensch haben", gehörte zu ihren Lebensregeln, — so hatte sie es sich doch nicht nehmen lassen, der feierlichen Handlung als freiwilliger Zeuge beizuwohnen.

Die Thür wurde geöffnet.

„Herr Klaus Bewer, wenn ich bitten darf," sagte der Standesbeamte verbindlich, „und die Zeugen."

Die Vier traten ein, Frau Milcke folgte ihnen.

Während der Standesbeamte die nüchternen Formalitäten mit Anstand erledigte, verharrten die Betheiligten in ernstem Schweigen. Leo sah vorzüglich aus. Klaus war gerade von der Schlichtheit des Vorganges, von der lautern Sachlichkeit tief ergriffen. Auch Kathi war bewegt, und als der Beamte ihr die Feder reichte und sie mit artiger Verbeugung bat, ihren Namen, den neuen Namen, den sie von Stund an führen durfte, Katharina Bewer, das tiefsinnige und lakonische Symbol des nun für sie beginnenden neuen Lebens, unter das Protokoll zu setzen, zitterte ihre Hand, und der Schnörkel, den sie in ihren Mußestunden ersonnen hatte, mißglückte. Der Standesbeamte war der Erste, der der jungen Frau seine Glückwünsche darbrachte. Die Anderen drückten sich stumm und mit vielsagenden Blicken die Hände, Frau Milcke schluchzte.

In Kathis Speisezimmer wurde das Hochzeitsmahl eingenommen. Es war sehr traurig. Vergeblich wurden die feinsten Schüsseln und edelsten Weine aufgetragen, die gedrückte Stimmung, in der die Vier sich befanden, wollte nicht weichen. Das junge Paar war mit sich beschäftigt. Gottlieb war ein schüchterner Mensch, der nie zur Erheiterung einer Gesellschaft beitrug, und Leo hatte, nachdem seine ersten Scherze durchaus keinen Anklang gefunden hatten, die Partie aufgegeben. Die beiden Zeugen aßen und tranken sehr viel. Leo, der in Gelegenheitsgedichten sonst seinen Mann stand und namentlich im feinhumoristischen Genre excellirte, war diesmal, nach langen und vergeblichen Versuchen, auf „Sumatra" einen Vollreim zu finden, mit leeren Händen gekommen. Er ließ es sich jedoch nicht nehmen, mit lächelndem Gesichtsausdruck einen langen Toast auszubringen, in welchem er diese Ehe als eine Vermählung der Poesie und Prosa, der Kunst und des Handels mit beneidenswerther Suada feierte.

Stimmungslos, wie das Mahl begonnen, endete es. Gottlieb, der von der Schönheit und Anmuth seiner Schwägerin aufrichtig entzückt war, nahm mit einem Kusse und innigem Händedrucke von ihr Abschied, und als Klaus ihn in seine Arme schloß, traten ihm sogar die Thränen in die Augen. Leo küßte Frau Bewers kleine Hand, drückte die große des Freundes mit energischem Rucke, nickte bedeutungsvoll und machte einen schönen Abgang mit stummem Spiel. Klaus und Kathi machten sich reisefertig. Die Zeugen gingen zusammen spazieren.

Am folgenden Morgen langten die jungen Eheleute und Auguste in Wiesbaden an. Das Quartier im Nassauer Hof war seit drei Tagen zum Empfange bereit.

Klaus war überglücklich. Er überbot sich in taktvollen Liebenswürdigkeiten und zarten Aufmerksamkeiten. Der große Mann, dessen ganzes Sinnen

und Trachten darauf hinausging, der kleinen hübschen Frau Freude zu bereiten, hatte etwas Rührendes. Er konnte nicht müde werden, die zarte Gestalt und das liebe Gesicht mit Entzücken zu betrachten, dem Wohlklang ihrer Stimme und dem Liebreiz des Dialekts zu lauschen und sie mit Stolz und Jubel an sich zu schließen. Kathi war freundlich und gemessen wie immer. Sie hatte sich während der letzten Wochen in die Situation nicht nur hineingelebt, sondern sie beherrschte sie. Nicht vermöge ihrer überlegenen Klugheit, sondern lediglich weil Klaus sterblich in sie verliebt war, sie aber für ihn nichts Anderes empfand als sympathisches Wohlwollen — die natürliche Zuneigung für den Mann, der sie vergötterte und auf Händen trug.

Der Levini, die ihr kurz vor ihrer Vermählung einen Besuch im Hotel de Rome gemacht, und der sie mit wahrer Genugthuung all die neuerworbenen Schätze, die kostbaren Schmucksachen und prachtvollen Garderoben, gezeigt, hatte sie die Wahrheit gesagt, als sie auf die Frage: „Hast Du ihn lieb?“ mit der andern Frage antwortete: „Wie sollte ich nicht? Er thut ja Alles, was er mir an den Augen absehen kann.“

„Du bist also ganz glücklich?“

„Wie kannst Du nur fragen?“ hatte Kathi wiederum mit einer Frage erwidert.

Sie war auch ganz zufrieden und so lange sie mit ihrer Ausstattung zu schaffen hatte, war ihr die Zeit schnell vergangen. Während der letzten Tage aber hatte sie sich öfter etwas gelangweilt. Das beständige Zusammensein mit Klaus, der nicht übermäßig unterhaltend war, war einförmig. Er sagte ihr immer nur, was sie schon wußte: daß er sie über Alles liebe. Sie gestand es sich zwar nicht, aber sie empfand es doch, daß ihr früheres Leben eine größere Abwechslung und Mannigfaltigkeit geboten hatte. In der Walhalla hatte es doch an Unerwartetem, an Zerstreuungen und Ueberraschungen nicht gefehlt. Da hatte es einmal Zank hinter den Coulissen mit der Levini gegeben, — und Kathi hatte im Zungengefecht schon bedeutende Siege gefeiert, — da waren nach beendigter Vorstellung lustige Partien arrangirt worden. Jetzt verlief ein Tag wie der andere. Sie hatte schnell die Gewohnheit, kostbare Geschenke zu empfangen, angenommen, und die Geschenke waren schließlich das Einzige, das im Programm des Tages nicht mit Sicherheit vorauszubestimmen war. Die Gesellschafterin, die sie engagirt hatte, war unerträglich langweilig gewesen — eine im Lette-Verein gebildete Beamtentochter, die alle möglichen Qualitäten besaß, nur nicht die, Kathi begreifen zu können. Nach drei Tagen hatte diese selbst um ihre Entlassung gebeten. Kathi hatte in der Tochter ihrer früheren Wirthin, der siebzehnjährigen Auguste Milcke, eines jener überaus gelehrigen, frühreifen Mädchen, wie sie nur in der Hauptstadt heranwachsen, eine viel geeignetere Nachfolgerin gefunden. Mit Gustel konnte sie sich weit besser unterhalten als mit Klaus. Beide waren in derselben geistigen und sittlichen Atmosphäre aufgewachsen und standen auf derselben Bildungsstufe. Gustel hatte sie auch am Morgen der Hochzeit die

vertrauliche Mittheilung gemacht: sie freue sich, daß die Geschichte in Berlin nun ihr Ende habe.

Wiesbaden machte auf sie den freundlichsten Eindruck.

Als sich das junge Paar am Nachmittage zur Zeit der Parkmusik auf dem Kurplatze zeigte, erregte es Aufsehen. Einer der zahlreichen Müßiggänger, die ihre kleine Rente in Wiesbaden verzehren und ihr Dasein damit verbringen, der Kurliste Concurrenz zu machen, hatte bereits ermittelt und weitergetragen, daß der breitschultrige blonde Herr ein steinreicher Amerikaner sei, Mr. Bewer (Bjuhr gesprochen), der im Nassauer Hof sieben Zimmer bewohne, und die elegante schwarze Dame dessen Gattin. Die Damen bemerkten besonders die großen, prachtvollen Brillantknöpfe, die Kathi in den Ohren trug. Kathi machte es großes Vergnügen, der Gegenstand der allgemeinen Neugier und Beachtung zu sein, sie lehnte sich zärtlicher an Klaus und war liebenswürdiger gegen ihn als gewöhnlich.

Am Abend war zur Feier des Sedantages großes Parkfest mit Illumination und Feuerwerk und im Kursaale Ball. Klaus hatte Kathi natürlich keinen Wunsch zu versagen und führte seine Frau auf den Ball, obwohl er an Belustigungen dieser Art persönlich gar keinen Gefallen fand und es in der Tanzkunst über die gewöhnliche Polka des Naturalisten nicht gebracht hatte.

Wie am Nachmittage im Park, so wurden Kathi und Klaus auch am Abend im Saale der besonderen Aufmerksamkeit gewürdigt. Kaum hatten sie Platz genommen, als einer der zahlreichen Offiziere, die aus Mainz und Kassel zum Ball herüber gekommen waren, sich Klaus durch den Kurdirector vorstellen ließ, mit der Bitte, ihn der gnädigen Frau vorzustellen, und um die Ehre des nächsten Walzers bat. Kathi war eine ausgezeichnete und leidenschaftliche Tänzerin. Klaus drückte das Spitzentuch und den Fächer, die sie ihm gereicht, als sie sich erhoben hatte, unwillkürlich an seine Lippen, wie er seine schöne anmuthige Frau, — seine Frau, die tausendmal schöner war und tausendmal besser tanzte als alle andern — im Arme des schlanken Lieutenants durch den Saal fliegen sah. Der Tanz war aus, der Lieutenant schlug die Hacken aneinander, verbeugte sich und trat bei Seite, um anderen Kameraden, die schon auf den günstigen Augenblick zur Vorstellung gespäht hatten, Platz zu machen. Kathi fuhr plötzlich auf.

„Schau, der Albersdorff!“ sagte sie mit halblauter Stimme sehr überrascht.

„Was sagst Du?“ fragte Klaus, der im lärmenden Treiben des Balles nicht verstanden hatte.

„Ich sagte nichts,“ entgegnete Kathi.

Gleich darauf trat ein Cavallerie-Offizier an Klaus heran und stellte sich vor:

„Baron von Albersdorff.“

„Mein Name ist Bewer.“

„Würden Sie die Güte haben, mich der gnädigen Frau vorzustellen?“

„Baron v. Albersdorff wünscht Dir vorgestellt zu werden... Meine Frau.“

„Darf ich Sie um Ihre Tanzkarte bitten, gnädige Frau? Der Contre ist noch frei, wie ich sehe. Gestatten Sie mir, meinen Namen dahinter zu setzen? Meinen verbindlichsten Dank. Ich habe die Ehre. . ."

Mit höflicher Verbeugung trat der Baron bei Seite.

Albersdorff? Klaus hörte diesen Namen nicht zum ersten Mal. Er erinnerte ihn an irgend etwas, das ihm nicht mehr gegenwärtig war — aber an etwas Unangenehmes; das war ihm klar. Albersdorff? Hatte Kathi nicht soeben ein ähnlich lautendes Wort ausgesprochen, das sie nicht wiederholen wollte?

Ein neuer Tanz begann, ein neuer Cavalier holte Kathi von seiner Seite. Er hielt wiederum Spitzentuch und Fächer. Kathi tanzte ebenso graziös wie vorhin, aber Klaus würdigte es jetzt weniger. Er suchte den Baron unter den Tänzern, er fand ihn auch leicht heraus. Er hatte das Gesicht sicherlich heut zum ersten Mal gesehen. Woher mochte er nur den Namen kennen? Vielleicht konnte ihm Kathi Auskunft geben.

Da wurde sie just auf ihren Platz zurückgeführt. Sie war erhitzt, nahm den Fächer und fächelte sich hastig.

„Hast Du zu mir jemals von einem Baron Albersdorff gesprochen? Ich habe den Namen schon gehört, ich entsinne mich nicht, bei welchem Anlaß, und das quält mich."

„Quäle Dich nicht und besorge mir lieber eine Schaale Eis! Ich vergehe vor Hitze."

Klaus bestellte bei einem gerade vorüberkommenden Kellner das Verlangte.

„Es würde Dir vielleicht gut thun, wenn Du etwas pausirtest. Du siehst sehr echauffirt aus."

„Pausiren! Da kennst Du mich schlecht! Beim Tanzen werde ich nie müde; je länger, also besser! das thut mir nichts! Es ist nur die Hitze im Saal. Schade, daß Du nicht tanzen kannst. Es giebt nichts Schöneres auf der Welt! So ein fescher Walzer von Johann Strauß — es geht nichts darüber! Es ist das Höchste!"

Sie schlürfte langsam das Eis.

„Ich amüsire mich göttlich! Du bist so ein lieber Mann! In Wiesbaden wollen wir lange bleiben."

Die unfreundliche Anwandlung, die Klaus während des letzten Tanzes hatte beschleichen wollen, war wie durch einen Zauberschlag gewichen.

„So lange es Dir gefällt," sagte er herzlich.

Aber da kam wieder ein Cavalier, diesmal war es ein Referendar, der Kathi zum Tanz führte. Weshalb nur die Pausen zwischen den einzelnen Tänzen so kurz und die Tänze selbst so lang waren! Da saß er nun wieder allein mit Spitzentuch und Fächer, und die, die an seiner Seite sitzen sollte, drehte sich mit einem Referendar im Kreise herum — mit einem wildfremden Menschen, der nicht einmal hübsch war, und der ihr gerade in diesem Augenblick auf die Schleppe trat. Was konnte das für ein Vergnügen sein?

Wär's nicht hundertmal gescheidter, wenn sie im gemüthlichen tête-à-tête im Garten oder in ihren lustigen Zimmern des Nassauer Hofes zu Nacht speisten? Was brauchten sie diese Gesellschaft? Diese Referendare und Offiziere? Diesen Albersdorff?

Albersdorff? Wer war doch Albersdorff?

„Du würdest mir einen Gefallen thun, wenn Du den nächsten Tanz überschlügest; Du fieberst, Kind!"

„Aber ich bitte Dich, Herzensmann, beunruhige Dich doch nicht! Ich sagt' es Dir schon: vierundzwanzig Stunden könnte ich in einer Tour tanzen, und würde nicht müde. Die Leute würden einen schönen Begriff von mir bekommen, wenn ich mich erst engagiren ließe und dann davonliefe. Und es ist meine höchste Freude!"

Sie sagte das mit dem lieblichsten Klange ihrer Stimme und berührte sanft mit ihrem Ellbogen den Arm ihres Mannes.

„Macht es Dir denn wirklich so viel Vergnügen?" fragte Klaus halb und halb bekehrt.

Kathi neigte ihren Kopf zu dem verliebten Manne, sah ihn mit schelmisch halbverschlossenen Augen an und summte unter dem Schutze des Fächers mit ihrer lieben Stimme im leisesten Flüsterton:

„Das waß nur a Weaner, a Weanerisches Blut,
Was a Weanerischer Walzer 'em Weanerischen thut."

Kathi war sich ihrer Unwiderstehlichkeit vollbewußt, und als sie ihm diesmal den Fächer reichte, um mit dem Baron zum Contre anzutreten, versetzte sie Klaus einen leichten Schlag damit. Sie wußte, daß ihn diese neckische Liebkosung vollkommen versöhnen würde. Er nickte ihr auch innig zu, wie sie am Arm des Barons davonschritt und mit diesem am anderen Ende des Saales Aufstellung nahm.

„Haben Sie mich gleich erkannt?" fragte Kathi den Baron, einen sehr wohlgebauten Offizier mit sympathischen Gesichtszügen.

„Auf den ersten Blick."

„Und Sie haben Ihre Entdeckung natürlich sofort Ihren Kameraden mitgetheilt?"

„Keinem Menschen."

„Ihr Wort darauf?"

„Wenn Sie mir so nicht glauben wollen, mein Wort! Ich bin erst seit drei Tagen hierher commandirt und kenne meine neuen Kameraden nur sehr oberflächlich. Ich sage Ihnen das, um Sie zu beruhigen und Ihnen meine Discretion, an der Sie zu zweifeln scheinen, erklärlich zu machen."

„Ich glaube Ihnen schon. Sind Sie mit der Levini auseinander?"

„Wir achten uns gegenseitig, nach wie vor."

Der Contre nahm seinen Anfang. Es entspann sich in den Pausen zwischen den einzelnen Touren und wenn die Ordnung des Tanzes die beiden

zusammenführte, das folgende beständig unterbrochene und beständig wieder aufgenommene Gespräch:

„Und wie geht's dem Strusa?" fragte Kathi.

„Ausgezeichnet, ich danke der gütigen Nachfrage," erwiderte der Baron.

„Ich habe schon von der Levini gehört, wie er geschimpft hat, damals — an dem Abend — wo ich nicht gekommen bin. Nun wird er sich wohl beruhigt haben. Er weiß doch, daß ich geheirathet habe."

„Er weiß Alles und ist vollkommen beruhigt."

„Das ist gescheidt! Wem macht er denn jetzt den Hof?"

„Soviel ich weiß, bewirbt er sich um die Gunst Ihrer Nachfolgerin, der anmuthigen Toni Semmer."

„Was, der Gans? Ich kenne sie ganz gut. Wir waren in Klausenburg zusammen im Engagement. Die blasse Toni und der schwarze Strusa! Nun ja, die passen gut zu einander. Er war doch herzlich fad'!"

„Nun haben Sie mich genügend ausgefragt. Jetzt kommt die Reihe an mich. Wie geht es Ihnen also?"

„Ganz vortrefflich. Ich habe eine sehr gute Partie gemacht."

„Das habe ich zu meiner Freude gehört. Und ist der Herr Gemahl eifersüchtig?"

„Wie kann er eifersüchtig sein? Ich gebe ihm ja keine Veranlassung."

„Das wäre kein Grund. Er sieht gut aus, der Gemahl."

„Nicht wahr? Ein schöner Mann! Wenn er ausgeschaut hätte wie der Strusa, hätte ich ihn auch nicht genommen."

„Sie sind ungnädig, meine Gnädige! Wir haben doch manche recht vergnügte Stunde zusammen verbracht."

„Das schon!"

„Und das Gesicht des Prinzen hat die Gemüthlichkeit nicht weiter gestört."

„Der Strusa und die Toni!" sagte Kathi ganz unmotivirt und lachte.

„Werden Sie in der Pause hier soupiren?" fragte der Baron, den die Bemerkungen über Strusa unangenehm berührten, und der das Gespräch auf ein anderes Feld führen wollte.

„Ich denke doch."

„Da möchte ich mich mit Ihrer Erlaubniß mit an Ihren Tisch setzen."

„Thun Sie 's also."

„Es würde doch Herrn Bewer nicht unangenehm sein? Mir kam es so vor, als ob ich ihm nicht besonders gefiele, und ich möchte dem guten Manne den Abend nicht verderben."

„Machen Sie sich keine Sorge, ich wickle ihn um den Finger."

„Dann mache ich Ihnen mein Compliment."

Kathi hatte die alte Tonart endlich einmal wiedergefunden und zeigte nun eine Lebhaftigkeit, die ihr selbst fremd geworden war. Der Baron hatte nichts irgendwie Ungewöhnliches gesagt, aber er kam ihr sehr geistreich vor, und sie hatte sich seit langer Zeit nicht so gut unterhalten. Seit sehr

langer Zeit, seit vier Wochen war sie nicht so unbefangen lustig gewesen, obgleich sie sich über die blasse Toni doch ein klein wenig geärgert hatte. Weshalb der gute Klaus, der sie so lieb hatte, diesen richtigen Ton nicht treffen konnte? Er war doch so herzensgut. Aber er konnte nicht plaudern. Wenn er ihr gesagt und wiederholt hatte, daß er sie liebe, daß sie ihn glücklich mache und daß er sie glücklich machen wolle, dann war seine Weisheit am Ende. Das war ja auch schön und gut. Aber man wollte doch auch einmal etwas Anderes hören — von der Levini, der blassen Toni, dem Prinzen und sonstigen interessanten Persönlichkeiten. Und wie er jetzt dasaß und verdrossen dreinschaute! Sogar das Tanzen wollte er ihr verleiden, das einzig wahre Vergnügen! Und doch blos, weil er nicht tanzen konnte.

„Egoisten seid Ihr Alle," sagte Kathi zum Baron, der nur dieses laute Facit ihrer inneren Betrachtungen vernehmen konnte, als wohlerzogener Mensch von weiteren Fragen aber abstand und dem Ausspruche der Frau Bewer vollkommen zustimmte.

Klaus hatte die abermalige Leere neben sich diesmal noch unliebsamer bemerkt. Er hatte beobachtet, wie zwanglos sich die Unterhaltung zwischen seiner Frau und diesem Baron mit dem fatalen Namen geknüpft hatte, und wie lebhaft sie weitergesponnen wurde. Es regte sich in ihm ein unbestimmter Argwohn, der durch die Mißstimmung, die ihm der ganze Abend bereitete, genährt wurde. Er mußte den Namen Albersdorff von Kathi gehört haben; sie war der Frage ausgewichen, und jetzt unterhielt sie sich mit ihm wie mit einem alten Bekannten. Jetzt lachte sie, während er Fächer und Tuch hielt und sich langweilte — mehr als das: sich ärgerte. Dazu war er doch wahrhaftig nicht da! Er hatte sich von dem ersten Abend der Ehe ein anderes Bild gemacht. Und das mußte Kathi doch selbst empfinden, ohne daß er es ihr zu sagen brauchte. Sie sah nicht ein einziges Mal zu ihm herüber, während er keinen Blick von ihr ließ. Sie schien von dem nichtigen Geschwätz dieses Albersdorff ganz in Anspruch genommen zu sein.

Albersdorff! — Klaus machte die Augen weit auf und drückte das Tuch in der Faust fest zusammen. Das war ja der Name jenes Offiziers, der mit Strusa und der Levini dem Florafest beigewohnt, und der auch Kathi zur Betheiligung daran hatte verleiten wollen! Und mit dem tanzte sie am Tage nach ihrer Vermählung!

Klaus biß sich auf die Lippen. Es legte sich ihm eisig kalt um das Herz. Er empfand ein unbeschreibliches Unbehagen, und er strich mit der Hand über die Stirn.

„Ich werde doch nicht eifersüchtig werden? Du mein Gott!" sagte er ganz leise.

Der Baron führte Frau Bewer auf ihren Platz zurück und blieb im Geplauder einige Zeit an dem Stuhle stehen. Indem er sich dann zu Klaus wandte, sagte er in höflichem Tone:

„Von der gnädigen Frau habe ich gehört, daß Sie hier soupiren.

Es wäre sehr liebenswürdig von Ihnen, wenn Sie mir an Ihrem Tische Gastfreundschaft gewähren wollten, und ich nehme mir die Freiheit, Sie darum zu bitten."

„Es würde mir selbstverständlich eine Ehre sein," antwortete Klaus, „aber ich fürchte, es wird uns zu spät."

„Aber, Klaus!" warf Kathi schmollend ein.

„Es wird uns wirklich zu spät, liebes Kind," bekräftige Klaus freundlich, aber sehr bestimmt. „Du amüsirst Dich, und Du denkst da an nichts Anderes. Das ist ganz in der Ordnung. Ich als der Aeltere muß für Dich mit vernünftig sein. Es thut mir leid, wenn ich Dich in Deinem Vergnügen störe, aber ich thue es, weil ich es gut mit Dir meine."

„Herr Bewer hat ganz Recht, gnädige Frau," fiel der Baron ein, der bemerkte, wie Kathi zu einer Entgegnung sich rüstete. „Sie bleiben ja wohl noch einige Zeit hier? Da werde ich jedenfalls in diesen Tagen noch das Vergnügen haben, Ihnen und Ihrem Herrn Gemahl im Parke zu begegnen. Ich komme öfter von Mainz herüber. Gnädige Frau — Herr Bewer — ich habe die Ehre."

Der Baron wandte sich grüßend ab.

„Nun?" fragte Kathi in gereiztem Tone.

„Ich bitte Dich, liebes Kind, komm! Thu's mir zu Liebe!"

„Du bist unausstehlich," sagte Kathi.

Klaus fuhr bei diesem Worte ganz verdutzt zurück, als hätte er einen unvorhergesehenen Schlag in's Gesicht bekommen.

Es war die erste Unfreundlichkeit, die er von Kathi hörte, das erste garstige Wort — und das am zweiten Tage der Ehe! Er konnte nichts weiter hervorbringen, als: „Kathi!"

Sie fügte kein entschuldigendes, kein beschwichtigendes Wort hinzu. Sie erhob sich und ging dem Ausgange zu. Klaus trat neben sie und reichte ihr den Arm.

Sie gingen schweigsam durch die Colonnaden und traten schweigsam in den hellbeleuchteten Salon.

„Kathi!" sagte Klaus, mit dem Ausdruck liebevollen Vorwurfs, „sei doch vernünftig!"

„Ich bitte Dich, laß mich!" erwiderte Kathi weinerlich.

Sie ging in ihr Zimmer, wo Gustel ihrer harrte.

Sie fühlte eigentlich das Bedürfniß, ihr Herz vor dem verständnißinnigen Mädchen auszuschütten, aber sie fühlte auch, daß sich das doch nicht recht schicke, und sie gab ihren Gefühlen nun einen andern Ausdruck, indem sie Gustel wegen ihrer Ungeschicklichkeit mit ungewohnter Gereiztheit anfuhr. Die philosophische Gustel machte sich nichts daraus.

Klaus blieb in trüben Gedanken allein. Lange Zeit saß er da, ohne an etwas Rechtes denken zu können, so traurig war er. Plötzlich stand er

auf und trat schnell in das Schlafzimmer . . . Es war leer. Ein jäher Schreck befiel ihn. Er eilte in Kathis Zimmer. Sie hatte sich im Schlafrock auf die bequeme Chaiselongue gelegt, mit einem Plaid zugedeckt und war eingeschlafen. Klaus blieb kopfschüttelnd vor ihr stehen.

„Es ist ein trotziges Kind!“ sagte er . . „Aber ein Kind!“ wiederholte er begütigend. Er setzte sich ihr gegenüber auf den Stuhl, betrachtete sie zärtlich und freute sich an den regelmäßigen, tiefen und gesunden Athemzügen seiner schlafenden, jungen Frau. —

(Fortsetzung folgt.)

Ueber das Erröthen.

Von

J. Henle.

— Göttingen. —

Wenngleich der Mensch nicht ansteht, sich als das vollkommenste unter den irdischen Geschöpfen zu rühmen, so muß er doch zugeben, daß er in vielen einzelnen körperlichen Eigenschaften, in Kraft und Ausdauer, in Behendigkeit und Sinnenschärfe, hinter manchen Thieren zurücksteht. Auch in der äußern Farbenpracht wird er von einer großen Zahl herrlich geschmückter Arten übertroffen. Aber während er sich oft genug des Löwen Stärke, des Hirsches Schnelligkeit, den Fittig des Adlers, das Auge des Luchses wünscht, ist doch, so viel ich weiß, weder in Prosa noch in Versen das Verlangen nach dem glänzenden Farbenspiel, in welchem so viele Thiere prangen, jemals laut geworden. Ohne Neid betrachten wir die prächtig blaue Nase des Mandrill und wenn der Dichter sich sehnt, ein Vöglein oder ein Schmetterling zu sein, so geschieht dies nicht um ihres bunten Kleides willen.

Wie kommt es, daß die civilisirte Menschheit, die doch sonst nicht blöde ist im Aussprechen erfüllbarer und unerfüllbarer Wünsche, mit solcher Resignation sich des unscheinbaren Colorits ihrer Haut erfreut? Ohne Zweifel ist sie sich des Vortheils bewußt, welchen ihr im geselligen Verkehr der Wechsel dieses Colorits gewährt, ein Wechsel, der schwer oder gar nicht zu constatiren wäre, wenn die Haut einen eigenen einigermaßen gesättigten Farbenton besäße, wie er denn auch, freilich mit Unrecht, den farbigen Rassen abgesprochen wurde. Je höher die Cultur, je verwickelter die Verhältnisse, in welchen wir leben, desto dringender bedürfen wir des Spiegels der Seele, welcher verräth, was der Mund auszusprechen sich scheut und welcher dasjenige zu controliren dient, was der Mund ausspricht. Das Erröthen der Unschuld, wie des Schuldbewußtseins erweckt Vertrauen und unheimlich ist uns nur das Individuum, welches das Erröthen verlernt hat.

Darwin hat in seinem berühmten Werke über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen*) dem Erröthen (blushing) ein besonderes Capitel gewidmet und mit der ihm eignen Gelehrsamkeit die Zeugnisse gesammelt, aus denen erhellt, daß die Affecte, die den Genossen unserer Rasse das Blut in die Wangen treiben, in gleicher Weise, nur minder deutlich, bei den Naturvölkern jeder Farbe wirken. Nicht minder gründlich zählt er die Ursachen des Affects auf, der die Schamröthe hervorruft; denn an diese, im Gegensatz zur Röthe der sogenannten excitirenden Gemüthsbewegungen, denkt man, wenn man schlechthin vom Erröthen spricht. Aber den physiologischen Zusammenhang zwischen Vorstellungen und Blutandrang finde ich bei Darwin nicht genügend aufgeklärt und seiner Hypothese, die es verständlich machen soll, warum die Schamröthe zuerst im Gesicht erscheint und sich meistens auf das Gesicht beschränkt, vermag ich nicht zuzustimmen. Jenen Zusammenhang genauer zu verfolgen und diese Hypothese durch eine andere zu ersetzen, ist der Zweck der folgenden Blätter.

Das Incarnat, die mißbräuchlich sogenannte Fleischfarbe, ist die Farbe des in den Adern kreisenden Blutes, gedämpft durch die Schichten fester Substanz, welche das Blut bedecken. Diese Schichten sind, abgesehen von den Wänden der Blutgefäße, auf die ich zurückkomme, eine äußerst dünne Lage des Fasergewebes, welches die eigentliche Lederhaut (Cutis) bildet, und die mehr oder minder mächtige Oberhaut (Epidermis), die in der Tiefe aus mikroskopischen kugligen Zellen, näher der Oberfläche aus feinen Plättchen oder Schüppchen besteht. Fasern und Schüppchen sind bei der weißen Rasse an sich farblos und durchsichtig; die Zellen erhalten mitunter (bei Brünetten und durch Einwirkung der Sonne) einen Stich in's Gelbliche. Im Ganzen stellen aber auch die farblosen Elemente, wenn sie in Massen zusammenliegen, weiße Stränge und Membranen dar wegen der zahlreichen, das Licht manchfaltig zurückwerfenden Trennungsflächen und also aus demselben Grunde, aus welchem zerstoßenes Fensterglas ein weißes Pulver und ein feines Gemenge farblosen Wassers und farbloser Luft einen weißen Schaum giebt.

Die Intensität der Farbe einer jeden Stelle der Körperoberfläche ist bedingt durch zwei Factoren, durch die Menge des auf einen gewissen Raum ausgebreiteten Farbstoffs, d. h. des Blutes, und durch die Mächtigkeit der Decke, insonderheit der Epidermis. Wegen der von der äußern gegen die innere Oberfläche abnehmenden Mächtigkeit der Epidermis erscheint der Lippenrand roth und noch röther die innere Oberfläche der Lippen und der ganzen Mundhöhle. Aus Schwankungen der Gesammtmenge des Blutes erklärt sich der Gegensatz der blühenden Gesichtsfarbe gegen die Blässe bleichsüchtiger und durch Krankheit erschöpfter Personen. Wenn nun in dem Moment, da ein Mensch sich schämt oder lügt, weder die Oberhaut sich local verdünnen, noch die Blut-

*) The expression of the emotions in man and animals. Lond. 1872.

masse sich allgemein vermehren kann, so bleibt nur die Annahme einer örtlichen Anhäufung des Blutes übrig.

In welchen Theilen des Gefäßsystems findet diese Anhäufung Statt? Das Herz treibt durch seine Zusammenziehungen das Blut in die Pulsadern (Arterien), zunächst in einen Stamm, der Aeste abgiebt, die sich wieder verästeln, den ganzen Körper durchziehen und mit der Verästelung an Weite abnehmen, bis sie sich endlich in ein Netz feinster, nur mikroskopisch unterscheidbarer Röhrchen auflösen, das man als Capillarnetz oder Capillarsystem bezeichnet. Aus dem Capillarnetz gehen Aestchen hervor, die sich successiv zu immer weiteren Gefäßen, den Blutadern (Venen), vereinigen und zuletzt in zwei starken Stämmen das Blut des ganzen Körpers zum Herzen zurückführen. Die Wände der stärkern Arterien sind zu dick, um das Blut durchschimmern zu lassen; durch die Wände der dicht unter der Haut gelegenen stärkeren Venen schimmert es durch, aber, wie man an den oberflächlichen Venen der Hand, des Arms und vieler anderer Körperstellen sehen kann, mit veränderter Farbe, grünlich oder bläulich. Nur die Füllung der Capillargefäße und der zunächst an dieselben grenzenden feinsten Arterien- und Venenzweige zeigt das Blut in seiner natürlichen, wenn auch abgeblaßten Farbe. Doch nähert sich auch diese gleichmäßige Färbung, die die einzelnen Strömchen nicht unterscheiden läßt, dem Bläulichen, wenn die Steigerung der Blutmenge mehr nach der venösen Seite hin Statt findet, durch Hemmung des Rückflusses bei Erstickungsnoth und ähnlichen Zuständen. Demnach rührt das Erröthen von einer plötzlichen Erweiterung der kleinsten arteriellen und der Capillargefäße der Haut her.

Wie kommt diese plötzliche und örtliche Erweiterung zu Stande? Die Ursache kann nicht in einer Beschleunigung oder Verstärkung der Contractionen des Herzens gesucht werden, obgleich der Herzschlag beim Erröthen manchmal fühlbar beschleunigt und verstärkt ist und obgleich die Ausdehnung der Blutgefäße abhängig ist von der Kraft, mit welcher das Herz die Blutwelle vorwärts treibt. Ein Nachlaß der Herzthätigkeit wird augenblicklich an der Blässe der Körperoberfläche erkannt. Aber diese Blässe, wie die erhöhte Röthe, sind allgemein verbreitet, wenn sie Folgen eines vom Herzen aus verminderten oder gesteigerten Druckes sind, und dies kann auch nicht anders sein, da der Druck auf den Stamm der Körperarterien wirkt und sich von ihm aus gleichmäßig auf alle Theilungsäste erstrecken muß. Erweiterungen einzelner Gefäßbezirke können ihren Grund nur in örtlichen Ursachen, in örtlichen Veränderungen bestimmter Gefäße haben. Um die Natur dieser Veränderungen zu ermitteln, müssen wir die Bedingungen kennen lernen, welche im Allgemeinen auf die Weite der Gefäße Einfluß haben.

Es ist nöthig, zu bevorworten, daß das Herz der Quere nach in zwei Abtheilungen, Vor- und Herzkammern (Atrien und Ventrikel) zerfällt, deren jede wieder durch eine verticale Scheidewand in eine rechte und linke Hälfte, jene für den Lungen-, diese für den Körperkreislauf getheilt ist. Die Ab-

theilung der Vorkammern und der Herzkammern ziehen sich abwechselnd zusammen, die Vorkammern, um ihren Inhalt, den sie aus den Venen empfangen, in die Kammern zu entleeren, die Kammern, um ihren Inhalt in die Arterienstämme zu treiben. Jeder Herzschlag beginnt mit einer Contraction der Vorkammern, welcher eine Contraction der Herzkammern auf dem Fuße folgt. Klappen an den Communications-Oeffnungen zwischen Vor- und Herzkammern und an den arteriellen Oeffnungen der letztern sorgen dafür, daß das Blut während der der Contraction folgenden Erschlaffung des betreffenden Herztheils nicht in denselben zurückfließe.

Dem Stoße der Herzkammern gegenüber verhalten sich die Arterien wie elastische Schläuche, d. h. sie geben widerwillig dem Druck der eingetriebenen Flüssigkeit nach, um im nächsten Moment, wenn der Druck vom Herzen nachläßt und die an den arteriellen Mündungen der Kammer befindlichen Klappen den Rückfluß des Blutes verhindern, sich wieder zu verengen und ihren Inhalt in der einzig möglichen Richtung vorwärts zu bewegen. So treibt jede aus dem Herzen hervordringende Welle die in den Arterien bereits vorhandene Blutsäule vor sich her und die Elasticität der Arterien ist das Mittel, wodurch die stoßweise Bewegung, die das Herz dem Blute mittheilt, in eine anhaltende, nur stoßweise beschleunigte verwandelt, wodurch während der Pausen der Ventrikelthätigkeit das Vorrücken des Blutes erzielt wird.

Der Grad der Ausdehnung, den die Arterien erreichen, wird durch zwei Größen bestimmt, durch den vom Herzen ausgeübten Druck und durch den Widerstand, den die Arterien leisten. Beide Größen sind individuell verschieden, beide aber auch in dem nämlichen Individuum zeitweise veränderlich. Für das Herz bedarf dies keines weitern Beweises; Jeder hat an seiner eigenen Brust die Erfahrung gemacht, wie dasselbe seine in der Regel kaum wahrnehmbare Thätigkeit bis zu einem beängstigenden Pochen an die Rippen steigern kann. Auch gleicht die Fasersubstanz, aus welcher die Wände dieses Organs bestehn, ganz und gar dem Muskelfleisch, das die Theile des Skelets in Bewegung setzt und unter dem Einfluß der Nerven die manchfaltigsten Abstufungen seiner Energie durchläuft.

Anders verhält es sich mit den Gefäßen. Es ist kaum ein Menschenalter her, daß man den Bau ihrer Wände richtig versteht, wenigstens finden sich die, die ihn verstehen lehrten, noch unter den Lebenden. Und so datirt auch erst von dieser Zeit die richtige Schätzung der wandelbaren Erscheinungen des Pulses, die man früher wohl gekannt, aber zu erklären kaum versucht hatte.

Unsere Vorgänger meinten damit, daß sie das Gewebe der Gefäßwandung zu den elastischen rechneten, die anatomische und physiologische Natur desselben erschöpft zu haben. Die Elasticität war nicht nur durch das physikalische Verhalten der ausgeschnittenen Arterien bezeugt, die sich nach jeder Dehnung auf ihr ursprüngliches Maaß zurückziehen; sie war auch durch die mikroskopische Untersuchung bestätigt, welche als Bestandtheil der Arterienwand dasselbe netzförmige, in Säuren und kochendem Wasser unveränderliche Fasergewebe

entdeckte, das für sich allein gewisse, durch ihre Elasticität und ihre gelbe Farbe ausgezeichnete Bänder des thierischen Körpers bildet. Aber in der Arterienwand ist dies Gewebe nicht für sich allein enthalten; es wechselt ab mit Schichten blasserer, ringförmiger Fasern, die allerdings weniger in's Auge fallen, den ältern Beobachtern aber hauptsächlich deshalb entgangen sind, weil sie gegen die elastischen Fasern umsomehr zurücktreten, je stärker das Gefäß, je dicker die Wand desselben. Gefäße von dem Kaliber der Radialarterie, die zum Fühlen des Pulses benutzt wird, zeigen nur mehr eine geringe Beimischung von elastischem Gewebe; in den feinern Arterien fehlt es gänzlich. In den ersten Zeiten der mikroskopischen Technik hielt man aber noch an der Tradition fest, daß das Ziel der Untersuchung um so leichter erreichbar sei, je größere Dimensionen das Untersuchungsobject darbiete; man begnügte sich nicht mit dem Hauptarterienstamm des Menschen und des Pferdes; man pries es als ein Glück, wenn man der colossalen Hauptarterie (Aorta) des Elephanten oder gar des Walfisches habhaft werden konnte. Unsere Forschungen begannen dagegen mit Gefäßen, die fein genug waren, um unversehrt und in ihrer Totalität in das Gesichtsfeld des Mikroskops gebracht zu werden; aus ihnen ergab sich, daß die Wand der Capillargefäße (von etwa 0,01 Millim. Weite) aus einer einfachen, unmeßbar feinen Membran besteht, daß sich beim Uebergang in die Arterien um diese Wand eine anfangs einfache und allmählich, wie das Kaliber zunimmt, mehrfache und mächtigere Schichte ringförmiger Fasern legt und daß erst an den bequem mit freiem Auge isolirbaren Stämmchen das elastische Fasergewebe hinzutritt. Es ergab sich ferner, daß das letztere in den feineren, wie in den stärkern Arterien einen vorzugsweise longitudinalen, der Axe der Gefäße parallelen Verlauf nimmt, während die anfänglich ringförmigen Fasern diesen Verlauf fast ausschließlich auch in den weitesten Stämmen einhalten.

Wir ziehen hieraus den Schluß, daß die elastischen Fasern hauptsächlich die Aufgabe haben, die Gefäße nach der Streckung, die sie durch die einströmende Blutwelle erleiden, auf ihre ursprüngliche Länge zurückzuführen. Ueber die Function der ringförmigen Fasern giebt uns schon die nähere Betrachtung ihrer Structur Auskunft.

Sie gleichen nämlich in allen Beziehungen dem Fasergewebe, welches die dem Willen entzogenen, aber von gewissen Nervenreizen abhängigen Bewegungen der röhren- und blasenförmigen Eingeweide, der Iris des Auges und die Formveränderungen der äußern Haut vermittelt. In der Substanz der Lederhaut steigen zerstreute Bündel dieser eigenthümlichen Art von Muskelfasern — denn so dürfen wir sie nennen — schräg abwärts gerichtet von der Oberfläche zu dem Grunde der Haarbälge herab; ihre Zusammenziehung äußert sich in der sogenannten Gänsehaut, indem die Haarbälge erhoben oder die Hautstellen zwischen den Haaren herabgezogen werden. Mit der Erschlaffung der Hautmuskeln glättet sich die Haut. Ich erwähne diese, jedem Auge zugänglichen Veränderungen der Haut, weil sie meistens übereinstimmend mit

den Veränderungen in der Musculatur der Gefäße erfolgen und so das Bild vervollständigen, das der wechselnde Zustand der letztern gewährt.

Fügen wir, um den anatomischen Beweis für die musculöse Beschaffenheit der Gefäßwand zu vollenden, noch hinzu, daß dieselbe, gleich allen contractilen Organen, von Nerven versorgt wird, die aus dem Centralorgan des Nervensystems, aus dem Rückenmark und wahrscheinlich auch aus dem Gehirn ihren Ursprung nehmen und die Wege darstellen, auf welchen Impulse vom Centralorgan zu den Gefäßen fortgepflanzt werden.

Es versteht sich, daß Muskelfasern, welche in der Wand eines Rohrs ringförmig angelegt sind, nichts anderes bewirken können, als je nach der Energie ihrer Zusammenziehung das Rohr zu verengen und, wenn das Rohr gefüllt werden soll, der Kraft, die es zu füllen strebt, einen mehr oder minder kräftigen Widerstand zu leisten. Demnach wird auch die Erweiterung, welche die Gefäße im Momente des Herzstoßes erfahren, veränderlich und von dem Zustande der Gefäßmuskeln abhängig sein. So lange die Energie der letztern sich auf gleicher Höhe hält, werden bei regelmäßiger Herzthätigkeit die Gefäße jedem Stoß gleichmäßig nachgeben und während der Herzpause auf das ursprüngliche Kaliber zurückkehren. Das dauernde Bestreben der Muskeln, einen bestimmten Contractionsgrad zu behaupten, ist in seiner Wirkung von dem dauernden Zusammenziehungsbestreben einer elastischen Substanz nicht zu unterscheiden und wer dem Rhythmus einer normal pulsirenden Arterie eine Weile zusah, fand keinen Anlaß, an eine andere, als elastische Gegenwirkung des Gefäßrohrs zu denken. Dabei aber war übersehen, daß 1) die Ausdehnbarkeit desselben Gefäßes zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene ist und daß 2) in einzelnen Aesten Eines und desselben Stammes, auf die sich doch die Wirkung des Herzstoßes gleichmäßig erstreckt, verschiedene Grade der Ausdehnbarkeit vorkommen. Solche zeitweise und mitunter rasch vorübergehende Schwankungen der Resistenz lassen sich nicht aus Wandlungen des elastischen Gewebes erklären, an welchem die Elasticität als eine physikalische Eigenschaft haftet, die von äußern Einflüssen, von den schwankenden Zuständen des Organismus und selbst vom Leben unabhängig ist. Unter den Eigenthümlichkeiten des Pulses, derentwegen er in der medicinischen Zeichenlehre eine so bedeutsame Stellung einnimmt, wird neben der Häufigkeit und der Fülle desselben ein Gegensatz der Härte (Gespanntheit) und Weichheit aufgeführt. Dieser Gegensatz hätte längst dazu zwingen müssen, neben der constanten Elasticität einen variabeln Factor des Widerstandes der Arterien anzunehmen, der nur im Muskelgewebe und in zweiter Linie in dem Einfluß des Nervensystems auf die Muskeln gesucht werden kann. Und so mußte auch, seit die mysteriösen Vorstellungen von einer Anziehung, die die festen Theile auf das Blut ausüben sollten, aufgegeben sind, die örtliche Aenderung des Calibers der Gefäße auf Muskelwirkung bezogen werden.

Eigentlich war es Sache der Physiologie, diese Reflexionen anzustellen, und hätte man erwarten dürfen, daß sie dem anatomischen Nachweis der

Muskeln, der erst durch die modernen Verbesserungen der mikroskopischen Technik ermöglicht wurde, vorausgeeilt wäre und die musculöse Beschaffenheit der Gefäßwände a priori verlangt hätte. Daß dies nicht geschah, daran liegt die Schuld zum Theil an der eigenthümlichen Reactionsweise der dem Willen nicht unterworfenen Muskeln. Der Physiologe ist gewohnt, die Frage, ob ein Organ contractil, d. h. musculös sei, dadurch zu entscheiden, daß er das lebende Organ oder den Nerven, der in demselben endet, einem sogenannten Reize aussetzt, einem elektrischen Strom, einem mechanischen oder chemischen Eingriff und dgl. Die Skeletmuskeln und unter den unwillkürlichen das Herz (das aber auch, wie erwähnt, im Bau den Skeletmuskeln gleicht), beantworten die Reizung augenblicklich mit einer vorübergehenden Verkürzung, einer Zuckung; zu einer dauernden Contraction können sie nur durch eine rasche Folge von Reizungen, z. B. von elektrischen Schlägen, wie der Inductionsapparat sie liefert, gebracht werden. An den Muskeln der Eingeweide, der Haut, der Gefäße veranlaßt dagegen die einmalige Reizung eine Zusammenziehung, welche erst nach einiger Zeit eintritt, langsam sich steigert, Minuten lang und länger anhält und auch langsam sich wieder löst. So konnte es leicht geschehen, daß die Reizungen der Gefäße scheinbar erfolglos blieben, daß die meist geringfügigen Verengungen des Rohrs sich der Wahrnehmung entzogen. Eben der Werth, den man dem physiologischen Versuch beimaß, war Ursache, daß dem negativen Resultate desselben gegenüber die theoretischen Erwägungen nicht verfingen. Heutzutage werden dieselben, nachdem man richtig beobachten gelernt hat, auch durch den Versuch bestätigt. Die letzten Zweifel an der Contractilität der Gefäße beseitigte Bernard, der kürzlich verstorbene pariser Physiologe, durch den Nachweis, daß die Gefäße ebenso, wie die willkürlichen Muskeln, unter der Herrschaft der Nerven stehn und der Lähmung verfallen, wenn die Nerven, durch die sie mit dem Centralorgan verbunden sind, getrennt werden. Beim Kaninchen hat die Durchschneidung des Nervenstamms am Halse, welcher den Gefäßen des Ohrs Zweige sendet, die dauernde Erweiterung der Ohrgefäße, eine dauernde Röthung des Ohrs zur Folge.

Ich gehe indeß nicht weiter auf die Methoden ein, deren sich der Physiologe von Fach zum Experimentiren an den frei gelegten Nerven und Muskeln bedient, sondern wende mich zu den Einflüssen, die im täglichen Leben und am unversehrten Körper ihre Macht an den unwillkürlichen Muskeln überhaupt und speciell an den Muskeln der Gefäße üben. Es sind folgende:

1) Die Einflüsse der Temperatur, die, wenn auch nur gradweise verschieden, für unsere Empfindung in dem Gegensatze stehn, den wir als Wärme und Kälte bezeichnen. In der Kälte wird die Haut blaß, nach längerer Einwirkung sogar blau, ohne Zweifel eine Folge der Ansammlung des aus den arteriellen Zweigen vertriebenen Blutes in den nachgiebigeren venösen. Oefters bildet sich zugleich, durch Contraction der eigenen Muskeln der Cutis, eine Gänsehaut aus. In der Wärme röthet und glättet sich die Haut.

2) Durch Vermittlung des Centralorgans des Nervensystems, in das

die Empfindungsnerven sich einsenken und aus dem die Bewegungsnerven ihren Ursprung nehmen, übertragen sich auf noch zur Zeit unbekannten Bahnen die Zustände der Empfindungs- auf Bewegungsnerven. Der Erfolg ist von zweifacher Art. Der mittlere Erregungszustand, in welchem die Muskeln während der sogenannten Ruhe verharren, kann gesteigert oder vermindert werden. Im Verkehr zwischen Empfindungsnerven und willkürlichen Muskeln ist die Steigerung Regel: Kitzeln der Haut macht Zuckungen und Krämpfe. Auch unwillkürliche Muskeln werden durch Empfindungsnerven zu Contractionen angeregt. Alle Bewegungen der hohlen Eingeweide werden ausgelöst durch den freilich nur ausnahmsweise zum Bewußtsein gelangenden Reiz, den der Inhalt dieser Eingeweide auf Empfindungsnerven ausübt, die sich auf deren innerer Oberfläche verbreiten. Als Beispiel einer Uebertragung der Erregung von empfindenden auf bewegende Hautnerven führe ich das Verhalten der Brustwarze an. In der nächsten Umgebung derselben ist die Haut mit ringförmigen Muskelfasern versehen, deren Zusammenziehung die Brustwarze spitz hervortreibt; diese Formveränderung tritt, wie in der Kälte, so auch auf Berührung der Brustwarze ein. Zwischen den empfindenden Nerven und den Gefäßmuskeln findet aber in der Regel das umgekehrte Verhältniß statt: der Reizung der Hautnerven folgt an der getroffenen Stelle ein Nachlaß der Contraction der Gefäße. Jeder weiß, wie auf Berührung des Augapfels die Oberfläche desselben und der Lider sich röthet und mit Gefäßverzweigungen bedeckt, die zuvor unsichtbar waren. Liefert doch die Anwendung jeder Art von Hautreizen, der Senfteige, Zugpflaster u. A. den Beweis des Gegensatzes, in welchem die Erregung der Hautnerven zu der Energie der Gefäßmusculatur steht.

3) Von den Aeußerungen der Muskelthätigkeit, die das Centralorgan auf Anregung von Empfindungsnerven hervorruft, den sogenannten reflectirten Bewegungen, ist nur Ein Schritt zu den Bewegungen, die man als unmittelbare Wirkungen der Vorgänge im Centralorgan und insbesondere der psychischen Vorgänge anerkennt. Denn mit dieser Unmittelbarkeit hat es eine eigenthümliche Bewandtniß. Auch was die Seele an Antrieben zu Bewegungen, willkürlichen und unwillkürlichen, leistet, ist ja immer das Ergebniß von Vorstellungen, welche in letzter Instanz auf Anregungen der Sinne zurückzuführen sind. Von den Muskeln, die wir willkürlich beherrschen gelernt haben, ist dies an sich klar; ein Schall, das gesprochene Wort, ein die Aufmerksamkeit fesselnder Anblick erzeugt einen Gedankengang, der in eine zweckmäßige Muskelaction ausläuft. Der Mangel der Zweckmäßigkeit ist es, der die auf psychische Anlässe eintretenden Reactionen der unwillkürlichen Muskeln räthselhaft erscheinen läßt. In der Art, wie sie zu Stande kommen, stimmen sie mit der willkürlichen Muskelthätigkeit überein: ein sinnlicher Eindruck ruft Vorstellungen hervor, die Vorstellungen wirken auf die Muskeln. Nur müssen, wenn Muskeln, über die der Wille nichts vermag, in Mitleidenschaft gezogen werden sollen, die sinnlichen Eindrücke und die an dieselben geknüpften Vor-

stellungen eine gewisse Stärke erreichen, so daß das Denken den Charakter des affectvollen oder leidenschaftlichen erhält. Dann aber erweist sich die Theilnahme der Muskeln, wie bei den reflectirten Bewegungen, entweder durch Erhöhung oder Verminderung des mittlern Contractionszustandes. Es giebt Affecte, wie Furcht und Schaudern, die in ihren körperlichen Erscheinungen den Wirkungen der Kälte gleichen, mit Gänsehaut und allgemeiner Blässe auftreten; andere, wie Freude und Zorn, verringern, gleich der Wärme, die Muskelkraft der Gefäße.

Hiermit glaube ich, so weit der gegenwärtige Standpunkt unseres Wissens es zuläßt, im Allgemeinen erklärt zu haben, wie durch Gemüthsbewegungen eine Aenderung, insbesondere eine Erhöhung des Colorits der Haut zu Stande kommt. Ich gehe zu dem zweiten Theil der Aufgabe, die ich mir gestellt habe, zur Beantwortung der Frage über, wovon die der Schamröthe eigenthümliche locale Beschränkung der Gefäßerweiterung abhänge.

Darwins Erklärung geht davon aus, daß allen den Gemüthsbewegungen, die sich durch Erröthen verrathen, dem Schamgefühl, der Verlegenheit, dem Schuldbewußtsein u. s. f. die Sorge zu Grunde liege, wie wir vor dem beobachtenden Auge unserer Mitmenschen bestehen möchten. Sobald wir bemerken oder vermuthen, daß unser persönliches Auftreten einer Beurtheilung unterzogen werde, lenke sich unsere Aufmerksamkeit auf uns selbst, vor Allem auf den Theil unseres Körpers, den wir unbedeckt tragen und deshalb vorzugsweise fremden Blicken ausgesetzt wissen. Darwin citirt eine Anzahl Erfahrungen, welche bezeugen, daß vom Sensorium aus, durch die Richtung der Vorstellungen auf ein bestimmtes Organ, die Ernährung dieses Organs beeinflußt werden könne. Wende sich die Aufmerksamkeit dem Gesicht zu, so werde der Theil des Sensorium, der die sensibeln Nerven des Gesichts aufnimmt, gereizt und reagire durch die Gefäßnerven auf die Capillargefäße des letztern. Wenn dieser Weg von der Wange zum Gehirn und zurück erst einmal durch die Gedanken, welche die vorausgesetzte Kritik unseres äußern Menschen in uns erregt, gangbar geworden sei, so werde er, durch associirte Gewöhnung, auch dann eingeschlagen, wenn wir gewahr werden oder uns einbilden, daß unser moralisches Verhalten Gegenstand der Beurtheilung sei. Und wenn der Vorgang durch häufige Wiederholung in zahlreichen Generationen habituell geworden sei, so trete er ein, auch ohne daß wir uns der Rücksicht auf unsere Physiognomie bewußt werden.

Es liegt manches Bestechende in dieser Erklärung. Jeder kann an sich selbst die Bemerkung machen, daß in einem Körpertheil, den man willkürlich längere Zeit unausgesetzt beobachtet, eigenthümliche Gefühle von Wärme, Prickeln, Schwere sich entwickeln. Eichendorffs Schilderung ist der Natur abgelauscht, wenn dem Helden seiner reizenden Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts", während derselbe als Chausseegelderheber unthätig seine ausgestreckten Beine betrachtet, die Beine länger und länger zu werden scheinen. Nervöse Individuen,

die an einer Herzkrankheit zu leiden wähnen, bringen es wirklich durch die beständige Beaufsichtigung ihres Herzens fertig, den Schlag desselben zu verändern. Während in der Regel unwillkürlich sich aufdrängende Empfindungen uns von den körperlichen Dispositionen Kunde geben, die man sehr unpassend „Bedürfnisse“ zu nennen pflegt, kann man doch auch zu gelegener Zeit dadurch, daß man willkürlich die betreffende Empfindung erregt, das Bedürfniß hervorrufen. Unter den Analogien, auf die seine Theorie des Erröthens sich stützt, führt Darwin das Factum an, daß die Vorstellung appetitlicher Objecte die Speichelabsonderung vermehrt und er legt hierauf besondern Werth, weil es auch in diesem Falle wahrscheinlich sei, daß die nächste Wirkung des psychischen Acts in einer Erweiterung der Blutgefäße beruhe. Auch wenn dies zugegeben wird, paßt das Beispiel nicht, weil nicht die Vorstellung einer Körpergegend, sondern einer Geschmacksempfindung die Blutanhäufung veranlaßt. Bei den übrigen erwähnten Folgen der Richtung der Aufmerksamkeit auf besondere Körpertheile kommen aber, so viel wir wissen, die Gefäße nicht in Frage. Genügte die Concentration der Aufmerksamkeit auf das Gesicht, um den Blutgehalt seiner Gefäße zu vermehren, so müßte Jeder roth werden, der sich anhaltend im Spiegel betrachtet.

Ich habe erwähnt und es ist bekannt, daß die Schamröthe nicht immer auf das Gesicht beschränkt ist; sie kann sich vom Gesicht aus über Hals und Nacken und weiter abwärts verbreiten. Es scheint für Darwin's Auffassung zu sprechen, daß seinen Erkundigungen zufolge bei den spärlich oder gar nicht bekleideten wilden Völkerschaften die obere Region des Rumpfes öfters an der Aenderung des Colorits Theil nimmt. Wer aber kann sagen, ob dies nicht bei außerordentlichen Gelegenheiten auch an den bekleideten Leibern der guten Gesellschaft geschieht? Auch das darf Darwin für sich anführen, daß, wie er von praktischen Aerzten erfuhr und auch ich von dem bekannten Chirurgen Dieffenbach gehört zu haben mich erinnere, bei besonders verschämten Personen mehr oder minder weit vom Kopf entlegene Theile der Körperoberfläche in dem Momente errötheten, wo sie dem ärztlichen Auge sich zu enthüllen genöthigt waren. Ich versäumte zu fragen, ob diese Schamröthe aufwärts begrenzt oder nicht vielmehr mit der Schamröthe des Gesichts in Zusammenhang war, in welchem Falle sie nur einen Exceß der Ausbreitung vom Kopfe aus darstellen würde. Immerhin würde es sich nur um eine seltene, durch eigenthümliche Anlage zu erklärende Ausnahme handeln. Viel häufiger, als die Theile, die die Sitte zu verdecken befiehlt, befinden sich dem Publikum gegenüber die Hände in Verhältnissen, die nach Darwins Annahme eine Erweiterung ihrer Blutgefäße zur Folge haben müßten: wir wissen sie in der Regel nackt und, wenn auch nicht so beständig, wie das Gesicht, beachtet und der Kritik unterworfen. Wenn man aber die schöne Hand einer Dame, die sich dieses Vorzugs bewußt ist, fixirt oder der Eignerin ein Lob darüber spendet, so wird man niemals die Hand, sondern höchstens das Gesicht erröthen sehn.

Es ist kein ganz gerechter Tadel, den Darwin gegen Shakespeare wegen der Verse ausspricht, die der große Dichter seine Julia sagen läßt:

„Du weißt, die Nacht verschleiert mein Gesicht,
Sonst färbte Mädchenröthe meine Wangen
Um das, was Du vorhin mich sagen hörtest."

Es soll nicht behauptet werden, daß der Dichter den physikalischen Anschauungen seiner Zeit so weit vorausgeeilt sei, um zu wissen, daß die rothe Farbe in Abwesenheit des Lichtes nicht nur nicht wahrgenommen werden kann, sondern wirklich nicht existirt. Vielleicht bediente er sich nur einer Abkürzung, statt zu sagen: „sonst sähest Du Mädchenröthe meine Wangen färben." Aber ich kann nicht glauben, daß ihm entgangen sei, was Jeder an sich erfährt, daß nämlich der Proceß, der am Tage sich durch Röthe äußert, auch im Dunkel vor sich geht, wo wir uns seiner durch die dem Blutandrange entsprechende, über das Gesicht sich verbreitende Temperatur-Erhöhung bewußt werden. Daß man sich im Dunkeln erröthen fühlt, und daß Blindgebornen die Fähigkeit, schamroth zu werden, nicht abgeht, sind Einwürfe, die Darwin selbst seiner Theorie entgegenstellt. Er beseitigt dieselben durch Verweisung auf das Eine der Principien der Descendenzlehre, die Gewöhnung und Vererbung. Der Blindgeborne, der nichts von den auf seinem Angesicht ruhenden, forschenden Blicken weiß, erröthet, weil die Reihe seiner Ahnen sich gewöhnt hat, vor solchen Blicken schamroth zu werden. Jenes Princip wäre auch anzurufen, um zu erklären, warum sensible Naturen in der Einsamkeit, bei der bloßen Erinnerung an eine beschämende Situation, die Farbe wechseln. Darwin scheint unter einer derartigen Sensibilität nicht zu leiden; er meint, daß die Menschen nicht erröthen, die im Stillen einen Fehler oder eine Sünde begangen haben, auch dann nicht, wenn sie deshalb von den peinlichsten Gewissensbissen verfolgt werden und wenn sie überzeugt sind, daß Gott ihre Schuld kennt und richtet. Die Ursache, daß man vor Gott nicht schamroth wird, liege aber darin, daß man bei der göttlichen Mißbilligung nicht, wie bei der Mißbilligung der Menschen, an die Figur denke, die unser Aeußeres spielt. Mir scheint eine andere Erklärung näher zu liegen. Den Anlaß, im Dunkeln und in der Einsamkeit zu erröthen, giebt viel häufiger die Erinnerung an gesellschaftliche Unglücksfälle und Blamagen, als an moralische Vergehen. Bei jenen aber ist von der Gottheit nicht die Rede. Man hat die Ueberzeugung, daß Gott sich nicht darum kümmert, ob man in einem Toaste stecken blieb oder der Tochter des Hauses, statt dem Dienstmädchen, ein Trinkgeld in die Hand drückte. Wessen Herz von einer dem göttlichen Strafgericht verantwortlichen That belastet ist, der käme, sollte ich meinen, mit dem Affecte der Scham nicht davon; ihn müßte Niedergeschlagenheit, Angst, Verzweiflung erfassen.

Wenn die Frage gestellt wird, warum die Schamröthe vorzugsweise und zuerst im Gesicht ihren Sitz aufschlage, so muß die Antwort vor Allem darauf Rücksicht nehmen, daß diese locale Eigenthümlichkeit **jeder** Gefäßerweiterung

zukömmt, welche Folge einer Gemüthsbewegung oder einer leidenschaftlichen Erregung ist. Für diese Thatsache glaube ich die Erklärung gefunden zu haben. Die Gefäßnerven stehn in dieser Beziehung nicht allein; wie ich in einem meiner anthropologischen Vorträge (vom Affect) ausgeführt habe, betheiligen sich die Nerven der übrigen unwillkürlichen und der willkürlichen Muskeln, die Empfindungsnerven der Haut und selbst die Drüsennerven, sofern sie durch Seelenzustände überhaupt in Mitleidenschaft gezogen werden, in der nämlichen Reihenfolge, zunächst am Kopf (Gesichtsmuskeln, Thränendrüse) und, je nach der Intensität des Affects, vom Kopf aus weiter abwärts. Die gemeinsame Ursache dieser Reihenfolge kann nur in der anatomischen Anordnung der Körpernerven liegen, die, je höher oben sie ausstrahlen, in um so näherer Berührung mit dem Theil des Gehirns sich befinden müssen, den man als das Organ der psychischen Thätigkeiten erkannt hat. Wenn, um auf unser Thema zurückzukommen, das Gesicht eine Ausnahme von der eben aufgestellten Regel in so weit zu machen scheint, daß die Röthe meistens erst von den Wangen zur Stirn emporsteigt, so ist zu bedenken, daß die Wange in der Färbung den übrigen Regionen des Gesichts immer um einen Schritt voraus ist, dies zeigt sich in der Physiognomie der blühenden Gesundheit, wie in der des Fiebers. Ob der Vorsprung der Wange auf größerer Zahl oder Weite der Blutgefäße oder auf einer oberflächlichern Lage der letzteren beruhe, ist nicht untersucht.

Das Charakteristische der Schamröthe besteht also gar nicht darin, daß sie das Gesicht überzieht, denn dies thut jede durch Affect hervorgebrachte Röthe. Was die Schamröthe charakterisirt, ist, daß sie das vorwiegende, oft das einzige Symptom der Gemüthsbewegungen ist, die sie verkündet. Wenn sie verstanden werden soll, so muß diese ihre Eigenthümlichkeit aus der Besonderheit des Affects der Scham, aus der Vergleichung mit anderen roth machenden Affecten abgeleitet werden.

Man kann die Anlässe zum Erröthen in zwei Gruppen scheiden, von denen die Eine an die excitirenden, die andere an die deprimirenden Erregungen sich anschließt. Das Erröthen, welches durch ein Lob, wenn auch durch ein nach der Meinung des Belobten unverdientes und beschämendes hervorgerufen wird, ist dem freudigen Erröthen nahe verwandt und darf allenfalls als Ausdruck einer gehobenen Stimmung gelten. Meistens aber hat die Gemüthsverfassung, welche erröthen macht, mehr von der Art deprimirender Affecte. Die Scheu, sich öffentlich zu zeigen, die die Wangen schüchterner Mädchen (auch Jünglinge) oft schon beim Eintritt in eine Gesellschaft, beim Gruß auf der Straße färbt, die Angst, ein Geheimniß zu verrathen oder auf einer Unwahrheit ertappt zu werden, ja schon die Angst, den Verdacht zu erregen, daß man etwas zu verheimlichen habe oder sich einer Unwahrheit schuldig mache, das Alles sind Zustände, die von der Furcht vor einer ernstlich drohenden Gefahr sich nur dem Grade und meist auch der Dauer nach unterscheiden. Und wirklich ereignet es sich oft, daß auf Momente des Erröthens die Blässe der Furcht sich einstellt oder daß die

letztere allein bei Gelegenheiten wahrgenommen wird, wo das erstere erwartet werden sollte. Selbst das Schamgefühl im eigentlichen Sinne des Wortes kann, statt durch Erröthen, durch Erblassen sich äußern, zumal wenn es durch eine überraschende, also zugleich erschreckende Situation geweckt wird. Wie ist es nun zu verstehen, daß der Mensch vor geringer Furcht und mäßigem Schrecken in der Regel roth, vor stärkerer Furcht und heftigerem Schrecken dagegen blaß wird? Den Schlüssel zur Lösung dieses sonderbaren Widerspruchs liefert die Erwägung, daß das Erblassen auf zweierlei Wegen zu Stande kömmt, einestheils durch Contraction der Gefäße, anderntheils durch Herzschwäche. Die Contraction der Gefäße tritt, wie oben erwähnt, bei deprimirenden Gemüthsbewegungen ein im Gegensatz zur Erweiterung der Gefäße bei excitirenden, doch muß Furcht und Schrecken, um jenen Effect hervorzubringen, einen gewissen Höhegrad erreichen und ist dann auch gewöhnlich von Zusammenziehung anderer unwillkürlicher Muskeln, der Haut und Lungen, und von Minderung der Kraft der willkürlichen, Zittern, begleitet. Eine flüchtige Erweiterung der Gefäße scheint die erste Folge jeder minder wichtigen Gleichgewichtsstörung im Seelenleben, also auch einer vorübergehenden Bangigkeit, eines eben auftauchenden Schreckens zu sein. Wenn unter solchen Verhältnissen statt des Erröthens Erblassen beobachtet wird, so erklärt sich dies leicht aus einer eigenthümlichen Disposition des Herzens, das bei manchen Individuen auf die unbedeutendsten Veranlassungen seinen Schlag ändert und, sei es durch Krampf oder Lähmung, verhindert wird, den Gefäßen die normale Blutmenge zuzuführen. Die relativ geringe Macht der Affecte, welche die Schamröthe hervorbringen, wird auch dadurch bezeugt, daß es meistens bei dieser Einen Veränderung des physiognomischen Ausdrucks sein Bewenden hat. Mit der Röthe der Freude verbindet sich ein ungewöhnlicher Glanz des Auges, mit der Röthe des Zorns ein lebhaftes Muskelspiel; die Muskelbewegungen, die die Schamröthe begleiten, das Niederschlagen der Augenlider, der ausweichende Blick, sind nicht unmittelbare Aeußerungen des Affects, sondern, wie die Bestrebungen, sich oder doch das Gesicht zu verbergen, willkürliche und zweckmäßige Handlungen. Nur ausnahmsweise kommen unwillkürliche Zusammenziehungen einzelner Gesichtsmuskeln vor. So verkürzte sich bei einem meiner Kinder bei jedem Erröthen ein einseitiger Muskel, der in der Haut der Wange neben dem Mundwinkel sich einpflanzt, eine Falte bildend, die im Hause unter dem Namen der Verlegenheitsfalte bekannt war. Individuelle Besonderheiten dieser Art dürfen uns bei so complicirten Ursachen und so complicirten Organen, wie sie hier in Betracht kommen, nicht Wunder nehmen. Und so versteht es sich auch von selbst, wenn ich den Affect der Scham von andern deprimirenden Affecten nur quantitativ unterscheide, daß zwischen dem Einen und den Andern eine scharfe Grenze nicht gezogen werden darf. Aus dem Bewußtsein eines Fehltritts kann, je nach seiner Bedeutung oder Schätzung, eine Scala von Empfindungen, von der holden Verschämtheit bis zum nagenden Kummer, hervorgehen.

Die Dorfstätte.

Von

Johannes Trojan.

— Berlin. —

Hier, wo du von des Harzgebirges Rand
Hinunterblickst auf die besonnte Fläche,
Verweil' ein wenig! Jene Klippen doch
Siehst unten du, genannt die Gegensteine?
Nicht weit von ihnen mitten in dem Kornfeld,
Das jetzt gebeugt schon trägt der Aehren Gold,
Ist eine Stelle, mit Gebüsch bedeckt:
Um diese Stelle her lag einst ein Dorf.

Ein blühend Dorf! Denn schon in alten Zeiten
Trug dieser Acker reichlich, wie noch jetzt.
Und wenn der Bauer ging durch seine Saat,
Sie fröhlich musternd, und am Himmelszelt
Die Lerche suchend, deren Lied ihn freute:
Dann legt' er Jahr auf Jahr schon den Gewinn
Zusammen, den die Zukunft ihm versprach,
Und freute sich und sagte sich mit Stolz,
Wie fest er ständ' in seiner Väter Eigen;
Doch was ist fest, was eigen einem Mann?
Es kam der Krieg, und als er wieder ging,
War Schutt und Asche, was ein Dorf gewesen.

Des Dorfs Bewohner flohen in's Gebirg,
Wo eine Zuflucht ihnen bot der Wald,
Ach, eine falsche nur und trügerische!

Denn der so freundlich sie willkommen hieß,
Zur Nahrung bot er nichts als karge Beeren
Und nur ein Dach, das heimlich mit dem Regen
Im Einverständniß, scheinbar nur ihm wehrte;
Also verdarben, die dorthin geflüchtet.
Ein Einziger von ihnen kam zurück,
Die Stätte suchend, wo sein Heim gewesen.
Und als er näher kam mit scheuem Schritt,
Sich tastend durch das Trümmerwerk hindurch, —
Als von der Stelle, wo sein Herd einst stand,
Von ihm verscheucht sich in die Lüfte schwang
Ein Rabe, krächzend und die Flügel schlagend:
Da wandt' er ab sein Angesicht und floh.

Seit dieser Zeit verlassen war das Dorf
Und preisgegeben denen, die zu hausen
Dort Lust verspürten: bald erschienen sie.
Als keines Menschen Hand mehr in den Gärten
Der Blumen pflegte noch der Nutzgewächse,
Da drang von außen her, das immer lauernd
An Thor und Graben steht, das Unkraut ein.
Keck sprang es über den verfallnen Zaun,
Schlang durch die Lücken sich mit schmeidgen Gliedern,
Wühlt' unter Holz und Mauerwerk sich durch,
Gleich einem Feindesheer, das eine Veste
Erobernd nimmt mit List und mit Gewalt.
So nahmen sie die Beete in Besitz,
Breitblättrig, hoch, starkästig, voll von Saft,
Furchtbar bewehrt mit Dornen und mit Zacken,
Und drängten fort, was Menschenhand gesät.
Davon das Meiste siechte schnell dahin
Und räumte den Eindringenden den Platz;
Ein Wen'ges wehrte sich verzweifelt noch,
Preisgebend Zoll auf Zoll nur, manches Jahr
Noch Blüthen treibend mitten unter Fremden —
Bis daß es auch dem fremden Volk erlag.
Nach diesen kam ein anderes Geschlecht,
Mit diesen wieder um den Platz zu kämpfen,
Der Heide Bürger und die Waldbewohner.
Zuerst vom Walde her sprang eine Ranke
Versuchend über, wurzelte sich fest,
Sprang weiter fort und schlug aufs Neue Wurzeln.
Vom Wind getragen setzt' ein Korn sich fest
In einem Mauerspalt; daraus entstand
Ein harmlos Wesen, klein und dürftig scheinend,
Bis, als es sicher glaubte sich und fest,
Es um sich griff und herrschend ward am Orte.

Dann kamen niedre zartgebaute Kräuter,
Tiefwurzelnd, feinverzweigte, zähe, schlanke,
Zu kleinen Trupps gesellt; wohin sie kamen,
Verschwanden, wie durch Zauber fortgetilgt,
Die breiten prahlenden Gesellen, die
Zuerst für sich das Gartenland erobert.

So währte manches Jahr der stille Krieg,
Indessen Regen fiel und Schnee. Der Rest
Der Trümmer sank zerbröckelt in das Grün,
Und an die Wildniß war zurückgegeben,
Was Menschenfleiß der Wildniß einst geraubt.
So lag die Stätte lange Zeit im Frieden
Der Einsamkeit, vom Wilde nur bewohnt,
Das, nie vom Tritt des Jägers aufgescheucht,
Sein Eigen wähnte, was der Mensch verlassen,
Bis daß der Mensch kam, es zurückzufordern.

Ein Herbsttag war's — in zartgewebten Schleier
Von blauem Dufte hüllte sich der Morgen —
Da sah das Reh, das aus dem Walde trat,
In weiter Fern, wo auf dem Erdenrund
Der Himmel auflag, das Gespann des Pflügers,
Langsam bewegend sich — ein fremder Anblick! —
Und staunt' und starrt' und schritt zurück zum Walde.
Und wo im Herbste war der Pflug gegangen
Da flammt' im Lenz ein heller Streifen auf,
Erst silbergrün und dann wie mattes Gold:
Das war die Saat. Im nächsten Frühjahr wogte
Sie näher schon heran und wallt' und flammte.
Und enger zog mit jedem Jahr und enger
Zusammen sich der goldne Wellenring.

Nur eine kleine Stelle noch ist frei,
Gleich einer Insel in dem Meer der Saat,
An deren Strand die Wellen lieblich schlagen.
Dort leiht der Schlehbusch und die wilde Rose
Den kleinen Vögeln ein willkommen Obdach.
Das ist der Platz, wo auch die Schnitter rasten
Am Erntetag, und wenn sie sitzen da,
Ausruhend von des heißen Tages Arbeit,
Dann nimmt ein Alter wohl das Wort und spricht:
„Hier war vor alter Zeit einmal ein Dorf,
Und an der Stelle, wo wir eben ruh'n —
Von alten Leuten hab' ich es gehört —
Stand einst die Kirche, eh' der Krieg gewesen.
Hier trugen sie die Kinder hin zur Taufe

Und hier begruben ihre Todten sie.
Ja, auch der Friedhof war an dieser Stelle,
Und unter unsern Füßen liegen still
So manch Jahrhundert andre Müde schon."

Wenn er so redet und der Abendwind
Fährt durch die Büsche, dann ein wenig schaudern
Die Mädchen alle; doch die Hände faltet
Der alte Mann und also fährt er fort:
„O mächt'ger Gott, in dessen Händen liegt
Der Menschen Schicksal wie des Ackers Frucht:
In diesem Lande, dessen Flur wir bauen,
Laß Frieden walten und gerechten Sinn!"

Groeben und Siethen.

Ein märkisches Kapitel

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

I.

Ob klein, ob groß —
Allüberall dasselbe Loos,
Und was das Leben hält und hat,
Hat aller Orten seine Statt.

Eines der wichtigsten Defilés aus dem Wittenbergischen in's Märkische war von alter Zeit her das Nuthethal, und von alter Zeit her existirten auch feste Punkte, dieses Defilé zu vertheidigen beziehungsweise zu schließen. Unter diesen festen Punkten war das am Mittellaufe des Flüßchens gelegene Schloß Beuthen von besondrer Wichtigkeit, dasselbe Schloß Beuthen, das die Quitzow-Anhänger gegen den Nürnberger Burggrafen hielten und an dessen Unterwerfung sich der Sieg der Hohenzollerschen Sache knüpfte.

Von diesem seiner Zeit vielgenannten Schloß aus nehmen wir heute, dem Flußlaufe folgend, unseren Ausgang und erreichen schon nach halbstündigem Marsch eine mäßige Hügelhöhe, von der aus wir zwei Seeflächen und zwei Dörfer überblicken: Groeben und Siethen. Ein märkisches Idyll. Aber auch ein Stück märkische Geschichte spricht aus ihnen.

Beide Dörfer entstanden sehr wahrscheinlich zu gleicher wendischer Zeit, im Uebrigen jedoch erfreut sich Groeben des Vorzugs, um einige Jahre früher als Siethen und zwar bereits im Jahre 1352 in einer „im Lager vor Groeben“ ausgestellten Urkunde Markgraf Ludwigs des Römers genannt zu werden. Es gehörte damals der über den ganzen Teltow hin ausgebreiteten und begüterten Familie Groeben, die, nach der Sitte der Zeit, von diesem ihrem ältesten Besitz her ihren Namen „von Groeben“ angenommen hatte. Nach

1352 aber in die Kämpfe des Deutschen Ordens mit verwickelt, entäußerte sich die Groeben-Familie (von der 20 Mitglieder in der Deutsch-Ritter-Schlacht bei Tannenberg gefallen sein sollen) ihres märkischen Besitzes und innerhalb dieses Besitzes auch ihres Stammhauses Groeben. Ihre Güter lagen von dem genannten Zeitpunkt an östlich der Weichsel, und aus der märkischen Familie dieses Namens war eine preußische geworden, die bei dem Orden zu Lehn ging.

Groeben und Siethen unter den alten Schlabrendorfs.

Von 1416—1787.

Um 1416 gab es in Groeben und Siethen keine Groebens mehr; an ihre Stelle waren die lausitzischen Schlabrendorfs getreten, die sich nach dem bei Luckau gelegenen Dorfe „Schlabrendorf" nannten, gerade so wie sich die Groebens in voraufgegangener Zeit nach dem im Teltow gelegenen Dorfe Groeben ihren Namen gegeben hatten.

Aus den ersten zwei Jahrhunderten der Anwesenheit der Schlabrendorfs in Groeben und Siethen wissen wir wenig von ihnen. Es scheint nicht, daß sie sich hervorthaten, einen ausgenommen, Johann von Schlabrendorf, der in die geistliche Laufbahn eintrat und in dem Jahrzehnte, das dem Auftreten Luthers unmittelbar voranging, zum Bischof von Havelberg aufrückte. Wegen seiner Vorliebe für die Prämonstratenser, behielt er die Tracht derselben bis an sein Lebensende bei. „Es wird ihm nachgerühmt", so schreibt Lentz in seiner Stifts-Historie von Havelberg, „daß er ein rechter Geistlicher gewesen, der fleißig in der Bibel gelesen und seine horas canonicas selber abgewartet, auch mit seinen Canonicis einen Vers um den andern dabei gebetet habe. Daneben hab' er auch auf seiner Burg zu Wittstock als ein rechter Herr und Fürst zu leben und einen convenablen Hofstaat mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Edelknaben zu halten gewußt. Ebenso Koppeln und Meuten und einen wohlbesetzten Marstall. Ingleichen auch hab' er der Armen nicht vergessen und sie mit Bier und Brot allezeit reichlich versorgt."

So Lentz in seiner Stifts-Historie. Das dieser Bischof aber speciell dem Hause zu Groeben entsprossen gewesen, dafür spricht mit großer Wahrscheinlichkeit ein noch jetzt in der Groebener Kirche befindliches Glasfenster, das in seinem Obertheile die Bischofsmütze sammt zwei gekreuzten Bischofsstäben, darunter aber das Schlabrendorf'sche Wappen zeigt.

Aus dem Groebener Kirchenbuch.

Auf dieses Wenige beschränkt sich Alles, was wir durch zwei Jahrhunderte hin einerseits von den Schlabrendorfs selbst, andrerseits von den ihren Hauptbesitz bildenden Schwesterdörfern Groeben und Siethen wissen, und erst von 1604 ab, wo Pastor Johannes Thile I. in's Groeben-Siethener Pfarramt eintrat und das seit 1575 bestehende Kirchenbuch eifriger als seine Vorgänger zur Hand nahm, um Aufzeichnungen darin zu machen, erst von

5*

diesem Jahre 1604 an erfahren wir Eingehenderes aus dem Leben der beiden Dörfer.

Um eben dieser Aufzeichnungen willen, die — mit Ausnahme der Schluß-Epoche des 30jährigen Krieges — durch alle Nachfolger Johannes Thiles I. getreulich fortgesetzt wurden, ist denn auch das Groeben-Siethener Kirchenbuch ein wahrer historischer Schatz und für die Cultur- und Sittengeschichte der Mark von um so größerem Werth, als es im Ganzen genommen in unsrem Lande doch nur wenige Kirchenbücher giebt, die bis 1604 zurückgehen. Es ist ein vollkommner Mikrokosmus, dem wir in diesem alten, wurmstichigen und selbstverständlich in Schweinsleder gebundenen Bande begegnen, und alles was das Leben, und nicht blos das Leben einer kleinen Dorfgemeinde, zu bringen vermag, das bringt es auch: Krieg und Pest und Wasser- und Feuersnoth und Mißwachs und Mißgeburten. Und daneben Unglück über Unglück, heut auf dem Groebener und morgen auf dem Siethener See. Fischer ertrinken, Brautzüge werden vom Sturm überrascht und in Winterdämmerung Verirrte brechen ein in die kaum überfrorenen Lunen oder erstarren in dem zusammengewehten Schnee. Dazu Mord und Brand, und Stäupung und Enthauptung, und auf jedem dritten Blatte das alte Lied von Ehebruch und „Illegitimitäten" aller Art, an die sich dann regelmäßig und wie das Amen in der Kirche die pastoralen und meist invectivenreichsten Verurtheilungen knüpfen. Aber immer im Lapidarstil.

Und nun möge das Kirchenbuch sprechen:

Aufzeichnungen des Pastors Johannes Thile I.*).

In diesem Jahre 1609 ist Herr Ernst von Schlabrendorf, Erbherr auf Groeben und Siethen, aus dieser Zeitlichkeit geschieden. Er war vermählt mit Ursula von Thümen, aus welcher Ehe demselben zwei Söhne geboren wurden: Joachim von Schlabrendorf und Melchior Ernst von Schlabrendorf. An Melchior Ernst kam Groeben und an Joachim kam

*) Johannes Thile I. kam 1604 ins Amt und stand demselben bis zu seinem 1639 erfolgten Tode vor. Ihm folgte sein Sohn Johannes Thile II., von dem aber alle Kirchenbuch-Aufzeichnungen fehlen, da die Führung seines Amts in das letzte Jahrzehnt des 30jährigen Krieges und die daran anschließende Noth- und Trauerzeit fällt, in der alles wüst lag und an Ordnung und Buchführung nicht zu denken war. Johannes Thile II. starb 1669, und von der Hand eines seiner Nachfolger findet sich auf der entsprechenden Kirchenbuch Seite die Notiz, „daß ein Sohn dieses jüngeren Johannes Thile (also des 1669 verstorbenen Johannes Thile II.) den Kriegs- und Soldatenstand erwählet, von der Pike auf gedient und 1722 als Oberst ein Infanterie-Regiment befehligt habe. In dieser seiner Eigenschaft sei derselbe durch Se. K. Majestät in Preußen, Friedrich Wilhelm I. in den adligen Stand erhoben und dieselbe „Dignität" alsbald auch seinem Herrn Bruder, dem Geheim-Rath Thile verliehen worden." — Es sind das Angaben, die mit denen in Zedlitz' Adels-Lexikon im Wesentlichen übereinstimmen, und an die nur noch die weitere Mittheilung zu knüpfen bleibt, daß die beiden gegenwärtig in unsrer Armee stehenden Generale von Thile dieser dem Groebener Pfarrhaus entstammten Familie zugehören.

Siethen, so daß wir von diesem Jahre 1609 an zwei Schlabrendorf'sche Linien haben: eine Groeben'sche und eine Siethen'sche.

1620 am 18. October hat der an der Nuthe wohnende Vogt Hans Blume seinen Stiefvater Hans Möller mit einer Büchse erschossen. Nachschrift aus dem Jahre 1622. Selbiger Hans Blume wurde von den Obrigkeiten zu keiner Strafe gezogen, vielmehr heimlich über die Grenze geschafft. Er ging nun in den Krieg nach Böhmen. Eh er aber nach Prag kam, ward er, nach gerechter göttlicher Wiedervergeltung, auch erschossen. Hat also in seinen Sünden hinsterben müssen. Ach, weh der armen Seele.

1621 am 28. October ist in unsrer Nachbarschaft (auf Schloß Beuthen) ein Sohn geboren worden. Dieses Kind hat, salva venia, keinen podicem gehabt, so daß es seiner natürlichen Functionen unfähig gewesen ist. Wonach Meister Hans Meißner, Bader zu Trebbin, mit dem Messer den podicem hat öffnen müssen. Und ist durch Gottes Segen gut worden und hat einen podicem gehabt. Wie wunderbar handelt Gott mit uns Menschen!"

1629 hat Ihre Churfürstliche Hoheit Dero Küchenmeister in Königsberg in Preußen aufhenken lassen.

1631 starben in Groeben und Siethen 126 Menschen an der Pest.

1632. Bis zu diesem Jahre bin ich, Johannes Thile, 300 Mal zu Gevatter gebeten worden.

1633 wurde das 1598 gestiftete Uhrwerk reparirt.

1634 den 25. März sind Wipricht Erdmanns Tochter Ursula, Martin Schmidts Tochter Ursula und Hans Bethekes Stieftochter Ursula in einem Kahn spazieren gefahren und als der Wind kam, auf den See getrieben worden. Wobei die zwei ersten ertrunken und zu Groeben Beide in ein Grab gelegt worden sind.

Nach diesem Jahre (1634) hören die Mittheilungen, wie schon angedeutet, auf ganze Jahrzehnte hin auf und werden erst in den siebziger Jahren wieder aufgenommen.

Aufzeichnungen der Pastoren Friedrich Zander, Felician Clar (auch Clarus) und Heinrich Wilhelm Voß.

1673 den 5. November ist Anna Mulisch, die schon mehrere Kinder außer der Ehe gehabt, von mir getraut worden. Und dieser „Schandsack" hat sich in einem Kranze zur Kirche führen lassen.

1674 am 18. December ist Ursula Lehmann enthauptet worden, weil sie das mit ihrem Schwager erzeugte Kind in's Wasser geworfen.

1675 am 3. August ist Andreas Fritze, Weinmeister hierselbst, begraben worden, der ein heftiges Gewächs gehabt hat, eines Viertels vom Scheffel groß, so ihm hinten am Halse gehangen. Ist aber doch 84 Jahr alt geworden.

1679 am 27. März sind auf unserer Feldmark zwei Soldaten begraben worden, welche den Tag vorher mit ihrer Compagnie hier einquartirt gewesen. Sie konnten keine Särrker (Särge) bekommen, weil ihnen ihre Kameraden

nichts gelassen hatten als alte Lumpen, welche denn auch ihr Sterbekleid bleiben mußten.

1697. In diesem Jahr ist der Moskowitische Czar Peter bei Sr. Churf. Durchlaucht gewesen.

1717. Hoc anno celebratum est jubilaeum evangelico-Lutheranum. Math. 22, 5.

1726 wurde wieder eine Kindesmörderin hingerichtet.

1727 starb Felician Clar, der 40 Jahr in Groeben Pastor gewesen.

1729 wurde Botho Müller wegen Gotteslästerung durch den Henker ausgepeitscht und nach Spandau condemnirt.

1738 am 15. April ist Marie Elisabeth — Christoph Penselins, gewesenen Castellans zu Rheinsberg, Wittwe — hier angekommen und hat einen Sohn zur Welt gebracht. Vater soll sein Georg Ludwig Schreiber, Gärtnergesell in Rheinsberg.

1738 am 21. November wurde dem Andreas Fausten ein Söhnlein geboren. Das Kind hatte an seiner Nasenspitze ein Gewächs und von der Oberlippe war fast nichts zu sehen. Ingleichen hatte es an jedem kleinen Finger einen Zipfel. Nota bene. Der Mann hatte seine Frau mit dem Knecht beschuldigt, worauf diese gesaget: „wenn das wahr ist, so gebe Gott ein Zeichen an dem Kinde". Drei Stunden nach der Geburt ist es verstorben.

1741 am 10. April hat Herr Johann Christian v. Schlabrendorf, K. preuß. Lieutenant, in der an diesem Tag um 1 Uhr Nachmittags zwischen Brieg und dem Dorfe Mollwitz vorgefallenen scharfen Aktion, durch einen Musketen-Schuß, so ihn durch den Kopf getroffen, das Ende seines Lebens gefunden, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat.

1743 am 12. November hat sich Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, Erb- und Gerichtsherr auf Groeben und K. preuß. Hauptmann im Dragoner-Regiment des Herrn Generalmajors v. Roëll zu Tilsit in Preußen vermählt und zwar mit Fräulein Christiane Amalie Ernestine v. Roëll, Tochter obengenannten General-Majors.

Auf den nächsten Blättern erfolgt nun die Registrirung der Kinder, die dem Hauptmann Gustav Albrecht v. Schlabrendorf aus dieser seiner Ehe geboren wurden. Alle diese Geburten und Taufen fanden in Tilsit und Insterburg statt, wo das Roëll'sche Dragoner-Regiment in Garnison lag, aber das Groebener Kirchenbuch ermangelte nicht auch seinerseits darüber zu berichten und sogar die jedesmaligen Pathen aufzuführen: den König, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand, Prinz Ferdinand v. Braunschweig u. s. w. Aus eben diesen Aufzeichnungen erfahren wir auch von dem jeweiligen Avancement Gustav Albrechts v. Schlabrendorf. Im Beginn des siebenjährigen Krieges war er Obristlieutenant, ritt mit in der berühmten Attacke bei Zorndorf und empfing überhaupt 23 Wunden. Er starb später als General in Breslau. Bei Gelegenheit seines Todes komme ich auf ihn zurück.

1751 am 31. März ist Eva Pipers uneheliches Kind getauft worden. Der Vater ist Martin Meene, ein lausiger junger Flegel.

1752 am 25. Julius ist die Christiane Mirtzen, ein Schandsack, mit Zwillingen niedergekommen. Der Vater ist der Schäferknecht Michel Pohlmann, ein Erz-Ehebrecher. Gleich zu gleich gesellt sich gern.

1754. In diesem Jahre, d. h. in der Zeit vom 23. Sonntage nach Trinitatis 1753 bis Ostern 1754, hat die Viehseuche hier so gewüthet, daß alles Vieh, jung und alt, hingefallen und keiner was behalten, ausgenommen der Prediger 3 Stück und der Küster 5 Kühe. In der ganzen Zeit ist dieser Ort eingesperrt worden.

1755. In diesem Jahre hat allhier, wegen des überhand genommenen großen Wassers, kein Heu können gemäht werden, und sind aus eben dieser Ursach auch beide Erndten gar schlecht ausgefallen.

1755 am 21. Juni war ein entsetzliches Unwetter mit Feuerschaden, und nur das große Wohnhaus des adligen Hofes ist gerettet worden.

1757 am 29. December ist der Weinmeisterknecht Martin Hintze mit der Dorothea Harnack getrauet worden. Erzbube mit Erzdirne.

1760 am 11., 12. und 13. Oktober ist Groeben von einigen herumschweifenden Oestreichern, nebst etlichen von der Reichsarmee, heimgesuchet worden. Bei welcher Gelegenheit dieser Ort nicht allein an 700 Thlr. Brandschatzung hat geben müssen, sondern sind auch noch die Einwohner geplündert und ihnen ihre Pferde weggenommen worden. Desgleichen ist auch die Kirche und das Pfarrhaus nicht verschont geblieben. In ersterer ist der Kirchkasten aufgebrochen und das darin von etwa 4 Jahren her befindliche Klingebeutelgeld geraubt worden. In dem Pfarrhause haben sie Jegliches unten und oben umgewühlt, wodurch dem Prediger über 250 Thlr. Schaden verursacht worden. Gott behüt' uns vor fernerem Einfall und Räuberhaufen.

An anderer Stelle: „Diese grausamen Menschen haben mir und den andern Einwohnern dieses Orts nichts als das Hemd auf dem Leibe gelassen und haben auch aus dem Gotteskasten das vorhandene Kirchgeld mit weg geraubt. O tempora, o mores."

1761 am 7. Oktober hat sich der Kossäthe Christian Krüger, zwischen 3 und 4 Uhr Morgens, aus eingewurzelter Melancholie und Gemüthsschwachheit in seinem Garten an einem Birnbaum mit einem Strick erwürget. Er ist in der Stille, aber auf eine ehrliche Art begraben worden. Gott bewahre jeden vor solchem desperaten Weg aus der Zeit in die Ewigkeit.

1762 vom 7. bis 10. Mai hat es so stark gefroren, daß alle Weinberge hier herum erfroren sind.

1765 den 26. October, in der Nacht gegen 12 Uhr, ist in Breslau der weiland hochwohlgeborene Herr Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, Sr. K. M. in Preußen wohlbestallter Generalmajor von der Cavallerie und Chef eines Regiments Cürassier, Erb- und Gerichtsherr zu Groeben, Jütchendorf und Waßmannsdorf, nachdem er dem hohen K. Hause 41 Jahr und 11 Monate

rühmlichst gedient und sein Alter auf 61 Jahre 10 Monate und 4 Tage gebracht hat, selig in dem Herrn entschlafen, und darauf den 10. December c. a. von Breslau nach Groeben gebracht und in dem hochadligen Erbbegräbniß hierselbst beigesetzet worden. Der Verlust dieses würdigen Mannes und wahren Menschenfreundes, wird von dem ganzen löblichen Regiment und von allen Denen, welche den Wohlseligen und dessen rühmliche Eigenschaften und hohen Charakter gekannt haben, aufrichtig bedauert.

Mit dem Tode Gustav Albrechts v. Schlabrendorf, der, wiewohlen er erst in Preußen und dann in Schlesien in Garnison stand, auch aus der Ferne her ein gut Regiment geführt zu haben scheint, gerieth alles in einen raschen Verfall. Das der Nebenlinie gehörige Siethen ging darin freilich voran, aber auch Groeben folgte bald. Auf den nächsten Blättern des Kirchenbuchs werden wir ausgiebig darüber unterrichtet und zwar durch Aufzeichnungen des Pastors Rebbe, der 1769 in's Amt kam und sich's angelegen sein ließ, seine verurtheilenden Sentenzen ohne Menschenfurcht in seine Todten-, Tauf- und Trau-Register einzutragen. Nur für die Nicht-Schlabrendorfs hat er noch gelegentliche Worte der Huldigung, so daß Anerkennung und Verurtheilung in seinen Aufzeichnungen wechseln.

Aufzeichnungen des Pastors Rebbe.

1771 am 3. Januar ist hier zu Groeben der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Icilius, im Kriege gewesener Chef eines Freibataillons Sr. K. Majestät in Preußen, jetzo K. Obristlieutenant bei seiner Suite, mit dem Hochwohlgeborenen Fräulein Henriette Helene Albertine v. Schlabrendorf, des weiland Herrn Gustav Albrecht v. Schlabrendorf, königlichen Generalmajors nachgelassener Tochter, getraut worden. Alter 43 und 24.

1774. Elisabeth Habedank starb an Würmern.

1774 am 17. November ist ein sechs Monat altes Kind außer der Ehe todtgeboren und danach obduciret worden. Ich bewahre das Herz desselben in Spiritus und überlaß es meinem Nachfolger, daraus die Resultate zu seiner Pflicht zu ziehn.

1775 am 13. Mai starb in Potsdam der Hochwohlgeborene Herr Charles Guichard, genannt Quintus Icilius, Sr. Königl. Majestät Wohlbestallter Oberster von der Infanterie und Adjutant bei Dero Suite, nach einem zweitägigen Krankenlager an einer Kolik und Inflamation, nachdem er mit seiner Gemahlin, der Hochwohlgeborenen Frau Henriette Helene Albertine geb. v. Schlabrendorf, aus dem Hause Groeben, beinah 4½ Jahr in der Ehe gelebt und mit derselben eine Tochter und einen Sohn, mit Namen Friedrich Quintus Icilius gezeuget.

Er war ein Herr, der in diesem Jahrhundert seines Gleichen nicht gehabt, noch haben wird, und ein Jeder, der seine Geburt, Wissenschaften

und Ehren bedenket, muß sagen: Er hat große Dinge an ihm gethan, der da mächtig ist, und Deß Name heilig ist. Seine Eltern waren bürgerlichen Standes zu Magdeburg, woselbst sein Vater das Amt eines Syndicus bei der französischen Colonie bekleidete. In seiner Jugend widmete er sich der Gelehrsamkeit und studirte zu Halle Theologie, danach auch auf einigen holländischen Universitäten und predigte mehrere Mal zu Marburg und Heilbronn. Zu gleicher Zeit erwarb er sich Kenntniß in den Antiquitäten und nützte diese zur Explication des Kriegs-Wesens der Alten, sonderlich der Griechen und Römer. Wie viel er darin vermocht, bezeugen unter anderm seine Schriften über die Taktik der Alten und sein Commentar über den Julius Caesar. Eine natürliche Folge seines Geschmacks am Militair und seiner Kenntniß desselben, war es, daß er sich diesem Stande widmete. Zuerst trat er in holländische Dienste. Bei Beginn des letzten Krieges aber ward er von Sr. Majestät in Preußen, so seine Bücher über Taktik gelesen, ins Lager und zur Armee berufen. Hier war er, soweit es der Krieg gestattete, beständig um und an der Seite des Königs, der an ihm einen Mann zu seinem Umgang und Vergnügen fand, einen Mann, den er als Soldaten und Philosophen und zugleich auch in politicis jederzeit gebrauchen konnte. Kurz er war der Favorit unseres großen Monarchen, und kein Tag verging, an dem er nicht um ihn gewesen wäre. So weit man Friedrichs Namen kannte, so weit kannte man auch den des Quintus Icilius, mit welchem Namen ihn der König selbst beehret hatte.*)

Wer Alexander ehrte, der sah auch freundlich auf Hephästion, und als Quintus Icilius seinen Commentar zum Julius Caesar an Kaiser Joseph überreicht hatte, ward ihm ein Gegengeschenk: ein rothes Etui mit 22 goldnen

---

*) An Königs Tafel im Lager zu Landshut, Mai 1759, wurde hin und her gestritten, welchen Namen einer der Centurios in der 10. Legion geführt habe. Der König behauptete Quintus Caecilius, Guichard aber versicherte: Quintus Icilius, und da sich Letzteres als das Richtige herausstellte, so sagte der König: „Gut. Aber Er soll nun auch zeitlebens Quintus Icilius heißen.“ Und so geschah es. Auch bei späteren Gelegenheiten erwies sich der König stets als sehr gnädig gegen Guichard und ließ sich Dinge von ihm sagen, die kein andrer wagen durfte. Nur ein Beispiel. Nach Plünderung des dem Grafen Brühl zugehörigen Schlosses Pförten in der Lausitz, die durch Guichard, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, ausgeführt worden war, fragte dieser über Tisch: „Und wie viel hat Er denn eigentlich mitgenommen?“ „Das müssen Ew. Majestät am besten wissen, denn wir haben ja getheilt.“ Ein ander Mal kam es freilich zu wenigstens momentaner Ungnade. Das war 1770. Als Guichard in eben diesem Jahr die Zustimmung zu seiner Verheirathung mit Fräulein v. Schlabrendorf auf Groeben nachsuchte, verweigerte der König den Consens und zwar „weil er von zu schlechter Herkunft sei; sein Großvater sei blos Töpfer gewesen.“ Auch diesen Hieb suchte Guichard zu pariren und erwiderte: „Seine Majestät seien auch Töpfer. Die ganze Differenz bestehe darin, daß sein Großvater Fayence gebrannt habe, während der König Porzellan brenne.“ Letzterer blieb aber bei seinem ungnädigen Widerspruch und Guichard nahm den Abschied. Indeß nicht auf lange. Kein Jahr, so ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor.

Medaillen, auf deren jeder das Bildniß eines Mitgliedes der kaiserlichen Familie befindlich war. Alles in einem Gesammtwerth von mehr als 1000 Thaler.

Sein Körper ward auf Befehl des Königs, der den Sitz der Krankheit und die Todesursach erfahren wollte, geöffnet und danach erst hierher nach Groeben gebracht, allwo der Sarg unter dem Kirchenstuhle, darin die Predigers Frau ihren Sitz hat, beigesetzt wurde.

Charles Guichard war am 27. September 1724 geboren und 18 Jahre lang in Königs Diensten gewesen. Sein Alter hat er folglich gebracht auf fünfzig und ein halbes Jahr. Sein moralischer Charakter war gutthätig und freundlich gegen seine Nächsten, ohne Hochmuth und Geiz, übrigens aber von deistischem Glauben.

1778 am 14. April starb zu Berlin Joachim Ernst v. Schlabrendorf auf Siethen Lehns- und Gerichtsherr. Nachdem derselbe sein Gut über den doppelten Werth hinaus verschuldet und selbiges endlich seinen Creditoribus zur Administration und Sequestration überlassen, auch seine Mobilien an die Meistbietenden öffentlich verkauft hatte, hatte sich derselbe vor etwa anderthalb Jahren mit Frau und Tochter nach Berlin begeben. Und eben daselbst ist er denn auch, der sich von jeher bis an sein Ende mit nichts als Intriguen und Listen zu seinem großen Schaden beschäftigt hatte, 63 Jahre alt an der Lungenentzündung gestorben. Er war auf dem ehemalig Schlabrendorfschen Gute Blankensee geboren, klein von Statur und hageren Leibes, und hat in seiner Jugend einige Zeit auf Schulen und Universitäten zugebracht. Alles was er von daher profitiret, wandte er an, um Anderen Uebles zu thun, aber freilich immer zu seinem eigenen Verderben. Vor den Augen und insonderheit vor Leuten, die seine Schliche noch nicht kannten, erschien er als ein Biedermann in Worten und Mienen, und war kein christlicherer und ehrlicherer und treuherzigerer Mann als er in der ganzen Welt zu finden. Er zeigte sich dann immer ohne Stolz des Adels, dienstfertig gegen alle Menschen, frei, munter und offenherzig, und insonderheit milde gegen alle Bedürftigen. Aber dies Alles nur um zu blenden und Vertrauensselige zu finden, deren Vertrauen ihm dann eine gute Gelegenheit bot, das Vermögen von Kirchen, von Wittwen und armen Leuten an sich zu reißen. Alle diejenigen jedoch, die sich nicht blenden und zu seinem Dienste nicht wollten gebrauchen lassen, die wußt' er mit allen Mitteln zu verfolgen und ihnen zu schaden überall. Und so konnt' es denn freilich nicht ausbleiben, daß ihm der Haß aller rechtschaffenen Leute zu Theil wurde, wozu sich alsbald der Niedergang in seiner Wirthschaft und Haushaltung und zuletzt der vollkommenste Bankrutt gesellte, so daß er Siethen unter den kümmerlichsten Umständen aufgeben mußte. Zurück läßt er eine seit Jahren kranke Frau, sammt einer Tochter, so ihrem Vater ähnlich ist. Vor einigen Jahren zeugete er mit einigen Mägden in seinem Hause noch

einige Kinder, und ergab sich endlich dem Trunke zur Stärkung und Erfrischung seines Leibes und Gemüths-Charakters.*)

1779 am 23. Januar starb in Siethen, wohin sie zurückgekehrt war, Frau Sophie Margaretha, verwittwete v. Schlabrendorf, des Vorgenannten Ehefrau, 56 Jahre alt, an einer vieljährigen Schwindsucht und in der armseligsten Verfassung. Sie war eine Tochter des Herrn Christian Julius v. Bülow aus dem Hause Lüchfeld in der Grafschaft Ruppin.

Nachschrift. Einige Jahre nach ihr starb auch, und zwar ebenfalls zu Siethen, der Letzteren Bruder, Karl Christoph Friedrich v. Bülow aus dem Hause Lüchfeld. Er war in früheren Jahren, als bei seinem Schwager

---

*.) Es ist die Frage gestellt worden, „ob solche Kritik in einem Kirchenbuche zulässig sei", worauf ich nicht nur mit einem „ja" erwidern, sondern eine solche Kritik unter Umständen sogar als eine directe Pflicht bezeichnen möchte. So gewiß es einem Geistlichen zusteht, von der Kanzel her, oder selbst am Grabe, die besondere Verruchtheit eines Ehrlosen zu brandmarken, der — wie vielleicht erst die Stunde seines Todes aufdeckte — Wittwen und Waisen um das Ihrige betrog, so gewiß muß es ihm auch zustehen, im Kirchenbuche Dinge niederzuschreiben, die solcher öffentlichen Anklage gleich kommen. Ich bin sogar der Ansicht, daß dies häufiger geschehen und ein derartiges Vorgehen unter die ständigen Kirchenzuchts-Mittel aufgenommen werden sollte. Denn es giebt in der That Naturen, die vor solchem auf Jahrhunderte hin unerbittlich überliefertem Wort mehr Respect haben, ja mehr in Furcht sind, als vor einem lebzeitigen Skandal. Ein Amts-Mißbrauch von Seiten des Geistlichen ist aber um so weniger zu befürchten, als ein Apell an die vorgesetzte kirchliche Behörde, der in gewissem Sinne mitbetroffenen Verwandtschaft ja jederzeit offen stehn und selbstverständlich, im Falle sich ein Uebergriff herausstellen sollte, zur Entfernung des Geistlichen aus seinem Amt eventuell auch zu weiterer Bestrafung führen würde. — Was übrigens speciell unseren Pastor Redde betrifft, so muß ihm dieser „letzte Schlabrendorf auf Siethen" ein ganz besondrer Dorn im Auge gewesen sein, da wir in anderweiten, einige Jahre später gemachten Kirchenbuch-Aufzeichnungen eben diesen Redde nicht nur als einen durchaus unzelotischen, sondern sogar als einen höchst complaisanten und beinah höfischen alten Herrn kennen lernen. Es bezieht sich dies namentlich auf ein französisch abgefaßtes und an eine damals etwa 7 Jahr alte Comtesse Brandenburg (Tochter Friedrich Wilhelms II.) gerichtetes Sinngedicht, das nach Ueberschrift und Inhalt folgendermaßen lautet:

A l'anniversaire de la naissance de Mlle. Julie, Comtesse de Brandebourg,
celebré le 4 Janvier à Siethen
par le curé Redde.

Vos fleurs de la jeunesse
S'augementent dès ce jour;
Les fruits de la sagesse
En viennent à leur tour.
O gardez tout bouton afin qu'il bien fleurisse,
Afin que toute fleur en fruit pour vous mêurisse.

Also etwa:

Blumen der Jugend
Sie weckt ein Hauch,
Früchte der Tugend
Sie kommen auch —
Und jede Knospe laß auf Erden
Erblühen und reifend zur Frucht Dir werden.

und seiner Schwester noch Wohlleben war, ein Nimrod, ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn gewesen. Und es beweiset solches noch der Siethensche Thurmknopf, den er mit der Kugelbüchse vielmals durchschossen hat und an dem die Löcher noch sichtbar sind. Er war geboren den 23. Nov. 1711, besaß einen dauerhaften Körper, wurde vor einigen Jahren blind, und wohnte zuletzt arm und elend in einem Tagelöhnerhause. Starb an Entkräftung.

1783 am 1. Mai starb zu Potsdam die Hochwohlgeborene Frau und Wittwe Henriette Helene Albertine v. Schlabrendorf aus dem Hause Groeben, verwittwete Quintus Icilius an einem Friesel und 12tägigem Lager, und ward am 3. selbigen Monats in der Gruft ihres seligen Gemahls, unter dem Kirchenstuhle der Predigersfrau früh um 4 Uhr beigesetzt. Aetate 36 Jahr.

1784 am 21. Januar starb in Siethen die Wittwe Maria Catharina Schumann geb. Ebel aus Blankensee, geboren den 10. Januar 1681. Brachte dergestalt ihr Leben auf 103 Jahr.

1785 am 11. Dezember starb die verwittwete Maria Elisabeth Spiegel. Sie war vordem das Sünden-Instrument des verstorbenen v. Schlabrendorf zu Siethen, der im Alter noch Christum verwarf. Starb elend.

1786 ist wieder der Groebner See mit seinem Eis nicht sicher gewesen; aber der Siethner ist über und über unsicher, weil er voll warmer Quellen ist. Seit meinem 19jährigem Hiersein sind nunmehr 10 Personen im Wasser verunglückt.

1786 am 28. April wurde des Hirten Frau zu Siethen, Maria Dorothea Ebel, glücklich entbunden. Die Mutter der Frau rief aber: „Was hast Du für ein Kind zur Welt gebracht!" Auf welchen Zuruf die junge Mutter sofort vom Schlag gerührt wurde. Das Kind selbst aber war gesund und wohlgebildet.

II.

Groeben und Siethen unter den neuen Schlabrendorfs.

Die vorstehenden Auszüge schließen mit dem Jahre 1786.

In eben diesem Jahre war auch Groeben — wie Siethen schon acht Jahre früher — der alten Schlabrendorfschen Linie verloren gegangen, aber nur um im Gegensatze zu Siethen, das auf Jahrzehnte hin der Familie verloren blieb, unmittelbar auf eine andere, junge Linie der Schlabrendorfs überzugehen.

Eine Klarstellung dieser Punkte fordert einen kleinen genealogischen Excurs.

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts hatten die Groebenschen Schlabrendorfs, die bis dahin, den Bischof abgerechnet, in unsrer Landesgeschichte von nicht sonderlicher Bedeutung gewesen waren, einen Aufschwung genommen

und zwar in dem Brüderpaare: Gustav Albrecht v. Schlabrendorf und Ernst Wilhelm v. Schlabrendorf.

Des ersteren (Gustav Albrecht) ist in Vorstehendem bereits ausführlich Erwähnung geschehen. Er war, um in Kürze zu recapituliren, einer der Helden des siebenjährigen Krieges, commandirte bei Zorndorf das Alt-Platensche Dragoner-Regiment und wurde später Generalmajor und Chef der zu Breslau garnisonirenden Cürassiere. Nach seinem eben daselbst erfolgten Ableben ward er nach Groeben übergeführt und in der Kirche daselbst in unmittelbarer Nähe des Altars beigesetzt. Es würde nun dem einen oder andern seiner überlebenden drei Söhne zugestanden haben, auf dem alten Familiengute sich niederzulassen, alle drei jedoch zogen den Dienst und ihre städtischen Garnisonen einem Groebner Aufenthalte vor und einigten sich unschwer dahin, ein ihnen aus mehr als einem Grunde wenig begehrenswerth erscheinendes Besitzthum an einen schlesischen Vetter, einen Sohn des vorgenannten Ernst Wilhelm v. Schlabrendorf abzutreten.

Dieser Ernst Wilhelm von Schlabrendorf nun, ein jüngerer Bruder Gustav Albrechts, hatte sich, während dieser in der Armee von Stufe zu Stufe stieg, im Staatsdienste zu der hohen Stellung eines dirigirenden Ministers von Schlesien emporgeschwungen und blieb in dieser bis zu seinem 1770 erfolgenden Tode. Von seinen fünf Söhnen*) stellten sich die vier ältesten um nichts günstiger zu der Besitzergreifungs-Frage von Groeben als ihre drei Gustav Albrechtschen Vettern und nur der jüngste, dem, wie wir in der Folge sehen werden, ein gewisser romantischer Zug innewohnte, zeigte sofort eine Neigung, das alt-schlabrendorfsche Familien-Gut auch bei den Schlabrendorfs erhalten zu sehn. Und so bracht' er es käuflich an sich.

---

*) Einer dieser Söhne (der dritte) Gustav Graf Schlabrendorf, geboren 1750, preußischer Kammerherr und Stiftsherr zu Magdeburg, ist der durch seine Schriften, insonderheit auch durch seine Pariser Schicksale während der Revolutionszeit berühmt gewordene Graf Schlabrendorf. Er war ein Anhänger der Girondisten, weshalb er sich, in den Schreckenstagen, auf Antrag Robespierre's eingekerkert sah. An dem Tage wo der Karren vorfuhr, um ihn und andere Verurtheilte zum Schaffot abzuholen, fehlten ihm seine Stiefel, worauf hin er erklärte: „man könne doch am Ende verlangen in Stiefeln guillotinirt zu werden.“ Es hatte das seine Wirkung, und der Scherge, der in Folge dieser Bemerkung in eine gute Laune gekommen war, antwortete: „ eh bien; demain matin.“ Am andern Morgen aber, wo des Grafen Name nicht mehr auf der Liste stand, wurd' er vergessen und bald danach, nach dem inzwischen erfolgten Sturze Robespierre's, in Freiheit gesetzt. Unter Napoleon, obwohl dieser von Schlabrendorfs scharfer Kritik über ihn hörte, blieb er „als Sonderling“ unangefochten. Er war Philosoph und Philanthrop und verwendete seine nicht unbedeutenden Einkünfte zu wohlthätigen Zwecken, besonders für seine Landsleute. Nach den Befreiungskriegen (er blieb immer in Paris) empfing er das eiserne Kreuz. Er starb daselbst am 22. August 1824. In Groeben befand sich ein Portrait von ihm, Kniestück, das um seiner starren Frisur und seiner Glotzaugen willen das Entsetzen aller Kinder war, die des Bildes daselbst ansichtig wurden. Es kam später fort und befindet sich jetzt auf dem Kalkreuthschen bei Landsberg a. W. gelegenen Schloß Hohenwalde.

Heinrich Graf Schlabrendorf.

Dieser jüngste Sohn Ernst Wilhelms, des dirigirenden Ministers von Schlesien, war Heinrich von Schlabrendorf, der in demselben Jahre 1786, in dem er Groeben käuflich an sich gebracht, auch den Grafentitel erhalten hatte. Seine Mutter war ein Fräulein von Otterstedt, während seine drei ältesten Brüder, und unter ihnen Graf Gustav „der Pariser Graf", aus der ersten Ehe seines Vaters mit einem Fräulein von Blumenthal geboren waren.

Graf Heinrich trat früh in das Regiment Czettritz-Husaren, die jetzigen braunen oder Ohlau'schen Husaren, und machte als junger Officier die Bekanntschaft eines durch Schönheit, Geist und Wissen ausgezeichneten Fräuleins von Mütschephal, deren Vater in demselben Husaren-Regiment ein oberes Commando bekleidete. Diese Bekanntschaft führte bald zu Verlobung und Vermählung; um welche Zeit indeß, ist nicht mit Bestimmtheit ersichtlich. Erst um 1792, also sechs Jahre nach Ankauf von Groeben, wurde das älteste Kind geboren, und abermals zwei Jahre später (1794) ein Sohn: Graf Leopold von Schlabrendorf.

Es war wohl keine Neigungsheirath gewesen, wenigstens nicht von Seiten des Fräuleins, und so wurden aus Geschmacks- und Meinungs-Verschiedenheiten alsbald Zerwürfnisse. Man mied sich, und wenn der Graf in Groeben war, war die Gräfin in Berlin und umgekehrt. Aber auch in diesem sich Meiden empfanden beide Theile noch immer einen Zwang und ihre Wünsche sahen sich erst erfüllt, als gegen Ende des Jahrhunderts aus der blos örtlichen Trennung auch eine gesetzliche geworden war. Der Sohn verblieb dem Vater, die Tochter folgte der Mutter, welche letztere, noch eine schöne Frau, bald danach einem thüringischen Herrn von Schwendler ihre Hand reichte. Doch auch Graf Heinrich vermählte sich bald wieder und zwar mit einem Fräulein von Meklenburg, aus welcher Ehe demselben abermals eine Tochter: Gräfin Johanna von Schlabrendorf, geboren wurde.

Dies war 1803, am 22. April, nachdem bereits einige Zeit vorher das nur etwa 15 Jahre lang in erneutem Schlabrendorf'schen Besitz gewesene Groeben in nunmehr völlig fremde Hände, die des Ober-Rechnungsrathes Schmidt übergegangen war. Es blieb freilich auch diesem nicht, kehrte vielmehr, wie gleich hier bemerkt werden mag, nach Ablauf einer bestimmten Frist (und dann einige Jahre später auch Siethen) ein drittes Mal in den Besitzstand der Schlabrendorf'schen Familie zurück, eh ich jedoch die zu dieser dritten und letzten Schlabrendorf'schen Guts-Uebernahme führenden Verhältnisse schildere — Verhältnisse, daran Graf Heinrich, trotzdem er damals noch lebte, nicht mehr betheiligt war — versuch' ich es zuvor dem Lebensgange des Grafen einzig und allein im Hinblick auf seine Person einen Abschluß zu geben.

Unmittelbar nach dem Verkauf des Gutes, war er nach Berlin übersiedelt, um daselbst seinen oft wechselnden, im Uebrigen aber immer harmlosen Passionen leben zu können. Von Erfüllung eigentlicher ihm nahe liegender

Pflichten, beispielsweis auf dem Gebiete der Erziehung, war dabei wenig die Rede, solche Pflicht-Erfüllungen fanden nur statt, wenn die Passionen, was gelegentlich vorkam, damit zusammenfielen.

Ueber die Dauer seines Berliner Aufenthalts sind nur Muthmaßungen gestattet; er fand nicht, was er suchte, langweilte sich inmitten aller Zerstreuungen, oder erkannte sie wenigstens nicht als angethan, ihn alle damit verbundenen Unbequemlichkeiten vergessen zu lassen. Und so wandt' er sich denn einer neuen Passion zu, der Reise-Passion, und beständiger Ortswechsel wurd' ihm Lebensbedürfniß. Aber auch hierin verfuhr er abweichend von Andern und anstatt sich auf Alpen-Touren oder Weltfahrten einzulassen, wozu wenigstens Anfangs die Mittel vorhanden gewesen wären, gefiel er sich darin, Entdeckungsreisen zwischen Oder und Elbe zu machen und in praxi märkische Heimathskunde zu treiben.

Aber freilich auch diese Reise-Periode schloß ab, und wahrnehmend, daß er die gewünschte Rast in der Unrast nie finden werde, beschloß er probeweise den umgekehrten Weg einzuschlagen und die Ruhe ganz einfach in der Ruhe zu suchen. Er fing deshalb an auf Hausstand und selbstständige Wirthschaftsführung zu verzichten und sich statt dessen bei kleinen Familien auf dem Lande, denen sein Rang und sein Vermögen imponiren mochte, für länger oder kürzer in eine halb freundschaftliche halb patronisirende Pension zu geben. In der Neumark, in Pommern, in Mecklenburg, überall wiederholten sich diese Versuche, bis er endlich in dem ihm ebenbürtigen und aus alter Zeit her befreundeten General v. Thümen'schen Hause zu Caput ein Ideal und die Verwirklichung aller seiner Wünsche fand. Es kam dies daher, daß der alte General v. Thümen, auch ein Original, ihn ruhig gewähren ließ und immer nur beflissen war, „ihm seine Kreise nicht zu stören". Beide lebten denn auch ein ebenso kameradschaftliches wie zwangloses Leben, in dem jeder seiner Lust und Laune nachhing und kein andres Haus- oder Tages-Gesetz anerkannte, wie rechtzeitiges Erscheinen erst am Mittags- und dann am Boston-Tisch.

In Caput war es denn auch, daß Graf Heinrich seine Tage beschloß; eh ich aber von diesem seinem Ausgang erzähle, versuch' ich vorher noch eine Charakter-Skizze.

Graf Heinrich hatte den Schlabrendorf'schen Familienzug, oder doch das was damals als schlabrendorfisch galt, im Extrem. Er übertraf darin noch seinen Sonderlings-Bruder in Paris. Im Grunde gut und hochherzig, dazu nicht ohne Wissen und Verstandesschärfe, gestaltete sich sein Leben nichts destoweniger weder zum Glücke für ihn noch für andere, weil er jenes Regulators entbehrte, der allen Dingen erst das richtige Maaß und das richtige Tempo giebt. Er ging immer sprungweise vor, war launenhaft und eigensinnig, und bewegte sich sein Lebenlang in Widersprüchen. Er liebte, wie das Sprüchwort sagt, die Menschen und Dinge „bis zum Todtdrücken" und bedauerte hinterher, „es nicht gethan zu haben". Am meisten zeigte sich dies in seinen jüngeren Jahren, wo das sehr bedeutende Vermögen, über das er damals noch

Verfügung hatte, das Erkennen eines von ihm mit Vorliebe gepflegten Gegensatzes zwischen einem extremen Luxus- und einem ebenso extremen Einsiedler-Leben außerordentlich erleichterte.

In Groeben erzählt man davon bis diesen Tag. Entsann er sich beispielsweise, daß es mal wieder an der Zeit sei, gräflich Schlabrendorf'scher Repräsentation halber nach Berlin zu fahren, so wurde der alte Staatswagen aus der Remise geholt und der berühmte Trakehner-Zug, vier Isabellen, mit aller Feierlichkeit eingespannt; ein Jäger saß auf dem Bock, zwei Haiducken standen rechts und links auf dem Tritt und ein dritter lief als Läufer der Cavalcade vorauf. Alles in Gala. So mahlte man durch den Sand, und die Dorfleute sahen dem Zuge nach. War man aber wieder daheim, so warf er diese Repräsentationslast als unbequem von sich, und las und las oder lud Leydener Flaschen an einer halbmannshohen Elektrisirmaschine, bis er sich eines Tages wieder all seiner Vornehmheit und seiner Vornehmheits-Verpflichtungen entsann und nun auf's Neue Boten über Boten schickte, die die Nachbarschaft zu großer Tafel „invitiren" mußten. Indessen das waren Ausnahmen oder Anfälle, die Regel war und blieb, es gehen zu lassen, wie's eben ging. Er hatte mindestens sieben Diener im Haus, aber nicht für *einen* gab es zu thun, so daß das Umherliegen die Leute schlecht und übermüthig machte. Das Ganze, seinem Zuschnitt und Wesen nach, mehr polnisch als preußisch. Zerschlug das Hagelwetter in den leerstehenden Oberzimmern ein Dutzend Fenster, so wurden Lappen eingestopft, weil es sich nicht verlohnte, den Glaser kommen zu lassen; allabendlich aber, als ob es sich um die Zeit der Burgverließe gehandelt hätte, rückte, Punkt zehn Uhr, die ganze Dienerschaft in die Front, um die Parterre-Fenster zu verbolzen und den Eingang überhaupt zu verrammeln. Ein zu diesem Behuf immer bereit stehender Pallisadenpfahl wurde dann, von innen her, schräg gegen die Thür gestemmt, und in dieser primitiven Weise, selbstverständlich unter ungeheurem Gelärme, die Schließung und nächtliche Sicherstellung des Hauses vollzogen.

Anscheinend ohne Grund, denn es war nichts da, was auf den ersten Blick hin zu Diebstahl und Einbruch hätte reizen können. Aber hierin irrte nun freilich dieser „erste Blick", indem sich vielmehr umgekehrt in den auf Flurgängen und Bodenräumen massenhaft umherstehenden Schränken und Truhen eine ganze Welt aller werthvollster Dinge barg: Spitzen und Staatsröcke, kostbare Schuhschnallen und seidene Strümpfe, des reichen Tafelgeschirrs zu geschweigen, das im Keller in Kisten und Kasten umherlag und fleckig wurde, weil's Niemand putzte.

Welcher Art seine Beziehungen zu seinem berühmten Pariser Bruder waren, darüber verlautet nichts; sehr wahrscheinlich ähnelten sie sich zu sehr, um Gefallen an einander zu finden. Ihre Passionen waren nicht gleich, aber in der Art, in der sie sich gaben, zeigte sich doch die Verwandtschaft.

Unter Graf Heinrichs vielen und sich immer ablösenden Passionen war

eine Zeit lang auch die landwirthschaftliche, der er sich hingab, ohne nach Wissen und Erfahrung oder auch nur nach wirklicher Neigung ein Landwirth zu sein. Immer wollt' er kaufen und melioriren, am liebsten aber Wunder thun, und verfiel dabei regelmäßig in bloße Scurrilitäten, auch wenn er ausnahmsweise leidlich verständig begonnen hatte. Nur ein Beispiel. Unter den ihm verbliebenen Besitzungen war auch ein Gut in der Neumark, auf dem er — wohl in Folge von Anregungen, wie sie gerade damals durch Thaer und Koppe gegeben wurden — eine Förderung der Schafzucht und vor allem die Beseitigung der sogenannten Drehkrankheit erstrebte. Diese wegzuschaffen, war er nicht blos ernst und fest entschlossen, sondern lebte zuletzt auch des Glaubens, ein wirkliches Präservativ gegen dieselbe gefunden zu haben. Er gab zu diesem Behufe, so heißt es, allen Schafen täglich drei Hoffmannstropfen auf Zucker und ließ ihnen rothe Leibchen und eben solche Mützen machen, um sie gegen Erkältung und namentlich gegen „Kopfkolik“ zu schützen.

Er war in allem apart, und apart wie sein Leben gewesen war, war denn endlich auch sein zu Caput, bei General v. Thümen erfolgender Tod. Im Gefolge seiner vielen Passionen befand sich auch die Bade-Passion, die bei Jemandem, der von Jugend auf über einen zu heißen Kopf geklagt und als Knabe schon nichts Schöneres als „unter die Tülle gestellt zu werden“ gekannt hatte, nicht groß überraschen konnte. Von Mai bis October, ob die Sonne stach oder nicht, schwamm er, der inzwischen ein hoher Sechsziger geworden war, in der Havel umher, und freute sich der ihn erlabenden Kühle. Mal aber gerieth er in's Binsengestrüpp, und als er über Mittag nicht kam und man zuletzt mit Fackeln nach ihm suchte, fand man ihn, in fast gespenstischer Weise, den Körper im Moor und nur Kinn und Kopf über dem seichten Wasser.

Er wurde den dritten Tag danach auf dem Kirchhof zu Caput begraben und sein Tod hatte noch einmal eine Theilnahme geweckt, die seinem Leben seit lange gefehlt hatte.

Graf Leo Schlabrendorf.

Das war 1829.

Schon sieben Jahre vorher (1822) war das zu Beginn des Jahrhunderts veräußerte Groeben abermals an einen Schlabrendorf übergegangen und zwar an Graf Heinrichs einzigen Sohn: den Grafen Leopold v. Schlabrendorf.

Graf Leopold, oder „Graf Leo“ wie man ihn in Groeben in gang und geber Abkürzung nannte, war um das Jahr 1794 geboren worden, und zwar unter Vorgängen, die nicht blos charakteristisch an sich, sondern auch in gewissem Sinne maßgebend für den Gang seines ganzen Lebens waren. Er, Graf Leo, wies oft auf diese Vorgänge hin, und der von ihm allezeit mit Vorliebe wiederholte Satz: „Ich bin für Groeben bestimmt“ schrieb sich von diesem seinem Geburtstage her. Es hatte damit folgende Bewandtniß.

Als nämlich die Zeit herangekommen war, daß die Gräfin eines Knäb-

leins genesen sollte (denn auf einen Stammhalter wurde mit Sicherheit gerechnet) und sogar das Dorforakel, die „Treutschen", in aller Bestimmtheit erklärt hatte: „es daure keine Woche mehr," befahl Graf Heinrich das Erscheinen der Staatskutsche, nicht ganz unrichtig davon ausgehend, daß ein junger Graf Schlabrendorf unmöglich anders als unter Assistenz des Leibmedicus und berühmten alten Entbindungsdoctors Dr. Ribke geboren werden könne. Die Gräfin war es zufrieden und schon zwei Stunden später erschien die Kutsche ganz in dem früher beschriebenen Aufzuge: zwei Haiducken auf dem Wagentritt und ein Läufer in Gala vorauf. Und so ging es auf Groß-Beeren zu. Bevor aber dieses Dorf, das erst ein Drittel des Weges war, erreicht werden konnte, versicherte die Gräfin schon: „es gehe nicht weiter," auf welche nur allzu glaubhafte Versicherung hin der Wagen gewandt und der Läufer unter Zusicherung eines doppelten Wochenlohnes angewiesen wurde „Citissime nach Groeben zurückzukehren, um daselbst die nunmehr wohl oder übel an die Stelle des alten Dr. Ribke tretende „Treutschen" ins Herrenhaus zu befehlen." Und wirklich das heimische Dorf wurde noch gerad' ohne Zwischenfall erreicht; aber kaum daß die Haiducken abgesprungen und die Teppiche vom Wagen aus bis zum Portale gelegt worden waren, so war auch schon die Stunde gekommen und in dem dicht am Eingange gelegenen Wohn- und Arbeitszimmer des Grafen, in das man die Gräfin nur eben noch hatte schaffen können, genas sie wirklich eines Knäbleins, des Grafen Leo, des erwarteten Schlabrendorf'schen Stammhalters. Es hatte nicht in Berlin sein sollen; „er war für Groeben bestimmt".

Ueber seine Kindheit verlautet nichts, auch nicht über seine Knaben- und Jünglingsjahre; sehr wahrscheinlich, daß er vorwiegend unter Zuthun seiner Mutter — die trotz ihrer zweiten Ehe, den Kindern aus der ersten eine große Zärtlichkeit und Treue bewies — in Pension kam und nach absolvirter Schulzeit in juristisch-cameralistische Studien eintrat. Aber eh er diese vollenden konnte, kam der Krieg und bot ihm Veranlassung als Volontair bei den Towarczis einzutreten, einem Ulanen-Regiment, das vielleicht noch aus den Tagen der „alten Armee" her diesen etwas obsoleten und nur in den neunziger Jahren unter General Günther (der der „Vater der Towarczis" hieß) vielgenannten Namen führte.

Nach dem Kriege begegnen wir ihm alsbald als Regierungs-Assessor in Trier, wo das durch Gastlichkeit und Feinheit der Sitte sich hervorthuende Haus des Generals v. Ryssel*) ihn anzog, am meisten aber des Generals Tochter, Fräulein Emilie v. Ryssel, mit der er sich denn auch, nach kurzem Brautstand, im Sommer 1820 vermählte. Zwei Jahre noch verblieb er in

*) Es gab damals zwei Generäle von Ryssel in der preußischen Armee, beide katholischer Confession und beide Divisionaire, von denen der eine zuletzt in Neisse, der andre (der im Text erwähnte) in Trier stand. Beide waren früher in sächsischen Diensten gewesen und einer derselben hatte noch bei Groß-Beeren eine sächsische Brigade gegen

Trier, im schwiegerelterlichen Hause, bis er 1822 unter freudiger Zustimmung seiner jungen Frau, die die landwirthschaftliche Passion mit ihm theilte, nach Groeben hin übersiedelte, das wieder an die Schlabrendorfs zu bringen — ein von Jugend auf von ihm gehegter Wunsch — ihm um eben diese Zeit gelungen war.

Die Verhältnisse waren ihm bei diesem Wieder-Ankauf eben so günstig gewesen, als sie sich für den Vorbesitzer und seine Nachkommen einundzwanzig Jahre lang eminent ungünstig erwiesen hatten. Alle Leiden und Nachwehen einer langen Kriegs- und Invasions-Epoche waren zu tragen gewesen und hatten zu solcher Verschuldung des Gutes geführt, daß der nunmehrige Kaufpreis desselben in nichts Weiterem bestand, als in Uebernahme der darauf eingetragenen Hypotheken, die sich freilich, wie gesagt werden muß, hoch genug beliefen.

Es gab nun also wieder eine richtige Groebener Gutsherrschaft und zwar eine, wie man sie lange nicht im Dorfe gekannt hatte, noch richtiger wohl wie sie nie dagewesen war. Ordnung und Sitte waren mit dem jungen Paar gekommen, auch Beistand in Rath und That, und so weit es in Menschenhand gegeben ist dem Unglück und dem Unrecht zu wehren, so weit wurd' ihm gewehrt.

Aber nicht nur die Dorfgemeinde durfte sich der neuen Gutsherrschaft freuen, die neue Gutsherrschaft wußte mit der Erfüllung ihrer nächstliegenden Pflichten auch Schönheitssinn und Sinn für das Allgemeine zu verbinden und erreichte dadurch, daß das Groebener Herrenhaus auf drei Jahrzehnte hin ein Sammel- und Mittelpunkt geistiger Interessen wurde. Von dem Leben der großen Welt hielt man sich geflissentlich fern, aber was sich darin hervorthat, insonderheit als ein „erst Werdendes" hervorthat, das empfing entweder Zustimmung oder wohl auch Aufmunterung und Pflege, so lang es solcher Pflege bedurfte. Junge Kräfte wurden unterstützt, Bilder und Büsten in Auftrag gegeben, Reise-Stipendien erwirkt oder persönlich bewilligt, und wie die Thüren allezeit offen standen, so standen auch die Herzen auf in dem immer sonnigen und immer gastlichen Hause. Diese Gastlichkeit enthielt sich jedes Luxus, ja, verschmähte denselben, aber so schlicht sie sich gab, so grenzenlos gab sie sich auch. Und lag schon hierin ein Zauber, so lag er viel viel mehr noch in der einfach distinguirten Lebensauffassung, die hier still und ungesucht um die Herzen warb, und in dem T o n, der der Ausdruck dieser Lebensauffassung war. Es war ganz der gute Ton jener Zeit (einer ü b e r- aber freilich auch u n t e r-schätzten Epoche), ein Ton, der das heutzutage so sehr hervortretende specialistisch Einseitige vermied und umgekehrt in dem Gelten-lassen andrer Beschäftigungen

uns commandirt. Der Trier'sche nahm Anfang der zwanziger Jahre seinen Abschied und starb in Giebichenstein bei Halle. Der Berliner Witz gefiel sich übrigens damals, unter Ausnutzung des Namens „Ryssel", in folgendem etwas gewagtem Wortspiele: „Welcher Unterschied ist zwischen einem Elephanten und Friedrich Wilhelm III.?" „„Der Elephant hat e i n e n Rüssel und Friedrich Wilhelm hat z w e i"".

und Richtungen die Pflicht und Aufgabe der Gesellschaft erkannte. Nichts war ausgeschlossen, und Scherz und Anekdote — selbst wenn sich etwas von dem Uebermuthe der damaligen Witzweise darin spiegelte — hatten so gut ein Haus- und Tisch-Recht, wie die Fragen über Kunst und Wissenschaft oder die speciell auch in dem Groebener Kreise mit Vorliebe gepflegten altpreußischen Themata von Armee und Verwaltung, von Staat und Kirche.

Sogar Landwirthschaftliches interessirte lebhaft, am meisten freilich den Grafen selbst, der, im Gegensatz zu seinem dilettantisch und skurril herumexperimentirenden Vater, eine große theoretische Kenntniß und alsbald auch ein reiches Erfahrungs-Wissen inne hatte, das ihn zu den mannigfachsten Reformen, Einrichtungen und Ankäufen gleichmäßig befähigte.

Bei dieser großen Tüchtigkeit und Umsicht in praktischen Dingen konnt' es nicht ausbleiben, daß ihm mehr als einmal, und zwar jedesmal aus Regierungskreisen her, der Antrag gemacht wurde, sich seiner Groebener Einsamkeit begeben und in die große Welt, in der er in seiner Jugend gelebt und mit der er die Fühlung nie verloren hatte, wieder eintreten zu wollen. Aber er lehnte jedes dahin zielende Wort mit der Erklärung ab: „Ich bin für Groeben bestimmt."

Auch das Jahr 1848, das verdoppelt die Forderung einer Rückkehr in das staatliche Leben an ihn stellte, riß ihn nicht heraus; im Gegentheil, er schloß sich inniger an die Seinen an, die seiner Treue mit Treue lohnten, und während das ganze Preußen erschüttert hin und her schwankte, wurde Groeben von keinem anderen Sturm getroffen als von einem wirklichen Orkan, der denn auch die mehrhundertjährige, vor dem Herrenhause wachehaltende Linde niederwarf. Er sah sie den Morgen darauf entwurzelt am Boden liegen und ordnete an, daß sie zu Brettern geschnitten und ein Theil derselben für seinen Sarg bei Seite gelegt werde. Lächelnd gab er diese Weisung und er durft' es wie Wenige, denn er sah auf das Ende der Dinge mit jener Ruhe, die nur das gute Gewissen giebt. Und wie von seltner Integrität des Charakters, so war er auch von seltner Reinheit der Sitten und von noch seltnerem Edelmuth. Ein Beispiel für viele. Bei Kauf und Uebernahme von Groeben war ein armes Fräulein, das der Vorbesitzer als Erbin eingesetzt hatte, leer ausgegangen. Es waren eben, wie hervorgehoben, nur Schulden da. Den Grafen rührte das harte Loos der Armen, und er gab ihr aus freien Stücken 6000 Thaler als ein Geschenk, was in jener geldarmen Zeit als eine große Summe gelten konnte.

Dazu war er heiter und humoristisch. Als die Brennerei, zu der man sich um besserer Gutserträge willen endlich hatte bequemen müssen, unter Dach und Fach war, erhielt sie die Berliner Bibliothek-Inschrift: Nutrimentum Spiritus.

Und diese gute Laune zeigte sich ganz besonders auch, als er in seine letzte Krankheit eintrat. Es fehlte selbstverständlich nicht an Aufforderungen, es, ärztlicher Behandlung halber mit einem Berliner Aufenthalte ver-

suchen zu wollen, aber er antwortete blos: „Ihr wißt ja, ich bin für Groeben bestimmt; ich war es im Leben und will es auch im Tode sein".

Und er hatte Recht gesprochen. Eine Woche später und Meister Schreiner hobelte schon die Lindenbretter, wie's Graf Leo gewollt, und am 27. Juli 1851 stand sein Sarg an derselbe Stelle, wo damals, als die große Kutsche von Groß-Beeren her zurückgeschwankt war, seine Wiege gestanden hatte.

Viele Freunde kamen, und sie begruben ihn auf dem Groebener Kirchhof und gaben dem Platz ein Gitter. Eine Stelle daneben aber ließen sie leer: eine Ruhestätte für seine Wittwe

Gräfin Emilie v. Schlabrendorf geb. v. Ryssel.

Diese Wittwe war Gräfin Emilie v. Schlabrendorf geb. v. Ryssel. An sie ging jetzt Groeben über, in dem ihr noch, durch volle sieben Jahre hin, ein segensreiches Wirken gestattet war.

In brieflichen Mittheilungen über sie find' ich das Folgende: „Die Gräfin, wie sie kurzweg genannt wurde, war eine Dame von seltener Begabung und Bildung. Was Groeben durch drei Jahrzehnte hin war, war es, ohne den mitwirkenden Verdiensten Anderer zu nahe treten zu wollen, in erster Reihe durch sie. Sie gab den Ton an, sie bildete den geistigen Mittelpunkt, und war — übrigens ohne schön zu sein — mit jener anmuthenden Vornehmheit ausgestattet, wie wir uns etwa die Goethe'sche Leonore denken.

„Ihr Interesse wandte sich allen Gebieten des Wissens zu, was ihr aber, meines Erachtens, eine noch höhere Stellung anwies, das war ihre mustergiltige Hausfrauenschaft und ihr unbegrenzter, auf Näh und Ferne gerichteter Wohlthätigkeitssinn. Immer bereit zu helfen, war doch die gleichzeitig von ihr gewährte geistige Hilfe fast noch trost- und beistandsreicher als die materielle, so reichlich sie diese bot. Es konnte dies geschehen, weil ihr die seltene Gabe geworden war, den ihr aus der Fülle der Erfahrung beinahe mehr noch als aus der Fülle des Glaubens zu Gebote stehenden Rath immer nur in einer allerschonendsten Weise zu spenden. In Grundsätzen streng, war sie mild in ihrer Anwendung und überall richtete sie die Herzen auf, wo ihre vertrauenerweckende Stimme gehört wurde.

„Selbstverständlich eigneten einer solchen Natur auch erzieherische Gaben, und da ihre Ehe kinderlos geblieben war, so war nichts natürlicher, als daß sie — wie zur Erprobung ihrer pädagogischen Talente — Kinder, namentlich junge Mädchen, in's Haus nahm. Es waren dies Töchter aus achtbaren aber einfach bürgerlichen Häusern, und ihr Erziehungstalent erwies sich in nichts so sehr, als in der Art und Weise, wie sie diese jungen Mädchen an allem was das Haus gesellschaftlich gewährte, theilnehmen ließ und sie doch zugleich für die Lebensstellungen erzog, in die sie, früher oder später, wieder zurücktreten mußten. Es gelang ihr, ihren Pfleglingen eine Sicherheit im Auftreten und in den Formen zu geben, ohne daß in Folge davon der

gefährliche, weil so selten zu Vortheil und Segen führende Wunsch in ihnen aufgekeimt wäre, die bescheidenere Geburtsstellung mit einer anspruchsvolleren zu vertauschen. All das, ohne jemals durch Hervorkehrung dessen, was man Standes-Vorurtheile nennt, auch nur einen Augenblick verletzt zu haben. Es war ihr eben einfach die Gabe geworden, in Liebe den Glauben zu wecken: „in Allem lebt Gottes Wille, und wie es ist, ist es am besten."

So die Mittheilungen solcher, die die Gräfin noch persönlich gekannt haben. Aber Eines vermiss' ich darin: ein Hervorheben dessen, was ihr, ich will nicht sagen ausschließlich oder auch nur vorzugsweis, aber doch jedenfalls mitwirkend ihren Einfluß sicherte. Dies war ihr Katholicismus. Zunächst ihr Katholicismus als einfache Thatsache.

Wer ein Auge für diese Dinge hat, dem kann es nicht entgehen, daß der Katholicismus, all seiner vielleicht berechtigten Klagen und Anklagen unerachtet, eine nach mehr als einer Seite hin bevorzugte Stellung unter uns einnimmt, und zwar am entschiedensten in dem Gesellschafts-Bruchtheile, der sich die „Gesellschaft" nennt. Es geht dies so weit, daß Leute, die sonst nichts bedeuten, einfach dadurch ein gewisses Ansehen gewinnen, daß sie Katholiken sind. Wie gering ihre sonstige Stellung sein mag, sie werden einer Art Religions-Aristokratie zugerechnet, einer Genossenschaft, die Vorrechte hat und von der es nicht blos feststeht, daß sie gewisse Dinge besser kennt und weiß als wir, sondern der es, in Folge dieses Besserwissens, auch zukommt, in eben diesen Dingen den Ton anzugeben. Also zu herrschen.

Unserer Gräfin Herrschaft aber verdoppelte sich und wurd' erst recht eigentlich was sie war, aus der weit über die bloße Thatsächlichkeit ihres Katholicismus hinausgehenden schönen und klugen Bethätigung desselben. Sie war eine strenge Katholikin für sich, in der Berührung mit der Außenwelt jedoch, insonderheit mit der ihr in gewissem Sinne wenigstens unterstellten Gemeinde betonte sie stets nur das, was beiden Confessionen das Gemeinschaftliche war, und übte die hohe Kunst einer Religionsäußerung, die der eignen Ueberzeugung nichts vergab und die der andern nicht kränkte. Sie hatte dies am sächsischen Hofe gelernt und zeigte sich beflissen, diesem Vorbilde schöner Toleranz in allen Stücken nachzuahmen. Es geschah dies in einer ganzen Reihe von Gutthaten und kleinen Stiftungen, am erkennbarsten in dem einem Neubau gleichkommenden Umbau der Lutherischen Groebener Kirche, den sie, von der Vorahnung erfüllt, daß sie das Ende desselben nicht mehr erleben würde, durch Capitals-Deponirungen sicher stellte.

Den 2. September 1858 starb sie, sechzig Jahr alt, und wurde, den dritten Tag danach, ihrem ausdrücklichen Willen gemäß, auf dem protestantischen Kirchhof der Gemeinde beigesetzt.

Groeben selbst aber fiel an die Schwägerin der Gräfin, an die noch lebende Schwester des bereits 1851 verstorbenen Grafen Leo.

(Schluß folgt.)

Aus Heinrich von Kleists Lebens- und Liebesgeschichte.

Ungedruckte Briefe des Dichters.

Herausgegeben von

Karl Biedermann.

— Leipzig. —

Heinrich von Kleist ist für die Vernachlässigung, welche der größere Theil seiner Dichtungen während seines Lebens und noch längere Zeit nach seinem Tode erfuhr, durch die ihm neuerdings von der Literaturgeschichte und von den Bühnen entgegengebrachte Anerkennung seines Dichterwerthes nachträglich entschädigt worden. Auch auf sein Leben hat sich in Folge dessen in höherem Maße als früher die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt, auf dieses so eigenthümliche, von so manchem Geheimniß umgebene, so vielfach umdüsterte, zuletzt (am 21. November 1811) durch Selbstmord am Wannsee bei Potsdam unter räthselhaften Umständen geendete Leben. Manches ist hier noch aufzuklären, wird aber wohl nie ganz aufgeklärt werden — sowohl in Bezug auf die äußeren Verhältnisse als auf die innere Entwickelung des Dichters.

Für diesen Zweck sind natürlich Kleists Briefe von besonderem Belang. Leider besitzen wir deren nur wenige. Die Briefe an seine Schwester Ulrike, von Koberstein herausgegeben (1860), und die der Biographie Kleists von Ed. v. Bülow (1848) beigefügten Briefe an seine Braut, an deren Schwester, an ein paar Freunde — das ist Alles, was bisher in die Oeffentlichkeit gelangte. Jeder neue Beitrag nach dieser Richtung dürfte daher willkommen sein. Einen solchen zu liefern, hat ein glücklicher Zufall mich in den Stand gesetzt. Ich entdeckte nämlich eine ansehnliche Zahl noch ungedruckter Briefe Kleists an seine Braut und erhielt die Erlaubniß zu deren Veröffentlichung.

Das Verhältniß dieser Briefe zu den von Bülow veröffentlichten ist folgendes. Von den in meinen Händen befindlichen 34 Briefen sind 16 schon bei Bülow abgedruckt — theils vollständig, theils mit kleinen oder größeren Auslassungen oder Abänderungen. Bülow muß Abschriften der Briefe zum Abdruck

erhalten haben, denn die Originale, von Kleists Hand, sind sämmtlich da, in Couverts mit der Adresse der Braut eingeschlossen, gesiegelt theils mit dem von Kleist'schen Wappen, theils (die von der ersten Reise aus) mit einem andern (vielleicht dem des Reisebegleiters Kleists, Herrn v. Brokes), theils endlich (mehrere von Berlin aus) mit dem der Familie seiner Braut. Wahrscheinlich wurden diese letztern bei dem in Berlin weilenden Bruder der Braut geschrieben und mit dessen Petschaft gesiegelt.

Achtzehn Briefe von Kleist an seine Braut sind noch ungedruckt. Es sind das, meiner Ansicht nach, die nicht am wenigsten interessanten. In den von Bülow gegebenen herrscht der reflectirende Ton vor; sie zeigen den Dichter weniger in dem Lichte eines glücklichen, gefühlvollen Liebhabers, als in dem eines etwas pedantischen Lehrers und Moralisten, der seine Verlobte „bilden", „erziehen" und dadurch seinem eigenen Wesen wahlverwandter machen will. Dieser Zug lag allerdings in Kleists Charakter; allein so vorherrschend war er nicht, wie es hiernach scheinen könnte. Wenn man nur die Kleist'schen Briefe bei Bülow liest, so begreift man, wie sich die Meinung hat bilden und unberichtigt fortpflanzen können: Kleist habe immer nur „nüchtern, doctrinär, lehrhaft" an seine Braut geschrieben (wie Julian Schmidt in der Einleitung zu „Kleists gesammelten Schriften" S. XVII sich ausdrückt), „so daß man an der Wahrheit seiner Liebe zweifeln möchte;" oder (wie v. Treitschke in seinen „Historischen und politischen Aufsätzen" 4. Aufl. 1. Bd. S. 81 sagt): „Jeder Brief beginnt mit einigen zärtlichen Worten, ‚deren abstracte Metaphern starke Zweifel an der Tiefe der Empfindung erregen', darauf folgt eine regelrechte Schulstunde" — woraus dann v. Treitschke den Schluß zieht: „kurz, er liebte sie nicht", und: „seine Braut hat ihn nie beglückt, das bezeugen seine Briefe". Auch Bülow (S. 15) faßt das Verhältniß in ähnlicher Weise auf; er meint: da fast alle Briefe Kleists an seine Braut sich auf Lehren und Rathschläge zu ihrer Bildung beschränkten, so dürfe dies wohl einige Zweifel an der Tiefe einer so doctrinären Liebe erwecken.

Daß diese Vorstellung eine durchaus falsche ist, geht aus anderen Briefen Kleists an seine Braut deutlich hervor. Man sieht darin das warme Gefühl pulsiren, womit Kleist seine Braut geliebt hat. Seine „zärtlichen Worte" sind keineswegs blos „abstracte Metaphern," sondern kommen augenfällig aus einem wirklich liebenden und treuen Herzen. Mit allen Fasern seines Wesens klammert er sich an den Gedanken einer Verbindung mit seiner Wilhelmine, die er glücklich zu machen, durch die er beglückt zu werden hofft. Alle Kräfte seiner Seele spannt er an, um Etwas zu finden, was ihn diesem ersehnten Ziele näher bringen könne. Als er einen Weg dazu gefunden zu haben meint, ist er hochbeseligt. Wiederholt bittet er die Geliebte inständig, ihm zu vertrauen, wie er ihr vertraue, und „ruhig zu sein" über ihre beiderseitige Zukunft.

Freilich war aber Kleist so unglücklich angelegt, daß er leicht sich

selbst und Andere quälte — theils mit hochgespannten Forderungen an sich und die ihm Nahestehenden, theils mit trüben Gedanken. Er war von Haus aus ein echter Heautontimoroumenos. Vergessen dürfen wir übrigens auch nicht, daß damals (um die Wende des Jahrhunderts) in den zur Beschaulichkeit hinneigenden Gemüthern noch vielfach jener Zug fortwirkte, der durch einen so großen Theil des vorigen Jahrhunderts geht — der Zug: in Tagebüchern, Briefwechseln u. s. w. das eigene und ein fremdes Inneres aufzudecken, sich selbst und Andere mit allerhand Idealen von „Vollkommenheit“ zu unterhalten, oder auch mit Vorwürfen, daß man diesen Idealen nicht entspreche, zu peinigen, über die „Bestimmung des Menschen, des Mannes, des Weibes“ zu reflectiren u. dgl. m. Die Kleist'schen Briefe an seine Verlobte erinnern in dieser Beziehung bisweilen an die Herder'schen Briefe an Caroline Flachsland.

Aber, wie gesagt, nicht in allen, ja nicht einmal in der Mehrzahl der Briefe ist dieser Ton der vorherrschende oder gar der alleinherrschende, und es war keine ganz glückliche Auswahl, die gerade nur solche Briefe in die Oeffentlichkeit brachte, in denen ein doctrinär-lehrhaftes, bisweilen selbst pedantisches Wesen des Briefstellers in den Vordergrund tritt.

Ueber die Art, wie Herr von Bülow in den Besitz der Briefe gekommen sein mag, glaube ich Zuverlässiges mittheilen zu können. Bei den Kleist'schen Briefen befindet sich das Bruchstück eines Briefes von Kleist's Braut — ohne Datum, aber sichtlich aus einer viel späteren Zeit. Bekanntlich hat dieselbe einige Jahre nach dem Abbruch des Verhältnisses zu Kleist einen namhaften Gelehrten geheirathet, als dessen Wittwe sie am 25. April 1852 starb. Geboren war sie am 26. August 1780, war somit nicht ganz vier Jahre jünger als Kleist (geb. 10. Oct. 1776).

Das erwähnte Briefbruchstück lautet:

„Liebe Frau Professorin! Sie waren so gütig, mir den Brief meiner Schwester*) mitzutheilen, welchen ich Ihnen mit vielem Dank wieder zustelle. Ich habe die Schilderung von meinem unglücklichen Jugendfreunde mit großem Interesse gelesen; doch finde ich, daß Louise von dem Gange seines inneren Lebens zu wenig und von mir zu viel gesagt hat! Wenn man sein schreckliches Ende entschuldigen will, muß man sein unglückliches Gemüth genau gekannt haben. Meine Schwester hat mich schon längst gebeten, dem Dr. Tieck einige von Kleists Briefen mitzutheilen; ich konnte mich nicht dazu entschließen, da von mir so viel darin die Rede ist. Doch diese Briefe sind der treueste Spiegel seiner Seele, und da ich wünsche, daß die schrecklichen Urtheile, welche man nach seinem Tode über ihn fällte, durch einen Blick in sein Inneres möchten gemildert werden, so will ich mich selbst vergessen und Ihnen einige Briefe zuschicken, welche mir die interessantesten zu sein scheinen. Ich überlasse es Ihrem Zartgefühl, was Sie davon Herrn Tieck mittheilen wollen. Wunderbare Fügungen des Himmels haben mich von Kleist getrennt; doch wird er meinem Herzen immer werth bleiben. Mein größter Wunsch war es, daß er an der Seite eines anderen weiblichen Wesens glücklich werden möchte; doch wurde auch dieser Wunsch nicht erfüllt. Von den letzten Jahren seines Lebens weiß ich wenig. Einmal hat er uns in Leipzig

*) Es ist das jene „Louise“, mit welcher H. v. Kleist ebenfalls in Briefwechsel stand.

besucht. Er soll die letzte Zeit körperlich und geistig krank gewesen sein, sogar mit Mangel gekämpft haben, was ich erst nach seinem Tode erfuhr."

Der obige Brief wirft ein wohlthuend klärendes Licht auf das Wesen der Kleist'schen Braut und auf ihr Verhältniß zu dem Dichter. Die darin erwähnten Briefe sind jedenfalls von Tieck an Bülow weitergegeben worden. Ihre Auswahl erscheint mir, ich muß es wiederholen, nicht ganz glücklich. Sie erklärt sich vielleicht aus der Bescheidenheit der Inhaberin der Briefe, welche die anderen wohl nur darum zurückhielt, weil darin noch mehr „von ihr die Rede ist" und ihr Bild, in der vollen Beleuchtung durch die feurige Liebe des Dichters, in weit schönerem Glanze erscheint, als in jenen moralisirenden.

Gerade dies aber war für mich ein Grund mehr, zur Veröffentlichung auch dieser anderen Briefe mir die Erlaubniß zu erwirken. Durch die Vervollständigung des Briefwechsels Kleists mit seiner Braut wird nach meiner Ueberzeugung ein Act der Gerechtigkeit gegen Beide geübt — abgesehen von der Bereicherung, welche dadurch die Literatur über Kleist erfährt.

Für Diejenigen, die an Heinrich von Kleist einen auch persönlichen Antheil nehmen (und deren Zahl ist ja fortwährend im Wachsen), mag es nicht ohne Interesse sein, ein kurzes Resumé von dem Inhalt sämmtlicher Briefe Kleists an seine Braut zu erhalten. Ich gebe nachstehend ein solches von allen in meinen Händen befindlichen, d. h. allen überhaupt noch existirenden Briefen dieser Art (also auch den von Bülow veröffentlichten), wobei ich erwähne, daß nach mehrfachen Vermerken in den vorhandenen auch noch andere Briefe „abgesendet" gewesen, aber wahrscheinlich verloren gegangen sind, was bei den damaligen Posteinrichtungen und bei dem Umstande, daß ein Theil dieses Briefwechsels in eine Zeit fiel, wo in Süddeutschland Krieg geführt ward (1800), nicht Wunder nehmen kann.

Hier also die Reihenfolge der Daten und eine kurze Inhaltsangabe aller überhaupt noch vorhandenen Briefe Kleists an seine Braut:

1) Frankfurt a. d. O. — ohne Datum, aber jedenfalls vom Anfang des Jahres 1800: es ist das der Brief, worin Kleist seiner Wilhelmine zuerst förmlich seine Liebe erklärt und sich, ob auch er geliebt sei, zu vergewissern sucht. Er redet sie hier noch mit „Sie" an. Dabei befindet sich ein Zettel, worin er ihr einen an ihren Vater gerichteten Brief mittheilt, in welchem er diesen um seine Zustimmung zu ihrem Liebesverhältniß ersucht. Letzterer Brief selbst ist nicht vorhanden.

2) Frankfurt a. d. O. 30. Mai 1800. — ein vom Anfang bis zum Ende lediglich lehrhafter und moralisirender Brief über das Thema: „welcher von zwei Eheleuten verliert am Meisten bei dem Tode des Andern?"

3) Berlin, 16. August 1800. Zuerst Abschiedsempfindungen, dann allerlei Mittheilungen über die Reise, über Verwandte und Bekannte in Berlin, auch über ein Panorama, welches er daselbst gesehen. Kleist geht mit dem Plan zu einer größeren Reise um, über die er sich sehr geheimnißvoll äußert.

4) Pasewalk, 20. Aug. Kleist hat seinen Freund v. Brokes in das Geheimniß seiner Reise eingeweiht; dieser billigt sie, will ihn sogar begleiten. Kleist

beruhigt deshalb seine Braut über die Sorgen, die sie sich seinetwegen zu machen scheint.

5) Coblenz bei Pasewalk, 21. Aug. (ein Gut des Grafen von Eichstädt, der Kleist dahin eingeladen.) Weitere mysteriöse Andeutungen über seine Reise; dringende Bitte, Niemandem seinen Aufenthalt und seinen Plan zu verrathen.

6) Leipzig, 30. Aug. Immatriculation.

7) Dresden, 3. Sept. Die Reise geht nicht nach Wien, sondern — nach Würzburg oder Straßburg.

8) Lederan — Reichenbach (auf verschiedenen Poststationen geschrieben) 4. September. Reiseskizzen, untermischt mit zärtlichen Empfindungen.

(Zwischen diesem und dem folgenden Briefe sind zwei verloren gegangen, einer aus Bayreuth und einer aus Würzburg.)

9) Würzburg, 10. Sept. Beschreibung der Stadt.

10) Würzburg, 13., 14., 15. Sept. Er gehe nicht nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg längere Zeit. Ueber die Wichtigkeit seiner Reise für ihr beiderseitiges Glück. Schilderungen Würzburgs.

(Beigefügt ist diesem Briefe ein zweiter vom 16. Sept., Betrachtungen „über die Bestimmung des Weibes" enthaltend. Dieser Brief vom 16. Sept. ist der erste der bei Bülow abgedruckten.)

11) Würzburg, 19. und 20. Sept. Sehr erregt; er glaubt, man habe seine Braut ihm abwendig machen, sie mit Mißtrauen gegen ihn erfüllen wollen.

12) Würzburg, 10. Oct. Moralisirend.

13) Würzburg, 11. Oct. Schilderung eines Gewitters. (Nr. 12 findet sich bei Bülow, jedoch wesentlich abgekürzt, Nr. 13 auch, aber mit verändertem Schluß.)

14) Berlin, 13. Nov. Zukunftspläne. (Vollständig bei Bülow.)

15) Berlin, 16—18. Nov. Symbolisirende Naturbetrachtungen und Anweisung an seine Braut zur Anstellung solcher.

16) Berlin, 22. Nov. Wieder über seine Zukunft.

17) Berlin, 29.—30. Nov. Lehrhaft (Bei Bülow abgedruckt; statt 30. Nov. steht dort fälschlich 3. Nov.).

18) Berlin, 11. Januar 1801. Lehrhaft und selbstquälerisch in Bezug auf sein Verhältniß zu seiner Braut.

19) Berlin, 21. Januar. Lehrhaft.

20) Berlin, 31. Januar. Eingehende Schilderung seines Freundes Brokes mit moralisirenden Zusätzen (vollständig bei Bülow).

21) Berlin, 22. März 1801. Handelt von seinem Reisedrang. (Bei Bülow mit etwas verändertem Schluß.)

22) Berlin, 28. März. Selbstbetrachtungen. (Bei Bülow.)

23) Berlin, 9. April. Ueber seine bevorstehende Reise. (Bei Bülow, jedoch unvollständig.)

24) Berlin, 14. April. Sehr zärtlich — die Nothwendigkeit seiner Reise motivirend. (Bei Bülow.)

25) Dresden, 4. Mai. Von der Reise. (Bei Bülow.)

26) Leipzig, 21. Mai. Desgleichen. (Bei Bülow, jedoch ohne den Eingang.)

27) Göttingen, 3. Juni. Desgleichen. (Bei Bülow.)

28) Straßburg, 20. Juni. Desgleichen. (Fehlt bei Bülow.)

29) 30) 31) 32) Paris, 21. Juli, 15. Aug., 10. Oct., 27. Oct. Schilderungen von Paris, Straßburg u. s. w. (Sämmtlich bei Bülow).

(Dazu kommt ein Brief, Paris, 16. Aug., an die Schwester seiner Braut, Luise, der sich auch bei Bülow findet.)

33) Frankfurt a. M., 2. Dec. (auf der Rückreise von Paris); Antwort auf einen

Brief, worin seine Braut sich gegen seinen Plan, in der Schweiz sich anzukaufen und als einfacher Landmann zu leben, ausgesprochen hat.

34) Aarinsel im Thuner See, 20. Mai 1802. Abschiedsbrief. (33 und 34 fehlen bei Bülow.)

Außerdem findet sich ein Brief der Braut an Kleist, vom 10. April 1802, adressirt: „à Mr. Kleist ci-devant lieutenant dans les gardes prussiennes à Thun en Suisse, poste restante“, der unbestellt an sie zurückgekommen zu sein scheint. Ferner sind noch eine Anzahl von „Fragen“ vorhanden, wie sie Kleist an seine Braut — zu Denk- und Stilübungen — zu richten pflegte, theils mit, theils ohne Antworten, und endlich das bei Bülow abgedruckte Gedicht: „Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt des Glückes schöne Götterpflanze auf u. s. w.“, jedoch ohne die dort beigefügte Ueberschrift: „An Wilhelmine“. Welche Bewandtniß es mit diesen Versen hat, ist nicht ganz klar. Nach Ton und Inhalt könnten sie wohl von Kleist sein; auch steht sein Zeichen, womit er fast alle seine Briefe unterschrieb, H. K., darunter, und sie sind von seiner Hand geschrieben. Allein er selbst sagt in einem von seinen Briefen, nachdem er zur Bekräftigung seines Entschlusses, etwas zu wagen, und, wie es scheint, zur Beschwichtigung mancher von der Braut dagegen erhobenen Bedenken, ein paar jener Verse citirt hat, wörtlich — als ob er von einem fremden Dichter spräche: „Das sind herrliche, wahre Gedanken! Ich habe sie oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt, selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn mit Zuversicht meinem Ziele entgegen.“ Obgleich Kleists Verlobte von sinnigem Wesen und nicht ohne dichterische Begabung war, so möchte ich doch — bei dem entschieden männlichen Charakter gerade dieses Gedichts — an eine weibliche Verfasserschaft desselben schwer glauben. Wohl aber wäre möglich, daß das Gedicht weder von Kleist noch von seiner Braut, sondern von einem Dritten herrührte, daß die Braut, der es in die Hände kam und auf die es (vielleicht als beziehungsreich für Kleist), einen lebhaften Eindruck machte, es für Kleist abschrieb und daß dieser wiederum eine Copie davon für sich nahm. Nur das H. K. darunter bliebe dann noch zu erklären. Als das Werk irgend eines bekannten Dichters wüßte ich das Gedicht übrigens nicht zu bezeichnen.

Was die vorliegenden Briefe betrifft, so zerfallen dieselben, abgesehen von den Beziehungen, die sie auf das Verhältniß Kleists zu seiner Braut haben, als Beiträge zur Lebensgeschichte und Charakteristik des Dichters in zwei Gruppen. Die erste Gruppe, in's Jahr 1800 fallend, beschäftigt sich wesentlich mit jener mysteriösen Reise des Dichters, mit welcher er irgend einen geheimnißvollen Plan verbindet, über den er aber nichts verlautbaren läßt, und von welcher er nach Berlin zurückkehrt, ohne daß wir erfahren, ob sein Plan gelungen oder warum er mißlungen ist. Was für ein Plan

dies gewesen sein könnte, darüber selbst nur Vermuthungen anzustellen, fällt schwer. Ihn für eine bloße Phantasterei von Kleist zu halten, hindert uns die Betheiligung jenes Herrn von Brokes daran, über den wir zwar auch nicht eben viel, aber doch durch Varnhagen so viel wissen (s. Bülow S. 14), daß er „ein edler, gebildeter Mann voll hohen Ernstes und von einer vielfach eingreifenden Persönlichkeit war". Von einem solchen Manne ist kaum anzunehmen, daß er den jüngeren Freund nicht blos in seinem Plane bestärkt, sondern auch mit eigener Aufopferung unterstützt haben würde, wenn er nicht irgend einen reellen Erfolg davon wenigstens als möglich gehofft hätte. Von Kleists Biographen erwähnt Tieck diesen Plan gar nicht; Julian Schmidt weiß darüber weiter nichts zu sagen, als was in Kleists Briefen steht; Bülow eben so wenig; Koberstein meint: aus einzelnen Briefen Kleists an seine Schwester (besonders einem vom 25. November 1800) könnte man muthmaßen, es sei bei der Reise auf Erforschung eines werthvollen Fabrikgeheimnisses abgesehen gewesen; doch verwirft er selbst diese Conjectur sofort wieder. So viel ist aus den unten mitgetheilten Briefen ersichtlich, daß Kleist von dieser Reise sich sehr viel versprach — auch für seine und seiner Braut Zukunft. Aus der Erwähnung eines Besuchs beim englischen Gesandten in Dresden, in Folge dessen Kleist seiner Braut ankündigt: sie reisten nun nicht nach Wien, sondern nach Würzburg und vielleicht nach Straßburg, sollte man fast schließen, es habe sich um eine geheime diplomatische Mission gehandelt.

Koberstein (S. 27) erzählt, er habe bei einer Nichte Kleists, die seiner Schwester Ulrike nahegestanden, Erkundigungen wegen jener Reise eingezogen, aber auch von dieser habe er nur so viel erfahren, daß die Reise politischer Natur gewesen sei. Nun hat uns zwar Laube in seinen „Erinnerungen 1810—1840" erzählt, wie ihn selbst mitten in einer über ihm schwebenden Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe der preußische Minister v. Rochow mit einer geheimen diplomatischen Sendung nach Straßburg betraut habe, um zu erkunden, (es war das bald nach dem bekannten Putsch Louis Bonapartes daselbst), ob die Napoleoniden Aussicht hätten, in Frankreich wieder auf den Thron zu kommen. Der Clique Lombard, Lucchesini, Haugwitz, die 1800 in Preußen schaltete, wäre daher wohl auch zuzutrauen, daß sie einen jungen Mann ohne diplomatische Erfahrung und mit sehr zweifelhaften Anlagen für diplomatische Feinheiten zu irgend einer politischen Mission gebraucht hätte. Indeß recht wahrscheinlich will es mir denn doch nicht bedünken, daß man gerade auf Kleist verfallen sein sollte. Kleist war übrigens damals im preußischen Accise- und Zolldepartement, welchem der Minister von Struensee vorstand, angestellt, oder arbeitete wenigstens darin als eine Art von Volontär, stand also der Diplomatie fern.

Nach Alledem möchte ich fast annehmen, daß es weniger ein fremder Auftrag, als ein selbsterdachter Plan gewesen sei, von dem sich Kleist irgend einen großen Erfolg versprach — welchen freilich, und auf welche Bürgschaften

hin, bleibt unerfindlich. Daß ihm dabei das Geheimniß, in welches er und sein Freund sich hüllten, aus einem bloßen Mittel zum Selbstzweck wurde, das ist ein Symptom jenes romantisch-phantastischen Zuges, der ja auch bei Kleist als Dichter vielfach hervortritt. Diese Geheimthuerei geht so weit, daß Kleist und Brokes sich unterwegs in Leipzig als Studenten immatriculiren lassen (damals ging das so leicht) und zwar, wie es scheint, unter falschen Namen, um ja unerkannt zu reisen. Wenigstens schrieb Kleist von Berlin aus (26. Aug.) seiner Schwester Ulrike (welche er bat, ihm eine größere Geldsumme nach Wien zu senden): sie solle die Sendung an den Studenten Buchholz adressiren, denn so heiße Brokes auf dieser Reise; gleich darauf bemerkt er: nicht Buchholz, sondern Bernhoff werde Brokes heißen, „Student der Oekonomie," er selbst „Klingstadt, Student der Mathematik".

Daß für ihn selbst bei der Reise nichts herauskam, erhellt aus dem ersten Briefe Kleists an seine Braut nach seiner Rückkehr nach Berlin (13. Nov.), worin er neue Zukunftspläne schmiedet und jeden Gedanken an ein Amt zurückweist, daher es wohl unrichtig ist, wenn Tieck ihn in dieser Zeit einen Posten bei Struensee erhalten und annehmen läßt. In den Briefen an seine Schwester (vom 27. Oct. und 25. Nov.) geheimnißt er noch fort, spricht davon, daß „Etwas sich ihm öffne, das ihn anlächle wie Erdenglück," daß sie durch ihre Unterstützung (mit Reisegeld) „ihm das Leben gerettet habe," daß seit seiner Reise „die Sphäre für Geist und Herz sich ihm unendlich erweitert habe" u. s. w. Aber auch diese Briefe weisen jeden Gedanken an ein Amt zurück, und daß auch sonst in Kleists Leben durch die Reise sich nichts geändert hatte, geht aus dem weiteren Laufe desselben, wie er in der zweiten Gruppe von Briefen an seine Braut sich spiegelt, nur zu deutlich hervor.

Diese zweite Gruppe von Briefen, die vom 13. November 1800 bis zum 20. Mai 1802 reicht, bezieht sich zumeist auf jene bekannte und sowohl von Bülow (S. 19 ff.) als von Julian Schmidt (Einleitung XVIII ff.) ausführlich besprochene Reise nach Paris, von wo er dann nach der Schweiz ging, um sich dort anzukaufen und Landmann zu werden. Da gegen diesen Plan die Braut (mehr wohl noch deren Eltern) allerhand Bedenken erhob, wendete er sich unmuthig von dieser ab, und der letzte Brief (vom 20. Mai 1802) enthält eine förmliche Auflösung des Verhältnisses — nicht ohne tiefe Erschütterung seines Innern, wie aus den Schlußworten hervorgeht: „Schreibe mir nicht mehr! Ich habe keinen anderen Wunsch, als: bald zu sterben."

Kleist nimmt in diesem letzten Briefe Bezug auf einen Brief seiner Braut an ihn „um die Zeit des Jahreswechsels", worin sie ihn nochmals gebeten hatte, in's Vaterland zurückzukehren, was er um keinen Preis wollte. Er selbst hatte ihr, wie aus ihrem Briefe vom 10. April 1802 hervorgeht, seit Monaten — also wohl überhaupt, seit er in der Schweiz war — nicht mehr geschrieben. Welche Bewandtniß es mit jenem letzten Briefe der Braut an

ihn hat, ist ungewiß. Das Couvert mit der Adresse poste restante liegt bei, es ist an der Seite geöffnet, das Siegel unerbrochen; man muß daher wohl annehmen, daß der Brief an sie zurückgegangen ist — ob aber, weil Kleist auf der Post zu Thun gar nicht nachgefragt und die dortige Postbehörde seinen Aufenthalt nicht gekannt hat, oder ob Kleist den Brief zwar erhalten, aber nicht angenommen, läßt sich nicht entscheiden. Hätte er ihn geöffnet und dann dennoch zurückgesandt, so würde wohl nicht das Couvert beiliegen. So ist auch hier, wie in so Vielem in Kleists Leben, alles noch Räthsel.

Sonderbar, daß in allen Briefen Kleists an seine Braut von einem dichterischen Drange und dessen Bethätigung nirgends etwas zu lesen ist! Ein einziges Mal wirft er so flüchtig hin: er wolle ein Gedicht machen. Von größeren dichterischen Plänen keine Spur! Zwar spricht Kleist von seinem „Ehrgeiz," der ihm nicht eher in die Heimath zurückzukehren gestatte, als bis er etwas Bedeutendes geleistet und so die Erwartungen, die man von ihm hege, erfüllt habe. Ob er aber dabei an den Dichterlorbeer gedacht, erscheint zweifelhaft, da er kurz vorher die eigenthümliche Idee kundgiebt, als Apostel der Kant'schen Philosophie aufzutreten und zwar in — Frankreich!

Nachstehend theile ich nun zunächst jene erste Gruppe von Briefen mit, die sich zumeist auf Kleists geheimnißvolle Reise beziehen. Ich theile sie ganz so mit, wie sie geschrieben sind, (nur unter Weglassung solcher Stellen, die lediglich von Oertlichkeiten, Persönlichkeiten oder sonstigen Gegenständen handeln, welche kein allgemeineres Interesse darbieten) — auch mit den kleinen orthographischen Unebenheiten, die sich darin finden.

(Frankfurt a. d. O.) — ohne Datum (jedenfalls vom Anfang des Jahres 1800.)

(Der Eingang fehlt.) . . . Athmet nicht in jeder Zeile das frohe Selbstbewußtsein der erhörten und beglückten Liebe? — Und doch — wer hat es mir gesagt? Und wo steht es geschrieben?

Zwar — was soll ich aus dem Frohsinn, der auch Sie seit gestern belebt, was soll ich aus der Freudenthräne, die Sie bei der Erklärung Ihres Vaters vergossen haben, was soll ich aus der Güte, mit welcher Sie mich in diesen Tagen zuweilen angeblickt haben, was soll ich aus dem innigen Vertrauen, mit welchem Sie in einigen der verflossenen Abende, besonders gestern am Fortepiano, zu mir sprachen, was soll ich aus der Kühnheit, mit welcher Sie sich jetzt, weil sie es dürfen, selbst in Gegenwart Anderer mir nähern, da Sie sonst immer schüchtern von mir entfernt blieben — ich frage, was soll ich aus allen diesen fast unzweifelhaften Zügen anderes schließen, was anderes, Wilhelmine, als daß ich geliebt werde?

Aber darf ich meinen Augen und meinen Ohren, darf ich meinem Witze und meinem Scharfsinn, darf ich dem Gefühle meines leichtgläubigen Herzens, das sich schon einmal von ähnlichen Zeichen täuschen ließ, wohl trauen? Muß ich nicht mißtrauisch werden auf meine Schlüsse, da sie mir selbst schon einmal gezeigt haben, wie falsch sie zuweilen sind? Was kann ich im Grunde, reiflich überlegt, mehr glauben, als was ich vor einem halben Jahre auch schon wußte, ich frage, was kann ich mehr glauben, als daß Sie mich s c h ä t z e n und daß Sie mich wie e i n e n F r e u n d lieben?

Und doch wünsche ich m e h r, und doch mögte ich gern w i s s e n, was Ihr Herz für mich fühlt. Wilhelmine! lassen Sie mich einen Blick in Ihr Herz thun! Oeffnen

Sie mir es einmal mit Vertrauen und Offenherzigkeit! So viel Vertrauen, so viel unbegränztes Vertrauen von meiner Seite verdient doch wohl einige Erwiederung von der Ihrigen. Ich will nicht sagen, daß Sie mich lieben müßten, weil ich Sie liebe; aber vertrauen müssen Sie sich mir, weil ich mich Ihnen unbegränzt vertraut habe. — Wilhelmine! Schreiben Sie mir einmal recht innig und herzlich! Führen Sie mich einmal in das Heiligthum Ihres Herzens, das ich noch nicht mit Genauigkeit kenne!

Wenn der Glaube, den ich aus der Innigkeit Ihres Betragens gegen mich schöpfte, zu kühn und auch zu übereilt war, so scheuen Sie sich nicht, es mir zu sagen! Ich werde mit den Hoffnungen, die Sie mir gewiß nicht entziehen werden, zufrieden sein. Aber auch dann, Wilhelmine, wenn mein Glaube gegründet wäre, auch dann scheuen Sie sich nicht, sich mir ganz zu vertrauen! Sagen Sie es mir, wenn Sie mich lieben — denn warum wollten Sie sich dessen schämen? Bin ich nicht ein edler Mensch, Wilhelmine?

Zwar — eigentlich — — ich will es Ihnen nur offenherzig gestehen, Wilhelmine, was Sie auch immerhin von meiner Eitelkeit denken mögen — eigentlich bin ich es fest überzeugt, daß Sie mich lieben. Aber, Gott weiß, welche seltsame Reihe von Gedanken mich wünschen lehrt, daß Sie es mir sagen möchten. Ich glaube, daß ich entzückt sein werde, und daß Sie mir einen Augenblick voll der üppigsten und innigsten Freude bereiten werden, wenn Ihre Hand sich entschließen könnte, diese drei Worte niederzuschreiben: ich liebe Dich.

Ja, Wilhelmine, sagen Sie mir diese drei herrlichen Worte; sie sollen für die ganze Dauer meines künftigen Lebens gelten. Sagen Sie sie mir einmal und lassen Sie uns dann bald dahin kommen, daß wir nicht mehr nöthig haben, sie uns zu wiederholen! Denn nicht durch Worte, aber durch Handlungen zeigt sich wahre Treue und wahre Liebe. Lassen Sie uns bald recht innig vertraut werden, damit wir uns ganz kennen lernen! Ich weiß nichts, Wilhelmine, in meiner Seele regt sich kein Gedanke, kein Gefühl in meinem Busen, das ich scheuen dürfte Ihnen mitzutheilen. Und was könnten Sie mir wohl zu verheimlichen haben? Und was könnte Sie wohl bewegen, die erste Bedingung der Liebe, das Vertrauen, zu verletzen? — Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig! Was wir auch denken und fühlen und wünschen — etwas Unedles kann es nicht sein, und darum wollen wir es uns freimüthig mittheilen. Vertrauen und Achtung, das sind die beiden unzertrennlichen Grundpfeiler der Liebe, ohne welche sie nicht bestehen kann; denn ohne Achtung hat die Liebe keinen Werth und ohne Vertrauen keine Freude.

Ja, Wilhelmine, auch die Achtung ist eine unwiderrufliche Bedingung der Liebe. Lassen Sie uns daher unaufhörlich uns bemühen, nicht nur die Achtung, die wir gegenseitig für einander tragen, zu erhalten, sondern auch zu erhöhen. Denn dieser Zweck ist es erst, welcher der Liebe ihren höchsten Werth giebt. Edler und besser sollen wir durch die Liebe werden, und wenn wir diesen Zweck nicht erreichen, Wilhelmine, so mißverstehen wir uns. Lassen Sie uns daher immer mit sanfter, menschenfreundlicher Strenge über unser gegenseitiges Betragen wachen. Von Ihnen wenigstens wünsche ich es, daß Sie mir offenherzig alles sagen, was Ihnen vielleicht an mir mißfallen könnte. Ich darf mich getrauen, alle Ihre Forderungen zu erfüllen, weil ich nicht fürchte, daß Sie überspannte Forderungen machen werden. Fahren Sie wenigstens fort, sich so zu betragen, daß ich mein höchstes Glück in Ihre Liebe und in Ihre Achtung setze; dann werden sich alle die guten Eindrücke, von denen Sie vielleicht nichts ahnden, und die ich Ihnen dennoch innig und herzlich danke, verdoppeln und verdreifachen.

— Dafür will ich denn auch an Ihrer Bildung arbeiten, Wilhelmine, und den Werth des Mädchens, das ich liebe, immer noch mehr veredeln und erhöhen.

Und nun noch eine Hauptsache, Wilhelmine! Sie wissen, daß ich bereits entschlossen bin, mich für ein Amt zu bilden; aber noch bin ich nicht entschieden, für

welches Amt ich mich bilden soll. Ich wende jede müßige Stunde zum Behufe der Ueberlegung über diesen Gegenstand an. Ich wäge die Wünsche meines Herzens gegen die Forderungen meiner Vernunft ab; aber die Schalen der Wage schwanken unter den unbestimmten Gewichten. Soll ich die Rechte studiren? — Ach, Wilhelmine, ich hörte letzthin in dem Naturrechte die Frage aufwerfen, ob die Verträge der Liebenden gelten könnten, weil sie in der Leidenschaft geschähen — und was soll ich von einer Wissenschaft halten, die sich den Kopf darüber zerbricht, ob es ein Eigenthum in der Welt giebt und die mir daher nur zweifeln lehren würde, ob ich Sie auch wohl jemals mit Recht die Meine nennen darf?

Nein, nein, Wilhelmine, nicht die Rechte will ich studiren, nicht die schwankenden, ungewissen, zweideutigen Rechte der Vernunft will ich studiren; an die Rechte meines Herzens will ich mich halten, und ausüben will ich sie, was auch alle Systeme der Philosophen dagegen einwenden mögen. — Oder soll ich mich für das diplomatische Fach bestimmen? — Ach, Wilhelmine, ich erkenne nur ein höchstes Gesetz an, die Rechtschaffenheit, und die Politik kennt nur ihren Vortheil. Auch wäre der Aufenthalt an fremden Höfen kein Schauplatz für das Glück der Liebe. An den Höfen herrscht die Mode, und die Liebe flieht vor der unbescheidenen Spötterin. — Oder soll ich mich für das Finanzfach bestimmen? — Das wäre etwas. Wenn mir auch gleich der Klang rollender Münzen eben nicht lieb und angenehm ist, so sei es dennoch! Der Einklang unserer Herzen möge mich entschädigen und ich verwerfe diesen Lebensweg nicht, wenn er zu unserm Ziele führen kann. —

Auch noch ein Amt steht mir offen, ein ehrenvolles Amt, das mir zugleich alle wissenschaftlichen Genüsse gewähren würde, aber freilich kein glänzendes Amt, ein Amt, von dem man freilich als Bürger des Staates nicht, wohl aber als Weltbürger weiter schreiten kann — ich meine ein academisches Amt. — Endlich bleibt es mir noch übrig, die Oeconomie zu studiren, um die wichtige Kunst zu lernen, mit geringen Kräften große Wirkungen hervorzubringen. Wenn ich mir diese große Kunst aneignen könnte, dann, Wilhelmine, könnte ich ganz glücklich sein, dann könnte ich, ein freier Mensch, mein ganzes Leben Ihnen und meinem höchsten Zwecke — oder vielmehr, weil es die Rangordnung so will — meinem höchsten Zwecke und Ihnen widmen.

So stehe ich jetzt, wie Herkules, am fünffachen Scheidewege und sinne, welchen Weg ich wählen soll. Das Gewicht des Zweckes, den ich beabsichtige, macht mich schüchtern bei der Wahl. Glücklich, glücklich, Wilhelmine, mögte ich gern werden und darf man da nicht schüchtern sein, den rechten Weg zu verfehlen? Zwar, ich glaube, daß ich auf jedem dieser Lebenswege glücklich sein würde, wenn ich ihn nur an Ihrer Seite zurücklegen kann. Aber wer weiß, Wilhelmine, ob Sie nicht vielleicht besondere Wünsche haben, die es werth sind, auch in Erwägung gezogen zu werden?

Daher fordere ich Sie auf, mir Ihre Gedanken über alle diese Pläne, und Ihre Wünsche in dieser Hinsicht mitzutheilen. Auch wäre es mir lieb, von Ihnen zu erfahren, was Sie sich wohl eigentlich von einer Zukunft an meiner Seite versprechen? Ich verspreche nicht unbedingt, den Wunsch zu erfüllen, den Sie mir mittheilen werden; aber ich verspreche, bei gleich vortheilhaften Aussichten denjenigen Lebensweg einzuschlagen, der Ihren Wünschen am meisten entspricht. Sei es dann auch der mühsamste, der beschwerdenvollste Weg, Wilhelmine, ich fühle mich mit Muth und Kraft ausgerüstet, um alle Hindernisse zu übersteigen; und wenn mir der Schweiß über die Schläfe rollt und meine Kräfte von der ewigen Anstrengung ermatten, so soll mich tröstend das Bild der Zukunft anlächeln und der Gedanke mir neuen Muth und neue Kraft geben: ich arbeite ja für Wilhelmine.

Heinrich Kleist.

(Dem vorstehenden Briefe beigelegt.)

Inliegenden Brief bin ich entschlossen morgen Abend Ihrem Vater zu übergeben. Ich fühle seit gestern Abend, daß ich meinem Versprechen, nichts für meine Liebe zu

thun, das ein Betrug Ihrer würdigen Aeltern wäre, nicht treu bleiben kann. Vor Ihnen zu stehen und nicht sprechen zu dürfen, weil Andre diese Sprache nicht hören sollen, Ihre Hand in der meinigen zu halten und nicht sprechen zu dürfen, weil ich mich diese Sprache gegen Sie nicht erlauben will, ist eine Qual, die ich aufheben will und muß. Ich will es daher erfahren, ob ich Sie mit Recht lieben darf, oder gar nicht. Ist das letzte, so bin ich entschlossen, das Versprechen, welches ich Ihrem Vater in den letzten Zeilen meines Briefes gebe, auszuführen. Ist es nicht, so bin ich glücklich — Wilhelmine! Bestes Mädchen! Habe ich in dem Briefe an Ihren Vater zu kühn in Ihrer Seele gesprochen? Wenn Ihnen etwas darin mißfällt, so sagen Sie es mir morgen, und ich ändere es ab.

Ich sehe, daß das neue Morgenlicht meines Herzens zu hell leuchtet, und schon zu sehr bemerkt wird. Ohne diesen Brief könnte ich Ihrem Rufe schaden, der mir doch theurer ist als alles in der Welt. Es komme nun auch, was der Himmel über mich verhängt, ich bin ruhig bei der Ueberzeugung, daß ich recht so thue.

Heinrich Kleist.

N. S. Wenn Sie morgen einen Spaziergang nicht abschlagen, so könnte ich von Ihnen erfahren, was Sie von diesem Schritte urtheilen und denken. — Von meiner Reise habe ich, aus Gründen, die Sie selbst entschuldigen werden, nichts erwähnt. Schweigen Sie daher auch davon! Wir verstehen uns ja.

(Den aus Frankfurt a./O. vom 30. Mai 1800 lasse ich, als einen lediglich moralisirenden und lehrhaften, weg.)

Berlin, 16. August 1800.

Mein liebes, theures Herzensmindchen, sei nicht böse, daß Du so spät diesen Brief erhältst. Gestern hielten mich viele Geschäfte vom Schreiben ab — doch das ist eine schlechte Entschuldigung. Kein Geschäft darf mich von der Erfüllung der Pflicht abhalten, meinem lieben, treuen Mädchen zur bestimmten Zeit Nachricht von mir zu geben. Nun, verzeihe diesmal! Wenn ich jetzt diese Zeilen auf die Post gäbe, so fändest Du freilich bei Deiner Rückkehr von Tamsel einen Brief von mir vor; aber kann man 7 Zeilen einen Brief nennen? Laß mich also lieber noch ein Weilchen mit Vertrauen und Innigkeit mit Dir plaudern.

Mit welchen Empfindungen ich Frankfurt verlassen habe — ach, liebes Mädchen, das kann ich Dir nicht beschreiben, weil Du mich doch nicht ganz verstehen würdest. Als ich mich von Dir trennte, legte ich mich noch ins Bett, und lag da wohl noch 1½ Stunde, doch mit offnen Augen, ohne zu schlafen. Als ich im Halbdunkel des Morgens abfuhr, war mirs, als hörte ich ein Geräusch an dem innern Fenster Eures Saales. Mir fuhr ein schneller Gedanke durch die Seele, ob Du das wohl sein könntest. Aber Du warst es nicht, ob ich gleich eine brennende Sehnsucht hatte, Dich noch einmal zu sehen. Der Wagen rollte weiter, indessen mein Auge immer noch mit rückwärts gewandtem Körper an das geliebte Haus hing. Mir traten Thränen ins Auge, ich wünschte herzlich zu weinen, aber ich bin schon zu lange davon entwöhnt.

Auf meiner ganzen Reise nach Berlin ist der Gedanke an Dich nur selten, sehr selten aus meiner Seele gewichen. Ich bin überzeugt, daß, wenn man die Augenblicke der Zerstreuung zusammennehmen wollte, kaum eine kleine Viertelstunde herauskommen würde. Nichts zerstreute mich, nicht das wirklich romantische Reinhöffel (ein Gut des Hofmarschalls Massow), wo gleichsam jeder Baum, jeder Zweig, ja selbst jedes Blatt nach einer entworfenen Idee des Schönen gepflanzt, gebogen und geordnet zu sein scheint; nicht der emporstrebende Rauch der Feueressen vom Schlosse, der mich an die Anstalten erinnerte, mit welchen man eine königliche Familie hier empfangen wollte; nicht der ganze königliche Troß, der, in eine Staubwolke gehüllt, vor mir dahin rollte; nicht die schöne, bereits fertige Chaussee von Friedrichsfelde nach Berlin, auf welcher ich jetzt nicht ohne Freude, aber, wenn ich sie gebaut hätte, nicht ohne Stolz gefahren

wäre; selbst nicht die brennende Hitze des Tages, die mir auf den Scheitel glühte, als ob ich unter der Linie wäre, und die, so sehr sie auch meinen Körper erschlaffte, doch meinen Geist nicht in seiner liebsten Beschäftigung, in der Erinnerung an Dich, stören konnte.

Als ich hinein fuhr in das Thor im Halbdunkel des Abends und die hohen, weiten Gebäude anfänglich nur zerstreut und einzeln umher lagen, dann immer dichter und dichter, und das Leben immer lebendiger, und das Geräusch immer geräuschvoller wurde, als ich nun endlich in der Mitte der stolzen Königsstadt war, und meine Seele sich erweiterte, um so viele zuströmende Erscheinungen zu fassen, da dachte ich: wo mag wohl das liebe Dach liegen, das einst mich und mein Liebchen schützen wird? Hier in der stolzen Colonnade? dort in jenem versteckten Winkel? oder hier an der offnen Spree? Werde ich einst in jenem weitläufigen Gebäude mit vierfachen Reihen von Fenstern mich verlieren, oder hier in diesem kleinen engen Häuschen mich immer wieder finden? Werde ich am Abend, nach vollbrachter Arbeit, hier durch dieses kleine Gäßchen mit Papieren unter dem Arme zu Fuß nach meiner Wohnung gehen, oder werde ich mit Vieren stolz durch diese prächtige Straße vor jenes hohe Portal rollen? Wird mein liebes Minchen, wenn ich still in die Wohnung treten will, mir von oben herab freundlich zunicken, und auf dieser dunklen Treppe mir entgegen kommen, um früher den Kuß der Liebe auf die durstenden Lippen zu drücken. oder werde ich sie in diesem weiten Pallast suchen und eine Reihe von Zimmern durchwandern müssen, um sie endlich auf dem gepolsterten Sopha unter geschmückten und geschminkten Weibern zu finden? Wird sie hier in diesem dunkeln Zimmer nur den dünnen Vorhang zu öffnen brauchen, um mir den Morgengruß zuzulächeln, oder wird sie von dem weitesten Flügel jenes Schlosses her einen Jäger zu mir schicken, um sich zu erkundigen, wie der Herr Gemahl geschlafen habe? — — Ach, liebes Minchen, nein, gewiß, gewiß wirst Du das letzte nicht. Was auch die Sitte der Stadt für Opfer begehrt, die Sitte der Liebe wird Dir gewiß immer heiliger sein, und so mag denn das Schicksal mich hinführen, wohin es will, hier in dieses versteckte Häuschen oder dort in jenes prahlende Schloß, Eines finde ich gewiß unter jedem Dache, Vertrauen und Liebe.

Aber, unter uns gesagt, je öfter ich Berlin sehe, je gewisser wird es mir, daß diese Stadt, so wie alle Residenzen und Hauptstädte, kein eigentlicher Aufenthalt für die Liebe ist. Die Menschen sind hier zu zierlich, um wahr, zu gewitzig, um offen zu sein. Die Menge von Erscheinungen stört das Herz in seinen Genüssen, man gewöhnt sich endlich, in ein so vielfaches, eitles Interesse einzugreifen, und verliert am Ende sein wahres aus den Augen.

In einem Buchladen kaufte ich Bücher und Karten für Ulriken, den Wallenstein von Schiller aber — Du freust Dich doch? — für Dich. Ließ ihn, liebes Minchen, ich werde ihn auch lesen. So werden sich unsere Seelen auch in dem dritten Gegenstande zusammentreffen. Laß ihn nach Deiner Willkühr auf meine Kosten binden und schreibe auf der innern Seite des Bandes die bekannte Formel: H. v. K. an W. v. Z. Träume Dir so mit schönen Vorstellungen die Zeit unserer Trennung hinweg. Alles, was Max Piccolomini sagt, möge, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für mich gelten, alles, was Thekla sagt, soll, wenn es einige Aehnlichkeit hat, für Dich gelten.

Soeben tritt ein bewaffneter Diener der Policei zu mir herein, und fragt mich, ob ich, der ehemalige Lieutenant von Kleist, mich durch Documente legitimiren könne. Gott sei Dank, dachte ich, daß Du nicht ein französischer oder polnischer Emigrirter bist, sonst würde man Dich wohl höflichst unverrichteter Sache wieder zum Thore hinaus begleiten. Wer weiß, ob er nicht dennoch nach Frankfurt schreibt, um sich näher nach mir zu erkundigen. Denn der seltsame militairisch-akodemische Zwitter schien ihm doch immer noch ein Anomalon (Ausnahme von der Regel) in dem Bezirk seiner Praxis zu sein.

Ich eile zum Schlusse. Ließ die Instruction oft durch! Es wäre am besten, wenn Du sie auswendig könntest. Du wirst sie brauchen. Ich vertraue Dir ganz, und darum sollst Du mehr von mir erfahren, als irgend einer.

Mein Plan hat eine Aenderung erlitten, oder besser, die Mittel dazu; denn der Zweck steht fest. Ich fühle mich zu schwach, ganz allein zu handeln, wo etwas so Wichtiges aufs Spiel steht. Ich suche mir daher jetzt, ehe ich handle, einen weisen, älteren Freund auf, den ich Dir nennen werde, so bald ich ihn gefunden habe. Hier ist er nicht, und in der Gegend auch nicht. Aber er ist — — soll ich Dir den Ort nennen? Ja, das will ich thun. Ulrike*) soll immer nur erfahren, wo ich bin, Du aber, mein geliebtes Mädchen, wo ich sein werde. Also kurz: morgen geht es nach — — — — Pasewalk. Pasewalk? Ja, Pasewalk, Pasewalk. Was in aller Welt willst Du denn dort? — Ja, mein Kind, so fragt man die Bauern aus! Begnüge Dich mit rathen, bis es für Dich ein Glück sein wird, zu wissen. In fünf oder höchstens sieben Tagen bin ich wieder hier, und besorge meine Geschäfte bei Struensee. Dann ist die Reise noch nicht zu Ende — Du erschrickst doch nicht? Ließ Du nur fleißig zur Beruhigung meine Briefe durch, wie ich Deine Aufsätze. Und schreibe mir nicht anders, als bis ich Dir genau andeute, wohin? Auch mußt Du immer auf die Briefe schreiben: selbst abzuholen. Morgen denke ich hier einen Brief von Dir zu finden. Jetzt aber mußt Du gleich wieder schreiben, und zwar so, daß der Brief den 22. spätestens in Berlin eintrifft. Sei klug und verschwiegen!

Dein Freund H. K.

N. S. Hilf mir meinen Plan so ausführen, liebes Mädchen, Dein Glück ist so gut dabei interessirt, ja vielleicht mehr noch, als das meinige. Das Alles wirst Du einst besser verstehen. Predige nur in allen Deinen Briefen Carln Verschwiegenheit vor. Er soll gegen niemanden viel von mir sprechen, und, dringt einer auf ihn ein, antworten: er wisse von nichts. Adieu. Adieu. In 3 Tagen folgt ein zweiter Brief.

(Nimm immer die Karte von Deutschland zur Hand und siehe zu, wo der Ort liegt, in welchem ich mich befinde.)

— Der Erste, dem Du das Gedicht von Schiller leihst, muß Ulrike sein.

Pasewalk, d. 20. August, 1800.

Mein theures, liebes Mädchen. Kaum genieße ich die erste Stunde der Ruhe, so denke ich auch schon wieder an die Erfüllung meiner Pflicht, meiner lieben, angenehmen Pflicht. Zwar habe ich den ganzen Weg über von Berlin nach Pasewalk an Dich geschrieben, trotz des Mangels an allen Schreibmaterialien, trotz des unausstehlichen Rüttelns des Postwagens, trotz des noch unausstehlicheren Geschwätzes der Passagiere, das mich übrigens so wenig in meinem Concept störte, als die Bombe in Strahlsund Carl XII. in dem seinigen. Aber das Ganze ist ein Brief geworden, den ich Dir nicht anders als mit mir selbst und durch mich selbst mittheilen kann, denn, unter uns gesagt, es ist mein Herz. Du willst es aber schwarz auf weiß sehen, und so will ich Dir denn mein Herz, so gut ich kann, auf dieses Papier mahlen, wobei Du aber nie vergessen mußt, daß es bloße Copie ist, welche das Original nie erreicht, nie erreichen kann.

Ich reiste den 17ten Morgens um 8 Uhr mit der Stettiner bedeckten Post von Berlin ab. Deinem Bruder hatte ich das Versprechen abgenommen, weder das Ziel noch den Zweck meiner Reise zu erforschen, und hatte ihm dagegen das Versprechen gegeben, durch meine Vermittelung immer von Dir den Ort meines Aufenthaltes zu erfahren. Diesen kannst Du ihm denn auch immer mittheilen, es müßten denn in der Folge Gründe eintreten, welche mir das Gegentheil wünschen lassen. Das werde ich Dir aber noch schreiben.

*) Kleists Schwester.

Ich habe auch Deinen lieben Wittich in Berlin gesehen und gesprochen, und finde, daß mir mein ehemaliger Nebenbuhler keine Schande macht. Ich habe zwar bloß sein Aeußeres, seine Rüstung kennen gelernt, aber es scheint mir, daß etwas Gutes darunter versteckt ist. Ich würde aber dennoch den Kampf mit ihm um Deine Liebe nicht scheuen. Denn, obgleich seine Waffen heller funkeln als meine, so habe ich doch ein Herz, das sich mit dem beßten messen kann, und Du, hoffe ich, würdest entscheiden, wie es recht ist.

Von meiner Reise läßt sich diesmal nichts sagen. Ich bin durch Oranienburg, Templin, Prenzlow hierhergekommen, ohne daß sich von dieser ganzen Gegend etwas interessanteres sagen ließe, als dieses, daß sie ohne Interesse ist. Das ist nichts, als Korn auf Sand, oder Fichten auf Sand, die Dörfer elend, die Städte wie mit dem Besen auf ein Häufchen zusammengekehrt. Denn rings um die Mauern ist alles rein und proper, daß man oft einen Sandelbaum vergebens suchen würde. Es scheint, als ob dieser ganze nördliche Strich Deutschlands von der Natur dazu bestimmt gewesen wäre, immer und ewig der Boden des Meeres zu bleiben, und daß das Meer sich gleichsam aus Versehen so weit zurückgezogen und so einen Erdstrich gebildet hat, der ursprünglich mehr zu einem Wohnplatz für Wallfische und Häringe, als für einen Wohnplatz für Menschen bestimmt war.

Diesmal mußt Du also mit dieser magern Reisebeschreibung vorlieb nehmen. Ich hoffe Dir künftig interessantere Dinge schreiben zu können. — Und nun zu dem, worauf Du gewiß mit ganzer Seele gespannt bist, und wovon ich Dir doch nur so wenig mittheilen kann. Doch Alles, was jetzt für Dich zu wissen gut ist, sollst Du auch jetzt erfahren.

Du kennst doch Deine Lection noch auswendig? Du liesest doch zuweilen meine Instruction durch? Vergiß nicht, liebes Mädchen, was Du mir versprochen hast, unwandelbares Vertrauen in meine Liebe zu Dir, und Ruhe über die Zukunft. Wenn diese beiden Empfindungen immer in Deiner Seele lebendig wären und durch keinen Zweifel niemals gestört würden, wenn ich dieses ganz gewiß wüßte, wenn ich die feste Zuversicht darauf haben könnte, o dann würde ich mit Freudigkeit und Heiterkeit meinem Ziele entgegen gehen können. Aber der Gedanke: Du bist doch nur ein schwaches Mädchen, meine unerklärliche Reise, diese wochenlange, vielleicht monatelange Trennung — o Gott, wenn Du krank werden könntest! Liebes, theures, treues Mädchen! Sei auch ein starkes Mädchen! Vertraue Dich mir ganz an! Setze Dein ganzes Glück auf meine Redlichkeit! Denke, Du wärest in das Schiff meines Glückes gestiegen mit allen Deinen Hoffnungen, Wünschen und Aussichten. Du bist schwach, mit Stürmen und Wellen kannst Du nicht kämpfen, darum vertraue Dich mir an, mir, der mit Weisheit die Bahn der Fahrt entworfen hat, der die Gestirne des Himmels zu seinen Führern zu wählen, und das Steuer des Schiffes mit starkem Arm, mit stärkerem gewiß, als Du glaubst, zu lenken weiß! Wozu wolltest Du klagen, Du, die Du das Ziel der Reise und ihre Gefahr nicht einmal kennst, ja vielleicht Gefahren siehst, wo gar keine vorhanden sind? Sei also ruhig! So lange der Steuermann noch lebt, sei ruhig! Beide gehen unter in den Wellen, oder Beide laufen glücklich in den Hafen; kann sich die Liebe, die echte Liebe, ein freundlicheres Schicksal wünschen?

Eben damit Du ganz ruhig sein mögtest, habe ich Dir, die Einzige in der Welt, Alles gesagt, was ich sagen durfte, nichts, auch das Mindeste, nicht vorgelogen, und verschwiegen, was ich verschweigen mußte. Darum, denke ich, konntest Du wohl auch schon Vertrauen zu mir fassen. Das meinige wird von Dir nie wanken. Ich habe zwar am Sonntage keinen Brief gefunden, ob Du mir gleich versprochen hattest, noch vor Deiner Reise nach Tamsel an mich zu schreiben; aber ich fürchte eher, daß Du Deine Gesundheit, als Deine Liebe zu mir verloren hättest, ob mir gleich das Erste auch schrecklich wäre. — Liebes Mädchen, wenn Du krank sein solltest, und ich erfahre

dies in Berlin, so bin ich in zwei Tagen bei Dir. Aber ich fürchte das nicht — o weg mit den häßlichen Gedanken!

Ich komme zu einer frohen Nachricht, die Dir gewiß auch recht froh sein wird. Denn Alles, was mir zustößt, sei es Gutes oder Böses, auch wenn Du es gar nicht deutlich kennst, das trifft auch Dich, nicht wahr? Das war die Grundlage unsres Bundes. Also höre! Mein erster Plan ist vollständig geglückt. Ich habe einen älteren, weisen Freund gefunden, gerade den, den ich am innigsten wünsche. Er stand nicht einen Augenblick an, mich in meinem Unternehmen zu unterstützen. Er wird mich bis zu seiner Ausführung begleiten. Nun bist Du doch ruhig? Du weißt doch, mit welcher Achtung ich und Ulrike von einem gewissen Brokes sprach, den wir auf Rügen kennen gelernt haben? Der ist es. — Gott gebe, daß mir die Hauptsache so glückt, dann sind niemals zwei glücklichere Menschen gewesen, als Du und ich. — Aber das Alles behältst Du für Dich. Das habe ich Niemanden vertraut, als der Geliebten. Das Fräulein von Z. weiß es aber nicht anders, als daß ich in Berlin bin, und so darf es auch kein Anderer anders von ihr erfahren. Grüße Vater und Mutter und beide Familien von dem Herrn von Kleist, der in Berlin ist! Da treffe ich auch wirklich wieder den 24. August ein, doch halte ich mich dort nicht lange auf. Ich empfange bloß einen Brief von Dir, den ich gewiß auch zu finden hoffe, und spreche mit Struensee; dann geht es weiter, wohin? das sollst Du erfahren, ich weiß es selbst noch nicht gewiß. Du sollst dann überhaupt mehr von dem Gange meiner Reise erfahren; doch Dein Brief, den ich in Berlin erhalten werde, wird bestimmen — wie viel. Wenn ich mit ganzer Zuversicht auf Dein Vertrauen und Deine Ruhe rechnen kann so lasse ich jeden Schleier sinken, der nicht nothwendig ist.

Dein treuer Freund H. K.

Coblentz bei Pasewalk d. 21. August 1800.

Weil doch die Post vor morgen Abend nicht abgeht, so will ich noch ein Blättchen Papier für Dich beschreiben, und wünsche herzlich, daß die Lectüre desselben Dir nur halb so viel Vergnügen machen möchte, als mir das Geschäft des Schreibens. Du wirst zwar nun einigemal vergebens auf die Post schicken, und das Herzchen wird mit jeder Stunde stärker und stärker anfangen zu klopfen; aber Du mußt vernünftig werden, Wilhelmine. Du kennst mich, und, wie ich hoffe, doch gewiß im Guten. Daran halte Dich. Du kennst überdies immer den Ort meines Aufenthaltes, und von dem Zwecke meiner Reise weißt Du doch wenigstens so viel, daß er vortrefflich ist. Unser Glück liegt dabei zum Grunde, und es kann, welches eine Hauptsache ist, nichts dabei verloren, doch alles dabei gewonnen werden. Also beruhige Dich für immer, was auch immer vorfallen mag. Wie leicht können Briefe auf der Post liegen bleiben, oder sonst verloren gehen; wer wollte da gleich sich ängstigen? Geschrieben habe ich gewiß, wenn Du auch durch Zufall nicht eben sogleich den Brief erhalten solltest. Damit wir aber immer beurtheilen können, ob unsre Briefe ihr Ziel erreicht haben, so wollen wir Beide uns in jedem Schreiben wechselseitig wiederholen, wie viele Briefe wir schon selbst geschrieben und empfangen haben. Und so mache ich denn hiermit unter folgender Rubrik den Anfang:

Abgeschickt	Empfangen
Von Berlin den 1. Brief.	— — — — — — — — —

Ich hoffe, daß ich auch bald die andere Rubrik werde vollfüllen können. — Und noch Eins. Ich führe ein Tagebuch, in welchem ich meinen Plan täglich ausbilde und verbessere. Da müßte ich mich denn zuweilen wiederholen, wenn ich die Geschichte des Tages darin aufzeichnen sollte, die ich Dir schon mitgetheilt habe. Ich werde also dieses ein für allemal darin auslassen, und die Lücken einst aus meinen Briefen an Dich ergänzen. Denn das Ganze, hoffe ich, wird Dir einst sehr interessant sein. Du mußt aber nun auch diese Briefe recht sorgsam aufheben; wirst Du? Oder war schon dieses Gesuch überflüssig? Liebes Mädchen, ich küsse Dich!

Und nun zur Geschichte des Tages. — Ach, mein bestes Minchen, wie unbeschreiblich beglückend ist es, einen weisen, zärtlichen Freund zu finden, da, wo wir seiner gerade recht innig bedürfen. Ich fühlte mich stark genug, den hohen Zweck zu entwerfen, aber zu schwach, um ihn allein auszuführen. Ich bedurfte nicht sowohl der Unterstützung, als nur eines weisen Rathes, um die zweckmäßigsten Mittel nicht zu verfehlen. Bei meinem Freunde Brokes habe ich Alles gefunden, was ich bedurfte, und dieser Mensch müßte auch Dir jetzt vor allen Anderen, nach mir vor allen Anderen theuer sein. Ihm habe ich mich ganz anvertraut; und er ehrte meinen Zweck, sobald er ihn kannte, so wie ihn denn jeder edle Mensch, der ihn fassen kann, ehren muß. Ach, mein theures, edles Mädchen, wenn auch Du meinen Zweck ehren könntest, auch selbst ohne ihn zu kennen! Das würde mir ein Zeichen Deiner Achtung sein. Ein Zeichen, das mich unaussprechlich stolz machen würde. Niemals, niemals wirst Du mir einen so unzweideutigen Beweis Deiner Achtung geben können, als jetzt. Ach, wenn Du dies versäumtest. — Wirst Du? Oder war auch diese Erinnerung überflüssig? Liebes Mädchen, ich küsse Dich wieder. —

Auch Brokes sieht ein, daß die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolges groß ist. Wenigstens, sagte er, ist keine Gefahr vorhanden, in keiner Hinsicht, und wenn ich nur auf Deine Ruhe rechnen könnte, wäre so ein Haupthinderniß gehoben. Ich hatte über den Gedanken dieses Planes schon lange, lange gebrütet. Sich dem blinden Zufall überlassen und warten, ob er uns endlich in den Hafen des Glückes führen wird, das war nichts für mich. Ich war Dir und mir schuldig, zu handeln. „Nicht aus des Herzens bloßem Wunsche keimt" etc. — „Der Mensch soll mit der Mühe Pflugschaar" etc. etc. — — Das sind herrliche, wahre Gedanken. Ich hab' sie so oft durchgelesen, und sie scheinen mir so ganz aus Deiner Seele genommen, daß Deine Schrift das Uebrige thut, um mir vollends einzubilden, das Gedicht wäre von keinem Andern, als von Dir. So oft ich es wieder lese, fühle ich mich gestärkt selbst zu dem Größten, und so gehe ich denn fest mit Zuversicht meinem Ziele entgegen. Doch werde ich vorher noch gewiß Struensee sprechen, um mir auf jeden Fall den Rückzug zu sichern. — Brokes, der schon diesen Herbst zu einer Reise bestimmt hatte, wird mich begleiten. Also kannst Du noch um so ruhiger sein. Du mußt nichts als die größte Hoffnung auf die Zukunft in Deiner Seele nähren.

Was ich Dir vertraue, Dir allein, das bleibt auch in Deinem Busen vor allen Andern verschlossen! Laß Dich nicht etwa in einer zärtlichen Stunde verleiten, mehr zu erzählen, als Du darfst. Minchen, Du weißt es nicht, wie viel an Deiner Verschwiegenheit hängt. Dein Glück ist auch dabei im Spiele, also sorge für mich und Dich zugleich, und befolge genau, ohne Einschränkung, ohne Auslegung, wörtlich, worum ich Dich herzlich und ernsthaft bitte. Kannst Du Dir den Genuß, einige von meinen Briefen Deiner lieben Freundin mitzutheilen, nicht verweigern, so zeige ihr frühere Briefe, aber diese nicht, wenigstens daraus nichts, aus welchem sich nur auf irgend eine Art mein wirklicher Aufenthalt erkennen ließe, denn dieser muß vor allen Menschen verschwiegen bleiben, außer vor Dir und Ulriken.

Doch ich wollte Dir ja die Geschichte des Tages erzählen und komme immer wieder zu meinem Plane zurück, weil mir der unaufhörlich im Sinne liegt. Du bist aufs Innigste mit meinem Plane verknüpft, also kannst Du schließen, wie oft ich an Dich denke. Denkst Du wohl auch so oft an mich? — Doch zur Sache!

Weil, wie gesagt, die Post, die mich und Brokes nach Berlin führen soll, erst morgen Abend abgeht (denn dieselbe Post trennt sich in Prenzlow und bringt Dir diesen Brief nach Frankfurt) so beschloß ich mit Brokes, so lange auf seinem bisherigen Wohnort zu verweilen. Dies ist Coblentz, ein Landgut des Grafen von Eickstedt, der die Güte hatte, mich einladen zu lassen. Seine Gemahlin hatte ich auf Rügen kennen gelernt. Wir bestellten die Post in Pasewalk nach Berlin und fuhren den 20. Nachmittag um 2 Uhr von dort ab.

Ich fand in der Nähe von Coblentz weite Wiesen, mit Gräben durchschnitten, umgeben mit großen, reinlich gehaltenen Wäldern, mit jungem Holz immer verzäunt und geschlossen, ausgebesserte Wege, tüchtige Brücken, viele zerstreute Vorwerke, massiv gebaut, fette zahlreiche Heerden von Kühen und Schafen etc. etc. Die Vorwerke heißen: Augustenhain, Peterswalde, Carolinum, Carolinenburg, Dorotheenhof etc. etc. Wo nur eine Thür war, da glänzte auch ein Johanniterkreuz, auf jedem Dache, auf jedem Pfade war es vielfach aufgepflanzt. Als ich vor das Schloß fuhr, fand ich, von Außen, zugleich ein uraltes und nagelneues Gebäude, zehnmal angefangen, nie vollendet, heute nach dieser Idee, über das Jahr nach einer andern, hier ein Vorsprung, dort ein Einschnitt, immer nach dem Bedürfniß des Augenblicks angebaut und vergrößert. Im Hause kam mir die alte, würdige Gräfin freundlich entgegen. Der Graf war nicht zu Hause. Er war mit einigen anderen Damen nach Augustenhain gefahren. Indessen ich lernte ihn doch noch in seinem Hause kennen, noch ehe ich ihn sah. Dunkle Zimmer, schön meublirt, viel Silber, noch mehr Johanniterkreuze, Gemälde von großen Herren, Feldmarschälle, Grafen, Minister, Herzoge, er in der Mitte in Lebensgröße, mit dem Scharlachmantel, auf der Brust ein Stern, das Ordensband über den ganzen Leib, an jeder Ecke des Rahmens ein Johanniterkreuz. Wir gingen, Brokes und ich, nach Augustenhain. Ein ordentlicher Garten, halb französisch, halb englisch, schöne Lusthäuser, Orangerien, Altäne, Grabmäler von Freunden, die vornehme Herren waren, ein Tempel, dem großen Friedrich gewidmet, große, angelegte Waldungen, wieder urbar gemacht, ehemals wüste, jetzt fruchtbare Felder, viele Meiereien, Pferde, Menschen, Kühe, schöne nützliche Ställe, auf welchen aber nie das Johanniterkreuz fehlte. — Wenn man die Schnecke an ihrer Muschel erkennen kann, rief ich, so weiß ich auch, wer hier wohnt.

Ich hatte es getroffen. Ich fand Oekonomie und Liberalität, Ehrgeiz und Bedürfniß, Weisheit und Thorheit in einem Menschen vereinigt, und dieser war kein anderer, als der Graf v. Eickstedt.

Liebes Mädchen, ich werde abgerufen, und kann Dir nun nicht mehr schreiben. Lebe wohl. In Berlin finde ich einen Brief von Dir, und wenn er mir recht gefällt, recht vernünftig und ruhig ist, so erfährst Du viel Neues von mir. Adieu. H. K.

Leipzig, den 30. August 1800.

Mein liebes Minchen. Erst will ich Dir das Nothwendige, nämlich den Verlauf meiner Reise erzählen, und dann zusehen, ob mir noch zu anderen vertraulichen Gedanken Zeit übrig bleibt, woran ich aber zweifle; denn jetzt ist es 8 Uhr Abends und Morgen früh 11 Uhr geht es schon wieder fort von hier. Weil ich noch am Morgen meiner Abreise zu Struensee gehen mußte, so beschloß ich, auch meine Schwester noch einmal zu sehen. Doch höre, wie dies ablief!

Ganz wehmüthig umarmte sie mich, mit der Aeußerung, sie hätte nicht geglaubt, mich noch einmal zu sehen. Ich verstand gleich den eigentlichen Sinn dieser Rede, und gegen Dich will ich ganz ohne Rückhalt sprechen, denn wir verstehen uns. Mit Thränen in den Augen sagte sie mir, meine ganze Familie, besonders Tante Massow, sei höchst unruhig, und alle fürchteten, ich würde nie wieder nach Frankfurt zurückkehren. So sehr mich dies auch innerlich schmerzte, so blieb ich doch anfänglich äußerlich ruhig, erzählte ihr, daß ich vom Minister angestellt sei, daß ich ja Tanten mein Wort gegeben und noch nie in meinem Leben ehrlos gehandelt hätte. Aber das Alles half doch nur wenig. Sie versprach zwar, selbst ruhig zu sein und auch Tanten zu beruhigen; aber ich bin doch überzeugt, daß sie noch immer heimlich dasselbe Mistrauen in mir setzt.

Und nun urtheile selbst, Wilhelmine, welch ein abscheuliches Gerücht während meiner Abwesenheit in Frankfurt von mir ausgebreitet werden kann! Du und Ulrike, ihr seid die beiden einzigen, die mich davor retten können. Ulrike hat mir

einige vortreffliche Briefe geschrieben, von Dir hoffe ich das Beste. Auf Euch Beiden beruht mein ganzes Vertrauen. So lange ihr beide ruhig und sicher seid, wird es die Welt auch sein. Wenn ihr beide aber mir mistraut, dann freilich, dann hat die Verleumdung freien Spielraum, und meine Ruhe wäre dahin. Meine baldige Rückkehr würde zwar dies Alles wieder vernichten, meine Ehre wieder herstellen; aber ob ich zwei Menschen, die mich so tief entehrten, dann selbst noch würde ehren können, das ist es, was ich bezweifeln muß. — Aber ich fürchte das nicht. — Wenn ich nur bald einen Brief von Dir erhalten könnte, um zu erfahren, wie Du meine Erklärung, daß ich nach Wien reisen würde, aufgenommen hast. — Aber ich hoffe, gut. — Ich will Dir umständlicher die Geschichte unserer Immatriculation erzählen.

Wir gingen zu dem Magnificus Prof. Wenk, eröffneten ihm, wir wären aus der Insel Rügen, wollten kommenden Winter auf der hiesigen Universität zubringen, vorher aber noch eine Reise in's Erzgebirge machen, und wünschten daher, jetzt gleich Matrikeln zu erhalten. Er fragte nach unsern Vätern. Brokes' Vater war ein Amtmann, meiner ein invalider schwedischer Capitain. Er machte weiter keine Schwierigkeiten, las uns die akademischen Gesetze vor, gab sie uns gedruckt, streute viele weise Ermahnungen ein, überlieferte uns dann die Matrikeln und entließ uns in Gnaden. Wir gingen zu Hause, bestellten Post, wickelten unsere Schuhe und Stiefeln in die akademischen Gesetze und hoben sorgsam die Matrikeln auf.

Nimm doch eine Handkarte zur Hand, damit Du im Geist den Freund immer verfolgen kannst.

Ich breite, so oft ich ein Stündchen Ruhe habe, immer meine Postkarte vor mir aus, und reise zurück nach Frankfurt, und suche Dich auf, des Morgens an Deinem Fenster in der Hinterstube, Nachmittags an dem Fenster des unteren Saales, gegen Abend in der dunkeln Laube, und wenn es Mitternacht ist, in Deinem Lager, das ich nur einmal flüchtig gesehen habe und das daher meine Phantasie nach ihrer freiesten Willkühr sich ausmalt.

Liebes Mädchen, ich küsse Dich. — — Adieu. Ich muß zusiegeln. Ich habe auch an Tante und Ulrike geschrieben.

Dein Heinrich.

Dresden, d. 3. September 1800, früh 5 Uhr.

Gestern den 2. September spät um 10 Uhr Abends traf ich nach einer 34stündigen Reise in dieser Stadt ein.

Noch habe ich nichts von ihr gesehen, nicht sie selbst, nicht ihre Lage, nicht den Strom, der sie durchschneidet, nicht die Höhen, die sie umkränzen; und wenn ich schreibe, daß ich in Dresden bin, so glaube ich das bloß, noch weiß ich es nicht.

Und freilich — es wäre wohl der Mühe werth, sich davon zu überzeugen. Der Morgen ist schön. Lange wird mein Aufenthalt hier nicht währen. Vielleicht muß ich es morgen schon wieder verlassen. Morgen? Das schöne Dresden? Ohne es gesehen zu haben? Rasch ein Spaziergang. —

Nein — und wenn ich es nie sehen sollte! Ich könnte Dir dann vielleicht von hier gar nicht schreiben und so erfülle ich denn lieber gleich meine Pflicht.

Ich will durch diese immer wiederholten Briefe, durch diese fast ununterbrochene Unterhaltung mit Dir, durch diese nie veränderte Sorgfalt für Deine Ruhe bewirken, daß Du zuweilen, wenn das Verhältniß des Augenblicks Dich beklommen macht, wenn fremde Zweifel und fremdes Mistrauen Dich beunruhigen, mit Sicherheit, mit Zuversicht, mit tiefempfundenem Bewußtsein zu Dir selbst sagen mögest: „ja, es ist gewiß, es ist gewiß, daß er mich liebt!“

Wenn Du mir nur eine Ahndung von Zweifel hättest blicken lassen, gewiß, mir würde Deine Ruhe weniger am Herzen liegen. Aber, da Du Dich mit Deiner ganzen

offnen Seele mir anvertraut hast, so will ich jede Gelegenheit benutzen, jeden Augenblick ergreifen, um Dir zu zeigen, daß ich Dein Vertrauen auch vollkommen verdiene.

Darum ordne ich auch jetzt das Vergnügen, diese schöne Stadt zu sehen, meiner Pflicht, Dir Nachricht von mir zu geben, unter; oder eigentlich vertausche ich nur jenes Vergnügen mit einem andern, wobei mein Herz und mein Gefühl noch mehr genießt.

Mein Aufenthalt wird hier wahrscheinlich nur von sehr kurzer Dauer sein. Soeben geht die Post nach Prag ab und in 8 Tagen erst wieder. Uns bleibt also nichts übrig, als, Extra-Post zu nehmen, so bald unsere Geschäfte bei dem englischen Gesandten abgethan sind. Daher will ich Dir so kurz als möglich den Verlauf meiner Reise von Leipzig nach Dresden mittheilen.

Als wir von Leipzig abreiseten (Mittags d. 1. September) hatten wir unser gewöhnliches Schicksal, schlechtes Wetter. Wir empfanden es auf dem offnen Postwagen doppelt unangenehm. Die Gegend schön, fruchtbar, blühend, aber die Sonne war hinter einem Schleier von Regenwolken versteckt, und wenn die Könige trauern, so trauert auch das Land.

So kamen wir über immer noch ziemlich flachen Lande gegen Abend nach Grimma. Als es schon finster war, fuhren wir wieder ab. Denke Dir unser Erstaunen, als wir uns, dicht vor den Thoren dieser Stadt, plötzlich in der Mitte eines Gebirges sahen. Dicht vor uns lag eine Landschaft, ganz wie ein transparentes Stück. Wir fuhren auf einem schauerlich schönen Wege, der auf der halben Höhe eines Felsens in Stein gehauen war. Rechts der steile Felsen selbst, mit überhangendem Gebüsch, links der schroffe Abgrund, der den Lauf der Mulde beugt, jenseits des reißenden Stromes dunkelschwarze, hohe belaubte Felsen, über welche in einem ganz erheiterten Himmel der Mond heraufstieg. Um das Stück zu vollenden, lag vor uns, am Ufer der Mulde, auf einem einzelnen hohen Felsen ein zweistockhohes viereckiges Haus, dessen Fenster sämmtlich, wie absichtlich, erleuchtet waren. Wir konnten nicht erfahren, was diese seltsame Anstalt zu bedeuten habe, und fuhren immer mit hochgehobenen Augen daran vorbei, sinnend und forschend, wie man bei einem Feenschlosse vorbeigeht.

So reizend war der Eingang in eine reizende Nacht. Der Weg ging immer am Ufer der Mulde entlang, bei Felsen vorbei, die wie Nachtgestalten vom Monde erleuchtet waren. Der Himmel war durchaus heiter, der Mond voll, die Luft rein, das Ganze herrlich.

Kein Schlaf kam in der ersten Stunde auf meine Augen. Die Natur und meine brennende Pfeife hielten mich wach. Mein Auge wich nicht vom Mond. Ich dachte an Dich und suchte den Punct im Monde, auf welchem vielleicht Dein Auge ruhte, und maß in Gedanken den Winkel, den unsre Blicke im Monde machten, und träumte mich zurück auf die Linie Deines Blickes, um so Dich zu finden, bis ich Dich endlich im Traume fand.

Als ich erwachte, waren wir in Waldheim, einem Städtchen, das wieder an der Mulde liegt*). Besonders als wir es schon im Rücken hatten, und das Gebirgsstädtchen hinter uns im niedrigen Thale lag, von buschiger Höhe umlagert, gab es eine reizende Ansicht. Wir fuhren nun immer am Fuße des Erzgebirges, oder an seinem Vorgebirge entlang.

Hin und wieder blickten nackte Granitblöcke aus den Hügeln hervor. Die ganze Gebirgsart ist aber Schiefer, welcher hier, wegen seiner geblätterten Tafeln, ein noch wilderes, zerrissenéres Ansehen hat, als der Granit selbst. Die allgemeine Pflanze war die Harz-Tanne; ein schöner Baum an sich, der ein gewisses weißes Ansehn hat, der aber die Gegend, auf welcher er steht, meistens öde macht, vielleicht wegen seines

---

*) Kleist hat hier die Zschopau mit der Mulde verwechselt.

dunkeln Grünes, oder wegen des tiefen Schweigens, das in dem Schatten seines Laubes waltet. Denn es sind nur einige wenige, ganz kleine Vögelarten, die, außer Uhu und Eule, in diesem Baume nisten.

Ich ging an dem Ufer eines kleinen Waldbachs entlang. Ich lächelte über seine Eilfertigkeit, mit welcher er schwatzhaft und geschmeidig über die Steine hüpfte. Das ruht nicht eher, dachte ich, als bis es im Meere ist; und dann fängt es seinen Weg von vorn an. — Und doch — wenn es still steht, wie in dieser Pfütze, so verfault es und stinkt.

Wir finden dieses Gebirge wie alle, sehr bebaut, und bewohnt; lange Dörfer, alte Häuser 2 Stock hoch, meistens mit Ziegeln gedeckt; die Thäler grün, fruchtbar, zu Gärten gebildet; die Menschen warm und herzlich, meistens schön gestaltet, besonders die Mädchen. Das Enge der Gebirge scheint überhaupt auf das Gefühl zu wirken und man findet darin viele Gefühlsphilosophen, Menschenfreunde, Freunde der Künste, besonders der Musik. Das Weite des platten Landes hingegen wirkt mehr auf den Verstand und hier findet man die Denker und Vielwisser. Ich möchte an einem Ort gebohren sein, wo die Berge nicht zu eng, die Flächen nicht zu weit sind. Es ist mir lieb, daß hinter Deinem Hause die Laube eng und dunkel ist. Da lernt man fühlen, was man in den Hörsälen nur zu oft verlernt.

Aber überhaupt steht der Sachse auf einem höheren Grad der Cultur als unsere Landsleute. Du solltest einmal hören, mit welcher Gewandheit ein solches sächsisches Mädchen auf Fragen antwortet. Unsere (maulfaulen) Brandenburgerinnen würden Stunden brauchen, um abzuthun, was hier in Minuten abgethan wird. Auch findet man häufig, selbst in Dörfern, Lauben, Gärten, Kegelbahn 2c., so daß hier nicht bloß wie bei uns, für das Bedürfniß gesorgt ist, sondern daß man schon einen Schritt weiter gerückt ist, und auch an das Vergnügen denkt.

Mittags (d. 2.) passirten wir Nossen und zum drittenmal die Mulde, die hier eine fast noch reizendere Ansicht bildet. Das östliche Ufer ist sanft abhangend, das westliche steil, felsig und buschig. Um die Kante eines Einschnitts liegt das Städtchen Nossen, auf einem Vorsprung, dicht an der Mulde, ein altes Schloß. Rechts öffnet sich die Aussicht durch das Muldethal nach den Ruinen des Klosters Zelle.

In diesem Kloster liegen seit uralten Zeiten die Leichname aller Markgrafen von Meißen. In neuerer Zeit hat man jedem derselben ein Monument geben wollen. Man hat daher die Skelette ausgegraben und die Knochen eines Jeden möglichst genau zusammengesucht, wobei es indessen immer noch zweifelhaft bleibt, ob Jeder auch wirklich den Kopf bekommen hat, der ihm gehört.

Gegen Abend kamen wir über Wilsdruf nach den Höhen von Kesselsdorf; ein Ort, der berühmt ist, weil in seiner Nähe ein Sieg erfochten worden ist. So kann man sich Ruhm erwerben in der Welt, ohne selbst das Mindeste dazu beizutragen.

Es war schon ganz finster, als wir an der Elbhöhe herabfuhren und im Mondschein die Thürme von Dresden erblickten. Gerade jener vortheilhafte Schleier lag über die Stadt, der uns, wie Wieland sagt, mehr erwarten läßt, als versteckt ist. Man führte uns durch enge Gassen, zwischen hohen, meistens 5—6stöckigen Häusern entlang bis in die Mitte der Stadt, und sagte uns vor der Post, daß wir am Ziele unserer Reise wären. Es war ½11 Uhr. Aber da die Elbbrücke nicht weit war, so eilten wir schnell dahin, sahen rechts die Altstadt, im Dunkel, links die Neustadt, im Dunkel, im Hintergrund die hohen Elbufer, im Dunkel, kurz Alles in Dunkel gehüllt, und gingen zurück, mit dem Entschluß, wiederzukehren, sobald nur die große Lampe im Osten angesteckt sei.

— — —

Liebes Minchen. Soeben komme ich von dem engl. Ambassadeur Lord Elliot zurück, wo wir Dinge gehört haben, die uns bewegen, nicht nach Wien zu gehen,

sondern entweder nach Würzburg oder nach Straßburg. Sei ruhig, und wenn das Herzchen unruhig wird, so lies die Instruction durch, oder besieh' Deine neue Tasse von oben und unten.*)

Diese Veränderung unseres Reiseplans hat ihre Schwierigkeiten, die jedoch nicht unüberwindlich sind; besonders wegen Deiner Briefe, die ich in Wien getroffen haben würde. Doch ich werde schon noch Mittel aussinnen, und sie Dir am Ende dieses Briefes mittheilen. Uebrigens bleibt Alles beim Alten. Ich gehe nicht weiter, als an einen dieser Orte, und kehre zu der einmal bestimmten Zeit, nämlich an dem 1. November, gewiß zurück, wenn nicht vielleicht noch früher.

Denke nicht darüber nach, und halte Dich, wenn die Unmöglichkeit, mich zu sehen, Dich beunruhigt, mit blinder Zuversicht an Deinem Vertrauen zu meiner Redlichkeit, die Dich nicht täuschen wird, so wahr Gott über mich lebt.

Einst wirst Du Alles erfahren und mir mit Thränen danken.

Täglich werde ich Dir schreiben. Ich reise morgen von hier wieder ab, und werde Tag und Nacht nicht ruhen. Aber ein Stündchen werde ich doch erübrigen, Dir zu schreiben. Mehr kann ich jetzt für Deine Ruhe nicht thun, liebes, geliebtes Mädchen.

Abends um 8 Uhr.

Ich habe den übrigen Theil des heutigen Tages dazu angewendet, einige Merkwürdigkeiten von Dresden zu sehen, und will Dir, was ich sah und dachte und fühlte, mittheilen.

Dresden hat enge Straßen, meistens fünf- bis sechsstöckige Häuser, viel Leben und Thätigkeit, wenig Pracht und Geschmack. Die Elbbrücke ist ganz von Stein, aber nicht prächtig. Auf dem Zwinger (dem kurfürstlichen Garten) findet man Pracht, aber ohne Geschmack. Das kurfürstliche Schloß selbst kann man kaum finden, so alt und rußig sieht es aus.

Wir gingen in die berühmte Bildergallerie. Aber wenn man nicht genau vorbereitet ist, so gafft man so etwas an, wie Kinder eine Puppe. Eigentlich habe ich daraus nicht mehr gelernt, als daß hier viel zu lernen sei. Wir hatten den Nachmittag frei, und die Wahl, das grüne Gewölbe, Pilnitz oder Tharandt zu sehen. In der Wahl zwischen Antiquität, Kunst und Natur wählten wir das Letztere, und sind nicht unzufrieden mit unserer Wahl.

Der Weg nach Tharandt geht durch den schönen plauenschen Grund. Man fährt an der Weißritz entlang, die dem Reisenden entgegen rauscht. Mehr Abwechslung wird man selten in einem Thale finden. Die Schlucht ist bald eng, bald weit, bald steil, bald flach, bald felsig, bald grün, bald ganz roh, bald auf das Fruchtbarste bebaut. So hat man das Ende der Fahrt erreicht, ehe man es wünscht. Aber man findet doch hier noch etwas Schöneres, als man es auf diesem ganzen Wege sah.

Man steigt auf einen Felsen, nahe der Ruine einer alten Ritterburg. Es war ein unglückseliger Einfall, die herabgefallenen Steine weg zu schaffen und den Pfad dahin zu bahnen. Dadurch hat das Ganze aufgehört, eine Antiquität zu sein. Man will sich den Genuß erkaufen, wenn auch mit einem Tropfen Schweißes nur. Du bist mir noch einmal so lieb geworden, seitdem ich um Deinetwillen reise.

Aber die Natur hat zu viel gethan, um nicht vergnügt diesen Platz zu verlassen. Welch' eine Fülle von Schönheit! Wahrlich, es war ein natürlicher Einfall, sich hier ein Haus zu bauen, denn ein schönerer Platz läßt sich schwerlich denken. Mitten im engen Gebirge hat man die Aussicht in drei reizende Thäler. Wo sie sich kreuzen, steht ein Fels, auf ihm die alte Ruine. Von hier aus übersieht man das Ganze. An seinem Fuße, wie an den Felsen geklebt, hängen zerstreut die Häuser von Tharandt!

---

* Diese Tasse, ein Geschenk Kleists an seine Braut (sie wird noch in deren Familie aufbewahrt), enthält folgende Inschriften: auf dem Boden der Obertasse: „Vertrauen", auf dem der Untertasse: „und" und auf der Rückseite des Bodens der Untertasse: „Einigkeit", so daß das Ganze — eine Art von Rebus — bedeutet: „Vertrauen auf und Einigkeit unter uns!"

Wasser sieht man in jedem Thale, grüne Ufer, waldige Hügel. Aber das schönste Thal ist das südwestliche. Da schäumt die Weißritz hervor, durch schroffe Felsen, die Tannen und Birken tragen, schön gruppirt, wie Federn auf den Köpfen der Mädchen. Dicht unter der Ruine bildet sie selbst ein natürliches Bassin, und wirft das verkehrte Bild der Gegend malerisch schön zurück.

Bei der Rückfahrt sah ich Dresden in der Ferne. Es liegt, vielthürmig, von der Elbe getheilt, in einem weiten Kessel von Bergen. Der Kessel ist fast zu weit. Unzählige Mengen von Häusern liegen, so weit man sieht, umher, wie vom Himmel herabgestreut. Die Stadt selbst sieht aus, als wenn sie von den Bergen herab zusammen gekollert wäre. Wäre das Thal enger, so würde das Alles mehr concentrirt sein. Doch auch so ist es reizend.

Gute Nacht, liebes Mädchen. Es ist 10 Uhr, morgen früh muß ich Dir noch mehr schreiben, also früh aufstehen. Gute Nacht!

Den 4. September Morgens 5 Uhr.

Guten Morgen, Minchen. Ich bin gestern bei meiner Erzählung zu rasch über manchen interessanten Gegenstand hinweggegangen und ich will das heute nachholen.

In der Mitte des plauenschen Grundes krümmt sich das Thal und bildet da einen tiefen Einschnitt. Die Weißritz stützt sich gegen die Wand eines vorspringenden Felsens und will ihn gleichsam durchbohren. Aber der Felsen ist stärker, wankt nicht, und beugt ihren stürmischen Lauf.

Da hängt an dem Einschnitt des Thales, zwischen Felsen und Strom, ein Haus, eng und einfältig gebaut, wie für einen Weisen. Der hintere Felsen giebt dem Oertchen Sicherheit, Schatten winken ihm die überhängenden Zweige zu, Kühlung führt ihm die Welle der Weißritz entgegen. Höher hinauf in das Thal ist die Aussicht schauerlich, tiefer hinab in die Ebene von Dresden heiter. Die Weißritz trennt die Welt von diesem Oertchen und nur ein schmaler Steg führt in seinen Eingang. — Eng, sagte ich, wäre das Häuschen? Ja freilich, für Assembleen und Redouten. Aber für 2 Menschen und die Liebe weit genug, weit hinlänglich genug.

Ich verlor mich in meinen Träumereien. Ich sah mir das Zimmer aus, wo ich wohnen würde, ein anderes, wo Jemand Anderes wohnen würde, ein drittes, wo wir beide wohnen würden. Ich sah eine Mutter auf der Treppe sitzen, ein Kind schlummernd an ihrem Busen. Im Hintergrund kletterten Knaben an dem Felsen und sprangen von Stein zu Stein, und jauchzten laut. —

In dem reizenden Thale von Tharandt war ich unbeschreiblich bewegt. Ich wünschte recht mit Innigkeit Dich bei mir zu sehen. Solche Thäler, eng und heimlich, sind das wahre Vaterland der Liebe. Da würden wir Freuden genossen haben, höher noch als in der Gartenlaube. Und wie herrlich müßte einmal ein kurzes Leben in der idealischen Natur auf Deine Seele wirken. Denn tiefe Eindrücke macht der Anblick der erhabenen, edlen Schöpfung auf weiche, empfängliche Herzen. Die Natur würde gewiß das Gefühl und den Gedanken in Dir erwecken; ich würde ihn zu entwickeln suchen und selbst neue Gedanken und Gefühle bilden. — O, einst müssen wir einmal Beide eine schöne Gegend besuchen. Denn da erwarten uns ganz neue Freuden, die wir noch gar nicht kennen.

So erinnert mich fast jeder Gegenstand durch eine entfernte oder nahe Beziehung an Dich, mein liebes, geliebtes Mädchen. — Und wenn mein Geist sich einmal in eine wissenschaftliche Folgenreihe von Gedanken von Dir entfernt, so führt mich ein Blick auf Deinen Tabaksbeutel, der immer an dem Knopf meiner Weste hängt, oder auf Deine Handschuhe, die ich selten ausziehe, oder auf das blaue Band, das Du mir um den linken Arm gewunden hast, und das immer noch unaufgelöst, wie das Band unsrer Liebe, verknüpft ist, wieder zu Dir zurück.

Abgeschickt.	Empfangen.
Den 1. Brief aus Berlin	Zwei Briefe, nur zwei, aber zwei herrliche, die ich mehr als einmal durchgelesen habe. Wann werde ich wieder etwas von Deiner Hand sehen?
2. — — — Pasewalk	
3. — — — Berlin	
4. — — — Berlin	
5. — — — Leipzig	
und diesen aus Dresden.	

Wegen der nun folgenden Instruction will ich mich kurz fassen. Ich habe Ulriken das Nöthige hierüber geschrieben und sie gebeten, Dir ihre Briefe mitzutheilen. Mache Du es mit Deinen Briefen, wie sie es mit dem Gelde machen soll.

Schreibe gleich nach Würzburg in Franken.

Sei ruhig. Lebe wohl. Morgen schreibe ich Dir wieder, in fünf Minuten reise ich von hier ab.

Dein treuer Freund Heinrich.

(Den auf den Stationen Oederan u. s. w. stückweise abgefaßten Brief lasse ich weg, ebenso den ersten aus Würzburg.)

Würzburg, d. 13. September 1800.

Mädchen! Wie glücklich wirst Du sein! Und ich! Wie wirst Du an meinem Halse weinen, heiße innige Freudenthränen! Wie wirst Du mir mit Deiner ganzen Seele danken! — Doch still! Noch ist nichts ganz entschieden, aber — der Würfel liegt, und, wenn ich recht sehe, wenn nicht alles mich täuscht, so stehen die Augen gut. Sei ruhig. In wenigen Tagen kommt ein froher Brief an Dich, ein Brief, Wilhelmine, der — — doch ich soll ja nicht reden, und so will ich denn noch schweigen, auf diese wenigen Tage. Nur diese gewisse Nachricht will ich Dir mittheilen: ich gehe von hier nicht weiter nach Straßburg, sondern bleibe in Würzburg. Eher als Du glaubst, bin ich wieder bei Dir in Frankfurt. Küsse mich, Mädchen, denn ich verdiene es.

Laß uns thun, als ob wir nichts Interessanteres mit einander zu plaudern hätten, als fremdartige Dinge. Denn das, was mir die ganze Seele erfüllt, darf ich Dir nicht, jetzt noch nicht, mittheilen.

Also wieder etwas von dieser Stadt!

Eine der vortrefflichsten Anstalten, die je ein Mönch hervorbrachte, ist wohl das hiesige Julius-Hospital, vom Fürstbischof Julius im 16. Jahrhundert gestiftet, von dem vorletzten Fürstbischof Ludwig um mehr als das Ganze erweitert, veredelt und verbessert. Das Stammgebäude schon ist ein Haus wie ein Schloß; aber nun sind noch in ähnlicher Form Häuser hinzugebaut worden, so daß die vordere Façade 63 Fenster hat, und das Ganze ein geschlossenes Viereck bildet. Im inneren Hofe ist ein großer Brunnen angelegt, hinten befindet sich ein vortrefflicher botanischer Garten, Badehäuser, ein anatomisches Theater und ein medicinisch-chirurgisches Auditorium.

Das Ganze ist ein Product der wärmsten Menschenliebe. Jedes Gebrechen giebt, wenn es ganz arm ist, ein Recht auf unbedingte, kostfreie Aufnahme in diesem Hause. Die Wiederhergestellten und Geheilten müssen es wieder verlassen, die Unheilbaren und das graue Alter findet Nahrung, Kleidung und Obdach bis ans Ende des Lebens. Denn nur auf gänzliche Hilflosigkeit ist diese Anstalt berechnet und wer noch auf irgend eine Art sich selbst helfen kann, der findet hier keinen Platz, weil er ihn einem Unglücklicheren, Hilfsbedürftigeren nehmen würde.

Dabei ist es besonders bemerkungswürdig und lobenswerth, daß die religiöse Toleranz, die nirgends in diesem ganzen Hochstift anzutreffen ist, gerade hier in diesem Spital, wo sie so nöthig war, Platz gefunden hat, und daß jeder Unglückliche seine Zuflucht findet in dieser katholischen Anstalt, wäre es auch ein Protestant oder ein Jude.

Das Innere des Gebäudes soll sehr zweckmäßig eingerichtet sein. Ordnung wenigstens und Plan habe ich darin gefunden. Da beherbergt jedes Gebäude eine

eigene Art von Kranken, entweder die medicinische oder chirurgische, und jeder Flügel wieder ein eignes Geschlecht, die männlichen oder die weiblichen. Dann ist ein besonderes Haus für die Unheilbaren, eines für das schwache Alter, eines für die Epileptischen, eines für die Verrückten ꝛc. Der Garten steht jedem Gesitteten offen. Es wird in großen Sälen gespeiset. Eine recht geschmackvolle Kirche versammelt täglich die Frommen. Sogar die Verrückten haben da ihren vergitterten Platz.

Bei den Verrückten sahen wir manches Ekelhafte, manches Lächerliche, viel Unterrichtendes und Bemitleidenswerthes. Ein Paar Menschen lagen übereinander wie Klötze, ganz unempfindlich, und man sollte fast zweifeln, ob sie Menschen zu nennen wären. Dagegen kam uns munter und lustig ein überstudierter Professor entgegen und fing an, uns auf lateinisch zu haranguiren, und fragte so schnell und flüchtig und sprach dabei ein so richtiges, zusammenhängendes Latein, daß wir im Ernste verlegen wurden um die Antwort, wie vor einem gescheuten Manne. In einer Celle saß, schwarzgekleidet, mit einem tiefsinnigen, höchst ernsten und düstern Blick, ein Mönch. Langsam schlug er die Augen auf uns, und es schien, als ob er unser Innerstes erwog. Dann fing er an, mit einer schwachen, aber doch tönenden und das Herz zermalmenden Stimme uns vor der Freude zu warnen und an das ewige Leben und an das heilige Gebot uns zu erinnern. Wir antworteten nicht. Er sprach in großen Pausen. Zuweilen blickte er uns wehmüthig an, als ob er uns doch für verloren hielte. Er hatte sich einst auf der Kanzel in einer Predigt versprochen und glaubt von dieser Zeit an, er habe das Wort Gottes verfälscht. Von diesem gingen wir zu einem Kaufmann, der aus Verdruß und Stolz verrückt geworden war, weil sein Vater das Adelsdiplom erhalten hatte, ohne daß es auf den Sohn forterbte. Aber am Schrecklichsten war der Anblick eines Menschen, den ein unnatürliches Laster wahnsinnig gemacht hatte. Ein achtzehnjähriger Jüngling, der noch vor Kurzem blühend schön gewesen sein soll und noch Spuren davon an sich trug, jetzt mit eingesenkter Brust, kraftlos niederhangendem Haupte; eine Röthe, matt und geadert, wie eines Schwindsüchtigen, war ihm über das todtenweiße Antlitz gehaucht, kraftlos fiel ihm das Augenlied auf das sterbende, erlöschende Auge, wenige saftlose Greisenhaare deckten das frühgebleichte Haupt, trocken, durstig, lechzend hing ihm die Zunge über die blasse, eingeschrumpfte Lippe, eingewunden und eingenäht lagen ihm die Hände auf dem Rücken — er hatte nicht das Vermögen, die Zunge zur Rede zu bewegen, kaum die Kraft, den stechenden Athem zu schöpfen — nicht verrückt waren seine Gehirnsnerven, aber matt, ganz entkräftet, nicht fähig, seiner Seele zu gehorchen, sein ganzes Leben nichts als eine einzige, lähmende, ewige Ohnmacht. — O lieber tausend Tode, als ein einziges Leben wie dieses! So schrecklich rächt die Natur den Frevel gegen ihren eignen Willen! O weg mit diesem fürchterlichen Bilde!

Nicht ohne Rührung und Ehrfurcht wandelt man durch die Hallen dieses weiten Gebäudes, wenn man alle diese großen, mühsamen, kostspieligen Anstalten betrachtet, wenn man die Opfer erwägt, die sie dem Stifter und dem Unterhaltenden kosten. Die bloße Erhaltung der ganzen Anstalt beträgt jährlich 60000 fl. Damit ist zugleich eine Art von chirurgischer Pépinière verknüpft, so daß bei dem Hospital selbst die künftigen Aerzte desselben gebildet werden. Lehrer sind die praktischen Aerzte, wie Seybold, Brünningshausen ꝛc.

Aber wenn man an den Nutzen denkt, den diese Anstalt bringt, wenn man fragt, ob mit so großen Aufopferungen auf einem minder in die Augen fallenden Wege nicht noch weit mehr auszurichten sein würde, so hört man auf, diese an sich treffliche Anstalt zu bewundern, und fängt an, zu wünschen, daß das ganze Haus lieber gar nicht da sein mögte.

Weit inniger greift man in das Interesse des hülflosen Kranken ein, wenn man ihn in seinem Hause mit Heilung, Kleidung, Nahrung, oder statt der beiden letzten Dinge mit Geld unterstützt. Ihn erfreut doch der stolze Pallast und der königliche

Garten nicht, der ihn immer an seine demüthigende Lage, an die Wohlthat, die er nie abtragen kann, erinnert; aller dieser Anschein von Pracht wird schwerlich mehr, als den Kranken und sein Gefühl durch den bittren Contrast mit seinem Elend noch mehr drücken. Es liegt eine Art von Spott darin, erst ganz hülflos werden zu müssen, um königlich zu wohnen. — Eigentlich weiß ich mich nicht recht auszudrücken. Aber ich bin gewiß, daß gute, stille, leidende Menschen weit lieber im Stillen Wohlthaten annehmen, als sie hier mit prahlerischer Pub licität zu empfangen. Auch würde wirklich jedem Kranken leichter geholfen werden, als hier, wo bei dem Zusammenfluß so vieles Elendes Herz und Muth sinken. Besonders die Verrückten können in ihrer eignen Gesellschaft nie zu gesundem Verstande kommen. Dagegen würde dies gewiß bei vielen möglich sein, wenn mehrere vernünftige Leute, etwa die eigene Familie unter der Leitung eines Arztes, sich bemühten, den Unglücklichen zur Vernunft zurückzuführen. Man könnte einwerfen, daß dies Allesmehrere Kosten noch verursachen würde, aber man bedenke, daß die bloße Einrichtung dieser Anstalt Millionen kostet, und daß dies Alles dann nicht nöthig wäre. — Indessen so viel ist freilich wahr, daß die ganze Wohlthat dann nicht so viel Ansehen hätte. Daß doch immer auch Schatten sich zeigt, wo Licht ist!

d. 14. September.

Nirgends kann man den Grad der Cultur einer Stadt und überhaupt den Geist ihres herrschenden Geschmacks schneller und doch zugleich richtiger kennen lernen, als — in den Lesebibliotheken.

Höre, was ich darin fand, und ich werde Dir ferner nichts mehr über den Ton von Würzburg zu sagen brauchen.

„Wir wünschen ein paar gute Bücher zu haben". — Hier steht die Sammlung zu Befehl. — „Etwa von Wieland?" — Ich zweifle fast. — „Oder von Schiller, Göthe?" — Die mögten hier schwerlich zu finden sein. — „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?" — Das eben nicht. — „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?" — Juristen, Kaufleute und verheirathete Damen. — „Und die unverheiratheten?" — Die dürfen keine fordern. — „Und die Studenten?" — Wir haben Befehl, ihnen keine zu geben. — „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?" — Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. — „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?" — Wir dürfen nicht. — „Was stehen denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?" — Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. — „So, so." —

Nach Vergnügungen fragt man hier vergebens. Man hat hier nichts im Sinne, als die zukünftige, himmlische Glückseligkeit, und vergißt darüber die gegenwärtige, irdische. Ein elender französischer Garten, der Huttensche, heißt hier ein Recreationsort. Man ist aber hier so still und fromm, wie auf einem Kirchhofe. Nirgends findet man ein Auge, das auf eine interessante Frage eine interessante Antwort verspräche. Auch hier erinnert das Läuten der Glocken unaufhörlich an die katholische Religion, wie das Geklirr der Ketten den Gefangenen an seine Sklaverei. Mitten in einem geselligen Gespräche sinken bei dem Schall des Geläuts alle Knie, alle Häupter neigen, alle Hände falten sich; und wer auf seinen Füßen stehen bleibt, ist ein Ketzer.

den 15. September.

Meine liebe, liebste Freundin! Wie sehnt sich mein Herz nach einem paar freundlicher Worte von Deiner Hand, nach einer kurzen Nachricht von Deinem Leben, von Deiner Gesundheit, von Deiner Liebe, von Deiner Ruhe! Wie viele Tage ver-

lebten wir jetzt getrennt von einander und wie Manches wird Dir zugestoßen sein, das auch mich nahe angeht! Und warum erfahre ich nichts von Dir? Bist Du gar nicht mehr? Oder bist Du krank? Oder hast Du mich vergessen, mich, dem der Gedanke an Dich immer gegenwärtig blieb? Zürnst Du vielleicht auf den Geliebten, der sich so muthwillig von der Freundinn entfernte? Schiltst Du ihn leichtsinnig, den Reisenden, ihn, der auf dieser Reise Dein Glück mit unglaublichen Opfern erkauft und jetzt vielleicht — vielleicht schon gewonnen hat? Wirst Du mit Mißtrauen und Untreue dem lohnen, der vielleicht in Kurzem mit den Früchten seiner That zurückkehrt? Wird er Undank bei dem Mädchen finden, für deren Glück er sein Leben wagte? Wird ihm der Preis nicht werden, auf den er rechnete, ewige, innige, zärtliche Dankbarkeit? — Nein, nein, Du bist für den Undank nicht geschaffen. Ewig würde Dich die Reue quälen. Tausend Ursachen konnten verhindern, daß Briefe von Dir zu mir kamen. Ich halte mich fest an Deine Liebe. Mein Vertrauen zu Dir soll nicht wanken. Mich soll kein Anschein verführen. Dir will ich glauben und keinem Anderen. Ich selbst habe ja auch bestellt, daß alle Briefe in Baireuth liegen bleiben sollten. Andere konnten zwar einen anderen Weg über Duderstadt nehmen, indessen, ich bin ruhig. Schon vor 4 Tagen habe ich nach Baireuth geschrieben, mir die Briefe nach Würzburg zu senden — heute war noch nichts auf der hiesigen Post, aber morgen, morgen, — oder übermorgen, oder — Und was werde ich da Alles erfahren! Mit welchen Vorgefühlen werde ich das Couvert betrachten, das kleine Gefäß, das so Vieles in sich schließt! Ach Wilhelmine, in sechs Worten kann alles liegen, was ich zu meiner Ruhe bedarf. Schreibe mir: ich bin gesund, ich liebe Dich — und ich will weiter nichts mehr.

Aber auch Nachrichten von Deinen redlichen Eltern und überhaupt von Deinen Geschwistern! — Was spricht man von mir in Frankfurt? — Doch das wirst Du wohl nicht hören. Nun, es sei! Mögen sie sprechen, was sie wollen, mögen sie mich immerhin verkennen! Wenn wir Beide uns nur ganz verstehen, so kümmert mich weiter kein Urtheil, keine Meinung. Jedem will ich Mißtrauen verzeihen, nur Dir nicht; denn für Dich that ich Alles, um es Dir zu benehmen. — Verstehst Du die Inschrift der Tasse? Und befolgst Du sie? Dann erfüllst Du meinen innigsten Wunsch. Dann weißt Du, mich zu ehren.

Vielleicht erhalte ich auch den Aufsatz von Dir — oder ist er noch nicht fertig? Nun, übereile Dich nicht. Ein Frühlingssonnenstrahl reift die Orangenblüthe, aber ein Jahrhundert die Eiche. Ich möchte gern etwas Gutes, etwas Seltenes, etwas Nützliches von Dir erhalten, das ich selbst gebrauchen kann, und das Gute bedarf Zeit, es zu bilden. Das Schnellgebildete stirbt schnell dahin. Zwei Frühlingstage, und die Orangenblüthe ist verwelkt, aber die Eiche durchlebt ein Jahrtausend. Was ich von Dir empfange, soll mehr als auf zwei Augenblicke duften, ich will mich seiner erfreuen mein Leben lang.

Ja, Wilhelmine, wenn Du mir könntest die Freude machen, immer fortzuschreiten in Deiner Bildung mit Geist und Herz; wenn Du es mir gelingen lassen könntest, mir an Dir eine Gattin zu formen, wie ich sie für mich, eine Mutter, wie ich sie für meine Kinder wünsche, erleuchtet, aufgeklärt, vorurtheilslos, immer der Vernunft gehorchend, gern dem Herzen sich hingebend — dann, ja dann könntest Du mir für eine That lohnen, für eine That —

Aber das alles wären vergebliche Wünsche, wenn nicht in Dir die Anlage zu jedem Vortrefflichen vorhanden wäre. Hineinlegen kann ich nichts in Deine Seele, nur entwickeln, was die Natur hineinlegte. Auch das kann ich eigentlich nicht, kannst nur Du allein. Du selbst mußt Hand an Dir legen, Du selbst mußt Dir das Ziel stecken, ich kann nichts, als Dir den kürzesten, zweckmäßigsten Weg zeigen; und wenn ich Dir jetzt ein Ziel aufstellen werde, so geschieht es nur in der Ueberzeugung, daß

es von Dir längst anerkannt ist. Ich will nur deutlich darstellen, was vielleicht dunkel in Deiner Seele schlummert*).

Laß uns beide, liebe Wilhelmine, unsere Bestimmung ganz ins Auge fassen, um sie künftig einst ganz zu erfüllen. Dahin allein wollen wir unsere ganze Thätigkeit richten. Wir wollen alle unsere Fähigkeiten ausbilden, eben nur um diese Bestimmung zu erfüllen. Du wirst mich, ich werde Dich darin unterstützen und daher künftig in diesem Aufsatze fortfahren.

Wie ich auf die Idee des Ganzen gekommen bin, das wirst Du in der Folge leicht errathen. — Wie ich auf den Gedanken gekommen bin, Dich vor religiösen Grübeleien zu warnen, das will ich Dir hiermit sagen. Nicht weil sie etwa von Dir sehr zu befürchten wären, sondern darum, weil ich eben gerade in einer Stadt lebe, wo man über die Andacht die Thätigkeit ganz vergißt, und auch darum, weil Brokes mich umgiebt, der unaufhörlich mit der Natur im Streit ist, weil er, wie er sagt, seine ewige Bestimmung nicht herausfinden kann und daher nichts für seine irdische thut. Doch darüber in der Folge mehr.

Jetzt muß ich schließen. Ich wollte warten, bis ich doch endlich von Dir einen Brief empfangen haben würde, um dies Dir zu melden, aber vergebens. Liebe Wilhelmine! Sei ruhig! Ich bleibe Dir herzlich gut, in der festen Ueberzeugung, daß Du auch mir noch herzlich gut bist, — wenn Du noch lebst. — O neue Hoffnung! — Sei ruhig! Mache keine Anstalten wegen der Briefe. Wenn ich in 3 Tagen keinen erhalte, so schicke ich selbst einen Laufzettel zurück. Denn geschrieben hast Du gewiß. Lebe wohl.

Dein Heinrich.

Würzburg, d. 19. September 1800.

Und immer noch keine Nachrichten von Dir, meine liebe Freundin? Giebt es denn keinen Boten, der eine Zeile von Dir zu mir herübertragen könnte? Giebt es denn keine Verbindung mehr zwischen uns, keine Wege, keine Brücken? Ist denn ein Abgrund zwischen uns eingesunken, daß sich die Länder nicht mehr ihre Arme, die Landstraßen, zureichen? Bist Du denn fortgeführt von dieser Erde, daß kein Gedanken mehr herüberkommt von Dir zu mir, wie aus einer andern Welt? — Oder ist doch irgend ein Unhold des Mißtrauens zwischen uns getreten, mich loszureißen von Deinem Herzen? Und ist es ihm geglückt, wirklich geglückt? — Wilhelmine! Bin ich Dir nichts mehr werth? Achtest Du mich nicht mehr? Hast Du sie schon verdammt, diese Reise, deren Zweck Du noch nicht kennst? — Ach, ich verzeihe es Dir. Du wirst genug leiden durch Deine Reue — ich will Dich durch meinen Unwillen nicht noch unglücklicher machen. Kehre um, liebes Mädchen! Hast Du Dich aus Mißtrauen von mir losreißen wollen, so gieb es jetzt wieder auf, jetzt, wo bald eine Sonne über mich aufgehen wird. Wie würdest Du, in Kurzem, herüberblicken mit Wehmuth und Treue zu mir, von dem Du Dich losgerissen hast, gerade da er Deiner Liebe am Würdigsten war? Wie würdest Du Dich selbst herabwürdigen, wenn ich heraufstiege vor Deinen Augen, geschmückt mit den Lorbeeren meiner That? Das würdest Du nicht ertragen. — Kehre um, liebes Mädchen. Ich will Dir Alles verzeihen. Knüpfe Dich wieder an mich, thue es mit blinder Zuversicht. Noch weißt Du nicht ganz, wen Du mit Deinen Armen umstrickst — aber bald, bald! Und Dein Herz wird Dir beben, wenn Du in meines blicken wirst, das verspreche ich Dir!

Hast Du noch nie die Sonne aufgehen sehen über einer Gegend, zu welcher Du gekommen warst im Dunkel der Nacht? — Ich aber habe es. Es war vor drei Jahren im Harze. Ich erstieg um Mitternacht den Stufenberg hinter Gernerode. Da stand ich, schauernd, unter den Nachtgestalten, wie zwischen Leichensteinen, und kalt

*) Hier folgt eine Stelle, die Kleist in einem besonderen Briefe (vom 18. Dzbr.) der sich vollständig bei Bülow findet, weiter ausgeführt hat; ich lasse sie deshalb hier weg.

wehte mich die Nacht an, wie ein Geist, und öde schien mir der Berg, wie ein Kirchhof. Aber ich irrte nur, so lange die Finsterniß über mich waltete. Denn als die Sonne hinter den Bergen hinauf stieg, und ihr Licht ausgoß über die freundlichen Fluren, und ihre Strahlen senkte in die grünenden Thäler, und ihren Schimmer heftete um die Häupter der Berge, und ihre Farben malte an die Blätter der Blumen und an die Blüthen der Bäume — ja, da hob sich das Herz mir unter dem Busen, denn da sah ich, und hörte, und fühlte, und empfand nun mit allen meinen Sinnen, daß ich ein Paradies vor mir hatte. — Etwas Aehnliches verspreche ich Dir, wenn die Sonne aufgehen wird über Deinen unbegreiflichen Freund.

Zuweilen — ich weiß nicht, ob Dir je etwas Aehnliches glückte und ob Du es folglich für wahr halten kannst — aber ich höre zuweilen, wenn ich in der Dämmerung, einsam, dem wehenden Athem des Westwindes entgegen gehe, und besonders wenn ich dann die Augen schließe, ganze Concerte vollständig, mit allen Instrumenten, von der zärtlichen Flöte bis zum rauschenden Contra-Violon.

So entsinne ich mich besonders einmal als Knabe von neun Jahren, als ich gegen den Rhein und gegen den Abendwind zugleich hinaufging und so die Wellen der Luft und des Wassers zugleich mich umtönten, ein schmelzendes Adagio gehört zu haben, mit allem Zauber der Musik, mit allen melodischen Wendungen und der ganzen begleitenden Harmonie.

Es war wie die Wirkung eines Orchesters, wie ein vollständiges Vaux-hall: ja ich glaube sogar, daß Alles, was die Weisen Griechenlands von der Harmonie der Sphären dichteten, nichts Weicheres, Schöneres, Himmlischeres gewesen sei, als diese seltsame Träumerei.

Und dieses Concert kann ich mir, ohne Capelle, wiederholen, so oft ich will — aber sobald ein Gedanke daran sich regt, gleich ist alles fort, wie weggezaubert durch das magische: disparu! — Melodie, Harmonie, Klang, kurz die ganze Sphärenmusik.

So stehe ich nun auch zuweilen an meinem Fenster, wenn die Dämmerung in die Straße fällt, und öffne das Glas und die Brust dem einströmenden Abendhauche und schließe die Augen, und lasse seinen Athem durch meine Haare spielen, und denke nichts und spreche: — „O wenn Du mir doch einen Laut von ihr herüberführen könntest, wehender Bote der Liebe! Wenn Du mir doch auf diese zwei Fragen: Lebt sie? Liebt sie? (mich) ein leises ja zuflüstern könntest!“ Das denke ich — und fort ist das ganze tönende Orchester, nichts läßt sich hören als das Klingeln der Betglocke von den Thürmen der Cathedrale.

Morgen, denke ich dann, morgen wird ein treuerer Bote kommen, als Du bist! Hat er gleich keine Flügel, um schnell zu sein, wie Du, so trägt er doch auf dem gelben Rocke den doppelten Adler des Kaisers, der ihn treu und pünktlich und sicher macht.

Aber der Morgen kommt zwar, doch mit ihm niemand, weder der Bote der Liebe noch der Postknecht des Kaisers.

Gute Nacht! Morgen ein Mehreres! Dir will ich schreiben und nicht eher aufhören, als bis Du mir wenigstens schreibst, Du wolltest meine Briefe nicht lesen.

Es ist zwölf Uhr Nachts. Künftig will ich Dir sagen, warum ich so spät geschrieben habe. Gute Nacht, geliebtes Mädchen!

Den 20. September.

Wenn ich nur wüßte, ob alle meine Briefe pünktlich in Deine und keines andern Menschen Hände gekommen sind, und ob auch dieser in die Deinigen kommen wird, ohne vorher von irgend einem Neugierigen erbrochen worden zu sein, so könnte ich Dir schon Manches mittheilen, was Dir zwar eben noch keinen Aufschluß, aber doch Stoff zu richtigen Vermuthungen geben würde. Immer, bei jedem Briefe, ist es mir, als ob ich ein Vorgefühl hätte, er werde umsonst geschrieben, er gehe verloren, ein anderer erbreche ihn, und dergleichen; denn kann es nicht meinen Briefen gehen wie den Deinigen?

Und wie würdest Du dann zürnen über den Nachlässigen, Ungetreuen, der die Geliebte vergaß, so bald er aus ihren Mauern war, unwissend, daß er in jeder Stadt, an jedem Ort an Dich dachte, ja, daß seine ganze Reise nichts war, als ein langer Gedanke an Dich? — Aber wenn ich denke, daß dieses Papier, auf das ich jetzt schreibe, das unter meinen Händen, vor meinen Augen liegt, einst in Deinen Händen, vor Deinen Augen sein wird, dann — küsse ich es heimlich, damit es Brokes nicht sieht, — und küsse es wieder, das liebe Papier, das Du vielleicht auch an Deine Lippen drücken wirst, — und bilde mir ein, es wären wirklich Deine Lippen. — Denn, wenn ich die Augen zumache, so kann ich mir einbilden, was ich will.

Ich will Dir etwas von meinem hiesigen Leben schreiben, und wenn Du etwas daraus errathen solltest, so sei es! — Denn ich schicke diesen Brief nicht eher ab, als bis ich die Nachricht von Dir empfangen habe und folglich beurtheilen kann, ob Du diese Vertraulichkeit werth bist, oder nicht!

Zuerst muß ich Dir sagen, daß ich nicht während dieser ganzen Zeit in dem Gasthof gewohnt habe, der mich bei meiner Ankunft empfing. Sobald ich sicher war, nicht nach Straßburg reisen zu dürfen, so sah ich voraus, daß ich mich nun hier wohl einige Wochen würde aufhalten müssen, und miethete mir daher mit Brokes ein eignes Quartier, um dem theuren Gasthofe zu entgehen.

Denn ob ich gleich im Ganzen die Kosten dieser Reise nicht gescheut habe, ja selbst zehnmal so viel und noch mehr ihrem Zwecke aufgeopfert haben würde, so suchen wir doch im Einzelnen unsere Absicht so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Indessen, ob wir gleich beide die Absicht haben, zu sparen, so verstehen wir es doch eigentlich nicht, weder Brokes, noch ich. Dazu gehört ein ewiges Abwiegen des Vortheils, eine ewige Aufmerksamkeit auf das geprägte Metall, die jungen Leuten mit warmem Blute meistens fehlt; besonders wenn sie auf Reisen das große Gepräge der Natur vor sich sehen. Indessen jede Kleinigkeit, zu sehr verachtet, rächt sich, und daher bin ich doch fest entschlossen, mich an eine größere Aufmerksamkeit auf das Geld zu gewöhnen. Recht herzlich lieb ist es mir, an Dir ein ordnungsliebendes Mädchen gefunden zu haben, das auch diese kleine Aufmerksamkeit nicht scheut. Wir beide wollen uns darin theilen. Rechnungen sind doch in einer größeren Oekonomie nothwendig. Im Großen muß sie der Mann führen, im Kleinen die Frau. Ordnung ist nicht ihr einziger Nutzen. Wenn man sich täglich die Summe seines wachsenden Glückes zieht, so mehrt sich die Lust, es zu machen, und am Ende mehrt sich das Glück wirklich. Ich bin überzeugt, daß Mancher Tausende zurücklegte, weil ihm die Berechnung des ersten zurückgelegten Thalers, den er nicht brauchte, und der ihm neue wuchern soll, Freude machte.

Lebewohl und freue Dich auf den nächsten Brief! Denn, wenn nicht Alles mich täuscht, so — H. K.

Mit diesem Briefe und den beiden „Würzburg vom 10. und 11. Octb." (die ich hier nicht wiedergebe, weil sie bei Bülow schon abgedruckt sind,) schließt die erste Gruppe der Kleist'schen Briefe, die, wie man sieht, sich wesentlich auf die geheimnißvolle Reise nach Würzburg bezieht. Mit Genehmigung der verehrlichen Redaction werde ich später auch aus der zweiten Gruppe noch mehreres Interessante, was bei Bülow fehlt, mittheilen, insbesondere die letzten, auf den Abbruch des Verhältnisses zu seiner Braut bezüglichen, für die damalige Stimmung des Dichters besonders bedeutungsvollen Briefe.

Am Aschenkrug.

Von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i/B. —

Des frühen Morgens Schatten fallen westwärts:
Ein Zinnengiebel, grau emporgestuft,
Und alter Flankenthürmchen runder Ausbau;
So liegt des Schlosses Umriß auf dem Grün
Des thauigen Grases, dran die Perlen zittern.
Mit hohen Wipfeln schließt der Park umher
Des Rasens Lichtung; aus dem Maienlaub
Schaut da und dort ein steingehauen Bildwerk:
Dianas Antlitz, strenger Schönheit voll,
Genüber, halb entgürtet, Venus' Liebreiz,
Zu Füßen ihr ein mißgestalter Zwerg.
Auf rißigem Postament ein Aschenkrug,
Die Inschrift d'rauf bewahrt ihr Angedenken
Zu sorglich und bedeckt's mit moosigen Flechten.
Die Liebe setzte zum Gedächtnißmal
Den Urnenstein und beugte klagevoll
Ihr stummes Abbild drauf, ein trauernd Weib.
Doch fiel das Herz in Staub auch, das in Wahrheit
Dem Tod noch Leben gab; vergessen, blieb
Sein kaltes Steinmal, schweigsam, eine Sphinx,
Kaum von der Neugier noch umsonst befragt,
Denn neues Leben drängt und blüht und klagt.

Es drängt so rastlos und vergißt so schnell.
Es hat am eignen Sein, an Glück und Gram
Genug zu tragen, oft zu viel. Was weiß
Das grüne Frühlingsblatt vom braunen Herbstlaub,

Das vor ihm war und überlebt zerstob?
Ob ihm und jedem Trieb des Lebens thront
Ein Riesengötterweib, allüberall
Und doch unnahbar. Mit der Herbigkeit
Diana's eint ihr Antlitz Venus' Liebreiz.
Ein Weib, nach buntem Aufputz lüstern, setzt
Sie frischen Kranz stets auf den Sonnenscheitel
Und stets den welken wirft sie in den Staub;
Ob schmerzlos er vergeht, ob er in Qual
Sich vor dem Ende sträubt, sie kümmert's nicht,
Die ewig Prangende. Sie ist das Heut',
Die stäte Gegenwart, das volle Leben.
Vergangenes hat kein Recht an sie, es war,
Niemals auf's Neu zu sein, verbraucht. Sie haßt
Das Angedenken des Gewesenen
Und überwuchert hastig sein Gedächtniß.
Im Aschenkrug und in der Menschenbrust.

So treibt Natur, die große Siegbekränzte
Zahllose Schaaren ihres Heergefolgs
Auch hier zum neuen Kampf für ihren Glanz.
Von tausend Waffen blitzen Feld und Hain,
Es wogt der grünen Halme Speergedräng',
Und leuchtend wallt der Führer Helmbuschzier.
Die blaue Luft durchflattert bunter Troß
Beflügelt farbenprächtiger Reiterei,
Auf Sonnenstrahlen gaukelnd. Summend rinnt
Von Blatt zu Blatt des großen Sieges Losung,
Der Waldquell rauscht sie fort im Silberfall,
Und Vogelkehlen schmettern die Fanfaren.

Rund um das alte Schloß entbrennt der Kampf,
Das einem grauen festen Bollwerk gleich
Dem Blüthenschlachtgewog zu trotzen scheint.
Doch ist's nur Schein, und trotzig greisenhaft
Blickt nur das narbige Steingefug empor;
Sein Inneres birgt Verrath. Die Sonne schnellt
Ihr Goldgeschoß ihm bis in's tiefste Mark
Und scheucht im Winkel selbst aus Flur und Saal
Das Dunkel und den Altersfrost. Es gleißt
Im freudigen Morgenlicht das Schaugepräng'
Vergangner Zeiten, erzbeschlagene Truh'n,
Der Pfeiler Marmorstuck, der Wände Prunk,
Von braunem Sims Cristall- und Goldgeleucht,
Manch Wunderwerk verschollenen Künstlerruhms.
Darüber schaut der Ahnherrn lange Kette
In's Leben dieses Tags; im Anfang noch

Umschient, behelmt, dann schließt das spanische Hofkleid
An das gepuderte Perrückenhaupt,
Zuletzt der Zopf mit weißem Steifgelock
Am Schläfenrand. Auf den Gesichtern spielt
Der Sonnenstrahl, wie auf dem Wappenschild
Aus falbem Sandstein über dem Portal.
Durch offne Fenster zieht der junge Duft
Des Maientags als Siegesherold ein.

Doch böte Widerstand die alte Burg
Dem schönen Feinde noch, besäß' er nicht
In ihrem Innern selbst Verbündete.
Zwei Augen sind es gleich dem Blick des Aethers,
Ein Lockenscheitel gleich dem Sonnengold;
Darunter öffnet eine kleine Hand
Dem Feinde jetzt der grauen Veste Thor.
Sie thut's in Wirklichkeit, sie thut's noch mehr
Als liebliches Symbol. Der Morgen grüßt
In dunkler Wimpern wunderlichten Aufschlag,
Und zwischen ihnen zieht ins offne Thor
Der Sieger ein.
So tritt das Kind hinaus,
Des Frühlings kleine, mächtige Hülfsgenossin.
Von droben bückt ein Kopf, der Ahnherrn Zug
Im kräftigen Antlitz, sich herab und fragt:
Wohin, so früh schon? Nickend schaut sie auf:
Dahin, wo's schön ist! — Nicht zu weit, Beatrix! —
Sie schüttelt rasch die Stirn, er sieht ihr nach,
Sein Blick spricht freudenhell: Sie ist der Lenz,
Vor dem das alte Schloß vergeblich trotzt.

Nun geht sie drüben auf dem breiten Kiesweg
Des Parks, ihr kleiner Schatten neben ihr.
Vielleicht zum achten Mal begrüßt sie so
Des Sommers Rückkehr, doch ihr Auge sagt,
Die Welt erscheint mit jedem Tagbeginn
Ihr neuer Wunder voll. Mitunter nickt
Ihr Blumenangesichtchen einem andern
Befreundet zu, doch ist ein stiller Ernst
Dem Gruß gesellt, der ein gewichtiges Ziel
Und Eile kündet. Unter's Laubgezweig
Taucht jetzt ihr grün Gewand, ein Weilchen ruht
Ihr Blick auf dem geschürzten Kleid Dianas
Und mißt den Köcher und des Bogens Spannkraft,
Dann geht sie weiter. Venus hebt sich nun
Von schattiger Hinterwand, doch überstreift
Sie kaum des Mädchens flüchtiges Auge, senkt

Gleichgültig sich von ihr zur Mißgestalt
Des Zwergs hinab, nach dessen struppigem Kopf
Vertraulich sich das Kinderhändchen streckt.
Ein alter Spielgenoß, sie kennt ihn gut
Und fürchtet nicht sein breites Mundgesperr,
Das oft schon auf ihr Fragen Antwort gab.
Heut aber, trotz der Freundschaft, ist auch er
Nicht ihres Suchens Ziel; nun taucht dies auf,
Der Aschenkrug auf moosigem Postament,
Und hastiger eilt ihr Fuß drauf zu. Noch nie
Verlockte sie der alte Stein, so oft
Sie ihn von Weitem sah. Doch hat zur Nacht,
So deutlich, daß es jetzt noch vor ihr steht,
Die Frau, die klagend an der Urne lehnt,
Die Stirn gewandt, und hat ihr zugenickt,
Als sei's ein lebend Weib, die Augen groß
Und stumm und thränenschwer. Nun hält sie an
Und sieht, es war nur Traum. Die Steinfigur
Steht unbewegt im dunklen Rund des Hains;
Doch faßt's die Schauende zum ersten Mal,
Mit Neugier nicht, mit wunderlichem Drang:
Warum sie dort so steht? — Sie blickt halb scheu,
Dann klettert sie empor, so hoch sie's kann,
Und sucht des Denkmals übernarbte Schrift
Sich zu enträthseln; doch umsonst, wie dicht
Ihr Blick sich auch hinanhebt. Plötzlich nun
Fährt sie zurück — sie weiß es kaum, warum —
Die Wange hat den kalten Stein gestreift,
Und durch die Wipfel über ihr zugleich
Ging dumpf ein Rauschen, und ein Rascheln zog
Im dürren Laub des Vorjahrs unter ihr.
Ein Schauer fällt vom schattenkühlen Grund
Ihr auf den Rücken, seltsam überrieselnd,
Und hastig läuft sie fort.

Wohin? es sucht
Ihr Aug' umher. Nach Licht und Sonnenwärme!
Von drüben durch die dunklen Stämme glänzt
Ein vollbestrahlter Hang; sie fliegt hinan
Und kauert sich in's grüne Halmgewog.
Die Gräserspitzen nicken um sie her,
Dran klimmen winzige Käfer auf und ab;
Sie schaut danach und streckt die Hand und pflückt
Lichtnelken rings um ihren sonnigen Sitz,
Und windet sie zum Kranze. Höher steigt
Der Tag empor, ein leiser Windhauch spielt
Ihr Blondgelock zu seidenen Fäden auf,

Fernher von einem Dorfthurm tönt Geläut.
Allmälig weniger emsig flicht die Hand,
Dann ruht sie ganz. Die Stirn legt sich zurück,
Und unbeweglich schaut der Augen Blau
In's Blau des Aethers auf. Ein weiß Gewölk
Blitzt dran wie Schnee, und wie von blühendem Baum
Ein duftiger Schwall, fällt aus dem Glanzgebild
Ein Sehnen nieder in das Kinderherz.
Wonach, sie weiß es nicht, denn ohne Wort
Und ohne Denken ist's, unsagbar schön.
Es schwimmt da droben mit der Wolke fort
Und bleibt auch, wie die Lider sonnenmüd
Sich langsam schließen. Aus dem Blüthenmeer
Des Berghangs, einem Maientraume gleich
Herüber flattert blaue Falterschwinge
Und gaukelt sorglos um das goldne Haar.

Schon manch Jahrhundert sah das graue Schloß
Der Dinge Wechsel. Alles kam und ging,
Ward alt und wieder jung und blieb sich gleich.
Der grüne Park warf stets sein braunes Laub
Im Sturm herab, und weiße Flocke stob,
Und dunkles Haar bedeckte sich mit Reif.
Rastlos im Kreis des Windeswechsels lief
Die Wetterfahne rund und sah den Kreislauf
Des Lebens unter sich. So sieht sie's fort.
Die Monde fliehn und machen Neues alt,
Die Jahre gehn und machen Altes neu.
Am Werkstuhl sitzt die große Weberin
Und wirkt mit emsiger Hand ihr ewiges Brautkleid
Aus Blumenkelchen und aus Herzensschlägen.
Die schneeige Wolke kehrt mit jedem Mai
Und blitzt im Aetherlicht und leuchtet ihr
Verschwiegenes Geheimniß in das Blau
Der Augen nieder. Mälig weiter fällt
Im Morgenglanz der feine Schattenriß
Des goldumflossenen Scheitels auf den Kiesweg,
Jetzt eines Kindes noch, und schon nicht mehr —
Am Boden schwebt ein jungfräuliches Bild
Und streift der grünen Halme Perlenthau.

Da steht die Sonne voll im Mittag, schön
Und sommerfreudig. In der weichen Luft
Kein Ton, und kaum bewegt ein Schatten sich
Am Saumrand des Gewand's der jungen Frau,
Die auf den früh vertrauten Wegen schreitet.

An ihrer Seite schlank und stattlich geht,
Um ein Jahrzehnt wohl ihr vorauf, ein Mann
Von schlichter Art, mit jugendlichem Ernst
Im stillen Augenpaar; doch spielt ein Lächeln
Mitunter um den feingeschnittenen Mund,
Das sonnenhaft sein Antlitz überhellt.
Dann redet dieses stumm: Das junge Weib,
Das ihm vermählt, ist seines Herzens Glück,
Doch seines Geistes Kind noch. Liebreich schmiegt
Um ihren zarten Nacken er den Arm
Und spricht, Gedanken tiefen Sinn's, an Werth
Und Schönheit reich. Ihr Auge blickt umher,
Zuweilen fällt sie scherzend ihm in's Wort
Und hascht am Wegrand blühendes Gezweig
Und schnellt den Duft ihm neckisch in's Gesicht.
Nun rasten sie im Moos; im Aetherblau
Steht weiße Wolke hoch ob ihrem Haupt
Wie Blüthenschnee. Sie deutet auf: Als Kind
Hing oft mein Blick an ihr, mir war's, sie trug
Mein Wünschen mit sich in das Land des Glücks.
Da kommt sie wieder — komm und nimm uns mit! —
Wohin, Beatrix? — In das Land des Glücks! —
Das feine Lächeln spielt um seinen Mund,
Der nochmals fragt: Wo liegt das Land, Beatrix,
Das schöner ist, als dies? — Sie lacht ihn an:
Wenn ich es wüßte, zögen wir dahin,
Die Welt ist groß, ich möcht' es mit Dir suchen. —
Er schaut ihr ruhigen Blicks in's Angesicht:
Die Welt ist groß, doch klein das Land des Glücks;
Vielleicht kämst Du hindurch und wüßtest's nicht,
Und wenn Du umsäh'st, läg' es hinter Dir. —
Nun schmollt die rothe Lippe halb: Ich bin
Kein thöricht Kind, das noch die Schule braucht,
Und weiß — Er schlingt um sie den Arm: So sei
Du meine Lehrerin! Sie sträubt sich leicht,
Doch zieht er fest ihr Köpfchen an die Brust,
Und zwischen ihren dunklen Wimpern küßt
Sein Mund der weißen Wolke Wiederbild.

Ein trüber Tag nun an des Herbstes Ausgang.
Um feuchte Mauern wirbelt dürres Laub,
Im Parke seufzt das schwankende Geäst,
Von Nebeln überjagt: mißtönig schreit
Der Pfau im Schloßhof.
Auf dem grünen Thurm
Dumpf knarrend läuft die Wetterfahne rund.

Im Kreislauf unter ihrem Schwirren stockt
Nach winterlichem Brauch der Lebenssaft
In Blatt und Halm, und stockend hielt mit ihm
Vor seinem Herbst ein junger Herzschlag an.
Warum? Die Frage klingt vergebens, Nichts
Giebt Antwort drauf. Den Andern kehrt der Lenz
Und schimmernd grünt der Wald, der Kelch wird blühn,
Dies Herz nicht mehr; es war, um nie zu sein.
Den frühen Schnee auf diesem Angesicht
Thaut keine süße Frühlingssonne fort.
Die ernsten Augen schlafen, lidbedeckt,
Kein Morgen weckt sie auf. Es schweigt der Mund;
Der Lippen feines Lächeln und die Schönheit
Des Geistes losch dahin. Verstummt und kalt
Blieb nur im grauen Licht der Hülle Bild
Und harrt der Erde, seinen bleichen Trug
Darin zu enden.
Vor dem Sterbebett
Steht eine junge Frau, im Lenz vermählt,
Im Herbst verwittwet. Auf dem Todten haftet
Ihr Blick, ungläubig noch, sie faßt es nicht.
Gleich Einem steht sie, dem ein Wetterstrahl
Am Aug' herabfuhr, der betäubt nicht weiß,
Ob selbst der Blitz ihn traf. Sie bückt sich vor
Und faßt die eisesstarre Hand und läßt,
Von Grauen mehr als Schmerz durchzuckt, sie fallen.
Die Hoffnung eines jungen Lebens regt
Sich neuen Herzschlag's, in ihr; sorglich strebt
Die Hand der Vorsicht von dem Schreckbild sie
Zurückzuziehn. Sie zaudert, weint und geht.

Falb, gleich entlaubtem Walde, liegt die Großstadt.
Im Lenz und Herbst deckt gleiches Blätterwerk
Ihr graues Stammgeflecht; das Blau der Luft
Und weiße Wolken ruhn auch über ihr,
Doch selten nur; des Himmels Nebel braucht
Nicht drüber hinzuziehn, sie zeugt ihn selbst
Aus Dunst und Schlotrauch.

Doch erstarrt das Leben
Hier nicht im Winter unter Reif und Schnee,
Es wacht lebendiger auf. Ameisengleich
Durchwimmelt es den tausendfältigen Gang
Des weiten Bau's; die Zeit des Jahrs, des Tags
Uebt keine Wirkung d'rauf, die Nacht wird Tag,
Das Gaslicht Sonne. Mit dem Wandelschritt

Der wechselnden Natur im Widerstreit,
Erzwingt die Menschheit eine Welt für ihr
Gelüst durch eigne Kunst.

Im Kreislauf dreht
Sich diese Welt um andere Sonne noch,
Die einzig alles Glanzes Ausfluß ist
Und die Planetenschaar im Sternenlicht
Aufstrahlen läßt. Ein schillernd weites Rund
Der Hoffart drängt zum Hof sich um sie her,
Den Staffelbänken einer Rennbahn gleich.
Im letzten Bogenkreis Hofjuwelier,
Hoffabricant, Hofschneider, Hofbankier,
Sternschnuppen sind sie nur. Zu dichtem Schwarm
Von Asteroiden schließen sich daran
Hofprediger, Hofphilosoph, Hofrath,
Hofärzte, Maler, Künstler, Hofpoeten.
Dann folgt in bunter Wechselpracht des Lichts
Die Sternwelt erster Größe, das System
Des Hoflakaienthums, und näher nur
Der Sonne noch, als doppelter Merkur,
Vielleicht der Hofnarr und der Hofbarbier.
Doch durstiger Athemzug nach Hofluft ringt
Aus Aller Brust, und Hofgunst ist das Ziel
Und Inhalt ihres Seins.

Nun rollt's und rauscht's
Am Nachtbeginn zum Glückesüberschwang,
Zum Hoffest. Kerzen und Juwelenglanz
Verwirrt das Auge, Horn- und Geigenklang
Betäubt das Ohr; bestrickt ist jeder Sinn.
Von Reichthum, hohen Namen, Prunk und Schönheit
Ein dicht Gewirr; die siegbewußte Stirn
Hebt sich empor, es mißt sich stolzer Blick,
Im Takte dreht sich Lust, Triumph und Neid.
Doch heut ist Eine Festeskönigin,
Und unbestritten flammt ihr Diadem.
Der Allmachtssonne Gnadenlächeln hat
Auf ihr geruht, die Schönste sie benannt,
Und Alles beugt sich ihr. Ein junges Weib
In seines Zauberreizes Anfang noch
Und doch — wer glaubt es — bald ein halb Jahrzehnt
Verwittwet schon. Im goldnen Haargelock
Ein weißer Blumenkelch, wie Sommerwolke
Durch Sonnenstrahlen zieht. Sie muß bewußt
Sich ihrer Herrschaft sein, doch scheint sie's nicht;
Ein Hofgefolg von Huldigung umdrängt

Gleich einem Schwarm von bunten Faltern sie
Und wechselt. Einer nur verläßt sie nie,
Ein schöner Mann, voll artiger Höflichkeit;
Das Sonnenabbild eines Sternes blitzt
Auf seinem Galakleid, wie der Esprit
Auf seiner Zunge. Durchlaucht, spricht der Mund
Der Grüßenden ihn an, man hört's und sieht's,
Er ist ein Fürst in dem Planetenkreis.
Er aber redet, lächelt, tanzt mit ihr,
Mit ihr allein. Wohin ihr Auge fällt
Begegnet es des Neides stummem Blick.
Im Wirbel streift sein Lippenhauch ihr Ohr:
Ein Blüthenkelch aus ihrem Busenstrauß
Sei mehr als Fürstenrang — ein Rausch umglüht
Ihr heiß die Stirn, aus seinen Lidern flammt
Ein Strahl in ihrer Wimpern dunklen Kranz.
Sie löst die Blumenknospe von der Brust
Und reicht sie ihm.

Dann schwand die Mitternacht
Um manche Stunde schon, vom Hoffest kehrt
Die schöne Siegerin der Nacht zurück.
Der Wagen hält, die Stufen rauscht hinan
Ihr mondlichtglimmerndes Gewand. Im Flur
Entgegen tritt, mit Sorgniß im Gesicht,
Ihr eine greise Dienerin und sagt:
Gottlob, daß Sie zurück sind, gnädige Frau,
Beatrix liegt seit Stunden fieberheiß
Und redet irr. — So bleib' an ihrem Bett
Und gieb ihr kühlen Trunk, dann schläft sie wohl. —
Die junge Mutter rauscht vorbei, sie wirft
Sich im Salon auf weiche Ruhestatt —
Macht Licht! Ein Diener zündet an und geht.
Auch ihre Schläfen fiebern, um sie wallt
Gleich einem Schneegewölk das Festgewand,
Und rothe Rosengluth steigt drüber auf.
Ihr Auge schaut hinaus, doch sieht es nichts
Von dem, was um sie ist; es schweift zurück
In Kerzenglanz und staunendes Gewirr
Und leuchtet auf, als läg' das Land des Glücks
Vor seinem Blick. Bewußtlos spielt die Hand
Mit welken Blumen an der Brust. Nun hebt
Sie sich vom Sitz und tritt zum Tisch und nimmt
Ein rosenfarbenes Blatt und schreibt drauf: Ja. —

Des Sommerabends Schatten fallen ostwärts:
Der Zinnengiebel, grau emporgestuft,
Der alten Flankenthürmchen runder Ausbau;
So liegt des Schlosses Umriß auf dem Grün
Der Rasenlichtung, die der Park umschließt.
Die Hochzeitsjubellieder der Natur
Im Walde sind verstummt, und schweigend stehn
Die dunklen Wipfel; aus der Weite nur
Tönt klagend ab und zu Rohrdommelruf.

Doch herrscht in Schloß und Hof geschäftige Hast,
Geöffnet stehn die Truhn, vom Sims herab
Gestiegen harrt das flimmernde Geleucht
Der Erbpokale von Cristall und Erz;
Schneeweißem Wölkchen ähnlich huscht der Koch
Bald hier, bald dort; der Pfau schlägt stolzes Rad
Mit buntgestirntem Schweif. Vorabend ist's
Der Hochzeitsfeier eines Menschenpaars,
Dem die Natur nicht Zeit und Stunde setzt,
In seinem Liebesbündniß zu erblühn.
Das alte Wappenschild blickt stolzer auf,
Denn einer Fürstenkrone Glanz und Rang
Vermählt sich ihm.
Im Abendsonnenlicht
Des Parkes geht ein junges Weib, die Braut.
Sie schreitet auf den früh vertrauten Wegen,
Allein, ihr Schatten nur giebt ihr Geleit,
Langfallend. Schweigsam haftet drauf ihr Blick,
Wie er den Rand der grünen Halme streift,
Und ein Gedächtniß nickt aus ihm herauf:
So that er's auch im frühen Morgenglanz,
Erst klein, dann, mälig wachsend, groß wie heut,
Nur nach der andern Seite fiel sein Bild.

Sie schreitet weiter, und der Schatten nickt —
Was redet er? Was will sein stummer Mund?
Sie muß ihm lauschen, doch ihr Ohr vernimmt
Nicht Laut, noch Klang von ihm. Ihr Herz nur klopft —
Sie kennt's — zum erstenmale wieder pocht's
Mit diesem Schlag seit ungemessener Zeit.
So grad' auch schlug es einst hier, ohne Wort
Und ohne Denken, doch unsagbar schön —
Nur schlägt es heut unsagbar weh zugleich.
Ein Sehnen ist's — sie weiß es nicht wonach.

Da plötzlich steht sie, halb betäubt, und starrt.
Sie ist allein — doch ist's ihr Schatten nicht,

Zwei sind's, ein andrer noch fällt neben ihn.
Ein geisterhafter Umriß, hoch und ernst,
Doch seltsam regt er sich und hebt den Arm
Um seines Zwillings regungslosen Nacken,
Und Sprache hat er, und er spricht: Beatrix —

Sie bebt zusammen, und ein Ruf des Schreck's
Irrt von den Lippen ihr: Wo ist das Kind?
Beatrix! — Angstvoll läuft ihr Blick umher —
Für morgen mit den Dienerinnen hat
Sie Hochzeitskleid und Schmuck gerüstet und
Seit manchen Stunden nicht das Kind gesehn.
Und doch, ihr kommt's — sie sah's, gedankenlos.
Es lief allein zum Park. Im Ohre klingt's
Der Mutter auf, es sprach am Tag zuvor
Von schönen Blumen, die vom Weiherrand
Des dunklen Hain's wie Schnee geglänzt.

Das Herz
In ihrer Brust stockt jäh. — Sein Kind — das Einzige,
Was von ihm blieb! Es starb durch ihre Schuld!
Er rief nach ihm, weil seine Mutter es
Vergaß — nicht heut allein — o lang schon, lang!
Nun ist es todt —
Wie Wahnsinn packt's ihr Hirn;
Kein Zweifel bleibt ihr, weißlich tief vom Grund
Des Wassers schimmert ihr ein still Gesicht,
Sie sieht es vor sich rings im Blättergrün,
Das Händchen fest um eine Blume noch
Geschlossen, und sie krampft in's Goldgelock
Die eigne Hand und stürzt gradaus. — Beatrix!

Kein Antwortlaut als nur des Echo's Rundlauf.
Mit Pfeil und Bogen steht am Wegesrand
Diana, hoch geschürzt, genüber ihr
Hält Venus, halb entgürtet, ihr Gewand.
Sie schauen götterruhvoll, schweigsam-kalt
Auf das lebendige Weib, das marterroll
Vorüberstöhnt. — Beatrix! —
Näher blinkt
Des schilfumwachsenen Weihers matter Spiegel —
Sie ruft noch einmal, doch sie kann nicht mehr,
Die Brust versagt, und taumelnd bricht das Knie.
Da plötzlich tönt's, rechtsher — sie stockt und starrt —
Ist's Trug der Sinne? — Nochmals tönt es hell
Vom alten Urnenstein im Schattenrund:
Mama! — Ein Kleidchen schimmert farbig auf

Und blondes Haar, und freudig halb, halb scheu
Steht nun die Kleine vor ihr, winkt und sagt:
Ich wollte zu den schönen Blumen gehn,
Da sah die Frau dort mit dem Steinkrug mir
So freundlich in's Gesicht. Sie ist so traurig
Und hat die Augen voller Thränen, drum
Blieb ich hier bei ihr. Warum weint sie denn?
Weißt du's Mama?
Ein Schrei, unnennbar, ringt
Sich aus der jungen Mutter Brust. Sie schlägt
Die Arme um ihr Kind und rafft es auf
Und läuft mit ihm wie ein verfolgtes Wild
Quer durch den dunklen Hain, dem Lichte zu.
Dort sinkt auf's Moos sie, kraftverlassen, doch
Ihr ist's, als hab' in dieser Stunde sie
Zum erstenmal ihr Kind — zum erstenmal.
Umklammert hält sie's noch, verwundert blickt
Die Kleine zu ihr auf und fragt: Warum
Weinst Du denn auch jetzt? Weißt Du wohl, Mama,
So siehst Du grad' aus wie die Frau, die dort
Am Steinkrug steht.
Da fällt ein Schauer, kalt
Und heiß zugleich, herab und überrinnt
Des jungen Weibes Rücken. Zitternd raunt
Ihr Mund dem Kind ein unverständlich Wort:
Es muß wohl sein — ich bin ja selbst die Frau,
Darum bin ich so ähnlich ihr, Beatrix —
Nun geht ihr Auge stumm umher, da ruht
Sie auf derselben Moosbank, wo mit Ihm
Sie einst gerastet. Seine Stimme klingt
Wie traumhaft summend Laub im Abendwind:
Vielleicht käm'st Du hindurch und wüßtest's nicht,
Und wenn Du umsähst, läg' es hinter Dir —

Und plötzlich weiß sie's, thränenschwer: Sie war
Im Land des Glücks, und es liegt hinter ihr —
Die große Welt hat keine Scholle mehr,
Wo sie's zum andern Male finden kann.
Sie war darin und wußt' es nicht, und ewig
Verloren, sucht die Sehnsucht es umsonst.

Nein, nicht verloren! Klagend selig bebt
Der Schlag des Herzens — in ihr selber blieb's,
Sie hat es, rückgewandt, noch immerdar,
So lang das Herz ihr sein Gedächtniß schlägt —
Im Aschenkrug Erinn'rung blüht das Glück,
Und lächelnd ruht, als sichre Hüterin,

Nicht wie trauernd Weib, ein freudiges Bild
Des einstigen Mai's, sein Kind an ihrer Brust.
Sie blickt empor, im Blau des Aethers schwimmt
Schrägüber weiße Wolke, abendlich,
Doch goldumsäumt.
Die Sonne geht zur Rast,
Und alle Schatten löschen mit ihr aus.
An ihres Kindes Hand durchschreitet still
Die junge Frau den Park; vor'm Schloßportal
Schlägt noch der Pfau sein gleißend prächtiges Rad,
Ein schöner Mann mit vornehm stolzem Blick
Ergötzt sich dran.
Nun blickt er auf; es tritt
Die langsam Nahende heran und streift
Von ihrem Finger goldnen Reif und spricht:
Nimm ihn zurück und gieb mein Ja zurück —
Es war ein frevelnd Wort, das Unrecht Dir
Und mir — und Ihm gethan; mein Herz spricht Nein.
Vergieb ihm, daß es Dich und mich getäuscht;
Die Todten sterben nicht, sie schlafen nur
Und wachen auf, wenn unser Herz erwacht.
Dann leben sie und rufen uns. Ich bin
Die Gattin eines Lebenden und kann
Nicht Deine sein. Leb wohl, und frag' nicht mehr.

Das Theater und die Gewerbefreiheit.

Von

Adolph L'Arronge.

— Berlin. —

Der Staat errichtet Conservatorien für Musik, der Staat unterhält Akademien und Museen für Malerei, Bildhauerkunst und Architektur, der Staat schützt und unterstützt Industrie und Kunstgewerbe — nur die dramatische Kunst entbehrt des legitimen Schutzes. Thalia und Melpomene sind vogelfrei, jeder Bierbrauer, Schneider oder Barbier kann sie einfangen und zur allgemeinen Belustigung dienstbar machen; die Gewerbefreiheit erlaubt ihm das. Die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater war ein Unglück. Die Concurrenz im Allgemeinen hat gewiß ihren praktischen Nutzen — sowohl für den Consumenten, als auch für den Producenten. Wer kann und will, der backe Brot und braue Bier, und wer das beste Brot bäckt und das beste Bier braut, der wird den größten Absatz finden. So weit aber geht die Toleranz meines gewerbefreiheitlichen Gemüthes doch nicht, daß ich den Herren Handwerksmeistern auch das Recht zugestehen sollte, die Direction eines Theaters zu führen. Daß Mehl, Milch und Eier, daß Gerste, Hopfen und Malz nicht durch schädliche Surrogate ersetzt werden, dafür sorgt der Gesundheitsrath und der Strafrichter. Wo ist der Gesundheitsrath für das Theater? Etwa die Censur?

Um es mit klaren Worten zu sagen: die Theater in Deutschland — in ihrer größten Mehrheit — sind nicht mehr Stätten, in denen der Gebildete geistige Anregung und Befriedigung, in denen der gewöhnliche Mann Belehrung und Erbauung finden kann, sie sind nur mehr noch Vergnügungslocale, und nicht selten obendrein solcher Art, daß kein Mittel, sei es noch so niedrig und unsauber, gescheut wird, um die schaulustige Menge zu amüsiren. Das klingt hart, aber es ist in der That so, und ich werde es zu beweisen suchen. Zum Theil allerdings muß ich diesen Beweis auf meine persönliche Meinung,

auf meine subjective Anschauung begründen; aber es scheint mir nicht allzu anmaßend, wenn ich meine Meinung in dieser Frage etwas in den Vordergrund dränge. Zunächst möchte ich meine Unparteilichkeit betonen. Dieselbe ergiebt sich schon daraus, daß ich für meine Person wahrlich keinerlei Grund habe, unzufrieden zu sein: meine Thätigkeit am Theater ist von Erfolg und Anerkennung begleitet gewesen, meine Arbeit trägt ihren Lohn — sogar über Gebühr, behaupten meine Freunde — ich gehöre also nicht zu den Mißvergnügten, zu den Verkannten, die ihren grämlichen Unmuth aus immerwährenden schwarzen Wolken saugen, weil sie mit ihrem galligen Blute den blauen Himmel für ein Dintenmeer ansehen. Alsdann berechtigt mich wohl meine praktische Erfahrung, die sich in den verschiedensten Positionen am Theater bewährt hat, zu einem selbständigen Urtheil; ich kenne die Bühne, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, wie der Geizhals seine Tasche.

Ich sagte vorhin, die Ausdehnung der Gewerbefreiheit auf das Theater sei ein Unglück. Und dem ist so. Nicht allein, daß der Staat der dramatischen Muse stiefmütterlich den Rücken kehrt, er giebt auch die lieblichen Schwestern dadurch, daß er ihnen Obdach und Unterhalt verweigert, dem traurigen Schicksal Preis, welchem schon so viele Mädchen aus guter Familie verfallen sind. Weit eher können Industrie und Gewerbe den Schutz und die Unterstützung des Staates entbehren, denn ihre werkthätige Kraft, ihr augenscheinlicher praktischer Nutzen sind so groß, daß sie sich selber tragen, heben und mächtig machen können. Aber die schönen Künste?

Außer den fünfzehn Hoftheatern, welche aus der Privatschatulle der regierenden Fürsten den nöthigen Zuschuß erhalten, giebt es jetzt in Deutschland nahezu dreihundert Privattheater. Jede Stadt — selbst Städte bis zu 20,000 Einwohnern herab und darunter — hat ihr ständiges Theater, d. h. ein solches, in welchem während des Winters regelmäßig fünf bis sechs Monate Vorstellungen stattfinden; dazu kommt noch gewöhnlich ein Sommertheater mit einer Spielzeit von drei bis vier Monaten, so daß selbst diese kleinen Städte eine Theatersaison von ungefähr neun oder zehn Monaten haben. Um diesen ersten, gewöhnlich Stadttheater genannten, Kunsttempel gruppiren sich nun die zweiten, dritten, vierten u. s. w. Theater, denen entweder die arme Thalia als Aushängeschild dienen muß, oder welche den stolzen Namen ihres Besitzers tragen. In den Städten von über 20,000 Einwohnern wird im „Thaliatheater“, d. h. in Nro. 2, noch nicht geraucht und Bier getrunken, dort beginnt die Kneiperei erst im Müller-, Schulze-, oder Meyer-Theater; während in den kleineren Städten der Herr Director sehr oft schon im zweiten Theater annoncirt: Frisches Bier vom Faß, frische Leberwurst, frische dramatische Novität — neu, ganz neu! „Nur mit großen Opfern ist es mir gelungen, diese in Berlin, Hamburg, Breslau und allen deutschen Städten über hundert Mal mit sensationellem Beifall aufgeführte neueste Novität für meine Bühne zu erwerben.“ Man zucke nicht ungläubig die Achseln, das ist der Styl — es befinden sich hunderte von Theaterzetteln dieser Art in meinem Besitz.

Zuerst natürlich blickten die sogenannten Stadttheater vornehm auf die, seit Einführung der Gewerbefreiheit nach und nach entstehenden zweiten, dritten, u. s. w. Theater herab. „Wir haben ja die Oper," hieß es, „wir haben das große classische Drama und das dazu gehörige gebildete Publicum; wir brauchen nicht Jagd zu machen auf Novitäten, wir haben das alte gute Repertoire, wir bleiben immer das erste Theater, und jeder Autor wird lieber sein Stück bei uns spielen lassen, als in dem zweiten Theater, oder gar in einer Nicotinbude!" Allein es kam anders. Seit zehn Jahren ist keine zugkräftige Oper mehr geschrieben worden, das gebildete Publicum zog es vor, anstatt der im Stadttheater schlecht aufgeführten classischen Dramen, welche allerdings keine Tantièmen kosten, die im zweiten Theater, wenn auch nicht gut, so doch besser aufgeführten modernen Stücke anzusehen, die wenigstens den Reiz der Neuheit boten; und das Publicum für die kleinen Plätze blieb nach und nach ganz aus. Dasselbe verkehrt zumeist noch in den Rauchtheatern, wo man bei Bier und Schinkenbroten schwatzen, lärmen und zur Abwechselung auch einmal auf die Bühne gucken kann, um sich an Gymnastikern, Chansonettesängerinnen und dramatischen Blödsinnsproducten zu ergötzen. Man betrachte nur einmal genau das Publicum in diesen Nicotinhallen: da sitzen die Handwerksmeister mit Frauen und Töchtern, da sitzen die jungen Leute besserer Stände, Officiere in Civil, Studirende aller Art, deren Hauptzweck hier ist, „Ulk" zu treiben, entweder mit den „Damen" auf der Bühne, oder im Zuschauerraum; da sitzen endlich in den Logen (welche nebenbei gesagt recht theuer sind) die Damen aus der guten Gesellschaft mit ihren Männern, Damen, welche im Salon schon die Nase rümpfen, wenn von Cigarren gesprochen wird, welche sofort den Fächer vor's Gesicht bringen, wenn nur der Name Zola genannt wird, — diese Damen sitzen hier inmitten ekelhaften Qualms und finden Unterhaltung an Späßen der plattesten und ordinärsten Art. Das ist keine Uebertreibung, es ist thatsächlich so. Anfangs war es nur in Residenzen und in den großen Städten so, jetzt ist es überall so, daß nur noch die Nicotintheater, welche Tingeltangelei und Bierwirthschaft betreiben, die einzigen sind, welche mit einiger Sicherheit auf Bestand rechnen können. Und diesen Zustand hat uns die Gewerbefreiheit für's Theater geschaffen!

Der Besuch der Theater in besserem Sinne wurde von Jahr zu Jahr schwächer, eine gefüllte Galerie, deren man früher wenigstens für die Sonntage sicher war, gehört heutzutage zu den seltensten Erscheinungen, das Parterre, früher der Sammelplatz der jungen Leute, der Studirenden u. s. w., ist fast überall eingegangen oder auf ein Minimum beschränkt — ein großer Theil des Publicums ist den eigentlichen Theatern ganz und gar verloren gegangen. Der geschäftliche Erfolg eines soliden, auf ästhetischen und künstlerischen Principien basirten Theaterunternehmens bleibt fast überall aus, und so ist es denn dahin gekommen, daß Männer von ernstem Streben und einigem Vermögen sich solcher erfolglosen Bemühungen nicht mehr unterziehen wollen und daß die Pächter der Theater in vielen Städten von Jahr zu Jahr (nicht selten sogar

in einem Jahre zweimal) wechseln, weil ihre bescheidenen pecuniären Mittel ihnen nicht erlauben, schlechten Kassenerfolgen auf nur einige Monate Widerstand zu leisten. Andere wieder, welche vielleicht mit den besten Vorsätzen die Leitung eines Theaters angetreten, lassen sich durch die Theilnahmlosigkeit des Publicums zu dem unglücklichen Versuch verleiten, die Mittel der „Concurrenz" auch für sich in Anwendung zu bringen und erniedrigen die Schaubühne zu einer Schaubude; mindestens geht der Zweck des Theaters, die unter guter Regie vereinigten schauspielerischen Kräfte zu einem einheitlichen Ensemble heranzubilden und mit diesem künstlerisch möglichst vollkommene Aufführungen zu Stande zu bringen, fast überall verloren, denn da ein solcher Zweck Mühe, Zeit und vor Allem Ausdauer gegen schlechte Einnahmen erfordert, so versucht es der Theaterunternehmer, durch Gastspiele das Interesse des Publicums zu wecken. Es giebt Theater, in welchen ein Gast dem andern die Thür weist, die engagirten Mitglieder bilden nur noch die Staffage für gastirende Virtuosen. Ein künstlerisches Ensemble ist unter solchen Umständen natürlich nie zu erzielen, finden die Schauspieler bei dieser Art von Theaterführung doch kaum Zeit, ihre Rollen zu lernen! Von einem Tag zum andern muß oft eine große Partie „geliefert" werden, damit Herr X. oder Frau Y. den Lear oder die Medea loslassen kann. Die große Partie wird auch „geliefert," gewöhnlich aber auch das ganze Stück. Das Publicum zeichnet den gastirenden Virtuosen aus, und die heimischen Schauspieler verlieren immer mehr an Credit, so daß, wenn einmal eine Vorstellung ohne Gast zu Stande kommt, mit Sicherheit auf ein leeres Haus zu rechnen ist, weil das Publicum von vornherein aburtheilt: „es wird zu schlecht gespielt, man kann nicht in's Theater gehen." Und das ist nicht einmal eine leere Entschuldigung, es ist leider meistens wahr. Die Gewerbefreiheit hat die Schauspielkunst in Deutschland degradirt, sie hat die Kunst zum Gewerbe, das Gewerbe zum Handwerk herabgedrückt, sie hat ein Proletariat an Schauspielern geschaffen, welches die deutschen Bühnen überwuchert.

Jede Kunst, jedes Gewerbe, jedes Geschäft verlangt zur Ausübung doch Talent, Vorstudien, Kenntnisse — die Schauspielerei aber ist, seitdem die Gewerbefreiheit alle Schranken niedergerissen hat, zum Tummelplatz für viele Hunderte von jungen Leuten geworden, die, für irgend ein bürgerliches Gewerbe oder Studium unfähig, sofort einen bequemen Erwerb fanden. Man wende mir nicht ein, daß das immer so war — o nein! Die verhältnißmäßig wenigen Theater, welche vor der Gewerbefreiheit bestanden, gewährten nur solchen Schauspielern Unterkunft, die entschieden Talent für ihren Beruf zeigten; nachdem aber die Theater wie Pilze aufschossen, war mit einem Male der Bedarf an Schauspielern ein zu großer, als daß man sorgfältige Auswahl hätte treffen können. Ein junger Mann, der einen leidlich anständigen schwarzen Anzug und grade Beine aufzuweisen hatte, fand sofort ein Engagement als Liebhaber mit einer Gage von monatlich 60, 80, auch 100 Thalern; ein Stumpfnäschen von achtzehn Jahren mit einigen modernen Kleidern war

sogleich Naive mit 100 bis 150 Thalern, konnte sie gar ein paar Töne singen und war in Bezug auf kurze oder geschlitzte Kleider von nicht zu strengen Grundsätzen, so konnte sie als Soubrette auf eine Gage von zweihundert Thalern, und darüber, rechnen. Während früher junge Leute, wenn sie zum Theater gehen wollten, einen harten Kampf mit ihrer Familie auszufechten hatten, weil, abgesehen von den Bedenken gegen den Stand überhaupt, viel Noth und Entbehrung unausbleiblich waren, ehe man es zu einer auskömmlichen Stellung bringen konnte, giebt es heute fast keine Familie mehr, aus welcher nicht irgend ein Verwandter die goldene Theaterfreiheit ausgenützt hätte. Ein besseres Geschäft war ja gar nicht zu machen! Schulen absolviren, studiren, so und so viele Examina bestehen und nach Jahren der Arbeit, Mühe und Geldopfer endlich mit einem monatlichen Gehalt von 30 bis 50 Thalern beginnen? Unsinn! Beim Theater gab's sofort mehr, dabei ein freies fröhliches Leben und obendrein Künstler! So kam es, daß nach kurzer Zeit schon die deutschen Bühnen mit einer Unzahl von Schauspielern überschwemmt waren, welche für das Theater weder Beruf und Talent, noch Vorbildung, ja sogar sehr oft nicht einmal Lust mitbrachten, die nur da waren, um ihrer Unwissenheit, ihrer Faulheit oder ihrer Lüderlichkeit ein Mäntelchen umzuhängen.

Ich will nicht behaupten, daß ein guter Schauspieler zunächst ein gebildeter Mensch sein müsse, ich bestreite sogar, daß sich die Schauspielkunst überhaupt erlernen lasse, das heißt dasjenige, was ich unter dem künstlerischen Wesen der Schauspielerei verstehe, nämlich: Gefühle und Leidenschaften so zum Ausdruck zu bringen, daß der Zuschauer das, was der Dichter hat schildern wollen, mitfühlen und mitempfinden kann. Ich habe Männlein und Weiblein im Theater kennen gelernt, die über die Gebühr ungeschickt und ungebildet waren, deren Gehen, Sprechen und Bewegen, so lang es sich um gleichgiltige Dinge oder gar um Wiedergabe von geistreichen Phrasen und Gedanken handelte, höchst lächerlich waren, und die dennoch, sobald ihre Rolle Momente warmen Gefühls und großer Leidenschaft bot, so wahr, so natürlich, so hinreißend in Wort und Geberde waren, daß sie den Zuschauer zu Thränen rührten und zu jubelndem Beifall zwangen. Dieses Wesen, dieser Zauber der Schauspielkunst läßt sich nicht erlernen; in wessen Brust der göttliche Funke nicht glimmt, der den Schauspieler, wie jeden andern Künstler, erst zum Künstler macht, der wird, trotz der besten wissenschaftlichen Bildung, trotz Klugheit und sorgsamer Studien, nie mehr, als ein guter Declamator, ein in Aeußerlichkeiten, in Manier und Tournure gewandter und bühnensicherer Darsteller werden. Mich für mein bescheiden Theil hat der sogenannte „gebildete" Schauspieler immer kalt und unbefriedigt gelassen, ich ziehe stets den Naturalisten vor, der mir durch seinen Mangel an Bildung allerdings manche moralische Ohrfeige versetzt, mich im nächsten Augenblick aber durch ein Wort, eine Geberde, einen Ausruf vergessen läßt, daß ich im Theater sitze und mich glauben macht, daß Romeo oder Othello; Macbeth oder Lear wirklich vor mir auf der Bühne stehen. Der Schauspieler dieser Art hat immer das Zeug in sich, ein großer

Künstler zu werden; die „Gebildeten“ aber, die immer mit ihrem Homer und Virgil coquettiren, die immer auf der Lauer liegen, die Aussprache irgend eines Fremdwortes zu corrigiren, und mitleidig lächeln über den dummen Shakespeare, der im Cäsar eine Uhr schlagen und den Böhmerwald am Meere liegen läßt, die werden den Zuschauer nie glauben machen, daß sie etwas Anderes seien, als die Herren Müller und Schulze — immer in hübscher Charaktermaske, immer in richtigem Costüm, aber immer die Herren Müller und Schulze, niemals Othello oder Lear!

Nun aber giebt es noch eine dritte Kategorie von Schauspielern: in deren Herzen glimmt kein Funke, in deren Hirn ruht kein Körnchen Geist noch Witz, sie suchen nur mühelosen und auskömmlichen Erwerb. Das sind Diejenigen, welche die Theaterfreiheit in Schaaren ausgebrütet hat und die nun wie eine Landplage die deutschen Bühnen belagern. Und diese Handlanger der Schauspielkunst, die es durch jahrelange Routine höchstens dahin bringen, die gröbsten Lächerlichkeiten abzustoßen, sollen Schiller, Goethe Lessing und Shakespeare tragiren? In größeren Städten, an größeren Theatern ist das Personal ja naturgemäß etwas besser, aber es ist wahrlich selbst an den meisten größeren und großen Theatern noch traurig genug bestellt — es giebt eben zu wenig gute Schauspieler und zu viel Theater. Dazu kommt noch, daß der Richter, der Lehrer, der Arzt in der kleineren Stadt vermöge seines Bildungsgrades denselben Anspruch an eine dramatische Aufführung macht, wie sein College in der größeren Stadt, daß es ihm keinen Genuß gewährt, sich seine Classiker, mit denen er auferzogen, die er auswendig weiß, von Leuten vorspielen zu lassen, deren Wissensgrad zum nicht geringen Theil auf einer unglaublich niedrigen Stufe steht. Und so sind gerade die Vorstellungen, welche die eigentliche Grundlage für die künstlerische Entwicklung eines Theaterunternehmens sein sollten, diejenigen, welche vom Publicum am wenigsten besucht werden. Sollte man aber nicht voraussetzen, daß die Theaterfreiheit unter der colossalen Anzahl von Schauspielern, welche sie den deutschen Bühnen zugeführt hat, wenigstens auch die entsprechende Zahl an Talenten gefördert hätte? Das wäre gewiß eine berechtigte Voraussetzung, allein sie trügt vollkommen. Die letzten zehn Jahre haben der deutschen Bühne nicht ein einziges, hervorragendes schauspielerisches Talent gewonnen. Dieses nicht wegzuleugnende Moment allein wäre genügend, die Gewerbefreiheit in ihren unglücklichen Folgen für das Theater zu erweisen. Außerdem ist auch wohl manches aufkeimende Talent durch die Theaterfreiheit unterdrückt, d. h. an seiner Entwicklung verhindert worden; denn so wie irgendwo ein kleines, über die Mittelmäßigkeit hinausragendes, Theaterpflänzchen in Sicht kam, gleich stürzten sich Agenten und Directoren darauf, überboten einander im Kaufpreis, bis Einer es erstand und sofort triumphirend an eine große Bühne verpflanzte, ohne daß man ihm Zeit und Pflege gönnte, einen kräftigen Stamm zu bilden. Das Talentchen wurde künstlich gezüchtet (durch Reclame, neue und immer dankbare Rollen u. s. w.),

daß es frühzeitig Blüthen trieb, bis ein ungalanter Windstoß — vielleicht ein ehrlicher Kritiker, oder ein wirklicher Schauspieler, der neben dem Pseudo-Künstler erschien — es anblies und in seiner haltlosen Nichtigkeit niederlegte. Aus mancher unserer berühmten Mittelmäßigkeiten wäre vielleicht eine künstlerische Kraft zu gewinnen gewesen, wenn ihr Talent Erziehung, Schule und Selbstkritik erfahren hätte; so aber sind sie in ihrer „Sünden Blüthe" mit großer Gage und von Lobesqualm beräuchert auf ein lebenslängliches Hoftheaterstühlchen gesetzt worden, und da sitzen sie nun und denken an Alles eher, als daran, etwas zu lernen und an sich zu bessern. Der Schauspieler ist mehr noch wie jeder andere Mensch zur Selbstüberschätzung, zum Größenwahn disponirt — das ist leicht erklärlich. Der Schauspieler heimst immer direct und in vollem Maß den Beifall des Publicums ein, für jede dankbare Scene, für jedes gute Stück quittirt er die Rechnung, er spielt vielleicht selten eine Rolle g u t, aber er spielt sehr oft g u t e R o l l e n, und der Effect ist dann der gleiche — es wird applaudirt; zuletzt vergißt er, daß er nur im Auftrag quittirt, ihm hat der Dichter keine Rolle geschrieben, e r hat den Dichter gemacht, e r hält das Stück, e r ist die Seele des Theaters, e r — ach, sie ruhen nicht, die armen Frösche, bis sie platzen!

Alles in Allem: das beste Remedium wäre eine kräftige Amputation. Man lasse zwei Drittel der jetzt ein kümmerliches Dasein fristenden Theater als solche verschwinden, man mache die Concessionirung eines Theaterunternehmens von der Bedürfnißfrage abhängig, d. h. davon, daß die Theilnahme des Publicums den Bestand des Theaters garantirt. Man decretire, daß nur solche Städte ein stehendes Theater besitzen sollen, welche es erhalten können — entweder durch regen Besuch oder, falls dieser im Stich läßt, durch Unterstützung aus dem Gemeindesäckel. Dafür behalte sich die Stadt die Aufsicht über die Führung des Theaters und das Recht des Einspruchs vor. Jeder befähigte Pächter wird sich dieser Aufsicht fügen und sein Theater nach künstlerischen Principien leiten, wenn ihm andererseits die Existenz seines Unternehmens gesichert wird. Und diejenigen Städte, welche nach Größe und Vermögensstand nicht in der Lage sind, ein ständiges Theater unterhalten zu können, die sollen auch kein solches besitzen; man concessionire Wandergesellschaften für 2, 3, 4 Städte, je nach ihrer Größe. Diese Gesellschaften werden, ebenso wie die ständigen Theater, ein Personal bilden, welches Jahre hindurch zusammen bleiben und künstlerisch Vollkommenes anstreben kann. Es werden sich dem Schauspielerstande dann zumeist nur solche Leute widmen, die Talent und Beruf dazu treibt, denn für Andere wird kein Raum sein; es werden sich für die Leitung der Theater die besten und befähigtsten Kräfte finden, denn es braucht Niemand mehr zu befürchten, bei dem ehrlichen Streben nach einem schönen Ziele sein Vermögen einzubüßen; und für das Publicum endlich werden die Theater wieder Hallen der viel verkannten und mißhandelten Musen werden, Tempel einer schönen reinen Kunst zur Bildung des Gemüths, des Herzens und des Geistes.

Literarische Besprechungen.

Zur naturalistischen Literatur.

Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß in der Kunst und Literatur die Eigenthümlichkeiten eines Jeden, der sich durch seine Kühnheit Bahn bricht und an die Spitze einer neuen Schule tritt, bald von Nachfolgern überboten werden, die das bisher für extrem Gehaltene noch steigern. In der Musik wird Richard Wagner jetzt überwagnert, die Impressionisten haben Courbet weit hinter sich gelassen, und nun versucht es Jean Richepin Emil Zola den Rang abzulaufen.

In den Classificationen der neuesten französischen Schulen findet sich der ferner Stehende nicht leicht zurecht; ich muß ganz ehrlich gestehen, daß mir für gewisse subtile Unterscheidungen das Verständniß mangelt. Wo der radicale Realismus aufhört, und wo der rechte Naturalismus anfängt, weiß ich nicht; ich weiß auch nicht, ob ich Herrn Jean Richepin eine unverdiente Kränkung zufüge oder eine unverdiente Ehre erweise, wenn ich ihn im Zusammenhange mit der naturalistischen Schule und mit deren Führer nenne. Er hat ja eigentlich wenig mit Zola gemein; und sehr verblendet müßte derjenige sein, der der gewaltigen Verschiedenheit in der schriftstellerischen Veranlagung der Beiden nicht gewahr würde. Ich glaube indessen, daß Richepin nicht wäre, wenn Zola nicht gewesen wäre. Erst auf dem mit den Abfällen von „Nana" gedüngten Boden konnte „La Glu" erstehen*).

Wenn auch Zola unvergleichlich bedeutender ist, so läßt sich doch nicht leugnen, daß auch Jean Richepin ein eigenartiges Talent besitzt. Es ist auch schon in deutschen Blättern und von beachtenswerther Seite auf seine Gedichtsammlung „Chansons des Gueux", als auf ein in vielen Beziehungen sehr

---

*) La Glu, par Jean Richepin. Paris. M. Dreyfous, éditeur. 1881.

merkwürdiges Buch verwiesen worden. Die bisher erschienenen Werke dieses Schriftstellers haben allesammt einen nicht gewöhnlichen Erfolg gehabt und sind in so und so viel starken Auflagen vergriffen worden. Die ernsthaftesten Kritiker Frankreichs beschäftigen sich angelegentlich mit Richepin und bezeichnen ihn als einen besonderen Typus in der zeitgenössischen Literatur. Es unterliegt bei dem jetzt herrschenden Geschmacke kaum einem Zweifel, daß auch der neueste Roman von ihm „La Glu“ seinen Weg machen wird.

Eigenartig ist dieser Roman — das ist gar keine Frage. Daß diese Eigenart aber keine angenehme ist, das ist leider auch keine Frage.

Zola ist für Richepin in mancher Beziehung lehrreich und anregend gewesen. Von dem Verfasser des „Assommoir“ und der „Nana“ hat der Verfasser der „Glu“ gelernt, daß man in der französischen Literatur heutzutage ungestraft mit den rohesten und niedrigsten Worten das Roheste und Niedrigste sagen darf. Und der geradezu beispiellose Erfolg jener Werke hat ihn über die Aufnahme, welche literarische Zoten beim Publikum finden, beruhigt. An der Zola'schen Brunst hat er seine Phantasie erhitzt und eine Geschichte ersonnen, wie sie widerwärtiger kaum gedacht werden kann. Nachdem es ihm gelungen, aus allen Ingredienzien der Lasterhaftigkeit, der sittlichen Verkommenheit und körperlichen Widerwärtigkeit ein ungeheuerliches Geschöpf zu componiren, im Vergleich zu dem die sinnlich reizvolle Nana noch als Tugendspiegel gelten kann, hat er sich bemüht, die Scheußlichkeit der Erfindung durch eine ganz ungewöhnliche Form der Schilderung recht aufdringlich zu machen.

Das ist Herrn Jean Richepin auch wirklich gelungen. Ich kenne kein französisches Buch, das in dieser oder auch nur in einer ähnlichen Sprache geschrieben wäre, und glaube in der That, daß eine nicht geringe Uebung und eine ganz besondere Virtuosität dazu gehört, um diesen unglaublichen Stil auch nur zu copiren. Man muß sich lange Zeit in den wunderlichsten Spelunken herumgetrieben haben, um für die charakteristischen Häßlichkeiten und den Erfindungsreichthum der sprachlichen Entartung ein so fein organisirtes Ohr zu besitzen, um das Kauderwälsch der Verkommenheit so zu beherrschen und mit solcher Leichtigkeit zu handhaben, wie Jean Richepin.

Mit den einfachen Zoten und den grotesken Ausdrücken des gewöhnlichen Argot, die Zola seinen Geschöpfen in den Mund legt, ist es hier nicht abgethan. Zola schreibt im Allgemeinen gutes Französisch. Einige seiner Schilderungen können sogar als Muster nicht blos des anschaulichen, sondern auch des streng akademisch correcten Stiles gelten. Zola verstößt wohl gegen den Geschmack, aber nicht gegen die Grammatik. Herrn Richepin dagegen ist gleichzeitig mit dem Respect vor der Schamhaftigkeit seiner Leser auch der Respect vor der Reinheit seiner Sprache abhanden gekommen.

Das sind gar armselige Naturalisten, die dabei stehen bleiben, die Scheußlichkeiten zu schildern, wie sie sind, in der Schilderung selbst aber noch den conventionellen Krimskrams, wie Schönheit der Form und Reinheit

der Sprache in Ehren halten. Auf den Kehricht mit dem Plunder! Der richtige Naturalist geht den entscheidenden Schritt weiter. Er schildert nicht blos das Scheußliche, wie es in Wahrheit ist, sondern er schildert es auch so, wie es Straßendirnen, Lumpensammler, Eckensteher Ihresgleichen erzählen würden, — grade so, ohne läppische Rücksicht auf Syntax, Wörterbuch und wie das dumme Zeug sonst noch heißen mag. Nicht blos objectiv, auch subjectiv muß die Schilderung wahr sein, frei von aller dichterischen Zuthat und Zurechtstutzung, naturalistisch mit Einem Worte! Schönheit, Anmuth, Wohlklang, Richtigkeit des Ausdrucks — das ist ja Unsinn; „Quatsch" würde Richepin schreiben. Das ist ja Alles künstlich Gemachtes, dazu gehört Arbeit, Bildung, Ueberlegung, das ist die Verderbung des Urwüchsigen, Verzärtelung und Entstellung des Gesunden und Echten, strafwürdige Verfälschung der Natur, ist Lüge und Heuchelei! Die Wahrheit, der Naturalismus, sagt nicht nur die Dinge, wie sie sind, er sagt sie auch so, wie das von der Cultur noch völlig unbeleckte Naturkind sie sagen würde. Der richtige naturalistische Dichter muß durch die Nase schreiben können, wenn sein Modell durch die Nase spricht. Das ist der Triumph der neuesten Schule.

Daß Montaigne, Corneille, Molière, Racine, Boileau die Fundamente der modernen französischen Sprache gelegt, daß Voltaire und die Encyklopädisten sich um deren Ausbau Verdienste erworben, daß in neuerer Zeit von Chateaubriand bis auf Sainte Beuve alle bedeutenden Schriftsteller deren Reinheit und scharfe Gliederung haben aufrechterhalten wollen — das mag man die Kinder in der Schule lehren. Ein selbstdenkender, originaler Kopf bekümmert sich nicht um solche Ammenmärchen. Der wahre Schriftsteller, der sich bilden will, wird sich hüten, die sogenannten Meisterwerke des Stils zu studiren. Das ist todter Bücherkram. Die Sprache aber ist lebendig und in steter Fortbildung begriffen. Der wahre Schriftsteller geht auf den Fischmarkt und in die Branntweinschänke; er belauscht die Sprache der Hökerweiber und der Trunkenbolde. Da ist die wahre Kraft, die die schlottrige greise Sprache wieder verjüngt und auf die Beine bringt! So spricht das Volk. Und das muß also auch die Grundlage eines jeden rechtschaffenen naturalistischen Wörterbuches sein. Fügt man nun zu diesen Hauptworten noch eine Anzahl möglichst vertrakter Redensarten und Wendungen, die man aus anderen Schichten aufliest, und — um die schriftstellerische Bildung zu erweisen — auch einige in Vergessenheit gerathene Absonderlichkeiten älterer Schriftsteller hinzu, so ist die Sprache des wahren Naturalisten fertig. Es ist eine Sprache, die mit der gewöhnlichen sogenannten Bildungssprache fast nichts mehr gemein hat, und deren Sinn der Unerfahrene, der keine Neigung dafür besitzt, sich in die auserwählte Gesellschaft jener Sprachbildner zu mischen, gewöhnlich nur mit Mühe errathen kann, bisweilen auch gar nicht versteht.

Richepins Stil — wenn da überhaupt noch von einem Stile die Rede sein kann — ist also ein Mischmasch von Argot der schlimmsten Art, von

schwer verständlichen Archaismen und tollkühnen sprachlichen Neubildungen. Wenn man das Buch liest, so hat man die Empfindung, als belausche man ein Gespräch, das Rabelais und Mathurin Regnier mit Nana, Gaga und Zizi führen.

Im Allgemeinen bietet mir die Lectüre französischer Schriften keine besonderen Schwierigkeiten dar. Bei Richepin aber habe ich während der ersten zehn Seiten seines Romans das Dictionnaire öfter gebraucht als sonst bei zehn Bänden; dann allerdings fast gar nicht mehr, nachdem ich mich überzeugt hatte, daß auch das Wörterbuch mir in den meisten Fällen keine Auskunft geben konnte.

Die Sucht, sprachlich naturalistisch zu sein — naturalistisch in dem französischen Schulbegriffe — hat Richepin zu den tollsten linguistischen Verrenkungen veranlaßt. Nichts ist verlogener als diese vermeintliche Wahrheit des Ausdrucks.

Richepin ist glücklich, wenn er für das Naheliegende Fernliegendes findet, für den guten Ausdruck einen schlechten, für das Französische ein Fremdwort. Das Argot ist den fremden Sprachen gegenüber gastfreier als das verschlossene Französisch der Akademie. So finden wir denn bei Richepin allerhand Ueberläufer: aus dem Deutschen la lippe (Oberlippe) aus dem Englischen le stick (la canne), und stopper (arrêter), aus dem Italienischen birbe (vieux), aus dem Holländischen und der Terminologie der Marine virer lof pour lof für „sich abwenden".

Wo der gewöhnliche Schriftsteller das Wort „effort" gebraucht, wählt Richepin das Wort „ahan", und für „qualité" setzt er „acabit." Für „Tantalusgelüste" bildet er den Ausdruck: „voluptés tantalisantes" und „summende kleine Thiere" giebt er mit „bestioles vrombissantes" wieder. Ich vermuthe wenigstens, daß das Verbum vrombir, das ich in keinem Wörterbuche gefunden habe, so etwas wie summen und surren bedeuten soll. Die correcte Wiedergabe des Begriffs „Faulenzen" mit „être paresseux" dünkt ihn zu schwerfällig, er bildet sich schnell ein Verbum „paresser". Dagegen genügt ihm nicht das einfache und schlichte „souvent", er wählt lieber das veraltete „souventefois", und vor dem gewöhnlichen „crier" gibt er dem ungewöhnlichen „clamer" den Vorzug. Den häuslich anheimelnden Duft des Wäschschranks giebt er mit „le sent-bon des armoires rangées" wieder, das jungfräuliche Ansehen mit: „était-elle assez bandeaux à la vierge!" Für eine Dame, die ganz anders aussieht, hat er den Ausdruck: „une rien qui vaille, chiffe et vioque" u. s. w.

Eine besondere Vorliebe hat Richepin für die Imitation der Naturlaute. Von dem immer begütigenden Abbé, von dessen Lippen eitel Honig fleußt, heißt es: „qu'il continuait son *ronron* de phrases melliflues." Von dem Esel des Doctors: „marchait-il assez *plan plan* pour le quart d'heure." Von dem alten Seemann, der den zahnlosen Mund beständig bewegt: „Gillioury „fit *ploc ploc ploc* plusieurs fois avec sa lippe"; und von der Heldin, die sich

heimlich aus dem Staube macht: „Et *pft!* elle avait pris la clef des champs", von dem Geräusch des Bahnzuges: parmi les *rampanpans* du train," ꝛc. ꝛc.

Vor allem aber, und in doppelter Beziehung merkwürdig sind die Schilderungen Richepins. Die einen besonders formell. Richepin schildert nicht wie der objective Epiker: auch in der Darstellung will er naturalistisch sein; und er schlägt daher oft den ungezwungenen Bummelton an, dessen sich ein beliebiger Kneipbruder, der beim Billardspielen einem anderen eine Geschichte erzählt, bedienen würde. Gleich zu Anfang schildert er, wie der Doctor auf seinem Esel durch eine mondhelle Nacht im Monat März seinem Hause zureitet. „Die Annehmlichkeit des hübschen hellen Himmels," heißt es da, „wurde nicht unwesentlich beeinträchtigt durch einen kleinen, scharfen Wind, der Einem um die Ohren blies und zwickte — ich sage Ihnen, nicht schlecht!" An einer anderen Stelle heißt es: „Wer war denn das Bürschchen, das ihm seinen Platz zu dieser Stunde streitig zu machen wagte?" und Richepin schreibt nicht „à cette heure", sondern auch in der Schilderung „à c't' heure." Der Chevalier wartet auf seinen Freund, den Grafen, mit dem er sich beständig herumzankt. Er ist wüthend, daß der Graf nicht kommt, und nimmt sich vor, ihn gehörig abzukanzeln. Es heißt weiter: „Ah, er wollte diesem alten Narren einen Gehörigen versetzen. Er wollte seine ganze Galle los werden und endlich einmal Alles, was er auf dem Herzen hatte, ausspeien. Ich frage Sie, war es nicht rein, um an den Wänden herauf zu laufen?" („Ah! il allait lui en flanquer un, de savon, à ce polichinelle! Il allait lui lâcher toute sa bile et lui cracher une bonne fois tout ce qu'il avait sur le coeur! *Je vous demande un peu,* si ce n'était pas à vous faire sauter!) An einer andern Stelle heißt es von einem jungen Manne, der „so Manchem" begegnet ist, welcher ꝛc. „il en connaissait des et des, qui" etc. Für den Satz: „Aber wo hatte er denn nur den Kopf gehabt, um Alles das haben vergessen zu können" findet sich in der erzählenden Schilderung bei Richepin das Folgende: „Harné! Où avait-il donc la *boule,* d'avoir pu *mettre* tout cela *en oubliance?*" Richepin schreibt auch in der Schilderung das familiäre Platt: „*ben* aise." Er hält es eben, wie man aus diesen Beispielen ersieht, für das dichterisch Wahre und Schöne, die Objectivität der Schilderung zu zerstören und nicht blos die Sprache der dichterischen Geschöpfe, sondern auch die Sprache des dichterischen Schöpfers je nach der Situation und der Person, von der die Rede ist, individuell zu färben. Er hält es demgemäß für statthaft, sich auf einmal mit seinem Leser in ein ganz gemüthliches Gespräch einzulassen und auch in der epischen Schilderung niedrige und incorrecte Wendungen zu gebrauchen, wie sie eben der ungebildete Fischerknecht, wenn er zu seines Gleichen spräche, gebrauchen würde. Man muß den Roman selbst lesen, um die volle Wirkung dieses naturalistischen Vortrags zu verspüren. Man denke sich, daß ein deutscher Romanschriftsteller die letzten Augenblicke eines verbummelten Menschen, der zum Selbstmörder wird, zu schildern hätte und sich dieser Aufgabe etwa in folgender Weise

entledigte: „Er hatte mit Allem abgeschlossen. Er hatte keine Freude mehr zu erwarten. Es war ihm alles Schnuppe. Daß er den kommenden Frühling nicht mehr sehen sollte, war ihm ganz Pipe; es war ihm auch Wurscht, daß er von seinen Freunden, von seinen blühenden Schwestern, von seiner greisen Mutter auf Nimmerwiedersehen scheiden sollte. Na ja! Er dachte sich: was kann da sein? Adjeh, Laura! Er nahm die Pistole. Tak, tak! Ein Druck. Und bums lag er da!" Das wäre so ungefähr eine naturalistische Schilderung im Stile des Herrn Richepin.

Die anderen Schilderungen sind objectiv beachtenswerth. Der Naturalismus schmeichelt bekanntlich nicht. Zola macht in dieser Beziehung den ästhetischen Vorurtheilen der Menge noch viel zu weit gehende Concessionen. Seine Nana und Satin sind ja hübsche Weiber! Hübsch im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Das ist schwächlich! Die poetische Schönheit des wahren Naturalisten muß anders ausschauen. Etwa so, wie Richepin seine Heldin, die „Glu", schildert: „Das bleiche Gesicht war von zwei matten, fast erloschenen Augen durchbohrt, die Stirn gewölbt und von den Locken einer offenbar gelb gefärbten schoflen Perrücke ungenügend verdeckt, die Flügel der frechen Stumpfnase waren zu sehr aufgeworfen und mit Mitessern übersäet, der Mund war wie ein blutiger Schnitt. Der Körper machte den üblen Eindruck, den man von diesem undankbaren Kopfe empfing, nicht wieder gut, weder durch die Reinheit noch durch die Fülle der Formen. Er war, obwohl die Dreißiger heranrückten, kümmerlich hager und eckig geblieben, wie der einer schlecht genährten Pensionärin. Der dürre Hals stieg hart über den Pfeffer- und Salzfäßchen (an den Schlüsselbeinen) auf, in denen der Schatten sichtbar war. Selbst die Arme, die die weibliche Reife auch bei den Dürrsten, sogar bei den alten Jungfern rundet und füllt, waren spindeldürr und reizlos . . . Auf den schmalen Hüften stieg die Büste in einer Linie auf, vorn ganz platt und hinten mit zwei kleinen Erhöhungen am Ansatz der Schulterblätter gewölbt, so daß es so aussah, als ob die Brust hinten säße . . ." Dessenungeachtet findet Richepin dieses Scheusal gar so übel nicht. Es ist eine Schönheit für Kenner. Wenn sie erregt ist, kann sie, nach Richepins Geschmack, nämlich wirklich schön sein. „Alsdann erglänzte die gewölbte Stirn von zäher Entschlossenheit. Unter dem falschen Golde ihres Haarwuchses gewahrte man dichte und widerspenstige Büschel. Ihre schmalen rothen Lippen kauten und drehten die Phrasen und entsandten sie geschmeidig und zitternd, wie die Stücke einer Schlange, die in der Sonne schillert. Das matte Auge nahm die grüngraue Färbung des sturmdrohenden Meeres an. Die Nase trieb das muthwillige Spiel einer Affenschnauze (des gamineries d'un museau de singe). Und sogar der reizlose Körper hatte seinen Reiz, wie der spröde Stahl seine Elasticität besitzt — allerdings eine Affengrazie . . ."

„Man begreift," concludirt Richepin, „daß ein solches Ragout vielen Männern Appetit machen mußte." In der That, nichts begreiflicher als das!

Auch der Held hat seine Vorzüge. Er ist Fischerknecht. „Er war schön, der Sohn der Wittwe — aber schön nach dem Geschmacke des Landes." Jetzt bitte ich zu beachten, was man in der Bretagne schön findet. „Er war klein und untersetzt und hatte als echter Bretagner zu breite und schwere Schultern, die Brust stämmig, etwas krumme Beine, die Gelenke beinahe knotig grob und fast bis zu den Knieen herabbaumelnde Arme. Seine langen braunen Haare mit röthlichen Lichtern fielen ganz starr auf den Nacken und auf die Stirn, als ob er eben aus dem Wasser gezogen wäre. Seine wettergebräunte, kupfrige Hautfarbe glänzte. Es war, als ob er das Oel und Fett der Seehunde, Krabben und Hummern, von denen er übersättigt war, ausschwitzte. Nur seine Augen konnten bei einem jeden Weibe zu seinen Gunsten sprechen. Sie waren wirklich wundervoll. In diesem finstern Gesichte unter den rauhen Brauen, die sich zu einem Büschel vereinigten, blitzten durch die braungoldigen Wimpern die großen grauen Augäpfel seltsam wie die eines Raubthiers. Aber der Begriff des Raubthiers schwand, und es blieb nur das ehrlich dumme Thier übrig, wenn man die gequetschte Nase und das zurückweichende Kinn betrachtete. Er hatte eben jenes eigenthümliche Fischgesicht, das man bei den Strandbewohnern häufig findet."

Das ist der schöne junge Mann; „schön nach dem Geschmack des Landes," wie Richepin vorsichtig hinzusetzt.

Als dieser Held mit jener Heldin zum ersten Mal zusammentrifft — in den gewöhnlichen Romanen conventioneller Schönfärberei unterliegen diese in der Regel dem magischen Zauber einer spontan erwachenden Sympathie; die Naturalisten haben auch diesen Zopf abgeschnitten — da entwickelt sich wörtlich folgender Dialog:

„Pfui Spinne! Ist die häßlich!" sagt er.

„O, der abscheuliche Affe!" sagt sie.

Das ist das anmuthige Vorspiel zu dem wilden Liebesdrama, das sich nun ereignen wird.

Ich werde mich hüten, dasselbe hier nachzuerzählen. Es wird genügen, wenn ich berichte, daß die Heldin La Glu ist; „glu" heißt der „Vogelleim." Diesen anmuthigen Spitznamen hat sich die Dame selbst gegeben und, um keinen Zweifel über dessen Bedeutung zu lassen, als Devise die Worte auf ihr Petschaft graviren lassen: „Wer daran faßt, bleibt kleben." Wenn ich nun noch erwähne, daß der Doctor eine den wüstesten Ausschweifungen ergebene Frau gehabt hat, die ihm durchgegangen ist, daß der steinalte lasterhafte Graf sich in einer wüsten Anwandlung seiner greisen Verkommenheit eine Geliebte nimmt, daß dessen Enkel, der ganz verlüderte Vicomte, eine notorische Dirne, mit der er schon seit geraumer Zeit zusammenlebt, durchaus heirathen will, daß ein bretagnischer Fischerjunge von der sinnlichen Marotte einer abgelebten Pariser Cocotte bis zum Wahnsinn getrieben wird; und daß diese durchgegangene Frau des Doctors, diese Maitresse des Großvaters, diese Braut des Enkels und diese Geliebte des Fischerjungen eine und dieselbe Person ist, so

brauche ich wohl nicht mehr zu sagen und dem Wissensdrange des Lesers wird ein Genüge geschehen sein. Alles, was recht ist! Richepin beschönigt seine Heldin nicht. Er spricht von ihr in den gewähltesten Ausdrücken der rohen Verachtung als von einem „vomissement," einer „saleté," und in noch viel stärkeren Koseworten.

Das Buch ist erschienen, und es sollte mich durchaus nicht wundern, wenn es Erfolg hätte.

Selbstverständlich enthalte ich mich eines jeden Ausdruckes tugendhafter Entrüstung. Ich glaube indessen, man wird etwas milder über die entsittlichende Wirkung des zweiten Kaiserreichs auf die Literatur urtheilen, wenn man diese neuesten schöngeistigen Producte der moralischen Republik näher in's Auge faßt. Oder haben wir jetzt erst die Früchte der napoleonischen Aussaat? Ich mag das nicht untersuchen; ich weiß nur, daß der „Tintamarre" durch „Gil Blas", und „Gil Blas" durch des „Evénement Parisien" verdrängt worden ist, daß auf Feydeaus „Fanny" und Belots „Mademoiselle Giraud" Goncourts „Thérèse" und Zolas „Nana" gefolgt sind. Und jetzt sind wir glücklich schon bei Richepins „Glu" angelangt. Wenn das noch eine Weile so weiter geht, kann es mit der Zeit wirklich recht erbaulich werden.

P. L.

Illustrirte Bibliographie.

Die übergroße Bescheidenheit gehört unstreitig zu den hervortretendsten Nationalfehlern der Deutschen. Wir können uns nie davon überzeugt halten, daß wir irgend etwas eben so gut, geschweige denn besser, leisten als andere Völker. So beziehen wir denn unsere Tuche und Teppiche aus England — obwohl sie, in Deutschland gewebt, nichts Englisches an sich haben als den Firmenstempel, und unsere Frauen tragen gläubig als Erzeugnisse feinsten Pariser Geschmackes die Kleider und Mäntel aus dem „Bon Marche" oder aus dem „Magazin du Louvre", die in den Werkstätten der Landsberger Straße angefertigt worden sind. *)

Jene Bescheidenheit ist in gewissen Grenzen ja berechtigt. Wir sind nun einmal unter den Culturvölkern ziemlich das jüngste, und deßhalb ist es nicht wunderbar, wenn wir uns denen älteren Adels gegenüber bisweilen roh fühlen. Und wir sind ein verhältnißmäßig armes Volk. Wir verdienen weniger als jene (was nicht durchaus unsere Schuld ist), und wir vergeuden mehr — gar zu häufig in die blaue Luft hinaus. So ist es denn auch kein Wunder, daß uns gerade für das, was das Leben schmückt und den Genuß weiht, in der Regel die Mittel fehlen. Noch lange werden in Deutschland nicht jene wunderbaren Bronzen gegossen werden, die Paris hervorbringt, noch jene Liebhaberradirungen abgezogen, deren fabelhafte Preise nur der Engländer bezahlen kann.

Dazu sind wir eben zu arm; und wir dürfen deßhalb hier die Ueberlegenheit der Fremden offen anerkennen. Aber auf anderen Gebieten, wo Kunstleistung und Luxus nicht so unerschwinglich theuer sind, leisten wir — darüber wollen wir uns doch klar werden! — allermindestens genau so Gediegenes und Schönes wie jene. Das größte Atelier für Kunstphotographie — um nur wenige Beispiele anzuführen — dasjenige Brauns, liegt im Elsaß; ihre Chromolithographieen müssen die Engländer, sollen dieselben wirklich schön ausfallen, in Deutschland drucken lassen — und unser Holzschnitt kann mit dem der berühmtesten ausländischen Meister jeden Vergleich aushalten.

Aber wir treiben den „Fehler" oft bis zur Ungerechtigkeit gegen uns selbst. Daß z. B. die besten Holzschnitte in England hergestellt werden, ist noch immer felsenfeste Ueberzeugung bei uns; erhob sich doch, als im vorigen Jahre eine deutsche Ausgabe der Holzschnittzeichnungen Birket Forsters erschien, ein Schrei des Entzückens, als ob dergleichen in Deutschland noch gar nicht zu sehen gewesen

*) Vignette aus: „Wegner, Nibelungen," Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

wäre. Jene Holzschnitte waren ohne Zweifel sehr sauber und zierlich ausgeführt, wie das jenseits des Canales nun einmal in lobenswerther Uebung ist — aber sie waren ebenso unstreitig flach und charakterlos, gleich den Landschaftszeichnungen selber, für deren Stimmungslosigkeit die uns unverständliche, conventionelle Süßlichkeit des

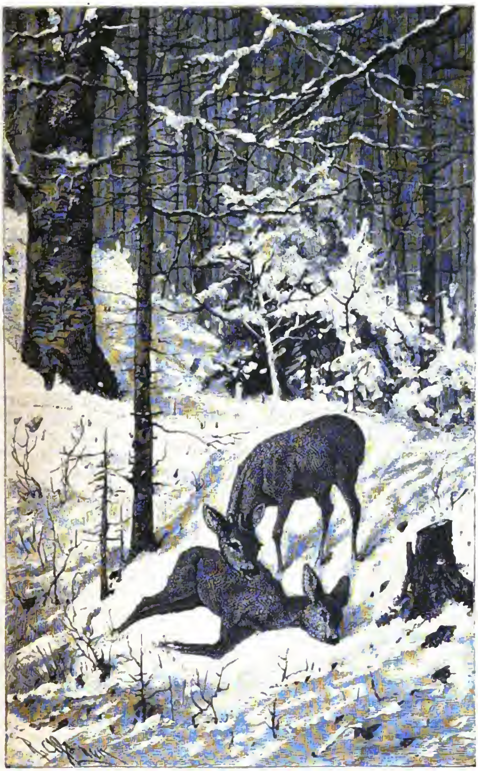


Otfried von Weißenburg. Von R. Aßmus.
Aus „Bilder aus Elsaß und Lothringen" von R. Aßmus u. K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

Engländers kaum entschädigen konnte. Aber die Ueberzeugung von der Unerreichbarkeit des englischen Werkes war nun einmal da: so wurde es also als glänzendes Muster überall hingestellt.

Fürwahr, wir haben durchaus nicht nöthig, uns unsere Muster erst aus England zu holen! Hätte diese illustrirte Bibliographie nicht schon in früheren Heften Beispiele genug angeführt, die zwingend dafür zeugten: die Holzschnitte, die wir dießmal veröffentlichen, müßten den letzten Zweifel heben.

Sie zieren Werke, die dem Verlage Paul Neffs in Stuttgart entstammen und sich allerdings durch eine wirklich seltene Vollkommenheit der künstlerischen Ausstattung auszeichnen. Das eine: **„Bilder aus Elsaß und Lothringen"** ist es



Rehe im Winter. Von R. Aßmus.
Aus „Bilder aus Elsaß und Lothringen" von R. Aßmus und K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

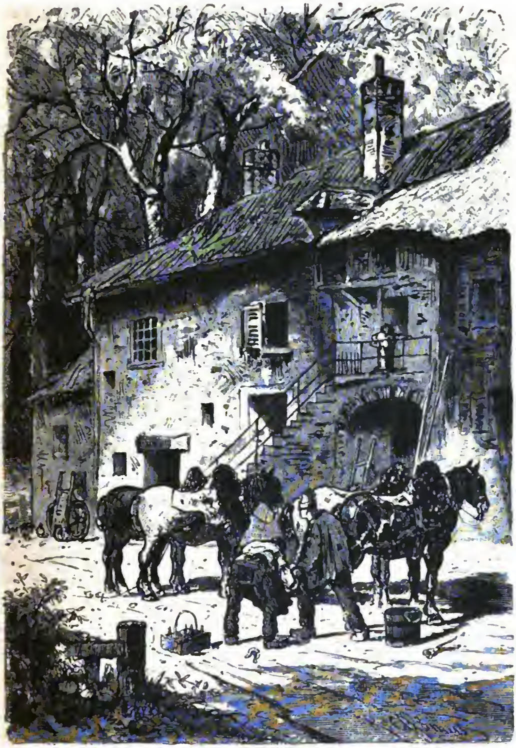
betitelt, zeigt in der Technik der Holzschnitte alle jene Vorzüge, die man den Engländern nachzurühmen pflegt, und womöglich noch einige mehr. Aus den Ateliers von A. Cloß und Brend'amour &c. hervorgegangen, sind dieselben mit wirklich ausgezeichneter Genauigkeit, Kraft und Schärfe ausgeführt. Bei der leidigen Beschrän-

kung, die das Format dieser Blätter der Auswahl der Illustrationsproben auferlegt, mußte auf einige grade der schönsten Bilder verzichtet werden; aber auch das, was hier nur geboten werden kann, zeigt wohl, daß der vorstehende Satz nicht zu viel von ihren Vorzügen behauptet. Manche von ihnen (es sei hier nur auf die lothringische Schmiede und auf das Bild Otfrieds hingewiesen, der nebenbei auch ein Prachtexemplar der von Herrn A. Reichensperger so schmerzlich vermißten Darstellung eines contemplativen Mönches ist), sind geradezu erstaunlich durch die Treue, womit sie die Vorstellung des Originalblattes, das dem Holzschneider vorgelegen, wachrufen. Wie bei dem Boden der Klosterzelle die raschen Federstriche nachgeahmt sind! und wie man auf dem anderen Blatte noch den Gang des Pinsels verfolgen zu können meint — in der That, auf den ersten Anblick erscheint es unfaßbar, wie derartige Effecte herausgebracht worden sind. Der Purist, dem nur der strenge Stil des alten Holzschneiders etwas gilt, wie er vor dreihundert Jahren in Deutschland, recht eigentlich dem Mutterlande dieser Technik blühte — er mag immerhin diese Abirrung der Darstellungsweise beklagen, aber er wird der Trefflichkeit ihres Könnens seine Bewunderung nicht versagen dürfen. — In anderer Weise zeichnen sich wieder die beiden übrigen Blätter aus, zumal Brend'amours Mosellandschaft: sie alle aber sind stolze Leistungen der deutschen Technik.

Nach diesem Lobe, das hoffentlich nicht unverdient, den an dem Buche betheiligten Holzschneidern gesungen worden ist, bleibt noch ein Wort über diejenigen Künstler zu sagen, die außerdem an dem schönen Werke mitgearbeitet haben. Von dem, was der Zeichner, Robert Aßmus, dafür gethan hat, legen schon unsere Proben ein beredtes Zeugniß ab. Nur können sie von dem Reichthum seiner Arbeit keine Vorstellung geben. Denn was ist es, wenn das eine Bild ihn als Landschafter von ungewöhnlicher Macht der Stimmung, das andere ihn in behaglichem Humor, ein anderes wieder seine rasche Lebendigkeit des Erfassens zeigt. Man muß das Buch selbst durchblättern, um sich zu überzeugen, wie vielseitig er jede dieser einzelnen Eigenschaften darin entwickelt hat. Und von seinen Architecturen und Straßenbildern haben wir gar kein Beispiel geben können! Aber jedenfalls ist hier ein Illustrator, wie man ihn für eine so weitschichtige Aufgabe gleich der allseitigen Darstellung eines ganzen großen Landstriches gar nicht geeigneter hätte finden können.

Den Text dieses Buches hat Karl Stieler geschrieben. Das ist auch ein Name, der von vornherein Vertrauen einflößt. Der Lyriker mit seinem brusttiefen, starken Ton redet hier einmal Prosa. Beim Lesen seines Buches empfängt man einen ganz merkwürdigen Eindruck; denn man fragt dabei wenig danach, ob das nun auch Alles gediegen und auf Grund genauer Kenntniß geschrieben ist (obgleich das natürlich der Fall), sondern man achtet viel mehr auf die Darstellungsart als auf das Dargestellte, und so tritt einem die schriftstellerische Physiognomie des Verfassers mit einer ganz merkwürdigen Klarheit vor die Seele. Wie da überall der Lyriker spricht! man freut sich, den Gegenstand einmal mit solchen Augen aufgefaßt zu sehen; und wenn man sogar in den Satzfügungen und in der Wahl der Worte überall den Mann erkennt, der mehr gewohnt ist, die eigentlich poetische, getragene Redeweise zu handhaben, so geschieht auch das mit einem ganz eigenthümlichen Behagen. — Stieler zeigt eine Begabung für diese Art der Darstellung, bei allen Seltsamkeiten so überaus anziehend und frisch wirkend, wie man ihr sonst selten begegnet. Die verschiedenen Theile seiner Aufgabe: historische Schilderung, landschaftliche Beschreibung, Charakterisirung der Leute — das Alles weiß er überaus glücklich miteinander zu verschmelzen und auszuzieren, daß man sich nirgends ermüdet fühlt. Bald freut man sich seines freien Blicks, der Großartigkeit seiner Anschauung, bald seines verwandtschaftlichen Eingehens in die Natur, seines Sinnes für alles Schöne, bald der Freundlichkeit und ungetrübten Offenheit, womit er das Kleinleben im Volke auf sich wirken läßt.

Alles in Allem: diese Bilder aus Elsaß und Lothringen sind ein ganz vortreffliches Buch. Ob man es nun in die Hand nimmt, um lesend eine Stunde hinzubringen und sich angenehm in die Reichslande einführen zu lassen, ob man



Lothringische Schmiede. Von R. Aßmus.
Aus „Bilder aus Elsaß und Lothringen" von R. Aßmus und K. Stieler. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

darin blättert, um, Seite für Seite beinahe, eine Illustration zu finden, deren jede das Auge mit neuem Reize fesselt: man wird sich immer unterhalten fühlen. Und dabei ist der Band, obwohl keineswegs in der übrigen Ausstattung vernachlässigt, keines jener Prachtungeheuer, deren Seiten man fast mit Mühe und jedenfalls mit

Angst, ein Unheil anzurichten, umschlägt, sondern in einem handlichen Quart herausgegeben und nicht dicker, als man es eben von einem Buch, das zu wirklichem Gebrauch bestimmt ist, erwarten kann.

Unsere Illustrationen bieten gleichzeitig auch Proben aus einem zweiten Verlagswerke Paul Neffs. Diesmal einer Anthologie entnommen.

Wir haben der Anthologien unzählige. Von den brauchbaren, wie Echtermeyer und dem „Hausschatze" Wolffs bis zu den abgeschmacktesten, die man nicht nennen kann, weil die Welt selbst ihre Namen vergessen hat, von den guten bis zu den schlechten, von den geschmacklosen Goldschnittbänden für Frauen und Jungfrauen bis



Illustr. zu Kinkels „Abendstille." Von G. Closs. Aus „Natur und Dichtung." Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

zu Bodenstedts herrlicher Sammlung ist jede Gattung auf dem deutschen Büchermarkte vertreten, ist auch für die seltsamsten Ansprüche gesorgt. Aber unter allen diesen Anthologien ist **Natur und Dichtung** — eben das Verlagswerk Paul Neffs — die Prachtanthologie. Wer die einzelnen Gedichte (es sind ihrer übrigens nur zweiunddreißig) zusammengestellt hat, läßt sich nicht sagen: er hat sich auf dem Titel nicht genannt. Jedenfalls muß es ein Mann von Geschmack und Kenntniß gewesen sein: denn jedes einzelne von ihnen ist ein Juwel deutscher Lyrik, und es sind manche darunter, die nicht so abgehetzt sind, daß der erste Beste sie hätte aufspüren können. Möglicherweise ist es der Illustrator, Gustav Closs, selber gewesen, der die Auswahl besorgt hat.

Closs ist als Illustrator bekannt und mit Recht geschätzt. Seine Zeichnungen zu Wielands Oberon zum Beispiel haben vor einigen Jahren lebhafte Sympathien erregt.

Wir selbst haben schon früher einmal eines seiner Blätter, den Eingang in das römische Ghetto darstellend, reproduzirt. In dem vorliegenden Buche zeigt er sich im Glanze seiner besten Eigenschaften. Seine ganze Manier, die durch gewissermaßen coloristische Effecte Stimmung zu erzielen sucht — eine Art, die bei der Unbestimmtheit der Linien durch geschickte Vertheilung breiter Massen wirkt — macht ihn für die Wiedergabe lyrischer Eindrücke ganz außerordentlich geeignet. Daher ist es ganz auffallend, wie stark er in diesem Zuge Doré ähnelt, der seltsamerweise nie Lyrisches illustrirt hat, obwohl mindestens die äußerliche Seite seines Talentes ihn eigentlich darauf hingewiesen



Illustr. zu Linggs „Im Spätherbst" von G. Cloß.
Aus „Natur und Dichtung". Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

haben müßte. Aeußerlich ist übrigens auch nur die Aehnlichkeit zwischen den Beiden. Doré ist weit reicher und freudiger, Cloß allem Anscheine nach tiefer als jener. Eine seltsame Schwermuth liegt fast auf allen seinen Blättern; aber nirgends berührt sie wie etwas Krankhaftes; selbst wenn man sie immer und immer wiederfindet, bleibt man geneigt, ihr nachzugeben. Das spricht jedenfalls für die Echtheit des Empfindens bei dem Künstler. Uebrigens hat er in diesem Buche auch einige Scenerien von entschiedener Großartigkeit und von einer Kraft gegeben, wie man sie nicht erwarten sollte, wenn man das weiche Auseinanderfließen seines Nachtzaubers oder die tiefe Ruhe der Abendstille betrachtet. Leider verwehrte uns auch hier der Umfang jener Darstellungen deren Wiedergabe.

Die Holzschnitte rühren aus den Ateliers von Cloß und Ruff in Stuttgart her. Zu ihrem Lobe viel hinzuzufügen, ist sicherlich überflüssig. In der That: wenn man

bei den Zeichnungen von Gustav Cloß an Doré erinnert wird, so tragen die Holzschnitte nicht das Wenigste zu diesem Eindrucke bei; sie sind völlig in derselben Manier geschnitten, wie die der Doré'schen Werke es zu sein pflegen. Und sie stehen den Leistungen der Franzosen keineswegs nach; das, was man an jenen zu rühmen pflegt, die kräftige, förmlich farbige Wirkung auf das Auge, üben sie in ganz demselben Grade aus. Und dabei ist der Stich ganz außerordentlich sauber, ohne jemals in das Geleckte zu verfallen; selbst wenn es sich um ziemlich breite Flächen handelt — denn einzelne der Blätter haben ein recht umfangreiches Format — bleibt die Behandlung eine untadelig gleichmäßige.

Uebrigens wollen wir nicht umsonst gesagt haben, daß Natur und Dichtung unter den Anthologien die Prachtanthologie sei; und da aus dem, was unsere Proben bieten können, das vielleicht noch nicht ganz deutlich hervorgeht, so sei dieses Punktes noch im Einzelnen kurz erwähnt. Wie schon bemerkt, enthält das Buch zweiunddreißig Gedichte, das giebt zweiunddreißig Illustrationen, und zwar sind darunter vierzehn Vollbilder — in groß Folio. Dabei sind dieselben auf einem ziemlich stark gelblich getönten Papier gedruckt, ein Kunstgriff, der die coloristische Wirkung der Zeichnungen in ganz merkwürdiger Weise erhöht. Außer jenen von Cloß herrührenden Blättern ist das Buch übrigens mit Initialen und Rahmen von Julius von Schnorr verziert (der, beiläufig bemerkt, auch zu dem vorher besprochenen Werke sehr schöne Initialen beigesteuert hat). Diese, bräunlich gedruckt, sind von einem überraschenden Reichthum in der Erfindung und einer überraschenden Anmuth der Ausführung. Ein Meisterstück geradezu ist die Initiale, die dem Eröffnungsgedicht vorgedruckt ist, eine Arabeske zu Heines „Auf Flügeln des Gesanges". Initialen lassen sich nicht beschreiben, und zum Abdruck ist diese leider viel zu groß, aber wer dieses Puttenpärchen sieht, dem Amor und ein leierspielender Flügelknabe voraufschweben, ein Gebüsch fremdartiger Blumen hinauf, den muß die reizende Darstellung sicherlich entzücken und mit Heiterkeit erfüllen.

Es braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden, daß die Ausstattung auch im Uebrigen den rein künstlerischen Stücken des Buches entspricht. Wir fangen, erfreulicherweise, in diesem Punkte an verwöhnt zu werden, verlangen von Werken dieser Art ein schweres Papier, breiten Druck und guten Einband — nicht Augenwaare bloß, sondern auch dauerhaft. Allen diesen Anforderungen entspricht das Buch in Fülle; und wenn wir das erwähnen, so ist wohl auch diesem Punkte hier Genüge geschehen.

Zum Schluß sei noch auf ein Werk des Neff'schen Verlages hingewiesen, das in heutiger Zeit, wo mit zunehmendem Luxus sich auch in Deutschland der Sammeleifer des großen Publicums auf edlere Gegenstände zu werfen beginnt, allgemeine Beachtung verdient. Es ist Jaennicke, **Grundriß der Keramik**, ein sehr opulent ausgestatteter Band, von dessen Illustrationen hier gleichfalls zwei Proben abgedruckt sind — die eine übrigens ein französischer Holzschnitt von Jacquemart. In der Vorrede bemerkt der Autor ganz mit Recht, daß es geradezu unwürdig ist, wie in Deutschland Bücher der Art noch fehlen. Will man sich über irgend einen Zweig der Kunstindustrie unterrichten, so muß man in der Regel nach einem französischen oder englischen Buche greifen, das meistens in dem Punkte, für den man sich am Meisten interessirt, in Bezug auf die deutsche Production nämlich, jene stolze Unwissenheit zeigt, welche unsere lieben Nachbarn so glücklich im Bewußtsein ihrer unerreichten Vollkommenheit macht.

Jaennickes Buch ist ein vielversprechender Ansatz eines hoffentlich rasch anwachsenden Zweiges am Baume unserer Fachliteratur. Zunächst für den Sammler geschrieben (aber in einem Tone, der auch profanen Menschenkindern verständlich und sogar unterhaltend ist), erweist es sich als belehrend im höchsten Grade und zeigt in dem Verfasser einen Mann von Kenntnissen und Gründlichkeit. Die Illustrationen sind außerordentlich zahlreich und enthalten u. A. eine lange Reihe Monogramme und Marken. Sie sind sämmtlich in Holzschnitt ausgeführt; und für diesen Gegenstand



Toilette der Venus. Relief von M. Claude (Clodion).
Aus „Grundriß der Keramik". Von F. Jaennicke. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

reicht jene Technik ja auch vollkommen aus. Farbige Reproductionen würden bei ihm sogar etwas Mißliches haben. Die Ausstattung ist äußerst gediegen, einfach und vornehm, wie es sich für ein Buch dieser Art ziemt.

Wir würden Jaennickes Grundriß auf das Wärmste empfehlen, wenn das nicht



Tischplatte in Meißener Porzellan. Entworfen von Schnorr von Carolsfeld, gemalt von Müller. Aus „Grundriß der Keramik“ von F. Jaennicke. Stuttgart, Verlag von Paul Neff.

eine ziemlich hoffnungslose Sache wäre. Aber den Sammlern wenigstens und jedermann, der über die Keramik Einiges zu wissen wünscht, sei derselbe als etwas unentbehrliches genannt, und ihnen gegenüber sei darauf hingewiesen, daß, ihn zu kaufen, nicht bloß ein Ding eigenen Nutzens, sondern auch eine Ehrenpflicht gegen eine in Deutschland zurückgesetzte Litteraturgattung ist.

Wilhelm Müller, politische Geschichte der Gegenwart. XIV. Bd. Das Jahr 1880. Nebst einer Chronik der Ereignisse des Jahres und einem alphabetischen Ver=

zeichnisse der hervorragenden Personen. 8. XVI u. 296 S. Berlin 1881, Jul. Springer. ℳ. 4. —

Das Jahr 1880 ist fast für alle Staaten Europas ein ereignißvolles Jahr gewesen. Die Annahme des Reichsmilitairgesetzes und die Verlängerung des Socialistengesetzes im Deutschen Reichstag verschafften der Reichsregierung nach Außen und nach Innen die nöthigen Machtmittel; die Vorlegung des neuen Kirchengesetzes gab Veranlassung zur Veröffentlichung eines wesentlichen Theiles der zwischen dem Reichskanzler und dem Vatican geführten Correspondenz; die Feier der Vollendung des Kölner Domes erschien als eine Feier der Vollendung deutscher Einheit. In Oesterreich wurde von den Slaven und Magyaren ein gehässiger Kampf gegen das Deutschthum eröffnet, welchem Kampf das Ministerium Taaffe mehr Vorschub leistete, als entgegentrat. Die Zögerung der Pforte, die Bestimmungen des Berliner Vertrages auszuführen, veranlaßte die Berufung der Berliner Conferenz und die Flottendemonstration und trieb Griechenland zu energischen Kriegsrüstungen an. In Frankreich zwang der Widerstand des Senats die Regierung zum Erlaß der Märzdecrete. Der allmächtige Kammerpräsident Gambetta setzte die Amnestirung sämmtlicher Communarden durch und verfügte mit souverainer Gewalt über den Bestand der Ministerien. In England vollzog sich ein folgenreicher Cabinetswechsel; Irland war dem Aufstand nahe; die Boeren von Transvaal erhoben sich unter den Sympathiebezeigungen der ganzen civilisirten Welt. Der Nihilismus in Rußland fand in Loris Melikow einen ebenso gewandten als entschlossenen Gegner. Der belgische Culturkampf verbreitete über die Heiligkeit des päpstlichen Stuhles ein sehr zweifelhaftes Licht. Die Vollendung des Gotthards-Durchstichs eröffnete für die Schweiz und die mitbetheiligten Staaten ein reiches Zukunftsbild. Von dem ganzen reichen Inhalt dieses Jahres giebt Müllers Buch ein treffliches Bild. Die geschickte Anordnung, die frische und übersichtliche Art, kaum entschwundene Ereignisse darzustellen und zu beleuchten, hat von allen Seiten Anerkennung gefunden und dem Unternehmen zahlreiche Freunde zugeführt.

J. Mainzer, die kritische Epoche in der Lehre von der Einbildungskraft aus Humes und Kants theoretischer Philosophie nachgewiesen. 8. IV u. 86 S. Jena, 1881, E. Frommann. ℳ. 2. 40

Ueber den hier behandelten Gegenstand ist bis jetzt nur eine Monographie erschienen, die von J. Frohschammer in München. Die Differenzen zwischen dieser Arbeit, und der vorliegenden, sofern überhaupt beide das gleiche Thema haben, sind erheblicher, als die gemeinsamen Punkte. Hauptsächlich in zwei Stücken weichen die Ergebnisse Mainzers völlig von denen Frohschammers ab. Mainzer setzt einen Standpunkt in Bezug auf die Imagination wie dem Spinozas als einen dogmatischen dem Kants als dem kritischen principiell entgegen, und der Unterschied von Schein und Erscheinung dünkt ihn zu wesentlich, als daß man ihn gegenüber dem gemeinschaftlichen Ursprung beider in der Einbildung zurücktreten lassen dürfte. Zweitens kann innerhalb der Kantischen Philosophie von einer genauen Unterscheidung der Einbildungskraft, soweit sie eine transscendentale Thätigkeit und soweit sie dies nicht ist, durchaus nicht absehen; vielmehr ist er der Ansicht, daß z. B. die productive Einbildungskraft, von welcher in der Kritik der reinen Vernunft die Rede ist, und die in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, als ein und dasselbe Handeln, nur auf verschiedenen Stufen der geistigen Entwicklung erst durch Schelling erkannt worden, bei Kant aber noch etwas von Grund aus Verschiedenes sind, mag er sich selber, über diese Verschiedenheit, klar geäußert haben oder nicht. Da dem Verfasser nun das Charakteristische der Kant'schen Lehre von der Einbildungskraft darin zu liegen scheint, daß in ihr zum ersten Male die Wirklichkeit als Object der richtigen Erkenntniß von der Einbildung bedingt ist, beschränkt sich dessen Untersuchung auf Kants Erfahrungstheorie.

Wilhelm Buchner, Ferdinand Freiligrath. Ein Dichterleben in Briefen. 8. 1. Lieferung. S. 1—80. Erscheint in 15 Lieferungen. Lahr, 1881, M. Schauenburg. à Lfg. *M.* 1. —

Die erste eingehende Darlegung des Lebensganges Ferd. Freiligraths, eines der Lieblinge und hervorragendsten Lyriker der deutschen Nation, auf Grund seines Briefwechsels, welchen die Wittwe des Dichters dem Verfasser, dem Sohn eines Freiligrath lange Jahre hindurch befreundeten Hauses, zum Zwecke dieser Arbeit übergab. Gerade die mitgetheilten Briefe und Brieffragmente Freiligraths verleihen dem Werke seinen Hauptreiz, indem sie ein getreues Seelen- und Lebensbild des Dichters dem Leser vorführen; seine Briefe sind — abgesehen von kurzen geschäftlichen Mittheilungen, — stets ein voller Erguß seines Gemüthes oder der ihn bewegenden Gedankenwelt. Der Brief war ihm nicht eine Pflicht, die abgethan werden muß, sondern ein wahrer Seelentausch; eine Stimmungssache. Der edle Gemüthsmensch, der in Freiligraths Poesie nicht selten hinter dem phantasievollen Dichter zurücktritt, entfaltet sich nirgends schöner als in den Briefen; durch seinen vielbewegten Lebensgang, häufigen Wechsel des Aufenthalts fand sich Freiligrath auch stets aufs neue zum brieflichen Herzenserguß den ferne wohnenden Freunden gegenüber gedrängt, und darum sind diese Briefe so außerordentlich liebenswürdig in Scherz und Ernst, in den Mittheilungen über seine Poesie und Familie, in seinem Zorn über die Zeitverhältnisse wie in der Liebe zum Vaterlande, überall der volle warme Mensch, so daß der geistige Werdeproceß uns kaum bei irgend einem andern Dichter so klar vor Augen liegt wie bei Ferd. Freiligrath. Wir kommen nach Vollendung des Werkes nochmals darauf zurück.

P. Grosz, die Tropen und Figuren. Ein Hilfsbuch für den deutschen, lateinischen und griechischen Unterricht an höheren Lehranstalten. 8. VIII u. 282 S. Köln, 1881, C. Roemke & Cie.

In dieser Schrift versuchte der Verfasser, die einzelnen sprachlichen literarischen Erscheinungen auf dem Gebiete der Tropen und Figuren nicht blos anzugeben, zu classificiren und durch Beispiele zu erläutern, sondern dieselben zugleich aus dem Wesen der Sprache und den Aufgaben der sprachlichen Vorstellung namentlich der Poesie und der Redekunst herzuleiten und in ihrer geschichtlichen Entwickelung darzulegen. Demnach würde eine wissenschaftliche Darstellung dieses wichtigen Theiles der Poetik angestrebt und letztere mit W. Wackernagel als eine Philosophie der Poesie und ihrer Geschichte aufgefaßt, zugleich aber auch beständige Rücksicht auf die Bedürfnisse der Schule genommen. Die Beispiele wurden gleichmäßig der griechischen, lateinischen und deutschen Literatur entlehnt. Durch diese Zusammenstellung trat manche sprachliche Erscheinung in ein helleres Licht. Besonders wurden diejenigen klassischen Schriftsteller berücksichtigt, welche innerhalb des Gesichtskreises der Schule liegen und sich durch Gedankenreichthum und durch eine edle, harmonische Sprachform auszeichnen. Damit die Schrift auch solchen Kreisen zugänglich sei, welchen die griechische Sprache ferner liegt, namentlich den Realschulen und Seminaren, wurde den griechischen Stellen eine deutsche Uebersetzung beigefügt.

Alfred Clesz, das Ideal der Menschheit. Nach C. Chr. Fr. Krauses Schrift „Das Urbild der Menschheit“. 8. XXIII und 99 S. Stuttgart, 1881, Carl Krabbe.

Dem Verfasser der vorliegenden Schrift fielen bei seiner Lectüre der Schrift des Philosophen Krause „Das Urbild der Menschheit“ so vielfach Stellen von der höchsten Erhabenheit der Gedanken, zugleich in eine außerordentlich schöne sprachliche Form gekleidet, auf, daß er es einerseits unbegreiflich finden mußte, daß das bezeichnete Buch Krause's dem großen gebildeten Publikum, männlichem wie weiblichem, bis heute noch gänzlich unbekannt ist, andererseits angesichts des, nicht blos vergriffenen, sondern auch sehr umfangreichen und vielfach theils Nichtphilosophen leicht unverständlichen, theils unpraktischen ursprünglichen Werk Krause's sich veranlaßt sah, zum Genusse Anderer,

jene Stellen systematisch zusammenzutragen. Der Schönheit und Wahrheit der, vom Verfasser aus dem ursprünglichen Werk gezogenen, im gegenwärtigen Buch — in einer, Jedem verständlichen — Weise niedergelegten Gedanken wird man sich nur schwer verschließen können. Unter „dem Ideale der Menschheit" ist wesentlich der von Krause verfaßte „Menschheitsbund" zu verstehen, welcher Menschheitsbund nach Hohlfeld, einem berühmten Kenner Krauses, „der christliche Gedanke des allumfassenden Reiches Gottes ist, nur wissenschaftlich begründet und im Innern durchgestaltet. Der Menschheitsbund wird der leitende Gedanke des Alters der Reife auch für unsere Erdmenschheit werden. Derselbe hat die Aufgabe, Alles rein und allgemein Menschliche als solches, das ganze Menschenthum als Ganzes zu fördern, zu pflegen, und zu vollenden. Seine Macht soll eine rein geistige (moralische), keine äußere Zwanggewalt sein. Seine Wirksamkeit ist friedlich, liebevoll, gerecht, mit allem schon bestehenden Guten in allen Gesellschaftskreisen, in Familie und Volk, Staat und Religionsverein u. s. w. in vollem Einklange. Die Verfassung des Menschheitsbundes ist die freie Gemeindeverfassung. Die freierwählten Bundesbeamten leiten den Bund im Namen und im Auftrag der Gemeinde".

H. Vaihinger, Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Zum hundertjährigen Jubiläum desselben. 1. Band 1. Hälfte. Lexikon-Format. XVI u. 208 S. Stuttgart, 1881, W. Spemann. *M.* 4. 50.

Eine unübersehbare Literatur hat sich an Kants epochemachendes Buch angeschlossen. Hunderte von Specialschriften, Aufsätzen u. s. w. sind über dasselbe geschrieben worden. Auch zur Erklärung dieses tiefsinnigen Werkes ist Vieles geschehen. Aber trotzdem bietet dasselbe noch auf jeder Seite die größten Schwierigkeiten und Dunkelheiten dar. Und was auch bisher zur Erklärung beigetragen ist, — es ist überall zerstreut. Der Einzelne, selbst der Fachgelehrte, ist nicht in der Lage, das vollständige exegetische und kritische Material aufzufinden, zu übersehen und zu verwerthen. Es darf somit als ein zeitgemäßes Unternehmen angesehen werden, wenn diesem unleugbar vorhandenen, auch schon öfter ausgesprochenen wissenschaftlichen Bedürfniß durch den hier angekündigten ausführlichen Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft abzuhelfen versucht wird. Dieser Commentar enthält folgendes:

1) Eine allgemeine Einleitung über Kants historische und actuelle Bedeutung, das Verhältniß seines Kriticismus zum Dogmatismus und Skepticismus, als Vorschule zur Kritik der reinen Vernunft. 2) Fortlaufende Interpretation des Textes nach Analogie der Commentare zu den Schriften des klassischen Alterthums, möglichst erschöpfende Erklärung der Schwierigkeiten und dunklen Stellen, logische Analyse des Zusammenhanges im Einzelnen und Disposition der größeren Abschnitte. 3) Herbeiziehung sämmtlicher Parallelstellen aus Kants übrigen, früheren und späteren Werken, Entwickelungs-Geschichte der einzelnen Lehren mit besonderer Berücksichtigung der Ausbildung und Umbildung der Terminologie und Statistik des Sprachgebrauchs. 4) Hereinarbeitung des gesammten exegetischen Materials, Sammlung, kritische Sichtung und Verwerthung der zerstreuten älteren und neueren theilweise seltenen Beiträge zur Erklärung der einzelnen Textstellen und der zusammenhängenden Abschnitte. 5) Historische Interpretation, Erörterung des Verhältnisses der einzelnen Lehren Kants zu der vorkantischen Philosophie, Nachweis der Abhängigkeit und Fortbildung. 6) Immanente Kritik des Kantischen Systems. 7) Verwerthung der kritischen Literatur über, gegen und für einzelne Stellen und Lehren der Kritik der reinen Vernunft. 8) Heraushebung der Anknüpfungspunkte der Epigonen, der Motive der Weiterentwicklung der nachkantischen Philosophie. 9) Berücksichtigung des modernen Streites zwischen Rationalismus und Empirismus, Idealismus und Materialismus. 10) Besprechung der Controversen über die Kritik der reinen Vernunft, über ihren Hauptzweck, ihre Methode, ihre Composition und das Verhältniß der beiden

Auflagen desselben. 11) Revision des Textes der „Kritik der reinen Vernunft". 12) Sach- und Namenregister, bibliographische Uebersicht.

Friedrich von Weech, badische Biographien. Dritter Theil. 8. VI u. 213 S. Karlsruhe, 1881, Braun. *M.* 4. —

Den beiden ersten im Jahre 1875 erschienenen Theilen dieses vom Publikum und Kritik überaus günstig aufgenommenen wichtigen Werkes, welches bei dem Wegzug der Bassermann'schen Buchhandlung von Heidelberg in den Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe übergegangen ist, folgt nunmehr ein dritter Theil, welcher die Biographien der seit 1875 verstorbenen namhaften Badener und außerdem eine Reihe von Nachträgen und Berichtigungen zu den ersten Theilen enthält. Ueber die von dem Herausgeber bearbeiteten Nekrologe aus öffentlichen Blättern enthält der 3. Theil eine Reihe von Originalartikeln, u. A. vom Wirkl. Geh. Rath v. Freydorf, Prof. Furck, Prof. Dr. Jordan, Prof. Dr. König, Hofrath Dr. Rud. Maier, Oberkirchenrath Dr. Mühlhäußer, Geh. Rath. Dr. Schulze und Prof Dr. Strauch. Aus den Biographien heben wir hervor.

Theologen: Alzog, Ehrenfeuchter, Holtzmann, Kefer, Kleukler, Mühlhäußer, Schleger, Schnappinger, Stengel, Vogel, Werk.

Philosophen: von Reichlin-Meldegg, Sengler.

Juristen und Staatsbeamte: v. Andlaw, v. Boeckh, v. Ruß, Flad, Frick, Heß, Hildebrandt, v. Mohl, Muth, Renck, Röder, v. Schönau-Wehr, v. Schweitzer, v. Stabel, Stockhorner, v. Starein, Stüber, Winnefeld, Zöpfl. Philologen, Archäologen, Historiker, Schriftsteller: Caspari, Deuber, Föhlisch, Gebhard, Gmelin, Köchly, Marmor, Platz, Schmitt, Blank, Schnars, Stark, Sturm, Woltmann. Künstler und Architekten: Bachmüller, Dr. Condres, Feuerbach, Leonhard, Lessing, Schrödter, Schweinfurth, Steinhäuser, Weller, Willmann. Naturforscher und Aerzte: Funcke, Müller, J. Chr. u. Chr. F. W. von Roller, Seubert, Simon. Militairs: Böcklin v. Böcklinsau, K. u. B. v. Freydorf, Klose, v. Renz, Schellenberg, Stockhorner, v. Starein, Waag. Aus bürgerlichen Kreisen: Artaria, Baader, Herder, Kirsner, Senel, Mez, Paravicini, Rossel, Sutter.

* **Die deutsche Kaiserstadt Berlin** und ihre Umgebung, von Ernst Friedel. Leipzig, Otto Spamer. *M.* 4. —

Das Buch, das einen Band des Sammelwerkes Deutsches Land und Volk bildet, verdient die entgegenkommendste Aufnahme. Wir haben bisher — und das ist ein trübes Zeichen — kein populäres Werk über Berlin gehabt. Prachtwerke über allerlei wilde Gegenden, für die man sich nur schwer interessiren kann, sind herausgegeben worden, und für das Heimische hat sich kein Darsteller gefunden. Als ob es sich nicht der Mühe lohnte! Berlin ist in den letzten Jahrzehnten eine der schönsten Städte geworden, hat einen Aufschwung genommen, der auf historischem Boden unerhört, nur in den Nomadenstädten Amerikas seines Gleichen findet. Erst vor Kurzem wurde an dieser Stelle der Wunsch nach einem großen Berlin-Werke ausgesprochen. Der vorliegende erfüllt den Wunsch nicht ganz, aber es ist doch eine erfreuliche Abschlagszahlung. Der Text ist gewandt und frisch geschrieben; der Verfasser als Mitglied des Magistrates ist natürlich in der Lage, überall genaue Nachrichten zu geben: Berliner Stadtgeschichte, Gebäude und Straßen, Leben und Verkehr, das Alles wird, etwas gedrängt zwar, aber darum nicht minder anziehend behandelt; zum Schluß folgen Schilderungen der ungebührlich verläumdeten Umgebung Berlins. Das Buch ist mit offenbarer Liebe zum Gegenstande geschrieben, und dadurch erhält es einen besonderen Reiz. — Die Illustrationen sind zahlreich und lobenswerth: es befinden sich darunter eine Reihe von Reproductionen alter Holzschnitte und Kupferstiche aus den letzten drei Jahrhunderten, sehr sauber gearbeitete Architekturen und eine Reihe Zeichnungen aus dem Berliner Leben, die H. Lüders flinker Stift aufgenommen hat.

Eine ganz hervorragende Zierde ist eine Illustration von Paul Meyerheim und eine Ansicht des alten Potsdamer Thores, deren stimmungsvolle Schönheit uns beinahe in Menzel den ungenannten Zeichner des Blattes suchen lassen möchte.

* **Dem Zar Befreier!** Ein Requiem von B. von Andrejanoff. Riga, Wilhelm Helms.
Ein ziemlich überraschendes Stück deutsch-russischer Haupt- und Staatspoesie. Denn man merkt an der Behandlung eines Stoffes, der den Nichtrussen entweder kalt läßt oder gar zu stillem Widerspruche reizt, daß hier ein Dichter von Talent redet. Hoffentlich findet sich eine andere, sympathischere Gelegenheit, ihm wieder zu begegnen.

* **Deutscher Wortschatz oder der passende Ausdruck**, von A. Schlessing. Stuttgart, Paul Neff. *M.* 5. —
Das Buch ist nach dem Muster von Rogets in England sehr beliebtem Thesaurus of English Words and Phrases ausgearbeitet worden. Es soll ein Nachschlagebuch, nicht blos für Schriftsteller und Redner, sondern für Gebildete aller Stände und für Ausländer sein. Es enthält zunächst eine Uebersichtstafel, worauf die tausend Begriffe aufgeführt sind, unter die sich die einzelnen Worte einordnen; dann die Begriffsrubriken selbst und endlich einen ausführlichen Index, der für jedes vorkommende Wort die Stelle im Buche nachweist. Dieser Index ist das Werthvollste. Denn unter besagten tausend Begriffen würde sich natürlich kein Mensch zurechtfinden können; so aber ist das Suchen auf das Einfachste erleichtert. Man schlägt in dem Index irgend ein Wort nach, das der vorschwebenden Idee ungefähr entspricht, findet da die betreffende Gattungsnummer angegeben und kann sich unter dieser aussuchen, was man braucht. Der hier gebotene Wortschatz ist begreiflicherweise im Entferntesten nicht vollständig — sonst würde das Buch, das jetzt 430 Seiten zählt, ja zum Unförmlichen angeschwollen sein: — aber er enthält genug, um dem Leser, selbst wenn dieser nicht ganz genau den gewünschten Ausdruck findet, immerhin auf die Spur zu helfen. Wir haben bei mehrfachen Proben, anstatt erst über ein Wort lange nachzugrübeln, in dem Werkchen jedesmal einen zuverlässigen Rathgeber gefunden. — Es steckt übrigens eine Arbeit darin, die Niemand unterschätzen sollte: außer dem Sammeln und Rubriciren ist es schon viel, einen so brauchbaren Index zu schreiben. Auch der Druck wird nicht geringe Schwierigkeiten bereitet haben.

* **Mein erster Tag.** Schulhumoreske von Tobias Helfgott. Wien, L. Rosner. Zweite Auflage. *M.* 1. —
Ein Bild aus dem Lehrerleben jener Zeit, da die österreichische Volksschule noch ganz in Händen der Kirche, und der Lehrer nichts besseres denn ein Bedienter des Geistlichen war. Humoreske ist eigentlich ein anspruchsvoller Titel: der Humor des Verfassers ist ein wenig dünn; wie denn das Heftchen überhaupt keinen literarischen Werth besitzt. Aber es geht wenigstens ein gesunder Zug von Empörung über das ehemalige Unwesen, das sich in Oesterreich leider Gottes wieder zu erheben scheint, durch das Buch. Und als ein Beweis dafür, wie weit die Verpfaffung der Volksschule führen kann, ist das Schriftchen äußerst lehrreich: in Deutschland, wo die Kirche ja auch ihren Anspruch auf die Herrschaft in der Schule noch nicht aufgegeben hat, und wo sich immer noch Leute finden, die ihr jene in die Hände spielen möchten, wird dieser Angstruf aus dem Nachbarlande sicherlich Theilnahme erwecken.

* **Paris.** Von Max Nordau. Leipzig, Duncker und Humblot.
Unter diesem Titel erscheinen die „Studien und Bilder aus dem wahren Milliardenlande“, die vor drei Jahren bei ihrem ersten Erscheinen lebhaftes Interesse erregten, in einer zweiten vermehrten Auflage. Während man sonst in den unzähligen deutschen Büchern, die über Paris jahraus, jahrein geschrieben werden, immer nur die alten Sachen findet, die Heine und Börne schon ungleich besser gesagt haben, schlägt

Nordau einen neuen, eigenen Ton an. Dieser ist vielleicht nicht immer ganz richtig, aber es ist wenigstens etwas anders als das Hergebrachte, das auch nicht unfehlbar ist. So ist es erklärlich, daß Nordaus Buch Freunde gefunden hat. — Bei dieser Gelegenheit sei auf eine Sammlung von Feuilletons aufmerksam gemacht, die Jules Claretie, nachdem sie zuerst im Temps erschienen, nun unter dem Titel: La vie à Paris 1880 als Buch veröffentlicht hat (Paris, Victor Havard). Es ist eine vollständige Chronik des Pariser Lebens in jenem Jahre; ein Jahr- und Handbuch, bei dessen Lectüre sich jeder Freund der schönen Stadt gern die Ereignisse, die ihm allzu rasch entflogen, in das Gedächtniß zurückrufen wird. Neben vielem Richtigen findet sich auch manche wissenswerthe Anekdote und manch' hübsches Wort. Hübsch ist das Buch überhaupt — doch der Stilist Claretie braucht nicht erst empfohlen zu werden!

An die Redaction von **„Nord und Süd"** zur Besprechung eingegangene Bücher.

Aus deutscher Culturgeschichte. Hannover, Carl Meyer.
Birt, Th. Elpides. Marburg, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.
v. Boguslawski, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde. Band VIII. No. 5. Berlin, D. Reimer.
Cherbuliez, Victor, Der Verlobte des Fräulein von Saint-Maux. Berlin, Eugen Grosser.
Collection Spemann, Band 6 und 7. Stuttgart, W. Spemann.
Ebers, G. & H. Guthe, Palästina. Lief. 4 u. 5. Stuttgart, Hallberger.
Fehr, L., An die Braut. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
Götzinger, Ernst, Reallexicon der deutschen Alterthümer. Heft 1 u. 2. Leipzig. W. Urban.
Grassmann, R., Das Weltleben oder die Metaphysik. Stettin, R. Grassmann.
Hare, Augustus J. C., Freifrau von Bunsen. 2 Bände, Gotha, F. A. Perthes.
Hartmann, A., Der gerechte Branntweinbrenner. Bern, K. J. Wyss.
Hirschfeld, Dr., „Ophelia." Danzig, E. Gruihn.
Historische Meisterwerke der Griechen und Römer. Heft 2. Leipzig, E. Kempe.
Illustrirtes Conversations-Lexicon der Gegenwart. Lief. 9—10. Leipzig, Otto Spamer.
Kiepert, H., Specialkarte von Mittel-Italien. Berlin, D. Reimer.
Kiepert, H., Generalkarte der Südost-Europäischen Halbinsel. Berlin, D. Reimer.
Körner, Prof. Fr., Geschichte des deutschen Volkes. Heft 3. Berlin, Wilh. Issleib.
Koner, Prof. Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. XVI. Band, Heft 3. Berlin, D. Reimer.
Kretschmer, Alb., Die Trachten der Völker. Lief. 16u. 17. Leipzig, J. G. Bach's Verlag.
Krüger, F., Das Reich Gottes. Güstrow, Opitz & Co.
Latendorf, Fr. Karl Horn und Heinrich Gesellius. Pössneck, C. Latendorf.
Leixner, Otto von, Illustrirte Geschichte der fremden Literatur. Lief. 4—7. Leipzig, Otto Spamer.
Lindenberg, Paul, Beiträge zur Entdeckungs-Geschichte Afrikas. Heft 4. Berlin, D. Reimer.
Nordlandfahrten. Lief. 10. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Reissenberger, Dr. Carl, Das Grossfürstenthum Siebenbürgen. Wien, Karl Graeser.
Rossmaessler, E. A., Der Wald. Lief. 15. u. 16. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagsbuchh.
Siegmund, Ferd., Aus der Werkstätte des menschlichen und thierischen Organismus. Lief. 15—20. Wien, A. Hartleben.
Sutermeister, Otto, Welt und Geist. Bern, J. Dalp'sche Buchhandlung.
Scherben, gesammelt von einem müden Manne. Zürich, Verlags-Anstalt.
Scherr, Joh., Allgemeine Geschichte der Literatur. Lief. 7—12. Stuttgart, Carl Conradi.
Schmidt-Weissenfels, Portraits aus Frankreich. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.
Stieler, Carl, Neue Hochlands-Lieder. Stuttgart Ad. Bonz & Co.
Voigt, Georg, Friedrich Rückert's Gedankenlyrik. Annaberg, Hermann Graser.
Weck, Prof. Dr. Gustav, Allerdeutschentag. Wittenberg, R. Herrosé. ℳ —,60
Zirngiebl, Dr. Eberhard, Johannes Huber. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 19. — Heft 56.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

November 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

November 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt von Hermann Helmholtz, Radirung von W. Rohr in Königsberg i. Pr.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd" bezügliche Sendungen sind an die Redaction nach Berlin W., von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ——

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — November 1881. — 56. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: H. Helmholtz.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Herr und Frau Bewer.

Novelle

von

Paul Lindau.

— Berlin. —

(Schluß.)

Kathi," sagte Klaus, als sie sich am andern Morgen beim Frühstück gegenüber saßen, „ein Auftritt wie der gestrige darf sich nicht wiederholen. Wir wollen uns doch nicht quälen — wir haben uns verbunden, um uns gegenseitig das Leben zu erheitern. Wir müssen, namentlich in dieser ersten Zeit unserer Ehe, wohl darauf achten, daß wir auf demselben Wege bleiben und uns nicht von einander trennen. Die falsche Richtung ist bald gegeben, und geht der eine nach rechts, der andere nach links, dann ist das Unglück da. Wir dürfen nie vergessen, daß ein Gegensatz zwischen uns nicht besteht, daß es sich nur handeln kann um eine Verschiedenheit der Meinungen, die sich durch gegenseitige Rücksichtsnahme, oder um ein Mißverständniß, das sich durch ein gutes Wort schnell ausgleichen läßt. Es war kein Eigensinn von mir, daß ich Dich gestern zum Aufbruche mahnte, Kind. Das Tanzen bekommt Dir nicht, was Du auch sagen magst! Du warst so erregt, wie ich Dich nie zuvor gesehen habe. Und dieser fieberhaften Erregung schreibe ich es auch zu, daß Du unfreundlicher gegen mich warst, als es richtig war. Und dann und hauptsächlich war es mir unangenehm, daß Du mit einem Bekannten aus früherer Zeit zusammentrafst. Du wirst das begreifen. Ueber diese frühere Zeit soll nie ein kränkendes Wort von meinen Lippen kommen, aber ich mag daran auch nicht erinnert werden. Also lassen wir es gut sein, ich bin Dir nicht mehr böse; und nun sieh wieder freundlich aus und denke daran, daß wir alle Ursache haben, heiter in's Leben zu blicken. Reich mir die Hand, Kathi!"

Kathi hatte während dieser langen Rede nicht einmal den Versuch gemacht, dieselbe zu unterbrechen. Sie blickte unausgesetzt auf das weiße Tisch-

tuch und regte keine Miene. Ihr Gesicht war jeden Ausdrucks baar. Es war nicht traurig, nicht trotzig, nicht gerührt, nicht versöhnlich. Apathisch legte sie ihre Hand in die ihres Mannes, ohne den herzlichen Druck zu erwidern.

„Hast Du mir denn nichts zu sagen?“ fragte Klaus nach einer längern Pause.

„Wenn ich mich ärgere, bringe ich kein Wort heraus,“ sagte Kathi.

„Aber Du sollst Dich nicht ärgern, Kind!“

Klaus bemühte sich, ihr noch einmal auseinanderzusetzen, daß ihre Verstimmung ganz grundlos sei. Sie ließ ihn reden, ohne zu widersprechen. Sie gab ihm nicht Recht und nicht Unrecht. Sie verstand ihn vielleicht gar nicht. Klaus erging sich gewiß zu sehr in Allgemeinheiten, zu denen ihr Verständniß nicht heranreichte. Sie hatte nur Sinn für Positives. Sie wußte sehr gut, was sie sich unter einer neuen Toilette, einer Reise, einem Balle, einem Souper mit der Levini vorzustellen hatte. Aber was der Klaus ihr da von den Aufgaben der Gatten, von sittlichen Pflichten für die Zukunft und derlei erzählte, das war ihr zu hoch; und sie war keine Freundin von Charaden.

Klaus hatte ganz Recht gehabt, als er nach der ersten Begegnung mit ihr zu Leo gesagt hatte, sie sei keine verderbte Natur, das sehe man ihr an den Augen an. Es war in der That keine ihrer seelischen Eigenschaften entartet und verderbt, sie war nicht lasterhaft; sie war einfach unentwickelt. Sie war aufgewachsen ohne ein gutes Vorbild, an dem sie sich hätte aufrichten können; nie hatte eine ernste und edle Gesinnung das jugendliche Gemüth befruchtet. Die Erziehung, die sie in der Werkstatt des Vaters empfangen — ihre Mutter war früh verstorben — hatte darin bestanden, daß sie genährt, gekleidet und in die Volksschule geschickt worden war. Zur Herstellung dessen, was man die sittliche Grundlage zu nennen pflegt, war nicht einmal der Versuch gemacht worden, und an Allem, was sich auf diese stützt und nur von ihr aus sich erheben kann, war gänzlicher Mangel. Die einzige Pflicht, die sie vollkommen begriffen hatte, war die: daß sie ihren Contract innehalten müsse, da sie sonst eine Conventionalstrafe zu zahlen habe. So war sie, trotz ihres das Mittelmaß überragenden Verstandes, nichtig. Aber diese seelische Nichtigkeit war durch die ihr angeborene körperliche Anmuth verhüllt. Ihre Erscheinung hatte einen bestrickenden Liebreiz. Dieser Macht war sie sich vollkommen bewußt, und ihr natürlicher Instinct lehrte sie den geschickten Gebrauch dieser gefährlichen Waffe. Wenn sie sich nicht ganz geheuer fühlte, so schwieg sie, die überhaupt nicht schwatzhaft war, und überließ das Weitere der Wirkung ihres anmuthigen Wesens.

Dieses Schweigen war für Klaus eine Höllenqual, und wenn sich in der starren Ausdruckslosigkeit des Antlitzes dessen unheimlicher, ihm bald bekannt gewordener Vorbote ankündigte, so überkam ihn ein Grauen. Er wollte ja gern Alles ertragen, er wollte offenbare Unbill willig erdulden, nur schweigen sollte Kathi nicht — nur nicht schweigen! Er hatte sich doch nicht einem leblosen Bildniß vermählt! Er wollte Alles, nur nicht in die Wüste predigen.

Ob er im Unrecht war, oder nicht, darüber ließ sich ja reden; aber es sollte nicht darüber geschwiegen werden.

War er denn ein Tyrann, vor dem ein jeder Widerspruch auf der Lippe ersterben mußte?

Und er ereiferte sich allmählich und redete sich schließlich in blinden Zorn hinein. In einer solchen Gemüthsstimmung sagte er dann Dinge, die er wirklich zu bereuen hatte. Durch ihr Schweigen brachte es Kathi fertig, daß er schließlich wirklich im Unrecht war, daß er sein Unrecht einsah, und die Frau, die ihm wehe gethan, noch um Vergebung bitten mußte. Und er machte sich Vorwürfe, daß er das arme Wesen, das ja nichts Anderes auf der Welt habe als ihn, durch seine Launen und seine Heftigkeit martere.

Mit der Zeit wurde der Riese so klein und schwach, daß ein Kind sich seiner hätte erbarmen mögen. Er zitterte vor einem jeden ehelichen Zwiste, da ein jeder derselben sich zu einem Zerwürfniß erweiterte, das zu der Geringfügigkeit der Veranlassung in keinem Verhältnisse stand. Er zitterte vor der kleinen Kathi wie ein Sclave vor der erzürnten Gebieterin.

„Und da draußen hießen sie mich den König von Sumatra!" sagte er einst mit bitterm Lächeln.

Kathi, die zunächst aus Unbehülflichkeit geschwiegen hatte, schwieg später aus Princip, nachdem sie die Macht des Schweigens erkannt hatte.

Freudlos verliefen die ersten Wochen der Ehe, unerquicklich im Großen und Ganzen, wenn es auch an sonnigen Stunden nicht gebrach. Wenn sich nach einer der leider nicht seltenen häuslichen Scenen Kathi an den Flügel setzte und mit ihrer hübschen Stimme und dem Temperamente der Vollblut-Wienerin, — die freilich im Sang und Tanz von diesem Temperamente so viel verausgabte, daß für das Andere wenig übrig blieb, — eines der zahlreichen österreichischen Volkslieder sang, und Klaus den köstlichen Weisen mit innigstem Wohlbehagen lauschte, dann hatte er Alles vergessen, was ihn seit einiger Zeit so schwer bedrückte, dann war er aufrichtig überzeugt, daß er trotz alledem und alledem doch das Rechte gethan habe. Das Weib, das er liebte, war sein. Was hatte dieser Wahrheit gegenüber Alles Andere zu bedeuten?

Er vertraute auf die Zeit, die seine Rauhheiten abschleifen und ihren Sinn gefügig machen würde. Er hatte es sicherlich nicht richtig angefangen. Er sagte sich, daß ihn die eigenthümlichen Bedingungen seines bisherigen Daseins gewiß zu einem Egoisten gemacht hätten. Er habe sich seit Jahren daran gewöhnt, seinen Willen unter allen Umständen durchzusetzen. In der Fremde sei er dem Verkehr mit Seinesgleichen, und vor allem dem Verkehr mit Frauen entfremdet und unter den Wilden halb verwildert. Er habe an sich viel gut zu machen. Die arme Kathi könne keine Schuld treffen. Wenn sie anders sei, als er es sich gedacht, so sei das doch nicht ihr Fehler. Von der Lerche dürfe er nicht verlangen, daß sie den Schlag der Nachtigall habe.

„Ich muß mir mein Haus zimmern mit dem Material, das vorhanden ist. Das Wesentliche ist, daß wir unter Dach und Fach kommen. Freilich

gestaltet sich mein Leben anders, als ich gemeint, aber es braucht darum nicht schlimmer zu sein. Kathi ist keine schlechte Natur! Wir verstehen uns noch nicht recht, das ist Alles! Wir müssen uns Mühe geben, uns verstehen zu lernen. Darauf allein kommt's an."

So argumentirte Klaus. Er suchte den Schaden immer nur in sich. Mit unüberwindlicher Scheu ging er der Frage aus dem Wege: ob denn Kathi keine Schuld treffe? Und wo der Keim zu der Verschuldung liege? Es widerstand ihm, das beiderseitige Verhältniß in seiner Gesammtheit in's Auge zu fassen und zu untersuchen, ob denn dessen Grundlage eine richtige und gesunde sei. Es überschlich ihn wohl das unheimliche Gefühl, als ob er da bemerken müsse, daß er sich mit dem Zurechtzimmern seines Hauses überstürzt, die Basis nicht genügend geprüft und auf Sand gebaut habe. Das aber wollte und konnte er sich auf keinen Fall eingestehen. Den großen Fehler wollte er nicht zugeben, und er redete sich ein, daß genug geschehe, wenn er kleine Fehler ablege. Nur sich selbst habe er zu ändern; denn daß an Kathi nicht viel zu ändern war, ward ihm bald zur Gewißheit.

Es war ihm auch längst klar geworden, wie sich die kleinen Zwistigkeiten, die die junge Ehe so unerfreulich machten, am Einfachsten und Bequemsten dadurch vermeiden ließen, daß er als der Verständigere nachgab. Nachdem er alles Mögliche vergeblich experimentirt, hatte er sich die vollkommene Willfährigkeit zum Grundsatze gemacht; und da Kathi eigentlich nie etwas Unvernünftiges verlangte, so war es ihm auch nicht schwer geworden. Dabei hatte er sich auch leidlich wohl befunden, denn in der allerletzten Zeit war der häusliche Friede kaum erheblich gestört worden. Der Friede war freilich da, aber nicht die Einigkeit. Thatsächlich lebte ein Jedes für sich. Das Standesamt hatte in aller Form copulirt, aber das geistige und seelische Band hatte sich zwischen den Beiden nicht geknüpft. Kathi konnte aus dem Kreise ihrer Anschauungen und Empfindungen, wie ihn ihre Geburt und Erziehung gezogen hatte, nicht heraustreten, und dieser Kreis war eben ein ganz anderer als der des in den strengsten Principien der Sittlichkeit aufgewachsenen, von einem weisen und edlen Vater liebevoll erzogenen Lübecker Patriziersohnes. Kathi begriff nicht, wie sich Klaus über gewisse Aeußerungen von ihr alteriren konnte, deren harmlose Unbildung sie nicht empfunden hatte, und Klaus stand jeden Augenblick einer Unbegreiflichkeit gegenüber, mit der er paktiren mußte, um deren verletzende Wirkung abzuschwächen.

Kathi nahm die Zwistigkeiten viel weniger tragisch als Klaus. Sie kamen ihr mitunter sogar nicht ungelegen, da sie in das Einerlei einige Abwechslung brachten. Aber auch sie war nicht glücklich. Sie war an der Seite des Mannes, der sie aus vollem Herzen liebte, und im Ueberflusse des alle materiellen Genüsse gewährenden Reichthums sogar weniger glücklich, als sie es in der dürftig möblirten Stube der Frau Milcke und in der Gesellschaft leichtsinniger Courmacher gewesen war. Denn sie langweilte sich fast immer. Vierundzwanzig Stunden Tag ein Tag aus immer mit demselben Manne zusammen —

es war ihr ein bischen zu viel! Sollte denn das ewig so weitergehen? Die Männer anderer Frauen hatten doch irgend ein Geschäft, das diese täglich auf längere oder kürzere Zeit vom Hause entfernte. Jene anderen Frauen waren doch während dieser größeren oder geringeren Frist sich selbst überlassen, sie konnten sich mit Bekannten ausplaudern. Sie hatte keine Freundin, mit der sie verkehren durfte, keinen Bekannten, den sie in den eleganten Salons begrüßte. Sie hatte eben nur ihren Mann, der auf Gottes weiter Welt nichts andres zu thun hatte, als sich um sie zu bekümmern. Deswegen quälte er sie gewiß auch durch seine merkwürdigen Schrullen. Er war unbeschäftigt, und das taugte dem im rüstigsten Alter stehenden und an Thätigkeit gewöhnten Manne gewiß nicht! Wenn sie sich erst zur Ruhe gesetzt hätten, so müßte Klaus wieder eine Thätigkeit beginnen, die einen ordentlichen Theil seiner freien Zeit in Anspruch nehme, um ihr die entsprechende freie Zeit zu gewähren. Das war nicht mehr als recht und billig.

Klaus, der seine Frau in alle seine Angelegenheiten eingeweiht hatte, war nicht wenig erstaunt über die Theilnahme, die Kathi an der Auflösung des Geschäftes auf Sumatra nahm. Diese ging viel langsamer von statten, als Klaus erwartet und gewünscht hatte. Die letzte Post hatte ihm einen Brief des umsichtigen und zuverlässigen Procuristen gebracht, in welchem dieser ihm mittheilte, daß er es vor seinem kaufmännischen Gewissen nicht verantworten könne, wenn er den Befehlen, die ihm Klaus bei seiner plötzlichen Abreise gegeben, buchstäblich nachkomme. Die überstürzte Liquidation würde unter den gegenwärtigen Conjuncturen sehr bedeutende Verluste nach sich ziehen, die mit Leichtigkeit bei einer rationellen und ruhigen Abwickelung zu vermeiden seien. Er erbitte sich daher die Genehmigung, freie Hand zu behalten und das Geschäft nach seinem bestem Ermessen so zu führen, daß dessen Liquidation sich glatt bewerkstellige. Wenn darüber längere Zeit verginge, anderthalb Jahre oder zwei, so sei das ja kein Unglück.

Klaus erklärte sich mit umgehender Post mit allen Maßnahmen des Procuristen einverstanden und freute sich, welches Interesse Kathi an diesen Geschäften nahm, von denen sie doch gar nichts verstand.

„Wer weiß," sagte Kathi mit sehr klugem Ausdruck, „ob es nicht am besten wäre, wenn Du selbst an Ort und Stelle die Sachen ordnetest!"

„Aber Kind," entgegnete Klaus gutmüthig lächelnd, „meinst Du denn, daß ich Dir die Beschwerlichkeiten einer solchen Reise zumuthen werde?"

Nein. So hatte es Kathi nicht gemeint.

Der Herbst war vorüber. Das junge Paar hatte eine schöne Reise durch Süddeutschland gemacht und hatte sich, nach allen möglichen Projecten, plötzlich entschlossen, seinen festen Wohnsitz in Berlin zu nehmen. Klaus hatte diese Eventualität schon früher in's Auge gefaßt und schon vor einigen Wochen wegen Ankaufs eines kleinen eleganten Hauses in der Hildebrandtstraße, das für ein junges Ehepaar wie geschaffen war, Unterhandlungen angeknüpft.

Es war von dem Besitzer ganz neu und sehr geschmackvoll für seine junge Frau mit aller Liebe eingerichtet, aber nie bezogen worden, da die junge Frau auf der Hochzeitsreise in Rom von dem tückischen Fieber dahingerafft worden war. Klaus machte nun den Kauf perfect und stattete Leo mit einer umfassenden Vollmacht aus, Alles, was etwa noch fehle, zu ergänzen, Unschönes zu ändern, zu dem Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen und namentlich Kathis Gemächer mit Kunstgegenständen zu schmücken.

Kathi war wirklich ein merkwürdiges Geschöpf! Sie war doch tiefer, als er glaubte! Denn eine solche Uneigennützigkeit, wie sie sie jetzt wiederum bewährte, ließ sich mit der Oberflächlichkeit des Charakters nicht vereinbaren. Er hatte sie ihr, ehrlich gesagt, nicht zugetraut. Und hatte es nicht etwas Rührendes, wie sie sich weit weniger um den Comfort und Luxus ihrer Zimmer kümmerte, als gerade um die Einrichtung eines schönen, ruhigen, von den übrigen Räumen abgelegenen Bureaus, in dem er recht ungestört arbeiten könne?

Leo war nicht umsonst ein Jahr bei den Meiningern engagirt gewesen. Er hatte ein gebildetes künstlerisches Auge und guten Geschmack. Er entledigte sich des Auftrags seines Freundes mit wahrer Freude und mit großem Geschicke. Mitte November war das Nest gebaut, und acht Tage darauf flogen die Vögel ein.

Kathi war von ihrem neuen Heim aufrichtig entzückt. So Reizendes hatte sie nie gesehen, nie gedacht. Zum erstenmal empfand sie etwas wie Dankbarkeit für den Mann, der keinen Dank begehrte und sich belohnt genug wähnte, wenn sie nur zufrieden war. Die Zeit verging ihr hier auch schneller als auf der Reise. Sie machte sich im Hause zu schaffen, und dann kam ja auch Leo oft zum Besuch.

Sie hatte ihn doch falsch und ungerecht beurtheilt. Er war wirklich ein unterhaltender und liebenswürdiger Mensch. Er hatte sich auch in seinem Benehmen ihr gegenüber zu seinem Vortheil verändert. Seitdem sie Frau Bewer war, sprach er immer im Tone respectvoller Höflichkeit mit ihr und gestattete sich keine ungehörige Vertraulichkeit. Das „gnädige Frau" kam ihm ganz ungezwungen über die Lippen. Und dann verbreitete sein ganzes Wesen einen gewissen unbeschreiblichen Duft von Coulissen und Garderobe, der ihr angenehm war. Es war eine Thorheit von ihr gewesen, daß sie Klaus den Umgang mit diesem heiteren Menschen hatte verleiden wollen. Im Gegentheil, dieser Umgang mußte gepflegt werden. Leo mußte ihr discreter Verbündeter werden; er mußte Klaus bisweilen zu einer Belustigung außer dem Hause verleiten, zu einem Garçon-Abend bei Dressel oder dergleichen. Dann sei sie auf einige Stunden ungestört, und dann könne sie auch ihre alten Freundinnen einmal wiedersehen, ohne daß Klaus, der davon nichts hatte hören wollen, darum zu erfahren brauche.

Es that sich vor Kathis Geist die Perspective von kleinen Heimlichkeiten auf, die ihr sehr verlockend erschienen. Schon der Gedanke, daß sie etwas unternehmen wolle, was Klaus nicht wissen solle und nicht wissen dürfe,

beschäftigte sie in angenehmer Weise und belustigte sie. Sie war vergnügter als gewöhnlich und gegen Leo sehr freundlich.

Klaus war glücklich über die Veränderung, die er im Wesen seiner Frau beobachtete. In dieser guten Stimmung empfing er noch eine Nachricht, die ihn innig erfreute. Es war ein Brief von Wilhelm, der so lautete:

Hamburg, Hotel zum Kronprinzen, 18. December 1878.

Lieber Klaus!

In Begleitung meiner Frau, meines zweijährigen Sohnes und einer pechschwarzen Negerin, bin ich gestern hier angekommen. Ich habe hier nur wenige Tage zu thun. Meine Geschäfte rufen mich nach Berlin, wo ich mit den Meinigen am 23. einzutreffen gedenke. Dort haben wir auch meiner Schwägerin Bella, der Schwester meiner Frau, Rendezvous gegeben, die in sechs bis acht Wochen, nachdem sie nun ihre dreijährige Pensionszeit in Dresden abgeschlossen hat, mit uns zugleich in ihre Heimat zurückkehren wird. Wenn Dich dieser Brief also in Berlin trifft, und wenn es Dir und Deiner Frau so paßt, so können wir allesammt den heiligen Abend zusammen feiern. Wir freuen uns aufrichtig, unsere schöne Schwägerin kennen zu lernen. Meine Frau ist von Eurem Bilde ganz begeistert. Tausend Grüße

Dein

Wilhelm.

Kathi theilte durchaus die Freude ihres Mannes über diesen Brief. An ein so frohes Weihnachtsfest hatte sie nicht denken können. Nun hatte sie doch einmal etwas Anderes von ihrem reizenden Heim, als die eigene Freude darüber. Nun konnte sie es ihren Anverwandten zeigen. Nun war sie auch zum erstenmale Wirthin. Alles das reizte sie und sagte ihr zu. Sie ließ sich Wilhelm noch einmal sehr genau schildern und bedauerte, daß Klaus von der ihm selbst noch unbekannten Schwägerin nichts weiter wußte, als daß sie noch jung und die Tochter eines hochangesehenen Kaufmanns in San Francisco sei, der alle möglichen Vertrauensstellungen bekleide, zum Ehrenpräsidenten verschiedener Corporationen erwählt sei und dergleichen. Von der Existenz der Schwägerin Bella hatte Klaus erst durch den Brief Kenntniß erhalten.

Am liebsten hätte Kathi die lieben amerikanischen Verwandten bei sich aufgenommen. Man könne sich ja auf ein paar Wochen behelfen, und sie verstehe sich so gut auf's Einrichten! Ungern ließ sie das Project, nach der bestimmten Erklärung ihres Mannes, daß Wilhelm diese Einladung auf keinen Fall annehmen werde, fallen. Aber zu Weihnachten überrascht müßten die Amerikaner doch werden. Und das werde sie besorgen. Klaus mußte sehr diplomatisch vorgehen, um Kathi klar zu machen, daß sie gewisse Grenzen nicht überschreiten dürfe, wenn der Zweck: den Gästen eine Freude zu bereiten, erfüllt werden sollte.

Eine halbe Stunde später erschien Kathi mit Pelz und Muff im Saale. Klaus sah erstaunt auf.

„Wohin des Wegs?“ fragte er.

„Das geht Dich nichts an,“ antwortete sie schelmisch. „Vor dem Feste darf man nicht neugierig sein.“

„Du bist wirklich ein Kind,“ entgegnete Klaus lächelnd. „Du wirst doch nicht allein fahren?“

„Gustel begleitet mich.“

„Sehr wohl.“

Kathi verabschiedete sich mit einem herzlichen Kusse. Klaus brachte sie bis an den Wagen und schärfte dem Kutscher noch besondere Vorsicht ein.

Kathi legte sich behaglich in den Wagen zurück. Gustel saß ihr kerzengrade gegenüber.

Zum ersten Male seit dem Tage ihrer Vermählung war Kathi so von ihrem Manne getrennt, daß dieser nicht jeden ihrer Schritte überwachen konnte. Sie hatte die volle Empfänglichkeit für diese ungewohnte Annehmlichkeit. Es war ihr zu Muthe wie einer streng gehaltenen Pensionärin, die in die Ferien reist. Es regte sich auch sogleich das Verlangen in ihr, die süße Freiheit auszunützen. Hinter dem dichten Schleier lächelte sie höchlich vergnügt.

„Höre, Gustel,“ sagte sie plötzlich, „glaubst Du, daß der Friedrich schwatzt?“

„Kutscher sind gewöhnlich verschwiegen, aber den unsrigen kenne ich noch nicht genug. Ich würde doch der gnädigen Frau Vorsicht anempfehlen.“

„Ich möchte nämlich die Levini einmal wiedersehen. Aber Du weißt ja, Er ist komisch und hat's nicht gern. Die Levini wohnt aber in der verflixten Puttkamerstraße, in der kein Laden zu Weihnachtseinkäufen ist. Fahre ich nun dahin, und kommt mein Mann auf den Einfall, den Friedrich zu fragen, so weiß er gleich Alles, und dann habe ich die Bescheerung, Du verstehst?“

„Vollkommen,“ erwiderte Gustel, und mit erstaunlicher Schlagfertigkeit entwarf sie, ohne einen Augenblick zu stocken, folgenden Kriegsplan: „Wenn gnädige Frau Fräulein Levini zu sehen wünschen, so kann ich ihr ja schreiben oder ihr mündlich ausrichten, daß sie morgen Nachmittag zu einer bestimmten Stunde zu meiner Mutter kommt. Gnädige Frau haben gewiß morgen auch noch Besorgungen. Und zu meiner Mutter können gnädige Frau doch ganz unbesorgt fahren. Wenn der gnädige Herr es wirklich erführe, würde er es ganz natürlich finden, daß gnädige Frau Ihrer alten Wirthin irgend eine Kleinigkeit zu Weihnachten schenken. Und bei meiner Mutter können gnädige Frau ganz ungenirt mit Fräulein Levini zusammentreffen, — oder mit wem gnädige Frau sonst wollen.“

Die in den letzten Worten nicht einmal versteckte unverschämte Insinuation, die auch ganz richtig verstanden wurde, berührte Kathi gar nicht. Sie war sehr erfreut über Gustels Klugheit.

„Also gut,“ sagte sie. „Geh im Laufe des Abends zur Levini und

zu Deiner Mutter und bringe die Geschichte in Ordnung — für morgen Nachmittag um drei."

„Zu Befehl, gnädige Frau. Also wirklich zu Fräulein Levini?"

„Ja doch, zu wem denn sonst?" entgegnete Kathi halb unwillig. „Schwatz keine Albernheiten."

Kathi kaufte allerlei unnütze Sachen für die beiden Damen und ihren Schwager und einen ganzen Spielladen für den Jungen. Sie weigerte sich hartnäckig, Klaus die erworbenen Gegenstände zu zeigen,

Am anderen Nachmittage wiederholte sich dieselbe Scene. Klaus mußte sich wiederum von Kathi trennen, und diese kaufte wieder ein und unterhielt sich mit Gustel.

Einige Minuten nach Drei hielt das elegante Coupé vor dem Hause in der Zimmerstraße, an dem wieder der Zettel „herrschaftlich möblirtes Zimmer" hing. Gustel hatte, gegen die Etiquette, aber auf Befehl ihrer Herrin, den Vortritt genommen. Sie sah sich schnell auf der Straße um und reichte darauf der tiefverschleierten Kathi mit den Worten: „Die Luft ist rein, bitte, gnädige Frau," die Hand zum Aussteigen.

Kathi blieb einen Augenblick an der Treppe stehen. Es gewährte ihr eine wirkliche Freude, das alte Haus wiederzusehen. Nur kam es ihr so vor, als ob der Hausflur enger und finsterer geworden sei, und als ob die Treppe weniger sauber gehalten würde. Gustel öffnete mit dem Drücker die bekannte Thür, und mit einem übermüthigen Hopser sprang Kathi der Levini entgegen und schloß sie leidenschaftlich in ihre Arme.

Kathis Freundschaft für Vittoria Levini hatte, seitdem sie die Collegin verlassen, merkwürdige Fortschritte gemacht. Die Levini war von der Herzlichkeit der Begrüßung ganz überrascht, aber sie erwiderte dieselbe ebenso herzlich.

Auch ihr Zimmer fand Kathi beim ersten Anblick verändert; Frau Milcke müsse wohl einige Möbel hinausgenommen und weniger gute hereingebracht haben. Aber gleichviel, es war doch gar zu gemüthlich.

Und nun mußte die Levini erzählen! Und das war ein Geschwätz, als ob Einer mit der Hetzpeitsche dahinter gestanden hätte! Und da wurde laut gelacht! Und die Freundinnen amüsirten sich königlich.

„Also die blasse Toni gefällt nicht? Das habe ich mir gleich gedacht."

„Sie reicht Dir auch nicht das Wasser, Kathi! Sie singt ihre Nummern herunter wie eine Litanei. Da ist kein Pli, kein Chic!"

„Wo sollt' sie's auch her haben, Tori? Gelt, ich kount's besser!"

„Gar kein Vergleich! Das giebt selbst der Prinz zu, der sich übrigens immer noch angelegentlich nach Dir erkundigt."

„Er soll mich in Frieden lassen, er ist mir zu fad'! Das hab' ich schon dem Albersdorff gesagt. Nein, wie ich mich gefreut habe, den wiederzusehen, so ganz unerwartet — in einer feschen Réunion . . . Und denke Dir nur, mein Mann war eifersüchtig auf ihn und gab nicht zu, daß wir zusammen

soupirten. Kannst Du das begreifen? Als ob eine Freundin einer andern so etwas anthäte!"

„Quält er Dich oft?"

„Ja und nein! Er ist herzensgut, aber er versteht halt nicht, was Einem eine Freude macht. Er schenkt mir Alles, was ich mag. Aber ich langweile mich, Tori! Mich verlangt's wieder einmal nach einer Hetz', und er weiß gar nicht, was das ist. Aber warte nur, im neuen Jahr, wenn der Besuch fort ist — ich bekomme jetzt den Besuch meines Schwagers und meiner Schwägerin, sie ist eine Tochter des Präsidenten von Amerika — wenn die fort sind, dann wollen wir wieder einmal einen lustigen Abend verbringen, wollen lachen! Gustel ist ein kluges Mädel, und ich kann mich auf sie verlassen. Nun muß ich Dir aber Adieu sagen. Es könnte dem Kutscher auffallen, wenn ich zu lange bliebe. Ich will nur noch der Frau Milcke ein kleines Präsent machen."

Die Levini benutzte die günstige Gelegenheit, um ihrer lieben Freundin Kathi in aller Eile noch 40 Mark zu entleihen; sie habe etwas zu besorgen und in der Eile ihr Portemonnaie auf dem Tisch liegen lassen. Kathi besaß für die Situation das vollste Verständniß, das vergessene Portemonnaie der Levini kannte sie schon von früher her.

Frau Milcke trocknete mit der Rechten die Thränen der Rührung und Dankbarkeit, während ihre Linke den schönen Sammet des Pelzes zwischen Daumen und Zeigefinger prüfte. Kathi stieg in das Coupé, Gustel folgte ihr, ohne eine Miene zu verziehen, mit tadellosem Anstand.

„Nun," sagte Klaus, dem die Zeit, die pfeilschnell für Kathi dahingesaust, unendlich lang geworden war, „bist Du mit Deinen geheimnißvollen Besorgungen nun endlich fertig?"

„Ja," meinte Kathi lustig, während ihr Gustel mit correcter Ausdruckslosigkeit Hut und Pelz abnahm, „nun bin ich fertig! Ich hoffe wenigstens."

„Nun, der Himmel sei gepriesen! Und ist's wiederum verboten zu fragen, wo du gewesen bist?"

„Ueberall — in allerhand Läden. Und dann habe ich auch einer armen Frau eine kleine Weihnachtsfreude gemacht. Aber was fragst du nur danach!"

Gustel gestattete sich bei diesen Worten der Herrin den Ausdruck einer temperirten Ergriffenheit, sowie die Freiheit, der gnädigen Frau die Hand zu küssen.

„Ich frage nicht mehr," sagte Klaus, der an sie herangetreten war; und er streichelte ihr weiches schwarzes Haar.

Es war ein bitter kalter, grauer Tag. Durch die Straßen, die der Frost gesäubert hatte und die zum Ueberflusse noch ein scharfer, höchst unangenehmer Ost fegte, liefen die Leute mit rothen Nasen und thränenden Augen, in kleineren Schritten als gewöhnlich und mit vorgebeugtem Körper, um für

den Heiligabend noch ihre Einkäufe zu machen. Schon um 4 Uhr mußten die Lichter angezündet werden.

Kathi war in nicht geringer Aufregung. Ihr Mann hatte sie eben verlassen, um Wilhelm und dessen Familie von der Hamburger Bahn abzuholen, die mit dem Schnellzug um halb fünf erwartet wurden. Auf halb sieben war das Diner bestellt, das erste in ihrem Hause, bei dem das große Meißener Service eingeweiht werden sollte — ein Diner zu fünf. Kathi hatte durchaus auch Leo einladen wollen, und die Bemerkung ihres Mannes, daß das erste gemeinsame Mahl füglich der Familie gehöre, war eindruckslos geblieben. Der Conflict löste sich indessen zu Kathis Ungunsten dadurch von selbst, daß Leo Abends im Theater beschäftigt war. Kathi ging zum vierten Male in die Küche, und ließ sich von der robusten, stets mit überlegener Milde lächelnden Köchin zum vierten Mal bestätigen, daß sie ganz unbesorgt sein könne, und daß nichts versäumt werde. Darauf ging sie in ihr Toilettenzimmer, wo Gustel ihrer harrte, und kleidete sich langsam an. Sie wählte ein einfaches, sehr geeignetes Kleid, das ausgezeichnet saß und den reizenden Wuchs unter den günstigsten Bedingungen zeigte. Sie widerstand der Neigung ihren Hochzeitsschmuck anzulegen und begnügte sich damit, einen kleinen Strauß prachtvoller blühender Rosen auf der Brust zu befestigen. Ganz gleiche Sträuße hatte sie für die Damen auf deren Plätze legen lassen. Sie musterte noch einmal die Zimmer, die nichts von der Ungemüthlichkeit einer neuen Einrichtung hatten, und war mit deren lauschiger Behaglichkeit und der gleichmäßigen angenehmen Temperatur und Beleuchtung zufrieden. Sie ging unruhig hin und her und trat mehrere Male an das Fenster, um zu horchen, ob die Wagen noch nicht von der Thiergartenstraße einlenkten, obwohl ein einfacher Blick auf die Uhr sie hätte überzeugen können, daß dies gar nicht möglich war. Die Hildebrandtstraße blieb auch still wie gewöhnlich. —

Klaus war fünf Minuten vor Ankunft des Zuges in den Wartesaal getreten. Seiner Gewohnheit gemäß hatte er sich nicht umgesehen und daher auch nicht bemerkt, wie ein schlankes, großes, junges Mädchen von auffallender Schönheit, mit edel geschnittenem Profil, mit blühenden Farben, großen braunen Rehaugen und gewelltem aschblondem Haar, seit seinem Eintritt keinen Blick von ihm gelassen hatte. Als Klaus an der Glasthür stehen blieb, die dicht bereiften Glasscheiben behauchte und in gedankenloser Spielerei ein Guckloch auf den Perron herzustellen suchte, erhob sich das junge Mädchen und trat resolut auf ihn zu.

„Herr Klaus Bewer?"

„Zu Befehl, mein Fräulein," erwiderte Klaus etwas erstaunt, indem er den Hut lüftete.

„Bella White," sagte das junge Mädchen und reichte dem Bruder ihres Schwagers freundlich die Hand. „Sie können nun gehen, Fräulein," fügte sie hinzu, indem sie sich an ihre Begleiterin wandte. „Ich habe Schutz .... Ich habe mir das Mädchen aus dem Hotel mitgenommen," erklärte sie Klaus,

der von der Schönheit seiner Anverwandten überrascht war. „Ich habe Sie an der Aehnlichkeit mit Ihrem Herrn Bruder auf den ersten Blick erkannt."

Sie hatten wenige alltägliche Worte gewechselt, als die Glasthür geöffnet wurde. Der Zug fuhr ein, die Räder kreischten unter der Bremse, keuchend paffte die Locomotive die letzten Stöße des Dampfes aus, noch ein Ruck, und die Wagen hielten.

Langsam stieg Wilhelm aus und blickte sich um. Er sah allerdings Klaus sehr ähnlich. Er war ebenso groß und ebenso vierschrötig. Nur war sein Bart etwas dunkler, und er trug ihn kürzer. Die Beiden hatten ihn sofort gesehen und eilten auf den Wagen zu. Bella sprang voran, umarmte ihn in aller Eile und stieg dann in das Coupé, um von den Blicken der Umstehenden nicht belästigt zu werden und ihre Schwester Ellen und den Jungen, den sie himmlisch fand, nach Herzenslust abküssen zu können. Die Männer hatten sich auch umarmt, sie hielten sich die Hände, schüttelten sie kräftig, ohne ein Wort zu sagen und betrachteten sich gegenseitig. Beide waren erstaunt, wie sie sich verändert hatten, und wie ähnlich sie sich geworden waren. Die Schwestern lagen sich noch immer in den Armen und fanden eine jede von der andern, daß sie viel hübscher geworden seien und ausgezeichnet aussähen.

„Nun kommt, Kinder! Ellen, das ist Klaus!" sagte Wilhelm.

Ellen war keine Schönheit wie Bella. Aber sie war doch sehr hübsch. Ihr Gesicht hatte etwas überaus Herzliches, Sympathisches, das sofort für sie einnahm. Sie war etwas kleiner als Bella und voller. Sie sah einige Jahre älter aus, als sie war. Man würde sie für fünfundzwanzig bis sechsundzwanzig Jahre alt gehalten haben.

Ellen bot gemüthlich dem Schwager die Stirn zum Kusse dar und machte auch sogleich eine freudige Bemerkung über die Aehnlichkeit der Brüder. Komisch und reizend sah es aus, als die Negerin mit dem Kinde aus dem Coupé stieg. Sittah war tiefbraun, beinahe schwarz; um die krausen Haare hatte sie ein feuerrothes Tuch geschlungen. Alles glänzte an ihr: die dunkle Haut, das lebhafte Auge, die prachtvollen Zähne. An dieses glänzende schwarze Gesicht lehnte sich nun zärtlich das milchweiße, entzückende Lockenköpfchen des hellblonden Jungen, der ganz weiß gekleidet war. Er war ein Genrebild.

Während der Lohndiener das Gepäck auslöste, bestiegen Ellen, Klaus und Sittah mit dem Kinde den großen Hotelwagen. Wilhelm und Bella nahmen in Klaus' Wagen Platz, und die ganze Gesellschaft begab sich in das Hotel Royal.

Die Damen zogen sich in ihre Zimmer zurück, um Toilette für das Diner zu machen. Klaus leistete seinem Bruder beim Umkleiden Gesellschaft.

„Nun erzähle mir vor Allem von Deiner Frau!" sagte Wilhelm, „Du kannst Dir denken, wie gespannt wir sind."

„Du wirst sie ja sehen und kennen lernen."

„Auf dem Bilde sieht sie allerliebst aus, wie eine Nippfigur, die man mit Sammethandschuhen anfassen muß. Behandle sie nur gut! Aber Du bist verliebt? Da hält's nicht schwer. Zankt Ihr Euch oft?" fragte Wilhelm, ohne besondere Betonung, indem er sich suchend nach dem Kragenknopfe umsah, den er wie gewöhnlich verlegt hatte.

„Ob wir uns zanken?" wiederholte Klaus. „Wie kommst Du darauf?"

„Ich habe keine besondere Veranlassung dazu. Es interessirt mich nur festzustellen, ob es eine Bewer'sche Familieneigenthümlichkeit ist, daß unsere Ehen mit stürmischer Witterung beginnen, um bald in ungetrübten Sonnenschein zu verlaufen."

„Also bei Dir war's auch so?" fragte Klaus wie erleichtert.

„Natürlich. Wir haben in den ersten drei Wochen mehr Streit gehabt, als in den folgenden drei Jahren . . . Gott sei Dank!" rief Wilhelm, der den Knopf endlich gefunden hatte.

„Gott sei Dank!" sagte auch Klaus leise vor sich hin.

„Du bist ja mein Senior an Jahren, aber in der Ehe habe ich die Rechte der Anciennetät, und da kann ich Dir sagen, soweit meine Erfahrung reicht, ist jeder Mann in den Flitterwochen ein Thor! Ueberhaupt gibt's nichts Verlogeneres als die Verherrlichung der Flitterwochen. Die Weiber sind reizbarer und launischer denn je, und die Männer wollen durch überlegene Klugheit imponiren, wollen schulmeistern und die Direction angeben. Und da wird die Empfindlichkeit verletzt, da fällt ein unüberlegtes Wort, da gibt's sogar Thränen — und man wird irre an sich und den andern, und meint allen Ernstes, daß man das Glück seines Lebens verlieren werde, wenn man es nicht schon verscherzt habe. Das kenn' ich, Klaus! Und wenn Du die Krisis noch nicht überwunden haben solltest, so beunruhige Dich nicht, lieber Junge. Es scheint zur Ehe zu gehören wie zur Marienbader Kur der Brunnenschwindel, von dem uns der Alte immer erzählte."

„Und Du bist jetzt ganz glücklich?" fragte Klaus.

Wilhelm, der, während er Toilette machte, beständig mit bedächtigen Schritten das Zimmer durchmessen hatte, blieb vor dem Bruder stehen und sagte mit tiefer Stimme:

„Ganz glücklich, Klaus! So glücklich, wie man sein kann! Und ich weiß, was das heißt. Ich habe das beste und edelste Weib, das es giebt. Eine vornehme, tiefe, reine Seele, die nie ein unlauterer Hauch berührt hat, ein klarer Verstand und ein volles, warmes Herz. Ich sage Dir, was Du mir eben sagtest: Du wirst sie ja kennen lernen! Denn sie versteckt sich nicht, wenn es ihr auch nicht in den Sinn kommt, zu prunken. Sie ist schlicht und gut. Und Du wirst begreifen, daß sie mir die liebste und treueste Genossin ist. Wir verstehen uns auf den ersten Blick, verstehen uns, ohne uns anzublicken. Eine enge und wahre Gemeinsamkeit vereinigt uns, trotz mancher Verschiedenheit. Wir stehen eben auf demselben Niveau. Sie hat Verständniß für das, was mich bewegt, sie denkt und fühlt mit mir zusammen.

Und wenn wir auch oft nicht einer Meinung sind, so sind wir doch immer ein Herz und eine Seele."

„Du Glücklicher!" sagte Klaus.

Wilhelms halb scherzhafter Vortrag über die Flitterwochen hatte ihm sehr wohl gethan. Er hatte unwillkürlich ein jedes Wort auf sein Verhältniß zu Kathi bezogen und eine erfreuliche Nutzanwendung davon gemacht. Als aber Wilhelm Ellens Eigenschaften mit der Wärme des Liebenden und der Ueberzeugung des Mannes schilderte, da beschlich ihn eine tiefe Traurigkeit. Wieder drängte sich ihm die Parallele mit Kathi auf, aber diesmal, nur um ihn zu peinigen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß keine der Tugenden, die Wilhelm an Ellen pries, und die für die Beiden das Fundament des ehelichen Glücks geworden, seiner Frau zu eigen war. Wenn er an Kathi dachte und sich fragte, wodurch sie sein Herz gewonnen, so konnte er keine andere Antwort finden, als die: daß sie es ihm durch die Anmuth ihrer Erscheinung, durch den Wohlklang ihrer Stimme, durch den Reiz ihrer Sprache angethan habe. An den Adel, die Tiefe und Reinheit ihrer Seele dachte er dabei nicht; er konnte daran nicht denken, weil er aufrichtig war. Er dachte noch weniger an die Gleichheit des geistigen und sittlichen Niveaus, die eben positiv nicht vorhanden war. Und gerade davon mußte Wilhelm arglos sprechen! Gerade das, was er nie hatte berühren wollen, mußte der unkundige Bruder als die einzige Bürgschaft für die Dauer des harmonischen Zusammenlebens und -Empfindens rühmen!

„Es wäre mir lieb," sagte Klaus nach einer Pause, „wenn sich unsere Frauen befreundeten."

„Das wird keine Schwierigkeiten haben, Ellen kommt Deiner Kathi mit wahrer Sympathie entgegen."

„Aber Kathi ist eine ganz eigene Natur, zwar nicht verschlossen, aber auch nicht leicht zugänglich. Sie ist geweckt und gescheidt, aber etwas ungelenk in ihren Gefühlen — oder doch in dem Ausdruck ihrer Gefühle," setzte Klaus begütigend hinzu.

„Das hat nichts auf sich. Junge Frauen verständigen sich leicht und schnell, wenn sie wollen. Und da Deine Kathi die jüngere und hübschere ist, so wird ihr Ellen nicht unangenehm sein. Und wenn sie erst gute Freundinnen sind, so werden sie's bleiben. Und Ellen wird Frau Kathi, wenn sie einmal unartig sein sollte, gehörig in's Gebet nehmen, und wir wollen Alle herrlich und in Freuden leben, wir Vier — und Bella dazu! Alle Wetter, ist das Mädchen hübsch geworden!"

Wilhelm pochte mit der Faust an die Thür und rief mit erhobener Stimme.

„Bist Du fertig, Ellen?"

„Ja," kam es aus dem Nebenzimmer.

„Und Bella?"

„Wartet schon im Salon."

„Noch eine Eigenschaft meiner Frau, die ich vorhin vergessen hatte,“ sagte Wilhelm zu Klaus. „Sie ist pünktlich. Ich brauche nie auf sie zu warten. Das ist aber keine Naturanlage, das ist ein Resultat meiner Erziehung.“

Ellen und die beiden Männer betraten fast gleichzeitig den Salon, in dem Bella mit dem blonden Kinde spielte. Sittah stand lachend daneben und zeigte ihre glänzenden Zähne.

Als Kathi die Wagen vor der Thür halten hörte, war sie doch in einiger Erregung. Sie betrachtete sich schnell noch einmal im Spiegel, reckte sich, indem sie die Taille mit den beiden ausgespreizten Daumen und Zeigefingern einpreßte, und bauschte die Pompadourfalte auf dem Rücken auf.

Die Begrüßung war sehr warm, beinahe herzlich. Ellen war von der kleinen Schwägerin, die im Leben noch tausendmal hübscher sei als auf dem Bilde, ganz entzückt, und Kathi war angenehm davon berührt, daß die Amerikanerin trotz ihrer Jugend einige Anlage zum Embonpoint zu besitzen schien. Das schöne Mädchen, das in der vollen Frische der Gesundheit und in der Blüthe der übermüthigsten Jugend prangte, gefiel ihr nicht ganz so gut.

Kathi saß zwischen Wilhelm, der sie, und Ellen, die Klaus geführt hatte. Klaus hatte zu seiner Linken Bella, auf deren anderer Seite Wilhelm saß.

Die Unterhaltung war sehr animirt. Sie hatten sich ja auch genug zu erzählen; waren sie doch lange genug von einander getrennt gewesen, die Schwestern drei, die Brüder gar elf Jahre! Das Gespräch sprang in muthwilligen Sätzen von San Francisco nach Bremen und von Dresden nach Sumatra, über lange Jahre hin und zurück. Die vier daran Hauptbetheiligten hatten gleichermaßen den Wunsch, Kathi mit hineinzuziehen, aber es wollte nicht recht glücken. Ellen bemühte sich vergeblich, alle möglichen Themata anzuschlagen, von denen sie voraussetzen durfte, daß sie eine junge Frau interessiren würden, Kathi reagirte nicht darauf. Sie erwiderte einige Worte, die ganz verständig waren, die aber nicht dazu anregten, die Unterhaltung fortzusetzen. Ellen machte ihr Complimente wegen der geschmackvollen Einrichtung, die immer mehr oder minder das Werk der Hausfrau sei; sie sprach von der Extravaganz der amerikanischen Moden und rühmte die schlichte Eleganz des Kathi'schen Kleides; sie fragte, ob sie, die Wienerin, sich schon in das Berliner Leben eingelebt habe, und ob der Unterschied zwischen Nord und Süd in Deutschland ebenso bemerkbar sei wie drüben, — nichts wollte recht verfangen. Ellen, die nicht sehr musikalisch war, hielt sich sogar für verpflichtet, Interesse für die Tonkunst zu heucheln. Sie fragte, wie einer Sängerin zu Muthe sei, wenn diese vor das Publikum trete, und ob sie, Kathi, nicht befürchte, vom Bühnenweh befallen zu werden.

Kathi blieb keine Antwort schuldig, aber mit der Antwort war auch die Frage voll bezahlt. Sie war durchaus nicht unartig, sie war auch nicht

verlegen, sie hatte einfach kein Interesse zur Sache. Die Vier breiteten die Arme aus, um sie zu umfangen; sie aber fand nicht den Weg zu ihnen und blieb abgesondert von den Uebrigen.

Ellen suchte und fand für die Haltung ihrer hübschen Schwägerin die freundlichste Erklärung. Die junge Frau sah zum ersten Male Leute bei sich und drei wildfremde Menschen auf einmal, die den Anspruch darauf machten, mit ihr ganz gemüthlich wie mit einer alten Bekannten zu verkehren. Die kleine Frau war gewiß von häuslichen Dingen präoccupirt. Ihre Befangenheit war so erklärlich! Ellen sah Kathi noch herzlicher mit einem gewissen Mitgefühle an und fühlte die Verpflichtung, ihr beizustehen und gemeinsame Sache mit ihr zu machen. Mit Vorliebe gebrauchte sie Redewendungen wie: „wir Frauen“ und „Ihr Männer“ und forderte die unbeholfene Verbündete durch die Schlußfrage: „nicht wahr, Kathi?“ gewöhnlich zur Zustimmung auf.

Kathi fühlte ganz richtig, daß Ellen es gut mit ihr meinte, und ihre Schwägerin, vor der sie schon den unwillkürlichen Respect der Unbildung vor Bildung empfunden hatte, wurde ihr dadurch noch angenehmer. Es war wirklich sehr artig von dieser Dame, daß sie sich so bemühte. Aber weshalb bemühte sich die Dame? Ihr wär's am liebsten gewesen, wenn man sie ganz unbehelligt gelassen hätte. Wozu all das Gerede über Dinge, die sich entweder von selbst verstanden, oder die sie ganz und gar nicht verstand? Die Vier schwatzten in Einem fort und schienen sich zu amüsiren und lachten, wo doch nicht zu lachen war! Kathi machte sich ganz klar, daß sie zu diesen Leuten gar nicht gehöre, daß zwischen diesen und ihr ein Etwas liege, das sie trenne und sich nicht überbrücken lasse. Sie wußte nur nicht, was? Es waren zusammen ihrer Fünf am Tisch. Kathi mußte lächeln und sagte sich ohne Groll: das fünfte Rad am Wagen!

Die schöne Bella war ihr fatal. Weshalb Die auch mit den Andern mitmachte? Weshalb Die nur den Klaus immerzu ansah und mit ihm ganz ungenirt sprach, als ob er gar nicht verheirathet wäre? Wie kam diese Bella dazu, so unbefangen mit den Andern zu lachen? Weil sie drei Jahre im Institut zugebracht und da gebildet sei? Das sei auch etwas Recht's! Die Bildung kenne man ja! Es sei gar nicht schicklich, daß so ein junges Ding, das eben flügge geworden sei, das große Wort führe, wenn verheirathete Frauen dabei seien, die sich ruhig verhielten.

Das Diner war zu Ende. Alle hatten empfunden, daß es gewissermaßen ein Quartett mit einem Zuhörer gewesen war, aber Alle hatten den richtigen Takt, keine Bemerkung darüber zu machen und die Fiction von der Gleichbetheiligung der Fünf aufrechtzuerhalten. Keiner empfand das Gewollte dieser Täuschung tiefer als Klaus. Die Damen beglückwünschten Kathi zu ihrem ersten Debut als Wirthin, das ein voller Erfolg gewesen sei. Ellen schlang ihren Arm um die runde Taille ihrer hübschen Schwägerin und führte sie mit den Worten: „Nun wollen wir Frauen einmal für uns ein vernünftiges Wort reden,“ in das an den Salon stoßende Boudoir, das zum Ausplaudern wie geschaffen war.

Klaus, Wilhelm und Bella setzten sich in eine Ecke des Salons, wo ihnen der Kaffee servirt wurde. Die Herren rauchten.

Bella ließ sich von Wilhelm noch tausend Dinge erzählen, nach denen sie sich bisher noch nicht hatte erkundigen können; ob der Vater sich noch jeden Tag mit Mr. Jefferson beim Kartenspielen zanke, wie weit das neue Haus, das Wilhelm sich gebaut, vom elterlichen Hause entfernt, wie die erste Kinderkrankheit des Jungen verlaufen sei, wie der Mann ihrer Freundin Harriett aussehe u. s. w. Sie erzählte dagegen auf Wilhelms Fragen, wie es ihr in Dresden ergangen war, welche Freundinnen sie gefunden, daß sie, wie sie ohne Unbescheidenheit sagen dürfe, im Malen Fortschritte gemacht und zwei niederländische Stillleben in der Galerie copirt, über die ihr Director Hübner sehr freundliche Worte gesagt habe.

Klaus hörte das Alles mit Interesse an, obgleich er an diesen Dingen persönlich eigentlich gar keine Interesse hatte. Er betheiligte sich an dem Gespräche gerade wie die beiden Andern, ja, er machte sogar einige Scherze, die namentlich an Bella ein ungemein dankbares Publikum fanden. Wie kam es nur, daß ihm, der seinem geliebten Weibe gegenüber so wortkarg war, in dieser Gesellschaft die Zunge gelöst war? Und er durfte sich nicht einreden, daß er durch die Nachbarschaft des gleich empfindenden Bruders angeregt war. Er sprach im Gegentheil fast nur mit Bella. Und diese Bella stand ihm doch eigentlich sehr fern. Sie war achtzehn Jahr jünger als er, in seinen Augen fast ein Kind. Sie war aus einem andern Lande und gehörte einer andern Race an. Er fühlte nichts für sie, was auch nur nach der Richtung auf die Liebe hin gestrebt hätte. Er war für die Schönheit des blühenden Mädchens zwar nicht blind, aber keine noch so verborgene Regung der Sinne wurde durch diese Schönheit in ihm entfacht. Sie erregte sein Wohlgefallen, seine Bewunderung, nichts weiter. Bella war ihm angenehm, nicht mehr und nicht minder.

Wie konnte es nur geschehen, daß er mit diesem jungen Mädchen zwanglos und in froher Gemüthsstimmung plaudern konnte, und daß er wider seinen Willen Kathi beständig geistig mitbetheiligte und sich gestehen mußte, wie diese, das von ihm heißgeliebte Weib, neben diesem Mädchen, das er gar nicht liebte, auch nach seiner Auffassung eine undankbare Rolle spiele; daß das Mädchen ihm näher stand als die Frau?

Wie es geschehen konnte? — Bella gehörte eben zu den Eingeweihten, die das Freimaurerzeichen der Sittlichkeit und Bildung verstehen. Für Kathi waren das aber nur Zeichen und Geberden ohne Sinn.

Diese unheimlichen Gedanken wollten auch in Klaus immer wieder und wieder aufsteigen, aber sie wurden verscheucht, wenn der helle Blick aus Bellas braunen Augen den seinen traf. Wie frei und rein dieses schöne Mädchen in die Welt blickte, wie kindlich keck und keusch dabei! Und wie er, der in Kathis Gesellschaft immer bangte, daß irgend etwas Fremdes, Verletzendes aus ihrem Munde, ihren Blicken oder Geberden ihn zurückschrecke,

— wie er sich hier in der Gesellschaft der scherzenden Jungfrau sorglos und sicher fühlte!

Klaus wurde plötzlich sehr ernst. „Mein Gott!“ sagte er sich, „sollte ich mich wirklich getäuscht haben!“

Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, und er erhob sich schnell. Er wollte Bella nicht mehr ansehen, die ihm ja gleichgültig war, und die nur seine Gefühle für Kathi verwirrte. Ja, Kathi war allerdings klein bei Tische gewesen. Aber wie konnte man auch von ihr verlangen, daß sie gleich den richtigen Ton treffen werde? Daß ihr bisher die Gelegenheit zur Aneignung der gesellschaftlichen Gewandtheit nicht geboten worden war, das wußte er ja. Er hatte sie ja nicht aus einem Dresdener Pensionate geholt. Aber sie hatte doch andere Eigenschaften, mit denen sie glänzen konnte, — andere ...

Welche?

Nun sie war z. B. sehr musikalisch. Weshalb sollte sie ihr Licht unter den Scheffel stellen? Klaus hatte das Bedürfniß, Kathi vor den Seinigen zu heben und ihnen begreiflich zu machen, wie in dieser anscheinend so apathischen kleinen Frau doch viel mehr stecke, als der Unkundige ahnen könne.

Er trat an die Thür des Boudoirs. Er schien den Damen sehr gelegen zu kommen; sie erhoben sich beide mit dem Ausdrucke von Passagieren, die aus dem Wartezimmer vom Portier zum Einsteigen in den Schnellzug abgerufen werden.

„Willst Du mir eine Freude bereiten, Kathi? Bitte, singe uns etwas vor!“

„Ich mag jetzt nicht,“ antwortete Kathi.

„Aber weshalb denn nicht?“ fragte Klaus langsam und etwas überrascht.

„Weil ich nicht mag.“

Es entstand eine peinliche Stille.

„Man ist doch bisweilen in der Stimmung, daß man nicht mag,“ fügte Kathi hinzu, die doch bemerkte, daß sie noch irgend etwas sagen müßte.

„Aber quälen Sie doch die arme Frau nicht,“ warf Ellen ein. „Wir Frauen thun und unterlassen mancherlei ohne Angabe von Gründen, und wir haben jedes Mal Recht. Kathi singt uns ein ander Mal etwas vor. Nicht wahr, Kathi?“

„Ich sage kein Wort mehr,“ sagte Klaus und versuchte einen scherzhaften Ausdruck anzunehmen, „sonst kommt Fräulein Bella auch noch dazu, und drei Weibern gegenüber gebe ich den Kampf von vornherein auf. Ich hätte nur gern etwas Musik gehört, ein Volkslied, und Kathi singt gerade die österreichischen Lieder, nach meinem Geschmack, ganz reizend.“

„Ich singe zwar nicht, ich singe wenigstens nicht vor,“ nahm Bella das Wort, „aber wenn Sie gern Musik hören, anstatt der Singstimme ein Instrument, und anstatt eines österreichischen Liedes einen Nigger-song hören wollen, so stehe ich gern zur Verfügung.“

Klaus dankte verbindlich, öffnete das Instrument und führte Bella zum Flügel. Gleich bei dem Anschlage der ersten Accorde und Läufe ward es Klaus klar, daß Bella eine natürlich reich veranlagte und vorzüglich gebildete Dilettantin war.

Klaus konnte nicht umhin, ihr wegen dieses neuen Talentes, das sie bisher verborgen hatte, einige artige Worte zu sagen. Er sprach über die Fertigkeit und den Geschmack ihres Spieles seine Ueberraschung aus.

„Es wäre schlimm, wenn es anders wäre," sagte Bella heiter. „Wenn man drei Jahre das Conservatorium besucht und fleißig übt, muß man doch wenigstens etwas lernen."

Sie präludirte unbefangen weiter, und bald kündigten sich in contrapunktistischer Umhüllung die ersten Motive einer der charakteristischen wehmüthigen Negerweisen an. Ellen und Wilhelm, die nun etwas Bekanntes zu begrüßen hatten, traten neben Bella und wiegten den Kopf nach dem Takte, indem sie leise die halbe Strophe, die Bella im Präludium angeschlagen hatte, mitsummten. Klaus stand dem musicirenden Mädchen gegenüber hinter dem Flügel, auf den er sich mit beiden Armen lehnte. Kathi saß abseits.

Bella spielte das Niggerlied ganz meisterhaft, knapp im Rhythmus, mit einfachen ungesuchten Harmonien und mit scharfer Hervorhebung der eigenartigen Melodie. Ellen und Wilhelm summten erst leise die bekannte Melodie mit, und sangen dann zuverlässiger und lauter, sogar mit mimischen Andeutungen. Sie legten offenbar mehr Werth auf Deutlichkeit des Vortrags als auf Schönheit des Gesanges. Wenn sie stockten, soufflirte Bella nickend, und als sie gar nicht weiter konnten, sang Bella mit heller, ganz anspruchsloser, aber nicht unangenehmer Stimme, eine ganze Strophe zu Klaus hinüber, dem das musikalische Intermezzo sichtliches Vergnügen machte. Bella spielte, ohne sich nöthigen zu lassen, noch anderes: in liebenswürdiger Willkür ernste und heitere Musik, und sie schloß mit dem Vortrage verschiedener Theile Strauß'scher Walzer, die sie mit solcher Verve und dem echten Temperament eines tanzlustigen Mädchens so ausgezeichnet spielte, daß selbst Kathi, die sonst Bellas Wesen und Leistungen überaus unliebsam beurtheilte, mit hingerissen wurde, daß es ihr in den Füßen zuckte, und daß sie unabsichtlich die Sohle auf dem Hacken hob und taktmäßig auf den Teppich schlug.

So bildete, ganz wider den Willen von Klaus, der die Wirkung des schönen, keuschen und liebenswürdigen Mädchens hatte abschwächen wollen, hingegen seine Frau in der berechtigten Eitelkeit des Gatten auf ein höheres Piedestal zu stellen und in der Beleuchtung einer originellen Natur glänzen zu lassen bemüht gewesen war, Bella ohne ihr Zuthun und ohne Vordringlichkeit seit einer Weile den Mittelpunkt der Gesellschaft, während Kathi in keineswegs rosiger Stimmung abseits saß, wie eine Heilige ohne Zuspruch, ein Bild ohne Gnade.

Es war ihr sehr erwünscht, daß sich die Gäste nun endlich zurückzogen.

Kathi sagte ihrem Schwager und Ellen freundlich: „Auf Wiedersehen

morgen," als ihr aber Bella die Hand reichte, war es ihr nicht möglich, den Ausdruck einer gewissen Gereiztheit und Verkniffenheit aus ihren Zügen zu bannen. Bella war indessen zu vollkommen unbefangen und harmlos, um darauf zu achten.

Als die jungen Eheleute wieder allein waren, verging geraume Zeit, bis ein Wort gesprochen wurde. Kathi hatte sich wieder auf den in einer Ecke verborgenen Fauteuil gesetzt, auf dem sie während Bellas Spiel gesessen hatte. Klaus ging, in Gedanken versunken, langsam auf und ab. Der Diener löschte die Kerzen und trug das Kaffeegeschirr hinaus. Es brannte nur noch eine Lampe auf dem Tisch vor dem Sopha, und der Salon sah jetzt fast dunkel aus.

„Macht Dir so etwas nun Spaß?" fragte Kathi endlich, ohne sich die Mühe zu geben, ihr Gähnen zu verbergen.

„Ich habe mich herzlich gefreut, meinen Bruder nach langer Trennung wiederzusehen und dessen Familie kennen zu lernen. Wenn Du das nicht mitfühlst, so bitte ich Dich freundlich, keine Bemerkung darüber zu machen. Es würde mich empfindlich berühren, vielleicht kränken."

„Wie werde ich denn!" sagte Kathi gelangweilt. „Dein Bruder gefällt mir ja sehr gut, und Deine Schwägerin ist eine liebe Frau. Aber mit dem vorwitzigen Dinge, der Bella, laß mich ungeschoren! Der würde es gar nichts schaden, wenn sie noch auf ein paar Jahre in's Stift zurückgeschickt würde, um zu lernen, wie man sich benehmen soll."

„Ich bitte Dich, Kathi . ."

„Natürlich wirst Du ihre Partei ergreifen. Sie ist ja bis über die Ohren in Dich verschossen, und das macht jedem Manne Spaß . . ."

„Kathi!" rief Klaus mit starkem Unwillen.

„Ob Du schreist oder nicht, das ändert an der Sache nichts, und was ich gesehen habe, das habe ich gesehen. Es schickt sich nicht, daß ein junges Mädel einem verheiratheten Manne solche Augen macht! Ich brauche mir das nicht gefallen zu lassen! Und ich will's in meinem Hause nicht dulden!"

Klaus war sprachlos. Er blieb vor Kathi stehen und athmete schwer.

„Du weißt nicht, was Du sagst," brachte er endlich über seine Lippen, „aber es ist schlimm, daß Du es nicht weißt!"

„Ich weiß schon ganz gut! Ich bin überhaupt nicht so dumm, wie Ihr allesammt meint! Und sie soll mich nicht für dumm halten, diese Bella! Macht sie morgen den Versuch, ihre kleinen Späße fortzusetzen, so nehme ich sie bei Seite und sage ihr meine Meinung, kurz und gut!"

„Schweig!" donnerte Klaus.

Kathi sah erstaunt auf und fuhr erschrocken zurück, als sie den großen Mann zitternd, mit gerötheten Wangen und flammenden Augen vor sich sah.

„Nun?" sagte sie gedehnt, „was soll's?"

„Du wirst gar nichts sagen," fuhr Klaus in ruhigerem Tone fort,

„denn ich werde dafür sorgen, daß so ungeheuerliche Mißverständnisse nicht mehr vorkommen können."

Er wandte sich ab und ging wieder im Zimmer auf und ab. Kathi rührte sich nicht. Es war das erste Mal, daß Klaus heftig, beinahe zornig geworden war. Verstohlen und scheu blickte sie mehrmals zu ihm hinüber, wenn er ihr beim Durchschreiten des Zimmers den Rücken wandte, und die große, starke Gestalt flößte ihr beinahe Furcht ein. Jetzt fühlte sie sich beängstigt und bedrückt, daß er schwieg, und sie suchte nach einem Worte, um die unheimliche Ruhe zu unterbrechen.

Aber sie war ja eine Thörin, daß sie sich Gedanken machte! Worüber hatte sich Klaus so erbost? Ueber nichts anderes, als daß sie gute Augen gehabt hatte. Sie brauchte es sich nicht gefallen zu lassen, daß eine zugereiste Amerikanerin unter ihren Augen, in ihrem Hause mit ihrem Manne liebäugelte. Alles Recht war auf ihrer Seite. Also Trotz gegen Trotz! Sie wollte doch einmal sehen!

Sie erhob sich und wandte sich der Thür zu.

„Wohin willst Du?" fragte Klaus sehr ruhig.

„Ich will mich schlafen legen. Zum Nachtmahl ist mir der Appetit vergangen."

„Ich bitte Dich, noch zu bleiben. Ich habe mit Dir zu sprechen."

„Damit Du mich noch einmal anfährst, wie eben?"

„Ich werde sehr ruhig sein."

„Nun, so sprich! Aber Du wirst mir doch nicht einreden, daß weiß schwarz und daß schwarz weiß ist; und was ich gesehen habe, das habe ich gesehen, und dabei bleib' ich."

„Ich will Dir nichts einreden und Dir nichts ausreden. Ich will mich mit Dir berathen. Ich habe bemerkt, daß Du Dich mit meinen Anverwandten nicht behaglich fühlst, und Du hast meine Wahrnehmung soeben bestätigt. Du kannst Dich nicht beherrschen, und es wäre bei Deinem Naturell sehr wohl möglich, daß es zu einem ärgerlichen Auftritte käme, den ich um jeden Preis vermeiden möchte. Wenn Du, um nur ein Beispiel anzuführen, Fräulein Bella gegenüber Deinen völlig unbegründeten Verdacht äußertest, so würde der Bruch zwischen uns und den Amerikanern die natürliche Folge sein. Denn ich kann mich ebenso wenig von Dir loslösen, wie sich Wilhelm von den Seinen trennen kann. Ich habe Wilhelm sehr lieb, und ein Bruch mit ihm würde mir schmerzlich sein. Du kannst Dich nicht auf meinen Wunsch hin umändern, aber Du kannst auch nicht den Wunsch hegen, mir einen tiefen Kummer zu bereiten. Also bitte ich Dich, Dich meinen Anordnungen zu fügen, die einzig mit Rücksicht auf Dich getroffen werden. An das gemüthliche Zusammenleben mit Wilhelm, das ich geträumt hatte, ist nicht zu denken. Es braucht aber darum keine gewaltsame und dauernde Scheidung zu sein. Wir müssen es so einrichten, daß unser Verkehr aufrecht erhalten bleibt, ohne zu intim zu werden. Wilhelm werde ich die Wahrheit

andeuten, daß Ihr Frauen Euch nicht sympathisch seid, und daß es daher besser ist, wenn wir behutsam aneinander vorübergehen. Er wird mich verstehen, und zwischen uns wird's beim Alten bleiben. Wir müssen also zunächst zu einer Nothlüge greifen. Ich werde heute Abend noch einige Zeilen an Wilhelm richten und ihm schreiben, daß Du Dich nicht wohl fühlst, daß Du morgen wahrscheinlich das Bett hüten mußt, und daß wir daher auf die Freude, den heiligen Abend zusammen zu verbringen, leider verzichten müssen. Das wollte ich Dir sagen."

„Wie Du meinst!" sagte Kathi, und sie setzte hinzu: „Schade um die schönen Sachen!" Nach einem weiteren wunderbaren Gedankensprunge bemerkte sie: „Du solltest doch auch dem Leo Schneider schreiben und ihn zu morgen Abend bitten. Zwei Menschen vor dem großen Tannenbaum, — das ist doch gar zu trist!"

Klaus wunderte sich nicht mehr. Ein trübes mitleidiges Lächeln überflog seine Lippen.

„Nun gut," sagte er mit weicher, trauriger Stimme. „Ich werde auch an Leo schreiben."

„Und dann wollen wir zu Dreien recht vergnügt sein," sagte Kathi, die plötzlich wieder ganz heiter geworden war, „und ich bin nicht mehr eigensinnig, und singe Dir Alles vor, was Du magst."

„Gut, gut, Kind," sagte Klaus. Er hatte die redlichste Absicht, recht freundlich zu sein, aber ein fein gebildetes Ohr würde doch den Ausdruck des Unwillens und der Ungeduld aus dem Klange seiner Stimme vernommen haben. Zum ersten Male hatte der geheimnißvolle Zauber, der in Kathis Wesen lag, keine Gewalt über ihn. Er machte nicht den Versuch, sie zurückzuhalten, und er vermißte sie nicht, als er allein im Salon war.

Dem Diener, der ihn fragte, wo der gnädige Herr den Thee nehmen wolle, die gnädige Frau habe ihn in ihr Toilettenzimmer befohlen, sagte er, er habe keinen Appetit; in sein Arbeitszimmer solle eine Lampe gebracht werden. Klaus begab sich dorthin und setzte die beiden Briefe, den Absagebrief für die Seinigen und die Einladung für Leo schnell auf. Als er die Briefe schloß, sagte er mit bitterem Lächeln: „So weit hat sie es nun schon gebracht! Aber mich allein trifft die Schuld!"

Er wollte die Briefe sofort besorgen lassen. Als er aber von dem Thermometer 12 Grad unter Null ablas, hatte er ein menschliches Rühren. Es war erst halb zehn Uhr. Er konnte die Kälte gut vertragen, er hatte überdies einen warmen Pelz, die Bewegung würde ihm wohl thun, und in der Luft würde er auf andere Gedanken kommen.

„Wenn meine Frau nach mir fragen sollte," sagte er dem Diener, der ihm beim Anziehen des Pelzes half, „so bestellen Sie nur: ich hätte die Briefe selbst besorgt."

Er schlug den Kragen auf und trat aus dem Hause.

Inzwischen hatte sich Kathi von Gustel entkleiden lassen. Sie war ge-

sprächiger denn je gewesen. Es war ihr, als müsse sie das unten Versäumte oben nachholen.

„Die Amerikaner habe ich mir für morgen Gottlob vom Halse geschafft. Ich wär' vor langer Weile umgekommen, wenn ich mit denen noch einen langen Abend hätte verbringen müssen. Die Frau ist noch die nettste. Aber sie schwatzt beständig in Einen hinein und ist neugierig über alle Begriffe. Der Schwager — von dem ist nicht viel zu sagen. Weißt Du, gerade wie der Herr. Aber das Mädel, die Bella, habe ich auf dem Strich! So eine rechte Zierpuppe aus der Pension — Du verstehst schon? Und verliebte Augen macht sie wie eine richtige Kokette! Sie war drei Jahre im Institut, um Bildung zu lernen," fügte Kathi mit Ironie hinzu, und sie trällerte:

„Gebildet ist Marie,
Aber fragt mich nur nicht, wie!"

„Die bekommt's auch noch einmal von mir," fuhr sie fort. „Ein hübsches Mädchen ist es — Alles, was recht ist. Aber sie weiß es auch."

„Sie hat große Füße, gnädige Frau," sagte Gustel.

„Hat sie große Füße?" fragte Kathi erfreut. „Das ist mir gar nicht aufgefallen. Wie hast Du's denn bemerkt, Gustel?"

„Ich habe ja Fräulein Bella die Ueberschuhe angezogen. Sie hat große Füße."

„Und breite und platte, gelt? Ja, ja, so sieht sie aus. Deshalb trägt sie auch so lange Kleider. Schau, Gustel, große, plumpe Füße — das ist grad' genug für mich, um mir das schönste Gesicht zu verleiden."

Kathi hatte das rechte Bein übergeschlagen. Sie zupfte den Schlafrock etwas auf und betrachtete mit Wohlgefallen ihren zarten kleinen Fuß, der in den niedlichen Schuhen noch reizender aussah. Sie ließ den Fuß muthwillig tanzen und hatte eine wirkliche Freude daran. Sie veränderte ihre Stellung nicht, als der Diener den Thee brachte und die Bestellung des gnädigen Herrn ausrichtete.

Sie wunderte sich, daß Klaus ganz wider seine Gewohnheit allein und noch dazu am späten kalten Abend ausgegangen war. Vielleicht wollte er ihr eine Falle legen? Sie lachte bei dem Gedanken laut auf.

„So leicht fängt man uns nicht, gelt, Gustel?" Und sie betrachtete mit ungetrübter Heiterkeit den lustig springenden zierlichen Fuß. Sie ließ sich die Tasse reichen und nippte daraus.

„Die große Schreibmappe aus Krokodilhaut mit schwerem Silberbeschlag — sie kostet ein Vermögen, und ich hatte sie eigentlich für Klaus bestimmt, aber der bekommt nun das Rauch-Necessaire, das Wilhelm haben sollte, und der Wilhelm bekommt nichts — wie wär's, wenn ich die nun dem Leo Schneider schenkte?"

Gustel fand die Transaction ganz praktisch.

„Und die Bella kriegt auch nichts!" fügte Kathi lustig hinzu. „Ich müßt' ihr denn grad' ein paar Schuh' nach Maß schenken — ein paar recht be-

queme Schuh'!" Sie lachte herzlich über ihren Einfall, und Gustel betheiligte sich an der Heiterkeit innerhalb der Grenzen ihrer Stellung.

„Mir kommt ein Gusto. Ich habe seit Monaten nicht geraucht. Der Herr ist nicht da. Hol' mir von unten eine Cigarette — oder zwei."

Klaus war durch die Hildebrandtstraße gegangen. Als er am Ende angelangt war, hörte er von rechts Schritte und Stimmen. Es war ihm unbequem, jetzt Menschen zu begegnen. Er schritt über den fest gefrorenen Damm und schlug den engen Fußweg durch den Thiergarten ein. Unter seinen Schritten knirschte und ächzte der harte Schnee. Die Bäume starrten in eisiger Kruste, und das Geäst in phantastischen Verschlingungen glitzerte im Mondschein. Trotz der sehr empfindlichen Kälte ging Klaus ziemlich langsam.

Es war derselbe Weg, den er in der schwülen Hochsommernacht gewandelt war, und er war ihn nicht wieder gegangen. Auch damals war sein Sinn beschwert gewesen. Aber damals war er noch glücklich gewesen im Vergleich zu heute. Ach, jene trübe Ahnung, die in jener Nacht so schwül auf ihm gelegen, hatte ihn nicht getäuscht! Was sollte er sich noch mit Scheingründen trösten? Es war ja wahr, unerbittlich wahr: er war tief unglücklich, und unglücklich durch sein Verschulden. Er hatte sein Loos mit dem eines Weibes verknüpft, das nie die Seinige werden konnte. Sie war nicht blos ungebildet, sie war bildungsunfähig. Sie verstand ihn nicht und that ihm wehe, ohne daß sie es böse meinte. Sie gehörte einem anderen Menschenschlage an, in dem andere Begriffe von dem, was recht und gut, was schicklich und sittlich ist, herrschen. Daß er das erst jetzt einsehen mußte, — jetzt, da es zu spät war!

War er denn ein Thor gewesen? ein unbesonnenes Kind? Hatte er denn den wichtigen Schritt, den er damals zu thun im Begriffe stand, gar nicht überlegt?

O doch! Er hatte Alles wohl erwogen, Alles reiflich durchdacht. Aber seltsamer Weise, die völlige Verschiedenheit der Herkunft, der sittlichen Schulung und der geistigen Bildung hatte ihn damals am wenigsten gekümmert. „Das gleicht sich alles aus," hatte er sich gesagt. „Des Weibes Werth bestimmt der Mann." Was ihn damals besorgt gemacht hatte, das war die Angst vor der ihm unbekannten Vergangenheit, über die er auch bis zu dieser Stunde sich niemals genaue Kunde hatte verschaffen wollen. Das leicht hingeworfene Wort Leos: Sie wird nicht gewartet haben, bis Du aus Sumatra kommst — das hatte ihn gequält.

Wie war nun Alles ganz anders gekommen, als er gedacht hatte! Nicht das, was vordem etwa geschehen sein mochte, beunruhigte ihn; nicht die Vergangenheit, die Gegenwart machte ihn elend, und wenn er der Zukunft entgegensah, so überfiel ihn das Grauen.

Er dachte ohne Groll an Kathi, er dachte an sie mit Mitleid und Schmerz. Das arme Geschöpf war ja wirklich unschuldig an seinem Leid.

Und wenn sie auch die schönsten Toiletten, Haus und Wagen und Pferde hatte, ihr Loos war doch auch nicht beneidenswerth. Er hatte sie eben aus der Sphäre herausgerissen, in der sie geathmet und gelebt und gelacht hatte und gediehen war; und sie in die seinige zu erheben hatte er nicht vermocht. Niemals hatte er die Kluft, die zwischen diesen beiden Welten lag, so tief und grausam empfunden wie heute. Was half's, daß er das Selbstgeständniß gewaltsam ersticken wollte, es brach doch heraus und zeichnete sich wie die rothen Spuren der gröbsten Insulte auf die Wange: er hatte sich seiner Frau geschämt!

Wie es ihr unmöglich gewesen war, Fühlung mit seinen Anverwandten zu gewinnen! Wie es ihr gänzlich an Verständniß gebrach für das Gewöhnliche, Schlichte und Rechte! Sie hatte doch Augen wie er, Ohren wie er! Mußte sie denn nicht gerührt sein von Ellens herzlicher Güte und freundlicher Bundesgenossenschaft? Mußten ihr nicht die blühende jungfräuliche Schönheit und die vornehme Heiterkeit Bellas wohlthun? Mußte sie nicht ein Vergnügen dabei empfinden, mit so edlen und liebenswerthen Wesen zusammen zu sein? Dasselbe Vergnügen, das ihm die anmuthigen Schwestern gewährt hatten?

Nichts von alledem hatte Kathi empfunden! Nur eine niedrige Gesinnung, die sich in naiv-brutaler Weise Luft gemacht hatte.

Klaus seufzte tief auf.

„Es ist ein Abgrund, in den ich mein Glück geworfen habe. Ich bin blind gewesen, aber ich habe sie herzlich geliebt!"

Der Frost trieb ihm die Thränen aus den Augen, die über die Wangen liefen und in dem bereiften Barte vereisten.

„Wir sind nun schon vier Monate verheirathet — erst vier Monate! . . ." Seine Gedanken machten einen jähen Sprung. „Ja, wenn sie mich liebte, dann wäre Alles anders! Die Liebe sittlicht und macht gelehrig. Aber sie liebt mich ja nicht, die arme Frau! Ich weiß es ja längst! . ."

Er bog in eine Hauptallee ein und ging nun schnelleren Schritts auf das Brandenburger Thor zu. Auf dem Pariser Platze wurde er von einem kleinen Mädchen angebettelt, das ihm in weinerlicher Stimme Streichhölzer zum Verkauf anbot. Das Mädchen, das etwa fünfzehn Jahre alt sein mochte, bebte vor Frost in dem dünnen schwarz und rothcarrirten Tuche, das es über den Kopf geschlagen hatte, und das kaum bis zur Hüfte reichte. Das arme Ding that ihm leid. Er trat unter eine Gaslaterne, um dem Mädchen eine Kleinigkeit zu geben, und da er im Portemonnaie zufällig kein Silber hatte, warf er ihr ein goldenes Fünfmarkstück in die blaurothe Hand. Das Mädchen dankte so zudringlich und sah ihn mit so frechen Augen an, daß er sich unwillig abwandte. Er hatte das Gesicht nur flüchtig gesehen, aber er mußte, während er weiter ging, an den grinsenden Ausdruck beständig denken. Zu seinem wahren Schrecken machte er auf einmal die Wahrnehmung, wie dieses Mädchen eine gewisse, häßliche Aehnlichkeit mit Kathi hatte.

Kathis Schwester hätte so aussehen können. Und nun übertrug er das Grinsen, das er noch immer vor Augen sah, unwillkürlich auf Kathis Gesicht. Es war eine abscheuliche Hallucination. Er strich mit der Hand über die Augen, um sie los zu werden. Zum Glück war das Hotel nur wenige Schritte entfernt.

Als er eintrat, hörte er hinter sich die schlürfenden Schritte des Mädchens und unverständliche Laute, die wie Flehen klangen. Er wagte nicht sich umzusehen.

Vom Portier hörte er, daß die Herrschaften im Salon seien.

Klaus klopfte. Wilhelm rief Herein.

Es war das Bild des Friedens und der vollsten Behaglichkeit, das sich ihm darbot. Ellen hatte das Talent, überall einen Zauberkreis von Gemüthlichkeit um sich zu ziehen. Nichts erinnerte an den Wechsel und das Unstäte des Hotels. In einem angenehm temperirten, von zwei großen Lampen genügend beleuchteten, wohnlichen Raume saßen um den runden Tisch, auf dem ein Samowar brodelte, Wilhelm im Hausrocke und mit Pantoffeln und die beiden Damen, die es sich gleichfalls bequem gemacht und die knappen Dinertoiletten mit bauschigen Schlafröcken vertauscht hatten. Alle drei saßen dicht neben einander, in der Mitte Ellen, an deren Schulter Bella den Kopf lehnte.

„Halloh!“ rief Wilhelm erstaunt aus, als er Klaus erkannte.

„Der Weihnachtsmann!“ scherzte Bella, die sich schnell aufrichtete. Das Bild war treffend. Der große Mann auf der Thürschwelle mit dem langen grauen Pelz und der Pelzkappe, mit dem bereiften Vollbart, der unter der Nase sogar zu kleinen Zacken gefroren war, und der nun unter dem Hauche der Zimmerwärme sich mit glitzernden Thautropfen bedeckte, sah wirklich aus wie die Märchengestalt des Knechtes Ruprecht.

Wilhelm stand auf und ging seinem Bruder entgegen.

„Willkommen also! Und was führt Dich hierher? Doch nichts Unangenehmes?“

„Nichts besonders Unangenehmes! Ich erzähle es Dir gleich. Laß mich erst aufthauen.“

„Ganz wie Du willst, lieber Junge.“

Klaus hatte Kappe und Pelz abgelegt. Die Damen waren ihm inzwischen gleichfalls entgegengekommen.

Er drückte ihnen die Hände.

„Trinken Sie eine Tasse Thee mit uns, um sich zu erwärmen,“ sagte Ellen. „Darf ich Ihnen sonst noch. . .“

„Eine Tasse Thee, nichts weiter, wenn ich bitten darf.“

Bella hatte einen Stuhl herangerückt und reichte Klaus die Tasse, die Ellen gefüllt hatte.

„Also,“ nahm Klaus zögernd das Wort, „ich hatte Euch schon geschrieben . . ich wollte den Brief selbst in den Kasten werfen, aber da bin ich in Gedanken immer weiter gegangen, bis ich in die Nähe des Hotels gekommen bin, und da hab' ich mir gesagt, daß ich es auch mündlich ausrichten könne . . . Also . . . meine Frau ist nicht ganz wohl . . .“

Es war ein Glück, daß die Kälte sein Gesicht geröthet hatte, und daß es daher nicht zu sehen war, wie bei der Lüge das Blut ihm in die Wangen schoß.

„Doch nichts Bedenkliches?“ fragte Ellen mit wirklicher Theilnahme.

„Nichts Bedenkliches. Aber sie wird doch vielleicht morgen das Bett hüten müssen. Und da habe ich denn gedacht, daß es wohl am besten sei....“

Er stockte und schluckte. Der große hülflose Mann war mitleiderweckend.

„Ja, lieber Freund,“ unterbrach ihn Ellen, „dann müssen Sie vor allen Dingen dafür sorgen, daß Ihre Frau wieder gesund wird. Bei der jetzigen Witterung ist nicht zu spaßen, und Kathi war schon heute bei Tisch etwas angegriffen. Sie hat sich gewiß zu sehr angestrengt. Sie dürfen ihr nicht zumuthen, morgen noch einmal und noch mehr Trubel im Hause zu haben. Also werden wir auf die Freude, den heiligen Abend zusammen zu feiern, verzichten müssen. Das ist kein Unglück, wir sind ja Alle nicht sentimental, und die Hauptsache ist, daß sich die hübsche Frau Kathi so schnell wie möglich erholt.“

„Natürlich,“ sagte Wilhelm, „das ist die Hauptsache.“

„Eigentlich,“ fuhr Ellen fort, deren Gesprächigkeit mehr durch das Verlangen, Klaus die Situation zu erleichtern, als durch das eigene Bedürfniß der Mittheilsamkeit entfacht wurde, „und wenn ich ganz ehrlich sein soll, ist's mir so auch gar nicht unlieb — des Jungen wegen, von dem ich mich morgen Abend nicht trennen und den ich auch nicht aus dem Zimmer lassen möchte.“

Klaus trank langsam den Thee und sagte, ohne von der Tasse aufzublicken: „Nun ja, dann wird aus dem Zusammensein also nichts werden. Es thut mir sehr leid.“

Er sprach mit schwerer Zunge und wiegte schwerfällig den Oberkörper nach vorn und hinten.

„Wir erkundigen uns morgen, wie es Ihrer lieben Frau geht,“ sagte Bella.

„Ach, mein Fräulein,“ entgegnete Klaus noch immer stockend und schwer, „bitte, bemühen Sie sich nicht! Es wird wirklich nicht nöthig sein. Ich schicke so wie so in die Stadt und werde Ihnen durch den Boten Nachrichten zukommen lassen, oder selbst bringen.“

„Komm selbst, mein Junge! Das wird Dich zerstreuen. Sieh Dir unsern Jungen an. Das beruhigt und erfrischt.“

„Ich danke Dir, Wilhelm. Ich glaube, ich werde wohl selbst kommen können.“

Er hatte noch immer nicht aufgesehen. Die drei andern wechselten flüchtige Blicke des Einverständnisses und Bedauerns.

„Du könntest mir noch einen kleinen Gefallen thun,“ fügte Klaus in demselben Tone hinzu, indem er sich beständig auf dem Stuhle wiegte und tief Athem holte. „Bitte, laß den Brief durch den Commissionär des Hotels heute Abend noch oder morgen in aller Frühe an seine Adresse befördern.“

„Sogleich," sagte Wilhelm. Er wollte aufstehen, aber Bella war ihm zuvorgekommen und drückte den Knopf der elektrischen Klingel.

„Fühlst Du Dich nicht wohl, Klaus?" fragte Wilhelm, indem er die Hand auf das Knie des Bruders legte.

„Mir fehlt nichts Besonderes. Ich habe etwas Kopfweh. Aber das hat nichts auf sich."

Bella hatte dem Kellner den Brief für Leo mit der betreffenden Weisung übergeben.

Klaus stöhnte leise und erhob sich.

„Aber Sie werden doch nicht schon wieder gehen wollen?" sagte Ellen freundlich.

„Doch, ich will gehen. Halten Sie mich nicht zurück! Ich will lieber gehen."

Es war etwas so tief Trauriges in dem Tone seiner Stimme, daß Keiner ein Wort zu erwidern vermochte. Klaus ging mit schweren Schritten auf den Stuhl zu, auf den er seinen Pelz gelegt hatte. Wilhelm leistete ihm hülfreiche Hand.

„Es ist wirklich besser, wenn ich gehe," sagte Klaus noch einmal. „Es ist besser so!"

Er grüßte Alle und verschwand.

Die Vier blieben eine Weile schweigsam.

„Der arme Mensch!" sagte Bella.

„Mir thut er auch in der Seele leid," fügte Ellen hinzu. „Er leidet wirklich."

„Uebertreibt nur nicht, Kinder," bemerkte Wilhelm gemüthlich. „Ja doch, der arme Junge ist in diesem Augenblick vielleicht kreuzunglücklich, aber es wird vorübergehen. Was wird's gewesen sein? Eine häusliche Scene, und so etwas sieht immer schlimmer aus, als es ist. Frau Kathi wird sich über irgend etwas geärgert haben, vielleicht über Dein Kleid, Ellen, oder über Dein Klavierspiel, Bella, oder über mein spärliches Haupthaar, oder über eine verdorbene Pastete, die wir nicht gesehen und auch nicht vermißt haben. Vielleicht auch hat Klaus seine Kathi abgekanzelt, weil sie nicht hat singen wollen, — was weiß ich! Und da hat ein Wort das andere gegeben, und vielleicht hat Kathi geweint und einen Schwäche-Anfall bekommen. Und das ist das große Malheur, das die Eiche niederbeugt."

„Nein, Wilhelm, so leicht fasse ich die Sache nicht auf."

„Aber so leicht ist es — hoffentlich! Und wenn ich meine zierliche und niedliche Schwägerin richtig beurtheile, wird's auch bald vorübergehen. Die Leidenschaftlichkeit scheint mir nicht die hervorstechendste Eigenschaft ihres Charakters zu sein. Sie ist für ihr Alter merkwürdig besonnen und gelassen. Wenn ich an sie denke, fällt mir immer der Titel der Bach'schen Präludien- und Fugensammlung ein: Das wohltemperirte Klavier . . ."

„Aber ohne Resonanzboden," fiel Ellen ein. „Ich habe Dir schon vor-

hin gesagt, Klaus gefällt mir ungewöhnlich. Ich habe ihn beinahe schon lieb. Es ist eben Blut von Deinem Blut. Mir ist, als kennten wir uns seit langen Jahren. Aber aus Kathi werde ich nicht klug, und ich gehöre doch sonst eben nicht zu den Unklügsten. Ich weiß nicht, was ich aus ihr machen soll. Sie sagt nichts Ungeschicktes und Thörichtes, sie schwatzt auch nichts nach, aber sie sagt auch nichts Eigenes, das über sie im guten oder bösen Sinne Auskunft gäbe. Sie kommt mir vor wie eine Fremde, die die Sprache, in welcher die Unterhaltung geführt wird, nicht gut beherrscht. Man hört ihr nicht an, daß sie mit gebildeten und klugen Leuten verkehrt, daß sie vernünftige Bücher gelesen hat. Ich habe das nicht weiter untersuchen mögen, denn ich habe kein Recht dazu, sie vor mir ein Examen bestehen zu lassen. Aber mir ist doch der Verdacht aufgestiegen," setzte sie leiser und zögernd hinzu, „daß sie ganz ungebildet ist. Dann würde ich ihren natürlichen Takt und ihre Klugheit bewundern, sie würde mir dadurch vielleicht noch sympathischer werden, — denn ich gestehe: ihr liebes Gesichtchen hat's mir angethan, ich habe sie gern — aber Klaus — der arme Klaus würde mir dann sehr leid thun."

„Das wäre auch ein rechtes Unglück," sagte Wilhelm, indem er sich gemächlich in den Sessel zurücklegte. „Wenn es wirklich so wäre, — unangenehm, störend wäre es, das will ich gern zugeben. Aber ein Unglück wäre es nicht. Als ob Bildung Alles wäre! Auf die Natur kommt's doch zu aller-allererst an."

„Das verstehst Du wirklich nicht, denn Du sprichst als Theoretiker. Du hast eben eine gebildete Frau," sagte Ellen.

„Bella", scherzte Wilhelm, „mach' vor Deiner Schwester die schönste Reverenz, die Du in Dresden gelernt hast."

„Ich spreche ganz ernsthaft. Wir haben in unserer nächsten Verwandtschaft ein Beispiel vor Augen gehabt: Papas Bruder, Onkel John. Er hat eine Frau geheirathet, die tief unter ihm stand. Er hat sie zu sich erheben wollen, sie hat ihn zu sich herabgezogen — durch das Schwergewicht der Unbildung, durch nichts anderes, denn sie war eine brave, achtenswerthe Frau — er hat sie in die Gesellschaft hineinführen wollen, sie hat ihn herausgetrieben. Onkel John ist an dieser Ehe zu Grunde gegangen. Bildung ist gewiß nicht Alles, aber es ist sehr viel. Wenn wir unsern Jungen nicht das Gehen gelehrt hätten, würden ihm seine gesunden Beinchen nichts nützen, sie würden ihm nur eine Last sein, die er zu schleppen hat; und eine Natur, die nicht gebildet ist, bringt's auch nicht darüber hinaus, auf dem Boden zu kriechen. Ich weiß wohl, das Bild stimmt nicht ganz, aber Du wirst mich schon verstehen. Ich verlange keine gelehrten Weiber. Es ist auch nicht nöthig, daß sie wie Bella einen dreijährigen Cursus durchmachen, obwohl das eben kein Schaden ist; aber Art gehört zu Art! Die Frau eines gebildeten Mannes muß, wenn sie eins mit ihm sein will, wenn sie ihn anregen und fördern soll, in demselben, oder doch einem ähnlichen Bildungsklima aufgewachsen sein, muß schon als Kind, das, was in dem gebildeten Aether

herumschwirrt, unbewußt in sich aufgenommen haben, die Keime, aus denen sich Alles entwickelt: Glaube, Sitte, Liebe, Freundschaft, Treue — Alles, was schön und richtig ist, mit Einem Worte. Auf die äußere Lebensstellung kommt's dabei natürlich nicht an. Das, was die Gesellschaft als hochstehend und als niedrig bezeichnet, ist dabei ganz gleichgültig. Ich kenne Millionäre, die jenseits der für sie unüberschreitbaren Linie stehen bleiben, und Kinder von verkommenen, hungerleidenden Tagelöhnern, die sie achtlos überschritten haben. Ein Paar, bei dem der Eine von diesseits, der Andere von jenseits kommt, — das ist die einzig wahre Mesalliance! Und wenn jener Millionär die Tochter dieses Tagelöhners heimführt, so ist es die letztere, welche eine Mißheirath macht."

„Du sprichst wie ein Buch!" sagte Wilhelm lächelnd. Er klopfte ihre Wangen und setzte hinzu: „Ich brauche Dir nicht zu sagen, daß Du mich ganz und gar nicht überzeugt hast. Aber, Kinder, nun wollen wir uns schlafen legen. Wir sind fünf Stunden gefahren, haben zwei Stunden dinirt, eine Stunde musicirt, Ellen hat uns eben noch eine erbauliche Predigt gehalten. Ich fange an, müde zu werden."

Bella hatte, seitdem Klaus von ihnen gegangen war, außer dem bedauernden Ausrufe nichts mehr gesagt und gedankenvoll zugehört. Sie erhob sich still, küßte ihre Schwester, bot ihrem Schwager die Stirn zum Kusse und ging mit dem Wunsche für eine gute Nacht geräuschlos aus dem Zimmer.

Sie verabschiedete das Mädchen, das in ihrer Stube auf sie gewartet hatte, und entkleidete sich langsam. Sie löste ihr wundervolles aschblondes Haar und bürstete es lange, lange Zeit, weit länger als sonst, viel länger, als es nöthig war. Sie that es wie ein Automat, ohne darum zu wissen. Sie dachte an etwas anderes. Sie hatte unausgesetzt das Bild eines großen blonden Mannes vor Augen, der schwerbekümmert seinen mächtigen Oberkörper auf dem Sessel wiegte. Sie schloß die Augen, als wollte sie es nicht mehr sehen, oder besser sehen; und ein sanftes Lächeln hob ihre Lippe und zeigte die herrlichen weißen Zähne. Ihr Busen hob sich. Sie schlug die braunen Augen wieder auf, schüttelte sich, und eine tiefe Falte des Unwillens zeichnete sich auf der klaren keuschen Stirn.

„Dummes Zeug!" murmelte sie vor sich hin. Sie beendigte schnell ihre Nachttoilette. Als sie das Licht ausblies, sagte sie leise: „Nein, es wäre sogar sündhaft!"

Sie betete wie jeden Abend, warf sich noch einige Male hin und her, dann lag sie still. Ihr Athem wurde ruhig und gleichmäßig, und, den schönen Kopf in der Rechten ruhend, den linken Arm ausgestreckt, versank die Jungfrau in süßen Schlummer.

Die Streichhölzerkäuferin hatte auf gut Glück den Herrn, der ihr das Goldstück geschenkt hatte, am Pariser Platze erwartet. Als sie die große Gestalt an der Ecke der Wilhelmstraße dem Thore zuschreiten sah, lief sie Klaus

entgegen, ging einige Schritte neben ihm her und sagte wieder, in demselben weinerlich bittenden und dabei verschmitzten Tone wie vorher, Unverständliches.

„Mach Dich fort!" rief Klaus so barsch, daß das Mädchen auf dem Flecke stehen blieb.

Es sah dem fremden Herrn noch einen Augenblick nach. Darauf machte es eine freche Geberde, sagte mit lauter, heiserer Stimme: „Denn nicht!" kehrte um und ging mit schlürfenden Schritten in der Richtung auf das Café Bauer zu.

Klaus nahm eine Droschke und fuhr nach Hause.

Es war Weihnachten.

„O du selige,
O du fröhliche
Gnadenbringende
Weihnachtszeit!"

klang es in Klaus aus der Kindheit herüber. Er saß allein in seinem Arbeitszimmer, den Kopf auf die beiden Hände gestützt, und stierte auf das grüne Leder des Schreibtisches. So saß er schon seit langer Zeit und brütete vor sich hin. Seit gestern hatte sich eine entscheidende Wandlung in ihm vollzogen. Bis gestern war er blind gewesen. Nun war es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen.

Er hatte den tiefen und tiefinnern Gegensatz zwischen sich und seiner Frau erkannt, und er hatte sich klar gemacht, daß es keinen wahren Ausgleich gab; denn sie liebte ihn nicht.

Sie liebte ihn nicht — erst gestern hatte er sich diese grausame Wahrheit gestanden. Er hatte es sich nie einzugestehen gewagt. Das flüchtige Geständniß hatte ihn selbst gewissermaßen beim Schopfe gefaßt und überrumpelt. Er hatte es bisher als selbstverständlich vorausgesetzt, daß sie ihn liebe, ihn lieben müsse, — liebte er sie doch von Herzen, und hatte es ihr gesagt und gezeigt, daß sein Leben von keinem anderen Verlangen erfüllt sei, als von dem: das ihre zu beglücken. Nun aber durchflog sein Geist die Strecke, die er mit Kathi zusammengegangen war, wie der Adler die Wüste, hungernd und beutegierig. Nichts, nichts war da, was für Kathis Liebe gesprochen hätte. Sie hatte eine aufrichtige Freude über schöne Geschenke, eine gewisse oberflächliche Dankbarkeit empfunden — nichts weiter. Sie hatte sich in das Zusammenleben mit ihm aus Gründen der Bequemlichkeit und der jugendlichen Eitelkeit geschickt, von einem Herzensbedürfnisse war nicht die Rede gewesen. Kathi, die er bisher beständig an seiner Seite gefühlt hatte, war ihm durch diese nüchternen Erwägungen wie entrückt. Zwischen sie und ihn traten andere Gestalten: er sah das offene Gesicht seines Bruders, das milde Lächeln seiner Schwägerin, er sah das morgenfrische Antlitz der schönen Bella mit den Rehaugen und den mattblonden Haaren. Und er empfand es wie eine Erleichterung, wie einen Trost, daß er mit der zierlichen, anmuthigen Kathi,

die ihn nicht verstand und die nicht viel von ihm wissen wollte, nicht mehr allein war. Bisweilen regte sich auch schon in ihm der Gedanke: so kann es nicht weiter gehen! Aber das, was darüber hinauslag, das mochte und konnte er nicht berühren.

In seinen unerquicklichen Grübeleien wurde Klaus durch den eintretenden Diener unterbrochen, der ihm einen Brief mit den Worten übergab, daß der Bote auf Antwort warte. Klaus öffnete das Convert und las:

B. 24. December 78.

Es ist sehr liebenswürdig von Dir, lieber Freund, und von meiner schönsten Gönnerin, daß Ihr Euch eines einsamen Junggesellen erinnert und ihm auf Eurem Tische den grünen Tannenbaum anzünden wollt. Aber ich muß mit Wehmuth im Herzen absagen. Ein guter Freund und alter College von mir, Arnold Specht, der Dir dem Namen nach als einer unserer hervorragendsten Liebhaber bekannt sein wird, und der augenblicklich am hiesigen Residenztheater gastirt, hat sich mit mir verabredet, und es wäre unverantwortlich von mir, wenn ich dem eigenen Vergnügen die Pflicht der Freundschaft opferte. Specht ist übrigens ein reizender Mensch, den ich Dir in diesen Tagen zuführen werde. Nochmals herzlichen Dank Euch Lieben, Edlen! Und schmerzdurchwühltes Bedauern! Bei Philippi sehen wir uns wieder, oder in der Hildebrandtstraße.

Dein

tiefgebeugter Waisenknabe

Der Dienstmann ist bezahlt. Leo S.

„Man wartet auf Antwort?“ fragte Klaus.

„Zu Befehl, gnädiger Herr.“

Klaus zuckte die Achseln.

„Ach so!“ sagte er auf einmal. Er hatte nun erst verstanden, daß Leo für den Freund eine Einladung mitbegehrte.

„Ist meine Frau in ihrem Zimmer?“

„Im Salon, gnädiger Herr.“

Kathi und Gustel waren mit dem Ausputz des Baumes beschäftigt.

„Leo sagt ab,“ redete Klaus seine Frau an.

„O je!“

„Da ist sein Brief.“

Kathi durchflog ihn schnell und hatte dessen verborgenen Sinn sofort erfaßt.

„Was Du Einen erschrickst! Er sagt nicht ab. Der Arnold Specht muß mit eingeladen werden. Du hast doch nichts dagegen? Der Specht ist einer unsrer Besten. Ich hab' schon für ihn geschwärmt, als ich so groß war! Ich freue mich sehr, ihn kennen zu lernen. Schau nicht so murrtöpfisch drein, lieber Freund, und schreib ihm ein paar Worte.“

„Wenn Du meinst,“ sagte Klaus. Er besann sich einen Augenblick.

„Es wäre mir lieb, wenn Du mir den Brief abnähmst. Ich schreibe vielleicht nicht freundlich genug."

„Gut, ich besorg's."

Sie sprang in's Nebenzimmer und schrieb in großer Hast, indem sie jedes zweite Wort ein- oder zweimal unterstrich, das Wort „herzlich" sogar viermal, eine überschwängliche Einladung für Specht. Sie wollte das Billet Klaus zeigen, aber dieser hatte den Salon bereits wieder verlassen, war in sein Arbeitszimmer zurückgekehrt und hatte sich auf die Chaiselongue ausgestreckt.

Der bezahlte Dienstmann überbrachte Leo die Antwort, die ihn erfreute, ohne ihn zu überraschen.

Kathi und Gustel machten sich mit dem Weihnachtsbaume weiter zu schaffen.

„Ich weiß nicht, was dem Herrn heut in die Quere gekommen ist," sagte Kathi, während sie eine Bruthenne aus Chokolade mit Marcipaneiern an dem Tannenzweig befestigte, „seit gestern ist er wie ausgewechselt."

„Die Männer sind so launenhaft," sagte Gustel mit mütterlicher Erbweisheit.

„Ich habe mir schon gedacht, . . aber das wäre zu thöricht! — Die liebe Verwandte mit den großen Galoschen . . ."

„Bewahre, gnädige Frau!"

„Sage doch nicht: bewahre! wenn ich etwas behaupte! Gustel, Du nimmst Dir Freiheiten mir gegenüber heraus, die ich auf keinen Fall dulde," sprach Kathi würdevoll.

„Aber gnädige Frau haben mich mißverstanden, ich meinte nur . . . ."

„Lassen wir's gut sein! Sage, Gustel," fuhr sie unmittelbar darauf in gemüthlichem Tone fort, „was schenken wir dem Arnold Specht? Er ist doch unser Gast, und der Herr denkt an nichts. Nun möchte ich dem die große Schreibmappe aus Krokodilhaut schenken, der Leo bekommt das Rauch-Necessaire, und meinem Mann gebe ich die Meißener Figuren, die ich für Ellen bestimmt hatte und eigentlich für mich behalten wollte."

„Die werden dem Herrn gewiß große Freude machen, gnädige Frau."

„Sie sind auch sehr theuer — namentlich die Spitzendame mit der Muffe. Die Muffe ist auch mit Spitzen besetzt. Was glaubst Du wohl, was das für Mühe macht! Und dann geb' ich ihm doch auch noch das Etui für den Hausschlüssel . . ."

Der Baum war fertig und auf den großen, in die Mitte des Salons gerückten Tisch gesetzt. Auf dem weißen Tischtuche standen die Teller mit Aepfeln, Nüssen und Zuckerwerk und daneben lagen die Geschenke für Klaus und die beiden Gäste. Es machte einen dürftigen Eindruck. Es war nichts, und sah so aus, als ob es was sein sollte. Es war ein verständniß- und liebloser Weihnachtstisch.

Klaus hatte während der letzten Wochen Alles zusammengekauft, was

ihm irgendwie für Kathi passend erschienen war. Der Wandschrank in seinem Arbeitszimmer war mit Packeten aller Formate angefüllt. Er hatte sich auf den Aufbau gefreut und schon vor einigen Tagen eine wundervolle Blumengarnitur für Kathis Tisch bestellt, der feierlich, nachdem sie beschenkt hatte, in den Salon getragen werden sollte. An Alles das wurde er erst erinnert, als ihm nun der Diener geheimnißvoll meldete, daß der Gärtner mit den Körben warte. Klaus hatte jetzt nicht mehr Lust, sich selbst um die Sache zu kümmern, die ihm in seiner Gemüthsverfassung beinahe kindisch erschien. Ohne sich von der Chaiselongue zu erheben, gab er dem Diener die erforderlichen Weisungen. Auf dem geschmückten Tisch sollten die Packete, die im Wandschranke lagen, aufgethürmt werden. Es sei nicht nöthig, die Sachen auszupacken, der Gärtner möge das Weitere arrangiren.

Dem künstlerischen Sinne des Gärtners wurde da eine schwierige Aufgabe gestellt. Kopfschüttelnd betrachtete der brave Mann die glänzenden Cartons, die papiernen Rollen und bebänderten Düten — unschön in der Form und in der Farbe. Er half sich damit, daß er die langweiligen Packete unter Blättern und Blüthen möglichst verbarg und durch blühende Rosen und Kamelien dem Ganzen noch einen fröhlichen und festlichen Anstrich zu geben bemüht war.

Die Gäste waren um sechs Uhr zum Diner geladen. Die Bescheerung war auf acht Uhr angesetzt.

Leo und Arnold Specht erschienen mit schauspielerischer Pünktlichkeit Schlag sechs Uhr. Leo dankte den Freunden in übertriebener Weise für die unendliche Freundlichkeit, die ihn ebenso überrascht wie beschämt hätte. Specht war von so viel unverdienter Güte ganz gebeugt. Er lächelte süß, bewegte langsam den interessanten Kopf und war so überwältigt, daß er nichts weiter sagen konnte als: „Ah!"

Arnold Specht war im wahren Sinne des Wortes ein schöner Mann. Er war etwa vierzig Jahr alt, ziemlich groß — wenn er durch die Riesengestalt Klaus' nicht gedrückt wäre, so würde man ihn sogar recht groß gefunden haben — schlank gebaut, mit kleinen Füßen und sorgsam gepflegten Händen. Den Nagel am kleinen Finger der linken Hand hatte er zu einer wohlgebildeten Kralle heranwachsen lassen und zurechtgeschnitten. Seine Haltung war die eines Mannes, der daran gewöhnt ist, daß man ihn durch das Opernglas betrachtet: straff, mit vorgereckter Brust, die Arme anmuthig gerundet, den Kopf selbstbewußt aufgeworfen. Er war von tiefbraunem Colorit, seine Augen waren dunkel und ausdrucksvoll, seine Haare durch die Hand des Friseurs gelockt. Eine Hamletlocke fiel schwermüthig auf die Stirn. Sein Organ hatte er nach dem Vorbilde Emil Devrients auf Weichheit und Wohlklang hin geschult. Er sprach langsam, deutlich und rollte das „r".

Nachdem Arnold seiner Bewegung Herr geworden war, die er dadurch veranschaulichte, daß er die rechte Hand auf's Herz legte, konnte er nicht genug Worte des Dankes finden.

„Und gerade der heutige Tag muß mir so viel Glück bringen — ah! Wer könnte da noch über den schönen Kinderglauben an's Christkindl lachen? Haben Sie mir nicht die Pforten erschlossen zum traulichen Palaste der Weihnachtsfee?"

Er war tief gerührt, seine Stimme erzitterte, er hätte weinen können; aber dazu war es wohl noch zu früh am Tage.

Klaus kam seinen Gästen schlicht und artig entgegen. Er bemühte sich seine Stimmung zu beherrschen, aber Leos scharfes Auge bemerkte doch die starke Veränderung in seinem ganzen Wesen. Er nahm den Freund etwas bei Seite.

„Fehlt Dir etwas? Du siehst so verstört aus."

„Ich leide seit gestern an Migräne," antwortete Klaus, und indem er mit Leo sich Kathi und Specht näherte, fuhr er laut fort: „ich muß mich von vornherein bei meinen Gästen entschuldigen und sie um Nachsicht bitten, wenn ich heute ein wenig liebenswürdiger Wirth bin. Ich bin etwas unwohl."

Specht war von dieser Mittheilung so tief ergriffen und sah so aufrichtig betrübt aus, als ob ihm die Kunde zugegangen sei, daß er das Liebste verloren habe.

„Meine Frau wird das, was ich schlecht mache, gut zu machen suchen. Ich bitte Sie also freundlich, sich durch meine Schweigsamkeit nicht in Ihrem Vergnügen stören zu lassen, und ich will mir Mühe geben, Ihnen den Spaß nicht zu verderben. Und nun also, zu Tisch! Herr Specht, darf ich Sie bitten, meine Frau zu führen?"

Specht verneigte sich tief und bot mit dem süßesten Lächeln, das ihm zu Gebote stand, und sanftem Augenaufschlag Kathi den Arm.

Kathi — war es dieselbe, die gestern wie leblos dagesessen hatte? — war in rosigster Laune, sie blühte auch wie eine Rose, sie war vielleicht nie so entzückend gewesen. Beim dritten Gange hatte auch Specht die sentimentale Maske abgelegt und dafür die feurige, leidenschaftliche gewählt. Er ließ die Nasenflügel spielen, seine Augen schossen Blitze, er sagte nicht mehr: Ah! er sagte jetzt: Hei!

„Hei! der gute Tropfen!" rief er, als er den Römer von den Lippen absetzte. „Und nun, Freunde," sprach er, indem er sich erhob und sein Gesicht in jene verhängnißvoll lächelnden Falten legte, welche dem Ausbruche eines Toastes vorherzugehen pflegen, „da der Wein des Menschen Herz erfreut, weshalb sollten wir nicht fröhlich sein? Mir ist das Herz voll von Dankbarkeit für unsere lieben Wirthe, die ich, vor einer Stunde noch ein Fremdling in diesem Hause, nun als Freunde habe ansprechen können, — und weß das Herz voll ist . . . Wie meinst Du, Leo?" unterbrach er sich.

Leo hatte sich nicht gerührt.

„Und weß das Herz voll ist, — davon schweigt der Mund."

Er sah sehr klug aus und machte eine Kunstpause.

„Ich werde also nicht sagen, daß ich stets mit inniger Dankbarkeit

dieser gastlichen Aufnahme gedenken werde; ich werde nicht sagen, daß das beste Weihnachtsgeschenk, das ein armer Mann wie Hamlet an diesem Herde niederlegen kann, sein Segensspruch ist für des Hauses Wohl und Gedeihen; ich werde nicht sprechen von der Biederkeit des Wirthes, die da steht fest und treu wie die Wacht am Rhein; ich werde nicht sprechen von der mädchenhaften Anmuth einer jungen Frau, die jetzt lächelnd mir zur Seite sitzt, und der ich die Hand auf's Haupt legen möchte, betend, daß Gott sie erhalte so fromm, so rein, so hold. Ich werde gar nichts sagen, ich werde Sie nur bitten, in diesem Sinne die Gläser zu erheben und hoch leben zu lassen die liebenswürdigen Wirthe und — (Kunstpause) — was wir verschweigen!"

Die Gläser klangen zusammen. Leo bemerkte zu seiner unangenehmen Ueberraschung, wie sich beim Anstoßen die beiden etwas vorgestreckten kleinen Finger von Kathi und Arnold suchten und berührten, während Arnold die fromme, reine und holde Wirthin sehr schmachtend ansah.

Lächelnd wie er gesprochen, schwieg Arnold. Er setzte sich mit selbstgefälligem Ausdruck. Er war mit seinem Toaste sehr zufrieden. Er fand ihn originell und geistvoll. Der Toast war auch neu. Er war eine Première. Kathi war sehr erbaut davon. Leo taxirte ihn auf eine brave Mittelleistung. Klaus hatte nach dem zweiten Satze des faden Geschwätzes genug gehabt und nicht mehr zugehört.

Beim Braten war die Stimmung der drei, die sich durch die Theilnahmlosigkeit des Wirths in der Gemüthlichkeit wirklich nicht stören ließen, so animirt, daß Arnold auf Leos dringliches Zureden und auf Kathis unwiderstehliche Bitten, die Würde seiner Kunst und die Bedeutung seiner Stellung aus den Augen setzend, alle gesellschaftlichen Kunststückchen, die er kannte, zum Besten gab. Er imitirte das Geräusch der Werkstatt, er hobelte und sägte mit dem Zeigefinger; der ganze Viehhof marschirte auf, er gackerte wie die Henne, krähte wie der Hahn, grunzte wie das Schwein, blökte wie die Kuh, brüllte wie der Stier, wieherte wie das Pferd, meckerte wie die Ziege und bellte dazwischen wie der Hund, der schließlich getreten wird und mit kläglichem Geheul und Gewinsel davon läuft.

Kathi lachte Thränen. So göttlich hatte sie sich lange nicht amüsirt. Und Arnold hatte noch nicht einmal sein Hauptstück aufgeführt: die summende Fliege, die sich auf die Nase eines betrunkenen Schnarchers setzt, von diesem im Schlaf beständig verjagt wird und immer wieder auf die Nase zurückkehrt. Das war großartig! Kathi war ganz unbändig vor Freude und hätte den reizenden Menschen umarmen mögen.

Leo hatte seine Pfeile noch im Köcher. Er wartete auf den Kaffee. Als er die Tasse Mokka in der Hand hielt, begann seine Production. Er fingirte einen Kampf mit einem Unsichtbaren, der ihm die volle Tasse zu entreißen sucht, und balancirte nun die Tasse auf der Untertasse, die er unausgesetzt hin- und herschwenkte, mit großem Geschick, so daß diese beständig auf der Kippe stand, ohne umzufallen, und ohne daß auch nur ein Tropfen

übergelaufen wäre — ein wahres Jongleurstückchen. Arnold lachte als neidloser College für drei, Kathi war auch ganz befriedigt; aber die Fliege — das war doch das Höchste!

Nebenbei wurden während des Kaffees auch noch einige Anekdoten erzählt, deren Held jedesmal ein polnischer Jude war. Die Drei waren seelenvergnügt.

Klaus saß abseits, auf demselben Sessel, auf dem Kathi gestern gesessen hatte, als Bella Klavier spielte.

„Das sind nun meine Weihnachten!“ sagte er zu sich. „Zwei Komödianten und —“ er stockte — „und meine Frau! Und die, die zu mir gehören, die ich bei mir haben möchte und sollte, und bei mir haben könnte, wenn es anders wäre — die sind hier, unter meinem Dache, unmöglich; und ich danke dem lieben Gott, daß sie nicht hier sind, um diese entsetzliche Oede nicht zu fühlen!“

„O, du fröhliche
Weihnachtszeit!“

klang es wieder aus den Tagen seiner Kindheit in der alten Rathsstadt zu ihm herüber.

„Du bist aber heut ganz unmöglich, Mann,“ schmollte Kathi, die an ihn herangetreten war. „So warst Du ja noch nie! Und das gerade am heutigen Tage! Aergert's Dich, daß wir lustig sind?“

„Im Gegentheil, Kathi. Ich habe Dir ja schon gesagt: ich bin nicht wohl.“

„Du möchtest zu Deinen Leuten? Gesteh's nur! Ich nehme es Dir gar nicht übel. Mit dem Bruder möchtest Du zusammen, gelt? Ich verstehe das. Weißt Du was? Ich wollte just die Sachen für den Kleinen in's Hotel schicken. Ich hab', ehrlich gesagt, ganz daran vergessen. Laß anspannen, und bring' die Sachen selbst! Da wirst Du Freude haben, und hier hast Du keine. Wozu soll man sich geniren unter Eheleuten? Verschwinde, sag' kein Wort, ich werde Dich bei Deinen Freunden schon entschuldigen. Der Baum ist angezündet. In fünf Minuten ist die Bescheerung, und dann gehst Du sachte aus der Thür. Das soll mein Weihnachtsgeschenk sein; im Uebrigen, lieber Schatz, habe ich nicht viel. Nur eine Kleinigkeit, die Dir sagen soll, daß heut Weihnacht ist. Also abgemacht!“

Sie trat wieder zu den Herren. Klaus war zugleich empört und herzensfroh. Er hatte sich allerdings von hier weggesehnt, und er freute sich, daß ihm dies nun möglich und leicht gemacht war, aber es erregte doch sein Innerstes, daß seine Frau in die Trennung an diesem Abende nicht blos ohne Ueberwindung, sondern sogar mit unverhohlener Befriedigung willigte. Er hegte das Verlangen, von ihr zu gehen, und war zugleich ungerecht genug sich darüber zu erzürnen, daß sie ohne ihn zu bleiben wünschte.

Leo und Arnold waren von den schönen Geschenken ganz gerührt. Arnold betheuerte unausgesetzt: es sei zu viel, zu viel, er habe nie eine

schönere und geschmackvollere Mappe gesehen, und er sagte wieder einige Male: „Ah!" Klaus dankte für die Meißener Figuren und war gutmüthig genug, die Kostbarkeit der Spitzen an der Muffendame, auf die ihn Kathi besonders aufmerksam machte, zu bewundern. Nachdem Kathi um den mit Blumen decorirten Tisch, der nun hereingebracht wurde, kindisch herumgehüpft war, dann das kunstvolle Werk des Gärtners zerstörend, ein kostbares Stück nach dem andern unter lauter Freude und der lebendigen Antheilnahme der Freunde aus den verbergenden Hüllen herausgeschält und endlich Alles noch einmal überschaut hatte, und wirklich glücklich über die kostbaren Ueberraschungen, nach ihrem Mann suchte, um ihm zu danken, bemerkte sie, daß dieser lautlos verschwunden war.

„Ach so!" sagte sie. Und sich an die Freunde wendend, fügte sie übermüthig hinzu: „Kinder, nun wollen wir lustig sein! Mein Mann ist wirklich nicht wohl. Ich habe ihn fortgeschickt. Es ist besser so für ihn. Und nun, lieber Specht, machen Sie noch ein Mal den Brummer! Ich bitte!"

Die unbedeutende Episode, das Verschwinden des Hausherrn, beeinträchtigte die Stimmung in der That durchaus nicht, nur Leo war vorübergehend davon unangenehm berührt. Arnold machte den Brummer auf vielseitiges Verlangen noch ein Mal, und Leo erzählte, mit kunstgerechter Steigerung, eine Anekdote von drei polnischen Juden.

Arnold machte der hübschen Wirthin ganz regelrecht die Cour. Er überschüttete sie mit den heftigsten Complimenten, sah sie mit sehnsuchtsvollen Blicken an und rückte ihr so nahe wie irgend möglich. Kathi machte das Spaß, und sie war so freundlich, wie sie nur sein konnte. Leo faßte die Sache so harmlos auf, wie sie wirklich noch war; und da sie ihn langweilte, öffnete er den Flügel und spielte sein Lieblingsstück, die Gavotte.

Arnold sang darauf mit tiefem Gefühl: „Ich wollt', ich wär' des Mondes Licht." Kathi begleitete ihn, rühmte seine Stimme und besonders seinen seelenvollen Vortrag. Sie selbst gab einige der übermüthigsten Lieder ihres früheren Repertoires zum Besten. Dem Sect wurde fleißig zugesprochen. Und so verging die Zeit in heiterster Stimmung.

„Leo, spielt einen Walzer, einen feschen Walzer! Wir wollen tanzen," rief Kathi.

Der große Tisch des Speisezimmers wurde bei Seite geschoben, der Teppich aufgehoben, der Flügel an die Thür gerückt, und Leo paukte darauf los.

Arnold und Kathi rasten durch den Saal, daß die Gläser auf dem Büffet klirrten. Arnold hielt Kathi fest an sich. Sie hatte den Kopf etwas zurückgeworfen, die Leidenschaftlichkeit des Tanzes durchloderte sie mit unheimlichem Feuer, der Sect hatte das Blut schon schneller durch die Adern gejagt, sie schloß halb die Augen, und im wilden Wirbel schwanden ihr fast die Sinne, als sie einen heißen Kuß auf ihrer glühenden Wange fühlte.

„Was fällt Euch denn ein?" sagte sie, ohne den Tanz zu unterbrechen.

„Kathi, ich liebe Sie," hauchte ihr Arnold in's Ohr.

„Schon gut! Aber seid vernünftig! Was sollen denn die Leute denken? Da schaut nach der Thür! da steht Jemand!"

Leo hatte den Kuß gleichfalls bemerkt. Er fühlte sich in der Würde seines abwesenden Freundes gekränkt, wollte aber keinen ärgerlichen Auftritt herbeiführen und spielte den Theil der Walzers zu Ende. Dann stand er auf.

„Weiter, weiter!" riefen die Tänzer.

„Fällt mir gar nicht ein! Der Specht macht Dummheiten, und ich soll Musik dazu machen? Fällt mir gar nicht ein!"

Kathi entwand sich der Umarmung und trat auf die halboffene Thür, die nach den Hinterräumen führte, zu. Es hatte da Jemand durch die Thürspalte dem Feste zugeschaut. Und richtig, sie sah, wie sich Jemand schnell entfernte. Blitzschnell durchfuhr sie ein Verdacht, aber sie ging resolut und hurtig der Gefahr entgegen. Sie lief aus dem Salon, sprang dem Flüchtling nach und erwischte Gustel, die sich gerade in der Küche verstecken wollte.

„Du bist's! Gott sei Dank! Du hast mir einen schönen Schreck eingejagt! Weißt Du, Gustel, stell Dich in den Erker des Eckzimmers und schau ein wenig aus. Wenn der Herr kommt — er hat doch unser Coupé genommen? — dann sag' mir's. Ich schenke Dir auch was Schönes."

Gustel war vergnügt, daß sie so davonkam. Sie lachte verschmitzt und zog auf Vorposten.

Inzwischen hatte Leo den feurigen Liebhaber abgekanzelt.

„Erstens ist es an und für sich nicht schön, in einem anständigen Hause, in das man durch einen Freund des Hauses eingeführt ist, beim ersten Besuche die Wirthin zu küssen. Und zweitens ist es unvorsichtig. Mein Freund Bewer ist, wie ich ihn kenne, nicht der Mann, der in dem Punkte Spaß versteht. Du hast ihn gesehen. Er hat reichlich das Militärmaß. Er ist zehn Jahre da ganz unten gewesen, wo von europäischer Cultur nicht die Rede ist. Du verstehst! Wenn er dahinterkäme, würde er Dich einfach niederschlagen."

Die Eröffnung dieser Perspective verfehlte ihre Wirkung nicht. Arnold hatte jetzt weder seine sentimentale, noch seine feurige Maske, er machte ein ehrlich betroffenes Gesicht, das nicht eben klug aussah.

„So?" sagte er langsam. „Also Du meinst, daß er ohne Weiteres?"

„Ohne Weiteres. Verlaß Dich darauf."

„So?!" wiederholte Specht.

Kathi war mit hochrothen Wangen zu der Gesellschaft zurückgekehrt.

„Noch einen Schnell-Galopp, Leo!"

„Bedauere sehr."

„Wenn ich Euch recht schön darum bitte."

„Bedauere sehr."

„Ihr seid ungefällig! Dann helfen wir uns so! Kommt Specht! Ich singe dazu."

Sie hatte sich an Specht gelehnt, so daß diesem, obwohl ihm die Lust zum Tanzen eigentlich vergangen war, nichts anderes übrig blieb, als seinen Arm um Kathis Hüfte zu legen und mit ihr, die das Presto der Tanzweise sang, in betäubender Schnelligkeit davonzusausen. Wenn ihr auch der Athem fast versagte, so stieß sie die Töne doch noch kreischend hervor; und sie war es, die nun ihren Tänzer, der pausiren wollte, mit sich riß und an ihr stürmisch pochendes Herz drückte. Sie war wie außer sich, als ob die Bestie in ihr entfesselt wäre. Und sie jagte in Arnolds Arme dahin, und ihre ganz erschöpfte Stimme klang wie schmerzliches Wimmern.

„Der Herr!“ schrie Gustel in den Saal und verschwand.

Das Wort wirkte wie ein elektrischer Schlag auf Arnold, dem schon der Tanz den Schweiß auf die Stirn getrieben, und dessen dunkles Gesicht sich geröthet hatte. Er wurde olivengrün, seine Beine zitterten.

Kathi warf sich auf einen Sessel und röchelte: „Mir ist nun schon alles eins! So oder so!“

Leo allein war ruhig. Er hatte das richtige Gefühl, dem heimkehrenden Freunde wenn möglich einen verhaßten Anblick zu ersparen. Er rief Arnold, schob mit diesem, der freilich nicht viel half, den Flügel an die alte Stelle, führte, schleppte beinahe Kathi in den Salon und schloß die Thür zum Speisezimmer. Kathi nahm aus dem Champagnerkühler ein Stück Eis, rieb sich damit Stirn und Wange und fächelte sich.

Klaus hatte einige wirklich erfrischende Stunden mit Wilhelm und dessen Familie verbracht. Er hatte auf diese wenigen Stunden beinahe vergessen können, was ihn so tief betrübte. Sie hatten gemüthlich geschwatzt, sich alter Zeiten erinnert, mit wehmüthiger Freude von den Weihnachten in dem schönen Patrizierhause und von dem geliebten Vater, dem ehrsamen Senator, Großkaufmann und Rheder Jakob Bewer zu Lübeck, gesprochen, von dem edlen Manne, dessen Bild mit der Zeit immer leuchtender und lauterer in der Erinnerung der dankbaren Söhne glänzte; Bella hatte gespielt, — und so waren die Stunden froh und glücklich gemessenen Flugs dahingeschwebt, und ihr sanfter Flügelschlag hatte Klaus Kühlung und Frische zugefächelt.

„Mein Gott, was fehlt Dir denn, und wie siehst Du denn aus?“ fragte Klaus, der beim Anblick Kathis ganz verblüfft auf der Schwelle stehen blieb.

„Was soll mir fehlen?“ antwortete Kathi mit rauher, heiserer Stimme und kurzem Athem. „Nichts fehlt mir. Wir haben ein bischen getanzt, nichts weiter.“

Klaus maß die Herren mit kalten Blicken. Als er den fremden Mimen betrachtete, den er in majestätischer Pose verlassen hatte, und den er nun als eine von der Feigheit geknickte Jammergestalt wieder traf, überfiel ihn ein Gefühl des Ekels, das er mit Mühe unterdrückte.

„Getanzt?“ wiederholte Klaus, der sich schnell gefaßt hatte. „Nun, wenn ich's auch nicht liebe, so beweist es mir doch, daß ich nicht vermißt worden bin, und daß Du meinen Wunsch, Deine Liebenswürdigkeit zu verdoppeln,

erfüllt hast. Wollen die Herren nicht Platz nehmen? Ich hoffe doch, daß ich Sie nicht verjage."

„Wir hatten uns schon zum Abschiede erhoben," sagte Leo, der sich ebenso unbehaglich fühlte wie Arnold, obgleich er der viel Unschuldigere war.

„Jawohl, wir wollten gerade gehen," brachte dieser mit Anstrengung hervor.

„Du nimmst es doch nicht übel? Es ist wirklich schon spät . . . Klaus," fügte Leo mit leiser, von wahrer Erregung zitternder Stimme aufrichtig hinzu, „sei mir nicht böse! Ich habe nichts gethan, was Du mir verübeln könntest, nichts, so wahr Gott im Himmel . . ."

„Ich glaube es ja, Leo!"

„Glaubst Du es wirklich? Siehst Du, es wäre mir schrecklich, wenn Du meinen könntest . . ."

„Ich meine gar nichts, Leo!"

„Ich bin eine treue Seele, Klaus, und Du bist mein Freund! Der Himmel soll mich . . ."

„Ich glaube es Dir ja! Laß es nur gut sein! Wenn Du mir etwas zu sagen hast, so sage es mir ein andermal. Es ist wirklich spät. Gute Nacht!"

Klaus reichte ihm die Hand, die Leo so fest drückte, daß es selbst dem starken Manne unangenehm war.

„Glaube mir!" wiederholte Leo. „Ich bin Dein Freund! Gute Nacht!"

Arnold machte eine ganz correcte Verbeugung vor Kathi, die noch immer hastig athmete, und verabschiedete sich dann von Klaus. Als er den Versuch machte, seinen Dank in überschwänglicher Weise zu erneuern, unterbrach ihn dieser, und Klaus that so, als ob er nicht bemerkte, wie Specht ihm die Hand reichen wollte.

Die Beiden gingen mit der Schreibmappe und dem Rauch-Necessaire von dannen, weniger vergnügt, als sie gekommen waren.

Klaus betrachtete eine Weile seine Frau. Ihr Gesicht brannte in hochrother Färbung, ihre Haare waren in Unordnung, ihr Auge war matt, ihr Busen hob sich ungestüm, jeder ihrer schnellen Athemzüge war von einem keuchenden Tone begleitet. Und soeben hatte er in das sanfte, tiefe Auge seiner Schwägerin geschaut und an dem Maß und der Ordnung in der edlen Schönheit der keuschen Bella sich geweidet. Er wandte sich von Kathi, wie von einem fremden Wesen, ab und sagte kein Wort.

„Klaus!" rief diese ihm nach.

Er verließ den Salon, ohne sich umzuwenden, und schloß sich in sein Zimmer ein. Er blieb halb entkleidet eine Weile vor dem Bette sitzen, ohne an etwas besonderes zu denken, und ohne tiefere Erregung. Er wunderte sich, wie wenig die Scene im Salon ihn angegriffen hatte. Das Nebensächliche hatte einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht als die Hauptsache. Er lächelte über Leos Freundschaftsbetheuerungen und über die Meißener Figuren, die schöne Muffendame mit den Porzellanspitzen, den eleganten Schäfer mit den

rosigen Wangen und den Pagoden, der die Zunge herausstreckte. Bei Kathi weilten seine Gedanken nicht. Alles, was er dachte und empfand, wurde übersummt von einer schlichten Melodie, die ihm gar nicht aus dem Kopf wollte. Was war es nur? Hatte Bella die Weise gespielt? War es ein Lied aus der Kindheit? Nachdem er längst das Licht gelöscht, summte es noch immer in ihm weiter. Und in den Schlaf summte ihn das einfache Lied, dessen Melodie ihm so vertraulich klang, und zu dem ihm die Worte fehlten.

Er träumte unruhig und wirres, krauses Zeug. Er hatte Händel mit rauflustigen Gesellen, die ihm den Weg vertraten. Einen derselben kannte er genau. Dieser hatte eine Hamletlocke, einen langen Nagel am kleinen Finger der linken Hand und rollte das r. Aber es war nicht Specht, es war der Prinz Demeter Strusa. Dieser Prinz, der ganz wie der Mime aussah, erlaubte sich Bella, die Klaus am Arme führte und die eine mit feinen Spitzen besetzte Muffe trug, unziemlich zu begegnen. Klaus bebte vor Wuth. Da trat ihm ein anmuthiger Schäfer, Leo Schneider, zur Seite und bekräftigte ihm mit tausend Eiden, daß er ihn nicht verlassen werde. Die Schaar der Strolche schien sich zu vermehren, und als Klaus sich nach seinem Bundesgenossen umsah, war dieser verschwunden. Auch Bella war ihm auf unerklärliche Weise abhanden gekommen. Er war verlassen, verlassen. Da bückte er sich und hob einen Stein von der Straße auf, den er mit Gewalt gegen Strusa schleuderte. Mit klirrendem, klapperndem Geklingel brach dieser zusammen wie eine Porzellanfigur, die zerbricht. Bei diesem Geräusch erwachte Klaus. Das Lied klang ihm noch immer in den Ohren.

Es war um die Mitte des Monats Februar. Das gesellschaftlich Leben und Treiben der Hauptstadt stand auf seinem Höhepunkte. Wilhelm war mit seinen Damen durch den Gesandten der Vereinigten Staaten in verschiedene Kreise eingeführt worden, und die schönen und liebenswürdigen Amerikanerinnen waren überall gern gesehen.

Eine mehrtägige Reise nach Greifswald und Lübeck hatte ihnen nicht die erwartete Freude bereitet. Gottlieb stak tief in einer schwer wissenschaftlichen Arbeit, die ihn ganz in Anspruch nahm und für seine Mitmenschen noch ungenießbarer als gewöhnlich machte. Er war zwar sehr glücklich, den Bruder aus San Francisco wiederzusehen und dessen Familie kennen zu lernen; aber er fühlte sich den Damen gegenüber befangen, unbeholfen und linkisch und wußte nicht, was er mit den drei auffälligen Personen in Greifswald anfangen sollte. Er war froh, als er ihnen die Hand zum Abschied reichen und an sein Pult zurückkehren konnte. Beinahe unbehaglich war der Aufenthalt in Lübeck und die Begegnung mit den ältesten Brüdern. Für diese war Wilhelm noch immer der leichtsinnige junge Mensch, den der Vater auf's Schiff gebracht hatte. Sie hatten ihm gegenüber überdies das Gefühl, ihm Unrecht gethan zu haben, und sie empfingen ihn und die Damen so kalt und mit so knapp bemessener Brüderlichkeit, daß

Wilhelm es bei dem einmaligen Besuche bewenden ließ und seine Dispositionen in der Weise abänderte, daß er den Aufenthalt in Lübeck auf einen Tag reducirte, die Reise nach Husum, — um sich und den Seinigen nicht noch eine Enttäuschung zu bereiten, — aufgab und nach Berlin, wo er seinen wirklichen Bruder wiederfand, zurückkehrte. Da fühlten sich auch die Damen am wohlsten.

Als Wilhelm diesen eines Tages erklärte, daß seine europäischen Geschäfte nunmehr vollkommen erledigt seien, und daß man nun an die Heimkehr denken müsse, waren sie aufrichtig betrübt. Es that ihnen leid, Berlin verlassen zu müssen, nicht blos der Gesellschaften wegen. Sie hatten Klaus, der fast jeden Tag ohne Ausnahme einige Stunden mit ihnen verbracht hatte, aufrichtig liebgewonnen. Und es war ihnen schmerzlich, den lieben Verwandten, den sie als ganz zu sich gehörig zu betrachten sich gewöhnt hatten, allein zurückzulassen. Von Kathi hatten sie seit geraumer Zeit nicht mehr gesprochen. Nachdem sie die Wahrnehmung gemacht hatten, daß Klaus eine Wiederholung ihres Besuches in seinem Hause nicht wünsche und eine Erwiderung des ihrigen von Seiten Kathis nicht für nothwendig halte, war die hübsche Schwägerin fast spurlos aus ihrem Kreise verschwunden. In der Weihnachtswoche hatten sie sich noch Anstands halber nach Kathis Befinden erkundigt, dann war auch diese Frage unterblieben; und in der gemeinsamen Unterhaltung, die immer herzlich und erfreulich war, erinnerte nichts mehr daran, daß Klaus verheirathet war.

War er es denn noch? Insofern gewiß, als die Scheidung nicht beantragt und demgemäß auch nicht ausgesprochen war, als er für das materielle Wohlbefinden Kathis sorgte, mit ihr unter einem Dache wohnte, mit ihr täglich mehrere Stunden verbrachte und unweigerlich die Mahlzeiten mit ihr gemeinsam einnahm.

War er es überhaupt je gewesen? Dem Buchstaben des Gesetzes nach unzweifelhaft. Und so war es bis zur Stunde geblieben.

Kummervoll aufregende Scenen kamen nicht mehr vor. Er war freundlich und zuvorkommend gegen Kathi, er schulmeisterte nicht mehr an ihr, er unterdrückte die unliebsamen Bemerkungen, zu denen er wohl mitunter durch irgend eine ihrer Aeußerungen gereizt wurde, er suchte ihr alle erlaubten Vergnügungen zu bereiten, führte sie in die Theater und in den Circus, schenkte ihr, was ihr Herz begehrte, und achtete nur darauf, daß nichts geschehen konnte, was er mit seiner Ehre nicht hätte vereinbaren können.

Kathi war mit dieser Wandlung höchlich zufrieden. Sie hatte jetzt viel mehr freie Zeit als sonst und benutzte diese Zeit, um heimlich zu Frau Milcke zu fahren, wo sie mit der Levini regelmäßig zusammentraf und von dieser sich regelmäßig bestätigen ließ, daß sie ganz unverdientes Glück gehabt und die beste Partie von der Welt gemacht habe. Kathi war davon auch ganz überzeugt; und wenn sie der Levini, die sehr oft eine dringliche Besorgung

zu machen und unglücklicherweise ihr Portemonnaie in der Eile auf dem Tische vergessen hatte, aus ihrer kleinen Börse einige Goldstücke in die Hand stecken konnte und in ihrem reizenden Wagen ihrem eleganten Heim zurollte, fühlte sie sich große Dame und ganz glücklich. Es machte ihr aufrichtiges Vergnügen, wenn sich die Operngläser auf sie richteten, sobald sie in der Vorderreihe der Loge erschien, während Klaus im dunkeln Hintergrunde verblieb, und wenn sie bemerkte, wie die vornehmsten Damen die schlichte Eleganz und den discreten Reichthum ihrer Toilette musterten. Es gewährte ihr eine große Befriedigung, als sie sich sagen durfte, daß sie in die Reihe der beachteten Persönlichkeiten gerückt sei; und als eines Morgens Gustel ihr ein Zeitungsblatt brachte, in dem sie als die Perle im Publikum bei der letzten Première mit liebevollster Genauigkeit geschildert war, jubelte sie laut auf, wenn sie es auch zu bedauern hatte, daß ihr Name nur mit den Initialen, als die „graziöse Frau K. B.“, bezeichnet war.

Die größte Zerstreuung boten ihr natürlich die Heimlichkeiten, die unerlaubten Besuche bei Frau Milcke. Da blieb es auch nicht bei dem tête-à-tête mit der Levini. Da kamen auch andere Freundinnen von früher mit ihr zusammen. Es wurden förmliche Kaffeekränzchen abgehalten, bei denen viel erzählt, viel geklatscht und gelacht, viel gegessen und getrunken wurde. Kathi trug die Kosten; ihre Mittel erlaubten es ihr ja. Sie wurde, da ihr übrigens wirklich harmloses Vergnügen nie gestört wurde und Friedrich sich als ein ganz zuverlässiger Kutscher bewährt hatte, mit der Zeit immer zuversichtlicher und konnte dem Reize nicht widerstehen, die Levini auch einmal bei sich zu empfangen. Sie mußte ihrer Freundin einmal zeigen, wie sie wohnte, wie sie eingerichtet war, wie sich ihre Truhe mit Schmuck gefüllt hatte. Die Levini war von all der Pracht ganz geblendet und konnte gar keine genügend starken Ausdrücke für das aufrichtige Entzücken finden. Kathi war gemessen und befriedigt.

Von alledem hatte Klaus keine Ahnung. Hätte er es aber selbst gewußt, es würde ihn schwerlich tief bekümmert haben. Er war eben abgespannt und abgestumpft. Nur manchmal kam es mit unheimlicher Macht über ihn, und es wurde ihm zu seinem wahren Jammer klar, daß sein Gefühl für Kathi nicht erstorben, daß es nur gewaltsam zertreten und verkümmert sei, aber noch immer Wurzeln mit treibender Kraft in seinem Herzen habe. Sie war ja nicht schlecht, nicht grausam, die arme Kathi! Sie war nur eine Andere, als er gedacht hatte. Ihr Liebreiz war ja bestrickend, und sie hatte ihn ja nie kränken wollen. Sie hatte ja nichts verschuldet. Ihn allein traf die Schuld, sie an sich gezogen und mit sich verbunden zu haben, bevor er ihr inneres Wesen erkannt hatte. Fügte er dieser alten Schuld nicht noch eine neue hinzu, wenn er jetzt die Lösung überstürzte, wie er die Vereinigung überstürzt hatte? War es recht von ihm, daß er nach den ersten gescheiterten Versuchen, sie in den höheren Kreis seiner sittlichen Anschauung und seiner Bildung emporzuheben, von jedem weiteren Beginnen abstand

und sie ihrer Nichtigkeit überließ? Mußte er den Versuch dieses erhebenden und befreienden Werkes nicht zu jeder Stunde, unbekümmert um die bisherigen Mißerfolge, erneuern? Aber nein, unmöglich, ganz unmöglich! Sie liebte ihn nicht, sie verstand ihn daher auch nicht und fühlte sich am wohlsten, wo sie war. Und ohne den Beistand der beschwingten Liebe und wider ihren Willen sie aufzuheben — dazu genügte keines Sterblichen Kraft.

Er war noch freundlicher gegen Kathi, er fühlte für sie warmes Mitgefühl, klopfte ihr die Wangen wie ein schwacher Vater dem verzogenen Liebling, der einen dummen Streich gemacht hat, und dem er gleichwohl nicht gram sein kann, und ging den gewohnten Weg den Linden zu.

Mit der Abreise war es nun Ernst geworden. Die Witterung war in den letzten Tagen umgeschlagen. Es war starkes Thauwetter eingetreten und die Sonne, die sich in der Jahreszeit geirrt zu haben schien, hatte die Feuchtigkeit aufgesogen. Es war mildes, helles Wetter, ein Vorfrühling im Winter. Damit war auch der letzte Vorwand, den die Damen vorgebracht hatten, um die Abreise hinauszuschieben, beseitigt, daß nämlich dem Kinde, dem der Aufenthalt in Deutschland übrigens gut angeschlagen, die Fahrt in der strengen Witterung vielleicht nicht bekommen werde. Die großen Koffer wurden gepackt. Am 15. sollte der Steamer den Hamburger Hafen verlassen.

Klaus war sehr wehmüthig gestimmt. Die Freunde, die nun von ihm scheiden wollten, konnten nicht wissen, was sie von ihm mit sich nahmen. Sie waren in den letzten Wochen seine Familie, sein Heim, sein Trost, seine Aufrichtung, sein wahres Leben gewesen. Mit Wilhelm war er wieder ganz eins geworden. Er hatte Ellen und Bella liebgewonnen wie Schwestern, und er liebte den blonden Jungen, der ihm unbewußt so viel Gutes gethan hatte, wie der leibliche Vater. Und das Alles sollte ihm nun wieder entrissen werden. Es war ihm zu Muthe, als würde der Inhalt seines Daseins mit einem Male geleert.

Bella und Ellen hatten Thränen in den Augen. Sie hatten Kathi ein freundliches Abschiedswort gesandt und erwarteten nun Klaus, der um 3 Uhr kommen wollte, um ihnen Lebewohl zu sagen. Sie saßen schweigsam am Fenster und blickten auf die Linden. Wilhelm ging, ebenfalls ohne ein Wort zu sagen, im Zimmer auf und ab. Der Junge spielte mit Sittah. Das Gepäck war schon auf der Bahn. Der sonst so behagliche Salon sah sehr ungastlich aus. Die Thüren der Schränke standen offen, die Schubläden waren aufgezogen. Auf den Stühlen lagen die Mäntel und Plaids. Auf dem Tische standen die Handtaschen, nach denen der Junge immer wiedergriff, so oft ihm auch Sittah es wehrte.

Da kam Klaus. Er hatte eine Reisetasche in der Hand.

„Ich habe es mir überlegt," sagte er nach der Begrüßung, „ich bringe Euch auf's Schiff. Ich begleite Euch bis Hamburg."

Die Freude war groß.

„Morgen Abend kann ich wieder hier sein. Und ich denke doch, bis dahin wird nichts passiren."

Um 4 Uhr verließen die Sechs die Hauptstadt. Die Abreise wurde von einem jungen Mädchen, das im Wartezimmer dritter Klasse geblieben war, beobachtet.

Kathi war durch die Mittheilung ihres Mannes, daß er seinem Bruder bis Hamburg das Geleit geben werde, auf das Freudigste überrascht. Seit acht Tagen hatte sie sich besonnen, wie sie es wohl anfangen könne, um den Abend des 14. für sich zu haben. Auf den 14. war nämlich das Benefiz der Levini angesetzt, und sie hatte ein unwiderstehliches Gelüste, an dem Ehrenabend ihrer Freundin wieder einmal in der Walhalla zu sein, die sie seit sieben Monaten nicht wieder gesehen hatte. Sie hatte schon die Absicht gehabt, ihrem Manne ganz ehrlich die Wahrheit zu sagen und ihn zu bitten, mit ihr in die Walhalla zu gehen. Aber sie sagte sich doch, daß dieser Wunsch wahrscheinlich nicht erfüllt werde, und daß sie vielleicht schon Unannehmlichkeiten davon haben könne, denselben überhaupt ausgesprochen zu haben. Und dann — mit dem Manne war es auch nicht das Rechte! Da fehlte ja der Hauptreiz des Verbotenen und der Heimlichkeit. Nun wurden alle Schwierigkeiten mit einem Male durch den Mann selbst aus dem Wege geräumt. Sie sprang vor Vergnügen in die Höhe, als Klaus die Thür geschlossen hatte. Sie war ein Glückskind.

Sobald sie Klaus in den Wagen hatte steigen sehen, rief sie Gustel.

„Schnell, das »Fremdenblatt«."

Sie sah nach, ob Specht, der „als Gast für die Saison" am Residenztheater engagirt war, am Abend spiele, und ob Leo beschäftigt sei. Das Glück blieb ihr hold. Arnold war frei, Leo hatte eine große Rolle.

„Erkundige Dich, wann der nächste Zug nach Hamburg geht, aber tummle Dich! Ich glaube, im Bureau des Herrn liegt ein Kursbuch."

Sie schrieb an Specht, er solle sie Schlag acht Uhr an der Ecke der Charlotten- und der Besselstraße erwarten und sich den Abend frei halten. Es sei keine Unannehmlichkeit zu befürchten. Als sie das letzte Wort geschrieben hatte, kam Gustel mit dem Bescheide zurück, daß der nächste Zug Schlag vier Uhr abgehe.

„Jetzt ist's drei. Da haben wir also noch reichlich Zeit. Gustel, ich traue dem Frieden mit der Abreise noch nicht recht. Also, nun sei ein gescheidtes Mädel und höre zu! Setz' Dir einen Hut mit Schleier auf. Wenn Du keinen hast, kannst Du einen von mir nehmen. Setze Dich in eine geschlossene Droschke erster Klasse und fahre nach der Hamburger Bahn. Zeige Dich dort nicht, paß aber gut auf. Wenn die Gesellschaft den Zug benutzt, kannst Du sie nicht übersehen. Achte aber blos auf den Herrn, ob der auch ganz gewiß mitfährt. Ist Alles in Ordnung, dann fährst Du zu Dressel und erkundigst Dich beim Edi, ob der Specht da noch regelmäßig verkehrt. Wenn nicht, suchst Du zu erfahren, wo er zu treffen ist. Da ist der Brief, den er schnell haben muß. Du verstehst? Dann fährst Du bei Schmidt vorbei, kaufst ein Bouquet für 20 Mark, das nach mehr aussieht,

und dann nach der Walhalla und verschaffst Dir die kleine Orchesterloge, rechts oder links, womöglich die links. Sie werden beide noch zu haben sein. Und dann kommst Du sofort hierher zurück. Da hast Du 60 Mark für die Loge, die Blumen und den Wagen. Den Rest kannst Du für Dich behalten. Wenn Du Dich beeilst und nicht zu viel verfährst, bleiben Dir 20 Mark übrig."

Gustel war um halb sechs wieder zu Hause. Der Herr war thatsächlich abgereist, auf Specht hatte sie bei Dressel zehn Minuten gewartet, ihm selbst den Brief übergeben, und von ihm den mündlichen Bescheid bekommen: die Wünsche der gnädigen Frau seien ihm Befehl; da waren die Blumen, und da war die kleine Loge links.

Um acht Uhr hielt eine Droschke erster Klasse an der Ecke der Besselstraße. Da stand seit einigen Minuten eine sehr auffällig in einen langen Mantel gehüllte Gestalt, mit tief in das Gesicht gedrücktem weichem, breitkrämpigem Hute, der man das getheilte Verlangen: unbemerkt erscheinen und bemerkt werden zu wollen, auf fünf Schritt ansah. Arnold warf einen Blick in den Wagen und stieg ein. Er legte sofort seinen Arm um Kathi und wollte sie an sich drücken. Diese sträubte sich aber sehr entschieden.

„Keinen Unsinn machen, lieber Specht!" sagte sie sehr ernst. „Das bitt' ich mir aus! Sonst giebt's was auf die Finger!"

„Unsinn?" wiederholte Arnold in der weichsten Stimmlage seines modulationsfähigen Organs. „Sie wissen, daß ich Sie liebe, Sie rufen mich, ich komme — ist das Unsinn? Weshalb rufen Sie mich, holde Sirene?"

„Ich muß doch einen Begleiter haben! Wir fahren in die Walhalla. Der Kutscher hält. Da ist die Loge, nun nehmen Sie das Bouquet. Aber vorsichtig!"

Arnold war sehr ernüchtert. Er führte Kathi, die ihr Gesicht mit einem völlig undurchsichtigen Schleier bedeckt hatte, in die Loge. Sie nahmen im Hintergrunde Platz, wo sie nicht gesehen werden konnten, aber auch nicht viel sahen. Arnold wollte noch einige Mal zärtlich werden. Kathi wurde sehr ungehalten.

„Nun lassen Sie mich endlich zufrieden, oder bei Gott, ich sag's meinem Mann."

Das Wort wirkte, und Arnold entschied sich sofort für die erste Alternative. Er spielte den Gekränkten. Kathi war das ganz einerlei. Beide langweilten sich.

„Aber, meine Gnädige, der Aufenthalt in diesem heißen, finstern Loche, wo man nichts sieht und nur die Posaune hört, an der Seite einer grausamen Schönen, — das ist doch kein menschenwürdiges Dasein! Wollen wir noch lange hier bleiben?"

„Ich hab's mir auch viel lustiger gedacht. Sie haben ganz Recht! — Was man sich Alles einredet, wenn man nichts zu thun hat! Es ist hier wirklich nicht zum Aushalten. Aber die Levini muß ich doch abwarten, deswegen bin ich ja gekommen. Sie sollen ihr ja den Strauß werfen."

„Ich?“ fragte Specht mit dem vollen Metall der Mittellage. „Ich soll ein Bouquet werfen? Verlangen Sie Alles, was Sie wollen, aber . . . . das nicht!“

Eine süperbe Geste der Ablehnung begleitete die letzten Worte.

„Wir können's ihr auch auf die Bühne bringen. Das ist sogar das Gescheidtste! Dann brauchen wir hier nicht mehr zu schwitzen. Sie sieht, daß ich aufmerksam gewesen bin, und dann können wir gleich abfahren.“

Arnold war mit dieser Modificirung des Programms sehr einverstanden. Sie verließen die Loge. Die Corridore waren leer, da sich irgend ein Jongleur auf der Bühne producirte. Kathi eilte den ihr wohlbekannten Weg voran, Arnold folgte mit dem Bouquet. Die Leute auf der Bühne bemerkten an der Sicherheit, mit der Kathi voranschritt, daß sie eine Ortskundige vor sich hatten, und machten den Beiden Platz. Kathi und Arnold stiegen die kleine Treppe hinauf. Kathi klopfte stark an die Thür der Garderobe.

„Herein!“ rief Vittorias Stimme.

„Darf ein Herr mitkommen?“

„Ja, wir sind fertig,“ antwortete eine andere Stimme.

„Aber Kathi! Seh' ich denn recht?!“ rief die Levini begeistert aus. „Nein, ist das liebenswürdig! Du machst mir eine unsagbare Freude.“

„Da hast Du auch einen schönen Busch zu Deinem Abend . . . Ach so, Ihr kennt Euch noch nicht? Herr Arnold Specht, meine Freundin Tori Levini.“

„Dem Namen nach und von der Bühne her natürlich längst bekannt,“ sagte Vittoria lächelnd und mit einer Verbeugung.

„Ah!“ erwiderte Arnold, beschämt ablehnend.

„Und wie hast Du es nur ermöglichen können . . .“

„Eine Mordgeschichte, die ich ganz genau erzählen werde, zum Todtlachen.“

Die Beiden schwatzten mit erstaunlicher Zungenfertigkeit.

Wenige Schritte von ihnen saß ein blasses Mädchen mit Sommersprossen, dem man es an dem ungeduldigen Klopfen mit den Füßen und an dem Trommeln mit den langen dünnen Fingern anmerken konnte, daß es sich über irgend etwas ärgerte.

„Wird's Dir denn nicht gefällig sein, mir wenigstens ‚guten Tag‘ zu sagen, wenn Du hier mit einem fremden Herrn, der mir nicht vorgestellt ist, in meine Garderobe kommst?“ fragte die Blasse im Tone der äußersten Gereiztheit.

„Was will denn Die da?“ entgegnete Kathi mit einer Gleichgültigkeit, die die Blasse aus aller Fassung brachte.

„Die da will sich von einem Mädel, das nicht mehr ist als sie, nichts bieten lassen! Die da will sich von einer Frau, die ihrem Manne entwischt und mit ihrem Galan in die Walhalla läuft, nicht beleidigen lassen! Verstehst Du mich, Kathi? Versuch's, Dich mir gegenüber auf's hohe Pferd zu

setzen, ich werde dich schon herunterbringen. Ich kenne Dich ja lange genug! Mit Deinen Brillantknöpfen in den Ohren imponirst Du mir doch nicht! Ich habe Dich ja gesehen, als Du noch mit zerrissenen Schuhen über das Pflaster von Klausenburg liefst. Und ich könnte noch anderes erzählen. Also die Nase nicht gar zu hoch getragen, mein Herzchen!"

Kathi hatte während der ganzen Zeit gelächelt.

„Ja so," sagte sie im spitzesten Tone. „Das ist ja die blasse Toni! Nun erkenn' ich Dich erst. Freut mich ja ungemein, Dich wiederzusehen; freut mich, daß Du an meinem Schuhwerk so viel Interesse nimmst, in Klausenburg und — hier! Denn die lichtblauen Atlasstiefel mit rothen Hacken, die Du trägst, kommen mir sehr bekannt vor. Ich glaube mich zu erinnern, daß ich sie hier gelassen habe. Hat nichts weiter auf sich! Ich freue mich, daß Du mit meinen abgelegten Schuhen Staat machst, und ich könnte Dir noch einige Paar schenken. Oder soll ich lieber bei dem Strusa, den ich mit den Schuhen abgelegt habe, ein gutes Wort für Dich einlegen, daß er Dir ein Paar neue kauft?"

Die Blasse bebte vor Wuth an allen Gliedern.

„Dir tränk ich's ein! Wart' nur!" stöhnte sie.

„Aber meine Damen!" beschwichtigte Arnold im klangvollen Baryton. „Ich beschwöre Sie . . . um Ihrer selbst willen . . . um Ihrer eigenen Würde . . ."

„Sie haben Recht," sagte Kathi lachend. „Lassen wir die Gans! — Und nun leb' wohl, meine liebste Tori! die schönsten Erfolge, die größte Einnahme! Wir sehen uns in diesen Tagen. Kommen Sie, Specht."

Sie wandte sich zum Gehen. Die blasse Toni erhob sich und trat auf sie zu.

„An die Gans sollst Du denken! Die soll Dir noch schwer im Magen liegen."

„Wenn Dir der Magen leer ist, magst Du mich nur aufsuchen. Ich schenk' Dir gern eine Kleinigkeit . . . Adieu, Herzens-Tori!"

Kathi hatte sich nicht besonders aufgeregt. Sie fühlte sogar eine gewisse Befriedigung darüber, daß sie ihre Garderoben-Schlagfertigkeit, die alle ihre früheren Colleginnen bewundert hatten, sich noch bewahrt und über die blasse Toni den Sieg davon getragen hatte. Aber ein bischen bereute sie die Scene, deren Brutalität Arnold voll empfunden hatte, doch.

„Ich hätte mich mit der Toni lieber gar nicht einlassen sollen. Mit so einem ungebildeten Mädel ist kein Durchkommen," sagte sie zu Arnold.

„In der That," bemerkte dieser mit einem Tone der Wichtigkeit, als ob er nun das entscheidende Wort gesprochen habe. „Aber lassen wir das! Dem Sturme folge die Idylle! Was wollen wir nun beginnen?" fragte er, als sie auf die Straße getreten waren.

Kathi hatte schon einen Fuß auf das Trittbrett der Droschke gesetzt.

„Nun fahren Sie mich zu Hause!"

An der Ecke der Thiergarten- und Hildebrandt-Straße ließ sie halten. „Nun, gute Nacht, lieber Specht! Angenehme Ruh' und schönsten Dank!"

Sie legte die wenigen Schritte bis zu ihrem Hause zu Fuß zurück. Specht sah ihr träumerisch nach und fuhr allein zu Dressel.

Freundlicher war der Abend im Hotel zum Kronprinzen in Hamburg verlaufen. Eine stille wehmüthige Stimmung hatte sich der Vier bemächtigt, die sich Eins fühlten, die durch das feste Band einer tiefen und herzlichen Sympathie an einander gefesselt waren, und von denen nun ein Glied losgelöst werden sollte. Die Trennung war nur zu gewiß, die Wiedervereinigung so fraglich, daß man davon nicht einmal zu sprechen wagte. Nur noch wenige Stunden des Zusammenseins. Aber man war doch froh, daß es noch Stunden waren. Bis tief in die Nacht hinein saßen die Vier traulich beisammen, und als sie sich gute Ruhe wünschten, hatte keiner das Bedürfniß danach.

Um halb zwölf Vormittags des nächsten Tages standen sie am Hafen, und schüttelten sich nochmals die Hände und sahen sich traurig an und sprachen wenig.

Der Kessel brummte und summte monoton, und der russige Rauch wirbelte aus dem Schlot. Das unruhige Treiben um sie her lenkte sie von dem einen Gedanken nicht ab. Als Klaus das majestätische Schiff vor sich sah, auf dessen Deck schon zahlreiche Passagiere auf- und abschlenderten, während die Schiffsleute mit der Befrachtung, der Unterbringung des Gepäckes und den letzten Vorbereitungen zur Abfahrt alle Hände voll zu thun hatten, — da sagte er zu seinem Bruder schmerzlich:

„Ach, Wilhelm, ich wollte, ich könnte mit Euch segeln — weg von hier! In die Freiheit! Mir ist's, als müßte ich in das Gefängniß zurück."

„Mein lieber, alter Junge, ich wollte es auch! Und nun noch ein Wort, das letzte. Quält Dich etwas, das sich bessern läßt, dann laß den Kopf nicht hangen, mein Junge, dann vorwärts mit aller Kraft, bis es gut wird! Läßt sich's aber nicht ändern, dann quäle Dich nicht länger, als es nöthig ist. Dann ist ein kurzer Entschluß ein guter Entschluß. Du verstehst mich schon! Mit Gott!"

Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben. Sie gingen über die Landungsbrücke. Der kleine Steg wurde eingezogen. Das Schiff stieß ab. Wilhelm, Ellen und Bella standen an der Brüstung und winkten mit den Tüchern. Das gewaltige Fahrzeug dampfte großartig dahin. Noch konnte Klaus sie erkennen, noch sah er drei Tücher winken, dann wurde es ihm undeutlich vor den Augen, und er wandte sich betrübt ab und ging still in das Hotel zurück.

Auch Die auf dem Schiffe sprachen nicht. Bella warf sich auf einmal laut schluchzend an die Brust ihrer Schwester und weinte bitterlich.

„Meine arme Bella, beruhige Dich!" sagte Ellen. „Vor mir kannst Du Dein Herz ausschütten, Du armes, armes Kind!"

Bella weinte lange. — —

Um halb zehn Uhr Abends stieg Klaus vor seinem Hause ab. Er hatte seiner Frau die Stunde seiner Ankunft telegraphisch mitgetheilt, und diese

kam ihm schon auf der Treppe entgegen und empfing ihn mit ungewohnter Herzlichkeit.

„Nichts vorgefallen?" erkundigte sich Klaus arglos.

„Nichts besonderes," antwortete Kathi. „Nun, und Deine Leute sind fort? Es thut mir wirklich leid, Deinetwegen. Es war Dir doch eine große Zerstreuung, sie hier zu haben. Und Deine Schwägerin war so eine liebe Frau! Und so artige Briefe haben sie mir geschrieben!"

Klaus dankte mit gutmüthigem Lächeln für die freundliche Theilnahme.

Sie aßen zusammen zu Nacht. Klaus zog sich gleich nach der Mahlzeit in sein Arbeitszimmer zurück, um noch einige dringliche Briefe, die seit mehreren Tagen der Erledigung harrten, zu beantworten. Er hatte nicht einmal Zeit gefunden, dem Justizrath Felix Quintus, der ihm vor vier Tagen bereits den glücklichen Ausgang eines langwierigen, verwickelten und bedeutenden Processes mitgetheilt hatte, zu danken. Er schrieb ihm einige entschuldigende Zeilen und schloß damit, daß er sich in den nächsten Tagen die Ehre geben werde, seinem scharfsinnigen und umsichtigen Vertreter persönlich zu danken, um endlich die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der ihm aus der geschäftlichen Correspondenz seit langem werth geworden sei, und dessen Liebenswürdigkeit von aller Welt gerühmt werde. Er schrieb einen langen Brief an sein Haus auf Sumatra und empfahl seinem Procuristen, nichts zu überstürzen, da die Gründe, die ehedem für eine sofortige Liquidation gesprochen hatten, hinfällig geworden seien. Die zweite Morgenstunde war vorüber, als er das Licht ausblies. Er verfiel in tiefen, traumlosen Schlaf.

Mit schwerem Kopfe wachte er am andern Morgen auf, es lag ihm in allen Gliedern wie Blei.

Die Morgenpost brachte ihm verschiedene Briefe, — geschäftliche und andere. Einen derselben, der sehr schlecht geschrieben war, las er mehrmals. Er runzelte die Stirn, faltete ihn mit dem Nagel des Daumens sorgfältig, schob ihn in das Couvert zurück und steckte ihn in die Tasche.

Als er beim Frühstück Kathi gegenüber saß, sagte er:

„Warst Du vorgestern Abend in der Walhalla?"

Kathis blasses Gesicht bedeckte sich mit flammender Röthe.

„Nein!" sagte sie.

Klaus legte Messer und Gabel hin, klopfte bedächtig und leise mit beiden Händen auf den Tisch und sah sie ruhig an.

„Ja, ich war da! ich mag nicht lügen. Nun sage mir aber auch die Wahrheit: wer hat mich verklatscht?"

Klaus gab ihr den Brief.

„Die blasse Toni! die Elende!"

Der Verrath der Collegin empörte sie derart, daß sie das Unbehagliche der Situation ihrem Manne gegenüber kaum noch spürte. Klaus klopfte etwas schneller und etwas lauter auf das Tischtuch.

„Du wirst begreifen, daß ich das nicht dulden kann, und daß ich die

volle Wahrheit erfahren muß. Ich will ruhig bleiben, aber reize mich nicht durch Widerspruch und Umgehung der Wahrheit!"

In dem Tone des Mannes lag so etwas Gebieterisches, daß Kathi ganz angstvoll in ihrem Schuldbewußtsein zu ihm aufschaute.

„Also was ist geschehen?"

„Mein Gott, gar nichts, nichts Unrechtes, ich schwör's Dir zu! Die Levini hatte ihr Benefiz, ich habe ihr einen Strauß in die Garderobe gebracht, und da habe ich mich mit der elenden Person verzankt, die den Brief geschrieben hat. Das ist Alles!"

„Es ist da aber auch von einem Begleiter die Rede. . ."

„Das ist eine niederträchtige Verleumdung, ich schwör's Dir zu! Ich kann mich Deinethalben doch nicht schlechter machen, als ich bin. Sollte mir einfallen — gerade mit Dem! Ich habe mir nichts vorzuwerfen als die Heimlichkeit. Wenn Du mir nicht glaubst, ist's Dein Schade. Und wenn Du mich hier auf der Stelle todtschlügst und mir Alles nähmst, was Du mir gegeben hast, ich könnte doch nichts Anderes sagen als Dir wiederholen: ich habe Dir nichts angethan."

„Sind derartige Heimlichkeiten schon mehrfach vorgekommen?"

„Das schon! Aber nie etwas Unrechtes. Ich habe die Levini einige Male besucht, ohne Dich darum zu fragen. Man will sich doch auch einmal aussprechen! Und Du sperrst mich ja von Allem ab, was mir Spaß macht. Aber es ist nichts geschehen, nichts Unrechtes, das magst Du mir nun glauben oder nicht!"

Klaus blieb sehr ruhig. Er glaubte den wahrhaften Versicherungen Kathis, er glaubte, daß in der That seine Ehre als Gatte noch nicht befleckt war. Aber welchen Händen war diese Ehre anvertraut? Nicht den Grundsätzen seines Weibes, dem Zufall hatte er es zu danken, daß ihm die äußerste Kränkung noch erspart geblieben war. Die Ente flog nach ihrem Pfuhl zurück, und seine Frau verkehrte hinter seinem Rücken mit den Bänkelsängern.

Ein kurzer Entschluß, ein guter Entschluß, hatte ihm Wilhelm beim Abschied gesagt.

Er erhob sich und verließ den Salon.

Kathi blieb noch eine Weile sitzen. Sie nahm den Brief, durchlas ihn noch einmal und zerknitterte ihn dann.

„So eine elende Creatur!" rief sie. „Aber Die kommt mir schon noch einmal in den Weg! Und dann — Zug um Zug!"

Sie ging nachdenklicher als gewöhnlich in ihr Zimmer.

„Ich bin nur begierig, was er nun anfangen wird. Was kann er mir groß anthun? Ich habe ja nichts verbrochen! Er mag mich nicht mehr. Geht's auseinander, auf der Straße werde ich nicht bleiben! Ich nehme wieder Engagement an und werfe die Toni zum Tempel hinaus! Denn besser als Die kann ich's noch immer! Ein Unglück wär's nicht! Da habe

ich mich weniger gelangweilt als hier in der faden Hildebrandtstraße. Mir ist nun schon Alles eins! So oder so! . . ."

Um 1 Uhr Mittags schickte Klaus durch einen Schreiber seine Visitenkarte in das Arbeitscabinet des Justizraths Felix Quintus. Er wurde sofort vorgelassen.

Klaus war überrascht, als er an der Stelle des ehrwürdigen Mannes, als welchen er sich seinen Rechtsbeistand immer vorgestellt hatte, einer merkwürdig jugendlich wirkenden Erscheinung gegenübertrat.

Auf den ersten Blick hätte man den Herrn, der am Stehpult stand, für einen ganz jungen Menschen halten können. Das ganz rasirte Gesicht hatte etwas jovial Burschikoses und die Figur eine auffallend elastische Eleganz. Er wirkte zunächst wie ein Corpsstudent oder Attaché; betrachtete man ihn etwas genauer, so hätte man ihn auch für einen dramatischen Künstler oder katholischen Weltgeistlichen halten können. Erst bei ganz sorgfältiger Prüfung erkannte man, daß er nach dem Geburtsscheine über das Alter der Jugendstreiche hinaus war. Ein fröhliches Wohlleben hatte doch schon an den braunen, etwas krausen Haaren gezaust und einige Falten auf die hohe Stirn und um die großen, geistvollen blauen Augen gezeichnet. Er trug einen goldenen Kneifer auf der Nase. Die schmalen Lippen seines wohlgebildeten Mundes zeigten Entschlossenheit. Seine Gesichtsfarbe war blühend und gesund. Er war sehr elegant gekleidet, vielleicht etwas zu jung.

Der Justizrath war in allen Kreisen der Berliner Gesellschaft eine der beliebtesten Persönlichkeiten. Er war zuvorkommend und galant gegen die Damen, er war gern gesehen bei den Herren, sein Humor und Geist brachten Leben in jeden Salon. Er hatte eine feine Zunge und einen gut ausgebildeten Gaumen, er rauchte die besten Cigarren, er spielte alle Spiele wie ein Meister und Cavalier: Kegel, Billard, Quinze, Macao, Bezique, Piquet, Skat, — gleichviel. Er war bei allem dabei und nie ein Spielverderber. Dabei stand er wegen seines erstaunlichen Wissens, das ihm der Laie nicht anmerkte, wegen seines Scharfsinns und Geistes auch bei seinen Collegen in höchstem Ansehen, für die es ein ungelöstes Räthsel blieb, wie dieser Mann, der sich keiner gesellschaftlichen Zerstreuung zu entziehen brauchte, der keine Einladung zu einem amüsanten Diner ablehnte und keinen interessanten Abend im Salon oder im Club versäumte, den ungeheueren Anforderungen seines Berufs und seiner großen Praxis vollkommen gerecht werden konnte.

„Eben habe ich Ihren Brief bekommen, Herr Bewer!" redete der Justizrath den Eintretenden an, indem er ihm die Hand reichte. „So schnell habe ich Sie nicht erwartet."

„Ich habe lange genug mit meinem Danke gezögert, Herr Justizrath," erwiderte Klaus, der die dargebotene Hand kräftig schüttelte. „Lassen Sie mich nun das Versäumte nachholen. Sie haben mir einen sehr großen Dienst erwiesen."

„Ich bitte Sie! . . . Rauchen Sie? Und sind Sie Kenner? Ich habe

da noch einen kleinen Posten stehen . . . So etwas bekommt man gar nicht mehr. Es giebt's einfach nicht mehr! Es ist nicht mehr da!"

Er hatte vom Tisch eine Kiste geholt und bot sie Klaus. Klaus und der Justizrath zündeten die Cigarren an.

„Mich führt noch etwas anderes zu Ihnen, als die Pflicht Ihnen zu danken," sagte Klaus. „Ich habe noch einmal in einer für mich sehr wichtigen Sache, sogar in der allerwichtigsten, Ihren Rath, Ihre Erfahrung und Ihr Wissen in Anspruch zu nehmen."

„Ich stehe ganz zu Ihrer Verfügung."

„Haben Sie jetzt Zeit für mich, und werden wir nicht gestört werden?"

„Das wollen wir gleich in Ordnung bringen."

Er drückte auf die Klingel und sagte dem eintretenden Schreiber, daß er für Niemand zu Hause sei. Wer komme, solle durch den Bureauvorsteher abgefertigt werden. Der Schreiber erlaubte sich darauf aufmerksam zu machen, daß er dem Baron Secken Rendezvous gegeben habe.

„Ja so! Sagen sie dem Baron, ich wäre plötzlich abgerufen worden, — um ein Testament aufzunehmen, oder so etwas. Ich würde ihn um 6 Uhr bei Poppenberg aufsuchen, dann könnten wir seine Angelegenheit bei Tisch erledigen. . . . Nun also zur Ihrigen," fügte er, sich an Klaus wendend, hinzu, nachdem sie wieder allein waren.

„Ich komme im Interesse meiner Frau."

„Hören Sie, das ist eine charmante Dame! Ich habe die Ehre gehabt, Sie neulich zusammen im Circus zu sehen, und die graziöse und elegante Frau fiel mir sofort in's Auge. Als ich ihren Namen erfuhr, nahm ich mir gleich vor, Sie gelegentlich um die Ehre zu bitten, mich ihr vorzustellen. Pardon, wegen der Abschweifung! Also womit kann ich Ihrer Frau Gemahlin dienen?"

„Ich stehe im Begriff, mich von meiner Frau zu trennen."

Der Justizrath sah plötzlich ernst aus und sagte ruhig, mit einer gewissen Wärme:

„So? Das thut mir leid."

„Der Entschluß ist mir nicht leicht geworden. Ich allein habe mir Vorwürfe zu machen. Meine Frau trifft keine Schuld. Es besteht zwischen uns ein unversöhnlicher Gegensatz, eine völlige Verschiedenheit der Charaktere und der Auffassungen. Die seelische Trennung ist längst vollzogen, und das Uebel ist unheilbar. Unser Zusammenleben ist nur noch eine Qual für beide Theile. Und ich halte es für das einzig Richtige, das innerlich morsche Band nun auch äußerlich zu lösen. Da meine Frau aber, wie ich Ihnen schon sagte, nichts begangen hat, was mich zu berechtigten Klagen veranlassen könnte, so will ich, daß sie unter der Trennung materiell keinen Schaden leide. Diese soll vielmehr unter solchen Bedingungen vollzogen werden, welche sie gesellschaftlich rein hinstellen und ihr die Mittel bieten, das Leben, in das ich sie gebracht habe, fortzuführen. Ich besitze ein ziemlich bedeutendes

Vermögen und bin zu Allem bereit. Meine Frau ist vollkommen geschäftsunkundig. Ich bitte Sie, ihr Interesse wahrzunehmen und mir gegenüber geltend zu machen."

„Also es ist Ihr fester Entschluß? Nun, mein verehrter Herr Bewer, ich habe nicht die Aufgabe, denselben zu erschüttern, ich habe mich einfach auf den Boden zu stellen, den Sie mir anweisen. Also, ist die Ehe kinderlos?"

„Ja. Wir sind überhaupt erst seit dem ersten September vergangenen Jahres verheirathet."

„Ach so! Wie alt ist Ihre Frau?"

„Sie wird im Juni einundzwanzig Jahr."

„Sie sprachen von Trennung. Verstehen Sie darunter die gesetzliche Scheidung?"

„Das würde ich meiner Frau überlassen. Mir genügt die Trennung."

„Wird Ihre Frau ohne Weiteres darein willigen?"

„Ich glaube wohl. Ich wäre aber auch gegen ihren Willen entschlossen, sie zu verlassen."

„Und Sie wollen uns die Sache möglichst bequem machen?"

„So bequem wie möglich."

„Schön! Also gesetzlich ist einstweilen noch gar nichts zu machen. Da müssen noch verschiedene Fristen innegehalten werden. Das einfachste ist die desertio malitiosa oder böswillige Verlassung. Sie reisen von hier ab und erklären Ihrer Frau, daß Sie nicht wieder zu ihr zurückkehren, und daß Sie sie nicht zu sich nehmen wollen. Ich rathe Ihnen nach Nizza zu gehen, da ist es jetzt noch sehr hübsch."

„Ich nehme einen weiteren Weg."

„Das können Sie auch. Der Einfachheit halber fordere ich Sie dann noch einmal kategorisch auf, zu Ihrer Frau zurückzukehren und bedrohe Sie im Weigerungsfalle mit der Einleitung der Scheidungsklage, worauf Sie mir — um die Sache abzukürzen — gefälligst recht bald in dürren Worten erklären, daß Sie nicht daran denken. Dann haben wir einen guten Unterbau, und wenn dann Ihre Frau Gemahlin Lust hat, sich von Ihnen scheiden zu lassen, so wird zur Zeit die Scheidung ausgesprochen, und Sie werden für den schuldigen Theil erklärt werden. Nichts einfacher als das! Die Geschichte wird aber allerdings selbst unter diesen günstigsten Bedingungen immerhin etwas länger dauern, als Ihre Frau Gemahlin glauben mag; und ich würde ihr dazu rathen, zeitig damit anzufangen, damit sie nicht zu lange zu warten braucht, wenn ihr die Wiedererlangung ihrer Dispositionsfreiheit von Werth sein könnte. Nebenbei würden wir also unsere materiellen Ansprüche zu machen haben. Da ich Ihre Verhältnisse nicht kenne, müssen Sie schon die Güte haben, mir mit einigen Worten anzudeuten, wie weit wir gehen können."

„Ich habe ein hypothekenfreies Haus in der Hildebrandtstraße, das ich meiner Frau überlasse — eingerichtet, wie es ist, und mit allem Zubehör mit Wagen und Pferden. Zur Aufrechterhaltung des Hausstandes, zur Bestreitung der Toilette u. s. w. wird nach meiner Schätzung eine Jahreseinnahme von 70 bis 75000 Mark erforderlich sein. Ich werde ein Capital

in preußischen Staatspapieren, welches eine Minimal-Jahresrente von 75000 Mark abwirft, in der Reichsbank deponiren und auf den Namen meiner Frau übertragen lassen. Da ich sie aber für eine schlechte Wirthschafterin halte, wünsche ich Bestimmungen getroffen zu sehen, welche es ihr unmöglich machen, das Capital anzurühren."

„Lassen Sie sich nicht auf so etwas ein! Das giebt Weiterungen! Ihre Vorschläge sind die eines Gentlemans, und wir acceptiren sie. Nun aber keine sentimentalen Vorkehrungen für eine ferne Zukunft! Sie machen Ihre Frau zu einer reichen Frau, das ist Alles, was Sie thun können. Sind Sie von ihr geschieden, so haben Sie nicht mehr die Pflicht, Sie haben auch nicht die Macht und nicht das Recht, deren etwaige verschwenderische Launen zu bekämpfen. Dafür lassen Sie sie selbst sorgen, oder Andere, die ihr dann vielleicht näher getreten sind. Denn eine so schöne, junge, reiche Frau wird ihr Leben nicht in Einsamkeit vertrauern. Das müssen Sie sich doch selbst sagen. Also bringen Sie gefälligst die Geschichte mit dem Hause und der Reichsbank in Ordnung. Creditiren Sie inzwischen Ihrer Frau, so lange sie noch Ihre Frau ist, bis zur Höhe von so und so viel monatlich bei einem hiesigen Bankier — denn das Capital auf der Reichsbank soll doch erst nach vollzogener Scheidung zur Verfügung der Frau Bewer stehen? — geben Sie mir die betreffenden Urkunden, sagen Sie Ihrer Frau Gemahlin, daß ich gänzlich zu ihren Diensten stehe, und dann steht Ihrer Abreise nichts mehr im Wege . . . Die Sache ist nun also so weit in schönster Ordnung. Es thut mir leid, daß unsere Bekanntschaft demnach von kurzer Dauer sein wird. Vielleicht essen Sie um 6 Uhr mit mir bei Poppenberg?"

„Ich danke Ihnen sehr, Herr Justizrath. Ich werde morgen, — wenn es Ihnen recht ist — um dieselbe Zeit die Ehre haben, Sie wiederum zu besuchen, um die Documente in Ihre Hände zu legen, resp. von Ihnen ausfertigen zu lassen.

„Charmant! Darf ich Ihnen noch eine Cigarre anbieten?"

„Ich danke Ihnen, Herr Justizrath. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen."

Klaus kehrte geraden Wegs nach seiner Wohnung zurück. Er traf Kathi in ihrem Toilettenzimmer in Gesellschaft ihrer Schneiderin, die ihr gerade ein neues Kleid anprobirte. Kathi war mit der Leistung zufrieden.

„Wenn Du fertig bist, bitte ich Dich, in den Salon zu kommen. Ich erwarte Dich dort."

„Ich bin fertig."

Kathi warf noch einen Blick in den Spiegel, verabschiedete die Schneiderin und folgte ihrem Manne.

Sie stellte sich hinter einen niedrigen Lehnstuhl, auf dessen Polster sie ihre beiden Hände legte und mit etwas gesenktem Haupte, wie eine Angeklagte vor dem Verhör, sah sie den Eröffnungen entgegen, die Klaus ihr zu machen hatte. Sie ahnte, daß es sich um Wichtiges handle.

„Kathi,“ sagte Klaus, der ihr gegenüber trat, „wir müssen uns von einander trennen.“

Kathis blasses Gesicht wurde fahl. Es zuckte um ihre Mundwinkel. Sie konnte aber so gut schweigen, und sie schwieg. Die Stimme des starken Mannes zitterte.

„Wenigstens für einige Zeit...“ setzte er hinzu. „Ich habe Dir schon früher gesagt, daß die Geschäfte draußen unter meiner Abwesenheit leiden, und ich habe mich wohl oder übel zu der langen Reise entschließen müssen. Ich reise natürlich nicht, ohne alles zuvor geordnet und namentlich ohne alle Vorsorge für Dich getroffen zu haben. Vor einer so langen Fahrt muß man an Alles denken, sogar an's Nimmerwiedersehen. Ich werde also dafür sorgen, daß Du unabhängig bist, keine Noth zu leiden hast und Dir selbst gewähren kannst, was ich Dir bisher gewährt habe. Du sollst meine Abwesenheit nicht bemerken und sollst auch für den äußersten Fall geborgen sein. Einem bewährten, treuen und liebenswürdigen Manne, dem Herrn Justizrath Quintus in der Behrenstraße, habe ich Deine Interessen anvertraut. Er wird Dir in jedem Falle mit Rath und That zur Seite stehen. Das Haus und Alles, was darin und daran ist, ist Dein Eigenthum. Du wirst es auf demselben Fuße, wie bisher, weiter führen können. Ich bleibe noch ungefähr drei bis vier Wochen in Europa, um zu erledigen, was noch zu erledigen ist. Acht Tage etwa bleibe ich noch hier; Du magst Dich vertrauensvoll mit jeder Bitte an mich wenden. Dann wird der Justizrath für mich eintreten, dem ich noch ganz besonders anempfehlen werde, sich Deiner anzunehmen. Ich verlange von Dir nichts weiter, als daß Du der Pflichten, die das Weib dem Manne schuldet, eingedenk bist, so lange Du mir gegenüber noch Pflichten zu erfüllen hast. Darum bitte ich Dich, und Du wirst diese Bitte erfüllen, denn Du bist nicht schlecht. Ich werde eine lange Reise machen — eine sehr lange Reise! Findest Du, daß sie gar zu lange währt, und willst Du Deine volle Freiheit wieder erlangen, so wird Dich auch für diesen Fall Dein Rechtsfreund berathen und Dir ein treuer Beistand sein. Und nun lebe wohl, Kathi! Wir werden uns in diesen letzten Tagen nicht mehr viel sehen können, da mich die Vorbereitungen zu meiner Abreise ganz in Anspruch nehmen. . . lebe wohl, Kathi!“

Regungslos war Kathi hinter dem Sessel stehen geblieben, ihre Hände hatten sich nicht bewegt. Bei den letzten Worten ihres Gatten liefen große Thränentropfen über ihre blassen Wangen. Sie schluchzte.

„Ich verstehe schon ganz gut! .. Aber ich habe doch nichts gethan! ..“ Die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Du hast nichts gethan. Ich mache Dir ja auch keinen Vorwurf. Aber glaube mir, es ist besser so! Mach uns den Abschied nicht schwer! .. Ich könnte Dir mancherlei sagen, aber Du würdest es kaum recht verstehen ... Du bist ja auch nicht froh gewesen. Es ist besser so! . .“

„Und daß Du so einer Person mehr glaubst, als mir,“ sagte Kathi unter heftigem Schluchzen, „das ist's, was mich noch am meisten verdrießt.“

„Du verstehst mich wirklich nicht recht," sagte Klaus gutmüthig. „Ich glaube Dir ja! Aber es ist doch besser so!"

Er wandte sich langsam ab und ging in sein Zimmer. Dort schloß er sich ein und verließ es erst in der Dunkelheit.

Kathi schluchzte sich aus und setzte sich dazu bequem in den Sessel zurecht. Endlich trocknete sie die rothgeweinten Augen und sagte wieder: „Nun ist mir schon Alles eins!"

Vor fünf Stunden hatte der schöne Dampfer der französischen Messageries die Rhede von Marseille verlassen. Es war zufällig dasselbe Schiff, das im Hochsommer des vergangenen Jahres den „König von Sumatra" nach der Heimat zurückgeführt hatte. Nun lenkte es der sachliche Steuermann, der sich um keinen Passagier bekümmerte, wieder einmal ostwärts. Die Sonne stand hoch an dem wundervollen, tiefblauen Maienhimmel, auf dem glänzende weiße Wolken in abenteuerlichen Bildungen dahinsegelten. Das Meer war ruhig und grandios.

Klaus stand in der Nähe des Radkastens und starrte in das tiefgrüne Wasser, das die Schaufeln zu krausen, mit weißlichen Kämmen besetzten Wellen aufpeitschten. Sein Auge wurde nicht müde, das sich immer wiederholende Schauspiel zu beobachten, wie der aufschäumende Gischt aufspritzte, zerstob und in Perlen und Blasen zurückfiel. Sein Ohr horchte beständig auf das Klatschen der Räder und das gleichmäßige Hämmern der monoton summenden Maschine.

Der Abschied von Kathi war ihm schwer geworden, viel schwerer, als er gedacht hatte.

„Es ist besser so!" hatte er sich beständig getröstet. „Es muß sein!"

Aber nichts hatte ihn über die Wahrheit hinwegzutäuschen vermocht, daß er das Weib verließ, das er über Alles geliebt hatte.

Die Maschine keuchte und brummte weiter, und die Schaufeln klatschten den Takt dazu. Klaus starrte noch immer in das Wasser. Und aus dem brausenden Summen des Kessels bildete sich ganz leise eine Melodie heraus, die der einsame Mann zwischen den Zähnen mitsummte.

Es war ein einfaches, rührendes Lied — dasselbe, das ihm an dem traurigen Weihnachtsabend in den Ohren geklungen, ihn eingewiegt und im Traume begleitet hatte — eine volksthümliche Weise, zu der ihm damals die Worte fehlten. Er lächelte trübe. Jetzt wußte er's. Es war das Lied, das er am ersten Abend von Kathi gehört hatte. Und leise sang er vor sich hin:

„Verlassen, verlassen,
Verlassen bin ich
Wie der Stein auf der Straßen . . ."

Benkwitz bei Breslau, im August 1881.

Hermann Helmholtz
und die wissenschaftlichen Grundlagen der Musik.

Von

Felix Auerbach.

— Breslau. —

I.

Den geneigten Leser, welcher sich anschickt, den folgenden Betrachtungen seine Aufmerksamkeit zu schenken, habe ich zunächst um eine große Gefälligkeit zu ersuchen. Ich muß ihn bitten, sich nicht in die Stimmung zu versetzen, in welcher er sich befinden würde, wenn er soeben einer Musteraufführung von Bachs Matthäuspassion oder Beethovens neunter Symphonie, von Schumanns Faust oder Wagners Lohengrin beigewohnt hätte. Denn ich fürchte, daß er in diesem Falle, durch den contrastirenden Klang des Wortes „wissenschaftlich“ zurückgeschreckt, meiner Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst ohne Weiteres den Rücken zuwenden würde. Den günstigsten Fall angenommen, würde er vielleicht vorerst noch eine Frage an mich richten. „Was verstehen Sie unter den wissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst? Meinen Sie etwa die ästhetischen, die kunstwissenschaftlichen Grundlagen derselben? Das ließe sich hören.“ Wenn ich ihm nun aber, wie es für mich als aufrichtigen Menschen unumgänglich nothwendig wäre, von vornherein erklärte, daß es sich, gerade umgekehrt, um die naturwissenschaftlichen Grundlagen der Tonkunst handeln solle, und daß ich mich auf ästhetische Betrachtungen in des Wortes üblicher Bedeutung überhaupt nicht einlassen würde, so wäre, fürchte ich, immer noch jene Lohengrin-Stimmung vorausgesetzt, das Tischtuch definitiv zwischen uns zerschnitten.

Ich selbst habe etwas Aehnliches, freilich in den ersten Jugendjahren, an mir erfahren. Der Primaner hatte zum ersten Mal den Lohengrin gehört, bis in seine Träume hinein verfolgten ihn die Harmonien und Melodieen dieses wunderbaren Tongemäldes, und selbst noch am nächsten Morgen fiel

es ihm schwer, anhaltend seine Gedanken auf andere Dinge zu concentriren. Da sah er auf dem Tische ein Buch liegen, welches der Buchhändler seinem Vater zur Ansicht gesandt hatte. Es handelte in umfassender, gründlicher Darstellung von dem, wovon hier skizzenhaft die Rede sein wird. Wenn ich unumwunden eingestehe, daß ich das Buch, für dessen Titel und Gegenstand ich nichts weniger als Sympathie empfand, anfangs ungeöffnet wieder aus der Hand legte, und daß ich es alsdann nur der Curiosität halber wieder zur Hand nahm, um, wie ich mich ausdrückte, zu sehen, wie man es zu Wege bringen könne, so ideale Dinge so prosaisch zu behandeln, — wenn ich das Alles unumwunden eingestehe, so glaube ich das jetzt thun zu dürfen, zu einer Zeit, wo ich hinzuzufügen in der Lage bin, daß aus der Neugierde gar bald Wißbegierde, aus der Antipathie gegen den Stoff gar bald das denkbar höchste Interesse für denselben wurde, und daß, als ich bald darauf das Gymnasium verließ, dieses Interesse nicht einer der untergeordneten Factoren war, welche mich bestimmten, mich der Naturforschung zu widmen.

Ich muß wegen der Rolle, welche mein eigenes Ich bei dieser Vorrede spielt, um Verzeihung bitten. Ich hielt diese Vorrede nicht für überflüssig in Rücksicht auf den Umstand, daß noch heutzutage nicht blos unter den Laien Kunst und Wissenschaft für ein Europa und Asien gelten, welche man nicht wagen darf durch eine Brücke über den trennenden Bosporus zu verbinden, sondern auch unter den Künstlern selbst die Zahl derer nicht gering ist, welche dem Forscher, wie Archimedes einst dem römischen Barbaren, ein „Noli turbare circulos meos!" zurufen. Letzterem immerhin, dem Künstler, kann ich es nicht allzusehr verdenken, wenn er mit einer gewissen Verachtung auf die Versuche herabblickt, auf dem an Mühsamkeit der Alpenwanderung vergleichbaren Wege der exacten Forschung des Begriffes des Schönen theilhaftig zu werden, den sein an Leichtigkeit des Fluges dem Luftschiffe vergleichlicher künstlerischer Geist bei jedem neuen Gedanken mit neuer Augenblicklichkeit erfaßt. Aber der Laie, welchem das Schöne als ein von außen gegebenes Kleinod gegenübersteht, sollte bei dem bloßen Genusse nicht stehen bleiben. Freilich das Höchste wird und soll ihm der Genuß selbst sein und bleiben. Nächstdem aber auch in die Tiefe zu dringen, ist ein lohnendes und, was mir hervorzuheben wünschenswerth erscheint, ungefährliches Unternehmen. Ungefährlich insofern, als die von vornherein nicht unwahrscheinliche Vermuthung, eine mit der Strenge der Naturwissenschaft geführte Untersuchung über den Begriff des musikalisch Schönen möchte den idealen Genuß beeinträchtigen, durch die Erfahrung vollständig widerlegt wird. Im Gegentheil kann ich einem Jeden die Versicherung geben, daß, obwohl ich mich eingehend mit der naturwissenschaftlichen Theorie der Tonkunst beschäftigt habe, der Eindruck, den ihre wahrhaft classischen Werke auf mich ausüben, nicht nur derselbe ist, wie ehedem, sondern ein wesentlich erhöhter. Und wenn ich andererseits dahin gelangt bin, das wahrhaft Classische anders und strenger als früher zu definiren, so darf das jedenfalls nicht als eine üble Folge jener Beschäftigung bezeichnet werden.

Das Buch, von welchem oben die Rede war, ist inzwischen nicht nur zum vierten Male in deutscher, sondern auch in denjenigen beiden Sprachen erschienen, deren sich neben der unsrigen die Wissenschaft heutzutage mit Vorliebe bedient. Es hat den Mann zum Verfasser, dessen Bildniß dieses Heft unserer Zeitschrift ziert. Hermann Helmholtz, in allen seinen Arbeiten das Bestreben offenbarend, das Fundament seiner Bauwerke tiefer als üblich zu legen, um sie desto höher in's Freie hinausführen zu können, hat doch dieses Bestreben und seine eminente Fähigkeit, es durchzuführen, in keinem Werke so bedeutungsvoll dargethan, wie in seiner Lehre von den Tonempfindungen als physiologische Grundlage für die Theorie der Musik, und durch kein Werk hat er sich demzufolge so weite Kreise zu Danke verpflichtet. Zuerst praktischer Arzt, alsdann Physiologe, hat er sich schließlich der Physik zugewendet, jener Disciplin, deren mehr und mehr zur Anerkennung gelangender Beruf es ist, aller Naturwissenschaft die feste Grundlage zu verleihen. Gleich genial im Experiment wie in der strengen Speculation, hat er doch in der letzteren seine hervorragende Originalität am glänzendsten entfaltet. Von jenem wie von diesem giebt seine musikalische Akustik beredtes Zeugniß. Von der ureinfachsten Frage, was ein Ton sei, bringt sie an der Hand der Erfahrung und durch die Kraft zergliedernder und Schluß an Schluß reihender Logik bis in das luftige Reich der Kunst hinauf; kein Wunder, daß sie gerüsteter auf dem eigentlichen Kampfplatze erscheint als die philosophische Aesthetik, welche den Boden der Erfahrung nie ernstlich betrat.

Dem Laien ein Bild von Helmholtz, dem Manne der Wissenschaft, zu geben, dürfte ein schwieriges Unternehmen sein, schwierig wegen des Umfanges der Gebiete, welche sein Geist durchzog, schwierig wegen der abstracten Natur der Endprobleme, bis zu welchen er überall glaubte vordringen zu sollen, um befriedigt Halt machen zu dürfen. So abstract ist die Natur dieser Probleme, daß der Laie kaum ihren Sinn zu begreifen vermag, und daß selbst unter den Forschern, welche sie von verschiedenen Standpunkten aus in Angriff nahmen, ein Streit entbrannte über die Anwendung, welche man auf sie von den einfachsten Principien der Logik zu machen habe. Wenn auf Raumgebiete anderer Art als das, in welchem wir leben, wenn auf Wesen von zweidimensionaler oder auf Wesen von vierdimensionaler Beschaffenheit das Gespräch führt, dann bekommt die Mehrzahl der Laien das Gruseln; und doch verlohnt es sich, gerade im Gegensatze zu der phantastischen Ausbeutung, welche diese Idee von anderer Seite erfahren hat, die ruhigen, ernsten und strengen Betrachtungen von Helmholtz über diesen Gegenstand zu lesen. Sie sind in seinen populären Vorträgen enthalten, einem Werke, welches besser als alle Polemik den Beweis führt, daß es nur auf das Wie ankommt, um die Frage nach der Berechtigung populärer Wissenschaft in bejahendem Sinne zu entscheiden. Helmholtz' Untersuchungen über unsere Raumanschauung bilden gewissermaßen den Abschluß seiner Arbeiten über unseren Gesichtssinn überhaupt und lassen

deutlich den Gang erkennen, welchen die Geistesthätigkeit dieses Forschers in allen Gebieten genommen hat. Die erste Frucht dieser Thätigkeit, die Erfindung des Augenspiegels, war von eminent praktischer Bedeutung; an sie schlossen sich die physiologischen Untersuchungen an, welche in seinem großen auch für Laien hochinteressanten Werke über physiologische Optik niedergelegt sind; und die Abstreifung alles Speciellen, die Loslösung des Sehvorganges von Allem, was auf seine materiellen Mittel und auf specielle Bedingungen Bezug hat, stellen jene Betrachtungen über die Axiome der Geometrie dar, deren oben Erwähnung gethan wurde. Einen ähnlichen Gang nahmen Helmholtz' Arbeiten überall, in der Elektricitätslehre, in der Lehre von der Bewegung der Flüssigkeiten und nicht minder in der Lehre von den Tonempfindungen, der wir uns nunmehr zuwenden wollen.

II.

Die Musik ist das Reich der Töne. Was also ist ein Ton? Auf diese Frage läßt sich auf zweierlei Weise antworten. Ein Ton, so kann man sagen, ist eine uns durch unser Gehörorgan übermittelte Empfindung. Aber dieser Empfindung muß etwas außerhalb unseres eigenen Ichs Befindliches zu Grunde liegen, und dieses außerhalb Befindliche kann man auch einen Ton nennen. Jenes ist ein Ton im physiologischen oder subjectiven, dieses ein Ton im physikalischen oder objectiven Sinne des Wortes.

Alles, was außerhalb unseres eigenen Ichs vorgeht, ist Bewegung; also ist auch der Ton Bewegung. Die Erfahrung zeigt uns weiter, daß diese Bewegung von hin- und hergehender, zitternder Natur ist; man nennt sie eine Schwingungsbewegung. Ein Ton ist also immer eine Schwingungsbewegung. Aber nicht immer ist eine Schwingungsbewegung ein Ton. Die Theilchen des wellenförmig bewegten Wassers führen Schwingungen aus, ohne zu tönen; und wenn zwei Kinder ein Seil an den beiden Enden erfassen und mehr oder weniger geschwind es auf und ab schwingen lassen, so empfängt wohl unser Auge, nicht aber unser Ohr einen Eindruck. Es liegt das daran, daß jene Wassertheilchen und dieses Seil zu langsam schwingen. Der Vorgang ist in beiden Fällen principiell ganz derjenige eines Tones; aber er stellt keinen Ton dar, weil unser Ohr nicht die Fähigkeit hat, ihn zu empfinden. Die Fähigkeit des Ohres also, eine Schwingungsbewegung wahrzunehmen, macht diese zu einem Tone. Es ist, beiläufig bemerkt, durchaus nicht nöthig, daß diese Wahrnehmung wirklich stattfinde; und so ist die Bemerkung, die einmal gemacht worden ist, die Brandung am Strande einer unbewohnten Insel töne nicht, weil kein Ohr vorhanden sei, um sie zu hören, zwar geistreich aber nicht zutreffend.

Wie schnell müssen nun die Schwingungen auf einander folgen, um auf das Gehörorgan einzuwirken? Diese Frage läßt sich offenbar nur durch das Experiment entscheiden. Aber es ist ein merkwürdiges Ergebniß dieses Experimentes gewesen, daß sich gezeigt hat: nicht an einer willkürlichen Stelle

beginnt die Fähigkeit des Ohres; nein, sie tritt in Wirkung gerade da, wo sie von Nöthen wird, gerade da, wo die Fähigkeit des Schwesterorgans, des Auges, verschwindet. Unser Auge ist im Stande, in einer Secunde zehn, ja fünfzehn Eindrücke getrennt zu empfinden. Mit Hilfe andauernder Uebung kann man es wohl noch ein wenig, aber jedenfalls nicht beträchtlich weiter bringen. Führt eine Saite mehr als zwanzig Schwingungen in der Secunde aus, so kann kein Mensch mehr ihre Bewegungen verfolgen. Es vereinigen sich die Gesichtseindrücke der Saite in allen ihren verschiedenen Lagen, und man sieht eine lanzettförmige Fläche, begrenzt durch die beiden äußersten Lagen, welche die Saite bei jeder Schwingung einnimmt. Hier, wo des Auges Wirkungssphäre ihre Grenze findet, tritt das Gehörorgan ein, um uns das Wesen des Naturvorgangs deutlich zu machen. Wir hören einen Ton; einen Ton, welcher uns über jede Einzelheit der stattfindenden Bewegung Rechenschaft zu geben im Stande ist; einen Ton, welcher in jeder seiner Eigenschaften eine Eigenschaft jener Bewegung widerspiegelt. Diese Qualitäten des Tones wollen wir uns nunmehr ansehen.

Ein Ton hat zunächst eine bestimmte Höhe. Diese Höhe ist es gerade, welche auf der Geschwindigkeit der Schwingungen beruht. In dem oben vorgestellten Falle, in welchem eine Saite zwanzig Schwingungen in der Secunde ausführt, würden wir einen äußerst tiefen Ton zu hören bekommen. Je rascher die Schwingungen, desto höher würde der Ton werden, und schließlich würden wir zu einem Punkte gelangen, wo der Fähigkeit unseres Gehörorgans eine zweite Grenze gesteckt ist. Diesen Punkt, und somit den höchsten Ton würden wir ungefähr erreichen, wenn wir jene Saite statt zwanzig, zwanzigtausend Schwingungen in der Secunde, also tausendmal so viele ausführen ließen, wie in dem Falle des tiefsten Tones. Wir können also sagen: ein Ton ist eine Schwingungsbewegung, bei welcher mindestens zwanzig und höchstens zwanzigtausend Schwingungen in der Secunde erfolgen. Wir müßten wohl eigentlich noch etwas hinzusetzen; wir müßten sagen: eine regelmäßige Schwingungsbewegung; denn wenn die Schwingungen unregelmäßig und von schwankender Dauer sind, so entsteht kein eigentlicher Ton, sondern ein Geräusch, ein Schall schlechthin. Indeß ist es einleuchtend, daß die Grenze zwischen Ton und Geräusch schwer zu ziehen ist, daß sie mit den Umständen und besonders mit dem Geschmack variirt. Der Geschmack selbst aber ist bekanntlich schwankend wie nur irgend etwas auf der weiten Erde. Wenn alle möglichen Blasinstrumente gleichzeitig oder minutenlang hintereinander ertönen, so wird dem Ohre die Entscheidung zwischen Ton und Geräusch in der That schwer gemacht; und wenn ein hervorragender Tenorist unserer Zeit seine Bravour außer durch seine Stimme auch durch den Knall seiner Peitsche darthun zu sollen glaubt, so ist — der Rest Schweigen.

Die Höhe eines Tones hat, außer der Zahl der Schwingungen, noch ein anderes charakteristisches Merkmal; und um zu ihm zu gelangen, müssen

wir uns vergegenwärtigen, wie ein Ton von seinem Entstehungsorte, also von dem schwingenden Körper aus, in unser Ohr gelangt. Die Fortpflanzung der Schwingungen ist eine Folge des innigen Zusammenhanges der kleinsten Theilchen aller Körper und der verschiedenen Körper unter einander. Es ist nicht möglich, daß, zum Beispiel bei einer Saite, nur ein einziger Punkt Schwingungen ausführe. Selbst wenn ich nur diesen einen Punkt, sei es mit dem Finger oder mit einem Stifte zupfe oder mit einem Hammer schlage, so wird sich doch in sehr kurzer Zeit die Schwingungsbewegung über die ganze Saite ausgedehnt haben. Es ist das ein Vorgang, ganz ähnlich demjenigen, welchen man beobachtet, wenn man ein Steinchen in einen Teich wirft. Da, wo der Stein die Wasserfläche trifft, entsteht zunächst eine Vertiefung, ein Thal. Ringsum entsteht im nächsten Momente, da das Wasser nach allen Seiten ausweicht, ein ringförmiger Wellenberg, welchem wiederum ein ringförmiges Wellenthal sich anschließt, u. s. f. Der einzige Unterschied zwischen dem Beispiele der Saite und dem Beispiele der Wasserfläche ist der, daß bei jener die Fortpflanzung nur nach einer einzigen Richtung, bei dieser dagegen nach allen Richtungen einer Fläche vor sich geht. Noch allgemeiner findet die Fortpflanzung des Schalles in der Luft statt. In der Luft verbreitet sich der Schall von einem Punkte aus nicht nur nach einer Linie, auch nicht in einer Fläche, sondern nach allen Richtungen des Raumes. Die Folge davon ist, daß die Schwingungen etwas anderer Natur sind, als bei der Saite und bei der Wasserfläche. Bei der Saite erfolgen die Schwingungen quer zur Längsrichtung der Saite, bei der Wasserfläche von oben nach unten, also ebenfalls quer zum Niveau des Teiches; in der Luft dagegen pflanzt sich der Schall in der Richtung selbst, in welcher die Lufttheilchen schwingen, fort. Bei der Saite wie bei dem Wasser bleibt demgemäß die innere Beschaffenheit des Stoffes dieselbe, aber seine Gestalt ändert sich: bei der Luft dagegen, welche gar keine Gestalt hat, ist es die innere Beschaffenheit, mit anderen Worten die Dichtigkeit, welche sich ändert; was dort Wellenberge und Wellenthäler, das sind hier die Stellen größter Luftanhäufung und die Stellen größter Luftzerstreuung. Das ist aber ein Unterschied, welcher für die Hauptsache nicht wesentlich ist. Wesentlich und der besonderen Aufmerksamkeit werth ist vielmehr gerade das Gemeinsame aller dieser Wellenbewegungen; nämlich die Thatsache, mit der zuweilen der Augenschein im Widerspruch steht, daß bei der Fortpflanzung der Schwingungen die Stofftheilchen selbst, also die Theile der Saite, die Wassertheilchen, die Lufttheilchen, zwar ein wenig sich hin und her bewegen, im Durchschnitt aber an ihrem Platze bleiben. Beim Wasser sieht es so aus, als ob die Wassertheilchen sich mit den Wellen fortbewegten; aber ein hineingeworfenes Korkstückchen überzeugt Jeden von dem Gegentheil. Noch schlagender ist ein anderes Beispiel, welches deutlich zeigt, wie eine Menge von hin und her schwingenden Theilchen den Eindruck einer Fortbewegung hervorrufen kann. Ich meine ein Aehrenfeld, über welches der Wind hinstreicht. Diesen wunderschönen Anblick wird

gewiß Jeder, namentlich im Gebirge, genossen haben, und Keinem wird hierbei die Erinnerung an das Wogen des Wassers fern gelegen haben.

Nur die Bewegung selbst ist es also, welche sich fortpflanzt. Wählen wir ein Gleichniß aus dem praktischen Leben unserer Zeit, so ist der Schall nicht der Briefpost zu vergleichen, bei welcher der Brief, also ein Materielles, von einem Ort zum andern übertragen wird, sondern der Telegraphie, welche eine Botschaft übermittelt, ohne daß auch nur ein Atom Stoffes von der Aufgabestation zur Empfangsstation hinüberwandert. Was hinüberwandert, das ist nur ein eigenthümlicher Bewegungszustand; ein Bewegungszustand, der hier bei der Telegraphie ein durch kein besonderes menschliches Sinnesorgan wahrnehmbarer elektrischer, dort beim Schall hingegen ein vom Ohr erfaßbarer akustischer ist.

Die Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Schalles ist wohl eine große; aber Zeit erfordert sie immerhin. In der Zeit, während deren ein Theilchen einmal hin und her schwingt, pflanzt sich die Schwingungsbewegung um eine gewisse Strecke fort, und diese Strecke nennt man eine Wellenlänge. Es ist die Entfernung zwischen zwei Wellentheilchen, welche gleichzeitig die Gipfel benachbarter Wellenberge bilden, oder zweier Lufttheilchen, welche zu gleicher Zeit am Orte zweier benachbarter Stauungspunkte oder Anhäufungspunkte der Lufttheilchen sich befinden. Je schneller ein Theilchen hin und her schwingt, desto geringer wird die Strecke sein, um welche während der Dauer einer Schwingung die Schallbewegung sich fortpflanzt; mit andern Worten: Schwingungsdauer und Wellenlänge gehen Hand in Hand. Das ist es, worauf ich hinauswollte und was neben der Schwingungsdauer die Höhe eines Tones charakterisirt: es ist seine Wellenlänge. Der tiefste Orgelton, das Contra-C, hat Wellen von mehr als zehn Meter Länge, die höchsten Töne der Flöte gehen weit unter eine Wellenlänge von zehn Centimetern herab. Jene sind den Wogen vergleichbar, in welchen bei manchem der verhängnißvollen ostindischen Wirbelstürme oft ganze Schiffe versinken, diese den leichten Kräuselungen, welche man auf der Oberfläche des Weines beobachtet, wenn man mit angefeuchteter Hand, den Rand des Glases streichend, dieses zum Tönen bringt.

Der Ton, das Grundelement der Musik, besitzt aber außer seiner Höhe noch andere Eigenschaften. Eine zweite, welche von ähnlicher Einfachheit und Faßlichkeit wie seine Höhe ist, ist seine Stärke. Je weiter man eine Saite aus ihrer Gleichgewichtslage durch Zupfen, Schlagen oder Streichen entfernt, desto stärker tönt sie. Die Stärke des Tones hängt also von der Weite des Hin- und Herschwingens, oder, wie man auch sagen kann, von der Höhe der Wellen ab. Bei den Schwingungen der Luft freilich, bei denen Gestaltsänderungen gar nicht auftreten, kann man von einer Höhe der Wellen nicht eigentlich sprechen. Bestehen doch die Schwingungen hier nur in Verdichtungen und Verdünnungen der Luft. Aber wenn man sich diese Verdichtungen und Verdünnungen in diesem Falle gering, in jenem beträchtlich vorstellt, so kann man bildlich in diesem Falle von niedrigen, in jenem von hohen Wellen sprechen.

III.

Weit schwieriger ist es, das Wesen einer dritten Eigenschaft, welche jeder Ton besitzt, und welche einen musikalischen Ton eigentlich erst zu dem macht, was er ist, vollständig und klar zu erfassen. Zwei Töne können gleiche Höhe und gleiche Stärke haben und doch so wesentlich von einander verschieden sein, daß jedes Kind mit geschlossenen Augen den Unterschied empfindet. Das eingestrichene a, einmal auf dem Clavier, ein anderes Mal auf der Geige, beide Mal aber gleich stark angegeben, erzeugt zwei gar nicht zu verwechselnde Empfindungen. Was ist ihr Unterscheidendes? Welche Differenz können zwei gleich lange und gleich hohe Wellen aufweisen? Sie können verschiedene Form haben! sie können schön oder unschön geschwungen; sie können eckig oder abgerundet, spitz oder stumpf sein; sie können tausenderlei Gestalten besitzen. Diese verschiedene Gestalt der Wellen ist, wie man schon frühzeitig erkannte, die Ursache des verschiedenen Klanges der Töne, die Ursache der Verschiedenheit zwischen den Tönen der Geige und des Claviers, der Orgel und der menschlichen Stimme. Man kann diesen Gegenstand noch weiter verfolgen und von der Verschiedenheit der Wellenform zur Verschiedenheit der Schwingungsweise zurückgehen. Eine Schwingung, selbst wenn ihre Weite und ihre Dauer von vorn herein gegeben sind, kann noch eine sehr verschiedenartige sein. Denken wir uns eine Allee, und in der Mitte ihrer Länge einen Baum, von welchem wir unsere Promenade, immer auf der Allee hin und her, beginnen. Wir können dann beispielsweise fortwährend in gleichem Tempo gehen, also beim Passiren des Baumes ebenso schnell wie in der Nähe der Enden der Allee, wo wir umkehren. Wenn ein Punkt einer Saite in ähnlicher Weise hin und her geht, so ist die Schwingungsform und Hand in Hand mit ihr auch die Wellenform, d. h. die Form der Saite eine geradlinig eckige, wie man sie in der That erzeugt, wenn man sie zupft. Der Wellenberg besteht aus zwei geradlinigen Abhängen und einem eckigen Gipfel. In ganz anderer Weise geht ein Uhrpendel hin und her. Am schnellsten geht es durch die Lage hindurch, welche es einnimmt, wenn die Uhr steht; am langsamsten bewegt es sich zu beiden Seiten, kurz bevor es umkehrt und kurz nachdem es umgekehrt ist; man kann sogar sagen, daß es einen Moment, aber auch wirklich nur einen Moment, stehen bleibt, ehe es umdreht. Wenn ein Punkt eines tönenden Körpers in dieser Weise schwingt, so ist die Form der Welle eine sehr schöne, gleichmäßig abgerundete; die Welle hat diejenige Gestalt, an welche man so recht eigentlich bei dem Worte Wellenlinie denkt. Es kommen in der Musik auch Wellen vor, welche den Wellen der Brandung nicht unähnlich sind, und noch unzählig viele Wellenformen.

Wie gesagt, eine mehr oder weniger bestimmte Vorstellung davon, daß auf dieser Wellenform, oder auf der Art und Weise der Geschwindigkeitsvertheilung innerhalb jeder einzelnen Schwingung der Klang eines Tones beruhe, hatte man schon seit längerer Zeit gehabt. Diese Erklärung hat nur

den großen Uebelstand, daß sie die Frage gänzlich offen läßt, wie man es denn zu Wege bringe, den Klang zweier Töne so spielend leicht, wie es thatsächlich der Fall ist, zu unterscheiden. Wie ist das Ohr im Stande, verschiedene Wellenformen verschieden zu empfinden? Daß es die verschiedene Häufigkeit der Luftverdichtungen zu empfinden und demgemäß die Höhe der Töne zu beurtheilen vermag, daß es ferner im Stande sei, die Stärke der Luftverdichtungen zu empfinden und demgemäß die Stärke der Töne zu beurtheilen, das läßt sich einsehen; daß es aber fähig sein solle, aus der Schwingungsform Schlüsse zu ziehen, das erscheint von vornherein und ist bei dieser Betrachtungsweise in der That kaum faßlich.

Da war es Helmholtz, welcher Licht in den Gegenstand brachte. Eine ganz unscheinbare, längst bekannte Thatsache war es, von welcher er ausging. Wenn man auf dem Clavier einen Ton angiebt und recht aufmerksam horcht, so nimmt man außer dem Ton, welcher angegeben wurde, noch eine Reihe anderer wahr, welche nach erlangter Uebung oder bei Anwendung gewisser, hier nicht näher zu beschreibender, Hilfsmittel, sogar kaum noch zu überhören sind: Die Octave des angegebenen Tones, seine Duodecime, seine Doppeloctave, deren Terz und Quinte und wohl noch einige höhere Töne.

Auch bei anderen Instrumenten kann man diese Töne, die sogenannten Obertöne, mehr oder weniger deutlich erkennen. Wie wäre es, wenn diesen scheinbar unbedeutenden Tönen die wichtige Rolle zukäme: je nach der geringeren oder größeren Stärke ihres Mitklingens, dem Haupttone, oder, wie man sagt, dem Grundtone seinen eigenthümlichen, charakteristischen Klang zu geben? Wer zuerst sich dieser Frage gegenüberbefindet, wird sich nicht leicht mit ihr zu befreunden vermögen. Er wird die Schwäche jener Töne in keinem Verhältniß stehend finden mit der fundamentalen Charakteristik, welche ein Ton durch seinen Klang erhält. Indeß ist zunächst darauf aufmerksam zu machen, daß es eine große Reihe von Tönen ist, welche mitklingen; bei diesem Grundtone mehr, bei jenem weniger; bei diesem die ersten stärker als die letzten, bei jenem umgekehrt; bei diesem fehlen vielleicht die ersten gänzlich, bei jenem gerade die letzten; bei noch andern fehlt vielleicht — und dieser Fall kommt in der That vor — der erste, der dritte, der fünfte mitklingende Ton u. s. w. Es ist also eine äußerst große Mannigfaltigkeit für die Bildung verschiedener Klänge, verschiedener Klangfarben, wie man auch sagt, gegeben. Sodann möchte ich als zweites vorbereitendes Argument einen Satz anführen, welcher bei den verschiedensten Fragen Anwendung findet. Ich meine den Satz: Kleine Ursachen, große Wirkungen. Man kann diesem Satze noch einen andern hinzufügen, welcher sich in unserem Falle mit jenem zu einem äußerst mächtigen Princip vereinigt. Besonders wirksam ist nach einer vielfach verbreiteten und in der Dichtung aller Völker ausgesprochenen Ueberzeugung die Kraft, die im Verborgenen schafft. In der That ist die Thätigkeit der mitklingenden Töne vor unserem Bewußtsein verborgen. Wir hören sie unter gewöhnlichen Umständen nicht, theils, weil sie schwächer sind als der Grundton, theils, weil

wir auf letzteren allein unsere Aufmerksamkeit concentriren, theils endlich und hauptsächlich deshalb, weil sie eben mit dem Grundtone zu einem Ganzen verschmelzen, zu einem Ganzen, dessen Wesen wir als Klang empfinden. Und umgekehrt, gerade weil wir die Obertöne nicht hören, verspüren wir ihre Wirkung in einer eigenthümlichen Art und Weise, welcher wir nur Ausdruck zu geben vermögen, indem wir dem gehörten Tone ein eigenthümliches Attribut, einen ganz bestimmten Klang beilegen. Ist diese Erklärung richtig, so wird man, wenn man seine Aufmerksamkeit nicht wie gewöhnlich auf das Ganze der Erscheinung, sondern auf die einzelnen Elemente derselben, d. h. auf die Obertöne richtet, wohl lauter getrennte Tonempfindungen, aber keine einzige Klangempfindung gewinnen. Ein Jeder kann sich durch das Experiment überzeugen, daß dem wirklich so ist.

Diesen Erwägungen steht die Erfahrung bestätigend zur Seite. Man kann die Rolle, welche die Obertöne spielen, bei allen Instrumenten, einschließlich der menschlichen Stimme nachweisen, und man hat in den meisten Fällen die Zahl und die Stärke der mitwirkenden Obertöne zu ermitteln vermocht. Der Höhe nach, im Vergleich zum Grundtone, sind diese Obertöne bei allen Instrumenten genau dieselben, nur daß nicht immer alle vorhanden sind. Der erste Oberton ist die Octave des Grundtons, und die Octave eines Tones ist bekanntlich derjenige Ton, bei welchem die Schwingungen doppelt so rasch ausgeführt werden; Grundton und erster Oberton stehen also in einer sehr einfachen Beziehung zu einander. Der nächste Oberton, die Duodecime, oder die Quinte der Octave führt dreimal so viel Schwingungen in gleicher Zeit wie der Grundton aus. Man sieht also, daß die Anzahl der Schwingungen pro Secunde, welche man die Schwingungszahl der Töne nennt, in dem Verhältniß der ganzen Zahlen stehen. Man nennt deshalb die mitklingenden Töne die harmonischen Obertöne des Grundtones; alle zusammen aber die Theiltöne des zusammengesetzten Tones. Sehr viele und starke Obertöne hat die Geige, namentlich die höheren Obertöne sind hier in relativer Mächtigkeit vertreten. Ihnen verdankt die Geige ihren markirten, ausdrucksvollen Klang und damit ihre Stellung an der Spitze des Orchesters. Verschiedene Klänge vereinigt die Orgel, aber noch viel verschiedenartigere die menschliche Stimme. Jeder Vocal hat seinen eigenen Klang, und selbst das A des Norddeutschen ist verschieden von dem A des Süddeutschen. Töne, welchen es gänzlich an Obertönen fehlte, kommen kaum vor; am meisten nähern sich ihnen die Töne, welche man durch Pfeifen mit dem Munde erzeugt, sowie diejenigen, welche man erhält, wenn man Stimmgabeln über die Oeffnung passend gewählter Flaschen hält und anschlägt. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß man den Klang dieser Töne, welche also der Obertöne fast vollständig ermangeln, von jeher in der Sprache des gewöhnlichen Lebens als leer bezeichnet hat. Fast ebenso unwillkürlich zutreffend äußert sich Mancher über diese Töne, wenn er sagt: sie sind schön, aber es fehlt ihnen ein bestimmter Charakter. Ganz richtig; schön sind sie, weil es einfache Töne sind und jedes Einfache

die Vorstellung des Schönen in uns erweckt; des Charakters aber entbehren sie, weil sie der Obertöne entbehren, und weil diese es sind, welche den Tönen ihren Charakter verleihen. Mit Hilfe solcher Stimmgabeltöne ist es Helmholtz gelungen, die Vocale der menschlichen Stimme künstlich zu erzeugen. Dabei bediente er sich immer nur solcher Stimmgabeln, welche einen gewissen Ton, seine Octave, seine Duodecime u. s. w. lieferten, und änderte, behufs Erzeugung der verschiedenen Vocale, nur die Stärke ihrer Schwingungen ab oder ließ auch einige gänzlich bei Seite.

Die Erklärung des Klanges aus dem Mitklingen von Obertönen hat vor der zuerst gegebenen durch die Form der Schwingungen den Vorzug, daß sie die Beantwortung der Frage möglich macht: wie kommen wir zur Erkenntniß der verschiedenen Klänge?

Denn wenn unser Ohr im Stande ist, Tonhöhen und Tonstärken zu unterscheiden, so muß es, wenn der Klang nichts Anderes ist, als die Vereinigung verschiedener Tonhöhen in verschiedenen Stärken, auch im Stande sein, Klänge zu unterscheiden. Aber diese zweite Erklärung ist doch jener ersten gegenüber in anderer Hinsicht im Nachtheil. Jeder Ton wird durch die Vermittlung eines Mediums, meistens der Luft, unserem Ohre zugeführt, und zwar durch die schwingenden Bewegungen dieses Mediums. Wird die Luft durch einen bestimmten Ton erregt, so geräth sie in Schwingungen von bestimmter Stärke und Dauer. Wird sie durch mehrere Töne gleichzeitig erregt, so wird sie, da sie die verschiedenen Bewegungen nicht getrennt ausführen kann, dieselben sämmtlich vereinigen. Eine solche Vereinigung von Schwingungen findet, wenn ein musikalischer Ton aus vielen Theiltönen besteht, offenbar immer statt. Man kann bei den Wasserwellen ganz ähnliche Erscheinungen häufig studiren, wenn sich die Wellen des Windes mit den Wellen der Brandung, zu denen vielleicht noch die Wellen eines hineingeworfenen Steines hinzukommen, vereinigen, um Wellen von oft ganz eigenthümlicher Gestalt hervorzurufen. Man sieht, auch bei der Annahme, daß der Klang eines Tones eine Folge seiner aus vielen Theiltönen zusammengesetzten Natur sei, kommt man darauf zurück, daß sein charakteristisches Merkmal in der Luft nichts anderes ist, als die, bildlich verstandene, Form der Wellen. Eben die Zusammensetzung aus vielen einfachen, einfach geformten Wellen ist es, welche die Form der musikalischen Tonwellen so mannigfaltig macht. Jedenfalls ist klar, daß zum Ohre nicht die Welle jedes Theiltones für sich, sondern daß zu ihm in jedem Augenblicke nur eine einzige Welle gelangt; und die Frage, wie das Ohr im Stande sei, aus dem Anpralle dieser einen Luftwelle uns die Vorstellung eines Klanges zu verschaffen, erscheint von Neuem ungelöst.

Die Entschleierung dieses Geheimnisses verdanken wir den neuesten Entdeckungen der Anatomie, in Verbindung mit einer höchst eigenthümlichen physikalischen Erscheinung, von welcher das besprochene Mitschwingen der Obertöne ein specieller Fall ist. Die anatomische Entdeckung, welche ich meine, und welche

vom Marchese Corti gemacht worden ist, ist die, daß im Innern unseres Ohres, in der sogenannten Schnecke, sich ein äußerst feines und doch äußerst zusammengesetztes Organ befindet, das Corti'sche Organ, welches die überraschendste Aehnlichkeit mit einem Clavier besitzt. Es sind unzählige, mikroskopisch kleine Plättchen, welche wie Tasten regelmäßig nebeneinander liegen, in ihrem einen Ende mit den Fasern des Hörnerven in Verbindung stehen, mit dem andern an der Membran hängen, welche der Länge nach in dem mit Wasser gefüllten Schneckengange ausgespannt ist. Ehe ich auf die Wirkungsweise, welche man diesem Organe zuschreibt, eingehe, will ich nun die gedachte physikalische Erscheinung anführen. Es ist die Erscheinung des Mitschwingens oder der Resonanz. Wenn in einem Raume, in welchem sich ein Clavier befindet, ein Ton angegeben wird, so klingt auf dem Clavier der gleiche Ton mit. Daß dieser Ton mitklingt, läßt sich in Anbetracht des Umstandes, daß die Luft die Schwingungen überall hin durch das ganze Zimmer verbreitet, leicht einsehen. Aber auch, daß gerade nur derselbe Ton und nicht auch alle übrigen mitklingen, ist unschwer zu begreifen. Verschaffen wir uns einen Bindfaden, an welchem ein Gewicht hängt, und fassen wir das obere Ende des Fadens an; wenn wir es gleichmäßig mit irgend einer Geschwindigkeit hin und her bewegen, so wird zwar das Gewicht am unteren Ende anfangs mit in Bewegung gerathen, aber es wird im Allgemeinen nicht zu regelmäßigen Schwingungen gelangen. Nur in einem Falle wird dies stattfinden; nämlich dann, wenn die Dauer der einzelnen Hin- und Hergänge des oberen Endes gerade übereinstimmt mit der Dauer der Schwingungen, welche Faden und Gewicht, als ein Pendel behandelt, ausführen würde. Jeder kann diesen Versuch ohne Schwierigkeit anstellen; mancher wird den erforderlichen Apparat in Gestalt seines Augenglases sammt Schnur bei sich führen; und wohl Niemand wird sich dann die Rechenschaft über den Grund der Erscheinung schuldig bleiben. Nur wenn ich oben die Bewegung in dem Tempo ausführe, in welchem das Pendel zu schwingen vermag, ertheile ich ihm gerade immer denjenigen Stoß, welchen es im Augenblicke nöthig hat. In jedem anderen Falle wird es wohl hin und wieder vorkommen, daß ich seine Bewegung fördere; noch viel häufiger aber werde ich sie hemmen und so verhindern, daß eine regelmäßige, irgend wie beträchtliche, Schwingungsbewegung zu Stande kommt. Auf diese Erfahrung baut der Glöckner, wenn er mit seiner schwachen Kraft, indem er wiederholt in abgemessenem Tempo zieht, die mächtige Glocke in Schwingungen versetzt. Ganz analog verhält es sich bei den tönenden Schwingungen der Luft. Der erste von dem angegebenen Tone ausgegangene Luftstoß setzt in der That alle Saiten des Claviers in Bewegung; aber der zweite zerstört sie mehr oder weniger bei den meisten wieder und verstärkt sie nur bei derjenigen Saite, welche inzwischen gerade einen Hin- und Hergang oder, wie hinzugefügt werden muß, gerade zwei, gerade drei u. s. f. Hin- und Hergänge gemacht hat. Es tönt daher mit dem angegebenen Tone nur der an Höhe

ihm gleiche Ton des Claviers, außerdem aber noch die Octave und die übrigen harmonischen Obertöne mit. Wieder ein Beispiel eigener Art, daß kleine Ursachen oft die größten Wirkungen hervorrufen.

Nun kehre ich zum Ohre zurück, fasse die in seiner Schnecke aufgestellte Claviatur in's Auge und denke mir, daß eine Tonwelle anlangt, welche von complicirter Gestalt ist, also einer ganzen Reihe einfacher Töne entspricht. Jede Faser des Cortischen Organs vermag, wie jede Saite des Claviers nur einen Ton aufzunehmen. Diesen Ton, falls er überhaupt in der ankommenden Tonmasse enthalten ist, sucht sich jede Faser heraus. Einige gerathen dadurch in Schwingungen, die meisten gehen leer aus und bleiben in Ruhe; wir hören eine ganze Reihe von Tönen, die sich, wenn wir die Aufmerksamkeit nicht besonders auf sie richten, zu einem einzigen Ton von charakteristischem Klange vereinigen. Diese Wirkungsweise des Ohres zu veranschaulichen, ist wiederum das Clavier vortrefflich geeignet. Man hebe Decke und Dämpfer auf und singe in den Hohlraum einen Vocal hinein; man wird ihn, und zwar nicht etwa als ein Echo, aus dem Hohlraum herausklingen hören. Die Luftstöße, welche die Saiten des Claviers trafen, bildeten die Vereinigung einer großen Reihe einfacher Wellen, deren jede eine andere Saite des Claviers erregte, und zwar in demselben Grade, in welchem sie in dem Vocalklange enthalten waren. In der That kann man jeden dieser Theiltöne für sich hören, wenn man das Ohr über die betreffende Saite neigt. Thut man es nicht, so gehen sie alle in einem Klange auf und zwar gerade in dem Klange des Vocales, welchen man hineinrief.

IV.

Ich muß den geneigten Leser nun daran erinnern, daß ich am Eingange unserer Betrachtungen die Frage stellte: was ist ein Ton? und ihn darauf aufmerksam machen, daß wir mit der Beantwortung dieser scheinbar so einfachen Frage erst jetzt zu Ende gelangt sind. Ich thue dies, um mich im Voraus zu rechtfertigen, wenn ich mich bei der wachsenden Schwierigkeit der weiteren Fragen im Folgenden auf das Wesentliche beschränke.

Der Ton, das Grundelement der Musik, besitzt drei Qualitäten: Eine bestimmte Stärke, eine bestimmte Höhe und einen bestimmten Klang. Was die erste Eigenschaft betrifft, so werden in der Musik so ziemlich alle Stärkegrade vom kaum hörbaren Pianissimo bis zum kräftigsten Fortissimo angewendet, und es spielt gerade die allmähliche Steigerung oder die allmähliche Verminderung der Tonstärke eine Hauptrolle bei der Erzielung schönen und mannigfaltigen musikalischen Ausdrucks. Nicht so verhält es sich mit der Tonhöhe. Zwischen dem tiefsten und dem höchsten überhaupt hörbaren Ton giebt es zwar ebenfalls eine stetige, ununterbrochene Reihenfolge von Tonhöhen, der Sturmwind im Ofen heult vom tiefsten Baß bis hinauf zur höchsten Höhe, und es giebt manche, welche diese Sturmwindmusik nicht als unschön empfinden. In der Kunst selbst findet eine stetige Aenderung

der Tonhöhe ebenfalls zuweilen, leider häufiger als wünschenswerth statt, namentlich bei den Streichinstrumenten und bei der menschlichen Stimme; man nennt dies das Hinüberziehen der Töne ineinander, und es hat, wie das allmähliche Anschwellen und Abschwellen der Tonstärke, eine gewisse Berechtigung. Aber es braucht nur um ein Weniges übertrieben zu werden, um einen höchst unangenehmen Eindruck zu erzeugen. In allen andern Fällen, also im Großen und Ganzen immer, findet in der Musik die Aenderung der Tonhöhe nicht allmählich, sondern plötzlich statt. Auf einen Ton von ganz bestimmter Tonhöhe folgt ein anderer von wesentlich verschiedener Tonhöhe. Hier erhebt sich nun die zweite, für die wissenschaftliche Begründung der Musik wesentliche Frage: wenn die Musik in ihren Harmonieen und Melodieen nicht alle Töne der ununterbrochenen Tonreihe benutzt, sondern nur gewisse: nach welchem Gesetz sind diese gewissen ausgewählt? und weiter: warum sind sie in dieser und keiner anderen Weise ausgewählt? Wie schwierig die Beantwortung dieser Frage ist, ergiebt sich am besten aus der Erwägung, daß sie, seit den ältesten Zeiten der Gegenstand des Nachdenkens ausgezeichneter Männer, noch heutzutage keine vollständige oder zum Mindesten keine solche ist, die sich allgemeiner Anerkennung erfreute. Die Schwierigkeit der Frage liegt wesentlich darin, daß der Begriff des Schönen bei ihrer Beantwortung offenbar die Hauptrolle spielt. Denn, wenn unter allen Tönen gewisse ausgewählt werden, so sind das offenbar diejenigen, welche in ihrer Verbindung, sei es zu Harmonieen oder zu Melodieen, den Eindruck des Schönen erwecken. Man kann also die Frage, ohne sie in ihrem Sinne zu ändern, auch so stellen: Welche Tonverbindungen sind schön? Ich sage Tonverbindungen; denn so lange es sich nur um einen einzigen Ton handelt, ist die Wahl ganz gleichgiltig. Man kann also irgend einen Ton in Bezug auf seine Höhe willkürlich wählen. Gegenwärtig ist man noch nicht ganz einig über die Wahl dieses festen Tones. Man hat eine Pariser Stimmung, eine deutsche Stimmung und in manchem Ländchen unseres lieben Vaterlandes auch wohl noch eine eigene particularistische Stimmung. Es ist zu hoffen, daß die Pariser Stimmung sich möglichst bald einer allgemeinen Einführung erfreue. Nach ihr ist das eingestrichene a derjenige Ton, bei welchem in der Secunde 435 Schwingungen ausgeführt werden. Aber wie gesagt, das ist willkürlich und hat mit unserer Frage nichts zu thun. Bei ihr handelt es sich vielmehr darum: wenn irgend ein Ton, z. B. das eingestrichene c gegeben ist, wie wählt die Musik die andern Töne, welche sie zur Herstellung ihrer Harmonieen und Melodien braucht? Die strenge richtige Antwort hierauf lautet so: zu verschiedenen Zeiten hat die Musik die Auswahl ihrer Töne nicht nach genau denselben, sondern nach etwas abweichenden Regeln getroffen. Das Schöne ist kein unveränderliches, ewig feststehendes; es schwankt von Zeit zu Zeit und von Ort zu Ort. Sehr erklärlich; denn wie bei allem Seelischen hat man beim Schönen zwei Momente zu unterscheiden: Das Angeborene und das Angewöhnte. Und zwar hat man hierbei nicht nur an den

einzelnen Menschen, nicht nur an die Völker für sich, sondern vorzugsweise an das Menschengeschlecht als Ganzes zu denken. Was uns Menschen als schön erscheint, das hängt von jenen beiden Momenten ab; und gerade weil diese sich in einer oft unberechenbaren Weise combiniren, ist die Lehre vom Schönen so verwickelt und schwierig.

Wie dem auch sei: Es ist von hohem Interesse, zunächst dasjenige in's Auge zu fassen, was das Schöne wäre, wenn die Angewöhnung keine Rolle spielte; mit andern Worten: aus der Natur der äußern Vorgänge, deren Eindruck wir empfangen, das Schöne abzuleiten. Man kann dieses Schöne das objective Schöne nennen; objectiv natürlich nur im Vergleich mit dem, wozu es durch Gewöhnung wird; denn an sich ist ja alles Schöne subjectiv.

Das Schöne in der Musik kann kein andres sein als das Schöne im Weltall überhaupt. Man gelangt also unmittelbar zu der Erkenntniß: Das Einfache ist das Schöne. Nicht das Einfache im absoluten, wörtlichen Sinne. Läßt sich doch nichts Zusammengesetzteres denken, als das Weltgebäude, und im engen Rahmen des Hörbaren nichts zusammengesetzteres als die Musik. Aber auf die Art der Zusammensetzung kommt es an; diese muß so einfach wie möglich sein, wenn das aus ihr Hervorgehende so schön wie möglich sein soll. Im Bereiche der Töne ist diese Wahrheit schon frühzeitig geahnt worden; aber selbst bei Pythagoras, der ihr zum ersten Male unverkennbaren Ausdruck verleiht, erscheint sie noch im phantastischen Gewande, die Harmonie der Klänge wird zur Sphärenharmonie; und erst der neuesten Zeit war es vorbehalten, in klarer Weise, wie es der Naturforschung würdig ist, auszusprechen, wie in der Musik das Einfache zum Schönen wird.

Hier stehen wir vor Helmholtz' zweiter epochemachender Leistung. Welche Harmonie ist schön, welche ist unschön? Welche Harmonieen sind Consonanzen, welche sind Dissonanzen, welche endlich sind musikalisch gänzlich unbrauchbar? Die Schwierigkeit dieser Frage liegt zum großen Theile in dem Umstande, daß die Person des Angeredeten höchst zweifelhaft bleibt. Ist es der Naturforscher oder ist es der Philosoph? Diese Schwierigkeit nicht verkannt zu haben, ist vielleicht Helmholtz' größtes Verdienst. Auf seinem verlockenden, aber gefährlichen Pfade ist er da stehen geblieben, wo ihm die Natur der Dinge stehen zu bleiben gebot. Wenn bei dem Auftreten epochemachender Ideen sich im Kreise der Beurtheiler, wie es fast stets geschieht, zwei Parteien besonders hervorthun: die Partei derer, welche zweifeln, oder theilweise verwerfen, und die Partei derer, welche sich nicht befriedigt fühlen, welche, so unfähig sie selbst gewesen wären, auch nur einen Schritt des eröffneten Weges zu bahnen, doch meinen, es sei nicht weit genug gegangen worden — so gestehe ich: die Zweifler, so bedauernswerth sie auch sind, weil die Geschichte über sie zur Tagesordnung übergeht, ich ziehe sie den Ungenügsamen ohne Zaudern vor. Helmholtz hat beiderlei Gegner in reichem Maße gefunden, und das ist das sprechendste

Zeugniß für die Großartigkeit seiner Gedanken. Von der Partei der Unbefriedigten einen zu citiren, unterlasse ich; die Schaar der Materialisten ist hinlänglich bekannt, und sie bleiben sich gleich, um welchen Gegenstand es sich auch handeln würde. Die Partei der Zweifler und Gegner zählt ihre Anhänger natürlich größtentheils unter den Musikern selbst. Als ihren Vertreter nenne ich den berühmten Verfasser der „Histoire de la Musique“ und der „Biographie des Musiciens“, Fétis, welcher in dem letztgenannten Werke den Artikel über Helmholtz mit den Worten einleitet: „. . . Nous n'avons à nous occuper ici que de ses recherches et découvertes, relatives à l'acoustique, et surtout de sa théorie de la perception des sons, théorie, extrémement remarquable, qui suffirait seule, à lui faire un nom dans la science, et qu'il a eu le tort de vouloir étager de tout un système harmonique, dont les éléments sont absolument inadmissible. Comme tous les savants, qui se sont occupé d'acoustique, M. Helmholtz a voulu en remontrer aux musiciens; il a prétendu annuller les sensations si délicieuses de l'oreil artistique au profit de calculs essentiellement bruteaux, et il aurait gâté ainsi comme à plaisir l'excellence de son système, si celui-ci n'avait été assez solide, pour résister de lui-même aux erreurs et aux spéculations au moins hasardées de son inventeur.“

Das ist der Pessimismus in seiner nacktesten Gestalt. Das ist ein Ignorabimus an einer Stelle, wohin es durchaus nicht gehört. Das ist ein Ergebniß, welches freilich aus dem Ideenkreise heraus seine Entschuldigung findet, in welchem sich Musiker fortwährend bewegen. Um aber auch einen Gelehrten ähnlicher Richtung anzuführen, nenne ich den durch Untersuchungen auf andern Gebieten in Fachkreisen berühmt gewordenen elsässischen Gelehrten, Hirn, welcher mir in seinem sonst übrigens höchst lesenswerthen Essay „La Musique et l'Acoustique“ zuweilen in den Stimmungsfehler zu verfallen scheint, vor welchem ich in meinen einleitenden Worten den Leser zu warnen mir erlaubte. Wenigstens glaubt er an verschiedenen Stellen seine Ansicht, Helmholtz sei zu weit gegangen, nicht besser darthun zu können, als durch verzückte Aeußerungen über die göttlichen Eingebungen der Meister der Tonkunst; Aeußerungen, welche gewiß von einer wahren und tiefen Begeisterung zeugen, und welche um so interessanter sind, als sie sich auch auf Werke der Tonkunst ausdehnen, für welche die meisten Franzosen — und Hirn ist, wenn auch Elsässer, so doch Franzose — kein Verständniß haben; Aeußerungen, welche aber zur Erledigung des vorliegenden Problems sicherlich keinen Beitrag zu liefern im Stande sind.

Nächst dem Unisono, d. h. dem Zusammenklange zweier Töne von gleicher Höhe, ist die vollkommenste Harmonie die Octave. Zwei Töne, welche im Verhältniß der Octave zu einander stehen, haben aber, wie schon erwähnt, die Eigenschaft, daß der höhere doppelt so schnell schwingt wie der tiefere; die Schwingungszahlen stehen in dem einfachen Verhältniß von 1 : 2. An die Octave schließen sich einige andere Harmonieen, welche ebenfalls noch

zu den schönen, zu den Consonanzen gehören, die Quinte, die Quarte, die große Terz und die kleine Terz, und noch einige andere; bei der Quinte ist das Verhältniß der Schwingungszahlen 2 : 3, bei der Quarte 3 : 4, bei der großen Terz 4 : 5, bei der kleinen Terz 5 : 6. Das heißt also: bei der kleinen Terz macht der höhere Ton sechs Schwingungen in derselben Zeit, in welcher der tiefere deren fünf ausführt. Erinnern wir uns jetzt an die Beschaffenheit eines musikalischen Tones! Derselbe hat einen Grundton und eine Reihe von Obertönen. In der Zeit, in welcher der Grundton eine Schwingung ausführt, führt, wie wir sahen, der erste Oberton deren zwei, der zweite deren drei u. s. w. aus. Es bildet also, wie wir nunmehr sehen, der Grundton mit dem ersten Oberton eine Octave, der erste Oberton mit dem zweiten eine Quinte, der zweite mit dem dritten eine Quarte u. s. w. Das kann kein Zufall sein, daß dieselben Intervalle, welche schon im Schooße eines einzigen musikalischen Tones, zwischen den einzelnen Bestandtheilen desselben verborgen sind, daß diese selben wiederkehren, wenn sich mehrere Töne zu wohlklingenden Accorden vereinigen. Hier wie dort sind es grade diejenigen Intervalle, bei welchen die Verhältnisse der Schwingungszahlen äußerst einfach sind. Die sechs kleinsten Zahlen genügten, um diese Verhältnisse auszudrücken. Und was die Sache noch merkwürdiger gestaltet, ist dies, daß die kleinste Verstimmung des einen der beiden zusammenklingenden Töne genügt, um die Harmonie unerträglich zu machen. Zwei Töne, deren Schwingungszahlen sich wie 2 : 3 verhalten, erwecken in uns das Gefühl höchsten Wohlgefallens; zwei Töne dagegen, deren Schwingungszahlen sich wie zwei zu drei und ein hundertstel verhalten, klingen zusammen unschön im höchsten Grade; und doch würden die beiden Töne, deren Schwingungszahlen sich wie drei zu drei und ein hundertstel verhalten, wenn sie einzeln erklängen, absolut nicht unterscheidbar sein.

Hier stehen wir vor einer Beziehung zwischen Mathematik und Musik, zwischen zwei Gebieten, denen Niemand, wenn er eine Landkarte des menschlichen Geisteslebens entwerfen sollte, die entgegengesetztesten Plätze anzuweisen zögern würde. Und doch ist die Rolle der Mathematik in der Tonkunst keine geringfügige. Wer sich irgendwie auch nur mit den Anfangsgründen des Generalbasses und der Harmonielehre befaßt hat, wird das bestätigen können. „Es hat mich immer," sagt Helmholtz in einem zu Bonn gehaltenen Vortrage, „als ein wunderbares und besonders interessantes Geheimniß angezogen, daß gerade in der Lehre von den Tönen, in den physikalischen und technischen Fundamenten der Musik, die unter allen Künsten in ihrer Wirkung auf das Gemüth als die stoffloseste, flüchtigste und zarteste Urheberin unberechenbarer und unbeschreiblicher Stimmungen erscheint, sich die Wissenschaft des reinsten und consequentesten Denkens, die Mathematik, so fruchtbar erwies. Mathematik und Musik, der schärfste Gegensatz geistiger Thätigkeit, den man auffinden kann, und doch verbunden, sich unterstützend, als wollten sie die geheime Consequenz nachweisen, die sich durch alle Thätigkeiten unseres Geistes hinzieht, und die uns auch in den Offenbarungen des künstlerischen Genius unbewußte Aeußerungen geheimnißvoll wirkender Vernunftmäßigkeit ahnen läßt.

Und die Enthüllung dieser geheimnißvoll verschleierten Beziehung? Hier muß ich den Leser ersuchen, auf eine neue physikalische Erscheinung mit mir einzugehen, welche ähnlich wie die Erscheinung des Mitschwingens von fundamentaler Wichtigkeit für die Theorie der Musik ist. Wenn gleichzeitig zwei gleich hohe einfache Töne von gleicher Stärke angegeben werden, so werden beide in der zu meinem Ohre leitenden Luftmasse gleichzeitig Verdichtungen und gleichzeitig Verdünnungen erzeugen. Jene wie diese werden dadurch verdoppelt und ich werde die Empfindung eines doppelt starken einfachen Tones haben. Denken wir uns nun — das Experiment ist in dieser Form nur vorstellbar, nicht ausführbar, — denken wir uns, der zweite der beiden Töne werde nicht gleichzeitig mit dem ersten angegeben, sondern erst nachdem der erste Ton bereits eine halbe Schwingung ausgeführt hat, nachdem also die erregten Lufttheilchen einen Hingang, aber noch keinen Hergang gemacht haben. Unausführbar ist das, weil die zu einem Hingange d. h. zu einer halben Schwingung erforderliche Zeit ganz außerordentlich klein ist; man müßte den zweiten Ton dem ersten spätestens nach einer hundertstel Secunde folgen lassen. Aber angenommen, es sei ausführbar, — und mit Hilfe gewisser Kunstgriffe kann man das Experiment machen, — so werden die zu meinem Ohre leitenden Lufttheilchen in diesem Falle von dem einen Ton eine Verdichtung erfahren, zu derselben Zeit, wo sie von dem andern eine Verdünnung erfahren; die Lufttheilchen werden zu gleicher Zeit durch eine Kraft vorwärts, durch die andere rückwärts getrieben; und wenn die beiden Töne, also auch diese beiden Kräfte, gleich stark sind, so werden die Lufttheilchen in Ruhe bleiben, ich werde überhaupt keinen Ton wahrnehmen. Diese Erscheinung nennt man die Interferenz der Töne. Bei Wasserwellen kann man die entsprechende Erscheinung leicht beobachten; läßt man zwei Steinchen an verschiedenen Stellen in eine ruhende Wasserfläche fallen und verfolgt die sich ausbreitenden Wellen, so wird man wahrnehmen, daß an gewissen Stellen, wo ein Wellenberg des einen Ringsystems mit einem Wellenthal des andern zusammentrifft, das Wasser gänzlich in Ruhe bleibt. Wellenberg und Wellenthal gleichen sich aus. So hier im Reich der Töne.

Das Alles gilt, wenn die beiden Töne gleiche Höhe haben, also in gleich langen Wellen durch die Luft sich fortpflanzen, oder, wie auch gesagt werden kann, wenn die Lufttheilchen durch beide Töne zu gleich langdauernden Schwingungen veranlaßt werden. Wie gestaltet sich nun aber die Erscheinung, wenn die Töne verschiedene Höhe haben? Nehmen wir zunächst an, ihre Tonhöhe sei nur um eine Kleinigkeit verschieden. Während der eine Ton 100 Schwingungen ausführt, möge der andere deren 101 ausführen. Die beiden Töne mögen zu gleicher Zeit angegeben werden; die erste Schwingung des einen und die erste des andern werden sich dann offenbar verstärken; auch die nächstfolgenden noch, und ich höre die ersten Schwingungen als einen lauten Ton, gerade wie in dem ersten der beiden oben besprochenen Beispiele; da aber die Schwingungsdauern bei beiden Tönen etwas verschieden

sind, so wird allmählich die Luftbewegung, welche durch den einen Ton veranlaßt ist, hinter derjenigen, welche durch den andern erzeugt wird, zurückbleiben; und sobald der erste Ton 50 Schwingungen ausgeführt hat, hat der zweite offenbar deren schon 50 und noch eine halbe ausgeführt. Die beiden Töne sind also jetzt der Zeit nach um eine halbe Schwingung auseinander, und das ist gerade unser zweites obiges Beispiel; die Töne verhalten sich jetzt so, als ob der eine um die Dauer einer halben Schwingung später angegeben worden wäre, als der andere. Der eine Ton erzeugt jetzt nicht mehr, wie anfangs, gleichzeitig mit dem andern Luftverdichtungen und Luftverdünnungen, sondern, während der eine eine Verdichtung, ruft der andere eine Verdünnung hervor und umgekehrt. Verdünnung und Verdichtung gleichen sich theilweise oder, wenn die beiden Töne gleich stark angegeben wurden, gänzlich aus, und ich höre eine Zeit lang gar keinen Ton. Eine Zeit lang, sage ich, denn nach weiteren 50 Schwingungen sind die beiden Töne nicht mehr blos um eine halbe, sondern um eine ganze Schwingung auseinander. Der eine Ton hat 100 hinter sich, der andere 101; und nun werden wiederum durch beide gleichzeitig Luftverdichtungen und durch beide gleichzeitig Luftverdünnungen erzeugt, so daß ich von neuem einen starken Ton höre. In den Zwischenzeiten, das wird der Leser ohne weiteres einsehen, höre ich einen Ton, dessen Stärke allmählich zunimmt oder allmählich abnimmt. Die Erscheinung ist also eine höchst eigenthümliche: ich höre statt der beiden angegebenen Töne einen einzigen, welcher abwechselnd stark und schwach, stark und schwach wird. Diese Schwankungen in der Stärke des Tones nennt man Schwebungen oder Stöße. In dem betrachteten Beispiele, in welchem der eine Ton 100, der andere 101 Schwingungen in der Secunde macht, wird man offenbar in jeder Secunde eine Anschwellung und eine Abschwellung, also gerade eine Schwebung empfinden. Sind die Schwingungszahlen 100 und 102, so hört man in jeder Secunde zwei Schwebungen, und so geht das fort. Derartige Schwebungen wird Jeder schon häufig wahrgenommen haben. Besonders bei Glocken und den Schlagwerken von großen Uhren sind sie auffallend. Es ist nicht oder sehr schwer möglich, eine Glocke so zu gießen, daß sie überall, in allen ihren Theilen dieselbe Dichtigkeit und Elasticität besitze. In Folge dessen wird sie, angeschlagen, nicht in allen ihren Theilen denselben Ton, sondern einige der Höhe nach ein klein wenig verschiedene Töne geben; und so ist es einleuchtend, daß Schwebungen entstehen müssen. Am Clavier kann man die Schwebungen selbst erzeugen, wenn man von den drei Saiten, welche für jeden Ton vorhanden sind, die eine durch stärkere Spannung etwas verstimmt und nun die betreffende Taste anschlägt. Je mehr man die Saite verstimmt, desto schneller werden die Schwebungen, und man gelangt bald zu einem Punkte, wo sie so schnell werden, daß man sie nicht mehr wahrnimmt. Wir können, ohne diesen Versuch anzustellen, von vornherein wenigstens ungefähr angeben, wann dies eintreten wird. Wir wissen bereits, daß das Ohr anfängt,

Schwingungen als Töne zu empfinden, wenn deren 20 in der Secunde erfolgen. Also bei 20 Luftstößen in der Secunde empfindet es dieselben nicht mehr einzeln, sondern als ein Ganzes, als einen Ton; es ist zu erwarten, — und dieser Schluß wird durch die Erfahrung bestätigt, — daß unser Ohr ebenso auch die Schwebungen nicht mehr einzeln wahrzunehmen im Stande sein wird, wenn ihrer mehr als 20 in der Secunde erfolgen.

Nun mache ich den Leser darauf aufmerksam, daß wir uns unserem wichtigen Ziele nähern. Die Schwebungen, man wird es zugeben, machen keinen angenehmen Eindruck, im Gegentheil, sie verletzen das Ohr im höchsten Grade. Daraus folgt: Die Musik kann nur solche Töne oder, richtiger gesagt, nur solche Tonverbindungen gebrauchen, welche keine hörbaren Schwebungen geben; das kleinste Intervall, welches eine musikalische Consonanz liefert, ist hiernach das Intervall 100 : 120, oder einfacher ausgedrückt, 5 : 6. Und das ist gerade das Intervall einer kleinen Terz, der letzten unter den Consonanzen, welche wir oben betrachtet haben, und welche wir zuerst in den Bestandtheilen eines musikalischen Tones vorfanden,

Ich will mich nun kurz fassen und nur darauf aufmerksam machen, daß ich den wichtigen Grundsatz, zu dem wir gelangt sind, durch die obigen Betrachtungen selbstverständlich nicht in seiner Allgemeinheit, sondern nur an einem speciellen Beispiele dargethan habe. Nur andeutungsweise will ich bemerken, daß für die Auswahl der musikalischen Tonverhältnisse und damit für den Aufbau der Harmonieen und Melodieen nicht nur die Schwebungen der Töne selbst maßgebend sind, sondern auch die Schwebungen der Obertöne und die Schwebungen einer weiteren höchst eigenthümlichen Klasse mitklingender Töne, der sogenannten Combinationstöne, welche zum Theil bereits von dem berühmten Geiger und Componisten Tartini, zum Theil aber erst von Helmholtz entdeckt worden sind, und welche aus den Schwebungen in ähnlicher Weise hervorgehen wie die Töne gewöhnlicher Art aus den Schwingungen.

Alles zusammengefaßt, ergiebt sich, daß in der That Octave, Quinte, Quarte, die beiden Terzen und etwa noch die beiden Sexten diejenigen Intervalle sind, bei denen die Schwebungen wenig oder gar nicht sich geltend machen; daß ferner die übrigen, in der Musik gebräuchlichen Intervalle: die Secunde, die Septime und diejenigen, welche sich auf halben Tonintervallen mit Hilfe von Kreuzen oder B's, aufbauen, zwar durchaus nicht mehr von der Wirkung der Schwebungen frei sind, daß aber bei ihnen die Schwebungen noch nicht einen unerträglichen Eindruck machen; und daß endlich drittens alle übrigen Intervalle musikalisch unzulässig sind, weil durch die, bei ihnen im Vordergrunde der Erscheinung stehenden Stöße das Ohr im höchsten Grade verletzt wird. Die beiden ersten Classen von Intervallen sind also allein die musikalischen; und zwar umfaßt die eine die Consonanzen, die andere die Dissonanzen. Die Dissonanzen sind in der Musik ebenso unentbehrlich wie in allen andern Gebieten des Schönen; sie dienen dazu, dem

Schönen ein besonders hervortretendes Relief zu verleihen. Wer wird von der Figur des Christus auf Raphaels Transfiguration nicht doppelt wunderbar ergriffen, weil die lichtumflossene Gestalt von den Dissonanzen tief unten contrastlich sich abhebt?

Wie bei der Erklärung der Klangfarbe aus dem Mitklingen von Obertönen, so sehe ich auch hier, bei der Erklärung der Dissonanzen durch die Schwebungen, so manchen meiner Leser den Kopf schütteln und höre ihn sagen: so unbedeutende Erscheinungen, die man gar nicht beachtet und meist nur mit Mühe wahrzunehmen vermag, sollen so außerordentliche Wirkungen hervorbringen? Ich antworte wiederum: gerade, weil man sie nicht beachtet, weil sie im Verborgenen wirken, wie die Obertöne, bringen sie wie diese Mächtiges zu Stande. So lange man die Schwebungen noch deutlich hört und mit dem Bewußtsein klar aufnimmt, also etwa bis zu zehn Schwebungen in der Secunde, so lange spielen sie in der That gar keine irgendwie hervorragende Rolle. Sie machen den Accord einfach unerträglich, er wird als unbrauchbar erkannt, bei Seite geworfen und damit basta. Aber wenn der Schwebungen mehr werden, so viele, daß man sich außer Stande sieht, sie getrennt aufzufassen, da beginnt ihr Amt. Wir hören einen Accord, der uns durch eine unangenehme Qualität auffällt; wir sagen: „in diesem Accorde liegt etwas, was uns nicht gefällt; dieser Accord ist eine Dissonanz". Geübte musikalische Ohren aber empfinden in der That Dissonanzen als rauhe, Consonanzen als glatte Eindrücke. Bei den Dissonanzen muß die psychische Thätigkeit fortwährend der schwankenden Quantität ihrer Nahrung sich anpassen, bei den Consonanzen fließt sie gleichmäßig dahin.

V.

Auf die Einzelheiten, welche die angedeutete Theorie der musikalischen Harmonie erst in helles Licht setzen, kann ich hier nicht eingehen. Ich will vielmehr zu dem Ausgangspunkte unserer Betrachtungen über dieselbe zurückkehren und daran erinnern, daß es das objective Schöne, das dem Menschengeschlecht angeborene Schöne ist, wovon hier die Rede war. Dieses Schöne ist das Einfache, und speciell in der Musik sind die Harmonieen — weshalb, wissen wir jetzt — desto schöner, je einfacher die Verhältnisse ihrer Theile sind. Ist dieses Princip wirklich das herrschende, das ausschließlich herrschende in der Musik? Führt uns die Musik das objective Schöne in seiner völligen Reinheit vor? Diese Frage, welche mich auf das schwierige Capitel der musikalischen Tonleitern führt, ist zu verneinen. Die Verhältnisse, in welchen die Töne unserer Musik zu einander stehen, sind nicht durchweg einfache; sie weichen größtentheils, wenn auch nicht sehr beträchtlich, von dieser Einfachheit ab, und bei einigen ist die Abweichung sogar keine geringe. Wir haben uns zu fragen: erstens, weshalb dem so ist, und zweitens, weshalb dem so sein darf und kann.

Weshalb also bilden die Töne unserer Musik nicht die einfachen Verhältnisse, welche das entwickelte Princip verlangt? Einfach deshalb, weil die

Aufgabe, auf einfachen Verhältnissen eine Tonleiter, also eine natürliche Tonleiter aufzubauen, scheitert, oder, wie ich mich nach den neuesten, weniger mißglückten Versuchen ausdrücken muß, auf große Schwierigkeiten stößt.

Bilden wir, um dies einzusehen, die Tonleiter in C-Dur nach natürlichen Verhältnissen. Die Intervalle, aus welchen sich die Dur-Tonleiter zusammensetzt, sind bekanntlich Secunde, große Terz, Quarte, Quinte, große Sexte, Septime, Octave. Es gehören dazu acht Töne, von denen in derselben Zeit, in welcher der erste 24 Schwingungen ausführt, die übrigen der Reihe nach 27, 30, 32, 36, 40, 45, 48 Schwingungen ausführen. Das sind äußerst einfache Zahlenverhältnisse, die Secunde zeigt das Verhältniß 24:27 oder einfacher ausgedrückt 8:9. Die große Terz das Verhältniß 24:30 oder 4:5 in Uebereinstimmung mit dem Obigen; die Quarte das Verhältniß 24:32 oder 3:4; die Quinte das Verhältniß 24:36 oder 2:3; u. s. f.; bis zur Octave, welche das Verhältniß 1:2 aufweist. Das c, der Grundton der Tonleiter, steht also zu allen anderen Tönen derselben in sehr einfachen Zahlenverhältnissen. Wie verhalten sich aber diese übrigen Töne untereinander? Bilden z. B. die Töne d und a, d. h. die Secunde und die Sexte der Tonleiter, bilden sie, wie es doch der Fall sein müßte, wenn die Tonleiter musikalisch brauchbar sein sollte, ebenfalls eine reine Quinte, wie es die beiden Töne c und g thun? Das läßt sich durch eine einfache Rechnung entscheiden. In der Zeit, in welcher der Ton d 27 Schwingungen macht, führt a nach der obigen Angabe, deren 40 aus, und wenn das Intervall d bis a eine reine Quinte wäre, so müßte sich 27:40 verhalten wie 2:3. Das ist aber, wie man sieht, nicht der Fall; denn nicht zur Zahl 40, sondern zu 40 und ein halb verhält sich 27 wie 2:3. Das a ist also im Vergleich zum d zu tief, die Quinte unrein, und in der That, wenn man nach Construction einer natürlichen Tonleiter diese zweite Quinte untersucht, so hört man Schwebungen, welche als fast unerträglich empfunden werden. Noch unreiner gestalten sich die Intervalle der natürlichen chromatischen Tonleiter, d. h. der Tonleiter, welche die Töne cis, dis, u. s. w. oder die Töne ces, des u. s. w. aufnimmt, kurzum, es ist ersichtlich, daß es unmöglich ist, eine brauchbare Tonleiter aus reinen Intervallen zu construiren. Und, wenn das Schöne von Stein wäre, unwandelbar für alle Zeiten, unnahbar allen Einflüssen, so wäre hiermit das Schicksal der Tonkunst besiegelt: sie würde in ihrem Fundament zusammenstürzen.

Es ist ein eigenthümliches und, wie ich glaube, noch nicht ausgesprochenes Factum, daß wir die schönste aller Künste wesentlich dem Umstande verdanken, daß der Begriff des Schönen ein wandelbarer, daß er der Macht der Gewöhnung unterworfen ist. Wie aber kommt nun die Tonleiter wirklich zu Stande? Haben wir uns an die falschen Intervalle der natürlichen Scala, für welche uns die Quinte d—a ein Beispiel lieferte, allmählich gewöhnt? Nimmermehr wäre dies möglich gewesen. Die Gewöhnung ist eine Macht; aber sie wirkt innerhalb bescheidener Grenzen, und die Unreinheit jener Tonverhältnisse geht über diese Grenzen hinaus. Man hat eine andere Scala

an die Stelle jener natürlichen gesetzt; man hat die Unreinheiten jener Intervalle auf Kosten der völligen Reinheit der übrigen gemäßigt. Man hat sie temperirt. In Frankreich war es Rameau, der berühmte Gelehrte und Componist, in Deutschland der Altmeister unserer modernen Harmoniemusik, Sebastian Bach, welcher dieser temperirten Scala Geltung verschaffte. Das Princip, nach welchem unsere Tonleiter aus der natürlichen hergestellt worden ist, ist das folgende: Man hat die schönsten Consonanzen, auf welche es am wesentlichsten ankommt, also namentlich Octave und Quinte möglichst rein erhalten oder gemacht, und alle Abweichungen von der reinen Stimmung, welche hierzu erforderlich waren, da angebracht, wo sie am unschädlichsten sein mußten, also vorzugsweise bei den dissonanten Tönen, in erster Linie bei der Secunde und Septime. Die ganze Octave ist in zwölf gleiche Intervalle, welche man halbe Töne nennt, eingetheilt, d. h. die Schwingungszahl jedes Tones steht zu derjenigen des vorhergehenden in demselben Verhältnisse wie die Schwingungszahl des nächstfolgenden zu seiner eigenen. Die Octave ist bei dieser sogenannten gleichschwebenden Temperatur ungetrübt; ihr Schwingungszahlverhältniß ist wie bei der reinen Stimmung das von 1 : 2. Aber schon die Quinte ist falsch: sie ist etwas zu niedrig und zwar um ungefähr eine Schwingung auf je tausend; d. h. während das c zweitausend Schwingungen ausführt, führt das g deren nicht dreitausend aus, wie bei der reinen Stimmung, sondern drei weniger. Das ist aber ein Fehler, welcher weit unter der Empfindlichkeitsgrenze unseres Gehörorgans liegt. Schon zwei Töne, welche sich um eine Schwingung auf je 100 unterscheiden, kann man, wenn sie nacheinander angegeben werden, nur bei äußerster Uebung unterscheiden. Ebenso gering ist der Fehler der Quarte in der gleichschwebenden Temperatur. Beträchtlicher dagegen ist der Fehler der Terz; schon in der Zeit, in welcher das c 100 Schwingungen ausführt, führt das temperirte e nicht 125 sondern 126, also eine mehr aus als das reine e, welches zum c sich wie 5 : 4 verhält. Aber man sieht, für die Melodie kommt auch dieser Fehler noch kaum in Betracht, wenn er sich auch der Grenze, wo man ihn empfinden würde, schon beträchtlich nähert. Dagegen ist dieser Fehler schon sehr hervortretend in der Harmonie, im Zusammenklange der Töne. Die Schwebungen, welche die Verstimmung der temperirten Terz hervorruft, sind in der That so beträchtlich, daß nur geringe Aufmerksamkeit dazu gehört, um sie zu erkennen. Die Falschheit der Terzen ist es, welche die gegenwärtig so allgemein verbreitete Herrschaft des temperirten Systems in eigenthümlichem Lichte erscheinen lassen muß. Sie ist es, welche diese Herrschaft uns ganz unerklärlich machen müßte, erinnerten wir uns nicht des Umstandes, daß das Schöne, wie überall, so auch in der Musik, dem Zauberstabe der Gewöhnung gehorcht. Wir haben uns an die falschen Terzen dermaßen gewöhnt, daß wir sie wirklich schön finden, und daß wir kein Verlangen tragen, sie durch reine Terzen zu ersetzen.

Aber ist diese Zufriedenheit mit dem Vorhandenen, die auf andern Ge-

bieten des menschlichen Lebens so wünschenswerth wäre, hier im Reiche der Kunst, welche nach dem Ideale der Schönheit strebt, angebracht? Sollen des Dichters Worte:

> „Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht,
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme“ —

uns ewig mahnen? Ist es nicht vielmehr eine heilige Pflicht des menschlichen Geistes, erst am Ziele die Flügel zu senken? Völlig erreichbar ist freilich das Ziel, wie wir sahen, im vorliegenden Falle nicht. Die reine Stimmung, vollständig correct durchgeführt, fällt sich selbst zum Opfer. Aber ist es nicht möglich, ihr näher zu kommen, als die gleichschwebende Temperatur es thut? Diese Frage mag von Manchem gestellt worden sein; aber sie thatkräftig in die Hand genommen und mit einem freudigen Ja beantwortet zu haben, ist das dritte unter den besonders hervorragenden Verdiensten, welche Helmholtz in unserem Gebiete sich erworben hat. Ich kann von der neuen, der reinen außerordentlich nahe kommenden Tonleiter, welche Helmholtz ersonnen oder vielmehr aus alten vergessenen Fragmenten gebildet und an einem großen Harmonium zur Ausführung gebracht hat, hier nur das wesentliche Merkmal hervorheben, daß bei ihr nicht nur die Quinten und Quarten, sondern auch die Terzen fast gar nicht von den reinen Intervallen abweichen, und daß es hierzu erforderlich war, die Octave, statt aus zwölf, aus vierundzwanzig Tönen zusammen zu setzen. Nicht ganz leicht wäre freilich die Einführung dieser Tonleiter für die Instrumente mit festen Tönen, namentlich für Clavier und Orgel; aber sie wäre nicht undenkbar, und von jeder Schwierigkeit frei ist sie für alle übrigen Instrumente, welche theils, wie z. B. die Hörner und die Trompeten schon über reine Töne verfügen, theils, wie die Streichinstrumente und die menschliche Stimme, ihre Töne sich nach Willkür selbst herstellen. Und der Erfolg? Nach Helmholtz' eigener Angabe ist er ein überraschender. Man braucht nur kurze Zeit abwechselnd auf dem neuen Harmonium mit reiner und auf dem alten mit temperirter Stimmung zu spielen, um sich zu überzeugen, daß bei der reinen Stimmung die consonanten Accorde voller und wohlklingender, die dissonanten schärfer und markirter werden, alle aber ein viel eigenthümlicheres, ausdrucksvolleres Gepräge erhalten. Manche feine Schattirungen, welche bei der gleichschwebenden Temperatur fast verschwinden, werden hier fühlbar. Die gleichschwebenden Accorde, unmittelbar mit den reinen verglichen, erscheinen rauh, trübe, zitternd und unruhig. Der Unterschied ist so groß, daß Jeder, er mag musikalisch gebildet sein oder nicht, ihn gleich bemerkt. Wenn ein Jahrhundert genügt hat, um uns an die Unschönheiten der temperirten Musik zu gewöhnen, so würde ein Jahrzehnt, wenn nicht gar ein Jahr des Genusses reiner Stimmung hinreichen, um uns jene, wie sie es verdiente, wieder zu verleiden.

VI.

Bei der Beschränktheit des Raumes, welcher mir zu Gebote steht, habe ich es vorgezogen, einige wenige fundamentale Punkte mindestens einigermaßen ausführlich zu behandeln, um mich nun, in Bezug auf das Uebrige, welches an sich freilich ungleich umfassender ist, kurz zu fassen. Wir haben uns mit dem Tone beschäftigt, wir haben ihn physikalisch und physiologisch definirt, seine Qualitäten bestimmt und zuletzt untersucht, welche Töne, welche Tonverhältnisse hiernach musikalisch brauchbar und zwar mehr oder weniger brauchbar, dem Ideale der musikalischen Schönheit mehr oder weniger zweckdienlich sind. Die Tonstärke fanden wir durch die Stärke der Schwingungen, die Tonhöhe durch deren Schnelligkeit, den Klang durch das Mitschwingen von harmonischen Obertönen bedingt; Consonanzen und Dissonanzen fanden wir durch das Fehlen und Auftreten unbewußt, aber um so charakteristischer empfundener Schwebungen charakterisirt. Das Wesen der Harmonie ist damit auf natürliche Weise aufgeklärt. Der Harmonie aber steht die Melodie gegenüber, und wie steht es mit dieser? Da die Elemente, aus denen die Melodie wie die Harmonie sich zusammensetzt, d. h. die Töne hier zeitlich getrennt auftreten, so können Schwebungen wie bei jener hier unmöglich entstehen. Und doch ist die Melodie an dieselben Bausteine, an dieselben Tonverhältnisse gebunden wie die Harmonie. Läßt sich dieses neue Räthsel auf natürlichem Wege auflösen? Ja und nein; je nachdem als natürliche Wege nur solche bezeichnet werden, welche der menschliche Geist betreten und geebnet hat, oder auch solche, welche, noch unerreicht, doch ihrer Lage und ihrer Beschaffenheit nach die Hoffnung in uns erwecken, sie dereinst zu bahnen. Die Töne der Melodie, zeitlich getrennt dem Ohre zugeführt, können die Gesetze ihrer Wechselbeziehung erst da finden, wo sie zeitlich verschmelzen; also nicht, wie die Harmonie, im Gehörorgane, sondern in dem Centralorgane menschlicher Geistesthätigkeit überhaupt, im Gehirn; und die räthselhafte Kraft, welche den Unterschied der Zeiten aufzuheben vermag, welche im Stande ist, Beziehungen zwischen nacheinander auftretenden Empfindungen herzustellen, ist die Erinnerung. Vielleicht wird die Physiologie uns einst sagen, was die Erinnerung sei. Für jetzt wollen und dürfen wir uns an ein Bild halten, welches von der Wahrheit möglicherweise nicht allzusehr abweicht. Denken wir uns die Stofftheilchen des Gehirns durch jede Thätigkeit — und wann wären sie unthätig? — in Schwingungen versetzt; in Schwingungen, welche andauern, so lange wir der Eindrücke, die uns trafen, gedenken, so sehen wir ein, daß die Töne der Melodie, von denen im Ohr jeder folgende erst die Schwingungen des Cortischen Organs erweckt, nachdem die durch den vorhergehenden erweckten Schwingungen schon fast erloschen sind, daß die Töne der Melodie im Centralorgane sich vereinigen und je nach ihrer Beziehung, je nach ihrem Schwingungsverhältniß Schwebungen erzeugen oder nicht, Schwebungen eigener Art, die uns als solche verborgen bleiben, wie die Schwebungen des Septimen-Accords, die

aber die Stimmung des Mißvergnügens in uns erwecken und so die betreffenden Tonfolgen entweder musikalisch gänzlich unmöglich machen oder, wenn der Grad des Mißbehagens weniger hoch ist, doch mindestens wie der erwähnte Accord zur Auflösung, zum baldigen Ersatze durch wohlgefälligere Tonverbindungen drängen. Das Princip, welches in dieser Weise die Gesetze der Melodie regelt, kann man mit Helmholtz das Princip von der Verwandtschaft der Klänge nennen. In seinem großen Werke führt er es nicht nur im Allgemeinen aus, sondern durchschreitet, von ihm geleitet, das große Gebiet der Tonkunst. Er deckt beispielsweise den Charakter des Dur und Moll auf, jener einzigen beiden Tongeschlechter, welche sich aus der großen Zahl der in früherer Zeit üblich gewesenen erhalten haben. Er gelangt endlich auch hier vom Standpunkte der Melodie zu der Forderung, die gleichschwebende Temperatur sei, wenn die Musik ihrer Aufgabe näher rücken wolle, durch die reine Stimmung zu ersetzen. Ja, er findet für diese Forderung hier eine Stütze, der man einiges Gewicht nicht absprechen wird, in dem Umstande, daß, wie eine Untersuchung ergeben hat, gerade die hervorragendsten Sänger und Geiger, wenn sie auf die Begleitung keine Rücksicht zu nehmen haben, ihre Melodien nach reinen Intervallen singen, beziehungsweise spielen. Diese und eine große Reihe anderer Specialuntersuchungen, welche für den Musiker wie für den Laien von höchstem Interesse sein müssen, führen Helmholtz endlich vor die Pforte des Tempels der Kunst selbst.

Ist es des Forschers Beruf, in den Tempel selbst einzudringen? Des Forschers vielleicht, des Naturforschers nicht. Der Naturforscher wirft noch einen prüfenden Blick auf den Tempel, zu dem er sich durch mühevolle Arbeit den Weg gebahnt, und erklärt seine Aufgabe, soweit sie für ihn lösbar, gelöst.

„So viel ich übersehe," sagt Helmholtz, „habe ich meine Arbeit so weit fortgeführt, als die physiologischen Eigenthümlichkeiten der Gehörempfindung einen directen Einfluß auf die Construction des musikalischen Systems ausüben, so weit als die Arbeit hauptsächlich einem Naturforscher zufallen mußte. Denn wenn sich auch naturwissenschaftliche Fragen mit ästhetischen mischten, so waren die letzteren doch von verhältnißmäßig einfacher Art, die ersteren jedenfalls viel verwickelter. Dies Verhältniß muß sich nothwendig umkehren, wenn man versuchen wollte, in der Aesthetik der Musik weiter vorzuschreiten, wenn man zur Lehre vom Rhythmus, von den Compositionsformen, von den Mitteln des musikalischen Ausdrucks übergehen wollte. In allen diesen Gebieten werden die Eigenthümlichkeiten der sinnlichen Empfindung hin und wieder einen Einfluß haben, aber doch wohl nur in sehr untergeordneter Weise. Die eigentliche Schwierigkeit wird in der Verwickelung der psychischen Motive liegen, die sich hier geltend machen. Freilich beginnt auch hier erst der interessantere Theil der musikalischen Aesthetik, — handelt es sich doch darum, schließlich die Wunder der großen Kunstwerke zu erklären, die Aeußerungen und Bewegungen der verschiedenen Seelenstimmungen kennen zu lernen! So

lockend aber auch das Ziel sein möge, ziehe ich es doch vor, diese Untersuchungen, in denen ich mich zu sehr als Dilettant fühlen würde, Anderen zu überlassen, und selbst auf dem Boden der Naturforschung, an den ich gewöhnt bin, stehen zu bleiben."

VII.

Wo ein Helmholtz stehen bleibt, da würde es mir weder anstehen, weiter zu gehen, noch auch, dem Leser ein weiteres Vorschreiten zuzumuthen. Wenn ich trotzdem in Bezug auf eine bestimmte, für die allgemeine Erkenntniß des Wesens der Tonkunst nicht irrelevante Frage mir zum Schlusse meiner Betrachtungen noch die Bemerkung erlaube, daß es mir scheint, man könne hier noch einen Schritt weiter gehen, so muß ich mich dieserhalb rechtfertigen. Meine Rechtfertigung liegt in dem Umstande, daß der Schritt, wie mich dünkt, eine nothwendige Consequenz von Helmholtz' System ist, und daß, wenn Helmholtz ausdrücklich diesen Schritt vermeidet, dies nur in der zwischen ihm und mir verschiedenen Fassung der Begriffe seinen Grund findet.

Die Frage, welche ich meine, ist die nach dem Fundament der Tonkunst. Ohne Fundament keine Bauernhütte, und die Tonkunst entbehrte des Fundamentes? Gewiß nicht. Im Gegentheil, sie scheint deren zwei zu besitzen, und das ist nicht minder undenkbar, als daß sie keines hätte. Das Material des Fundamentes sind die Töne; aber wie aus den Ziegelsteinen Fundament und Pfeilerwerk sich aufbauen, so erzeugen die Töne Harmonie und Melodie.

Ist also die Harmonie oder die Melodie die Grundlage der Musik? Wenn Harmonie und Melodie zwei aus demselben Einfachen in verschiedener Weise zusammengesetzte Dinge wären, dann wäre die Entscheidung ohne Weiteres zu fällen. Man müßte mit Helmholtz sagen, und bei der gewöhnlichen Fassung der Begriffe von Harmonie und Melodie muß man es in der That: die Basis der Musik ist die Melodie. Das folgt einfach daraus, daß es Jahrhunderte lang Musik ohne Harmonie gegeben hat, und daß weitere Jahrhunderte hindurch die Harmonie nur eine höchst untergeordnete Rolle spielte, während sie erst seit kaum zwei Jahrhunderten der Melodie ebenbürtig zur Seite steht. Aber von zwei von einander unabhängigen Begriffen ist der zeitlich frühere stets auch der logisch fundamentale. Aber verhält es sich wirklich so, wie oben angenommen wurde? Sind Harmonie und Melodie aus einem Einfachen zusammengesetzt? Sind die Töne der Musik einfach? Jetzt erinnere ich an den Nachdruck, mit welchem ich oben die Thatsache hervorgehoben habe, daß die Töne der Musik nichts Einfaches, daß sie zusammengesetzt, daß sie selbst schon Accorde, also Harmonieen sind. Und daß diese zusammengesetzte Natur der Bausteine geradezu wesentlich, geradezu die Existenzbedingung für die Melodie ist, das beweist nichts besser als Helmholtz' Theorie von der Verwandtschaft der Klänge. In der That kann man von der hohen Bedeutung der Obertöne nicht nur für die Harmonie, sondern auch für die Melodie sich nicht besser überzeugen, als wenn man eine und dieselbe

Melodie zuerst aus Tönen, welche der Obertöne nahezu ermangeln, und sodann aus Tönen, welche reich an Obertönen sind, herstellt, wenn man z. B. dieselbe Melodie erst pfeift und dann singt. Es ist, wie Helmholtz treffend vergleicht, ungefähr derselbe Unterschied, wie zwischen einer einzelnen Photographie einer Landschaft und dem stereoskopischen Anblick eines entsprechenden Paares von Photographien. Jene einzelne erlaubt mir, mit Hilfe meines Gedächtnisses, eine Vorstellung von den Tiefendimensionen des gesehenen Objectes zu bilden, die unter Umständen recht genügend sein kann; die stereoskopische Vereinigung dagegen giebt mir den wirklichen sinnlichen Eindruck wieder, den mir das Object in Bezug auf seine Formen gegeben haben würde. Aehnlich verhält es sich mit den in einfachen Tönen ausgeführten Melodien: der unmittelbar sinnliche Eindruck des musikalischen Reizes fehlt ihnen entschieden: und daß sie im Stande sind, mit Hilfe lebhafter musikalischer Einbildungskraft eine Vorstellung davon zu geben, wie sie von Instrumenten mit Obertönen ausgeführt, klingen würden, will nicht viel sagen; denn so weit bringt man es mit einiger Uebung auch durch das bloße Lesen der Noten.

Man sieht also: wie nach dem Sprüchworte zwei Hälften noch lange kein Ganzes ergeben, so bilden lauter einfache Töne noch lange keine musikalische Melodie; es fehlt, um mit dem Dichter zu reden, das geistige Band. Dieses geistige Band, welches sich durch die Glieder der Melodie hindurchziehen muß, wenn wir sie erkennen sollen, und zwar als schön oder unschön, als ernst oder heiter, als feierlich oder ausgelassen, kurz, wenn wir sie in ihrer ideellen Charakteristik erkennen sollen, dieses geistige Band bilden die gemeinsamen Obertöne. Und indem wir somit einsehen, daß die Melodie, streng genommen, nur aus zusammengesetzten Tönen sich aufbauen läßt, daß sie also den Begriff der Harmonie *voraussetzt*, sind wir, ohne den Boden unserer Betrachtungen verlassen zu haben, zu der Erkenntniß gelangt, *daß die Harmonie die Grundlage der Musik*, und daß, wie das Pfeilerwerk das aufstrebende Fundament, so *die Melodie* fortstrebende oder, wie man zu sagen pflegt, *fortschreitende Harmonie* ist. Mir scheint, zu demselben Ergebnisse ist gerade auch in der unsrigen Zeit die Kunst selbst gelangt. Denn wenn ich die herrlichsten Schöpfungen lebender Meister betrachte, so kommt es mir vor, als ob in den Symphonieen wie in der Kammermusik von Johannes *Brahms*, in den Opern von Richard *Wagner*, wie in den Gesängen von Robert *Franz*, die Harmonie mit gleicher Unumschränktheit das Scepter führe.

Ob dieses Zusammentreffen ein Spiel des Zufalls ist?

Groeben und Siethen.

Ein märkisches Kapitel

von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

(Schluß.)

Frau Johanna v. Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf.

Diese noch lebende Schwester des Grafen Leo war Frau Johanna von Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf. Sie trat ihr Erbe (Gut Groeben) an und da sie, wie weiterhin erzählt werden wird, einige Jahrzehnte vorher auch in den Besitz von Siethen gekommen war, so waren jetzt beide altschlabrendorfschen Güter wieder in Händen einer geborenen Schlabrendorf vereinigt. Freilich nur auf kurze Zeit. Ein Jahr nur von 1858 bis 59. Eh ich aber von diesem Wiederaufgeben des Gesammt-Besitzes spreche, sprech' ich, zurückgreifend, über den Lebensgang der Frau von Scharnhorst bis zu jenem Zeitpunkt (1858) wo Groeben ihr zufiel.

Comtesse Johanna wurde, wie schon hervorgehoben, am 22. April 1803 aus der zweiten Ehe des Grafen Heinrich v. Schlabrendorf, die derselbe mit einem Fräulein v. Meklenburg geschlossen hatte, geboren. Es scheint, die Mutter starb früh und überließ Erziehung und Fürsorge dem excentrischen Vater, der sich dieser Aufgabe denn auch auf seine Weise, d. h. widerspruchsvoll unterzog. Er liebte die Kleine schwärmerisch und duldete beispielsweise nicht, daß sie von jemand anderem als von ihm oder einer ihr beigegebenen Bonne berührt wurde. Sollte sie spatzierenfahren, so stand er bereit, um ihr cavaliermäßig die Hand zu reichen, oder sie, so lange sie noch klein war, in den Wagen hinein zu heben. Aber diese Galanterien erfuhren doch auch wieder Ausnahmen und waren jedenfalls von nicht allzu langer Dauer. Als die Reisepassion über ihn kam, schwand ihm die Lust, sich um das Comteßchen noch weiter zu kümmern, und er begnügte sich von nun an damit, sie noch

hierhin und dorthin in allerlei Pensionen zu geben, am liebsten in ländliche Pfarrhäuser, in denen oft die wunderlichsten Zustände herrschten und Albernheiten und Unpassendheiten um den Vorrang stritten. Aber all dies berührte sie wenig, und glücklichere Tage kamen, als der alte Graf mehr und mehr zurücktrat, und die mütterliche Verwandtschaft der immer reizender werdenden Comtesse sich dieser anzunehmen begann. In Sommerzeit war sie mit in den Ostseebädern, am häufigsten in Dobberan, und in einer Vierschimmel-Equipage ging es dann über die Felder hin oder auch wohl bis an den Heiligen-Damm, wo zweierlei gleich Wichtiges und gleich Großes zu sehen war: der Hof und das Meer.

Aber dies Alles liegt unbestimmt zurück und klarere Bilder treten uns aus dem Jugendleben der Gräfin erst von dem Tag an entgegen, wo sich die gesammte Familie, Geschwister und Vetterschaft, in Trier zusammenfand, um im Hause des alten General v. Ryssel die Vermählung zwischen Emilie v. Ryssel und Graf Leo von Schlabrendorf zu feiern. Unter den Schlabrendorfs, die mit erschienen waren, war auch Comtesse Johanna, damals erst 17 Jahr alt, und der alte Spruch sollte sich bei dieser Gelegenheit aufs Neue bewahrheiten „auf jeder Hochzeit eine neue Verlobung." Ihr Tischnachbar war August v. Scharnhorst, Rittmeister in dem damals zu Trier in Garnison stehenden 8. Ulanen-Regiment, und ungefähr um dieselbe Zeit, in der Graf Leo das schwiegerelterliche Haus in Trier aufgab, um das kurz zuvor erstandene Groeben zu beziehen, erfolgte die Verlobung und bald danach auch die Verheirathung des tischnachbarlichen Paares: des Rittmeisters August v. Scharnhorst und der Comtesse Johanna v. Schlabrendorf.

Aber auch die Tage dieses Paares waren in Trier gezählt. Wie Groeben so gerieth auch Siethen, das seine Besitzer innerhalb der letzten dreißig Jahre mehrfach gewechselt hatte, 'mal wieder zu Verkauf und Graf Leopold, als er davon hörte, fragte sofort bei Schwester und Schwager an, „ob sie vielleicht geneigt seien, das plötzlich wieder frei gewordene Siethen käuflich an sich zu bringen?" Unter gewöhnlichen Verhältnissen würde die Frage wahrscheinlich mit einem „nein" beantwortet oder noch viel wahrscheinlicher gar nicht gestellt worden sein, in Trier aber lagen die Dinge bereits außerhalb des Gewöhnlichen, indem August von Scharnhorst durch einen Sturz vom Pferde sich sehr erheblich und zwar bis zur Dienst-Unfähigkeit verletzt, auch in Folge davon sein Entlassungsgesuch bereits eingereicht hatte. So wurde denn freudig zugestimmt und 1825 der Ankauf von Siethen bewerkstelligt, das nun — so wenigstens ging der Plan — für das junge Scharnhorstsche Paar eine gleich glückliche Heimstätte werden sollte, wie das Schwesterdorf Groeben es für das Schlabrendorfsche bereits war. Aber dieser Plan scheiterte. Des um diese Zeit bereits als Major aus dem Dienste geschiedenen Rittmeisters von Scharnhorst gesundheitliche Störungen waren größer als geglaubt, er kränkelte viel, und schon ein halbes Jahr nach Uebernahme des Gutes, starb er in Berlin, wohin er sich in ärztliche Behandlung

begeben, und ließ in Siethen ein kaum einjähriges Töchterchen und eine 23jährige Wittwe zurück.

Ein hartes Loos war dieser gefallen. Und doch hatte sie dreierlei, was ihr das Leben allmälig wieder lebenswerth machte: das Kind, die Schwägerin drüben in Groeben und als Drittes den Wetteifer mit dieser in allen guten Werken. Im Beglücken Anderer erhob sie sich zu neuer Kraft und als die Tochter (auch eine Johanna) zu Jedermanns Freude heranwuchs und immer mehr das Licht ihres Lebens wurde, da kam ihr auch ein Gefühl des Glückes wieder und in und mit ihm die Hoffnung, die mehr ist als das Glück.

Aber diese Hoffnung erblaßte vor der Zeit und schwand endlich hin für immer. Die Tochter erkrankte, von einem hitzigen Fieber befallen, und starb im schwäbischen Wildbad, wohin sie sich in Begleitung ihrer damals noch lebenden Groebener Tante begeben hatte.

Das war im Herbst 1857. Untröstlich war die Mutter, die nun in Einsamkeit den Rest ihres Lebens durchlebte.

Eh' ich aber diesen Lebensausgang schildere, versuch' ich zuvor ein Bild der zu früh heimgegangenen Tochter zu geben.

Johanna v. Scharnhorst.

(Nach Aufzeichnungen einer Kaiserswerther Diakonissin.)

Johanna v. Scharnhorst war eine Marien-Natur. Ihre Erscheinung schon gewann die Herzen und war der Ausdruck selbstsuchtsloser Güte. Mutter und Tochter glichen sich in diesem Punkte vollkommen und leben um dieser selbstsuchtslosen Güte willen in der Erinnerung der Groeben-Siethener Gemeinde fort.

Im October 1854 kam Fräulein Johanna nach Kaiserswerth, um Diakonissin zu werden. Was sie dazu bestimmte, waren zunächst wohl unerfüllt gebliebene Hoffnungen, Enttäuschungen, über die sie sich nur einmal in Andeutungen wenigstens zu mir aussprach; aber weit über eine solche nächste Veranlassung hinaus, ruhte der eigentliche Grund zu diesem Schritt in ihrer ganz auf Barmherzigkeit und Liebe gestellten Natur. Sie war, wie wenige, zum Diakonissendienste bestimmt.

In ihrer ersten Jugend schon, so hört' ich später, nahm sie sich der Armen und Verlassenen an, und wenn sie durch das Dorf ging und die Kinder mit stumpfem Gesichtsausdruck in der Hausthür sitzen sah, sagte sie: „Die Kinder sehen aus, als ob sie keine Seele hätten. Wie helf ich ihnen?"

Es war wohl ein Erinnern daran, was sie jetzt, nach einem schmerzlichen Erlebniß, unsrer Kaiserswerther Anstalt, deren Einrichtung und Dienst sie kennen lernen wollte, zuführte. Noch entsinn' ich mich des Tages, als sie kam. Ich empfing gleich den Eindruck von ihr, etwas so Lieblichem noch nie begegnet zu sein, und wurde nicht müde sie anzusehen. Auch weiß ich noch, daß ich in allen Briefen an die Meinigen immer nur von ihr erzählte, trotzdem sie noch kein einzig Wort zu mir gesprochen hatte. Sie trat

als Pensionairin ein, beschränkte sich jedoch nicht, wie diese sonst zu thun pflegen, auf Krankenpflege, sondern griff überall ein; sie nahm Theil an den Stunden der Seminaristinnen, war in der Kleinkinder-Schule thätig und wirkte mit im Asyl. Ihre Hauptarbeit freilich gehörte den Kranken, und hier stand sie bald einzig da. Sie war unermüdlich, daneben freundlich und fröhlich, und schon ihre bloße Nähe beglückte.

Nach Ablauf eines Jahres kehrte sie von Kaiserswerth nach Siethen zurück, um daselbst ein Kinder-Asyl in's Leben zu rufen. Ein bereits in dem reizenden Uetz bei Potsdam befindliches Haus, darin schon zwei Kaiserswerther Diakonissinnen in Thätigkeit waren, sollte zum unmittelbaren Vorbilde genommen werden. Und dies geschah auch. Es war aber ein schweres Beginnen, am schwersten in Folge von allerlei Kritik, die das Unternehmen gerade von befreundeter oder doch halb befreundeter Seite her zu erfahren hatte. „Das solle Hülfe sein," hieß es, „aber es sei keine. Für die Tagelöhner sei nun mal das Beste, wenn ihre Kinder auch wieder aufwüchsen wie sie selber aufgewachsen seien. Und was die Mütter angehe, so taug' es nichts, ihnen die Sorge für ihre Kinder abnehmen zu wollen." All dies traf um so tiefer, als ihm ein Theil Alltags-Wahrheit zur Seite stand, aber sie kämpfte treu gegen alle laut werdenden Zweifel an, besonders auch gegen die eigenen, und rang sich immer wieder zu dem schönen Glauben durch, daß sich ihr Wunsch mit dem Willen Gottes vereinige.

Ich hatte das Glück gehabt, ihr in den letzten Monaten ihres Kaiserswerther Aufenthaltes näher zu treten, und so kam es, daß sie mich bei sich zu sehen wünschte. Sie schrieb in diesem Sinne von Siethen aus an Pastor Fliedner und ich selbst erhielt einen Brief, aus dem ich hier folgende Stelle gebe: „Nichts ist schwerer, als in Einfalt des Herzens bleiben; es muß vor allem erbeten werden, und das wollen wir treulich für einander thun."

In diesen wenigen Zeilen spricht sich ihr allereigenstes Wesen aus; sie hatte von dieser Herzenseinfalt mehr denn irgendwer, den ich kennen gelernt, aber freilich zugleich auch die vollkommenste Demuth und sah in sich nichts von all' dem Schönen und Bevorzugten, das ihr durch Gottes Gnade so reichlich zu Theil geworden war. Es war ihr eben Bedürfniß, andre Menschen höher zu stellen als sich selbst, und nichts lag ihr ferner als die Vorstellung, daß sie selber ein Vorbild sei.

Ich durfte der an mich ergangenen Aufforderung folgen und traf noch zur Einweihung der Anstalt in Siethen ein. Es war zur Begründung derselben ein Müllerhaus angekauft worden, dessen Besitzer, ein streng kirchlicher Mann, einige Jahre vorher nach Amerika ausgewandert war. Alles gedieh in diesem seinem ehemaligen Heim, und als er nach einiger Zeit davon hörte, schrieb er zurück: „Wie freut es mein altes Herz, daß meine vier Wände nun die Heimstätte für so viel Gutes geworden sind." Und er rief den ferneren Segen Gottes dafür an.

Ich sagte, daß ich noch zur Einweihung eintraf. Diese fand im August

statt. Es war ein schöner Tag und der Geistliche sprach über die Wichtigkeit unsres Berufes, und daß dieser Beruf des Erziehens zu Gott ein Glück und eine Ehre für uns sei. Von der Gemeinde fehlte niemand und unter den erschienenen Gästen war auch Agnes v. Scharnhorst (eine Cousine Johannas) und der Verlobte derselben, Baron von Münchhausen. Als Schlußgesang war Johannas Lieblingslied gewählt worden, und während die Kinderstimmen es intonirten, wurde sie, der es galt, tief bewegt und sie weinte lang und schmerzlich. Gedachte sie doch, wie sie mir später in vertraulichem Gespräche mittheilte, nunmehr zurückliegender Tage, deren Schmerz sich ihr, in diesem Augenblick erneuerte. Sie nahm eben Abschied von Manchem, was ihr lieb gewesen, und erbat sich Kraft und Muth und Ausdauer zu dem Wege, der nun dunkel vor ihr lag.

Aber er hellte sich auf, dieser Weg, und es kamen auf eine gute Weile, wenn auch freilich nicht auf lange genug, jene glücklichen und gesegneten Tage, die der alte Müller für uns erbeten hatte. Mutter und Tochter wetteiferten alsbald und halfen überall. Es war ein frisches, fröhliches Arbeiten, und ich konnte nach Haus und nach Kaiserswerth hin schreiben, „daß mir ein lieblich Loos gefallen sei." Wir hatten vorsorglich und ängstlich fast mit einer Kleinkinder- und Sonntagsschule begonnen, aber der Feuereifer beider Scharnhorstschen Damen konnte sich kein Genüge thun, und ehe noch viel Zeit in's Land gegangen war, war aus jenen ersten Anfängen auch schon ein Kranken- und bald danach auch ein Waisenhaus geworden.

Unter den vielen Gaben, die Johanna für ihren Beruf mitbrachte, war auch die des Erzählens. Sie wußte Geschichten aller Art mit einer ihr eigenthümlichen, zu Herzen gehenden Einfachheit vorzutragen und dabei jeden Ton zu treffen, am glücklichsten vielleicht den humoristischen. Es war eine Lust, ihr zuzuhören, wenn sie Grimmsche Märchen oder Glaubrechts hübsche Geschichte von Küppels Michel erzählte.

Dieser heitre Zug, in den sich selbst ein Anflug von Ironie mischen konnte, sprach sich auch sonst noch aus. Einmal hatt' ich Urlaub in meine westphälische Heimath genommen. Ich schrieb von dort aus und erhielt alsbald einige Zeilen, in denen es hieß: „Es freut mich, daß Sie so treulich an unser kleines und einsames Siethen denken, von dem ich Sie nur noch bitte, den lieben Ihrigen kein allzu sibirisches Bild entwerfen zu wollen." Sie kannte die komisch-falschen Vorstellungen, die man wenigstens damals noch in Süd- und Westdeutschland von der Mark Brandenburg unterhielt, und widerstand dem Anreize nicht, diese Vorstellungen zu persifliren.

Ja, sie hatte diesen humoristischen Zug, aber er streute doch nur ein weniges an Frohsinn und Heiterkeit über ihr Leben aus, und was sie, wenn wir über Feld gingen, am liebsten sah: ein weißes Mohnfeld mit ein paar rothen Mohnblumen dazwischen — das war recht eigentlich sie selbst. Der Grundton ihrer Seele war elegisch und blieb es auch in ihrer glücklichsten Zeit.

In dieser standen wir jetzt, in jenen Wochen und Monaten, die der

Gründung der Anstalt unmittelbar folgten, und wie Jegliches um uns her gedieh, so gedieh auch Fräulein Johanna selbst. Es erschien uns oft, als ob ihr unter immer neuer Arbeit auch neue Kräfte kämen. Sie sah frisch aus, frischer als sonst, und als nach einjähriger Thätigkeit ihr Geburtstag unter Theilnahme vieler lieber Gäste gefeiert wurde, flüsterte mir eine Nachbarin zu: „Wie blühend Johanna aussieht.“ Und es war so. Freilich täuschten diese blühenden Farben und bargen recht eigentlich die Gefahr, aber noch waren wir ahnungslos und der Tag selbst verlief uns in ungestörter Freude. Die Kinder sangen ihre Lieder und weil Johanna selber nicht singen konnte, sagte sie scherzend: „ich könnte böse sein, keine Stimme zu haben.“ „Ach, Du willst zu viel,“ antwortete ihr ihr ehemaliger Lehrer und Erzieher in liebevollem Vorwurf. „Man muß auch nicht Alles haben wollen.“ So vergingen die Stunden in schöner und gehobener Heiterkeit, was ihr aber im Laufe des Tages die größte Freude gemacht hatte, das waren ein paar Spät-Rosen gewesen, die man ihr für den Geburtstagstisch von den schon überschneiten Stämmen geschnitten hatte. Denn es war der 25. November.

Und der Winter verging und der Frühling kam. Und als der Sommer da war, da war sie matt, so matt, daß sie, was sie sonst nicht kannte, zu klagen begann. Auch von ihrem Tode sprach sie häufiger und bestimmte, welches Lied an ihrem Grabe gesungen werden solle. So ging es durch Wochen und durch Monate hin. Aber freilich auch hoffnungsreichere Stunden kamen wieder und als im Juli die Tante Schlabrendorf in Groeben auf ärztlichen Rath in's Wildbad reiste, gehorchte Johanna gern dem Wunsche der alten Gräfin und schloß sich ihr als Begleiterin an.

Anfangs erhielten wir nur gute Nachrichten, sehr gute sogar, und mit einer großen und beinah kindlichen Freudigkeit sprachen ihre Briefe von ihren Erlebnissen, auch von den Auszeichnungen und Ermuthigungen, die man ihr hatte zu Theil werden lassen. „Und so sehen Sie denn, wie viel Liebes mir begegnet ist.“

„Aber,“ so hieß es eine Woche später „es sind auch schwere Tage für mich angebrochen; ich habe sehen müssen, wie leicht es ist, mich aus der Sammlung heraus und in die Zerstreuung hinein zu bringen, und wie lieb ich noch die Welt habe. Die dunklen Tiefen unseres Herzens können uns ordentlich erschrecken, und ist kein anderer Trost als der einzig eine, daß Er, der diese Dunkeltiefen in aller Deutlichkeit erkennt, auch so viel Geduld und Liebe hat.“ Und daran reihten sich dann Worte der Sehnsucht nach Siethen und dem ihr lieb gewordenen Wirkungskreise.

Das war Anfang September. Aber schon am 6. hörten wir allerlei Beunruhigendes über ihr Befinden, und am 9. eilte Frau von Scharnhorst an das Krankenbett ihrer Tochter. Sie fand sie besser, als zu hoffen gewesen war, und ich empfing gleich danach einen Brief, der dies bestätigte: „Johanna ist noch recht schwach, aber alles Fiebers unerachtet ruhig. Meine Pflege besteht eigentlich in nichts andrem, als sie vor Allem Stören-

den zu hüten. Ich sitze neben ihr und wehre die Fliegen und richte dann und wann ein beruhigendes Wort an sie. Bitten Sie Gott, daß er uns gnädig ist und seinen Willen thut nach seinem Rath und nicht nach unserem verkehrten Denken."

Und dieser Rath und Wille war, daß sie von uns genommen werden sollte. Wenige Tage, nachdem dieser Brief geschrieben, stellten sich heftige Fieberphantasien ein, in denen die Kranke wunderbare Gesichte hatte; sie sah Gott und Christum und sprach mit ihnen, und nach einer dieser Erscheinungen sagte sie fest und freudig: „Und wenn Du gefragt wirst, ob die Herrlichkeit des Herren wirklich so groß sei, dann sage getrost und getreulich: ja."

Wir aber waren daheim mit unseren Gedanken unausgesetzt um sie, getheilt zwischen Furcht und Hoffnung. Und auch am 12. October Abends versammelten wir uns Alt und Jung wieder in der erleuchteten Kirche zu Siethen und beteten unter vielen Thränen um Erhaltung ihres theuren Lebens. Aber um eben diese Stunde ging ihre Seele in die ewige Heimath ein.

Ihre Hülle wurde nach Siethen übergeführt und im Beisein vieler Hunderte von nah und fern begraben. Auch das alte Fräulein von Goertzke kam von Groß-Beuthen her herüber und sagte bewegt: „Es war doch ein reich gesegneter Tag, an dem sie auf diese Erde kam."

* * *

Alles, was der Mutter noch an Lebensfreude geblieben war, war nun dahin, und das einfache Haus, das seitens der Tochter vor wenig Jahren erst zum Troste Verwaister gegründet worden war, es war jetzt wie mitgegründet für *sie*. Denn sie war *auch* verwaist, eine verwaiste Mutter, und der Tochter zu folgen der einzige Wunsch, der sie noch erfüllte. Sie sehnte sich nach Wiedervereinigung und als der Todes-Jahrestag gefeiert werden sollte, sagte sie: „Mir ist, als ob wir heut ihren Geburtstag feierten. Ich fühle mich fremd und allein hier und möchte sie doch nicht wiedersehn auf dieser armen Erde."

Von Aufgaben war ihr nur noch *eine* geblieben: Ausführung alles dessen, was der Tochter einst ein Wunsch gewesen. Und sie begann damit. Aber eh ein Jahr um war, unterbrach ein neuer Todesfall das eben erst Begonnene: die verwittwete Gräfin Schlabrendorf starb und hinterließ ihr, der Schwägerin, das Groebener Erbe. Dies hätte nun unter Umständen eine Freude sein können, aber es entsprach wenig den Frau v. Scharnhorst'schen Ansprüchen und Neigungen, und von dem Augenblick an, fast wo sie das Erbe hatte, beschäftigte sie der Wunsch, es wieder los zu sein. Sie fühlte sich durch dasselbe nicht gefördert und gehoben, sondern nur beengt und gebunden in *dem*, was ihr einzig und allein noch am Herzen lag, und so kam sie denn zu dem Entschlusse, *beide* Güter zu verkaufen. Aber an wen? „Nur an einen Wohlhabenden," so schrieb sie, „der meinen braven Leuten, wenn sie des Beistandes bedürftig sind, diesen Beistand auch leisten *kann* und leisten *will* — nur an einen wohlhabenden Mann von ehrenwerther

und frommer Gesinnung will ich die Güter verkaufen, ohne Rücksicht auf einen höheren oder geringeren Preis." Einen solchen Käufer glaubte sie schließlich in Herrn v. Jagow-Rühstaedt, Erbjägermeister der Kurmark Brandenburg, gefunden zu haben, der denn auch, nach längeren Unterhandlungen, die beiden Güter für die Summe von 120,000 Thalern an sich brachte. Sie selbst erhob nur noch den Anspruch: in Groeben das Herrenhaus beziehen und es auf Lebenszeit als ihren Wittwensitz ansehen zu dürfen. Diese Bedingung wurde gern erfüllt, und im Frühjahr 1860 erfolgte Frau v. Scharnhorsts Uebersiedlung aus dem Herrenhause zu Siethen in das zu Groeben. Es wurd' ihr sehr schwer, dieser Umzug und Ortswechsel, und ich finde darüber in einem mir vorliegenden Schwestern-Briefe das folgende. „Frau v. S. ließ mich rufen, und wir waren nun das letzte Mal in dem traulichen Siethner Herrenhause zusammen, in dem sie 34 Jahre lang in Segen gewirkt hatte. Sie war sehr ernst, las mit mir das 42. Hauptstück aus Thomas a Kempis Nachfolge Christi und rief dann ihre Leute herein, um sich von ihnen zu verabschieden. Alles weinte. Danach erhob sie sich, sah sich noch einmal in den alten Räumen um und ging endlich, meine Hand ergreifend, mit mir nach dem Asyl-Hause hinüber. Da legte sie sich nieder und erst als sie wieder Fassung gewonnen hatte, fuhr sie nach Groeben, das nun, wider ihren Willen, ihr neues Heim geworden war."

In diesem lebte sie noch sieben Jahr, all jenen Aufgaben hingegeben, die die schöne Hinterlassenschaft ihrer Tochter Johanna bildeten. An die Stelle des alten Fachwerkhauses, das fünf Jahre lang und länger als Zufluchts- und Pflegestätte gedient hatte, trat jetzt ein massiver Neubau, der den Namen „Tabea-Haus" erhielt, auf dem Kirchhof entstand um dieselbe Zeit fast eine Grabcapelle nebst einer daran anschließenden geräumigen Leichenhalle, vor allem aber wurd' ein Capital angesammelt und deponirt, aus dem, nach Ablauf einer bestimmten Frist, ein Pfarrhaus und eine selbstständige Siethner Pfarre gegründet werden sollte. Die Durchführung all dieser Pläne bot ihr das, was ihr ein immer einsamer werdendes Leben überhaupt noch bieten konnte: den Trost und die Freude der Arbeit. Ebenso wuchs ihre Liebe zu den Kindern, deren Heiterkeit sie suchte, wie der Fröstelnde die Sonne sucht.

Endlich aber war die Stunde da, nach der sie sich seit lange gesehnt. „Als ich von Siethen herüber kam und ihre Hand faßte, kannte sie mich nicht mehr, sie war ohne Bewußtsein. Der Geistliche las ihr, wie sie's in gesunden Tagen eigens gewollt hatte, Bibelsprüche vor, von denen sie den schönen Glauben unterhielt, daß sie selbst ihren umnachteten Geist durchdringen, ihr Herz erheben und Trost und Heil ihr spenden müßten. Und unter diesen schönsten und schlichtesten Litaneien schlief sie hinüber."

„An geistiger Bedeutung," so darf ich brieflichen Mittheilungen entnehmen, „stand Frau v. Scharnhorst der Gräfin Leo Schlabrendorf nach, aber

sie war dieser an Gemüth und Zartheit überlegen. Und dieser Zartheit unerachtet auch an Originalität. Es war dies der Schlabrendorffsche Zug in ihr, etwas Geniales, Sprunghaftes und Blitzendes, das, so gemildert es auftrat, doch gelegentlich an den excentrischen Vater erinnerte.

Ihrer Liebenswürdigkeit vermochte nicht leicht wer zu widerstehn, und Personen gegenüber, zu denen sie sich hingezogen fühlte, bezeigte sie sich von einer Anmuth, von der schwer zu sagen war, ob sie mehr aus ihrer Gefühls- oder ihrer Denkart entsproß. Sie hatte den ganzen Zauber der Wahrhaftigkeit und einer christlich edlen Gesinnung.

Am ausgesprochensten aber erwies sich ihr Wesen in ihrer Pflichterfüllung, in einer Hingebung, die vielfach den Charakter absoluter Selbstverleugnung an sich trug. Es war ihr Bedürfniß, ihr eignes Glück dem andrer zum Opfer zu bringen. Vielleicht (wenn dies je möglich ist) ging sie hierin um einen Schritt zu weit."

Ein andrer Zug ihres Charakters war ihre Gleichgültigkeit gegen irdischen Besitz, ja fast ihre Verachtung desselben, und noch ihre letzten Lebensjahre gaben einen glänzenden Beweis davon. In derselben Stunde fast, in der seitens des Herrn v. Jagow die Kaufsumme für Groeben und Siethen an sie gezahlt worden war, erschien ein Anverwandter vor ihr, um ihr seine Verlegenheiten zu schildern, Verlegenheiten, die nicht klein waren und ungefähr wenigstens an die Höhe der eben empfangenen großen Summe heranreichten. Einen Augenblick zögerte sie, weil die Plötzlichkeit und Berechnetheit des Ueberfalls ihr eine nur zu begreifliche Mißstimmung bereitete, dann aber holte sie mit nervöser Hast alle die kaum erst in ihren Taschen untergebrachten Päckchen und Packetchen aus eben diesen Taschen wieder hervor und schob sie hastig und stoßweise dem fast eben so verdutzt wie verhimmelnd Dastehenden zu, der aus jeder dieser Bewegungen entnehmen mußte, daß sie das Geld aber freilich auch den Empfänger so bald wie möglich los zu sein wünsche.

Hieran knüpf' ich noch, was ich den Aufzeichnungen einer schon an anderer Stelle citirten Kaiserswerther Schwester entnehmen konnte: „Mit Frau von Scharnhorst zu verkehren oder sie zu kennen, ohne sie zu lieben, wäre für jeden Menschen unmöglich gewesen. Wenn eins unserer Kinder erkrankte, bestand sie darauf, die Nachtwachen mit uns zu theilen. Ein andermal, als Fräulein Johanna noch spät am Abend nach einem eine Stunde Wegs entfernten Dorfe gerufen wurde, wollte sie die Tochter bei so später Stunde den einsamen Weg nicht machen lassen, und als diese hinwiederum nicht abließ, auf die Hilfe hinzuweisen, die zu bringen ihre Pflicht sei, ging die Mutter selbst, aller Tagesmüdigkeit unerachtet.

„Unter dem vielen, was ihr oblag, war auch das Oekonomische, die gesammte Wirthschaftsführung, und es zählte mitunter zu den allerschwierigsten Aufgaben, alle Kranken und sonstigen Hausinsassen aus ihrer, der Frau v. Scharnhorst Küche, mit zu versorgen. Als ich dann später selbst das Wirthschaftliche lernte, schien es mir mitunter, als sei sie zu peinlich und accurat

und mache mir die Lehrzeit schwerer als nöthig. Aber später hab' ich einsehen gelernt, wie dankbar ich ihr gerade für diese strenge Schule zu sein hatte.

„Schön war auch das an ihr, daß sie durch Enttäuschungen und Fälle von Vertrauensbruch — immer vorausgesetzt, daß es ein Sachliches war und nicht allerunmittelbarst ihre Person traf — in ihrem Allgemein-Vertrauen nicht erschüttert wurde. Sie beklagte dann wohl das einzelne Vorkommniß, aber ließ es keinen Einfluß auf ihre nur auf Trost und Hilfe gerichteten Entschlüsse gewinnen."

Selbstverständlich mischten sich auch menschliche Schwächen in ihr Thun, und das Nachstehende, das ihrem Bildniß ein paar Schattentöne giebt, wird dasselbe nur um so sprechender und anziehender machen.

„Unzweifelhaft, Frau v. S. war eine durchaus vornehme Natur und ausgerüstet mit allen Tugenden eines edlen und großmüthigen Herzens. Aber Eines fehlte ihr: die rechte Freudigkeit der Seele, was ich doch mehr als einmal als einen wirklichen Mangel empfunden habe. Sie stand nicht nur in der Melancholie, nein, sie pflegte sie direct, und das alte Fräulein v. Görtzke traf es durchaus, als sie mal in ihrer humoristisch treuherzigen Weise sagte: „Frau Johanna fühlt sich nur wohl, wenn sie neben ihrer alltäglichen Sorge noch ein ganz besonderes Unglück in der Tasche hat." In der That, es war ihr von Jugendtagen an viel auferlegt worden, indessen doch nicht so viel, daß nicht ein glücklicheres Naturell es hätte bemeistern können. Sie wollt' es aber nicht und suchte nur umgekehrt nach allem Bittren des Daseins, das für sie längst das Süße geworden war. In ihrem feinen Nervenleben auf jedes Kleinste reagirend, leicht empfindlich und verletzt, und als echte Schlabrendorf auch Stimmungen und selbst Launen unterworfen, gelang es ihr nicht zu jenem schönen Frieden der Seele durchzudringen, nach dem sie sich beständig sehnte. Sie verzieh Kränkungen völlig, aber sie vergaß sie nicht, und so blieb ihr beständig ein Stachel im Gemüthe, der sein Wesen dadurch nicht einbüßte, daß er sich zumeist und in erster Reihe gegen sie selber richtete. So wurde sie denn, alles Kämpfens und Strebens unerachtet, von Jahr zu Jahr immer bitterer, und viele kleine Züge legen Zeugniß davon ab. Einer, als besonders charakteristisch, mag hier eine Stelle finden. Es existirten zwei Bilder von ihr, die der Düsseldorfer Professor Hildebrandt in den Tagen seiner und ihrer Jugend gemalt hatte. Das eine dieser Bilder besaß sie selbst, das andere war eine Copie, die sich ihr Bruder, Graf Leo, bei demselben Maler bestellt hatte. Auch dies zweite Bild kam in ihren Besitz, als sie, nach dem Tod ihrer Schwägerin, der Gräfin Emilie Schlabrendorf, die Groebner Erbschaft angetreten. Aber davon ausgehend, daß ihr Andenken und Gedächtniß in keinem Herzen, ihre Siethner Gemeinde vielleicht ausgenommen, liebevoll fortleben werde, war es ihr widerwärtig, ihre Bilder in die Hände fremder und gleichgültiger Menschen übergehen zu sehen. Und so ließ sie denn im Sommer 66, in demselben Sommer der ihrem Tode

vorausging, beide Bilder wohlverpackt in eine Gondel bringen, stieg selbst hinein, fuhr mitten auf den Groebner See hinauf und versenkte sie daselbst. Mit den Bildern zugleich allerhand Briefschaften und Erinnerungen aus ihrer Jugendzeit."

Auf dem Siethner Kirchhofe ruht sie neben der ihr voraufgegangenen Tochter, und die Schöpfungen beider umstehen ihr Grab. An den Schluß ihrer Lebensschilderung aber stell' ich folgende Worte: „Zu dem seltenen Glück einer harmonischen Uebereinstimmung in Lebensauffassung, häuslichem Verkehr und Freundesumgang gesellte sich hier als seltenste der Gnaden eine jeden Tag neu gesegnete Thätigkeit, eine Wirkungssphäre, wie sie sich einer stillen und hingebenden Liebe zwar nicht ohne Müh und Arbeit, aber doch ihrer ganzen Natur nach fast wie von selber erschloß."

III.

Herr Carl v. Jagow, Erbjägermeister der Kurmark, hatte, wie hervorgehoben, Groeben und Siethen im Herbst 1859 erworben. Er blieb aber persönlich auf seiner väterlichen Besitzung Rühstaedt bei Wilsnack in der Priegnitz und übertrug die Verwaltung der beiden Teltow-Güter einem ausgezeichneten Landwirthe, der denn auch ohne Verzug allerlei Verbesserungen einleitete. Diese waren in der That nöthig geworden, da, seit dem Tode Graf Leos alles zurückgegangen oder doch ins Stocken gerathen war. Das Interesse der Frauen drehte sich eben um andere Fragen als landwirthschaftliche. Mit Wiesen-Culturen und Bruch-Entwässerungen, an die sich bald auch eine lohnendere Behandlung der Forstreviere schloß, wurde begonnen und in rascher Reihenfolge folgten Wirthschaftsgebäude, Tagelöhner-Häuser und Etablissements. Auch eine neue Brennerei ward als unerläßlich hergerichtet, da das, was sich so nannte, kaum noch diesen Namen verdiente.

Sämmtliche Veränderungen fallen in die Zeit von 1859 bis 79.

Inzwischen aber war der Wunsch des Herrn v. Jagow, eines Besitzes los und ledig zu sein, der viel Anforderungen und wenig Erträge mit sich brachte, von Jahr zu Jahr gewachsen, und er verkaufte deshalb beide Güter im Jahre 79 für die Summe von 180,000 Thalern an den Engros-Kaufmann Badewitz in Berlin. Seitens dieses Letzteren ist, der kurzen Spanne Zeit unerachtet, bereits viel geschehen und um nur eines zu nennen, ein geschmackvolles und modernen Ansprüchen mehr entsprechendes Herrenhaus in Siethen errichtet worden.

Groeben jetzt.

Groeben gilt bei seinen Bewohnern und fast mehr noch bei seinen Sommerbesuchern als ein sehr hübsches Dorf. Ich kann aber dieser Auffassung, wenn es sich um mehr als seine bloße Lage handelt, nur bedingungsweise zustimmen. Groeben, als Dorf, hat ein märkisches Durchschnitts-Ansehen, ist ein Dorf wie andre mehr, und alles was als bemerkenswerth

hübsch in seiner Erscheinung gelten kann, ist seine von einem hohen Fliedergebüsch, darin die Nachtigallen schlagen, umzirkte Kirche.

Diese Kirche wurde gegen Schluß des 13. Jahrhunderts erbaut, und zwar aus Feldstein, wie die meisten unserer Dorfkirchen aus jener Epoche. Wie viele Wandlungen dieselbe während einer vielhundertjährigen Zeit erfahren hat, ist schwer festzustellen, und ich beschränke mich auf Hervorhebung der zuletzt erfolgten. Es war dies ein vollständiger Um- und Neubau, der in den fünfziger Jahren auf Veranlassung der Gräfin Schlabrendorf geb. v. Ryssel durch den damaligen Baumeister, jetzigen Geheimen Baurath Adler begonnen und 1860, zwei Jahre nach dem Tode der Gräfin, beendigt wurde. Baumeister Adler, bekanntlich auch Archäolog, hatte sich seiner Aufgabe pietätvoll unterzogen und nicht nur das alte Feldsteinmauerwerk aus dem 13. Jahrhundert beibehalten, sondern auch alles Neu-herzustellende, wie Kanzel*), Altar, Taufe, dem frühgothischen Stile jener Epoche nachzubilden gewußt. In eben diesem Stile wurde zuletzt auch eine jetzt rechts neben dem Altar hängende, vom Generallieutenant Grafen Dohna herrührende Tafel angebracht, auf der wir folgender Inschrift in Goldbuchstaben auf dunklem Grunde begegnen: „Frau Gräfin Emilie v. Schlabrendorf, geb. v. Ryssel, stiftete durch Testaments-Legat den Neubau der Kirche. Frau Johanna v. Scharnhorst, geb. Gräfin v. Schlabrendorf ließ den Bau der Kirche ausführen und 1860 vollenden."

Von so bemerkenswerther Schönheit alle diese Details sind, so werden sie doch an Interesse von dem übertroffen, was Seitens des Baumeisters aus der alten Kirche mit in die neue hinüber genommen wurde: Grabsteine, Glasfenster, Schildereien.

An Grabsteinen war, als es an ein Abtragen und Niederreißen ging, eine Fülle vorhanden, die nur noch durch die Fülle von Särgen übertroffen wurde, die, dicht nebeneinander, in einer unterm Altar in Kreuzesform angelegten Gewölbe-Reihe standen. Alle diese Gewölbe, weil sie mit Einsturz drohten, mußten zugeschüttet werden und so kam es, daß uns verschiedene mit mehr oder weniger interessanten Inschriften und Emblemen versehene Särge verloren gingen. Von den Grabsteinen dagegen sind uns an zehn oder zwölf erhalten geblieben, die, der Mehrzahl nach, in den Chor-Umgang eingemauert.

---

*) An dieser in Portlandcement ausgeführten Kanzel befinden sich die Statuetten von Luther, Melanchthon und Calvin, was unmittelbar vor Einweihung der Kirche eine Controverse herbeiführte. Da Groeben, von den Tagen der Reformation an, immer lutherisch gewesen war, so protestirte der Geistliche, trotz seiner intimen Stellung zur Patronin, auf's Entschiedenste gegen die Zulassung Calvins. Aber Frau v. Scharnhorst bestand darauf und drang mit ihrem Willen durch. Es scheint mir indessen unzweifelhaft, daß der Geistliche (Pastor Henschke, Freund und Erzieher Fräulein Johanna's) im Rechte war. Es würde doch beispielsweise sehr auffallen und dem entschiedensten Widerspruch aller reformirten Geistlichen begegnen, wenn seitens einer zufälligen Majorität unserer „Colonie" plötzlich der Entschluß gefaßt werden sollte, die Statue Luthers an den Kanzeln unserer französisch-reformirten Kirchen anzubringen.

eine malerische Nischenwand hinter dem Altar bilden. Alle sind vorzüglich erhalten und wenigstens eines derselben mag hier eingehender gedacht werden. Es ist dies der Grabstein eines jungen, schon in den Kirchenbuch-Auszügen erwähnten Schlabrendorfs, der bei Mollwitz fiel. Die Inschrift lautet: „Steh Sterblicher und betrachte die unvergängliche Kron', welche erlanget hat der Hochwohlgeborene Ritter und Herr, Herr Johann Christian Siegmund v. Schlabrendorf, Sr. K. Majestät in Preußen bei Dero Infanterie unter dem hochlöblichen Regiment Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants v. d. Marwitz hochverdienter Lieutenant, Herr der Güter Groeben, Beuthen, Jütchendorf und Waßmannsdorf, welcher den 20. Dezember 1711 auf dem Hause Groeben geboren und den 10. April 1741 in der zwischen der Preußischen und der Oestreichischen Armee bei Mollwitz in Schlesien vorgefallenen scharfen Aktion, in der auf Seiten der Preußischen der Sieg geblieben, durch einen Musquetenschuß, so ihn durch den Kopf getroffen, für Gottes, des Königs und des Vaterlandes Ehr' und Rechte, seinen Heldengeist aufgegeben, nachdem er sein Alter gebracht auf 29 Jahr und 4 Monat."

Ein andrer Schlabrendorf, der 55 Jahre früher vor Ofen fiel und auch ebendaselbst begraben wurde, hat selbstverständlich keinen Grabstein in Groeben, sondern nur eine Gedächtnißtafel, mit einer Malerei darüber. Man sieht einen Fluß (die Donau), an dessen Ufer hüben und drüben zwei bastionsartige Festungswerke: Pest und Ofen, liegen. Ueber dem einen Festungswerke steht eine große, rauchumhüllte Feuerkugel, die muthmaßlich als eine platzende Bombe gelten soll. Eine naive symbolische Darstellung seines durch Bombardement erlittenen Todes. Darunter steht: Der hochedel geborene Herr, Herr Gustavus Albertus v. Schlabrendorf, ist geboren Anno 1665 den 21. Juni, sein Leben aber hat er beschlossen am 15. Juli Anno 1686 als Fähnrich und tapfrer Soldat in Sr. Churfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg Armee vor der Festung Ofen in Ungarn.

So griff der tapfre Held zugleich den Erbfeind an,
Sein unerschrockner Muth ließ seine Kraft nicht fallen,
Es war ihm nur zur Lust Carthaunen hören knallen,
Und rühmet jedermann, was dieser Held gethan.
Wohl, seine Tapferkeit nun auch sein Leben zeigt,
Das er für's Vaterland beherzt hat hingegeben,
Es soll sein Nam' und Ehr bei Mit- und Nachwelt leben,
Unsterblich Der deß Ruhm bis an die Wolken steigt.

So viel über die Schildereien und Grabsteine. Wichtiger ist das schon erwähnte Glasfenster mit dem Schlabrendorf'schen Wappen und der Bischofsmütze darüber, das mit großer Wahrscheinlichkeit als ein Geschenk des Havelberger Bischofs, Johann v. Schlabrendorf, anzusehen ist. Außer seinem historischen Interesse hat es auch ein kunsthistorisches, insoweit es uns ein Beispiel (deren es wohl nicht allzu viele mehr geben dürfte) von der Art und Weise der zu Beginn des 16. Jahrhunderts in unsrer Mark in Uebung gewesenen Glasmalerei giebt.

Aus der Kirche schreiten wir nunmehr dem Dorfausgange zu, wohin der Kirchhof um's Jahr 1811 verlegt wurde. Schon das Jahr darauf empfing der neue Begräbnißplatz ein Sandsteinmonument, dessen auffallende Stattlichkeit sich bei der in den Kriegsjahren überall herrschenden Armuth einzig und allein aus der Aufregung erklären läßt, die damals in Veranlassung eines besonderen Unglücks- und Todes-Falles in der Groebener Gemeinde hervorgerufen wurde. Noch jetzt lebt die Geschichte fort und wird mit muthmaßlichen Ausschmückungen wie folgt erzählt.

Es war die Zeit, wo, wie alljährlich so auch diesmal, das zu drei, vier Stämmen zusammengebolzte Floßholz in langer langer Linie die Nuthe herunterkam, um erst bei Potsdam in die Havel und dann bei Havelberg in die Elbe zu gehn. Und wie gewöhnlich hatte man auch diesmal wieder allerlei Mannschaften an Bord commandirt, die, mit Rudern und Stangen in der Hand, durch beständiges Abstoßen vom Ufer das Auf- und Festfahren des Floßholzes hindern mußten. Es waren ihrer elf, lauter junge Bursche von Trebbin und Thyrow her, darunter auch des Groebener Kiezer-Schulzen ältester Sohn. Denn Groeben, trotzdem es nur ein kleines Dorf ist, hat doch ein wendisches Anhängsel, einen „Kiez“, auf dem die Fischer wohnen bis diesen Tag. Und auf dem Flosse war gute Zeit, und immer die, die nicht Dienst hatten, hatten sich's bequem gemacht und lagen auf Strohbündeln in einer großen Bretterhütte. Da vergnügten sie sich und trieben allerlei Kurzweil und trieben es arg. Es war aber Sonntag und um die neunte Stunde zog ein Wetter herauf, wie noch keines hier gewesen, und war als ob feurige Laken ohn' Aufhören am Himmel hingen. Und Einer, den das Blitzen ängstigte, war vor die Hüttenthüre getreten und betete zu Gott, daß er sich ihrer erbarmen und ein Ende machen und ihnen den erlösenden Regen schicken möge. Denn es war ein Trockengewitter und noch kein Tropfen gefallen. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber und ein Kossäthensohn aus Thyrow, die verspotteten ihn und luden ihn wieder hinein (hell genug sei's ja), da wollten sie knöcheln. Und sie fingen auch an, und der Thyrower warf dreizehn, weil ihm der eine Würfel zersprang. Aber in selbem Augenblicke fuhr es auch nieder und war Blitz und Schlag und alles entsetzte sich und stob auseinander, alles was in der Hütte gelegen hatte. Nur die beiden Spötter nicht, die lagen todt auf dem Floß und lagen da bis an den andern Morgen, wo man sie zu holen kam. Auch von Thyrow kamen welche. Des Kiezer-Schulzen Sohn aber kam auf den Groebner Kirchhof und war der erste, den sie da begruben, und kriegte den Stein und die Inschrift darauf.

Fast unmittelbar neben diesem Stein ist die Grabstätte Graf Leo Schlabrendorfs und seiner Gemahlin. Es ist ein umgitterter Platz und der Sockel eines in Sandstein ausgeführten Crucifixes, das zu Häupten beider Gräber steht, trägt folgende Doppel-Inschrift. Links: Ernst Leopold Graf v. Schlabrendorf zu Groeben, geb. 13. Mai 1794, gest. 27. Juli 1851. Rechts:

Caroline Christiane Emilie Gräfin v. Schlabrendorf, geb. v. Ryssel, geb. 4. Oktober 1797, gest. 2. September 1858.

Das Crucifix ist einer süddeutschen Arbeit nachgebildet und zeichnet sich durch Stil und Schönheit aus. Seine vergoldeten Nägelknöpfe fielen ein paar vorüberziehenden Strolchen zum Raube, die hier mit frecher Hand eine Verstümmlung übten, aber die Verstümmlung hat dem Heilandsbild in nichts geschadet, und nur ernster und ergreifender sprechen seitdem seine dunklen Male.

Siethen jetzt.

Auch Siethen hat nur ein märkisches Durchschnitts-Ansehn wie Groeben, verfügt aber, wie dieses, über Denkmäler, alte und neue, von einem gewissen historischen Interesse. Dahin gehören die Kirche, der Kirchhof und vor allem auch die Stiftungen, die die beiden Scharnhorstschen Frauen, Mutter und Tochter, hier in's Leben riefen.

Unter diesen Stiftungen steht das 1855 interimistisch, in seiner gegenwärtigen Gestalt aber erst 1860 als Erziehungs- und Waisenhaus gegründete Tabea-Haus obenan. Es ist ein einstöckig schlichtes Gebäude, das baulich wenig auffällt. In einem Vorgarten spielen Kinder und überraschen ebenso sehr durch den freundlichen Ausdruck ihrer Augen, wie durch die Sauberkeit und Gleichförmigkeit ihrer Tracht. Ueber das Walten in diesem Hause, desgleichen über die Bestimmung, Einrichtung und Ausschmückung seiner Räume, geh ich hinweg und begnüge mich eines Bildes Erwähnung zu thun, das in dem in Front gelegenen Empfangszimmer hängt. Es ist ein von dem Maler Professor Remy herrührendes Bildniß Fräulein Johanna's in Diakonissen-Tracht, aus dem all das spricht, was ihr Wesen ausmachte: Güte, Demuth, frommer Sinn und eine dem Irdischen bereits abgewandte Freudigkeit. Auch jene blühenden Farben fehlen nicht, die, mehr als damals geahnt, auf eine nur kurze Pilgerschaft hindeuteten.

Gegenüber dem Tabea-Hause liegt die, wie die Groeben'sche, wohl auch dem dreizehnten Jahrhundert entstammende Feldsteinkirche. Während aber die Groebner in den fünfziger Jahren einen Neubau erfuhr, erfuhr die Siethner eine bloße Renovirung. Diese richtete sich unter anderm auch auf Wiederherstellung der sehr malerischen aber zum Theil verblaßten und unscheinbar gewordenen Wappenschilde, die die Wandung der Emporen umkleideten und einer Namens-Aufzählung aller alten Familien, mit denen die Schlabrendorfs einst versippt und verschwägert waren, entsprachen. Aus der Reihe dieser Familien nenn' ich nur folgende: Pfuel, Hake, Katte, Waldenfels, Wuthenow, Schlieben, Putlitz, Krummensee, Burgsdorff, Schulenburg, Thümen, Blumenthal, Schöning, Arnim, Wedel, Bellin. Ueber minder gekannte geh' ich hin und hebe nur noch hervor, daß es die beiden Cousinen: Johanna v. Scharnhorst und Agnes v. Scharnhorst (jetzt Frau Schloßhauptmann v. Münchhausen in Erdmannsdorf) waren, die sich dieser mühevollen und Jahr und Tag in Anspruch nehmenden Arbeit unterzogen.

Aus der Kirche treten wir auf den schönen im Schutze prächtiger Bäume gelegenen Kirchhof hinaus und werden an seiner nordwestlichen Einfassungsmauer eines ansehnlichen, in romanischem Stile gehaltenen Baues ansichtig, der unsre Neugier weckt. Auf unsre Frage hören wir, daß es die schon erwähnte Grabcapelle sammt Leichenhalle sei, die Frau von Scharnhorst — auch darin einem von der Tochter geäußerten Wunsche willfahrend — um das Jahr 60 und zwar unter Aufwand ziemlich bedeutender Mittel errichtet habe. Zu Nutz und Frommen der Siethner, aber — nur in Absicht und Vorstellung. In Wirklichkeit ist noch kein Todter aus Siethen in diese Halle gestellt und noch kein Todten-Gebet über ihn hin in der unmittelbar anstoßenden Capelle gesprochen worden.

Und hier ist nunmehr die Stelle gegeben, wo Kritik geübt werden muß, ich weiß nicht ob mehr an den Siethnern oder an den zwei frommen Frauen.

Dieser Letzteren Thun und Wirken war unzweifelhaft in hohem Maße segensvoll und förderte nicht blos, wie sich statistisch nachweisen ließe, jegliches Gute, sondern stimmte die Dorfbevölkerung auch zu ganz aufrichtigem und in mehr als einem Falle zu geradezu bewunderndem Dank. An dieser erfreulichen Hauptsache wird nichts geändert. Aber andrerseits gingen beide Damen in ihrem Hochfluge gelegentlich zu weit, und wie Kaiser Joseph einst dem österreichischen Volke mehr Aufklärung gab, als es haben wollte, so gaben hier die Scharnhorstschen Damen ihren Siethnern ein Maß von Fortschritt, Wohlthat und Hilfe, das über das Verständniß und jedenfalls über Wunsch und Bedürfniß all derer hinausging, die dadurch beglückt werden sollten. Beide Damen verkannten die bäuerliche Natur, unterließen es, die Macht der Gewohnheit und Sitte gebührend in Rechnung zu stellen und scheiterten deshalb in allem, was über die directe persönliche Hilfe hinauslag und im besten Sinne reformatorisch gemeint, auf's Allgemeine hin angesehen sein wollte.

Dies zeigte sich bei jeder ihrer Stiftungen: bei Grabcapelle, Leichenhalle, Tabea-Haus, und in immer gleicher oder doch verwandter Weise.

Die Grabcapelle sammt Leichenhalle war darauf berechnet, namentlich bei Typhus-Epidemien, vor den Gefahren der Ansteckung zu schützen. Aber das war lediglich im Sinne der Humanität und keineswegs im Sinne der Siethner gedacht. In Siethen verstieß es gegen das Herkommen, und jeder Tagelöhner und Büdener sagte: „Gefahr hin, Gefahr her. Es paßt sich nicht und ist schlecht und feige, solcher Gefahr aus dem Wege gehen zu wollen. Unser Vater oder Kind ist nun todt, ist uns genommen nach Gottes Willen, und ob wir's bequem haben oder nicht, dieser Todte, so lang er über der Erde, gehört in unser Haus und uns liegt es ob an seinem Sarge zu wachen, unbekümmert darum ob er uns nachzieht oder nicht." Es mag dies vor dem Verstande schlecht bestehn, vor dem Herzen desto besser, und ich habe nicht den Muth einer Gemeinde zu grollen, die lieber ihre Leichenhalle zerfallen als ihre Todten vor dem Begräbniß aus dem Auge lassen will.

Ein Aehnliches ist es mit dem Tabea-Haus. Es kommt — darin seine Bestimmung erfüllend — allerdings Armen- und Waisenkindern zu gut, aber immer nur Waisenkindern aus dieser oder jener oft sehr entfernten Stadtgemeinde, während noch kein Siethner Kind als Pflegling in das Haus aufgenommen werden konnte, selbst dann nicht, wenn beide Eltern weggestorben waren. Es ist eben in solchem Falle der nächsten Verwandten Amt und Ehrensache für die Verwaisten einzutreten, und sie würden sich mit einem nicht zu tilgenden Makel behaften, wenn sie sich dieser Pflicht entschlagen wollten.

Und ablehnend wie gegen Tabea-Haus und Leichenhalle verhalten sich die Siethner auch gegen die Wohlthat einer selbständigen Pfarre, trotzdem ihnen, wie schon hervorgehoben, ein sehr bedeutendes und vollkommen ausreichendes Capital zu diesem Zwecke zugesichert wurde. Hier spricht nun freilich außer Gewohnheit und Pietät auch noch ein drittes und viertes mit: Argwohn und unendliche Schlauheit. Aus Tradition und eigner Erfahrung weiß der Bauer, daß sich an jedes Geschenk über kurz oder lang eine Pflicht zu knüpfen pflegt, und dieser aus dem Wege zu gehn, ist er unter allen Umständen entschlosssen. Ein Pfarrhaus ist bewilligt worden, gut; aber es kann doch eine Zeit kommen, ja, sie muß kommen diese Zeit, wo die Fenster im Pfarrhause schlecht, die Staketenzäune morsch und die Dachziegel bröcklig werden. Und wer tritt dann ein? von wem erwartet man dann die Hilfe? Natürlich von dem Bauer und der neuen Kirchengemeinde, der der neu-creirte Herr Pfarrer nunmehr vielleicht seit lange, vielleicht seit einem Menschenalter schon in Ehren und Würden vorgestanden hat. Und das will der Bauer nicht. Er weiß nichts von timeo Danaos, aber er hat alle darin verborgene Weisheit und Vorsicht in seinem Gemüthe und jederzeit abgeneigt den Beutel zu ziehen, auch wenn es sich erst um weit, weit ausstehende Dinge handelt, bleibt er lieber Filial, als daß er sich der Auszeichnung eines eignen Pfarrsitzes*) erfreuen sollte.

Der Kirchhof, auf den wir jetzt zurücktreten, ist reich an Steinen und Kreuzen, auf denen einzelne klangvolle Namen zu lesen sind. „Ernst Carl Leopold v. Uslar-Gleichen“ und an andrer Stelle: „Hier ruht Frau Clara v. Chaumontet, geb. Gräfin zu Dohna“. Beide waren Scharnhorst'sche Verwandte, die hier vom Tod überrascht oder doch zu früher Lebensstunde festgehalten wurden.

Aber auch solche ruhen hier, die der Tod an diese Stelle nicht unerbittlich

*) Während der Verhandlungen, die bereits vielfach über die Pfarrgründungsfrage stattgefunden haben, ist es bis jetzt ganz unmöglich gewesen, den Bauer aus dem Sattel zu heben. Auf die Bemerkung: „Und Ihr werdet dann auch nicht länger nöthig haben, Eure Kinder bei Winterwetter eine halbe Meile weit zum Confirmationsunterricht zu schicken“ antwortete man einmüthig: „Ei, auf diese zwei Tage freuen sich ja die Kinder die ganze Woche; da haben sie Schlittenbahn und schneeballen sich und kommen immer frisch und munter nach Hause.“

bannte, sondern die sich's umgekehrt als einen letzten Wunsch ausbaten, hier ruhen zu dürfen. „Ihrem Wunsche gemäß ruht hier Sophie Elisabeth Luise Honig, geboren zu Berlin den 17. März 1790, gestorben ebendaselbst den 21. November 1843." Ihr Vater hatte Siethen bis Ende des Jahrhunderts besessen, und in Kindertagen hatte sie hier gespielt. Hier zwischen den Gräbern. Es war ihr in Erinnerung geblieben, und nun verlangte sie's nach dieser Stelle, der einzigen vielleicht, an der sie glücklich gewesen war.

Eine größre, von einem Eisengitter eingefaßte Grabstätte liegt in der Mitte des Kirchhofs, fast dem Tabeahause gegenüber. Es ist die Stätte, wo beide Johanna v. Scharnhorsts, Mutter und Tochter, ruhn. Ein Stein-Crucifix, wie das Groeben'sche, steht zu Beider Häupten und nur zu Füßen des Gekreuzigten erhebt sich an dieser Stelle noch eine zweite Figur: eine betende Maria. Blumen und Epheu wachsen über die Gräber hin und Trauer-Eschen umstehen das Gitter. In den Sockel des Crucifixes aber sind folgende Namen und Daten eingetragen: „Johanna v. Scharnhorst, geborne Gräfin v. Schlabrendorf, geboren am 22. April 1803, gestorben am 6. Januar 1867". Und links daneben: „Johanna v. Scharnhorst, den 16. November 1825 zu Trier geboren, den 13. October 1857 zu Wildbad dem Herrn entschlafen".

* * *

Und nun nehmen wir Abschied und schreiten ohne weitre Säumniß aus dem Dorf auf die schmale Damm-Stelle zu, die, genau halbenwegs zwischen den Schwesterdörfern, eine mit wenig Bäumen bestandene Landenge bildet und nach rechts hin einen Blick auf den Siethner und nach links hin auf den Groebener See gestattet.

In gleicher Schönheit breiten sich beide vor uns aus, aber während der mehr flachufrige Groebner See sich endlos auszudehnen und erst am Horizont inmitten einer im blauen Dämmer daliegenden Hügelkette seinen Abschluß zu finden scheint, ist der Siethner enger und dichter umstellt und die Parkbäume neigen sich über ihn und spiegeln sich darin. Auf beiden aber ruht derselbe Frieden und dieselbe Schwermuth. Und diese Schwermuth ist ihr Zauber. Ein matter Luftzug geht und nur matter noch geht und klappert die Mühle. Die Wasserente taucht, und aus der Tannenschonung steigt ein Habicht auf, um die letzten Sonnenstrahlen einzusaugen, — jetzt aber verflimmert es roth und golden im Gewölk und im selben Augenblicke schießt er wieder in das Dunkel der Jungtannen nieder.

Auch die Mühle schweigt und der Wind. Und Alles ist still.

Der Scharnhorst-Begräbnißplatz

auf dem Berliner Invalidenkirchhof.

Von

Theodor Fontane.

— Berlin. —

„Grüß euch Gott, ihr theuren Helden,
Kann euch frohe Zeitung melden:
Unser Volk ist aufgewacht.
Deutschland hat sein Recht gefunden,
Schaut, ich trage Sühnungswunden
Aus der heilgen Opferschlacht."

Johanna von Scharnhorst ruht auf dem Dorfkirchhofe zu Siethen; alle anderen v. Scharnhorsts aber, Kinder wie Enkel, ruhen auf dem Invalidenkirchhofe zu Berlin und zwar in einem Halbkreis um das ihrem berühmten Vater, beziehungsweise Großvater ebendaselbst errichtete Grabdenkmal her.

Dies Grabdenkmal entstand in den zwanziger Jahren einer Gegenströmung unerachtet, an der es damals nicht fehlte und auch viel früher schon nicht gefehlt hatte. Die Anfänge davon zeigten sich bereits unmittelbar nach dem Tode Scharnhorsts im Hochsommer 1813, als sich's um Veröffentlichung eines bloßen Nachrufs handelte, den Clausewitz und Gneisenau gemeinschaftlich abgefaßt hatten. Es mag gestattet sein, bei diesem Vor-Ereigniß einen Augenblick zu verweilen. Der Nachruf lautete:

„Am 28. Juni starb zu Prag an den Folgen der bei Groß-Görschen erhaltenen Wunde der K. preußische Generallieutenant von Scharnhorst. Er war einer der ausgezeichnetsten Männer unserer Zeit. Das rastlose, stetige, planvolle Wirken nach einem Ziele, die Klarheit und Festigkeit des Verstandes, die umfassende Größe der Einsichten, die Freiheit von Vorurtheilen des Herkommens, die stolze Gleichgiltigkeit gegen äußere Auszeichnungen, der Muth in den unscheinbarsten Verhältnissen mit den schlichtesten Mitteln durch bloße Stärke des Geistes den größten Zwecken nachzustreben, jugendlicher

Unternehmungsgeist, die höchste Besonnenheit, Muth und Ausdauer in der Gefahr, endlich die umfassendste Kenntniß des Kriegswesens machen ihn zu einem der merkwürdigsten Staatsmänner und Soldaten, auf welche Deutschland je stolz sein durfte.

„Billig und gerecht im Urtheil, sanft und ruhig in allen Verhältnissen mit Anderen, freundlich, herzlich im ganzen Lebensumgange, war er einer der liebenswürdigsten Menschen, die den Kreis des geselligen Lebens zieren.

„Was er dem Staate gewesen ist und dem Volke und der ganzen deutschen Nation, mögen Viele oder Wenige erkennen, aber es wäre unwürdig, wenn Einer davon gleichgiltig bliebe bei dem traurigen Todesfall.

„Es müßte keine Wahrheit und Tiefe mehr in der menschlichen Natur sein, wenn dieser Mann je von denen vergessen werden könnte, die ihm nahe gestanden, ihn verehrt und geliebt haben."

So der Nachruf, dessen staatlich-officielle Veröffentlichung von Seiten seiner Verfasser (Gneisenau und Clausewitz) im Hardenberg'schen Cabinete gefordert wurde. Dort aber stieß diese Forderung auf Widerstand, weniger bei dem Staatskanzler selbst als bei seinen Räthen J. und v. B., und weil man nicht direct ablehnen wollte, bemängelte man Einzelnes und hob in einem an Gneisenau gerichteten Antwortschreiben hervor, „daß das zweitletzte, vorstehend gesperrt gedruckte, Alinea dunkel und eine Aenderung desselben wünschenswerth sei; Scharnhorsts Verdienste seien allgemein gefühlt und anerkannt."

Gneisenau jedoch war nicht umzustimmen und schrieb unterm 4. Juli von Patschkau aus: „In eine Abänderung der als ‚dunkel' bezeichneten Stelle kann ich nicht willigen. Allgemein gefühlt und anerkannt ist Scharnhorsts Verdienst keineswegs. Und wenn es nicht allgemein anerkannt ist, warum dies nicht sagen? Jeder große Mann hat seine Freunde und seine Verunglimpfer, und gerade darin, daß er es nicht darauf anlegte, Jedermann zu gefallen, liegt seine Größe. So etwas muß daher bei einem solchen Tode gesagt werden. Und wenn die bezweifelte Stelle, ungeachtet dessen, was ich zu ihrer Rechtfertigung anführe, nicht gedruckt werden soll, so bitte ich den ganzen Aufsatz zu unterdrücken. v. Gneisenau."

Man mag sich zu dieser Controverse*) stellen wie man will, Eines

*) In dem Punkte, daß man im Cabinet eine gewisse Bestrittenheit der Scharnhorstschen Verdienste wegleugnen wollte, hatte man gewiß Unrecht, aber darin andererseits gewiß Recht, daß es mindestens „unopportun" war, in solcher Zeit auf solche Meinungsverschiedenheiten oder auch Schlimmeres hinzuweisen. — (Einen eigenthümlichen Eindruck macht es, aus dem Briefwechsel zwischen den zwei streitenden Parteien zu ersehen, daß die beiden Räthe J. und v. B. auch stilistische Bedenken hatten und damit nicht hinter dem Berge hielten. So wollte man das gesperrt gedruckte Wort „stetig", weil es nicht deutsch sei, gern weg haben und proponirte statt seiner das Wort „anhaltend." Aber Gneisenau mocht' auch von einer derartigen, blos sprachlichen Aenderung nichts wissen und antwortete: „Stetig" will mehr sagen als

erhellt daraus: ein Vorhandensein von Antagonismen und Gereiztheiten, über deren Ursachen ich mich an dieser Stelle nicht weiter verbreiten mag. Es war eben eine „Gegenströmung" da, das war unzweifelhaft, und diese dauerte fort, als einige Jahre später von Seiten der Scharnhorst-Freunde der Plan angeregt wurde, seine irdischen Ueberreste von Prag her nach Berlin zu schaffen und ihm daselbst ein Denkmal zu setzen. „Anfangs," so schreibt Minutoli, „flossen die Beiträge reichlich; aber die Wahrheit erfordert, einzugestehen, daß sich beim Einsammeln auch Theilnahmlosigkeit, Engherzigkeit, ja sogar Mißgunst zu erkennen gab."

Im Sommer 1819 hatten diese Sammlungen begonnen, indessen erst fünfzehn Jahre später, am 2. Mai 1834, wurde das Grabmonument, an dessen Herstellung unsere besten künstlerischen Kräfte mitgewirkt hatten, beendigt. Von Schinkel war der Entwurf, insonderheit auch der architektonische Aufbau des Ganzen; Rauch hatte den berühmten schlafenden Löwen und Friedrich Tieck die den Sarkophag umziehenden Reliefbilder ausgeführt. Diese Reliefs sind die folgenden:

a) Graf v. d. Lippe entläßt den Zögling. 1777.
b) Festung Menin (Scharnhorst schlägt sich mit der hannoverschen Besatzung durch die französische Belagerungs-Truppe durch) den 30. April 1794.
c) Preußens Heer empfängt ihn den 1. Mai 1801.
d) Preußisch-Eylau den 8. Februar 1807.
e) Bewaffnung zum Kampfe von 1813.
f) Groß-Görschen den 2. Mai 1813.

Dazu gesellen sich, in den Deckstein des Sarkophags eingeschnitten, folgende Daten:

Linke Breitseite. Gerhard David v. Scharnhorst, K. preußischer General-Lieutenant. — Seine Ueberreste wurden im Jahre 1826 von Prag hierhergeführt, um unter diesem, seinem Andenken gestifteten Denkmale zu ruhn.

Hintere Schmalseite. Geboren den 12. November 1756 zu Haemelsee*) in Hannover.

„anhaltend"; jenes bezeichnet das Bewußtsein des Wollens und des Zweckes. Es ist das englische „steady" und ist absichtlich gewählt". Zuletzt wurde die Sache Hardenberg selbst zur Entscheidung vorgelegt und dieser schrieb sehr fein an den Rand: „Das Wort „stetig" kann als eine neue Creation wohl gut sein. Ich kenne es aber noch nicht als deutsch.")

*) Zeit und Ort ist an dieser Stelle nicht richtig angegeben. Er wurde nicht 1756, sondern 1755 und nicht in Haemelsee, sondern in Bordenau geboren. Ein solcher Fehler an solcher Stelle wird Manchen überraschen; wer sich aber von Metier wegen viel um Biographisches gekümmert hat, weiß, daß nichts häufiger ist, als derartig irrthümliche Angaben. Ein Befragen der Kirchenbücher unterbleibt, und auf Mittheilungen einzelner Familienglieder hin, „die's von Jugend auf so und nicht anders gehört haben," entstehen die Fehler. Erst in neuerer Zeit ist man vorsichtiger in diesem Punkte geworden.

Vordere Schmalseite. Bei Groß-Görschen verwundet. An dieser Wunde gestorben zu Prag den 28. Junius 1813.

Rechte Breitseite. (Widmung) „Scharnhorst' die Waffengefährten von 1813."

Um dies berühmte Denkmal her ruhen, wie schon Eingangs hervorgehoben, die Kinder und Enkel des Generals, auch Graf Friedrich Dohna, sein Schwiegersohn, jeder unter einer mächtigen Platte von polirtem Granit, auf welche, neben dem Namen und den Daten von Geburt und Tod, einfach ein Kreuz und ein Bibelspruch eingegraben ist.

Zur Linken des Denkmals.

Juliane v. Scharnhorst.

Geb. den 28. Juli 1788; vermählt mit Graf Friedrich zu Dohna den 10. Nov. 1809; dem Herrn entschlafen den 20. Febr. 1827. „So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung." Epistel Pauli an die Römer Cap. 13, Vers 10.

Zur Rechten des Denkmals.

August v. Scharnhorst.

Geb. den 20. April 1795; dem Herrn entschlafen den 11. October 1826. „Ich will Euch wiedersehen und Euer Herz soll sich freuen und Eure Freude soll Niemand von Euch nehmen. Ev. Johannis 16, Vers 22.

Also je ein Stein zur Linken und Rechten des Denkmals; in Front desselben aber ruhen vier Todte.

Friedrich Graf zu Dohna.

Generalfeldmarschall und Oberstkämmerer Sr. M. des Königs; geb. den 4. März 1784, gest. 21. Feb. 1859. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben."

Wilhelm v. Scharnhorst*).

Geb. d. 16. Februar 1786, gest. am 13. Juni 1854. „Das kein Auge gesehen und kein Ohr gehöret hat, und in keines Menschen Herz gekommen ist, das Gott bereitet hat Denen, die ihn lieben." 1. Corinther 2, Vers 9.

---

*) Wilhelm v. Scharnhorst, General der Infanterie, gest. am 13. Juni 1854 zu Ems. Er besuchte das Gymnasium zum grauen Kloster und trat in das preußische 3. Husaren-Regiment ein, ging aber bald danach (wahrscheinlich 1809) auf Wunsch seines Vaters nach England. In der deutsch-englischen Legion focht er unter Wellington in Spanien. 1813 kam er nach Preußen zurück. 1818 vermählte er sich mit der Tochter des späteren Feldmarschalls, Grafen Gneisenau, kam in den Generalstab und wurde militärischer Zwecke halber 1827/28 nach Griechenland, später nach Holland hin abcommandirt. Anfang der vierziger Jahre war er Inspecteur der Artillerie von Pommern und Preußen, danach in der Rheinprovinz. 1849 nahm er an dem badischen Feldzuge Theil und wurde zuletzt zum Gouverneur von Rastatt ernannt. Bald darauf nahm er seinen Abschied und übersiedelte nach Berlin, um nur noch den Wissenschaften zu leben. Namentlich war er als Geograph bedeutend und mit Ritter sehr befreundet. Eine von ihm angelegte, viele Seltenheiten enthaltende Landkarten-Collection wurde nach seinem Tode vom Staat angekauft und der königl. Bibliothek

Gerhard v. Scharnhorst.

K. Preuß. Premierlieutenant im 3. Husaren-Regiment; geb. 18. Sept. 1819, gest. den 9. Februar 1858. „Barmherzig und gnädig ist der Herr.“ Psalm 103, Vers 8.

August v. Scharnhorst.

Platzmajor von Pillau, geb. 6. April 1821, gest. 11. Nov. 1875. „Das Alte ist vergangen; siehe, es ist alles neu geworden.“ 2. Cor. 5, Vers 17.

Die beiden zuletzt Genannten (Enkel des 1813 gefallenen Generals) haben einen gemeinschaftlichen Grabstein. Der enge Raum innerhalb des nur 12 Schritt breiten und 15 Schritt langen Eisengitters gebot dies. In den vier Ecken stehen Trauer-Eschen; aller weitere Schmuck ist vermieden, selbst Blumen fehlen.

Mit diesen beiden 1858 und 1875 kinderlos verstorbenen und im Laufe dieses Jahres (1881) nach Berlin hin überführten Enkeln des Generals: dem Premierlieutenant Gerhard v. Scharnhorst, und

dem Platzmajor August v. Scharnhorst,

erlosch, nach genau 120jährigem Bestehen — vom 12. November 1755 bis 11. November 1875 — das erst 1802 geadelte Haus von Scharnhorst.

Von Allen, die diesen berühmten Namen einst führten, lebt nur noch der eben genannten Brüder, Gerhard und August, jüngere Schwester: Agnes v. Scharnhorst (Cousine Johanna v. Scharnhorsts in Siethen), seit 1855 vermählt mit Baron Karl v. Münchhausen, Oberst z. D. und Schloßhauptmann zu Erdmannsdorf.

Ihrer vor keiner Mühe zurückschreckenden Anregung ist es zu danken, daß, seit dem Ablaufe dieses Sommers, der General, ihr Ahnherr, alle die Seinen an seiner Grabstatt um sich versammelt sieht.

---

unter dem Namen der „Scharnhorst-Sammlung“ überwiesen. — Ueber den jüngeren Bruder, August v. Scharnhorst († 1826) hab' ich in dem Capitel „Groeben und Siethen“ ausführlicher berichtet.

Der Streit um die Krone.

Ballade

von

Felix Dahn.

Königsberg in Pr. —

Aufgeschwebt zu Ormuzds Hallen
War der Perser großer König,
Jezdedscherd, der Held und Sieger,
Den der Feind den Starken nannte,
Doch den Guten seine Völker: —
Jezdedscherd, der Löwen-Tödter,
Der mit eigner Hand erschlagen
Hatte hundert achtzig Leu'n. —

Baram wurde, seinem Sohne,
Erb- und Kron-Recht scharf bestritten
Von dem Kesra, dem Betrüger,
Der des Königs Sproß sich rühmte
Und als Bastard schmähte Baram. —
Doch das schlaue Haupt der Magier
Plante beiden Wettbewerbern
Um die Tiara Untergang.

Denn mit starker Hand gebändigt,
Wie vor ihm kein Sassanide,
Hatte Jezdedscherd die Magier:
Nicht der Priester, nein, der König
War des Reiches Herr gewesen:
Wenig lieben das die Magier:
Und der alte kluge Mobed
Sann auf Sturz des Königthums. —

Also sprach er zu dem Volke:
„Nicht mit Waffen soll'n die beiden
Prinzen euch und sich zerfleischen
Um den Thron im Brüderkampfe:
Ormuzd gab mir Offenbarung,
Wie sich, sonder Blut der Perser,
Wird das bess're Recht entscheiden
Und das Echtblut Jezdedscherds.

Nach Madan, dem alten Stammschloß
Und dem Grab der Sassaniden,
Lad' ich vor die beiden Prinzen
Und der Perser Volk und Adel
Ueber dreimal sieben Tage:
Da wird offen sich erwahren,
Wer von Beiden ist der echte
Sohn und Erbe Jezdedscherds. —"

Nach Madan, dem alten Stammschloß,
Strömte zum bestimmten Tage
Alles Perservolk zusammen.
Auf den hundert Porphyrstufen
Standen sie des tiefen Zwingers:
Ringsum schauten von der Gräber
Hohen Marmormauern nieder
Hehrer Königsbilder viel:

Eingemeißelt schauten nieder,
Haar und Bart gedreht in Locken,
In den Augen Edelsteine,
Hochbediademte Herrscher,
Die auf Sichelwagen rollten
Feierlich und unbeweglich
Ueber hingemähte Völker. —
Doch der kluge Mobed sprach:

„Kennt ihr diese weiße Tiara,
Eurer Kön'ge heil'ge Krone? —
Seht, an langem Seile laß' ich
In die Mitte just des Zwingers
Nieder gleiten die Besternte:
Links und rechts von ihr: — vernehmt ihr
Aus den Gittern das Gebrülle? —
Liegen zwei gewalt'ge Leu'n.

Hungern ließ ich sie drei Tage.
Seht: nun springen auf die Gitter,
Seht, sie drohn, sich zu zerreißen! —
Wer die Tiara aus der Mitte

Dieser beiden Leu'n sich holt, — ihn
Anerkennen wir als Erben
Jezdedscherds und unsern König:
Aber keinen andern Mann."

Da sprach Kesra, der Betrüger,
— Er erbebte und erbleichte:
„Baram, Dir gebührt der Vortritt,
Da Du Dich den Aeltern rühmest."
Aber Baram er, der Schlanke,
Sprach kein Wort: hinab zum Zwinger
Stieg er raschen Schritts die Stufen,
In der Hand des Vaters Schwert.

Um die Linke, statt des Schildes,
Schlägt er seinen Purpurmantel
Und den Wärtern winkt er! „Oeffnet!" —
In den Zwinger tritt der Jüngling:
Athemlos schaut auf ihn nieder
Alles Volk der Perser: aber
Mobed flüstert zu den Seinen:
„Schon sind wir des Kühnern frei."

Grimmig hatten sich bisher die
Beiden Leu'n, des Sprungs gewärtig,
Angestarrt: die fürchterlichen
Pranken vorgestreckt: nach oben
Leis den Hinterbug gehoben:
Mit dem Schweif die Flanken peitschend:
Stacheln gleich die Mähne sträubend
Mit entsetzlichem Gebrüll.

Keiner ließ den Blick des Auges
Von des Gegners Auge gleiten:
Aus dem Rachen troff vor Hunger,
Troff vor Gier und Wuth der Geifer:
Jeder späht und mißt die Weite,
Mißt die Höhe, daß er sicher
Auf des Feindes Nacken wage
Ueberwältigenden Sprung.

Doch so wie sie nun den Jüngling
Schreiten sahen in den Zwinger,
Wie des Menschen Duft sie sogen,
Stürzten sie sich beide wüthend
Auf die schwäch're, süß're Beute. —
Durch das Auge in's Gehirn stieß
Sichrer Hand der Held dem einen
Ungethüm den scharfen Stahl.

Und bevor das Haupt das Andre
Aus dem falt'gen Mantel wirrte,
Fuhr ihm in den Nackenwirbel
Und in's Lebensmark die Waffe. —
Links und rechts lag ohne Zucken,
Todt, ein Löwe neben Baram:
Und er hob die blutbesprengte
Tiara auf das schöne Haupt. —

Da rief alles Volk der Perser:
„Heil Dir, Sohn des Löwentödters!
Heil Dir, Sproß der Sassaniden!
Heil Dir, König aller Perser."
Mobed floh zur Rechten, Kesra
Floh zur Linken in das Blachfeld:
„Soll'n wir sie verfolgen!" frug den
König sein getreues Volk.

„Laßt sie laufen!" lachte Baram.
„Aber wenn sie wieder kommen?"
„Wenn sie wirklich wieder kommen,"
Sprach der König, in die Scheide
Stoßend sein gesäubert Schlacht-Schwert,
„Schick' ich Beiden nicht ein Kriegsheer, —
Einen Löwenschwanz entgegen: —
Das genügt. — Sie kehren um!" —

Mailänder Erinnerungen

aus dem Sommer 1881.

Von

H. Ehrlich.

— Berlin. —

Bis zu diesem Jahre war Mailand von den meisten Italien Bereisenden als eine Art von Durchgangsstation betrachtet worden. Die „interessantesten Sachen“, den Dom, die Galeria Vittorio Emmanuele, die Ambrosiana, die Brera, das Abendmahl, konnte ein richtiger Tourist, seinem Reisehandbuch folgend, in anderthalb Tagen „durchmachen“, und dann nach den kunsthistorisch „belobteren“ und berühmteren Städten eilen. Die diesjährige Ausstellung, die alle Erwartungen weit übertraf, die gleichzeitige glänzende Entfaltung verschiedenartigster geistiger Thätigkeit, der dramatische und der musikalische Congreß, die Vorlesungen der Professoren, die von andern Universitäten herüber kamen, die Opernaufführungen und Concerte erweckten die allgemeine Aufmerksamkeit des Auslandes. Man fühlte sich veranlaßt, die Verhältnisse einer Stadt zu studiren, welche zu solchen Entfaltungen den ersten Impuls gegeben, und die von allen Vertretern geistiger und materieller Interessen anderer Städte als Italiens „capitale morale“ anerkannt und gepriesen ward. Und siehe! man fand, daß dieses alte „Mitta-Land“, das dreimal (von Attila, Uraja und Barbarossa) ganz zerstörte und immer aus eigener Kraft glänzender wiedergeborene Mailand heute die reichste, für das geistige Leben und die Industrie wichtigste (nebenbei die best essende) Stadt Italiens, und noch immer in unermeßlichem Wachsthum begriffen ist. Schon ein einziger Umstand genügte, das Erstaunen Derer zu erregen, welche den Ort nach der bisherigen Anschauung als eine sehr elegante Handelsstadt mit einigen Kunstschätzen betrachtet hatten: Mailand veröffentlicht viel mehr Tageszeitungen und Wochenblätter als jede andere Stadt Italiens, um 69 mehr als Rom, die Hauptstadt des Reichs, um 61 mehr als Turin, um 1 mehr als Neapel und Florenz zusammen. Der Mai-

länder Buchhändler Hoepli (ein Schweizer) hat die meisten wissenschaftlichen Werke Italiens und die berühmte Shakspeare-Uebersetzung von Carcano veröffentlicht. In seinem und Sonzognos Verlage sind die populärwissenschaftlichen Abhandlungen erschienen, die zu zehn Tausenden in ganz Italien Verbreitung gefunden haben.*) Die beiden Musikverlagshandlungen Ricordi und Lucca sind nicht blos die größten Italiens, sondern die erstgenannte ist für italienische Opern die größte der Welt, und die zweite hat die deutsche Musik in Italien eingeführt, und selbst Wagner'schen Opern die Bahn gebrochen. In Mailand werden die italienischen Operngesellschaften für die ganze Welt zusammengesetzt. Der Petersburger Hofintendant und der Unternehmer in Australien müssen sich dorthin wenden, um Sänger und Verdi-Partituren zu erlangen. Die Mailänder Post hat im verflossenen Jahr um 200,000, die Telegraphie um 100,000 Lire mehr eingenommen als die von Rom. Die Münze ist nach der öffentlichen Erklärung des Ministers die bei weitem best eingerichtete des Königreichs, welche die meisten Münzen prägt**). Die Bevölkerung, die im Jahre 1851 159,000 Einwohner zählte, war am 31. December 1880 auf 305,000 gestiegen. Sind solche Ziffern nicht der beste Beweis für die bisher nicht geahnte Bedeutung der Stadt?

Indem wir nun vom Allgemeinen auf einzelne Vorkommnisse während der Ausstellung übergehen, müssen wir den geneigten Leser bitten, daß er nur Skizzen von Dem erwarte, was uns besonders interessant erschienen ist im künstlerischen, geistigen, und gesellschaftlichen Leben, und nicht etwa ausführliche Berichte; solche würden jeder ein langes Capitel für sich verlangen. Auch von den Kunstschätzen werden wir nicht sprechen, sie sind ja bekannt genug!

Die Mailänder Ausstellung war die erste allgemeine italienische; denn die in Florenz 1861 veranstaltete konnte als solche nicht betrachtet werden, vielmehr als ein ganz verfehltes Unternehmen, Kunstgewerbe- und Handwerkserzeugnisse eines Landes zeigen zu wollen, das, im Beginne seiner einheitlichen Entfaltung, noch fast auf dem Kriegsfuße stand. Um so freudig selbstbewußter kann Italien auf die diesjährige Ausstellung blicken, welche laute Bewunderung nicht blos der einheimischen, sondern aller ausländischen Besucher, der strengsten Kenner wie der voreingenommensten Laien hervorgerufen hat. Daß den Italienern Geschmack und Erfindung eigen ist, daß sie in Seidenwaaren, Spitzen, feinen Glasarbeiten, Mosaiken, in manchen Goldschmiedewaaren Vorzügliches leisten: daß im Jahre 1873 auf der Wiener Ausstellung

*) Auch die Firma Fratelli Treves genießt Hochschätzung der Gelehrten. Directe statistische Angaben über den Buchhandel haben wir leider vergeblich gesucht. Der III. Band von „Mediolanum" der, seit dem Mai angekündigt, gerade über diesen Gegenstand Artikel versprach, war Anfangs October noch nicht erschienen.

**) Hier müssen wir des für uns unbegreiflichen Umstandes gedenken, daß in Italien, wo noch Papiergeld für 50 Centesimi (40 Pfen.) mit Zwangscours existirt, heute das Gold mit diesem Creditgelde al pari steht. Welch ein Aufschwung!

ihre geschnitzten Möbel ungemeines Aufsehen erregt hatten, war so ziemlich allgemein bekannt. Aber sie haben jetzt auch in solchen Kunstgewerben, deren Erzeugnisse bisher selbst Eingeborene theilweise vom Auslande bezogen, oder zu beziehen glaubten, ausgezeichnete Erfindung und Ausführung bekundet. Mailänder Equipagen sind von Lord Wolverton, einem Helden des englischen Sports, angekauft worden; die Eisenbahnwaggons, besonders ein Militär-Krankenwagen mit der vollständigsten Spital-Einrichtung, wurden von allen Fachverständigen als das Vollendetste ihrer Art bezeichnet. Die Nähmaschinenfabriken haben dargelegt, wie sie ihre Erzeugnisse jetzt in's Ausland versenden, und ein Hutfabrikant hat unwiderlegliche Beweise gegeben, daß die Hüte, welche die Haupt-Modeherren der Stadt von ihm als beste Pariser Waare gekauft hatten, in seiner Fabrik erzeugt, und daß nur die Futterung und die Etiquetten aus Paris bezogen waren.

Wir könnten noch von manchen derartigen überraschenden Erscheinungen, in der Papier-, Weberei-, Schuh-Fabrikation &c. &c. sprechen, glauben aber (abgesehen von dem reinen Fachinteresse solcher Dinge) zum Preise der Industrie-Ausstellung Genügendes gesagt zu haben.

Dicht neben ihr war auch eine für die schönen Künste veranstaltet. Es scheint uns nicht angezeigt, in die Einzelheiten einzugehen, da selbst die Journale der Stadt im Ganzen nicht sehr viel Rühmliches davon zu berichten hatten, und nur einige Landschaften und Porträte priesen. Wie es hieß, war der Entschluß zu dieser Ausstellung etwas spät gefaßt worden; und da ein Jahr vorher in Turin eine nur der Kunst gewidmete stattgefunden hatte, so war den Malern und Bildhauern nicht genug Zeit geblieben, neue bedeutende Werke zu schaffen. Auffallend schien uns in der Abtheilung der Sculptur die große Anzahl von Kinder-Statuetten in allen möglichen Stellungen; selbst die Mailänder bezeichneten sie als „bébéisme". Einige witzige Maler und Caricaturzeichner vereinigten sich und veranstalteten eine „Indisposizione delle belle arti" (wir versuchten die Uebersetzung: Ausstellung an den schönen Künsten); die kolossalen, gerade durch die übergroßen Dimensionen kindisch erscheinenden Thiergestalten, das überhand nehmende Streben nach charakteristischem Ausdruck in den Physiognomien der Statuen („La Pétroleuse"), die Farben-Ueberladung im orientalisch-landschaftlichen, der Idealismus, bei welchem der Beschauer sich alle die Schönheiten denken muß, die er nicht sieht, der Realismus, der über lauter vortrefflichen Einzelzügen ein Ganzes nicht zu Stande bringt: alle diese Tendenzen fanden in der „Indisposizione" ihre parodisirende Nachahmung; und der Saal war immer von Lachern und Käufern gefüllt.

Neben dieser Es- und Indisposizione regten der dramatische und der musikalische Congreß unsere Aufmerksamkeit ganz besonders an. Der erstere seit drei Jahren gebildet, ist in seiner Beschaffenheit dem deutschen dramatischen Autorenbunde ähnlich, bietet aber doch eine besondere Eigenthümlichkeit: daß er vor zwei Jahren eine dramatische Jury und Preisausschreiben „gegründet" hat.

Junge dramatische Autoren sollen alljährlich ihre Stücke einreichen (die Modalitäten sind dieselben wie überall, verschlossene Namenszettel, Motto auf dem Umschlag), die besten zwei oder drei Arbeiten werden mit Geldpreisen (2500, 1500 und 1000 Lire), die nächsten mit ehrender Anerkennung belohnt. Auch für verdiente jüngere darstellende Künstlerinnen und Künstler sind Ehrengeschenke u. dgl. ausgesetzt. Die Mittel zu diesen Aufmunterungen erwarb der Congreß durch einen Aufruf an die Freundinnen und Freunde der dramatischen Kunst, den siebenzig Damen mit der Erklärung jährlicher Beiträge und sechzig Herren mit Ankäufen von Actien beantwortet haben. Der Congreß und die Jury tagen in Mailand. Letztere besteht aus siebenzehn Mitgliedern, zwölf Dichter und Schriftsteller (Präsident Paolo Ferrari), und fünf Theaterdirectoren, welche die Verpflichtung übernommen haben, die als beste anerkannten Stücke auf ihren Bühnen vorzuführen. Jedes Mitglied erhält die gleiche Anzahl Manuscripte zur Prüfung und Berichterstattung. Je nach seiner Meinung bezeichnet er das Manuscript mit R., respinto (zurückgewiesen) oder C., considerazione (in Betracht zu nehmen). Alle beurtheilten Stücke werden im Bureau der Jury niedergelegt, damit jedes Mitglied seine Meinung abgeben könne. Die „in Betracht zu ziehenden" Manuscripte kommen in engere Berathung eines Ausschusses von drei Mitgliedern, die mit größerer Strenge zu Werke gehen. Und erst diejenigen, welche vor diesem Tribunale bestanden haben, werden dann in Vollsitzung gelesen und endgiltig beurtheilt. Findet die Majorität dieser Gesammtsitzung ein Stück der öffentlichen Aufführung würdig, so eröffnet sie den Umschlag, welcher des Dichters Namen birgt. Im ersten Jahre (1878) waren 135 Dramen und Lustspiele eingelaufen, 90 wurden verworfen, 46 in Betracht gezogen; und vier als preiswürdig erkannt (drei Lustspiele und ein Drama); das eine erhielt nur eine Anerkennung, weil der Autor (ein Magistratsbeamter) schon mehrere Stücke vorher geschrieben hatte, und nicht mehr zu den „jungen" Autoren gerechnet werden konnte.

Im zweiten Jahre 1879—1880 trat bei der Beurtheilung der 101 eingesandten Manuscripte ein Zwischenfall ein, der für sich Stoff zu einem Drama böte, erschiene er nicht so ganz unglaublich, wie — nur die Wahrheit sein kann. Bei einem Mitgliede der Jury ward ein nächtlicher Einbruch verübt; die Diebe nahmen Geld, Werthsachen und — zwei Manuscripte. Alle Nachforschungen, alle Ausschreibungen und Belohnungsversprechen, selbst nur für die Manuscripte, blieben fruchtlos. Die sehr erschreckten Jury-Mitglieder finden keinen anderen Ausweg, als mit Bezeichnung der Motto (die in den Büchern verzeichnet waren) die beiden unbekannten Verfasser der gestohlenen Manuscripte durch die Zeitungen aufzufordern, daß sie wo möglich neue Abschriften einsandten. Und es glückte. Nach kurzer Zeit war die Bitte erfüllt. Das mit der Prüfung betraute (bestohlene) Mitglied liest die neu gesandten Manuscripte ungesäumt und ist kaum damit zu Ende, als er spornstreichs zu den drei Collegen der engeren Commission lauft, um

sie zur Lesung der Stücke aufzufordern. Diese gehen an das Werk und „fallen aus den Wolken, rufen Ah! Oh!" (so lautet der Hauptbericht des Grafen Sola) und anberaumen sofort ein Gesammtsitzung. Diese, nach der Prüfung sämmtlicher ihr vorgelegter Stücke, erklärt die beiden zuerst gestohlenen als die besten. Und nun beginnt ein hitziger Kampf um das Votum bezüglich der öffentlichen Aufführung. Mehrere Mitglieder behaupten, daß die Stücke (bei aller Anerkennung des unbestreitbaren Talentes, das sie bekunden,) scenische Fehler zeigten, welche durch Verständigung mit dem Autor beseitigt werden müßten, bevor man das Werk unbesorgt der Aufführung übergeben könnte; sonst drohte ihm ein Fiasco. Dieser Bemerkung wurde ein Einwand entgegengesetzt, der uns zu geistreich dünkte, um nicht angeführt zu werden. „Das Fiasco, welches diesem Stücke in seiner jetzigen Gestalt droht, ist der erste schwere Schritt auf der Staffel des Ruhmes. Und wer von uns hat nicht schon ein tüchtiges (un bravo) Fiasco gemacht? Der es bestreiten kann, hebe die Hand auf!" Die 24 Hände blieben alle unten. Und doch wurde das Stück nicht zur Aufführung gebracht, weil die (wieder sehr geistreiche) Meinung überwog, daß es in der damaligen Fassung nicht lebensfähig war, und daß man ihm nur „ein solennes Begräbniß mit sechs Pferden vor dem Wagen, vielen Kerzen und gar schönen Leichenreden (in den Journalen) bereiten würde". So schrieb denn die Jury an den Autor des Motto ihre Vorschläge zur Aenderung, erhielt eine „sehr gelehrte und vortreffliche" Antwort, mit der Erklärung der Annahme ihrer Vorschläge. Aber ach! Als der Autor mit seinen Verbesserungen endlich fertig geworden, war der letzte Termin zur endgiltigen Entscheidung verstrichen! Und „Il passato" („die Vergangenheit" oder „Vergangene Zeiten") wird erst 1882 zur Preisbewerbnng und sicher vorauszusehenden Preiserwerbung und Aufführung gelangen. Das zweite Stück, das zuerst dem eben besprochenen fast gleichgestellt worden war, gefiel bei näherer Prüfung nur wenig und muß ganz umgearbeitet werden. Und so kam es denn, daß in dem Bewerbungsjahre 1879/80 von 101 Stücken 68 gleich zurückgewiesen, 24 in Betracht gezogen, neun in der Vollsitzung geprüft, und eines als wirklich gut erklärt wurden, und dieses Eine trotz aller dramatisch spannenden Phasen zuletzt nicht rechtzeitig ans Ziel gelangte. Das zweite Jahr der Concurrenz hat also der Kunst gar nichts, der Jury Unangenehmes gebracht. Denn wie die verschiedenen Zeitungen je nach ihrem Standpunkte über die ganze Einrichtung urtheilen, ist leicht zu ermessen. Wir wollen hier gleich anführen, daß die Jury, welche in diesem Jahre einer neuen Wahl unterzogen wird,*) im letzten Moment ihre Thätigkeit durch eine sehr lobenswerthe und praktische That vollführt hat, indem sie anstatt der vielen „platonischen" Vorschläge, die ihr zukamen, die Bitte an das Ministerium gerichtet hat, daß eine feststehende Bühne, sei es in Rom oder Mailand, staatlich unterstützt

*) Wie wir vernehmen sind alle Mitglieder wieder gewählt worden.

werde, damit die lebenden Autoren und die classischen Stücke nicht immer dem Willen der Privatdirectoren unterworfen seien, die weder festen Sitz noch fest angestellte Mitglieder haben. Es ist Hoffnung vorhanden, daß das Theater Manzoni in Mailand die erbetene Vergünstigung erhalten wird.

Aus den eingehenden Beurtheilungen der einzelnen Stücke, welche die Berichterstatter veröffentlicht haben, geht hervor, daß der Idealismus meistens zu sehr emphatisch sich ausspricht, der Realismus („verismo") dagegen weder die feineren Gefühle des Zuschauers, noch auch oft die Bühnenmöglichkeit berücksichtigt; ein Vorwurf, der vielleicht nicht die Anfänger allein trifft.

Unter den Mailänder Theatern steht das weltberühmte Opernhaus die „scala" obenan, als Centralpunkt des gesellschaftlichen Lebens, während der „stagione" Hauptgegenstand der Unterhaltungen. Vor 35 Jahren schrieb Liszt in einem offenen Briefe an die Pariser gazette musicale: „Gehen Sie heute in die Scala?" Diese Frage kann nur ein Fremder stellen; ein Mailänder würde ebenso gut fragen: „Sind Sie heute lebendig?" Und in einem Artikel von Fontane vom Jahre 1881 lasen wir: „Stellet drei Mailänder (worunter ich selbst sein möge) in die Sahara; nach einer Stunde werden sie von der „Scala" reden. Es komme ein Samum und fülle die „Munde" mit Staub; das letzte Wort wird noch einer Primadonna oder einem Sänger der vergangenen oder nächsten stagione gelten."

Bei der Vorliebe des Italieners für seine Opernmusik, die in der ganzen Welt erklingt, ist auch des Mailänders Schwärmerei für die „scala" begreiflich. Das Theater ist in seiner inneren Einrichtung ungemein schön und bequem; Orchester und Chor genießen den Ruf, die Besten in Italien zu sein; wir selbst haben von dem ersten ein „Italienisches Symphonieconcert" gehört, worin nur Compositionen vaterländischer Musiker zur Aufführung kamen, und können bezeugen, daß die Sicherheit, Reinheit und Klangschönheit der Leistungen denen der allerbesten Orchester gleichgestellt werden müssen. Das Ballet endlich steht noch immer obenan in Vortrefflichkeit der Schule und in Schönheit der Gruppirungen, der Stellungen und des Zusammenwirkens; nur wer ein großes Ballet in der Mailänder Scala gesehen hat, begreift, daß es eine Tanz-Kunst geben kann, begreift aber auch, warum ihn die akrobatischen Schaustellungen anderswo so unangenehm berühren. Außer der Scala hat auch das „Teatro del Verme" eine gewisse Bedeutung für das musikalische Leben, insofern als dort manche neue Opern vorgeführt werden, welchen die Pforten der Scala sich nicht geöffnet haben. (Die Schlüssel dieser Pforten sind in verschiedenen Händen; einen der wichtigsten handhabt der Verleger Ricordi.) Manchmal werden „ausländische" Opern, wie z. B. „Carmen" in der „Verme" gegeben. In frühern Jahren, bei Lebzeiten Donizettis und Bellinis, hatte auch das Theater Carcano eine Opernstagione, und die genannten Componisten verschmähten nicht, manches Werk ihr anzuvertrauen; aber in unseren centralistischen Zeiten hat die Scala fast allein entscheidende Bedeutung, und nur das zuerst genannte Theater kann neben ihr einigermaßen bestehen.

In den letzten Jahren begann neben dem Operncultus das Interesse an der Instrumentalmusik sich zu entfalten. Die società del quartetto und die mit ihr verbundene Choralgesellschaft veranstalteten Symphonie-Concerte, Oratorien, und berief fremde berühmte Künstler. Die deutschen in Mailand lebenden Familien betheiligten sich lebhaft an diesen Unternehmungen, besonders der Consul Struth, dessen Energie viel beigetragen hat zum Bestande der Quartett-Gesellschaft in der Zeit als die „Patrioten", der Verleger Ricordi an der Spitze, gegen das Ueberhandnehmen der deutschen Musik zu eifern begannen, das Orchester der „Scala" bewogen, sich von derselben zu trennen und eigene „Italienische" Concerte zu veranstalten, und noch andere dergleichen Manöver ausführten, die vielleicht nicht immer auf Rechnung der Vaterlandsliebe zu setzen wären. Die Gesellschaft besteht und blüht fort, und es gehört jetzt zum guten Tone, in ihren Concerten gesehen zu werden. Diese finden in dem Saale des Conservatoriums statt, dessen Director Bazzini, der auch in Deutschland hochgeschätzte Künstler und Componist, seinen regsten Antheil kundgiebt*).

Daß unter solchen Verhältnissen die musikalische Kritik das meiste Interesse erregt und am eifrigsten gelesen wird, ist selbstverständlich; und somit bedarf es nicht besonderer Beweisführung, daß der bedeutendste Musikkritiker Mailands, Cavaliere Dottore Filippo Filippi, zu den wichtigsten Persönlichkeiten der Stadt gehörte. Er war der erste, der in Italien und zu einer Zeit, als es noch sehr gewagt erschien, für deutsche Musik einzutreten, Artikel über Beethoven, Schubert und Weber schrieb, ja sogar den „gran baubau della musica" Richard Wagner zu loben wagte, und nach Weimar und Bayreuth gereist ist, um die Zukunftsmusik in ihren Regionen kennen zu lernen (wie er denn auch nach Cairo gegangen war, um die erste Vorstellung von Aida zu hören —.) Er genießt heute den selbst von seinen Gegnern unbestrittenen größten Einfluß in musikalischen Angelegenheiten, nicht blos in Mailand, sondern in ganz Italien. Allerdings mag hiebei der Umstand mitwirken, daß er Redacteur und Hauptberichterstatter der „Perseveranza" ist; um die Wichtigkeit dieser Zeitschrift darzulegen, müssen wir der Mailänder Presse einige Worte widmen.

Die Auflage der sämmtlichen in Mailand erscheinenden Tagesblätter beträgt beiläufig 70,000; bei einer Bevölkerung von 300,000 Seelen immerhin eine sehr achtbare Ziffer! Von dieser Anzahl fallen die größten Bruchtheile auf das „Secolo" (Jahrhundert), und den „corriere della sera" (Abendcourier); die „Perseveranza" kommt nicht einmal gleich nach diesen. Das „Secolo" ist ein vorzüglich geschickt redigirtes Blatt für Alle, mit Neuigkeiten gespickt, bietet Ueberfluß von Novellen aller Art, und führt freundliche Polemik auch

*) Von der Kirchenmusik in Mailand wollen wir schweigen; was über sie zu sagen wäre, betrifft ganz Italien. — Die Verhandlungen des „Musikalischen Congresses" nahmen ein zu specielles Fach-Interesse in Anspruch, als daß wir den Lesern von „Nord und Süd" weitläufige Darlegungen bieten.

gegen heftige Angriffe; der „Corriere“ ist das fortschrittlich liberalste Blatt. Beide verschaffen ihren Unternehmern und Hauptredacteuren eine ganz gute Einnahme. Die „Perseveranza“ dagegen, die zu den ältesten Zeitungen Mailands gehört, zählt weniger Abonnenten, als ihre eben genannten jüngeren Colleginnen, und hat von ihren Eigenthümern und politischen Freunden bis vor einem Jahre immer Opfer erheischt; dennoch ist ihr Einfluß groß und unbestritten; man findet sie im Ausland fast allein und als Vertreterin der italienischen Presse. Ihre Meinung fällt am schwersten in's Gewicht; denn sie gilt als der Ausdruck der gebildeten, gemäßigt freisinnigen Klassen, die in Mailand vielleicht mehr als in allen andern Städten Italiens den Haupteinfluß in allen politischen Fragen üben. Von ihren ersten Anfängen war die „Perseveranza“ „conservativ-liberal“ und ist ihren Grundsätzen treu geblieben; und wenn auch momentane Erregungen der einen oder anderen Partei ein Uebergewicht verschafft haben, so war deren Interregum doch nie ein langdauerndes, die Perseveranza-Partei gewann bald ihre solide Macht wieder. Sie hat die besten, geachtetsten Mitarbeiter (Bonghi schreibt viele Leitartikel), die immer fest zu ihr standen. Wenn nun ein Mann, der die eleganteste Feder führt und entschieden unter allen Kritikern das meiste allgemeine musikalische Wissen sich angeeignet hat, seine Meinung in einem Blatte wie die „Perseveranza“ veröffentlicht, so läßt sich leicht begreifen, daß sein Einfluß der größte sein muß. Filippi ist bei allen Congressen, in allen Preisgerichten, in allen Kunstangelegenheiten, welcher Art immer, als eine Autorität angesehen. Und man muß ihm zugestehen, daß er auch in Fragen, die von seinem musikalischen Bereiche abseits liegen, viel praktischen Sinn und richtigen Blick bewiesen hat.

Neben der „Perseveranza“ ist vielleicht der „Pungolo“ (Antreiber) das einflußreichste Blatt; sein Director und Hauptredacteur, Leone Fortis, ist einer der genialsten, wenn nicht der genialste Tagesschriftsteller Italiens, in der Polemik unüberwindlich und immer kampfbereit. Und zwar ist er nicht etwa blos Politiker; er war zweimal der Vertreter und Berichterstatter der Jury beim dramatischen Congresse, und der „Dr. Verità“, der im „Pungolo“ über wichtige Opernaufführungen schreibt, ist oft kein anderer als Fortis. Seine Gegner behaupten, man wisse oft nicht, welche Ueberzeugung er eigentlich hege; aber sie können nicht bestreiten, daß keiner eine Meinung besser zu verfechten verstände, als er. Dabei ist er ganz bestimmt einer der jovialsten, liebenswürdigsten Gesellschafter, im persönlichen Verkehr mit den Collegen ohne jegliche Parteistimmung. Er war auch während des Congresses den fremden Schriftstellern gegenüber der Vertreter der Mailänder Gastfreundschaft.

Um diese Mailänder Gastfreundschaft nicht zu „emphathisch-idealistisch“ zu preisen, und nicht dem Verdict der dramatischen Jury in die Hand zu fallen, ohne ein Drama eingereicht zu haben, will der Verfasser anstatt aller Betrachtungen Thatsachen erzählen. Er ist Ende Mai nach Mailand gekommen mit zwei Empfehlungsschreiben seines verehrten Freundes Professor

von Holtzendorff in München an Professoren der Universität zu Pavia, die sehr oft in Mailand weilen, und mit einem von Paul Lindau an dessen Schwager Herrn Angelo Vivanti.

Von den beiden Professoren war der eine, Abbate Buccellati*) „il sommo idealista“, wie ihn die Mailänder nennen, nach Rom berufen worden, der andere, Ferraris, Professor der Nationalökonomie, eifriger Anhänger des Professor Wagner in Berlin, befand sich auf seinen Gütern in Savoyen und kam erst gegen Mitte Juni nach Mailand. Der Verfasser traf also nur den Herrn Vivanti. Dieser führte ihn in das „café delle colonne“ und stellte ihn dem Marchese —a vor, dessen Gattin eine ausgezeichnete Musik-Dilettantin ist, und alle literarischen und künstlerischen Persönlichkeiten der Stadt bei sich sieht. Der Marchese gab ihm seine Karte für Filippi, dieser empfahl ihn Herrn Carcano, dem Präsidenten der Brera Akademie, und dem Präsidenten des dramatischen Congresses, dem Dichter Ferrari; und nach acht Tagen war der als Unbekannter nach Mailand Gekommene durch die unmittelbare und mittelbare Wirkung jenes einen Briefes in die besten Häuser eingeführt. Und wenn er nicht alle Salons der liebenswürdigen Stadt kennen gelernt hat, so war nur der kurze Aufenthalt von drei Wochen die Ursache. Der Besuch der Ausstellungen, der Opern und Concerte, die Studien der italienischen Aesthetiker in der Brera-Bibliothek, die Theilnahme an dem Congresse, die Berichte nach Berlin beanspruchten ja an und für sich so viel Zeit, daß die Benutzung der Gastfreundschaft umsomehr auf ein gewisses Maß beschränkt werden mußte, als die Empfangsstunden in Mailand um ½11 des Abends begannen.**)

Und nun noch wenige Worte über die Beziehungen des Mailänders zu Deutschland. Seine Abstammung und seine ganze Lebensweise, die Mode, die Lust am äußerlichen Leben und an den Freuden der Tafel bringen ihn dem Franzosen näher, als dem Deutschen. Ihm gilt auch noch immer Napoleon III. als sein Befreier (Venedig mag sich bei Preußen bedanken)***) und auf der Ausstellung war dessen kolossale Reiterstatue, welche die Stadt anfertigen ließ, Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und mehr der persönlichen Dankbarkeit, als der ästhetischen Betrachtung. Der Mailänder

*) Dieser hat unter andern auch einen Roman „La lucinata“ geschrieben, der in Berlin spielt.

**) Diese Zeilen waren schon lange geschrieben, und bereits im Drucke, als der Verfasser in einer Versteigerung ein Werk erstand: Historisch-kritische Nachrichten von Italien von Dr. Volkmann. 3 Bände. Leipzig 1777, bei Caspar Fritsch. In der Beschreibung Mailands befindet sich der Satz: „Ueberhaupt kann man mit Grunde sagen, daß die Einwohner an keinem Orte in Italien so gesellig sind und zugleich auf einem so großen Fuße leben, eine Ursache, warum Reisenden der Aufenthalt in Mailand alle Mal vorzüglich gefällt.“

***) Die Inschrift auf dem Thore in Verona, durch welches die italienische Armee 1866 einzog, spricht nur von brüderlicher Unterstützung.

verkennt die bedenklichen Oberherrlichkeitsgelüste des Franzosen durchaus nicht; die Marseiller Vorgänge haben ihn tief verletzt (als die Demonstrationen stattfanden, waren wir nicht mehr in der Stadt,) nichtsdestoweniger übt Rassen-Verwandtschaft noch großen Einfluß auf seine Gefühle.

Der „Tedesco" war ihm immer unsympathisch und nur nach und nach gewöhnt er sich den „Germano" mit günstigerem Auge anzusehen. Gerade die letzten Jahre haben viel dazu beigetragen, eine bessere Stimmung zu erzeugen. Auf die neueren Wendungen blickt er nicht ohne Besorgniß, da ihm das Papstthum als der entschiedenste Feind auch des einigen Italiens erscheint. Immer jedoch preist er Bismarck als grand' uomo. Vor der deutschen Wissenschaft und Kunst hat er großen Respect, er weiß es wohl zu schätzen, daß ein deutscher Dichter wie Heyse („Aisé") den italienischen seine Aufmerksamkeit widmet, und sie übersetzt, und daß die wissenschaftlichen Werke seines Landes von den deutschen Gelehrten gewürdigt werden.

Und so wollen wir unsere Erinnerungen mit den Worten endigen, die wir bei dem Banquet des dramatischen Congresses nach der Begrüßung des Präsidenten (in schlechtem Italienisch) sprachen: Die politischen Allianzen werden für gewisse Zeiten und gewisse Interessen geschlossen, und verändern sich mit diesen; die geistigen Bündnisse überdauern alle Zeiten. Der Deutsche darf sich rühmen, daß er dem geistigen Leben Italiens mehr Aufmerksamkeit und Studium widmet, als irgend welche Nation, und wir dürfen die Hoffnung aussprechen, daß die Zeit bald kommen wird, von welcher an das geistige Bündniß zwischen dem deutschen und dem italienischen Genius auf ewige Zeiten fest steht."

Literarische Besprechungen.

„Angela", Roman in zwei Bänden von Friedrich Spielhagen*).

Vor Jahren habe ich einmal in irgend einer Zeitschrift eine interessante Abhandlung gelesen über die Veränderungen, welche unsre Sinne durch die neuen Erfindungen und die dadurch beeinflußten Bedingungen des modernen Lebens erlitten haben. Es wurde darin ausgeführt, wie namentlich des Großstädters Auge und Ohr unausgesetzt in übermäßiger Weise angestrengt wird, wie dessen Gesichts- und Gehörsnerven in beständiger Anspannung erhalten werden, und wie in Folge dessen die Künste, die vornehmlich zu jenen Organen sprechen, also die Malerei und die Musik zur Erregung des Wohlgefallens der Modernen andere Mittel anwenden müßten als früher; stärkere, wenn dieselbe Wirkung hervorgebracht werden sollte, die früher mit discreteren Mitteln zu erzielen gewesen war.

Der Bewohner der Großstadt bemerkt es ja in der That kaum noch, wie sein Ohr von Morgens früh bis Abends spät, bis in die Nacht hinein unausgesetzt die verschiedenartigsten Geräusche aufnehmen muß. Er hört kaum noch das Rasseln der Wagen, das Paffen der Maschinen, das Klingeln der Pferdebahnen, das Geschrei auf der Straße, das Trampeln über seinem Kopfe, das Erklingen der verschiedenen musikalischen Instrumente in der Nachbarschaft. Da ist es denn ganz natürlich, daß die immer beschäftigten Gehörsnerven mehr oder minder abgenutzt und zu feinerer Arbeit untauglich werden. Das, was ihm von der Schärfe des Gehörs bei Naturvölkern berichtet wird, erscheint ihm fast als Mythe. Daß unser Auge sich mit der Zeit verschlechtert hat, kann ein Jeder, der nur zwanzig bis dreißig Jahre zurückdenken kann, selbst feststellen. Wir brauchen uns nur der Zeit zu erinnern,

---

* Leipzig. 1881. Verlag von L. Staackmann.

in der wir mit unsern Geschwistern in der Kinderstube an dem langen Tische unsere Schularbeiten machten und bei dem dürftigen Lichte einer kleinen Schirmlampe alle sehr gut sehen konnten. Wir brauchen nur zu denken an die Theater, die wir in der Jugend besucht haben und deren von der Rampe mit Oellampen erhellte Bühne uns damals im hellsten Glanze zu leuchten schien. Wir erinnern uns ja noch der großen Revolution, die die Einführung des Gases als Straßenbeleuchtung herbeiführte. Damals sagte man und glaubte allen Ernstes, daß die Gaslaternen „Tageshelle“ verbreiteten. Jetzt sind die Gaslaternen vermehrt, die Brenner vervollkommnet, und die Straßen erscheinen uns dunkel, wenn nicht das Licht aus den Kaufläden und Wirthsstuben zur Straßenbeleuchtung sich hinzugesellt. Nun, da das elektrische Licht theilweise schon zur praktischen Verwendung kommt, wird selbst die stärkste Gasbeleuchtung bald nicht mehr genügen, und in nicht zu ferner Zeit wird man sich über die Anspruchslosigkeit unseres Auges, dem das Gaslicht noch ausreichend war, ebenso verwundern, wie wir uns jetzt darüber wundern, daß bei der Aufführung der Molière'schen und Shakespeare'sche Stücke die Talglichter als Beleuchtungsmaterial dienten, und daß unsern Voreltern die Wohnräume mit Glasfenstern zu hell waren, daß sie daher ihre Zimmer künstlich verdunkelten —

„Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb durch gemalte Scheiben bricht.“

Der Verfasser jener Abhandlung erklärte sich die Eigenthümlichkeiten einiger unserer großen Künstler, wie die Malerei der Courbet und Makart, die Musik der Richard Wagner und Hector Berlioz, aus diesen durch das moderne Leben unsrer Sinnesthätigkeit auferlegten neuen Bedingungen. Ich glaube, es ist nicht zu gewagt, wenn man mit diesen auch die Eigenthümlichkeit des vornehmsten unsrer ganz modernen Dichter, Friedrich Spielhagens, in Verbindung bringt.

Es ist nicht der behagliche Genuß, welchen die neueste bedeutende und tüchtige Dichtung Spielhagens, „Angela“, dem Leser gewährt; es ist nicht der trauliche Dämmerschein der altväterlichen Lampe, den sie verbreitet — sie strömt helles, blendendes, elektrisches Licht aus.

Der Leser wird im wahren Sinne des Wortes „gepackt“, also unsanft, beinahe gewaltsam ergriffen und von der kräftigen dichterischen Hand mit hingerissen. Es geht durch diese „Angela“ ein starker dichterischer Zug. Der Poet nimmt einen hohen Standpunkt ein, und er ist mit Leib und Seele bei der Sache. Der Forderung ästhetischer Receptbücher nach absoluter Objectivität des Epikers entspricht Spielhagen freilich nicht; das ganze Werk hat ein unverkennbar individuelles Gepräge und durch den Mund der verschiedenen Figuren, die vor uns auftreten, spricht dieselbe temperamentvolle Persönlichkeit zu uns, wie die, welche das Landschaftliche mit erstaunlicher malerischer Kraft und die psychologischen Vorgänge mit ergreifender Anschaulichkeit uns schildert. Spielhagen hat sein eigenes Colorit und seinen besonderen Vortrag, die sich nirgends verleugnen.

Diese fertige abgeschlossene Persönlichkeit ist da. Ob man sich zu ihr freundlich hingezogen fühlt oder sich mißgünstig ihr gegenüberstellt, ist eine Frage individuellen Empfindens. Jedenfalls kann aber der Kritik nie und nimmer das Recht zugestanden werden, mit dieser dichterischen Persönlichkeit zu rechten und sich jenen Eigenthümlichkeiten gegenüber, welche gewissermaßen die elementaren Bedingungen seines schriftstellerischen Daseins sind, ablehnend zu verhalten. Das weiseste und mildeste Wort über die Begrenzung der kritischen Thätigkeit gegenüber der des Schriftstellers hat Goethe gesprochen in dem einen Satze: „Gewissen Geistern muß man ihre Idiotismen lassen." Spielhagen darf vermöge seines bedeutenden Talentes in erster Reihe beanspruchen, daß man an seinen Idiotismen nicht herumnörgelt und zerrt.

„Angela" ist die Dichtung eines starken, leicht erregbaren und leicht erregten Temperaments. Es ist in einem feurigen Rhythmus geschrieben und rauschend instrumentirt. Die Reise, welche sonst wohl eine gewisse Ruhe mit sich bringt, hat die Schritte unsres Dichters nur noch beschleunigt. Man hat bei der Lectüre die Empfindung, als ob der Dichter in drangvoller Hast den Ueberschuß von Kraft schnell los zu werden trachte. Nur wenige Seiten sind in einem bedächtigen Tempo gehalten, sonst stürmt der Dichter mit uns dahin:

„Und hurre hurre, hop hop hop!
Geht's fort in sausendem Galopp,
Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben."

Ja, „sausend" — das ist das rechte Wort — ein Lieblingswort Spielhagens. Und das Bild des Dichters, der auf gespenstischem Rappen uns mit sich fortträgt, das ist das rechte Bild. Es vergeht einem bisweilen schier Hören und Sehen, so jagen die Bilder an uns vorüber. Aber wenn wir auch mit Roß und Reiter schnaufen, es läßt uns nicht los! Es gewährt uns einen seltsamen Reiz, ein Mittelding zwischen Wohlgefühl und Marter. Das große und reiche Talent des Dichters hält uns fest, und wir staunen immer wieder über die Waghalsigkeit seiner Kunst und die meisterhafte Sicherheit seiner Führung.

Spielhagen spricht sehr laut und voll; und es ist eine alte Sache, daß abgesungene Tenoristen oder solche, die nie Stimme gehabt haben, immer finden, daß stimmbegabte Sänger, die von ihrem schönen Organ Gebrauch machen, schreien. Mag meinethalben zugegeben werden, daß Spielhagen die volle Kraft seines Organs zu oft gebraucht, so darf man dabei auch nicht übersehen, daß ihm seine Mittel das erlauben, und daß er in Wahrheit die Stimme eines „Rufers im Streit" erheben kann.

Die Dichtung „Angela" ist ein wunderbares Gemisch von realistischer Darstellung und conventionell Romanhaftem. Romanhaft erscheinen mir besonders die Figuren der Heldin, der englischen Lady und des paralysirten wunderlichen Herrn Lerma.

Ich werde mich hüten, eine Spielhagen'sche Figur, die mit voller dichterischer Liebe ausgeführt ist, mit dem bequemen Schlagworte abzuthun: es ist wieder einmal die übliche Roman-Gouvernante! Ich verkenne keineswegs, daß Angela etwas Bedeutendes hat. Aber diese geistige Bedeutung in der Hülle eines jungen Mädchens geht mir nicht recht zum Herzen. Ich verstehe diese Angela nicht ganz; sie behält trotz aller Sorgfalt, die Spielhagen auf deren Ausführung verwandt hat, für mich etwas Unkörperliches. Diese Angela spricht nicht, sie hält Vorträge. Sie hat bei aller Ueberschwänglichkeit etwas Nüchternes und bei aller warmen Sinnlichkeit etwas Frostiges. Die englische Lady, die sich freilich oft irrt, spricht über sie das nach meinem Erachten treffendste Wort, wenn sie sagt: „Angela kann nur leben und athmen mit Menschen, die denselben hochmüthigen Götzendienst des Genius treiben wie sie selbst."

Die Lady von Ballycastle beurtheilt diese sonderbare Person vielleicht deshalb am schärfsten, weil sie so ziemlich die einzige Person des Romans ist, die nicht in Angela verliebt ist. In Bezug auf die Unwiderstehlichkeit dieses Mädchens hat es sich Spielhagen, wie mir scheint, wirklich etwas zu bequem gemacht; und da dürfte ihn ein gerechter Vorwurf treffen. Daß die Heldin allen Männern, die ihr in den Weg laufen, wider ihren Willen den Kopf verdreht, und einen nach dem andern ganz bestrickt, — das erscheint mir doch gar zu wohlfeil, gar zu conventionell. Der Maler Arnold Moor, der sie vor seiner Vermählung mit einem oberflächlichen und leichtsinnigen Weibe geliebt, hat sie während seiner sechsjährigen martervollen Ehe nicht einen Tag vergessen können und verliebt sich auf's Neue mit wilder Leidenschaftlichkeit in sie, als er ihr zum ersten Male wieder begegnet. Der Sohn der Lady Ballycastle, Edward Gordon, erblickt sie bei seiner Mutter und verliebt sich sterblich in sie. Als sie sich dieser Liebe durch die Flucht entzieht, hat der Capitän Gordon keine Ruhe und Rast mehr. Er sucht sie und läßt sie durch vertraute Freunde suchen allüberall. Sein bester Freund, der Maler Robert Swift, gewöhnlich Bob genannt, entdeckt endlich ihre Spur. Bob folgt ihr von Rom bis in die Schweiz, und als er zum ersten Male in das Auge des merkwürdigen Mädchens sieht, ist es auch um ihn geschehen. Seine Freundespflicht gebietet ihm freilich, diese Liebe vor aller Welt geheim zu halten, als er aber allein ist, gesteht er sich seine unselige Leidenschaft und vergießt bittere Thränen.

Angela hat sich inzwischen einer vortrefflichen Frau, der Baronin Granske von Granskewitz, angeschlossen, deren Sohn, Malte Granske, bei Sedan verwundet worden ist. Der tödtlich Getroffene erblickt das edle Mädchen, das ihn pflegt, und auch er verliebt sich tief und wahr in Angela und nimmt diese Liebe mit in das Grab hinab. Daß der eitle Narr Benvenuto Vogel, Maler wie Moor und Bob, sich ebenfalls einredet, in Angela verliebt zu sein, daß selbst der alte würdige Herr Banse in den Zauberkreis Angelas gezogen wird, und daß der gänzlich paralysirte alte

Brasilianer de Lerma noch in den letzten Tagen seines qualvollen Daseins von einer starken Neigung für Angela erfaßt wird, soll nur nebenbei erwähnt werden, als accessorischer Beweis für Angelas Unwiderstehlichkeit. Es genügt ja, daß vier ernsthafte junge Männer, die alle ein größeres oder geringeres Anrecht auf unsere Sympathie haben, daß vier ungewöhnlich edel angelegte Männer wie Arnold Moor, Edward Gordon, Robert Swift und Malte Granske rettungslos der Macht dieser weiblichen Reize verfallen sind, um die Behauptung, daß diese Anhäufung die erstrebte Wirkung nicht steigert, sondern abschwächt, zu unterstützen.

Bei der Gestaltung der Lady von Ballycastle und des alten Brasilianers Alphons de Lerma hat das Conventionell-Romanhafte ebenfalls einigermaßen mitgewirkt, wenn auch anerkannt werden muß, daß diese Figuren viel plastischer und lebendiger wirken als Angela. Den romanhaften Anstrich gewinnen dieselben eigentlich erst in ihrer Entwicklung; eingeführt sind sie mit großer realistischer Keckheit und packender Anschaulichkeit. Man sieht sie vor sich, diese verrückte Engländerin, dieses riesige Weib mit den dunklen Augen, den starken Brauen und der schwarzen Perrücke, diese Lady Ballycastle mit ihren ungelenken viereckigen Bewegungen, mit dem riesigen schwarzen Fächer, den sie beständig auf- und zuklappt; und man sieht auch den unglücklichen Todescandidaten, den der Bewegung fast gänzlich beraubten, von einer qualvollen Krankheit zusammengekrümmten alten Herrn de Lerma mit den weißen Haaren, dem vollen buschigen Barte und den schmalen durchsichtigen Fingern. Im Verlaufe der Geschichte aber werden diese wunderlichen Leute, die uns zunächst interessiren, doch gar zu dunkle Romanfiguren. Wir erfahren auf einmal, daß zwischen diesen Beiden ein Zusammenhang besteht, und zwar ein sehr intimer. Jener blühende deutsche Maler, Arthur Ritting, der vor nunmehr drei Jahrzehnten in ein strafbares Liebesverhältniß zu der damals blendend schönen und jungen Lady von Ballycastle getreten, der von dem Ehegatten seiner Geliebten überrascht und tödtlich verwundet dahingesunken war — jener Mann, dem die resolute junge Lady die Pistole aus der Hand gerissen und um dessentwillen sie ihren verhaßten Mann niedergeschossen hatte — dieser längst todtgeglaubte Arthur Ritting ist mit dem alten Alphons de Lerma, den wir nun kennen lernen, identisch. Er ist nicht, wie er hat verbreiten lassen, nach einiger Zeit an der Kugel, die ihm der Lord Ballycastle in die Rippen gejagt hatte, verschieden; er ist nach Brasilien entkommen; dort hat er die Bekanntschaft eines reichen Brasilianers, de Lerma, gemacht, der ihn an Kindesstatt angenommen und ihm mit seinem Namen auch sein ungeheures Vermögen vermacht hat.

So entschleiern sich nun die Engländerin, die wir für eine etwas verschrobene, aber keineswegs bösgeartete Person bisher gehalten haben, und der mitleiderweckende alte Herr plötzlich, sie: als Gattenmörderin, ein wahrhaft teuflisches Weib, er: als Ehebrecher und Mitwisser des geheimnißvollen Mordes von Ballycastle.

Die romanhaften Eigenthümlichkeiten dieser Figuren bedingen es, daß auch die Vorgänge, an welchen diese betheiligt sind, bisweilen die freundliche Glaubwürdigkeit des Wirklichen vermissen lassen. Von den Abenteuern der Angela will ich hier noch nicht sprechen; ich habe vor allem im Auge die Vorgänge zwischen Lerma und der Lady zu Beginn des zweiten Bandes.. Ich habe schon erwähnt, daß der Sohn der Lady, der Capitän Edward Gordon, sich in Angela mit der vollen Leidenschaftlichkeit seines edlen Herzens verliebt hat. Auf die Mittheilung des ergebenen Freundes Bob ist dieser also nach Vevey, dem Orte der Handlung, geeilt, um sich um Angela zu bewerben. Nachdem Angela sich ihm verlobt hat, begiebt er sich zu seiner Mutter, welche der geplanten Verbindung mit allen Kräften sich widersetzt. Sie haßt Angela, die einzige Person, die es früher vermocht hat, einen entscheidenden Einfluß auf sie zu üben. Sie erblickt in der Deutschen eine elende Abenteuerin, die einfach auf das Vermögen des reichsten Erben Irlands speculirt. Sie beschwört ihren Sohn, von diesem wahnsinnigen Projecte abzustehen, und sie läßt auch geheimnißvoll anklingen, daß sie einen bösen Streich im Schilde führe, wenn er wirklich gegen ihren Willen Angela heirathen wolle. Sie scheint vor dem Aeußersten nicht zurückschrecken zu wollen: das Geheimniß der Geburt ihres Kindes zu offenbaren; denn Edward Gordon ist nicht der Sohn des Lords von Ballycastle, er ist der im Ehebruch erzeugte Sohn des Arthur Ritting alias Lerma. Welche rechtlichen Folgen eine solche Enthüllung für Edward haben würde, ist allerdings nicht ganz verständlich. Abgesehen davon, daß jetzt, nach dreißig Jahren, die Beweisaufnahme über die Abstammung des Capitäns überhaupt nicht zu führen wäre, da sich Lerma und die Lady seit der Ermordung des Lords notorisch nicht wiedergesehen haben, so würde nun auch für alle Fälle dem Capitän der alte Rechtssatz: „is pater est quem nuptiae demonstrant" zu Gute kommen. Die Lady wirft sich schließlich ihrem Sohn zu Füßen und beschwört ihn, Angela aufzugeben; und als auch diese mütterliche Bitte an der Stärke der Liebe Edwards abprallt, geräth die Mutter in besinnungslosen Zorn und weist ihren Sohn zur Thür hinaus. Diese peinigende Scene ist von dem Brasilianer, der nebenan wohnt, Wort für Wort belauscht worden. Er läßt sich durch seinen Diener in das Zimmer schaffen. Und da erkennt die Lady in dem elenden Sterbenden plötzlich den Mann, den sie vor dreißig Jahren geliebt, mit dem sie das Verbrechen begangen hat, den Vater Edwards. Was nun folgt, gehört auf das Gebiet des rein Sensationell-Romanhaften, das ich in einem vornehmen Werke dichterischen Vermögens, wie es „Angela" ist, gern vermieden gesehen hätte. Es heißt da wörtlich:

„Das Wort erstarb ihr auf den Lippen, das Fleisch krampfte sich auf den Knochen und ein eisiger Schauer rieselte ihr den Rücken hinab. Kamen nun auch die Todten aus den Gräbern? Mußte sie in dem zu ihr emporgewendeten wachsbleichen Gesicht gespenstisch entstellt und doch so fürchterlich mahnend die Augen, die Züge, das Lächeln des Mannes erkennen —

Eleonor, ich bin es wirklich!

Ein dumpfer, gräßlicher Schrei, wie eines zum Tode Getroffenen, brach aus ihrer Brust; sie taumelte rückwärts, fiel hilflos schwer in den nächsten Fauteuil und lag da regungslos. Nur ein paar Momente. Dann schnellte sie empor, einem Tiger gleich auf den Alten zu und prallte vor dem schwarzbraunen Diener zurück, der, unbemerkt von ihr und von dem Alten selbst, herbeigeeilt, sich zwischen sie und jenen geworfen und jetzt in der hocherhobenen Faust ein langes spitzes Messer zum Stoße bereit hielt."

Das ist eine Scene, die besser in ein Boulevard-Drama als in eine Spielhagensche Dichtung paßt. Die Aufregungen eines einzigen solchen Tages, wie sie die Phantasie des Dichters schonungslos auf ihr Opfer häuft, genügen, um das Leben einer solchen, rastlos von einer entsetzlichen Qual zur andern gepeitschten Creatur auf immerdar zu zerrütten.

Diesen Romanfiguren stehen eine Reihe vorzüglich gezeichneter und durch und durch wahrer, echt menschlicher Persönlichkeiten gegenüber. Vor allem ist da die Baronin Granske zu nennen, die Tochter eines Pächters, die sich die gesunden Gefühle ihrer einfachen Abstammung und in den Ausdrücken die originelle Gemüthlichkeit ihrer pommerschen Heimath erhalten hat, — eine prächtige, liebenswürdige Dame, herzensgut, mit einer ordentlichen Dosis gesunden Menschenverstandes und einem warmen, echt fühlenden Herzen.

Ausgezeichnet ist auch Nanni geschildert, die Frau des Malers Moor: eine hübsche Person, verwöhnt, oberflächlich, tactlos, stark sinnlich, leichtsinnig, gefällig, völlig nichtig in der Intimität, eine niedrige Natur, die allem Höheren und Vornehmen durchaus unzugänglich ist. Es ist ganz richtig, daß diese Nanni ihrem Manne durchgeht, da dieser sie langweilt; es ist ebenso richtig, wie grausam beobachtet, daß sie sich von diesem Schritte auch durch den Gedanken an ihre drei reizenden Kinder nicht abhalten läßt; es ist vielleicht etwas zu stark, daß sie, um sich die Mittel zur Flucht zu verschaffen, ihren Mann bestiehlt. Der Galan, mit dem sie durchgeht, ist ihrer würdig. Spielhagen hat diesen Maler Benvenuto Vogel so gründlich lächerlich gemacht, wie nur möglich. Und darum ist er eigentlich auch für gewöhnliche Bedürfnisse schon verächtlich genug. So niederträchtig erbärmlich wie dieser traurige Benvenuto Vogel zuletzt erscheint, in der Fluchtscene, hätte er vielleicht nicht zu werden brauchen. Man sollte glauben, daß ein solcher Weiberheld, der sein ganzes Leben hindurch eine alberne Komödie spielt, wenn er auch ein Feigling der schlimmsten Sorte ist, doch eben Komödiant genug sein müßte, um wenigstens etwas Männlichkeit und Ritterlichkeit zu erheucheln. Man wundert sich darüber, wie Nanni, die ja gar nicht dumm ist, diesen traurigen Burschen nicht noch im letzten Augenblicke verabschiedet und, wenn sie nun einmal durchaus davonlaufen will, es nicht vorzieht, lieber allein ihrer Wege zu gehen, als den Ballast dieses Jammerknaben mit sich zu nehmen.

„Mann nennen Sie das! diesen Sack voll Eitelkeit, Dummheit, Einbildung, Feigheit, Albernheit" — mit diesen Worten charakterisirt den Liebling der Damen, Benvenuto Vogel, Bob Swift, der ergebene Freund des Capitän Gordon. Diese beiden Engländer gehören ebenfalls zu den vollkommen gelungenen Figuren des Romans, die uns menschlich wahr und sympathisch berühren.

Spielhagens Begabung für die charakteristische Skizzirung der episodischen Figuren fordert in jedem seiner neuen Werke zu erhöhtem Respect heraus. Das unangenehme Berliner Ehepaar Sybold, die Familie Banse aus Bunzlau, deren Chef, so lange er nichts zu thun hat, ziemlich unangenehm wirkt, aber von dem Augenblicke an, wo seine Thatkraft in Anspruch genommen wird, sich als ganzer, redlicher und tüchtiger Mann zeigt, sind wiederum mit wenigen Strichen meisterlich gezeichnet. Bei der Zeichnung der beiden Gouvernanten, der Engländerin, Flinch, und der Deutschen, Pilz, hat Spielhagen einige muthwillig starke Striche gezogen; aber diese Chargen sind darum nicht minder ergötzlich und charakteristisch.

Der Maler Arnold Moor hält die Mitte zwischen dem Romanhaften und Realistischen. Es ist unendlich viel Wahres in dieser excentrischen Künstlernatur, in diesem Manne, der mit glänzendem Erfolge in die Künstlerlaufbahn eingetreten ist, den der Reichthum eines hübschen Mädchens, der Nanni, verlockt, der seine ideale Braut, Angela, alsbald im Stiche gelassen und sich darauf mit dem reichen Mädchen vermählt hat. Nun, in der Intimität der Ehe, fühlt er allmählich die grenzenlose Oede, die sich um ihn breitet. Er wird schlaff und träge, und an der Seite des Weibes, das für nichts Sinn hat als für die böseſten Alltäglichkeiten, verkümmert sein künstlerischer Genius. Das Alles ist wahr und gut; aber das Gebaren Moors in dem Zeitabschnitt, der in „Angela" geschildert wird, scheint wiederum an gewissen Uebertreibungen und Unwahrscheinlichkeiten zu leiden, die uns den unglücklichen Maler menschlich entfremden.

Dieser Roman ist nicht einmal in seinen Hauptzügen zu erzählen. Die Fäden sind so kunstvoll in einander verschlungen, daß, wollte man nur einen derselben lösen, das ganze Gewebe sich auftrennen würde. Man lese ihn selbst! Aber man gehe an die Lectüre mit keinem andern Gefühle als mit dem, das interessante Werk eines wahren Dichters kennen zu lernen. Eine unwürdige Kränkung eines unserer bedeutendsten Schriftsteller, dem es immer heiliger Ernst um seine Schöpfungen ist, wäre es, wollte man sich durch die frivole Neugier dazu verleiten lassen, diese oder jene bestimmte Stelle aufzusuchen, von der hier und da die Rede gewesen ist. Dazu ist das Werk wirklich zu gut und zu ehrenhaft. Man suche nichts Anderes darin als die Leidensgeschichte jenes bevorzugten und eigenartigen Wesens, das eben Angela heißt.

Das Schicksal spielt ihr grausam mit. Die arme Musiklehrerin, die sich und die Ihrigen durch ihr Talent recht und schlecht ernährt, hat den jungen, genialen Maler Arnold Moor kennen gelernt, und die Beiden haben sich in einander verliebt. Moor hat eine Studienreise nach Rügen gemacht; dort hat er die blühende und reiche Nanni gesehen, und bei ihrem Anblick hat er die arme Clavierlehrerin daheim vergessen. Ihre letzten Briefe sind unbeantwortet geblieben, und als Erklärung für dieses räthselhafte Schweigen kommt seine Verlobungsanzeige. Angela verabschiedet sich von ihm ohne ein

Wort des Vorwurfs. Mit dem Wunsche, daß er ein großer Künstler werde, scheidet sie, geht nach England und kommt dort in das Haus der Lady Ballycastle.

Ueber diese eigenthümliche und herrschsüchtige Frau gewinnt sie bald die Oberhand. Die Lady erträgt widerwillig die Ueberlegenheit des armen deutschen Mädchens, dessen Zauber Alle bestrickt, die sich ihm nähern, vor Allen aber den Sohn, Capitän Edward Gordon, einen ehrenhaften, tüchtigen, dabei etwas prosaischen und nüchternen Mann. Angela schätzt ihn, aber der Capitän ist ihr eine zu gewöhnliche Natur. Sie fürchtet auch seinen Reichthum. Sie fürchtet, daß sie sich an seiner Seite langweilen werde, und sie fühlt, daß sie ihm nicht gehören kann. Bei einem passenden Anlasse entfernt sie sich heimlich aus dem Hause und verläßt England.

Auf ihrem Wege trifft sie mit der Baronin Granske zusammen, deren Sohn verwundet ist. Dieser hat vor seinem Sterben noch gerade Zeit, sich in Angela zu verlieben. Angela bleibt bei der Baronin und begleitet sie auf ihren Reisen. Diese haben sie von Rom nach Vevey geführt, und dort trifft sie nach sechsjähriger Trennung mit Arnold Moor wieder zusammen, der tief unglücklich in seiner Ehe mit Nanni ist, und der sie noch immer leidenschaftlich liebt. Sie besteht einen harten Kampf. Sie schwankt, sie fragt sich, ob es nicht ihr Beruf sei, den geliebten Mann seiner Kunst wiederzugeben.

Da trifft auch Capitän Gordon, der durch den Freund herbeigerufen ist, in Vevey ein. Es wird ihr ganz klar, daß sie für Gordon nichts Anderes empfindet als früher, daß sie sich mit ihm auch jetzt nicht verbinden könne. Als sie aber, während sie alle diese Seelenkämpfe zu bestehen hat, von ungefähr der heitern und sinnlich anmuthigen Nanni und den entzückenden Kindern, den Kindern dieser Nanni und ihres Geliebten, Arnold Moor, gegenübergestellt wird, — da erwacht in ihr das Gefühl, daß sie eine andere ernste Pflicht zu erfüllen habe: Moor zu den Seinigen zurückzuführen. Sie glaubt, daß dies nur geschehen könne, wenn sie Arnold eine jede Hoffnung raube auf eine dereinstige Vereinigung mit ihr. In dieser Stimmung tritt zunächst durch den dienstfertigen und uneigennützigen Freund Bob Swift, dann durch Edward Gordon selbst die Frage an sie heran, ob sie Gordons Weib werden wolle, und in dieser Stimmung sagt sie: ja.

Nun ist noch der Widerstand der Mutter, der Lady Ballycastle zu brechen. Dieser schwierigen Aufgabe unterziehen sich nach und nach zunächst die gute Baronin, die natürlich nichts ausrichtet, dann Edward Gordon selbst, der schließlich von seiner Mutter zur Thür hinausgewiesen wird, und endlich Lerma; und dieser mit größerem Erfolge. Lerma oder richtiger: Arthur Ritting, der Lady einstiger Geliebter, Edwards Vater, der Mitwisser des furchtbarsten Geheimnisses ihres Lebens und der Mitschuldige am Morde ihres Mannes, besitzt eine unumschränkte Gewalt über sie, und er trotzt ihr die Einwilligung zur Verbindung Edwards mit Angela ab.

So scheint diese Sache ihrem Abschluß entgegenzueilen. Da erfährt Angela,

daß Nanni eine höchst leichtlebige Dame ist, die sich, während ihr Mann auf dem Schmerzenslager im Nebenzimmer liegt, von dem albernen Gecken Benvenuto Vogel abküssen läßt. Daß es ihr nun nicht gelingen wird, dieser Nanni die Principien der Sittlichkeit beizubringen, versteht sie sogleich, und sie sieht ein, daß das reformatorische Werk, dem sie sich unterziehen wollte, bei dem haltlosen Charakter dieser Person eine Unmöglichkeit ist. Von dieser Nanni darf sich ein Mann wie Arnold Moor lossagen. Und hat er sich einmal losgesagt, weshalb sollte Angela sich dann nicht mit ihm verbinden? Dadurch wird dann aber auch der Gedanke ihrer Verbindung mit Edward Gordon hinfällig; denn diese Ehe sollte ja nichts anderes sein, als eine Sicherheitsmauer für das häusliche Glück Moors, das nun aber als durch und durch untergraben sich erweist und nicht wieder zu befestigen ist.

Angela braucht also das Opfer, das ihr Pflichtgefühl gegen eine alte unverminderte Liebe ihr auferlegen wollte, nicht zu bringen; sie braucht sich mit Edward nicht zu verheirathen, und sie ist entschlossen, nun die Wahrheit zu sagen. Da trifft die von Lerma der Lady abgerungene Einwilligung der Ehe Angelas mit Edward ein, und nun ist ihr die Umkehr abgeschnitten. Sie verlobt sich also in der That mit dem Capitän. Es vollzieht sich nun eine ganz merkwürdige und auch durch die Folge nicht recht aufgeklärte Wandlung in Angela. Das einst so bescheidene Mädchen, das selbst der Dürftigkeit einen poetischen Reiz abgewonnen hatte, vergnügt sich in sinnlosen Verschwendungen und rast in einem Fieber von Genußsucht dahin. Spielhagen selbst bezeichnet diese Veränderung als eine „romanhaft schnelle Metamorphose"; vielleicht will sie sich ihrem Bräutigam geflissentlich verleiden. Jedenfalls regt sich in ihr das tolle Verlangen, um jeden Preis einen Conflict herbeizuführen, der wo möglich zum Bruche führt. Aber Edward liebt sie aufrichtig, und die Liebe verzeiht viel, verzeiht fast alles; an seiner Milde und Ruhe scheitert Angelas Widerstand. Da beschließt sie, sich selbst das Leben zu nehmen.

In der Ueberreizung ihrer Sinne erklimmt sie im Unwetter einen hohen Berg, steigt höher und höher, bis sie ohnmächtig zusammensinkt. Dort oben auf dem Berge in der Hütte findet die fast ganz Bewußtlose Arnold Moor. Die Herrschaft über ihren Willen hat sie fast verloren, und ungezügelt arbeiten ihre Sinne um so stärker. Arnold küßt sie „wüthend", und auf einen Augenblick freut sie sich dieser Liebkosungen und erwidert sie. Endlich aber gewinnt sie die Herrschaft über sich selbst wieder und stößt den Geliebten schaudernd von sich. Sie wird nach Vevey zurückgebracht. Der Tod ist nun für sie entschieden. Sie sucht und findet ihn in heroischer Weise, indem sie dem Kinde Arnolds, der inzwischen einem Hirnfieber schnell erlegen ist, das Leben rettet.

Das sind die Wandlungen Angelas, um die Spielhagen seinen interessanten Roman aufbaut. Die Einwendungen, welche die Kritik dagegen machen darf, laufen eigentlich in einem einzigen Punkte zusammen: es will mir scheinen,

als ob vieles in diesem Roman zu stark sei, als ob zu kräftige Mittel aufgeboten, und als ob diese zu gewaltsam verbraucht würden. In den Empfindungen, in dem Ausdruck derselben, in den Worten und Geberden dieser Individuen werde ich häufig an die Meininger erinnert.

Eine ganz ungewöhnliche Erregung beherrscht diese reizbaren Persönlichkeiten, die von einem latenten Fieber ergriffen zu sein scheinen, das jeden Augenblick zum Ausbruch kommen kann. Und das Fieber kommt in der That. „Ich glaube, Du sprichst im Fieber," sagt Angela zu Arnold Moor (II. 181), und in demselben Gespräch giebt Arnold Angela die Frage zurück: „Jetzt muß ich Dich fragen, ob Du im Fieber sprichst" (II. 183). Später spricht Spielhagen von Angelas „bis zum Wahnsinn überreizter Stimmung" (II. 210); und an einem Hirnfieber stirbt Moor. Man ahnt diesen Ausgang, wenn man sieht, wie er sich bei der letzten Begegnung mit Angela geberdet: „Er stampft wüthend mit dem Fuße und knirscht ein wildes Wort durch die zusammengeklemmten weißen Zähne. Sie steht noch immer in derselben Haltung, mit starren, wie verglasten Augen, ein Medusenlächeln um den stolzen verzerrten Mund; wie Schlangen ringeln die nassen aufgelösten Haarsträhne an den marmorbleichen Wangen herab."

Auch Lady Ballycastle stirbt im Delirium, und auch ihr Ausgang ist vorherzusehen. Als die Baronin bei ihr für Angela spricht, wird die Lady so von dem Dichter geschildert: „In den schwarzen starren Augen der Lady zuckte ein wilder Blitz, aber das Lächeln auf dem verzerrten Munde blieb, und die tiefe, rauhe Stimme klang so dünn wie eine schlecht gespielte Flöte." Endlich erschrickt die Baronin über „das entsetzliche Gesicht, das sie anstarrt und kaum noch dasselbe zu sein schien: um zwanzig Jahre gealtert, wie überzogen mit einem aschigen Grau, auf dem die Schminke gräßliche rothe Flecke machte; von der ganzen Person nichts geblieben als die schwarze Perrücke und die schwarzen Brauen und die schwarzen Augen, die aber auch ganz blöde dreinstierten." Daß hier der Wahnsinn schon sein unheimliches Zerstörungswerk treibt, ist ersichtlich. Das Ende ist denn auch gräßlich genug. Gordon schleudert die Briefe, die seine Mutter ihm gegeben und die Angela compromittiren sollen, in die Flammen. Die Gluth verzehrt das dünne Papier. „Das sehen die Anderen. Vor den Augen der Wahnsinnigen aber erfüllt die rothe Flamme das ganze Gemach, loht durch die Decke in den Himmel, schießt wieder erdenwärts und ist ein unabsehbares Meer von rothem Blut, dessen Ufer ihre Schädelwände sind und in dessen Wogen sie versinkt. Und will eine weiße Hand fassen, die allein sie retten kann — Angelas — und greift vorbei und sinkt und sinkt —"

Daß da die Stimme eines Dichters zu uns spricht, wer wollte das verkennen? Aber der Dichter hat uns eben schon zu stark zugesetzt; wir möchten ihn fast um Gnade bitten und Schonung, möchten ihn anflehen, eine ruhigere, freundlichere Weise anzustimmen, denn diese starken Töne erdröhnen durch das ganze Werk.

Gleich zu Beginn sehen wir Arnold, nachdem er sich mit seiner Frau gezankt hat, in einem Zustande unglaublicher Ueberreiztheit. Nanni hat ihm ein bitterböses Wort gesagt. Er stürzt davon, und nun heißt es: „Er knirschte die Zähne aufeinander und schlug sich mit den geballten Händen vor die Brust — erschrocken weichen dem Eilenden, den sie für rasend halten mochten, die wenigen Passanten aus, welchen er hier zwischen den letzten Häuschen der Gasse noch begegnete. Er bemerkte es und hielt an sich, um den Leuten kein Schauspiel zu geben.“ Das scheint mir viel zu stark. Soviel Selbstbeherrschung besitzt doch schließlich auch der exaltirteste Künstler, daß er nicht „den Leuten auf der Straße“ ein Schauspiel giebt, und sich nicht mit der Faust vor die Brust schlägt. Es ist eben alles zu stark — ich muß das eine Wort beständig wiederholen. Als Lady Ballycastle ihre Begleiterin im Zorn aus dem Zimmer schickt, heißt es: „Die rauhe Stimme der Dame war so heftig und laut geworden, daß das Krystallgehänge der Armleuchter auf dem Tische erzitterte.“ Als Angela sich ruhelos auf ihrem Lager wälzt, schreibt Spielhagen: „Schlafen! großer Gott! schlafen! — während die Pulse in den Schläfen hämmern, daß es schier den Donner übertäubt, der draußen tobt und kracht!“ Später, als sich Angela Vorwürfe macht, daß sie nicht menschlich nachsichtig und duldsam genug gegen ihren einstigen Geliebten Arnold gewesen sei, heißt es: „Ja, sie wußte es jetzt (daß er unglücklich durch sie geworden sei), als ob der Donner es ihr in die Ohren schmetterte, als ob die Blitze es ihr in's Herz brännten, daß es da stehe bis an ihr Lebensende mit Flammenlettern: Durch Deine Schuld!“ —

Das alles erscheint mir, ich muß es noch einmal sagen, zu voll, zu kräftig, zu stark im Ausdruck!

Auch die Bildlichkeit Spielhagens hat dieselbe Eigenthümlichkeit. Für den Uebergang von der leidenschaftlichen Rede zur ruhigen wählt Spielhagen den Ausdruck: „Und nun wallte der brausende Strom in weichen kosenden Wirbeln.“ Als Lady Ballycastle sich in der Leidenschaft verräth, heißt es: „Da sprang denn freilich die Katze des Geheimnisses aus dem sichern Schoße schändlichster Heuchelei.“

Ich rüge diese Ueberfülle nicht, die sich opferwillig und ganz verausgabt; ich habe sie hier nur zu bezeichnen als eine jener Eigenthümlichkeiten, die man bei gewissen Geistern nach der Goethe'schen Weisung respectiren soll. Ein Verschweigen dieser Eigenthümlichkeit würde aber das Bild, das die Besprechung von dem Romane Spielhagens geben soll, zu einem höchst unvollkommenen machen.

In sprachlicher Beziehung bietet die Spielhagen'sche Dichtung des Interessanten viel. Spielhagen, der des Wortes mächtig ist wie Wenige, hat einen Abscheu vor der sogenannten Schriftsprache. Um echtes Leben und Bewegung in seine Darstellung zu bringen, nimmt er aus der Sprache der Alltäglichkeit gewisse kecke Wendungen, gegen deren Zulassung in die Sprache der Dichtung sich die akademischen Zöpfe mit aller Macht sträuben werden.

Die spaßhaften Uebertreibungen der Umgangssprache werden von ihm auch in die Dichtung ohne Bedenken hinübergenommen. Nanni erzählt uns, daß der Vater ihrer Freundin ganz außer sich gewesen über „das schrecklich viele Geld“, das für diesen oder jenen Zweck verausgabt worden sei. Miß Flinch sieht Fräulein Pilz „lächerlich ähnlich“. Wendungen wie „entsetzlich unglücklich“, „verzweifelt wenig“, „furchtbar neugierig“, „ich freue mich schrecklich“, „schmählich durchgefallen“, „schrecklich angegriffen“ &c. finden sich auf jeder zehnten Seite. Die Baronin hat aus ihrer pommerschen Heimat einige liebenswürdige Provinzialismen sich erhalten. Sie spricht von „Gören“, von einem „alten Gereff“, von einer „mallen Person“; sie findet das Eine „quatsch“, das Andere „dämlich“, sie „kriegt es mit der Angst“. Sie sagt: „Na denn man zu!“ „Passen Sie Achtung!“ &c. Sie wendet das „man“ überhaupt in der eigenthümlichen Bedeutung an, die nur im Norden recht verstanden wird: „mit der und der Sache ist es man schwach!“ Diese volksthümlichen Ausdrücke und Wendungen, welche für die Person, die sie gebraucht, selbst sehr charakteristisch sind, und überhaupt ihren Werth und ihren Reiz haben, für die Schriftsprache zu verwerthen, erscheint mir als ein zweifelloses schriftstellerisches Recht. Der Vortrag erhält dadurch eine merkwürdige Natürlichkeit und ein kräftiges Colorit.

Diesen dem Volksmunde abgelauschten Wendungen gegenüber wirken die pretiösen, wie sie zum Glück bei Spielhagen nur sehr selten vorkommen, um so befremdlicher. Von dieser Gattung ist mir nur ein Beispiel aufgefallen: von dem Weibe heißt es einmal, es sei das „creatürlichste Geschöpf“, man könnte eben so gut sagen: „die geschöpflichste Creatur“, ohne daß es darum besser oder schlechter würde.

Aber bei der Betrachtung der Einzelheiten sind wir nun lange genug stehen geblieben, — so lange, daß wir darüber fast den Ueberblick über die Gesammtheit eingebüßt haben. Betrachtet man indessen die Einzelheiten, so ist es ja natürlich, daß diejenigen besonders in's Auge fallen, die zu einer Auseinandersetzung veranlassen, die zum Widerspruche reizen; und aus diesem Grunde läuft eine jede Kritik, die sich mit dem Einzelnen befaßt, Gefahr, dem Dichter, auch nach der Auffassung des Kritikers, nicht mehr gerecht zu werden.

Wenn wir die gesammte Dichtung „Angela“ betrachten, so ist diese nur geeignet, unsern Respect vor dem mächtigen Talente Friedrich Spielhagens zu steigern. Wir staunen über diesen Reichthum der Erfindung; wir sehen im Geiste den Dichter, wie er sich immer nur abmüht, den Stoff, der aus der nie versiegenden Quelle seiner üppigen Phantasie von allen Seiten auf ihn zufließt, einzudämmen, zu bewältigen; und in der Bewältigung dieses Stoffes ist Spielhagen ein wahrer Meister. Kaum einer beherrscht das überreiche Material, über das er gebietet, mit so vollkommener Sicherheit wie er. Es ist erstaunlich, zu beobachten, wie er die eine Gruppe verläßt und die andere herbeiführt, um im nächsten Augenblicke jene wieder zur

Action heranzuziehen. Er ist der absolute Herr über seine Geschöpfe; er gebietet über sie wie der Stratege über die manövrirenden Massen.

Von allen Spielhagen'schen Romanen ist „Angela" vielleicht der vollste und bestcomponirte. Wenn Friedrich Spielhagen auch zu starke Register gezogen hat, so läßt sich doch nicht verkennen, daß es ein hehrer dichterischer Hymnus ist, den er uns giebt; und will er einmal sanftere Weisen erklingen lassen, so giebt er uns eine Scene wie das Prachtstück: Angela mit den Kindern Moors spielend — ein Meisterwerk poetisch zarter Empfindung und künstlerisch feiner Darstellung. Ueberhaupt verläßt uns niemals das Gefühl, daß ein bedeutender Dichter zu uns spricht; und selbst jene Eigenthümlichkeiten, mit denen sich dieser und jener nicht einverstanden erklären mag, sind immer nur Idiotismen eines Dichters, sind niemals Mängel und Unzulänglichkeiten. Angela ist — man mag dagegen noch so viel einzuwenden haben — trotz alledem und alledem ein charakteristisches Denkmal unserer nervös erregten Zeit, unserer Unruhe, unseres Hastens und Drängens, — ein Werk, wie es nur geschaffen werden konnte von dem wahren Dichter des modernen Lebens und der Großstadt.



*)

Illustrirte Bibliographie.

Spamers Name ist unter denen der Leipziger Verleger einer der volksthümlichsten — man schafft nicht umsonst für drei Generationen von Kindern nach einander Unterhaltungsstoff.

Wer von den Jüngeren entsinnt sich nicht, in seiner Kindheit dies oder jenes der Spamerschen Bücher gelesen zu haben? Ganz Deutschland kennt sie mit ihrer charakteristischen, einheitlichen Ausstattung, deren Typus trotz mancher Verbesserungen im Einzelnen alle die Jahre der gleiche geblieben ist.

Ein Verlagsbericht aus dem Jahre 1872 — zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Verlages ausgegeben — giebt die Anzahl der bis dahin hergestellten Werke auf ungefähr 350 und die der verkauften Bände auf rund drei Millionen an — Summen, die in der seitdem verstrichenen Zeit jedenfalls erheblich gewachsen sein mögen.

Und doch schon damals Summen, über deren Größe man erstaunt. So viel in dem kargen Deutschland! — Freilich die Erklärung für diesen seltenen Erfolg findet sich leicht genug: das ganze Geheimniß liegt darin, daß der Verleger stets darauf gesehen hat, jedes Buch möglichst billig auf den Markt zu bringen. Während im Durchschnitt deutsche Bücher einen geradezu unvernünftig hohen Preis haben, verkauft er seine Illustrationswerke für wenige Mark.

Natürlich wurde das Unternehmen, den damals noch ziemlich schwach entwickelten Holzschnitt durchgängig zur Illustrirung zu verwenden und die Billigkeit der Preise durch Massenabsatz wieder hereinzubringen, nicht sofort vom Gelingen begleitet. Liest

*) Aus Lieẞems „Frohe Kinderwelt“. Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

man jenen Verlagsbericht, der unter anderem auch eine ausführliche Geschichte des Verlages enthält, oder C. Michaels hübsches Buch Ein deutsches Buchhändlerheim (Leipzig, Otto Spamer), so findet man eine lange Geschichte harten Ringens und unendlicher Widerwärtigkeiten, die eine nach der anderen unerwartet eintreten. Nicht blos das gewöhnliche Auf und Nieder des Geschäfts, auch Krieg und Brand und sonst allerlei förmlich romantische Dinge spielen ihre Rolle. So hat zum Beispiel der junge Spamer, nachdem er durch die Schule des unvergessenen J. J. Weber, des mächtigsten Förderers des Holzschnittes, gegangen, kaum sein eigenes Geschäft begründet, als der Sturmwind von Achtundvierzig daherbraust und ihm das kaum gefügte Dach über dem Kopf zusammenwirft. Nicht nur ihm, sondern auch Frau und Kindern, die nach gut deutscher Regel natürlich auch schon vorhanden sind. Für den Buchhandel war das keine Zeit, und so beginnt Spamer Krämerei buntester Art: mit Druckerschwärze, Siegellack und allem Möglichen, auch mit Persischem Insectenpulver, mit dessen Segnungen er zuerst Norddeutschland bekannt gemacht hat.

Die Einführung desselben muß wirklich einem der bekannten dringenden Bedürfnisse entsprochen haben, denn der Absatz war ein guter, und 1851 wendet Spamer sich wieder ausschließlich dem Buchhandel zu. In jene Zeit fallen die Pläne zu allen den umfangreichen Bücherserien, an deren Vervollständigung noch jetzt, nach dreißig Jahren, rastlos gearbeitet wird: der Jugendschriften jeder Art und jeder Altersstufe, des Buches der Erfindungen u. s. w.

Und nun ging es langsam aufwärts. Hin und wieder trat noch ein Rückschlag ein — selbst aus dem Jahre 1870 wird berichtet, daß die Kriegserklärung schwere Verlegenheiten bereitet habe — aber trotzdem nahm das Geschäft von Jahr zu Jahr zu. Wer jetzt nach Leipzig kommt, der kann in der östlichen Vorstadt ein riesiges Häuserquadrat mit stattlichen Fronten sehen — Spamers Hof. Das ist das Heim des Verlages, wo alle die Tausende von Bänden hergestellt werden. Druckerei, Holzschnittateliers, Buchbinderei, große Redactions- und Versendungsräume: Alles ist in diesem Complexe vereinigt. — —

Ja, es ist ein außerordentlich reiches Leben, worauf Otto Spamer zurückblicken kann. Und in dem Augenblicke, wo diese Zeilen in den Druck gehen, liegt wenigstens ein Gebiet seiner Thätigkeit, und das bedeutendste, abgeschlossen hinter ihm. Am ersten October ist Otto Spamer aus dem Verlagsgeschäfte ausgetreten und hat die Leitung desselben seinen Nachfolgern übergeben. Nur Franz Otto verbleibt noch in Verbindung mit jenem — mit anderen Worten, Spamer will sich, mit Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit ausschließlich auf das schriftstellerische Schaffen beschränken, dem er schon seit Jahren unter der Maske jenes bekannten und geschätzten Federnamens seine freien Stunden gewidmet hat, denn dieser Mann ist in der That ein Wunder an unermüdlicher Leistungsfähigkeit. Man sollte meinen, es sei eine recht hinlängliche Aufgabe, jahraus jahrein Manuscripte zu lesen, Zeichnungen und Holzschnitte zu prüfen, die Anfertigung und den Vertrieb vieler Tausende von Bänden zu überwachen. Aber nein, so ganz beiher, wenn für Otto Spamer die Feiertagsglocke — wohl spät genug! geläutet hatte, oder wenn Krankheit ihn zu der mehr kaufmännischen Arbeit unfähig machte, schrieb Franz Otto Buch auf Buch, und hat es zur Zeit bis auf die beträchtliche Anzahl von vierundzwanzig Werken gebracht. Man möchte auch ihn fragen, wie jener den großen Mirabeau, ob sein Tag eigentlich mehr als vierundzwanzig Stunden habe.

Es ist hier nicht der Raum, weder auf eine Würdigung Franz Otto's noch auf eine solche Otto Spamers ausführlich einzugehen. Auch den tüchtigen Patrioten, der sich stets thätig bewährt hat, können wir hier nicht ehren. Aber man kann es wohl sagen, daß man nicht ohne warme Theilnahme einen Mann von seiner Arbeit scheiden sieht, der so treffliches geleistet hat. Mit ihm geht der letzte jener drei genialen Buchhändler, die lange in Leipzig gleichzeitig für die volksthümliche Literatur gewirkt haben. Zuerst starb Ernst Keil, der Begründer der ersten wirklich populären Wochenschrift, dann

J. J. Weber, der den Holzschnitt zuerst wieder planmäßig und gewissenhaft zur Illustrirung von Zeitschriften verwendet hat, und nun geht auch noch Otto Spamer: drei herbe Verluste in so wenigen Jahren. — —

Wir haben erst vor Kurzem einige Proben aus der Spamerschen Illustrirten Weltgeschichte veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit auch die Principien jener Illustrationsweise zu charakterisieren versucht. Die Blätter, die wir heute veröffentlichen, bestätigen wieder, daß in den Spamerschen Ateliers Zeichner sowohl, wie Holzschneider sehr geschickt arbeiten. Allerdings sind dieselben aus Kinderbüchern entnommen, und man muß seine Ansprüche diesem Maßstabe anpassen. Denn wenn für Kinder



Aus Otto's „Unter Riesen und Zwergen". Zeichnung von B. Mörlins.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

auch nur das Beste nur gut genug sein soll, so muß man doch bedenken, daß man, um sie, in deren Händen Alles so sehr vergänglich ist, zu beschenken, immerhin nicht große Capitalien anlegt. Und Erdmann Wagners Bild zu C. Michaels Bearbeitung von Tausend und einer Nacht ist zum Beispiel schon gar so übel nicht und zeigt einen Künstler von Talent. Albert Richters Illustration zu Anton Ohorns Weißem Falken, ist gleichfalls recht gelungen und das plaudernde Riesenpärchen (aus Unter Kobolden und Unholden von Franz Otto) ist ein Blatt, das äußerst achtungswerthes Können verräth. Besonders prächtig ist aber F. W. Heine's Zeichnung zu J. J. Ließems Für die frohe Kinderwelt: der Gnom, der den Bart zwirbelt, bereit das Licht zu löschen, sobald die — etwas Kaulbach'sche — Mutter ihr Sprüchlein beendet, dem auch er aufmerksam lauscht, ist ein gar zu behaglicher Kerl.

Sein besonderes Lob verdient übrigens auch der Holzschnitt. Man ist wirklich überrascht zu sehen, wie die Spamerschen Ateliers, die stets in dieser Technik ihren

Platz sehr gut ausgefüllt haben, darin von Jahr zu Jahr vollkommener werden. Die Ausführung ist sehr sauber, ohne jemals kleinlich zu werden: der Baumschlag auf dem Indianerbilde, die Schatten in der Scene aus dem Orient und die Wiedergabe der Holzschnitzerei auf dem Gnomenbilde, das sind Dinge, die genau anzusehen sich schon verlohnt. Und der kräftige, einfache Strich auf dem vierten Blatte zeigt vollends ein geschmackvolles Auge und eine feste Hand: dieser Holzschnitt ist in gewissem Sinne der Beste von Allen.

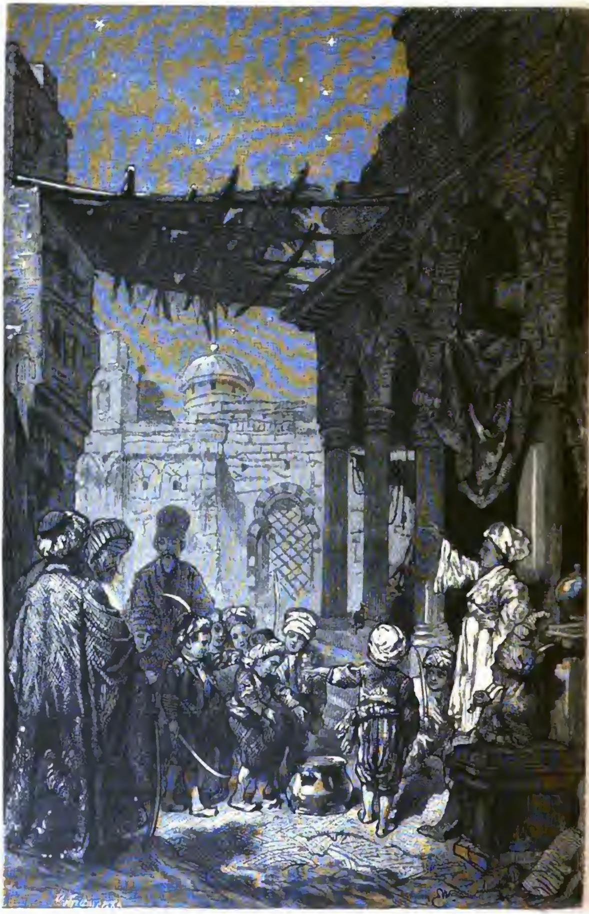
Das kleine Blättchen endlich, das wir hier mit abdrucken, soll beweisen, daß Spamer auch sonst mit seiner Zeit fortschreitet, und daß er auch den schon mehr typographischen Schmuck seinen Büchern reichlich mitgiebt. Schon seine Geschäftsmarken sind überaus gefällig: man trifft ihrer nicht allzuoft so hübsche, wie er sie in großer Anzahl führt. Von Initialen findet man bei ihm natürlich alle Arten und alle Stile: strenge



Aus Ohorn's „Weiße Falke". Zeichnung von Albert Richter.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

romanische Majuskeln, gleich jener, die unsere letzte Bibliographie brachte, und in anderen Werken wieder modern phantastische Buchstaben.

Zum Schluß sei noch einiger theilweis älterer Spamer'scher Jugendschriften gedacht, die in neuen Ausgaben ausgegeben werden. Da ist zunächst Marie Leske's Spielbuch für Mädchen (8. Auflage), das 600 Illustrationen und die beinahe unglaubliche Anzahl von 2000 Anleitungen zu verschiedenen Spielen enthält. Für die reifere weibliche Jugend ist C. Michaels Mann mit der Wünschelruthe, Rings um die Welt und Clara Crons Eva (2. Auflage) bestimmt: alle drei Bücher sind anmuthig geschrieben und reich illustrirt. Für die Buben hat Spamer zunächst den Robinson nach Daniel de Foe (nicht nach dem weisheitstriefenden Campe!) von C. F. Leuckhard und Franz Otto bearbeitet (7. Aufl.) und Die Buschjäger von Franz Otto. Dem reiferen Alter, das sich nicht mehr gradezu nach Wilden und Bestien sehnt und geschichtliche Darstellungen



Aus „Tausend und Eine Nacht". Zeichnung von Erdmann Wagner.
Verlag von Otto Spamer in Leipzig.

bevorzugt, entspricht Kaiser, König und Papst, eine Geschichte aus der Hohenstaufenzeit von Richard Roth (2. Aufl.), deren sehr ansprechende Illustrationen einem italienischen Werke entnommen zu sein scheinen — wir haben schon früher einmal angedeutet, daß Spamer vorurtheilsfrei genug ist, auch aus fremden Verlagswerken die besten Blätter zu erwerben, wie er anderseits aus seinem reichen Schatz von Holzschnitten denselben Stock bisweilen mehrfach verwerthet. Gleichfalls in zweiter Auflage liegt R. Volkmanns Waffenschmied von Frankfurt vor — eine Erzählung aus der Zeit des falschen Waldemar, zu deren Illustrirung hauptsächlich die den Lesern dieser Zeitschrift schon bekannten B. Mörlins und H. Vogel mitgewirkt haben. Franz Otto bringt endlich in dritter Aufl. sein Tabackscollegium (illustrirt von Albert Kretschmer) und in sechster das beliebte Buch Der große König und sein Rekrut. Dies letzte ist uns besonders sympathisch. Nicht nur darum, weil es sehr hübsch geschrieben ist — wohl das beste Werk des Verfassers — und sehr geeignet, das Bild des großen Fritz grade mit allen seinen schönen menschlichen Zügen in die Knabenseele einzuprägen, sondern auch weil es einen großen Theil von Menzels Zeichnungen zu Kuglers Biographie Friedrichs des Großen enthält. Zeichnungen von Menzel sind immer eine unschätzbare Zierde für ein Buch, und Knaben dieselben vorzuführen, ist ein gutes Werk, denn diese können kaum etwas einfach Schöneres sehen. Aber grade diese Blätter Menzels haben eine besondere Bedeutung: der große Preußenzeichner, der Vater der modernen Illustration, ist mit ihnen zuerst vor das große Publicum hingetreten, und wir datiren von ihrem Erscheinen eine wichtige Epoche. Ihr Werth dauert für alle Zeiten, und deshalb ist es gut, wenn das nachwachsende Geschlecht sie von klein auf kennen und lieben lernt: sie müssen eine der Erinnerungen bilden, die sich nie verwischen, grade wie Ludwig Richters Zeichnungen und wie jedes classische Werk unserer verschiedenen vaterländischen Künste. In Kuglers Buch erfüllten sie diesen Zweck nur schlecht; denn so vortrefflich es in vieler Beziehung ist: es ist doch ziemlich trocken geschrieben und erst für einen recht reifen Geschmack zugänglich. Deshalb begrüßen wir sie in Spamers Buche mit immer neuer Freude. — —

Das ist eine stattliche Anzahl von Jugendschriften, und hoffentlich wird man darunter manches finden, was man in der nahenden Weihnachtszeit brauchen kann. Es müßte wenigstens schon ein sehr verwöhnter Geschmack sein, dem nichts davon zusagte. Und so nehmen wir denn für heute Abschied von Spamer: von dem Buchhändler wohl für alle Zeit — dem Schriftsteller werden wir hoffentlich noch recht oft begegnen und den Erzeugnissen des von ihm begründeten Geschäftes sicherlich desgleichen.

* **Trachten, Kunstwerke und Geräthschaften** von J. H. von Hefner-Alteneck. Frankfurt a/M., Heinrich Keller.

Die Schöpfung dieses Buches ist eines der stolzesten Blätter in der Geschichte des deutschen Buchhandels. Als es geplant wurde, im Jahre 1840, in jener öden, armen Zeit, da herrschten solche Zustände, daß der große Verleger, an den Hefner sich zuerst wendete, seine Theilnahme an die Bedingung knüpfte, daß das Buch anonym und als ein englisches Werk erschiene. Natürlich brach Hefner die Verhandlungen ab, und er hat denn doch noch Verleger gefunden, die mehr Nationalgefühl besaßen und für die Ehre ihres Volkes auch vor einem vergrößerten Wagniß nicht zurückscheuten. Jene Thatsache aber soll man sich merken: sie wirft ein seltsames Licht auf die Zustände vor 48, deren Segnungen man uns ja mit aller Gewalt zurückführen will. — Seitdem ist der Hefner-Alteneck als das beste und vollständigste Werk anerkannt worden, das überhaupt über Geschichte von Tracht und Geräth geschrieben worden ist. In der jetzt erscheinenden zweiten Auflage sind nämlich diese beiden Gebiete, die früher getrennt behandelt worden waren, zusammengezogen. Doch das ist nicht die einzige Aenderung, die mit diesem Buche vorgenommen ist: denn außer dieser praktischen Vereinfachung

ist der Umfang des ganzen Werkes bedeutend erweitert worden: es wird nunmehr die Zeit vom frühesten Mittelalter bis zum Ausgange des 18. Jahrhunderts umfassen, während die erste Auflage mit dem 16. Jahrhunderte abbrach. Natürlich sind auch sonst Verbesserungen geringerer Natur vorgenommen, Unächtes ausgeschieden, bessere Beispiele eingeschoben worden. So bietet denn das Werk, das bekanntlich nicht compo-



Aus „Trachten der Völker“ von Kretschmer. Verlag von J. G. Bach.

nirte Illustrationen, sondern Facsimilezeichnungen alter Darstellungen enthält, das beste Bild von den Erscheinungsformen der vergangenen Zeiten. Zur Illustrirung sind wiederum Kupferstiche verwendet worden; nur sind dieselben nicht wieder mit der Hand ausgemalt, sondern im Buntdrucke hergestellt worden — eine Technik, worin Deutschland bekanntermaßen von keinem anderen Lande erreicht wird. In der That beweisen diese, von August Osterrieth in Frankfurt a/M. gedruckten Tafeln, bis zu wie hoher Stufe sich dieselbe gegenwärtig erhoben hat. Sie giebt das kleinste Muster wieder und täuscht die Aquarelle so vollkommen nach, daß man genau hinsehen muß, will

man sich von der mechanischen Herstellung überzeugen. Andererseits kommt trotzdem der Kupferstich, wo es nöthig ist, vollkommen zu seinem Rechte und zu deutlicher Wirkung jeder einzelnen Linie: Mit einem Worte, der Druck verdient das höchste Lob. Daß dasselbe von der Gediegenheit und Faßlichkeit des streng sachlichen Textes gilt, ist selbstverständlich. Und so wünschen wir denn dem Werke, das jetzt bei der 21sten seiner 120 Lieferungen angelangt ist, das gedeihlichste Fortschreiten und großen Erfolg — an Anerkennung wird es demselben, dessen Vorzüge noch immer unerreicht sind, gewiß nicht fehlen. Wohl auch nicht an Theilnahme: denn es ist glücklicherweise nicht auf Deutschland allein angewiesen, sondern hat sein internationales Publicum. Wer auf dem Gebiete, das es behandelt, irgend ein Wort mitreden will, der muß es besitzen oder mindestens sehr gründlich studirt haben — und auch abgesehen von solchen Käufern finden sich gewiß Viele, die ein Werk von so classischer Schönheit als einen unentbehrlichen Bestandtheil ihrer Bibliothek ansehen.

Eine andere Costümgeschichte **Kretschmer**-Rohrbachs **Trachten der Völker** (Leipzig, J. G. Bach) steht gegenwärtig bei dem 17. Hefte, welches das 14. Jahrhundert behandelt. Diese ist allerdings nicht mit der vornehmen Pracht des Hefner-Alteneck ausgestattet, aber sie bildet immerhin ein sehr ansehnliches Werk und bietet gründliche Belehrung. Ihr Text, dessen Verfasser Rohrbach ist, besteht nicht aus einer einfachen Erklärung der Tafeln, sondern läuft im Zusammenhange fort und giebt methodische Uebersichten von Tracht und Geräth einer jeglichen Epoche. Ja er ist sogar nicht ohne einen eigenthümlich pikanten Reiz: der Verfasser liebt es, häufig einmal einen Seitenblick auf die Mode des Tages und der letzten Tage überhaupt zu werfen — zu Vergleichen auf diesem Gebiete giebt es ja heutzutage, wo die großen Pariser Schneider ihre Zeichner zum Studiren in das Louvre und in die Nationalbibliothek schicken, Gelegenheit genug. Von den Illustrationen, die übrigens bunt sind, bringt unsere Bibliographie eine Probe in zinkotypirter Verkleinerung. Wie auf diesen beiden Reihen anmuthiger Frauengestalten, so hat Kretschmer auf allen Blättern seine Figuren in Gruppen vereinigt. Die natürliche Folge ist, daß er nicht wie Hefner völlig getreue Nachbildungen alter Darstellungen giebt, sondern seine Figuren frei componirt — was selbstverständlich der geschichtlichen Wahrheit seiner Trachten keinen Abbruch thut. Ja manch einem wird diese Methode nicht nur bequemer, sondern auch gefälliger erscheinen als die Hefners: denn um sich etwa nach einer romanischen Miniature eine Vorstellung von dem darauf dargestellten Gewande zu machen, dazu gehört nicht nur Nachdenken, sondern auch ein ziemlich geübtes Auge. So bildet dieses Werk, das übrigens auch das Geräth gebührend berücksichtigt, eine für ein anderes Publicum berechnete, in seiner Art aber ebenso berechtigte Parallele zu dem Hefners: was dieser für den Gelehrten ist, das will jenes für den Mann der Praxis, den Maler, den Costümzeichner u. s. w. leisten.

Ein drittes Werk gleichen Inhalts, Jakob von Falkes vortreffliche **Costümgeschichte der Culturvölker** (Stuttgart W. Spemann), das gegenwärtig bei der zwölften Lieferung (Louis XIV., französische Mode) steht, wendet sich nicht an den Fachmann, sondern an die weitesten Kreise. Schon der Text — glänzend geschrieben, wie man es von dem bekannten Verfasser gewohnt ist — ist weit allgemeinerer Natur und zieht dafür, daß er durchaus nicht so in das Einzelne geht, förmlich schon ein Stück Culturgeschichte in den Kreis seiner Betrachtung. Die Holzschnitte sind recht gute Wiedergaben älterer Darstellungen. Dem großen Publicum, dessen Costümkunde meist recht nebelhafter Art ist und größtentheils aus brockenweise zusammengelesenen Feuilletons mit jämmerlichen Illustrationen geschöpft wird, kann dieses Buch nicht dringend genug empfohlen werden.

Die Lösung der Wallensteinfrage von Schebek. Lex. 8. XXIII und 524 S. Berlin, 1881, Th. Hofmann.

Das Erscheinen der Hallwich'schen Publication, welche dem Publicum zum ersten

Male die Correspondenz Wallensteins selbst aus seinen beiden letzten Lebensjahren in authentischer Form zugänglich machte, mußte naturgemäß als eine neue Etappe in der Wallenstein-Literatur angesehen werden, indem die Frage über die Schuld oder Unschuld Wallensteins an seinem tragischen Untergange dadurch endgiltig zu seinen Gunsten entschieden wurde*). Die Frage, welche nunmehr vor Allem in den Vordergrund des Interesses trat, war die nach den nunmehr auf anderer Seite zu suchenden Ursachen der furchtbaren Katastrophe, welcher der echt nationale Feldherr erlag. Mit Benutzung der Hallwich'schen Publication hat Schebek in dem vorliegenden Buche diese Frage zu lösen unternommen; er meinte, wie aus dem Titel selbst sich ergiebt, hiermit die Wallensteinfrage selbst erledigt zu haben. Und zwar glaubt er das gesammte Complott, welchem Wallenstein erlag, auf die Wirksamkeit eines einzigen Mannes zurückführen zu können, auf die des Grafen Slavata. Die Hauptargumente, mit denen er zu diesem Behufe argumentirt, sind psychologischer Art. Wir müssen bekennen, daß wir einem Werke, welches ein großes weltgeschichtliches Ereigniß auf die geheime, der Mitwelt verborgene Thätigkeit einer einzelnen Persönlichkeit zurückführt, von vornherein mit einigem Mißtrauen gegenüberstehen.

Gleichwohl mußte das Werk, welches mit dem Anspruche auftrat, die Wallensteinfrage definitiv gelöst zu haben, einer eingehenden Prüfung unterzogen werden, welche unser Mißtrauen gegen die Art der Beweisführung bis zu einer gewissen Grenze bestätigte. Wir haben durch Ranke's classische Darstellung der Katastrophe Wallensteins die Ueberzeugung in uns aufgenommen, daß nicht einzelne persönliche Motive den gewaltigen Mann gestürzt haben, daß vielmehr in dem natürlichen Gegensatz der beiden Gewalten selbst die Ursache zu ihrem Conflicte gegeben ist: ein Fürst, der zu Gunsten seines Feldherrn auf fast alle Rechte der Souveränität verzichtet, muß mit demselben über kurz oder lang sicher in einen Conflict gerathen, welcher nur eine mehr oder weniger gewaltsame Lösung zuließ. Daß Slavata an den Verdächtigungen, welche in dem Streben, Wallenstein zu stürzen, namentlich von Seite der deutschen Kurfürsten verbreitet wurden, Theil gehabt hat, ist allerdings von Schebek erwiesen; doch hat derselbe dabei weit über das Ziel hinausgeschossen. Ausgehend von einem einzigen größeren und einigen kleineren Actenstücken, welche unzweifelhaft von Slavata herrühren, hat er dann von fast allen gleichzeitigen Documenten, welche eine Wallenstein feindliche Gesinnung zur Schau tragen, behauptet, daß sie von Slavata herrühren, den Beweis hierfür ist er aber völlig schuldig geblieben. Aus der Thatsache, daß in ihnen dieselben Anklagen gegen Wallenstein wiederkehren, wie in dem unzweifelhaft Slavata'schen Elaboratum, kann doch nur gefolgert werden, wie verbreitet diese Anschauungen waren oder vielmehr wie sie nach der vollstreckten Execution geflissentlich von dem kaiserlichen Hofe verbreitet wurden, nicht aber, daß sie alle von Slavata herrühren. Bei den meisten sind wir vielmehr trotz der Schebek'schen Argumentation oder vielleicht sogar in Folge derselben vom Gegentheil überzeugt. Wir können daher eine wesentliche Förderung der großen Frage, um deren Lösung es sich handelt, in dem Buche nicht erkennen, dessen hauptsächliche Bedeutung wir vielmehr in den hier zum ersten Male publicirten Actenstücken, welche auf die Geschichte Wallensteins Bezug haben, erblicken.

Freifrau von Bunsen, von J. C. Augustus Hare. Ein Lebensbild aus ihren Briefen zusammengestellt. 2 Bände. 8. X. u. 749 S. Gotha, 1881, F. A. Perthes. Deutsche Ausgabe von Hans Tharau. Mk. 14.

Als vor mehreren Jahren das Leben des Freiherrn von Bunsen, von seiner Gattin geschrieben, in deutscher Uebersetzung auch unseren Leserkreisen zugänglich gemacht wurde, mag bei Manchen ein mehr wie vorübergehendes Interesse für die Frau erwacht sein, der es gegeben, ihrem Manne ein solches Denkmal der Liebe zu

*) Wir werden in nächster Zeit über die Resultate, welche sich aus diesen Publicationen evident ergeben, einen ausführlicheren Aufsatz bringen.

errichten. — So bringt das vorliegende Lebensbild vielleicht für jene die Beantwortung mancher Frage, indeß es für andere, die das Glück hatten, in näheren Freundschafts-beziehungen zu der Dahingeschiedenen zu stehen, viele theure Erinnerungen wachruft, manche Lücken ergänzt. Doch für einen noch weiteren Leserkreis eignen sich diese Blätter. — Das Buch, welches in so lebensvoller Weise das Bild eines auf christlicher Grundlage fußenden und sich gesund und harmonisch entwickelnden Familien-lebens entwirft, verdient die Beachtung auch anderer weiterer Kreise. Wo auch der Schauplatz sich befindet, auf den der Gang der Handlung uns führt — von der Heimath in dem verborgenen englischen Landhaus bis hinauf auf das römische Capitol; in den vollen Sonnenschein eines fast vollkommenen Erdenglückes und reichen geistigen Genießens; in die Paläste der Großen dieser Erde; in das beschauliche Leben deutscher Universitätsstädte, oder die stillen Thäler der Schweiz und des Schwarz-waldes; in Freud und Leid in frohen und trüben Tagen —: es ist ein wohlthuender und erhebender Eindruck, den wir empfangen.

Eberhard Zirngiebl, Johannes Huber. 8. VIII und 336 S. Mit Portrait. Gotha, 1881, Friedrich Andreas Perthes. ℳ 6. —

Diese Schrift zerfällt in drei Haupttheile: 1. Darstellung und Entwicklung des Charakters und Geistes von Johannes Huber durch das Studium und in Folge äußerer Einflüsse; 2. Darstellung der Kämpfe Hubers für eine ideale Erfassung von Weltschöpfung und Menschendasein und der daraus sich ergebenden Forderungen auf dem religiösen, socialen und politischen Boden; 3. Darstellung von Hubers idealer Weltanschauung. Der Abschnitt: „In Kampf für Licht und Wahrheit" stellt Huber mitten in die bedeutungsvollen Kämpfe der Gegenwart. Bekanntlich hat in den letzten Jahrzehnten die Naturwissenschaft eine durchaus materialistische Richtung genommen, welche Richtung vorzüglich dadurch genährt worden ist, daß die Darwinsche Selections-lehre nicht nur in eine Zeit fiel, in der man bereits den religiösen Indifferentismus und den Atheismus als die nothwendige Beilage der modernen Bildung betrachtete, sondern noch überdies in ihrer Bedeutung für die Erkenntniß der Schöpfung überhaupt von den meisten Naturforschern weit überschätzt wurde. In diesem Punkte greift Huber die Frage auf und wahrt das Recht der philosophischen — der idealen Welterfassung gegen die materialistisch-naturwissenschaftliche, indem er der Darwinschen Selections-theorie die Entwicklungstheorie, den naturalistischen Weltmechanismus, den philosophischen Weltorganismus entgegensetzte. Der Kampf gegen diesen Naturalismus war aber bei Huber nicht blos ein Kampf für die Wahrheit um der Wahrheit willen, sondern auch ein Kampf für die Sicherung der so schwer errungenen modernen Cultur- und Staats-ordnung. Er sah längst die schweren Folgen voraus: das Wachsen des Ultramontanismus resp. die Ueberwucherung des religiösen Mechanismus in der Kirche, sowie das Haschen nach möglichst großem Genuß auf materialistischer Grundlage, welches immer größere Kreise der Gesellschaft ergriff, setzte Huber in den innigsten Zusammenhang mit der Zunahme der materialistischen Auffassung des Menschendaseins. Der Ultramontanismus wurde in unseren Tagen nur deshalb so mächtig, weil ihn in seinem Bestreben, zwischen Glauben und Wissen eine Scheidewand aufzubauen, um seine Forderung des „Verstandsopfers" zu rechtfertigen, die vom Materialismus beeinflußte Wissenschaft unterstützt hat. Gerade aber in der Versöhnung von Wissen und Glauben und nicht in dem Aufreißen einer unüberspringbaren Kluft zwischen beiden sah Huber die ein-zige Rettung der modernen Gesellschaft, der modernen Cultur- und Staatsordnung, und es war ihm eine wahre Herzensangelegenheit, die höchsten Probleme der Mensch-heit, die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nicht nur für die „köhlergläubige" Menge, sondern auch für den denkenden Theil in der Menschheit zu sichern. Nicht um den bereits bestehenden kirchlichen Corporationen eine neue, ebenso abgeschlossene gegen-überzustellen, hatte Huber seine frühere literarische Opposition gegen das Concil auf den

Boden des Volkslebens verpflanzt, sondern um Boden zu gewinnen für immer größere Ausdehnung und Anerkennung des Geistes der Versöhnung von Glauben und Wissen. (S. 161.) Von diesem hohen idealen Standpunkte aus behandelte Huber auch die sociale Frage. In der Irreligiosität und was damit zusammenhängt, in dem Zweifel an den Factoren des Rechts und der Moral in der thatsächlichen Welt erkannte Huber die tiefe Wunde der Gesellschaft. Es stand für ihn fest, daß ohne die Wiedergewinnung einer religiös-sittlichen Grundlage für das Volk alle andern Versuche, von der modernen Gesellschaft eine in ihren Folgen gar nicht abzusehende Katastrophe abzuwenden, sich als ungenügend erweisen dürften. Der letzte Abschnitt: „Eine ideale Weltanschauung" (S. 213 ff.) bildet ein Ganzes für sich. Huber bewährt sich darin als ein „Apostel der Willensfreiheit"; er schafft dem freien Geiste Raum am Ein- und Ausgang der menschlich begriffenen Weltschöpfung und er macht ihn überhaupt zum schöpferischen Princip alles Mechanischen in der Welt. Wir können sagen: Huber setzte sich selbst, seine volle Persönlichkeit gegen den bloßen Naturmechanismus ein. Eine ebenso ideale als energievolle Persönlichkeit tritt uns in Huber entgegen, was H. von Schmid seinem vorangegangenen Freunde nachrief, hat Geltung allezeit:

„Nun ist so frühe schon das Herz gebrochen,
Das edle Herz, deß überquellend Pochen
Mit soviel Liebe für die Menschheit schlug!
So plötzlich ist die starke Hand erkaltet,
Die, ach, so gern den Weltkampf umgestaltet
Zu einem Glücke sonder Flucht und Trug.
Du starbst, ein Mann, der fest in Haß und Lieben
Als Sohn des Volks ein Mann des Volks geblieben."

* **Künstlerlexikon der Gegenwart** von Hermann Alex. Müller. Leipzig Bibliographisches Institut.

Für jeden, der bisweilen in den Fall kommt, über einen der gegenwärtig schaffenden Künstler schnell alle Daten zu brauchen, ist dieses Handbuch dringend zu empfehlen. Ueber die älteren Künstler findet man ja überall reichlich Bibliographie, über die lebenden dagegen hält es häufig schwer, etwas Zuverlässiges zu erfahren. Allerdings, wie es mit Werken der Art geht, ist eine absolute Vollständigkeit nicht zu erreichen gewesen. Das liegt schon an dem Stoff, der immerfort im Fließen, Auftauchen und Verschwinden ist. Und dann singt der Herausgeber in der Vorrede auch noch ein gar bewegliches Klagelied von unbeantwortet gebliebenen Anfragen — nicht blos im Auslande, sondern auch in unserem Deutschland. Ob im letzteren Falle die Thatsache auch häufig auf übel angebrachter Bescheidenheit beruhen mag, beklagenswerth bleibt sie doch. Dem gegenüber ist es immer noch zu verwundern, daß der Stoff relativ doch noch so vollständig gesammelt ist: man kann ziemlich lange suchen, ehe man — meist unter den jüngeren — ein Talent übersehen fände. Dabei sind die gebrachten Daten (so weit man das eben controliren kann) durchaus genau, und die kurzen Bemerkungen über die Künstler, so weit sie sich nicht überhaupt rein auf das gewissermaßen Statistische ihres Schaffens beziehen, mit gebührender Objectivität geschrieben. — Dieses Buch gehört übrigens zu einer ganzen Reihe solcher Werke, deren Veröffentlichung das bibliographische Institut soeben beginnt — jedenfalls eine äußerst glückliche Idee, so einem jeden für den Gegenstand seiner Lieblingsbeschäftigung ein kurzgefaßtes Nachschlagebuch in lexikalischer Form zu bieten. Die Ausstattung ist gediegen — in der bekannten Meyerschen Art gehalten. Die halbbraunen Leinenbände mit biegsamer Einlage gleichen denen der Reisebücher und sind unzweifelhaft ebenso praktisch wie gefällig.

* **Neue Hochlandslieder** von Karl Stieler. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp.

Erst in dem jüngsten Hefte dieser Zeitschrift wurde dieses liebenswürdigen Münchener Dichters der ihr selbst übrigens ja längst kein Fremder mehr ist, Erwähnung

gethan. Heute vermelden wir nur das Erscheinen dieser neuen Hochlandslieder als eine erfreuliche Thatsache — ohne jeden weiteren Commentar. Was soll man jene erst lange rühmen: der Poet ist ja längst so bekannt und beliebt. Schon allein die hohe Auflagenzahl seiner früheren Werke sagt genug. Und dies ist einmal wieder ein Fall, wo der Erfolg den Rechten getroffen hat: Stielers tiefe Empfindung ist eben so gewinnend und echt poetisch, wie die Schlichtheit seiner Sprache, die fern von jeder Manier echt aus dem Innern quillt. Es ist alles kerngesund an dieser Gestalt; sogar der Anhauch von Romantik nimmt ihr nichts von ihrer urwüchsigen Frische. Eine merkwürdige Romantik allerdings — wenn es nicht so paradox klänge und andererseits auf einen so ursprünglichen Dichter angewandt nicht beinahe ungerecht erschiene, möchte man fast sagen: es ist Scheffel auf Uhland gepfropft. Jedenfalls aber ist die Mischung — um einmal bei der Annahme einer solchen zu bleiben — gut und kann so verbraucht werden. — Ein besonderes Lob gebührt der Verlagshandlung. Sie hat das Buch einfach zwar, aber doch sehr gefällig ausgestattet: die kleinen Schlußvignetten sind wunderhübsch.

* **Architektonik** auf historischer und ästhetischer Grundlage von R. Adamy. Unter künstlerischer Mitwirkung von A. Haupt. Hannover. Helwingsche Verlagsbuchhandlung. (Th. Mierzinsky.)

Das Werk, von welchem bisher zwei Abtheilungen erschienen sind, ist ungewöhnlich umfänglich (auf 11 Abtheilungen) angelegt. Der hier verfügbare Raum ist zu beschränkt, als daß man es unternehmen könnte, auch nur andeutend eine Kritik eines Werkes zu geben, das sich auf wissenschaftliche Forschungen gründet. Sie bleibe daher den Fachblättern überlassen: dort mag die Wissenschaft sich aussprechen, welche Stellung sie zu Adamys Sätzen nimmt. Hier sei nur kurz auf das Buch als eine bedeutsame Erscheinung hingewiesen, die auch uns Laien in architektonischen Dingen lebhafte Anregung bieten kann. In dieser Beziehung wird wahrscheinlich die erste Abtheilung, welche ästhetische Untersuchungen über die Architektur als Kunst enthält, die wirkungsvollste bleiben; die folgenden, welche die Baustile der einzelnen Culturvölker eingehend behandeln und so gleichsam die Beweise zu den Behauptungen des ersten beibringen sollen, werden natürlich eine schwerere Lectüre bilden. Es sei schließlich noch hervorgehoben, daß das — übrigens sehr geistvoll geschriebene Buch durchaus nicht etwa eine Baugeschichte ist.

* **Reallexikon der deutschen Alterthümer**, bearbeitet von Ernst Götzinger. Leipzig, Woldemar Urban.

Das Buch beabsichtigt für den Laien in Bezug auf deutsche Verhältnisse das zu bieten, was etwa Lübkes bekanntes Reallexikon in Bezug auf das classische Alterthum bietet. Nach den drei ersten, bis jetzt vorliegenden Heften zu urtheilen, ist die Bearbeitung eine diesem Zwecke angemessene. Der Inhalt ist ein äußerst reichhaltiger, die Schreibweise verständlich; Hinweise auf die eigentliche Fachliteratur, wo man sich gelegentlich genauere Aufschlüsse holen kann, fehlen natürlich auch nicht. — Das Werk, das in zwanzig Lieferungen vollständig sein wird, füllt — ohne Uebertreibung! — wirklich eine Lücke aus. An einem ähnlichen, wo man das einschlägige Material vollständig zu finden hoffen durfte, hat es bisher durchaus gefehlt, trotzdem daß die Fälle so häufig sind, wo man wünschen mochte, ein solches Nachschlagebuch an der Hand zu haben. — Schließlich sei noch bemerkt, daß der Ausdruck Alterthümer nicht eben allzustreng, sondern vielmehr nach dem Sprachgebrauch der classischen Philologie zu nehmen ist, wo es Sitten, Einrichtungen u. s. w. ohne jede zeitliche Einschränkung bedeutet. Man muß das wissen, um nicht zu erstaunen, wenn man z. B. auch das Wort barock in diesem Werke aufgeführt findet.

* **Porträts aus Frankreich** von Schmidt-Weißenfels. Berlin, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung (G. Joll).

Ein neuer Band zu den zahlreichen früheren, welche der Verfasser bereits über Leute und Zustände in Frankreich geschrieben hat. Dieser hier enthält lauter Biographien: zunächst natürlich die von Grévy und Gambetta; sodann ebenso natürlich die von Zola, Victor Hugo, Sarah Bernhardt und Girardin, endlich die Clémenceaus, Juliette Lamberts und Edgar Quinets. Das sind freilich Alles nicht Leute, die man erst zu entdecken braucht, und ihre Biographien in diesem Buche enthalten kaum eine Thatsache, die man nicht schon wüßte — immerhin aber folgt man dem gewandten Schriftsteller auch auf diesem etwas abgesuchten Terrain gerne noch einmal. Kennt man auch Alles, was er zeigt, so hat er doch über jeden Gegenstand Betrachtungen anzuknüpfen, aus denen man schon etwas lernen kann. — Uebrigens ist es merkwürdig, wie die Aufmerksamkeit derer, die sich überhaupt mit Frankreich beschäftigen, vorwiegend dem Studium der Persönlichkeiten sich zuwendet; und selbstverständlich sind es immer wieder die nämlichen, die studirt werden. So ist Schmidts Buch in seinem Inhaltsverzeichniß fast absolut identisch mit Conrads Charakterköpfen — nur in der Behandlung ist ein gründlicher Unterschied.

An die Redaction von „**Nord und Süd**" zur Besprechung eingegangene Bücher.

Asher's Collection of English Authors. I. und II. Band. Hamburg. Karl Grädener und J. F. Richter.

Bässler, F., Hellenischer Heldensaal. Lief. 1. Berlin, R. von Deckers Verlag.

Bernhard, Gedichte. Danzig, Franz Axt.

Brandes, Georg, Die Litteratur des 19. Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. I. Band. Leipzig, Veit & Comp.

Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. Lief. 3. Lahr, Moritz Schauenburg.

Fornelli, N., L'insegnamento pubblicio. Rom, E. C. Forzani.

Illustrirter Katalog der Ausstellung der Königl. Academie der Künste in Berlin. Berlin, Rud. Schuster.

Kellen, O. von, Und noch heute erlöset sie uns. Lüneburg, L. Pollmann.

Körner, Fr., Geschichte des deutschen Volkes. Heft 2. Berlin, Wilh. Issleib.

Lazarus, M., Erziehung und Geschichte. Breslau, S. Schottlaender.

Lilienfeld, P. von, Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft. V. Theil. Hamburg, Gebr. Behre.

Lübke, W. u. C. von Lützow, Denkmäler der Kunst. Lief. 2—8. Stuttgart, Ebner und Seubert.

Manteuffel, Erna von, Monogramm-Album. Heft. 1. Harburg, Gust. Elkan.

Pantenius, Th. H., Das rothe Gold. Hamburg, Gebr. Behre.

Reissmann, A., Handlexicon der Tonkunst. Berlin, Robert Oppenheim.

Richter, Alb., Bilder aus der deutschen Culturgeschichte. Lief. 1. Leipzig, Fr. Brandstetter.

Schmidt, E., Handbuch zur Discussion von Curven. Hamburg, Gebr. Behre.

Schmidt, O. E., Planimetrische Aufgaben. Mitau, E. Behre.

Seraphim, Ferd., Zur Lehre vom Eigenthumsrecht. Hamburg, Gebr. Behre.

Stillfried-Alcántara und Kugler, Die Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Lief. 9—11. München, Bruckmann.

Turgenjew, Jwan, Ausgewählte Werke. Band II. und IX. Hamburg, Gebr. Behre.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Band 19. — Heft 57.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

December 1881.

Breslau,
S. Schottlaender.

December 1881.

Inhalt.

Hierzu ein Porträt von Hermann Hettner, Radirung von W. Krauskopf in München.

„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

—— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. ——

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

—— Alle auf den redactionellen Inhalt von „**Nord und Süd**" bezügliche Sendungen sind an die **Redaction** nach **Berlin W.**, von der Heydtstraße 1, ohne Angabe eines Personennamens zu richten. ——

An unsere Abonnenten!

Wir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **broschirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Heft-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XIX (October bis December 1881), wie auch zu den früheren Bänden I—XVIII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. — Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd"

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. — pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. — pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XIX. (October bis December 1881)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI. XVIII.

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung: Name

Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XIX. Band. — December 1881. — 57. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: H. Hettner.)

Breslau.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.

Magdalena.

Von

Carl Thomas. †

Sein eigenes Haus haben kann jeder Mensch, wenn er sich mit einer Hundehütte begnügt und in der Wüste leben will. Aber in einer Stadt von fast zwei Millionen Einwohner fünf Treppen hoch wohnen, mit den Spatzen und den Thürmern ewig die Welt von oben ansehen, Tag aus, Tag ein den Rauch riechen der Feueressen, die von den Kochherden tief unten zur Höhe hinaufreichen und dem entsprechend an Fasanen, Rostbraten, Rindfleisch und endlich Kartoffelsuppe vorbeistreichen, das bringt nicht Jeder zu Stande. Dafür muß man ganz besonders bestimmt und von dem lieben Himmel ganz ausgezeichnet begabt sein. Und man muß eine gute Brust, sehr gute Beine und sehr gesunde Laune haben. Dann müssen diese gute Brust und die guten Beine sehr lange gut bleiben und dieser sehr guten Laune darf es nie begegnen, daß sie mit Wetterwolken sich bedeckt. Das erträgt nur, wer eine Treppe hoch am Herd der Fasanen wohnt. Das kann man manchmal ertragen, wenn man zwei Treppen hoch haust und Beefsteaks und Rostbraten auf seinem Tisch sieht. Die dritte Kategorie der Menschheit, die sich von Rindfleisch nährt, im dritten Stockwerk, zerstört sich dadurch den Magen. Die vierte dieses sündigen Geschlechtes hat zum Glück keine Zeit zu schlechten Launen, es sei denn, daß sie erfährt, daß die Kartoffeln theurer werden."

Das erklärt Dr. Arnold Führich, Professor der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften von Wien, Berlin, Paris und London, Besitzer hoher Orden und ein Mann, der die Stufen irdischen Glückes alle durchgemacht und von der Kartoffelsuppe langsam, sehr langsam zum Rindfleisch kam, dann langsam zum Beefsteak und Rostbraten, bis er mit fünfzig Jahren und grauen Haaren beim Herd der Fasanen anlangte. Leider hat er bei dem Studium der Culturstufen der Menschheit sich allmählich den Magen verdorben, leidet an den Lungen und trägt mit Sorge einen ernsten Herzfehler.

So plauderte Dr. Arnold Führich, Professor der Universität, Mitglied der Akademien und so weiter, griff mit Behagen nach einem Gläschen Cognac, das ihm zur Seite stand, schlürfte es mit noch größerem Behagen zum Troste dem verdorbenen Magen, hustete dann, um sein Lungenleiden sicher zu stellen, drückte die Hand auf's Herz, um den Schlag desselben zu prüfen, zog dann ein feines goldenes Döschen hervor, öffnete es, fuhr mit dem Finger durch den hervorquellenden Duft und that sorgfältig, als ob er eine gewaltige Prise der Nase zutrüge. Doch kein Stäubchen des ätzenden Tabaks hing an dem feinen Finger, kein Stäubchen zog in die schmale, feingebogene Nase und wenn er doch mit den großen blauen Augen zwinkerte, als wollte er niesen, so that er es eben so, weil er es immer so that, wenn er seinen Lieblingspatienten einen Theil seiner Lebensphilosophie zum Trost des Herzens und zur Beruhigung der Nerven vortrug. Er griff dann behutsam nach dem Puls des Kranken, neigte, als folge er mit schweren Gedanken dem Schlag desselben, das graue Haupt hin und her, legte die breite Stirn in Falten und immer mehr in Falten, je schöner der Arm war, dessen Puls er fühlte, und küßte lächelnd und um so inniger die Hand dieses Armes, je weißer und zarter sie war. Dann tröstete er die Leidende und tröstete sie um so beredter, je weniger ihr fehlte, wies besorgt auf all die Uebel hin, an denen er selbst leide, und strich beruhigend über die Locken der Kranken, besonders wenn sie schöne Locken hatte.

Es war ein kluger Mann, dieser Dr. Führich, der die kleinen Uebel, an denen alle Menschen leiden, aber die nur Wenige Zeit haben, sie zu beachten, so ernst und wichtig nahm, wie die schwersten Leiden. Den Gelehrten nannten ihn die Männer, den Liebenswürdigen die alten Frauen, den Herrlichen, Göttlichen die jungen Damen. Einen guten Menschen nannte ihn die Menge derer, von denen jene Alle nichts wußten. Wer kann den Kummer, die Noth und Sorge der Welt in jedem Herzen nachfühlen und nachdenken! Es giebt so viele Menschen auf dieser Welt. Und Jeder hat so viel zu sorgen und so mancherlei zu tragen. Und kommt Der oder Jener dahin, daß sich sein Herz mitleidig regt, so ist es schnell wieder vergessen. Das Mitleid hat ein so kurzes Gedächtniß und das Herz der Menschen hat so viel zu fühlen, so viel zu empfinden und ach! so viel auch immer wieder zu vergessen.

Man darf sein gutes Herz auch nicht merken lassen, meinte Führich, denn ungenügsam ist der Mensch und meint, man müsse mit ihm weinen, wenn er weint, und trauern und klagen mit ihm, wenn er traurig ist und klagt. Lachen kann Jeder allein, aber im Schmerz möchte Jeder Gesellschaft haben.

„Ich nicht, Doctor, ich nicht!"

So rief ihm die Kranke entgegen, an deren Bett er philosophirte, deren Puls er fühlte und immer wieder fühlte, da er so still und ruhig in einem weißen Arme schlug, deren Hand er küßte und immer wieder küßte, da sie

so schlank und weiß in den weißen Kissen lag und über deren Locken er oft im Sprechen strich.

„Ich nicht! Ich nicht!" rief die Kranke mit fröhlichem Lachen, „und ich glaube kaum, daß mich Jemand weinen sah."

„Sie nicht, Magdalena! Sie nicht! Als ob der Himmel Sie für den Schmerz erwählt hätte. Wem er die Freude in die Wiege legte, dem nahm er die Thränen; Sie können nicht weinen!"

„Nein," lachte Magdalena, und um ihre Lippen zuckte es. „Nein, ich kann nicht weinen," sagte sie und senkte das Haupt auf die Hand und — weinte!

Da neigte Führich sich zu ihr und ihre Hand ergreifend sagte er ihr leise in's Ohr:

„Sie sind verliebt, Magdalena!"

„Ja!" seufzte Magdalena, „in den Fürsten Camille, der mir gestern dies herrliche Armband aus Rom gesendet als Vorboten seiner eigenen Ankunft. In den Banquier Retzenhain, der heute die Miethe dieses schönen Hauses bezahlt, weil er morgen seine Badereise antreten will. In den Musiker Troll, der auch den Sommer hier verweilen wird, und in den Dichter Valletin, der mir die schönen Blumen dort soeben als Morgengruß gesendet. Ich bin verliebt in Sie, Doctor!" lachte Magdalena, schob die runden Arme unter den Kopf und streckte sich lächelnd unter der seidenen Decke, daß sie knisternd und kosend sich an die schönen Formen des ganzen Körpers anschmiegte. Die Thränen waren getrocknet, die braunen Augen lachten durch die Schatten der dunkeln Wimpern. Doch wie das helle Lachen zwei runde Grübchen in die Wange grub und die rothen Lippen über den weißen Zähnen sich öffneten, da sprang der kleine Doctor vom Stuhl, griff nach seinem Hute und wie den Zauber zu bannen, der ihn anlachte, rief er sich abwendend: „Auch sechszig Jahre, Magdalena, können sündigen! Adieu!"

Er sprach's und kehrte sich dem Bette zu, in dem die Verführerin lag, neigte sich über das schöne Angesicht und küßte die helle Stirn! „Es ist besser, ich gehe!"

Doch Magdalena schlang den Arm um ihn, zog ihn hernieder und sagte ihm leise in's Ohr: „Sie gehen und kommen wieder! Heute noch!"

„Morgen, Magdalena!"

„Doch wenn ich heute sterbe?"

„Dann wird der Himmel Sie morgen von den Todten wieder aufwecken!"

„Spotten Sie nicht! Ich bin sehr krank!"

„Doch tödtet Ihre Krankheit nicht!"

„Welche Krankheit vermag das?"

„Jede Magdalena! Und die vor Allem, die uns den Frieden des Herzens stören!"

Und wieder neigte Magdalena ihr Haupt und sagte ihm leise, ganz leise

in's Ohr, als sollten die Blumen es nicht hören auf dem Tische und in dem Fenster, der Sonnenstrahl es nicht erlauschen, der durch die schweren Vorhänge drang:

„Und wird er sterben?"

„Er?"

„Mein Schützling, weit über die Stadtthore hinaus in der Wallstraße, hoch oben über den Menschen."

„Arthur, mein kleiner zarter Arthur?" rief Führich.

„Er lebt, Doctor, nicht wahr, er lebt und wird gesund werden und wird nicht sterben?"

„Er lebt!" entgegnete Führich und sah in die glänzenden angstdurchglühten Augen Magdalenens. „Er lebt und wird gesund werden! Doch wenn er einst liebt, dann wird er sterben!"

„Kann denn auch die Liebe tödten?"

„Die Liebe nicht, doch die Leidenschaft, die sie entfesselt!"

„Er soll nicht lieben, Doctor! Schützen Sie ihn und sagen Sie ihm, daß ich es nicht will! Doch nein! Sie dürfen ja nichts sagen. Er darf ja nicht wissen, wer über ihn wacht. Und er wird auch nicht lieben."

„Doch, wenn er genesen, Magdalena! Wenn ich ihn dann hieherbringe, wenn er Sie sehen wird."

„Nein, nein, Doctor!" wehrte Magdalena ab und Todesblässe überzog die Wangen, drängte das Roth von den Lippen und zog wie Frost durch ihre Glieder, daß sie in die Decken sich hüllte und das Gesicht in den Kissen barg. „Nein, Doctor, er soll nicht kommen, er soll nie kommen und nie wissen, daß ich an ihn denke, ihn kenne und —"

„Und was soll er auch nicht wissen?" frug Führich und sah mit traurigem Lächeln auf das schöne Weib, das wie erschreckt vor bangen Traumgestalten die Augen schloß und mit beiden Händen das Gesicht bedeckte. „Was soll er nicht wissen?" wiederholte Führich langsam leise und neigte sein Ohr zu den zitternden Lippen.

Und Magdalena zog ihn zu sich herab und hauchte leise, wie die Unschuld dem Priester beichtet, dem alten Arzt in's Ohr: „daß ich für ihn bete, auf daß er glücklich werde — glücklich und glücklicher als ich!"

„Adieu, Magdalena!" antwortete der Doctor. „Seien Sie getrost! Er wird genesen und stark werden in seinem Körper und in seinem Herzen!"

„Sie kommen wieder?"

„Heute noch, wenn ich bei ihm war!"

So tröstete Führich die Kranke, die in der Fülle blühender Gesundheit ihm nachlächelte, und dachte an den jungen Mann weit draußen vor dem Thor an der Wallstraße, der ihn stets, wenn er kam, mit Lachen grüßte und doch den Tod im Herzen trug. Leise schritt er durch die Thür, leise schritt er dahin über weiche Teppiche durch einen zierlichen Saal, den Büsten und Vasen schmückten, die Fürst Camille aus Rom gesandt, Stühle und Tische,

in denen schweres Gold aus dem schwarzen Ebenholz hervorleuchtete, mit denen Andere die schmucken Räume noch reicher geschmückt. Hier stand ein Strauß mit frischen Blumen. Der Doctor sah ihn und lächelte, dort lag auf einem Flügel ein Notenheft. Führich öffnete es und las die Widmung: An Magdalena! Dann klappte er das Buch wieder zu und durchschritt mit Hast den großen Speisesaal, in dem die Diener den Tisch deckten. „Für mich nicht!" winkte er dem Kammerdiener zu, „für mich nicht, — ich speise zu Hause!"

Führich kannte Magdalena und ihre Lust und ihre Freuden. Doch ihren Tisch vermied er, und nur wenn der kunstsinnige Fürst Camille mit dem Frühjahr von Neapel oder Rom zurückkehrte und bis zum Sommer den Druck der Stadt ertrug, da fand er sich Abends ein, allein ein fröhlicher Dritter neben dem Fürsten und seiner schönen Magdalena.

Morgen wird er kommen. Morgen nehmen die andern Gäste am Tische des schönen Weibes Abschied. Sie wird allein sein die schöne Magdalena, allein und nur mit dem alten Fürsten, vielleicht mit Führich, doch gewiß mit ihm!

Mit ihm? Der Doctor sah es nicht, als er durch die Thür schritt, wie Magdalena langsam sich erhoben, wie sie ihm nachsah und nachlauschte, bis sein Schritt verhallt und Ruhe, süße Ruhe sie rings umgab. Er hat nicht gesehen, wie sie aufgesprungen war und den Vorhang des Fensters zurückgeschlagen hatte, daß hell der Sonnenschein in's Zimmer fiel und mit der Sonne der duftige Blüthenglanz der Bäume und Blumen, die draußen im Garten blühten. Doch Magdalena dachte auch nicht an ihn, sie sah auf die helle Sonne nicht und den Blüthenglanz nicht der Bäume und Blumen. Sie saß auf dem Bett, die Hände gefaltet und sah wie suchend und sinnend hinüber auf die Wand und auf ein Bild, ein einziges Bild, das sie schmückte. Da kniete sie die schöne Sünderin Magdalena vor dem Herrn und hielt die Hände in dem Schooß gefaltet und weinte große, heiße Thränen, als Christus die Worte sprach: Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und die Lippen des Heilands zitterten und die dunkeln Augen strahlten im heiligen Glanze, denn er war die Liebe. Und so wie er, der Heilige, der Menschenerlöser, so war einst auch der, der ihn gemalt. So strahlten seine Augen und wenn er sprach, so zitterten seine Lippen. In leichten Locken fiel das braune Haar auf seine Schultern und um die durchsichtigen Wangen kräuselte sich früh der feine Bart. Zum frühen Sterben bestimmt nennt man solche Menschen mit so dunkeln Augen und so zitternden Lippen. „Doch er wird leben", seufzte Magdalena und sah dann lächelnd auf die schöne Sünderin. In blonden Wellen ergoß sich das Haar vom Scheitel über den Nacken. Leicht nur ringelte sich manche Locke an den Schläfen hin der weißen schönen Stirne und schmeichelte an den runden rosigen Wangen herab sich zum vollen Nacken, auf die zitternde Brust, die die Falten des Kleides getheilt und wie die Sünde lockend die schöne Sünderin schmückte. „Es ist kein Spiegel," zitterte es jetzt über die Lippen Magdalenens, „es

ist ein Bild, sein Bild, mein Bild. Er denkt an mich und hat an mich gedacht, als er es malte."

„Wie ist es nur möglich, so treu zu denken!" seufzt sie auf und sinkt in die Kissen zurück und schlingt die Arme über das Haupt. „Es sind zehn Jahre her, daß ich fort bin, und von ihm nichts hörte und er nichts von mir! Und vor zehn Jahren! Wie doch die Zeit vergeht und wie lang es ist, seit ich ein glückseliges Kind gewesen und er, er auch!"

So träumt sie und legt den Kopf auf den weichen Arm und zieht die Decke über den schlanken Leib und schließt die Augen. Da sieht sie das kleine Städtchen, in dem sie zu Haus einst war, und einen schönen Knaben, der mit ihr spielte. Das war! Dann starb die Mutter. Sie ging allein hinter dem Sarg, allein mit einem schönen Knaben, der mit ihr geweint und mit ihr weinte. Das war und ist gewesen. Und kaum vierzehn Jahr war sie, wie sie fort mußte und in die große Stadt kam. Der schöne Knabe hat sie damals gezeichnet und als sie von ihm Abschied nahm, hat er sie geküßt. Ach, das Alles war, auch das war und ist schon gewesen! Und nach zehn Jahren durchschritt sie in dieser großen Stadt die Galerie und sah eine Magdalena vor dem Heiland und alle Welt kannte diese Magdalena und jeder lächelte, wenn er sie sah und die schöne Magdalena vorübergehen sah an dem Bild. Man lachte und ewiger Gott — das ist, das ist! Er aber ahnt es nicht! Er hat das Mädchen gemalt von damals, er hat ein Leben sich geträumt, denn er ist treu und hat sie so treu geliebt. Er liebt sie noch! Ewiger Gott, das ist, das Alles ist! Und ich —

Und tiefer drückt sie das Haupt in die Kissen und leise, leise quellen Thränen aus den schönen Augen, bis sie im Traum versiegen und sie entschläft. Sie schläft und träumt.

Weit hinaus über die Stadtthore und fern dem lebendigen Treiben des eigentlich städtischen Lebens, in die Vorstadt hineingeschoben und auch über diese hinaus dehnt sich die Wallstraße aus. Sie bildet im Halbkreis einen letzten Gürtel um die Vorstadt und mit dieser um die Stadt. Ein wüstes Treiben der Zeit und ein wüstes Gähren der Ideen dieser Zeit hat sie geschaffen und heute noch trägt sie die Zeichen davon, obgleich weder Habgier noch kühne Unternehmungslust den Tag beherrscht. Einst fielen sie über den Grund und Boden her, zerstörten die Felder und Gärten, die hier erfrischend sich an die Stadt drängten, und eh' man's dachte, entstiegen gewaltige Mauern dem Grund, gewaltige Häuser mit mehr Fenstern und Thüren als Mauern, mit schmalen Treppen, kleinen Höfen und einer niegezählten Menge von Wohnungen. Wie das von außen mit seinen falschen Schnörkeln von Blech und Thon glänzte, und wie das von Innen so elend war!

Und da am äußersten Ende der Straße, in der Zinsburg, die alle andern überragt, vier schmale Treppen hinauf und über ein schmales Viereck hin, das Thüren rechts und links, und zu allen Seiten einrahmen, da wohnt Frau

Adelheid Barbo. Sie hat immer so gewohnt, so hoch oben und auf so schmalem Gang und neben so vielen andern Leuten, aber vor Jahren in einer schmalen Gasse der innersten Stadt, dann hinausgedrängt in die Vorstadt und als ihr Mann gestorben war, noch weiter hinausgeschoben bis in die Wallstraße. Sie war die Tochter eines Schullehrers und hatte vielerlei gelernt und wenig gegessen. Sie hatte dann einen Schullehrer geheirathet und wollte noch mehr lernen, wie wenig sie auch jetzt zu essen hatte. Und als ihr Mann gestorben, hütete sie seine Bücher, das einzige Erbe, lebte von einer schmalen Pension und aß noch weniger denn sonst. Aber sie hatte die Welt sich zurecht gelegt nach ihrer Art und begoß sie mit ihren Thränen, ob es nun lustig herging in dieser schönen Welt oder recht traurig. Frau Adelheid Barbo hatte Thränen und diese Thränen waren ihr Zerstreuung, Beschäftigung, Trost und Nahrung. Wenn sie das Zeichen der Glocke hörte, das auf dem nahe gelegenen Bahnhof die Abfahrt eines Zuges ankündigte, träumte Frau Adelheid Barbo sich in den Schmerz der Scheidenden und Abfahrenden und weinte. Wenn sie das Pfeifen eines Zuges hörte, der da einfuhr in die breite Bahnhofshalle, fühlte sie die Lust des Wiedersehens in der Brust Aller, die da kamen und erwartet wurden, und weinte. Wenn sie in einem vergilbten Zeitungsblatt die Frage an ein verehrtes Publikum las, ob nicht ein weißer Pintsch mit blauem Bändchen gefunden worden sei, da weinte Frau Adelheid Barbo und fühlte den Gram des Herzens, das da dem verlorenen Pintsch nachsuchte. Und wenn sie zufällig in einem zweiten Blatt die Nachricht las, daß ein Pudel gefunden worden sei, da weinte Frau Adelheid Barbo und dachte der Lust des Pudels, seinen Herrn zu sehen und der Freude, die der Pintsch mit blauem Band fühlen möchte, wenn er seiner Herrin zurückgegeben werden konnte. Es war eine glückliche Frau, die ihre Thränen seufzend oft und oft lächelnd „ihren Zustand“ nannte und so mit ihrem Zustand über Alles hinwegkam, was Andere als Noth und Armuth, als Prüfung und göttliche Züchtigung beklagen. Und was forderte gerade jetzt der Zustand von Frau Adelheid Barbo! Seit einigen Monaten hatte sie das zweite Zimmer, zu dem man, wie zu ihrem Zimmerchen, durch eine kleine Küche gelangte, seit einigen Monaten hatte sie dieses Zimmer mit seinem breiten Fenster an einen Maler vermiethet.

Der war aus einem kleinen Städtchen an der Grenze des Reiches nach der Hauptstadt gekommen, um an der Akademie zu lernen und neben der Akademie zu lehren. Denn er mußte verdienen. Er hatte weder Vater noch Mutter, weder Hab' noch Gut. Aber er war ein Meister der Farbe schon vom Vater her und wem es gefiel, dem malte er wie schon der Vater zu Lust und Freude. Daheim stand wohl kein Haus, das der Vater nicht gemalt, und wer es begehrte, dem malte er an die Wände zierliche Landschaften mit blauen Bergen und grünen Seen oder nach den Kalendern und Modezeitungen nach Mustern für Teppiche und Tischdecken zierlich Geschnörkel an die Decken. Der Sohn hat oft schon mitgewirkt an all den Kunstwerken, die den Vater in langer Erinnerung bei seinen

Mitbürgern erhielt; doch als der Vater gestorben, da wollte er es anders und besser machen. So kam er nach der Stadt. Frau Adelheid Barbo hatte das Gestell bewahrt zu jener Tafel, an der ihr Mann einst seinen Hausschülern die Weisheit des Einmaleins erklärt hatte. Sie weinte, wenn sie sah die braunen Balken mit den zwei Querhölzern und dem beweglichen Hinterbein. Mit Thränen hing sie ihre Handtücher darauf, mit Thränen nahm sie sie davon weg. Jetzt wurde sie Staffelei! Kein Maler ist so arm, daß er nicht ein Stück Leinwand fände, Farben und Pinsel. Und Arthur Waldau hatte sie auch gefunden und schon nach wenig Tagen seiner Ankunft zu malen angefangen. Eine Magdalena vor Christus hatte er gemalt, halb Copie halb Original und wie sie vollendet war, hatte er sie wieder gemalt. Das Bild war unter den Arbeiten der Schüler der Akademie in die Ausstellung gekommen und, wie weinte Frau Adelheid Barbo, es war verkauft worden. Arthur Waldau war reich geworden, wenn er auch nicht so viel Ducaten für sein Bild bekam, als Frau Adelheid Barbo Thränen darüber vergossen. Arthur Waldau war ein berühmter Mann geworden, denn eine schöne Frau hat das Bild gekauft. Die Magdalena soll dieser schönen Frau so — so Ach, Frau Adelheid Barbo hat nicht Alles gehört, was man ihr erzählt, denn sie war mit lautem Schluchzen mit tausend Thränen der Freude in ihren schmalen harten Divan gesunken. Aber Frau Barbo braucht das Reden der Leute nicht zu hören. Sie weiß ja Alles und sie weiß Alles besser als die Andern und wenn die gute Frau so viel reden als weinen würde und wenn sie so viel reden würde mit andern als diese mit ihr, so würden wohl auch die andern Leute wissen, was Wahres an der Geschichte und was Falsches. Sie mußte ja weinen, wie sie den jungen, schönen Arthur Waldau sah, und wie er nach dem Zimmer und dem Preise des Zimmers frug. Sie mußte ja weinen und es war so zum weinen, wie er dann gekommen war und sein schmales Ränzlein auspackte, wenig Kleider, nicht viel Wäsche und gar kein Ueberfluß. Doch nein, er lachte und nannte es seinen Ueberfluß, als er ein kleines, vergriffenes Gebetbüchlein auf den Tisch legte. Ich bete aus keinem Buch, hat er lachend zu Frau Adelheid Barbo gesagt, und der liebe Herr Gott weiß schon, wie es mit mir steht, wenn ich in meiner eigenen Sprache mit ihm rede. Weinen Sie, liebste Freundin, hat er dann lächelnd hinzugefügt, als er die Thränen in den veilchenblauen Augen der blassen Frau sah und schnell erkannte, daß ihr die Thränen ein köstlich Labsal der Einsamkeit in der Noth geworden. Aber ich hab' dies unscheinliche Büchlein hier mitgenommen als ein Erinnerungszeichen an meine Heimath, an meine Mutter, an meine Kindheit und, weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, an meine Liebe. Sehen Sie diese Blumen, gelb in gelb, welk in welk, daß kein Mensch erkennt, ob es Blätter oder Blüthen sind. Ein schönes Mädchen hat sie mir gepflückt und als sie fort mußte, fort in's große Leben, um zu lernen und zu verdienen, da hat sie mir die Blumen geschenkt. Ich hab' sie geküßt, ich hab' es nur ein einzig Mal gethan, und sie hatte so schöne und so rothe Lippen. So hatte er

seine Habseligkeiten ausgepackt und dann war er gegangen und hatte Leinwand gekauft und Farben und Pinsel und hatte zu malen angefangen und hatte die Magdalena vor Christus gemalt. Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, hat er so oft zu ihr gesagt, wenn sie bei ihm saß und mit Seufzern und Thränen an ihrem Strumpf strickte, weinen Sie, denn so schön, wie diese Magdalena vor Christus, so schön war meine Magdalena! Ob sie wohl noch immer so schön sein mag? Zehn Jahre sind eine lange Zeit und durch zehn Jahre hab' ich sie nicht gesehen und nichts von ihr gehört. Aber wenn ich die Blumen betrachte, die welken dort und verwelkten und das Gebetbüchlein, dann glätten sich die vergilbten Blätter und werden heller und heller und wie in einem Spiegel seh' ich dann mein Städtchen und das kleine Häuschen meines Vaters und ein anderes Häuschen, vor dem ein schönes Mädchen sitzt mit schlankem Leib und schönem, goldigem Haar und dunkeln feurigen Augen. Und sie sieht mich an und lächelt, und wenn sie lächelt, drück' ich meine Lippen auf die Blumen und mir ist, als küßte ich die rothen Lippen an ihrem lachenden Mund.

So hat er gesprochen, als er seine Magdalena vor Christus malte und als er sie wieder malte und dann plötzlich blaß wurde und bläßer und endlich müde, daß er nicht mehr malen konnte, und dann krank, so krank, daß Frau Adelheid Barbo keine Zeit mehr hatte zu weinen und nur weinte, wenn sie an seinem Bette saß und er scherzend zu ihr sagte: „Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, ich fühle mich ganz gesund,“ oder: „Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, ich werde bald sterben!“

Und so saß sie eines Abends an seinem Bette, als die Nachricht kam, daß die Magdalena vor Christus verkauft worden sei, und saß eines andern Abends an seinem Bette, als es leise an der Thür klopfte und sie zitternd „Herein!“ rief und ein Mädchen erschien mit schlanker Gestalt und blonden goldigen Haaren und rothen lachenden Lippen, wie — wie auf dem Bild da!

Nun, es kam so. Frau Adelheid Barbo hat es ja von ihm selbst gehört — von Arthur Waldau, und hat sie ja selbst gesehen, gesehen und gesprochen und geherzt und geküßt und mit ihren Thränen benetzt diese schöne Magdalena da auf dem Bild, nein, nicht auf dem Bild, in Wahrheit und Wirklichkeit, in wirklicher Wahrheit.

Arthur Waldau war der Sohn eines Zimmermalers und Magdalena Bernhard war die Tochter eines Bildschnitzers. Die Häuschen der Eltern stießen aneinander, wie die Kunst derselben sich nachbarlich berührte. Wenn der alte Waldau ein erhabenes Ornament für die Mitte einer Zimmerdecke brauchte, oder eine Rose, in deren Tiefe man einen Haken für einen Kronleuchter einschrauben wollte, so schnitzte der alte Bernhard das Ornament und die Rose. Wenn der alte Bernhard ein Kreuz für einen frommen Hausvater geschnitzt, oder ein Heiligenbild für die Kirche des Städtchens, so hüllte der alte Waldau mit den glänzendsten Farben Kreuz und Christus ein und zog mit hellem Blau und Roth die heiligen Gestalten an. Und der junge Waldau

und die junge Bernhard sahen den Vätern zu und wenn sie mit einander spielten, so spielten sie reiche Leute in schön gemalten Zimmern mit geschnitzten Möbeln und vergoldeten Leuchtern, Magdalena spielte das so gern, — oder sie spielten auf Heilige und stellten Kirchenbilder. Arthur Waldau liebte das so sehr und stellte einmal ein Bild, das er nie vergessen konnte. Es war Magdalena vor Christus und Magdalena Bernhard kniete vor Arthur Waldau und war Magdalena vor Christus. Sie hatte ihre schönen blonden Haare aufgelöst und hatte die Hände in dem Schooß gefaltet und wie sie das Haupt senkte, da lachte der rosige Mund und aus den dunkeln Augen fielen große Thränen. Aber Arthur hielt die Hand erhoben und sagte mit heiligem Ernst: „Wer unter Euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" Er war damals vierzehn Jahre und Magdalena zwölf Jahre alt. Und als er sechszehn Jahre zählte, zählte Magdalena vierzehn. Der alte Bernhard starb und der alte Freund Waldau verkaufte das Häuschen und Alles, was darin war. Das kleine Vermögen legte er in die Hand des Mädchens und ließ sie ziehen, wohin das Herz sie zog, nach der großen Stadt, in's gewaltige Leben. „Dort kann ich Nadel und Stickrahmen und Alles, was ich gelernt, nützen, sagte Magdalena und zog leichten Sinnes und frohen Herzens davon. „Und wenn ich reich bin —" sagte sie hinterm Stadtthor, bis wohin Arthur schweigend sie begleitet, — „wenn ich reich bin und schöne Kleider habe und eine prächtige Wohnung, gemalt so schön, wie Dein Vater sie malt, „dann werd' ich es Dir sagen, Arthur! Dann wirst Du kommen und wir werden uns lieb haben wie heute und werden als reiche Leute leben, wie sie wirklich leben und nicht, wie wir es uns dachten, wenn wir spielten." Arthur lächelte, wie so neckende Träume über die rothen Lippen huschten und die Augen dabei glänzten und die Wangen erglühten. Er lächelte, drückte die weiße, weiche Hand und sagte ihr zum Abschied: „Behalte mich lieb!"

So schieden sie und sahen durch zehn lange Jahre sich nicht wieder. Magdalena schrieb an Arthur lange, lange Briefe, erzählte ihm von der großen Stadt und den Herrlichkeiten derselben. In einem Geschäft — es wäre ein Märchen, fügte sie bei, wollte ich Dir die Zahl der Spiegel, die Zahl der herrlichen Räume nennen, in denen das Licht des Tages und die Beleuchtung der Nacht im vollen Glanze erscheinen, um die Farben, ihr Licht und ihren Schatten, ihre Falten und ihre Glätte zu prüfen, — in einem solchen Geschäft arbeite ich und sticke ein Kleid, ich weiß nicht für eine Prinzessin oder für eine — in der herrlichen Stadt, mein Arthur, leben nämlich Damen, die nicht Frauen sind und nicht Mädchen, im herrlichsten Glanz, den ihnen die Liebe gewährt. Sie haben Alles, was sie wünschen und begehren, und was Kostbares die Welt erzeugt, liegt ihnen zu Füßen. Sie sollen sehr glücklich sein! Schön, das weiß ich schon, sind sie!

So plauderte in ihren Briefen das Mädchen und bestellte die Grüße einer alten Verwandten, bei der sie lebe und die des kleinen Städtchens sich kaum mehr erinnere und auch nicht des alten Herrn Waldau und — denke

Dir nur, nicht einmal weiß, daß Waldau einen Sohn hat, einen Arthur, meinen Arthur!

Das schrieb das Mädchen und als ein Jahr vorüberging und dann ein zweites — die Zeit ist ein gar schneller Geselle, da schrieb sie nur noch, daß die alte Dame, bei der sie bis jetzt gelebt, gestorben — es war sehr traurig, mit ihr zu leben, in einem engen, kleinen Stübchen mit altem, gebrechlichem Hausrath und oben, hoch oben über den Dächern, unter denen die andern Menschen wohnen, die glücklicher sind als die Armen — und dann schrieb sie nicht mehr, als ob sie des kleinen Städtchens sich kaum mehr erinnere und auch nicht des alten Herrn Waldau und — „denken Sie nur, Frau Adelheid Barbo," sagte Arthur, als er ihr seine Geschichte und die Geschichte Magdalenens erzählte, „und nicht einmal wußte, daß Waldau einen Sohn hat, einen Arthur, ihren Arthur! —"

„Und so waren wir, meine liebe Freundin, vergessen," sagte Arthur, — „das Städtchen, mein Vater und ich." Doch das Leben ist rechthaberisch und herrisch! Wer vergißt, der wird vergessen und wer nicht mit uns lebt, der lebt uns eben gar nicht! Und so war's mit Magdalene. Keiner frug mehr nach ihr, keiner dachte an sie und nur dieser Arthur Waldau, wenn er neben den Ornamenten und Mustern, die er seinem Vater zeichnete und ausschnitt, Zeit für seine eigenen Bilder gewann, malte Magdalenens Gesicht in alle Gesichter, die er eben malte. Und so vergaß er die schöne Gestalt nicht, die blonden, goldglänzenden Haare, die dunkeln Augen nicht und, Du mein lieber Gott, auch die rothen Lippen nicht, die stets so lachend sich über den weißen Zähnen öffneten, als ob sie geküßt hätten oder als ob sie küssen wollten. „Sehen Sie den Christus dort auf der Staffelei, wie er ruhig die Hand zum Segen über die schöne Sünderin erhebt. Er ist eine Lüge. Ich habe, ein greulicher Ketzer, mein eigen Gesicht in diesen Christus gemalt und die Fehler der Natur verbessert, auf daß es die Menschen, die mich kennen, nicht gleich merken. Aber ich bin ein arger Sünder, liebe Frau Adelheid, und in diesem Herzen da wühlt und stürmt es und oft hör' ich's rufen, wenn mich ein süßer Traum beschleicht; Magdalena! Und mir ist, wenn ich erwache, als hätt' ich sie in meinen Armen gehalten, als hätt' ich sie an meine Brust gedrückt und ihre Lippen wund geküßt! Das kommt so mit den Jahren, denn als ich vierzehn Jahre alt war, da war es nicht so! Doch daß Sie mein schwaches Herz ganz erkennen — hören Sie nur. Als mir angst und bange wurde um mein Leben daheim in der kleinen Stadt, in dem kleinen Häuschen des Vaters und unter Ornamenten und Wandmustern, die mir folgten, wo ich ging, und mich mit ihren hohlen Augen anglotzten in Tag und Nacht, da zog auch ich aus der kleinen Stadt. Mein Vater hat redlich gearbeitet, redlich verdient und brauchte keine Stütze. Er ließ mich ziehen und ich zog aus und kam hieher. Doch mich kümmerte nicht die große Stadt, ich suchte das Leben nicht, wenn mir auch Lust des Lebens war, was ich suchte: Magdalena! In einem großen Geschäft, dacht' ich, da stickt sie an

einem Kleid für eine Prinzessin — ach, Du lieber Gott, darüber sind ja fast zehn Jahre hingegangen und das Kleid wird wohl schon fertig sein. Und an den großen Geschäften schlich ich vorbei bis in die letzten Straßen der Stadt, wo die Luft freier, die Miethe billiger und das Wasser, das man trinkt, reiner ist. Da kann sie sein! Doch sie war nicht da. Und Sorge beschlich mich, daß sie vielleicht darbe und in Noth gerathen sei. Und über die Thore der Stadt schlich ich hinaus und kam suchend und fragend bis in die Wallstraße. Doch sie wohnte nicht im ersten Haus und nicht in der ersten Hütte. Sie wohnte nicht im zweiten und nicht im dritten, ich aber sank müde im letzten Haus, in Ihre Arme."

„Nein, Herr Arthur," meinte Frau Adelheid Barbo, als sie der Geschichte sich erinnerte und sich wieder erzählte — „nein, Herr Arthur, sagte ich — in einen Stuhl! Denn sie waren müde und ich, Du lieber Gott, diese Arme sind so schwach und ich — nein, das hab' ich nicht gesagt, denn mir kamen, wie ich ihn ansah, den schönen Arthur — mir kamen — Thränen!"

Frau Adelheid Barbo weinte, wie sie das so wieder dachte, und strickte die Thränen in ihren Strumpf hinein mit ihren Gedanken und sah hinaus über die Dächer des Bahnhofs hinweg in die blaue Luft und die blauen Berge, die fern und von fern die mächtige Stadt betrachteten und ihren Rauch und Ruß und ihren Staub und Dunst, der sich fortwälzte durch die Straßen, über die Straßen hinaus, bis hinaus über das Thor in die Wallstraße, in ihre Gärten und Gärtchen bis zu den Blumen, die ängstlich und eingeknickt an dem Rande der ersten Wiesen und Felder blühten.

„Das hat ihn krank gemacht!" seufzte die gutherzige Frau, — „der Rauch und der Ruß, der Staub und Dunst und das Treppensteigen und das Laufen nach der Akademie durch Schnee und Regen und Wind und dann sein Fleiß, mit dem er sein erstes großes Bild malte, seine Magdalena vor Christus, und wieder malte, damit er das Eine zur Ausstellung senden, das Andre aber, er ist ein Schwärmer, dieser Arthur, behalten könne für — sie! Nein, Frau Adelheid Barbo, hat er damals gelacht; wenn — wenn — nun wenn ich meine Magdalena wiederfinde. Sie wird in die Ausstellung gehen, wird die Bilder betrachten, wird meine Magdalena vor Christus finden, sich selbst und mich und wird fragen nach Arthur Waldau, der das Bild gemalt, wird sich erkundigen, wo er wohnt und wird kommen! Sie wird kommen das schöne Mädchen, das ja heute schöner sein muß, viel schöner als meine Magdalena, denn heute ist sie zwanzig, nein einundzwanzig, ach ich weiß es nicht, wieviel Jahre alt und als ich sie das letzte Mal sah, war sie kaum vierzehn Jahre. Die Jahre reifen Alles und was schön war, das reift in seiner Schönheit!"

So sprach er damals und legte sich hin und wurde krank. Da hörte der Kranke, daß sein Bild verkauft sei. Eine schöne Dame habe das Bild gekauft, die, wenn sie die büßende Magdalena betrachtete, wie in einem Spiegel ihr eigen Bild erkannte. Es giebt so viele Sünderinnen, hat Arthur gesagt,

und jede möchte so schön sein, wie Magdalena! Dann war er in die Kissen zurückgesunken und frug wie im Traum, ob sie noch nicht gekommen, Magdalene, seine Magdalene?

„Und ich wachte über ihn —“ sagte Frau Adelheid Barbo und nickte mit dem kleinen Köpfchen — „und hütete seinen Schlaf und lauschte an der Thür, ob nicht Jemand komme und an die Thür klopfe und nach Arthur Waldau fragen würde? Und sieh, es klopfte einst, und ich eilte zur Thür und rief ‚Magdalena‘ und schrak zurück. Ein kleiner, niedlicher Herr stand vor mir, mit grauen Haaren und einem feinen, blassen Gesicht. Unter dichten Augenbrauen blitzten zwei helle blaue Augen und um die Lippen zuckte es wie Lachen und Lächeln. Doch er lachte nicht. Er stöhnte und seufzte und schalt auf die Menschen, die so hohe Häuser bauen, und auf die Menschen, die so hoch wohnen. Und wie er mich sah und rufen hörte, fächelte er Luft sich zu mit einem feinen, duftenden Tuche und rief — mein Gott, ich weinte, als ich die sanfte Stimme hörte, die da wie Donner und Blitz reden wollte: — Nichts da Magdalena! Professor Doctor Führich. Sie sind Frau Adelheid Barbo? Gut! Herr Arthur Waldau wohnt bei Ihnen? Sehr gut!

„Und so trat er ein, der berühmteste Arzt der Stadt, der Doctor der Fürsten und Millionäre. Und trat an das Bett des Kranken und sah ihn lächelnd an und lauschte auf seinen Athem und strich ihm über die braunen Locken. Dann nickte er mit dem Kopfe, schritt auf den Fußspitzen hinaus, den Schlafenden nicht zu wecken, und sagte zu mir: Ein schwerer Fall, — aber er wird sich bessern. Ich werde wieder kommen. Morgen, morgen und übermorgen und alle Tage! Ruhe ist nothwendig, Ruhe! Er wird wieder gesund werden. Ich werde ihn gesund machen. Ich und eine schöne Frau, die mich zu ihm gesandt. Eine Magdalena, weinen Sie nicht, Frau Adelheid Barbo, und verrathen Sie mich nicht. Ich komme auch ohne diese Magdalena. Ein schöner Bursche, dieser Arthur! Er gefällt mir und ich liebe ihn!

„Er ging, der große berühmte Mann, und als ich ihn wiedersah am andern Tage war ich froh. Er ist so gut, dieser große Doctor Führich, und liebt meinen Arthur und Arthur lacht so fröhlich, wenn er ihm erzählt, daß er selbst lungenleidend sei und eine Herzerweiterung habe und nicht schlafen könne. Er lacht, wenn ihm Dr. Führich von seinen Leiden erzählt.“

Und ich bin dabei so gesund, lachte Arthur und kümmere mich nicht um meine Lungen und mein Herz! Schwach bin ich, Doctor, so schwach manchmal, aber ich schlafe, das wird mich gesund machen. Ich schlafe und träume!

Und träume, sagte Dr. Führich, von Ihrer schönen Beschützerin und Gönnerin, die sich in Ihrer Magdalena erkannte und über diese hinaus in den schönen Christuskopf, der diese Magdalena gemalt, verliebte.

Nein, Doctor, eine schöne Frau sieht sich in jedem schönen Bilde wieder. Und wenn Ihre schöne Magdalena, meine Beschützerin und Gönnerin, wie

Sie sagen, sich in den Christus verliebte, so mag sie zu ihm beten, nie den Maler zu sehn, der ihn bleich und elend, mit blassen Wangen und zitternden Händen in der Fülle der Jugend und Kraft malte.

Entsetzlich! rief da der Doctor aus. Die schönste Frau, für deren Gunst man Vermögen verschwendet, ist ihm eine schöne Frau, die sich in jedem Bilde wiedersieht. Dann ist jener Christus mit seinen treuen, ehrlichen Augen eine Lüge, da der, der sich in ihm malte, falsch und ungetreu, hart und undankbar im Herzen ist. Diese herrliche Frau sandte ihm den berühmtesten Arzt der Stadt, des Landes und Reiches zur Pflege, frägt jeden Tag diesen Arzt über das Befinden ihres Schützlings, kauft seine Bilder und er wünscht ihr ein frommes Gebet, daß sie nicht an ihn denke. Diese Frau sendet ihm einen weichen Teppich, doch nein, der Teppich ist von mir, ich will mich nicht verleugnen, — den herrlichsten Bordeaux und die rundesten Kapaunen, doch ich darf ja nichts verrathen, — der Bordeaux ist übrigens aus meinem Keller und die Kapaunen, aus meiner Küche — er aber nennt sie eine Frau, die sich in jedem Bilde sieht und wünscht ihr ein Gebet. — Weinen Sie, Frau Adelheid Barbo, denn sonst weine ich über den Undankbaren, Hartherzigen, Falschen und Ungetreuen.

So scherzte der gute Doctor und verrieth am ersten Tage, was er nicht verrathen sollte, und verrieth alle Tage mehr, daß Arthur ihm schon zürnte und den weichen Teppich nicht mehr wollte und von dem Bordeaux nichts mehr trank und die Kapaunen und Hühner ihm nicht mehr schmeckten. Aber Dr. Führich legte ihm den Arm unter das Haupt und hob ihn in die Höhe und drückte ihn an sein Herz und sagte ihm leise in's Ohr: „Sei gut, mein Sohn, und störe die Menschen nicht, wenn sie Gutes thun. Frage bei allem Uebel, warum? auf daß Du verzeihen kannst, doch frage bei allem Guten nicht darnach, auf daß Du nicht irre wirst am Menschenherzen!“

Es war ein erfahrener, weiser Mann, dieser Dr. Führich und oft mehr ein Priester als ein Arzt und Heiland dem Kummer des Herzens, der so oft allein den Leib elend macht. Und dann ging er, mein weiser Doctor, und wenn Arthur ihn lächelnd grüßte, dann sagte er zu mir: Er wird gesund werden!

Und er wurde gesund, langsam, ganz langsam und erst nach einem Tage, an dem Dr. Führich nicht gekommen, aber sie, die er erwartet und ersehnt und um die er krank war an Leib und Seele. Zitternd huschten die letzten Sonnenstrahlen durch die Fenster und leise rauschend und flüsternd zog der Abendwind über die Dächer und in die Fenster und trug die kühle Luft in die Enge der Stuben. Da saß sie wie immer am Fenster die gute Frau und horchte nach der andern Stube und freute sich unter Thränen, wenn sie die stillen, ruhigen Athemzüge des Kranken hörte, der träumend in die Dämmerung hinüberschlief. Und wie er schlief und Frau Adelheid Barbo lauschte, da klopfte es leise an die Thür. Leise öffnete sich dann die Thür und ein Mädchen trat herein, in einfachem, schwarzem Kleide die herrliche

Gestalt umhüllt und die schönen blonden, goldglänzenden Haare von einem schwarzen Schleier durchschlungen. Dunkle braune Augen sahen lachend unter den feingezogenen Brauen und langen Wimpern hervor und lächelnd öffnete über weißen Zähnen sich ein rother Mund, so süß und sehnend, als ob er geküßt und nach Küssen sich sehne.

„Magdalena!“ zitterte es über die Lippen von Frau Adelheid. „Er hat Dich erwartet, mein Kind, er erwartet Dich noch und wußte, daß Du ihn suchen, daß Du ihn finden wirst und daß Du kommen wirst.“

„Und ich komme, nachdem ich ihn gesucht, und nachdem ich ihn gefunden!“ sagte Magdalena und drückte die Hände der guten Frau und schritt mit ihr durch's Zimmer leise, ganz leise und trat in das zweite Zimmer an das Bett und sah in das Angesicht des Freundes ihrer Kindheit und lächelte, als sie dachte, wie sie „reiche Leute“ gespielt, und weinte, als sie ihn so blaß und mit so durchsichtigen Wangen wiedersah. Dann trat sie zu ihm ganz nahe, leise ganz nahe und neigte sich über sein Haupt und küßte mit den rothen Lippen die blasse Stirn. Da aber breitete der Kranke seine Arme aus, zog sie zu sich nieder an sein Herz und küßte mit den fieberglühenden Lippen den Mund des Mädchens und hauchte, ohne die Augen zu öffnen und so, als wär's im Traum: „Magdalena! Ich wußte es ja, daß sie mich suchen und finden, und daß Du dann kommen wirst!“

Klarer hing die Luft über den Bergen und Thälern, und in den zitternden Nebelstreifen von Bach und Bächlein spielten die Strahlen der Sonne. Frühling war's und der Bauer freute sich der Zeit und segnete die fröhliche Aussaat in sorgenden Gedanken an herrliche Ernte.

Frühling war's und der Städter dachte mit Hast der Mühen des Tages und eilte hinaus vor Thür und Thor, wenn der Abend kam, den Himmel zu grüßen, den ihm der Tag verhüllte, den Duft der Wiesen und Wälder zu genießen, den ihm der Qualm der Rauchfänge so lange verbarg. Frühling war's und fern in der Wallstraße grub der Gärtner den Garten seines Häuschens um, und pflanzte grüne Sprossen und streute Samen für Blumen und Früchte. Neben ihm öffneten sich die Fenster in den langen Reihen der großen Zinshäuser und manch einer der gewaltigen Riesen ließ sich's gefallen, wenn der Maurer mit Kelle und Pinsel ein neues Kleid über den abbröckelnden Körper zog.

Da saß auch hoch oben über den Hütten und Häuschen in ihrer Zinsburg Frau Adelheid und lauschte dem Athemzuge ihres Arthurs und dachte seiner Geschichte und der Geschichte seiner Magdalena und des herrlichen Doctor Führich und der schönen unbekannten Frau, die ihn gesandt. Der röthliche Schein der Abendsonne erglänzte auf ihrem weißen Strumpf, auf ihren blassen Wangen und in ihren dünnen grauen Locken und Scheiteln. Da aber klopft es an der Thür, leise, ganz leise, und leise, ganz leise öffnet sich die Thür und, wie wenn aus umwölktem Himmel der Mond im eitlen Glanz hervortritt und

seine Strahlen in unsere Träume spinnt, so tritt ein Mädchen ein, schwebt mit leichtem Schritt durch das Zimmer, drückt Frau Adelheid Barbo die Hand und fragt leise, ganz leise:

„War der Doctor schon da?"

„Ja, Magdalena!" lächelte Frau Adelheid.

„Und wird er nicht mehr kommen?"

„Nein, Magdalena, heute nicht mehr!" beruhigte Frau Adelheid die sorglich Fragende.

„Doch es geht gut, Frau Adelheid?"

„Gut, meine liebe Magdalena, und er wird gesund werden, morgen, übermorgen, bald!" Mehr vermag sie nicht zu sprechen.

Doch das Mädchen blickt in's Weite, hinaus in die sinkende Sonne, hinaus in die rosige Gluth des Himmels und der Erde und saugt mit halb geöffneten Lippen in langen, schweren Athemzügen die Luft ein, daß die Brust sich hebt und senkt und spricht nur, was sie gehört: „Er wird gesund werden morgen, übermorgen, bald!"

Wie schön sie war! In glatten Scheiteln umrahmte das blonde, goldige Haar die helle, weiße Stirn und schlang sich im Nacken mit breiten Zöpfen zu einem losen Knoten. Doch wie neckend und widerspenstig stahl sich hier manche Locke hervor, ringelte sich über den Nacken auf die zitternde Brust, und lockerte die glatten Scheitel, wie ein Windhauch die glatte Fläche des Sees mit spielenden Wellen kräuselt. Unter den dunkeln Brauen, unter den langen Wimpern leuchtete ein dunkles Auge hervor, das in seinem Blick wie süße Sehnsucht schien und oft wie zärtliches Gewähren. Ein schwarzes Kleid ohne Schmuck und Falte umschloß den schlanken Leib, der, wie in Liebe von einem Künstler gedacht, voll und üppig wie Marmor, die Jugend selber schien, die das ganze, herrliche Wesen umstrahlte.

Lächelnd sah ihr Frau Adelheid Barbo in's Gesicht und keine Thräne verhüllte vor solchem Bilde ihren Blick. Lächelnd huschte der rosige Strahl der untergehenden Sonne darüber und spielte grüßend und küssend in dem goldigen Haar, wie draußen, fern in den Wiesen und Wäldern mit Blumen und Blüthen. Nein! Das Bildniß ist kein Bild einer Sünderin! Wenn sie liebt, kann sie nicht sündigen, und wenn sie sündigt, wird die Lust zur Liebe und die Liebe des Menschenherzens ist Gottes Segen.

So lockte es auch das Herz des jungen Malers, der da im andern Zimmer im Lehnstuhl saß und leise mit seinen Träumen eingeschlummert war. So lockte es ihn und wenn sie kam, die schöne Freundin seiner Jugend, da war er gesund, und wenn sie ging, da eilte er an seine Staffelei und malte seine Magdalena vor Christus und immer sanfter wurde das Gesicht der heiligen Sünderin und immer heller ihre Stirn und dunkler, und wie Sehnsucht und Hoffen ihr Blick. Schon waren die Thränen aus dem Auge verschwunden und glückseliges Lächeln zog um die rothen Lippen, die einst Schmerz und Gram und Schuld und Scham zusammenpreßten und zittern machten wie die

Thränen, die über die blassen Wangen fielen. So hatte er sie einst gemalt und auf jenem Bilde, das eine schöne Frau gekauft, weil sie in der Schönheit des Weibes und ihrer Sünde wie in einem Spiegel sich selbst erkannte. Doch leise Röthe zitterte jetzt auf den Wangen der Magdalena vor Christus in seinem Zimmer und wie lächelnd der Mund sich öffnete und die Hände zum Beten sich falteten und nicht wie einst im Schooß schlaff herabhängend kaum in ihrem Zittern und Bangen sich selber kannten, da war die Magdalena vor Christus wie die Liebe, die segnend der Heiland grüßt und nicht der Sünde gleich, der Gottessohn den schwachen Menschenherzen nachfühlend, Verzeihung spendete, Trost und Schutz. Und wie ein Spiegel war das Bild so allmählich und langsam mit den Tagen geworden, in denen Magdalena den Freund ihrer Kindheit grüßte, wie ein Spiegel, aus dem das Bildniß zurückstrahlte des schönen Mädchens, das dastand im Glanz der Abendröthe und leise seufzte: „Und Frühling ist's!“

Da regte sich auch im andern Zimmer der Träumer. Ihm war, als stünde Magdalena vor ihm und zärtlich hielt er ihre weiße, warme Hand. Da aber wurde die Hand in der seinen kälter und kälter und wie er aufblickte, war es nicht Magdalenens Hand. Es war die Hand jener schönen Frau, die sein Bild gekauft und dann den berühmten Arzt geschickt und die für ihn sorgte und ihn pflegte wie eine Mutter den Sohn — nein, nein! Eine Mutter hütet den Sohn und sitzt an seinem Bette und bewacht seinen Schlaf und wenn er im Traume seufzt und weint, dann weckt sie ihn mit sanftem Kuß und läßt ihn an ihrer treuen Brust wieder schlafen. Jene schöne Frau aber sorgt für ihn und pflegt ihn wie die Geliebte den Liebsten des Herzens pflegt — nein! nein! Auch das ist's nicht! Wer da liebt, der trennt sich nicht von unserm Schmerz, der theilt unser Leid, und wenn wir weinen, da weint die Geliebte und wenn wir trauern, versinkt auch sie in Trauer. Wie traurig sah ihn Magdalena an, als sie ihn das erste Mal wiedersah. Wie traurig war sie, als sie dann wiederkam und seit Wochen fast alle Tage wieder gekommen war. Und wie wurde sie heiter, als er das erste Mal lachte, wie glückselig, als er das erste Mal sagte, daß er so glücklich und so glückselig sich fühle. Und das hat er ihr gesagt, so oft in den eilenden Tagen und hat es ihr in seinem Traum gesagt. Er hatte ihre Hände ergriffen und wenn er sie zärtlich drückte, ihr bekannt, daß ihn die Liebe gesund gemacht. Doch da waren ihre Hände kalt geworden und seine Hände froren, daß er aufblickte und ach — er hatte die Hände jener Frau in seinen Händen, die er nicht kannte, die er nicht liebte, die er fürchtete und er wußte nicht warum — vor der ihm graute. Was führt dieses Weib ihm entgegen? Liebe ist es nicht. Wer liebt, will hören, sehen, küssen. Seine Magdalena liebt ihn. Sie kam zu ihm, sie sah ihn, sie hörte ihn sprechen, sie — doch dieses Weib mit den kalten Händen in seinen kalten Händen gleicht seiner Magdalena! Sie hat darum das Bild gekauft. — Nein, nein! Nicht darum! Sie gleicht der Sünde in dem Bilde und das hat die Eitelkeit verlockt. Doch horch!

Was weiß dies Weib mit den kalten Händen in seiner kalten Hand von Magdalena, von Magdalenens Jugend? Ich sagte es Dir ja, Arthur —" so spricht das Weib, „ich sagte es Dir ja, daß Du kommen sollst, wenn ich reich bin und alle Herrlichkeit der Welt mich umgiebt. Wir haben „reiche Leute" gespielt, weißt Du noch? oben in der Dachkammer im Haus meines Vaters, wo die Kleider der Mutter aufbewahrt waren und die der Großmutter! Warum kommst Du nicht, Arthur? Ich erwarte Dich! Du liebst mich ja! —" So spricht das schöne Weib, langsam, langsam spricht sie es, daß es eine Ewigkeit scheint, eh' sie ausgesprochen und so hohl spricht sie es, als wie aus einem Grabe und Magdalena hat so süße Worte und spricht jedes Wort so süß! Schon will er die kalten Hände, die in ihren kalten Händen erstarrt, ihr entreißen, doch er kann nicht. Da aber sagt sie ihm, die entsetzliche Gestalt: „Du liebst mich ja!" und das giebt ihm Kraft, den Traum zu brechen, den Schlaf, der ihn beschlichen. „Nein, nein!" ruft er aus und wie er donnernd und grollend dem Weib es zugerufen, — erwacht er!

Das Fenster, an dem er gesessen, um die scheidende Sonne zu sehen, stand noch offen. Die Sonne war hinunter gesunken hinter die Berge und Bergspitzen und leise Röthe zitterte noch auf den Höhen. Doch Frühling war es erst und die Blumen auf den Feldern und die Blüthen an den Bäumen schlossen ihre Kelche und hüllten sich ein, daß sie die kühle Nacht nicht schauen. Sie kam schon dahergezogen mit frischem, feuchtem Lufthauch und kühl wehte es von den Bergen herab über die Felder und Wiesen zu den Häusern und Straßen. Das traf auch ihn, den Schläfer und Träumer, und wie er die Hände, im Schauen ganz verloren, gefaltet hatte, war er entschlafen und hatte geschlafen, bis feucht und kühl der Abend kam und dann auf seinen Flügeln auch die Nacht. Wie kalt waren seine Hände schon und wie zitterte sein Herz im schnellen Schlagen. „Nein! nein!" hat er gerufen, so laut und zürnend, so donnernd und grollend. „Was war's? — Ein Traum! — Doch gerufen hab' ich so laut und zürnend, ich bin erwacht darüber. — Hat mich Niemand gehört? Ist Niemand da?"

So erhebt sich Arthur und schiebt den feinen weichen Teppich bei Seite, daß sein Fuß ihn nicht betrete — seine Hände sind so eisig kalt von den Händen des schönen Weibes, das diesen Teppich ihm gesendet, er weiß es, sie hat es gethan, nicht Dr. Führich — und eilt zur Thür. Doch eh' er sie erreicht, wird sie geöffnet. Zwei Arme strecken sich zärtlich ihm entgegen und eh' er's ahnt, schlägt sein Herz an der Brust des geliebten Mädchens, das da kam und immer wieder kam, um ihn zu sehen, zu hören und zu küssen. Sie liebt ihn ja und er liebt sie von ganzem Herzen und Lieb ist Lust und Leid, doch was sie ist, sie ist der Götter Geschenk dem Menschenherzen.

„Du hast so süß geschlafen! —" sagte Magdalene, als sie ihn an ihre Seite niederzog.

„Und so entsetzlich geträumt!" entgegnete Arthur und schob mit Abscheu

den duftenden, funkelnden Wein zurück, den Frau Adelheid Barbo ihm eingeschenkt, und schob die ausgesuchten Speisen zurück, die sie ihm vorsetzte.

„O nichts davon!“ fuhr er auf, und seine Lippen zitterten, — „nichts davon! — Was auch Dr. Führich sagt, er kommt von ihr, dieser edle Wein und von ihr kommen diese Speisen. Ich weiß auch, er kommt auf ihren Wunsch, dieser gute, treue, edle Doctor! Doch er ist ein Mensch und kann sagen, ich bin rein und ihre Hand hat mich nicht berührt. Ich bin nicht von dem Gelde bezahlt, das Schmach und Schande verdient und ihre Lippen — O mir graut vor diesem Weibe und ihrer Sorge!“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er den finstern Traum verscheuchen, der solche Gedanken geboren und blickte mit den dunkeln Augen wie grollend vor sich hin. Magdalena hielt die Hände gefaltet in dem Schooß und hatte das Haupt gesenkt, als wollte sie den dunklen Schatten, die schon durch's Zimmer zogen, verbergen, wie bange Blässe ihre Wangen bleichte und wie die Lippen wehmüthig zuckten und der Busen unter dem Pochen des Herzens sich hob und senkte. Arthur aber raffte sich auf und erzählte, erzählte so kalt und gleichgiltig, so hart und herzdurchbohrend, wie wenn ein Hammer auf den Ambos niederschlägt und sich hebt und senkt und im Heben und Senken zerbröckelt, was unter ihm.

„Ich weiß, wer sie ist, diese kunstsinnige Frau, die in jedem Bilde sich sucht, in dem die Schönheit die Sünde heiligt. Die Fremde, wie sie nun kommen und gehen, seitdem ich wieder genesen, haben es mir erzählt. Ich kenne diese Welt hier noch zu wenig, und vieles, was ich hörte, konnt' ich mir früher nicht erklären. Daß das Elend zu Hause ist, wo der Mensch zu Hause, das hab' ich wohl gewußt, daß Sorge und Kummer gedeiht, wo wir lieben oder hassen, hab' ich mir schon lang gedacht; auch daß wir schwach und sündhaft sind, hab' ich erfahren.“

Er lächelte, wie er so träumte, und legte den Arm um Magdalenens Schulter, zog sie an sein Herz und küßte ihre weiße Stirn. Dann faßte er ihre Hand und es schien wohl, als wollte er sie fragen, ob sie seine Liebe und seine bange Sehnsucht auch für Schwäche nahm und für des Menschen Sündhaftigkeit? Wie das Mädchen ihn da ansah, zitterte eine Thräne in ihrem Blick und als sie die Hand in seiner Hand, das Haupt an seiner Brust verbarg, seufzte sie: „daß wir schwach und sündhaft sind, hab' ich erfahren!“

Da aber flog helle Röthe über Arthurs Wangen und zitternd fuhr er fort: „Doch daß die Sünde der Erde Glück und Segen hoffen darf und halten kann, das hab' ich noch nicht gewußt, und das ist ein Fluch des Menschen. Sie aber hat's gethan; sie thut es noch die Frau, um deren Gunst man mich beneidet und deren Gold in meinen Fingern brennt, daß ich wie eine Schmach und eine Sünde jeden Strich an meinem Bilde fühle, weil er sie entzückt und ihr meine Arbeit zur Freude gedieh. O, ich hasse diese Frau, denn was sie lieben mag, ist Lust, und was ihr gefällt, Laune, oder Reiz zur Lust. Wer ist sie? Was ist sie? Frau? Mädchen? Braut?

Mutter? Nein! Geliebte eines Fürsten, eines Wucherers oder Millionärs, eines Komödianten und so weiter. O, wer das auszudenken vermöchte: Ein Fürst, ein Wucherer, ein Komödiant und eine Diana! Worte sind es — doch Worte, die zusammen wie ein Fluch klingen.

Was bin ich diesem Weibe, daß sie nach meinem Dasein forscht und meinem Glück und meiner Noth? Was ist mir das Weib, daß es sich in meine Träume schleicht und mir sagt, daß ich kommen soll, da sie reich sei und alle Herrlichkeit der Welt sie umgiebt, daß sie mit mir gespielt, — weißt Du es noch Magdalena — „reiche Leute" gespielt oben in der Dachkammer im Haus ihres Vaters, wo die Kleider der Mutter aufbewahrt und der Großmutter. Daß sie mich liebt und daß ich —"

Da bricht er ab und hält, wie aus dem Traum erwachend inne und blickt um sich, ob er denn wache oder ob er träume, denn seine Hand ist eiskalt und eiskalt ist die Hand, die er hält, wie er sie gehalten im Traum, in jenem häßlichen Traum, den er geträumt. Dann blickt er auf das Mädchen, das blaß und bleich an seiner Brust lehnt und wie er ihr Haupt mit Zärtlichkeit erhebt und auf die geschlossenen Augen blickt und auf die zitternden bleichen Lippen, da flüstert er sorgend und klagend dem Mädchen zu: „Bist Du krank, Magdalena?"

Doch wie er sich niederbeugt mit seinen glühend heißen Lippen und die bleichen, zitternden Lippen des Mädchens küssen will, da fährt sie auf, entwindet sich seinen Armen und ruft voll Hast und Angst und voll Scham und Züchtigkeit:

„Wie spät es schon geworden! Die Nacht bricht an! Ich muß fort — mein Weg ist groß!"

Sie hat schon das Tuch um das blonde Haar geschlungen. Sie reicht Frau Adelheid Barbo die Hand und wie ihr Arthur die Hände zum Abschied entgegenhält, stürzt sie an seine Brust und weint: „Finster ist es und ich fürchte mich!"

„Es ist kaum acht Uhr!" tröstete Frau Adelheid Barbo das zitternde Mädchen, wie sie sie zur Thür geleitete und noch einmal herzte und küßte. „Es ist kaum acht Uhr, und hunderttausend Leben noch auf den Straßen, denn die Luft ist mild und — Magdalena! Frühling ist!"

So schied das blonde, schöne Mädchen und zwischen Thränen und Lächeln grüßte sie noch einmal in die Thür zurück: „Und Frühling ist's!"

Warm fiel die dunkle Nacht vom Himmel und zitternd erglänzten die Sterne im hellen Licht. Leise zog ein blüthenduftiger Wind durch die Straßen selbst der Stadt und spielte mit den Zweigen und Blättern der Bäume, die ihre Straßen und Plätze schmückten, und neigte und beugte die Blumen und Sträucher, die da in vollem Blüthenprangen sich öffneten. Dann zog er säuselnd dahin zur grünen Au, und die herrlichen Straßen, die sie umgaben und in ihr mündeten. Palast stand an Palast und heimliche Stille umgab

den Reichthum, der hier wohnte. Unter Bäumen und Blumen und Schatten und Geheimnissen stand ein schmucklos Haus, wie ein Traum der Berge und Thäler in das Geräusch der Stadt entrückt. Es war so stolz und mächtig, daß selbst die gewaltigen Nachbarn es nicht erdrückten und doch war es für Eine allein und wie allein für Einen. Die Fenster waren geschlossen und hinter den Fenstern fielen schwere Vorhänge herab, daß nur selten ein Strahl des Lichtes auf die Straße fiel, wie glänzend hell auch alle Räume beleuchtet.

Ueber breite Marmorstufen waren die Gäste schon hinaufgestiegen und hatten sich versammelt in dem schönen Saal mit seinen herrlichen Bildern und seinen klassischen Marmorgestalten aus Italien vom Fürsten Camille gesandt. In vollem Glanze strahlten die Luster und Armleuchter und die Diener standen da wie alle Tage, ob der Saal die Gäste nicht fassen konnte, wie oft, oder ob ein einziger Gast sich eingefunden. Nur drei Gäste saßen diesmal am Tische und sorgsam reichten die Diener die Schüsseln und dann die Tassen und füllten die Tassen mit dampfendem, duftigem Kaffee und verschwanden. Drei Gäste waren es und kein Herr des Hauses und keine Frau des Hauses.

„Nein!“ sagte der Eine von den dreien. „Ich trinke keinen Kaffee! Ich bin betrübt, in's Herz betrübt und will mir den Kopf nicht erhitzen. Ich muß fort, heute noch fort, diesen sterblichen Leib von allem Leid zu heilen. Und da ich fort muß, erscheint mein Fürst, ich werde das beklagen!“

Er sprach's und lehnte in den Stuhl sich zurück, als ob der Schmerz ihn schwer bedrücke. Es war ein kleiner, runder, fröhlicher Herr der Banquier Retzenhain und er konnte von allem Leid, das den sündigen Leib bedrückt, wohl lächelnd sprechen. Er war gesund und der Himmel gab ihm, was die Gesundheit in vollen Zügen genießen läßt: eine schöne Frau, manche schöne Million, und er liebte die schöne Magdalena. „Doch da schlägt es elf Uhr!“ rief er aus. „Schon elf Uhr und um zwölf geht der Zug. Es muß geschieden sein. Adieu, mein Fürst! Behüte Sie der Himmel und gönne mir das Glück, nach vier Wochen Sie so froh und munter wieder zu sehen, wie jetzt, da Sie uns Italien zurückgegeben. Adieu, lieber Troll, auf Wiedersehen in einer Stunde, auf dem Bahnhof.“

Schon hatte er seinen Hut ergriffen, schon öffnete sich leise die Thür, da rief ihm Troll zu: „Wie ich Sie kenne, Schwärmer, schleichen Sie sich doch noch zu Magdalena und sagen ihr zum dritten Mal Lebewohl.“

„Schelm!“ rief Retzenhain und verschwand hinter der Thür, die sich geräuschlos öffnete und wieder schloß.

Eine Thür öffnet und schließt sich wieder, doch der Mund eines übermüthigen Schwätzers, wenn er einmal spricht, wird nicht geschlossen, nicht durch ein schweigend Lächeln und nicht durch die Falten des Zornes auf der Stirn dessen, der ihm zuhören muß. Troll war ein übermüthiger Schwätzer, doch man lächelte, wenn man ihn hörte und selten zogen finstere Falten sich in die Stirn des Hörenden. Er war ein Virtuose und seine

Violine hatte ihm Tausende eingebracht, die er fröhlich wieder verschleudert hatte. Er war ein Künstler und nannte sich einen Zigeuner, einen Komödianten, bis ihn die Stadt und alle Städte so nannten, wo seine Geige erklungen. Er lebte am Tische der Millionäre, der Fürsten und am Tische der Geliebten der Millionäre und Fürsten, aber ihm mundete es gleich gut in den Kellern und verborgensten Wirthshäusern. Ein Komödiant, aber ein guter, fröhlicher, leichtsinniger Mensch. Und wie er sich scherzend mit den schlanken Fingern über die schwarzen Haare strich, die glänzende, schmale Stirn und die sprühenden Augen, da that er, als ob er dem Banquier nachweine, zum Abschied nachweine. Dann drehte er sich den gekräuselten Schnurrbart und sah lächelnd auf den Fürsten Camille, der schweigend die Huldigungen Retzenhains und seinen Segen entgegen genommen, schweigend den tollen und übermüthigen Worten zuhörte, die Troll, auch, wie er sagte, zum Abschied und damit Fürst Camille ihn nicht vergesse, über den heißen Kaffee und kalten Champagner ergoß. Er hatte die schöne Magdalene entdeckt.

Er saß unter den Bäumen der Au und durch seine Gedanken zogen fröhliche Töne und Lieder und blanke Goldstücke, die er eben verspielt. Es waren die letzten, die er besessen. Da sah er ein Mädchen im dämmernden Abend durch die Blumen und Bäume schreiten und an den Palästen vorbei, die sie einschließen. Sie betrachtete neugierig den Glanz und die Herrlichkeit und ihm war, als wurde ihr stiller Schritt immer rascher — hastiger und als richtete ihr müder Körper immer schlanker und stolzer sich auf. Da kam sie in den Schatten der Bäume, unter denen er saß, und ohne auf ihn zu achten, setzte sie sich auf die Bank, lehnte den schlanken Körper zurück und blickte wie träumend und wie verloren auf all die Wagen und schmucken Pferde, die bald hin und wieder flogen und blickte auf die Fenster, die hell und immer heller im vollen Glanz erstrahlten, und ward in diesen Träumen und im Traum sich verlieren immer schöner und schöner.

„Es war Magdalene, mein Fürst!“ rief Troll. „Damals sah ich sie zum ersten Mal. Ich stützte den Arm auf die Lehne der Bank, ich stützte mein Haupt in die Hand und sah sie an, lange — schweigend und freute mich, daß sie mich nicht beachtete. Denn sie war schön! Nicht so schön, wie heute, doch anders und wie es anders war, so war es schöner! Endlich sprach ich und freute mich, daß sie schwieg und mich hörte. Ich nannte ihr die Namen der Fürsten und Millionäre, die da wohnten und die an uns vorüber flogen. Und wie sie aufmerksam horchte und immer aufmerksamer wurde, wie ich ihr den Glanz des Lebens in all den Palästen schilderte, da frug sie mich, ob ich auch so reich wäre, wie die Andern hier? Ich lachte und statt zu antworten, frug ich, ob sie wohl reich sein möchte? Sie seufzte und mir war, als ob sie sagte: „Ich möchte glücklich sein!“ Und so sah ich Magdalene, warf in ihrem Dachstübchen die Näh- und Sticknadeln in's Feuer, zerschlug den Stickrahmen und zerriß die Blumen und Blätter, die sie

einer Fürstin damals in ein Brautkleid stickte. Dann entführte ich sie und führte sie mit mir durch Glanz und Herrlichkeit der großen Städte und streute, was ich gewann, auf ihr blondes, goldiges Haupt. Es war ein schönes, glückseliges Jahr, als sie endlich mein Freund Retzenhain entdeckte und mir entführte. Er baute ihr dies herrliche Häuschen, schmückte den Garten und unter allen Blumen, die da blühten, zumeist jene, die Magdalene heißt. Hier lernte der schwärmende Balletin sie kennen und was er von Vater und Mutter ererbte, legte er ihr zu Füßen. Es war viel, doch durch die zarten Finger einer schönen Frau rollt das Geld wie durch die dürren Hände des Wucherers. Nur fällt es bei ihr nicht in die Kasse zurück. Sie kennen sie ja, unsere schöne Magdalene, mein Fürst, und wissen, daß ihr oft eine Blume vom Feld mehr werth ist als ein Diadem von Diamanten und daß sie ein Diadem von Diamanten oft zerbröckelt, wie man eine Blume vom Felde zerpflückt und nach allen Winden streut."

So plauderte der junge, lustige, leichtsinnige Künstler und sich zum Ohr des Fürsten neigend, sagte er leise:

„Mir war die schöne Magdalena einst das Glück des Lebens, dann eine süße Erinnerung daran. Doch heut' ist sie entschwunden."

„Heute?" frug der Fürst und sah lächelnd in das fröhliche Gesicht des Künstlers.

„Heute! Mein Fürst! Denn heute, als ich gegen Abend vom Bahnhof zurückkehrte, und in die Wallstraße einbog, da sah ich ein Mädchen an mir vorüber eilen und mein Blut stockte und mein Herz zitterte. Solche Schönheit sah ich nie, wenn es nicht in jenem Augenblicke war, als ich vor drei Jahren da unten in der Au unter den Bäumen saß und Magdalena zu mir trat. Doch nein, sie war schöner die Fremde, so schön in ihrer Hast, mit der sie dahineilte, so schön wie Magdalene. Sie kam aus einer jener furchtbaren Zinsburgen, in denen der Reichthum die Armuth bewuchert. Sie eilte über die Straße und blickte, eh sie in eine Gasse, die zur Stadt führt, einbog, noch einmal sich um. Da sah ich ihr Gesicht. Unter einem schwarzen Schleier verbarg sich ein volles blondes Haar, das in schlichten Scheiteln eine reine glänzende Stirn umrahmte. Zwei große Augen sah ich noch und einen rothen Mund. Wie die Sehnsucht sah sie aus, als sie nach dem Haus zurückblickte und nach einem halben Fenster hoch oben unter dem Dache und wie Thränen ihr Auge plötzlich erfüllten, da öffneten sich die Lippen und mir war, als hört' ich sie seufzen, wie einst Magdalene: „Ich möchte glücklich sein!" Da bog sie in die nächste Straße, ich eilte ihr nach. Allein sie war verschwunden. Ich verwünsche alle Kunst und alle Concerte, die mich zwingen, abzureisen, denn ich möchte dies Mädchen wiedersehen, noch einmal sehen. Doch ich werde sie sehen, ich werde sie finden, wenn ich zurückkehre und ich kehre in vier Wochen zurück. — Auf Wiedersehen, mein Fürst!"

Er war aufgesprungen und fortgeeilt und hörte nicht, wie mit zitternden

Schlägen die Uhr schon zwölf schlug und sah nicht, wie eine finstere Falte sich in die Stirn des Fürsten Camille gegraben, die immer finsterer ward, je leichtsinniger er sprach, je schöner er das Mädchen schilderte, das er gesehen.

Allein saß Fürst Camille in dem großen Saal und sah mit ernsten, strengen Blicken vor sich hin und auf die Schattenringe, die die perlenden Gläser unter den Lichtern des Lusters auf den Tisch warfen. Zurückgelehnt in den Stuhl, erschien die schlanke Gestalt in ihrer ganzen, stolzen Größe und vom Licht übergossen der kleine, feine Kopf wie eine Camee von Künstlerhand geschnitten. Das glatt gestrichene graue Haar erglänzte im spielenden Glanz der Lichter wie in Silberfäden und das blasse Gesicht mit seinen schmalen Wangen durchsichtig wie manchmal das Weiß der Augen bei Kinderaugen. Die gebogene Nase beherrschte zwei feine Lippen, die sich nur selten öffneten und wenn sie sprachen, wie dem Schönen und Edlen geweiht nur vom Schönen und Edlen sprachen. Blaue Augen sahen unter den grauen Brauen hervor, lächelnd, wenn er hörte und die Menschen sah, blitzend und wie drohend oft, wenn er allein war und dachte, was er gehört, und der Menschen sich erinnerte, die er gesehen. Und jetzt zürnte er. Was war ihm der Banquier Retzenhain? Ein Mann, bei dem die Millionen Millionen erzeugten, die ihn so wenig kümmerten, als Retzenhain sie zu nutzen wußte. Wer war ihm der leichtsinnige Künstler? Er lauschte gern den verlockenden Tönen seiner Violine. Er hörte lächelnd ihn schwatzen und vergaß, was er gehört. Nein! Jetzt dachte er an das, was er gehört. Ungeduldig und wie zürnend trommelten die Finger auf der Lehne des Stuhles, und um den schmalen Mund zuckte es wie Blitzen und Wetterleuchten.

Es war ein Fürst, der Mann, der da allein saß in dem weiten Saal. Ein Fürst aus der Zeit, in der man noch nicht wußte, wie er selbst manchmal scherzte, daß Adel von „Edel" stammt. Sie waren immer seltener diese Männer aus einem vollen Guß. „Es muß anders werden, Magdalene!" seufzt Fürst Camille und denkt an das schöne Weib, das er verloren in den Armen Anderer fand und deren Schönheit ihn wie ein Bild griechischer Kunst berückte, das wir aus Schutt und Trümmer sorgsam hervorgegraben. Magdalene dachte ihrer Schönheit nicht. Sie dachte der Arme nicht, die liebend sie umschlungen, und nicht der Arme, die sehnend nach ihr sich ausstreckten und hörte die Lippen nicht, die ihr schon oft gesagt: „Es muß anders werden, Folgen Sie mir, Magdalene, und wie den Stern will ich Sie verehren, der leuchtend dem einsamen Wanderer des Weges weist. Fern in Italien, an einem kleinen See, da steht ein rebenumschlungenes Haus. Dort weil' ich so gern, seitdem ich allein in der Welt. Sei mein Stern, Magdalene, in der Nacht, die meine Welt verhüllt." — Doch sie hört es nicht, das schöne Weib, und liegt im Traum versunken auf dem Divan und möchte schlafen und kann nicht schlafen und möchte träumen und fürchtet sich vor ihren Träumen.

Sie streifte das Armband von der Hand, denn das Gold war kalt und die

glitzernden Steine waren kalt und ihre Hände waren kalt, so eisig kalt, daß sie sie unter den Spitzen verbarg, und in den Falten des weiten Kleides. Ihr ganzer Körper fror und sie drückte das Haupt in die Kissen und schloß die Augen. Da legte eine warme Hand sich auf ihre Stirn und strich leise durch ihre blonden Locken, daß sie wie dankend für den Trost aufblickte, und in die stillen Augen des Fürsten Camille sah, der neben ihr stand und ihr die Hand zum Gruß und Abschied entgegen streckte. Wie sie ihn sah, rollten Thränen über ihre Wangen und die Arme ihm entgegen streckend, als wollte sie ihn an die Brust ziehen, rief sie aus: „Ja, es muß anders werden, Camille, es muß anders werden!“

„Sie sind krank, Magdalena!“ sagte beruhigend der Fürst — „und bedürfen der Ruhe! Ich komme bloß, Ihnen zu sagen, daß ich durch vier Wochen hier zu bleiben gedenke. Sie werden die Gunst mir erweisen, mich zu empfangen, wenn ich komme. Sie sind ja jetzt allein!“ Die letzten Worte rangen sich schwer von seinen Lippen. Doch neigte er sich leicht auf die Hand Magdalenens und küßte sie. Dann ging er.

Stille war es im ganzen Haus und kein Laut regte sich. Magdalena lauschte, doch kein Schritt ertönte, keine Thür bewegte sich. Stille herrschte rings um sie, Stille der Nacht, Grabesstille. Da suchte ihr Auge den hellsten Strahl des Lichtes und wie ihr Blick ihm folgte, fiel er auf ein Bild und auf ein schönes Angesicht im Bilde, Doch sie sah das Weib nicht, das weinend in dem Bilde kniete, sie sah den Heiland nur, der segnend und vergebend die Hand erhoben über dem Weibe hielt. Und auf ihre Knie sank sie nieder und schleppte sich zu dem Bilde, daß sie es sah deutlich, ganz deutlich, den Christus mit seinen braunen Locken und seinem gekräuselten Bart, den Jüngling mit seiner hellen Stirn und seinen sanften Augen und seinen zitternden Lippen. Und wie sie ihn sah, senkte sie ihr Haupt und ihre blonden Locken lösten sich auf und fielen über den Nacken und ihre Hände falteten sich im Schooß, als wollte sie beten. Die Lippen zuckten und leise, ganz leise rang nur ein Wort, ein einzig Wort sich von ihnen: „Vergieb! Vergieb!“

An seiner Staffelei saß Arthur und studirte. Seitdem das Fieber von ihm gewichen, fühlte er sich gesund und dachte noch weniger an sein Leiden oder die möglichen Leiden, denen jeder Mensch unterworfen sein kann, wie Dr. Führich sagte. Er fühlte sich stark zu lernen und zu arbeiten und so war er stark und lernte und arbeitete. Bald griff er nach der Kreide, bald nach dem Pinsel. Er zeichnete und malte. Es war ein buntes Durcheinander von Studienköpfchen, die er auf die Leinewand setzte, bald mit hellem Licht übergoß, bald in tief traurige Schatten legte. Doch all die Köpfchen bildeten ein Bild, das Bild seiner Magdalena. In einer Ecke des Zimmers, in einem großen Lehnstuhl, in dem er noch vor wenigen Tagen ruhte, wenn ihn die Schwäche übermannte, lehnte seine Magdalena vor Christus. Ein

grünes Tuch deckte das Bild, das es neidisch selbst den Sonnenstrahlen entzog. Mittagsruhe herrschte rings herum. Zwölf Uhr hatte es geschlagen, die Glocken der Kirchen waren verklungen und die Arbeiter rechts und links, hüben und drüben, wo sie beschäftigt waren, feierten. Auch Frau Adelheid Barbo hatte Arthur schon zu Tisch gerufen und kräftige Suppe, feines Geflügel und duftendes zartes Gemüse stand auf dem Tische. Edler Wein schmückte ihn. Arthur dachte nicht daran. Wohl hatte er gefragt, wenn Frau Adelheid Barbo ihn rief, ob sie schon mit Kochen und Braten fertig. Doch wenn sie seufzte und auf den reich besetzten Tisch deutete, griff Arthur wieder nach dem Pinsel und malte.

Da klopfte es mit kräftigen Fingern, die Thür öffnete sich und Doctor Führich, wie immer munter und leichten Fußes trat ein.

„Ich komme um meine Lungen," stöhnte er, als er Frau Adelheid Barbo erblickte — „und mein Herz wird noch auf diesen unseligen Treppen zerspringen. — Weinen Sie dann, Frau Adelheid Barbo, über mich und zeigen Sie den Leuten mein Grab: Hier ruht — wird darauf in Marmor gegraben stehen — ein Mann, der Alle gesund machte, doch sich selbst vergaß und darum an allen Uebeln der Menschheit zu Grunde ging."

So sprach Führich, sah mit ernstem Augenzwinkern Frau Adelheid an, drückte ihr die Hand und schritt gegen das Zimmer Arthurs. Als er an dem reich besetzten Tische vorbei ging, schmunzelte er und lächelte Frau Adelheid Barbo an: „Gute Küche — nicht wahr?"

Doch wie er die Thür zum andern Zimmer öffnete, scherzte er: „Und alles unter meiner Aufsicht gemacht, in meiner Küche und von meiner Köchin!"

„Sie haben keine Küche und keine Köchin, Doctor!" rief es hinter ihm, „und Frau Barbo kocht nicht! Ich bin zum Hungertode verurtheilt!"

Arthur wollte die Thür schließen. Doch Führich blieb zwischen Thür und Angel stehen und sagte mit hohler, zürnender Stimme: „Frau Barbo, kochen Sie ihm Kartoffelsuppe. Er wird nie im Leben in jene Regionen hinabsteigen, in denen man weiß, daß der Magen das Leben erhält und gebratene Hühner und Fasanen den Magen!"

Er schloß die Thür, schob einen Stuhl an die Staffelei Arthurs und sah bald auf das Bild, bald auf den jungen Maler, der, Pinsel und Kreide noch zur Hand, in den Stuhl sich zurückgelehnt hatte und ernst vor sich hin sah.

„Wie geht's, Arthur?" fragte endlich Führich, ohne seinen Schützling anzusehn.

„Gut, Doctor! sehr gut! Ich danke Ihnen!"

„Appetit? Haben Sie Hunger? Wollen Sie essen?"

„Sehr gern, Doctor! und mit dem besten Appetit könnte ich essen, sogar mit Hunger".

„Warum essen Sie nicht?"

Da legte Arthur Pinsel und Palette bei Seite, drehte seinen Stuhl so, daß er Dr. Führich Angesicht gegen Angesicht zu sitzen kam, und sagte, indem er dem Freunde beide Hände entgegenstreckte: „Befreien Sie mich, Doctor, von dem Weibe, das mit seinen Sorgen mich umdrängt, mit Aufmerksamkeiten überhäuft, die man der Liebe nur gestattet oder der Freundschaft!"

„Bin ich nicht Ihr Freund und lieb' ich Sie nicht, Arthur, Sohn meines Herzens?"

„Sie haben nichts mit all' den Dingen gemein, ich weiß es, und hätte es gewußt, auch wenn Sie es nicht selbst verrathen hätten. Ein Mann kann gut sein, wie ein Weib, doch nur ein Weib spielt mit Zärtlichkeiten. Ich bedarf ihrer nicht und es sei genug! Sagen Sie es ihr, Doctor, denn ich kann es Ihnen sagen, ich verachte dieses Weib und hasse ihr Geschenk, das mir wie ein Abfall ihrer Sündhaftigkeit erscheint."

„Was wissen Sie von jenem schönen Weibe?"

„Was können Sie mir sagen, Doctor, daß ich vergesse, was ich weiß!"

„Ich beschwöre Sie, sagen Sie mir, Doctor, wer ist das Weib, das Sie vertreten?" fiel Arthur mit Hast dem Doctor in's Wort. — „Sagen Sie mir, was sie ist, und wie sie wurde, was sie ist? Wenn Sie 's erzählen können, ohne zu erröthen, dann will ich mich der Gedanken selbst schämen, die ich über sie gedacht!"

„Schäme Dich, Sohn meiner Seele, auf daß Du Dich nicht schämen mußt, wenn Du sie einst siehst. Und Du wirst sie sehen, Du mußt sie sehen, auf daß Du weise wirst!"

„Nie, nie, Doctor! Doch erzählen Sie!"

„Was soll ich Dir, mein Sohn, erzählen? Die Geschichte ist sehr kurz. Magdalene ist die Tochter — nein, ich weiß nicht, wie sie heißt, hab' auch nie darnach gefragt, — liegt wohl auch nichts daran, nicht wahr?"

„Nein," — lachte Arthur hart und kalt! — „Nein, man fragt nur ehrliche Leute um ihren Namen, vielleicht der Seltenheit willen, dann Unglückliche aus Neugier, und Verbrecher aus — Interesse, aber Magdalena ist auch ein Name und es ist gut, daß man nicht weiß, wie Vater und Mutter heißen. Man hörte sie dann vielleicht auch weinen und fluchen."

„Arthur!" bat Führich und streckte dem jungen, grausamen Freunde die Hand entgegen.

„Nur weiter, mein lieber Doctor!" sagte Arthur.

„Mein Gott, Arthur — was weiter! Magdalene kam in die Stadt mit Hermann Troll und da lernte ich sie kennen, fand sie schön und gütig und seither — nun seither kenne ich Magdalene!"

„Und wo ist Hermann Troll und wie kam Magdalene mit ihm in die Stadt?"

„O, Hermann Troll ist ein Künstler; er hat die halbe Welt bereist, ist mit dem Lorber der halben Welt gekrönt —"

„Ja, ja, Doctor, das ist Hermann Troll! Ich weiß es, weiß auch, daß er sich einen Komödianten nennt, einen Zigeuner. — Aber Magdalena —?"

„Ach, Arthur —" zürnte nun Führich und sprang von seinem Stuhl auf — „was wollen Sie mit der armen schönen Frau?"

„Nichts, Doctor, nichts! Und eben darum frag' ich Sie. Denn wir Menschen sind leichtsinnige Gesellen und leeren den Becher des Lebens an jedem Tisch und wissen nicht, womit der Trank der Lust versetzt. Ich will Ihnen die Geschichte Ihrer Magdalene erzählen, ich, der ich sie nicht kenne, nicht liebe und nicht hasse, aber mein eignes Herz nach Recht und Unrecht frage."

„Was weißt Du, mein Kind —" sagte Führich mit zärtlichem Blick — „was weißt Du von Recht und Unrecht? Du bist ja gut und nichts Unrechtes hat in Dir Raum."

„Sagen Sie ‚nein', Doctor, wenn Sie können, und sagen Sie, ich lüge, wenn ich erzähle. Die Geschichte ist kurz und Tag um Tag ist bis heute noch derselbe. Das Ende wird anders sein. Doch stehen wir noch nicht am Ende.

„Ihre Magdalena, Doctor —" so sprach mit Hast Arthur, wie er sich dem Ohre Führichs zuneigte, — „Ihre Magdalena ist eine von den Vielen, die da leben, um zu sündigen, und nichts mehr. O, schütteln Sie nicht den Kopf, Doctor! Ich hab' es noch nicht erlebt, allein es ist ein Recht der Kunst, viel zu wissen, auch ohne es zu leben."

„Ich frage nicht, Doctor —" fuhr Arthur fort, und seine Brust hob und senkte sich im Kampf des Herzens — „ich frage nicht, wie das so kommt? Ich weiß, daß die Noth des Lebens uns in's Elend und zur Sünde drängen kann, die Trägheit thut es auch, die Schlechtigkeit, die auch ein Erbe der Menschheit, und dann der Trieb."

„Doch, Kind —" rief Führich und hielt Arthur mit beiden Händen fest, wenn es die Liebe thut, wenn es der Glaube gethan, der uns verführt und dann verläßt?"

„Kann auch die Liebe zur Sünde führen?" sagte zweifelnd Arthur und blickte sinnend zu Boden.

„Alles, Alles, Kind! Und aus jeder Quelle, aus der Du Leben trinkst, kannst Du auch den Tod trinken!"

„Dann dürften wir nicht richten und nicht urtheilen? Und Spielwerk sind wir nur in unsichtbaren Händen, oder schlecht von Anfang an? Nein, nein, Doctor! Wir sind gut und werden schlecht!"

Da glitt Führich wie verzagend auf den Stuhl vor der Staffelei und sein Blick fiel auf die Köpfe und Gesichter, die Arthur als Studien auf eine Leinwand gezeichnet und gemalt.

„Wie ist es nur möglich —" rief er aus und sah auf einen Kopf, den Arthur mit Raphaelschen Engelsflügeln gemalt — „wie ist es nur möglich, so hart ein schönes Weib zu beurtheilen und doch in ihre ganze Schönheit

sich immer wieder zu versenken. Wenn Du sie sehen würdest, meine schöne Magdalene, — Du mußt sie sehen," fügte er drohend ein, „wenn Du sie sehen würdest, Du würdest erst begreifen, wie man den Maler lieben muß, der uns zu seinem Ideal gewählt. Die Natur ist gütig, daß sie solche Schönheit schafft, und die allwissende Kunst gnädig, daß sie Euch träumen läßt, selbst was Ihr nicht kennt. Dieser Kopf, Arthur, und dieser da und auch der und meine schöne Magdalena —"

„Also auch diese Köpfe gleichen Eurer Magdalena?" lachte Arthur. „O Segen der Natur, daß sie so oft das nämliche schafft und doch nie das Gleiche! Doctor!" fuhr Arthur fort und schob den Vorhang vom Fenster zurück, rückte den Lehnstuhl mit dem verhängten Bilde heran und spielte mit dem grünen Tuche — „Doctor, Ihre Magdalene hat sie zu mir gesandt, als sie hörte, daß der Maler des Bildes, das sie gekauft, krank sei. Ich will es ihr danken! Sie kamen und kamen immer wieder und waren mir gut. Sie sind es noch immer, ich weiß es, und werden es mir bleiben, denn ich will gut sein. Ihnen kann ich Vertrauen zeigen. Mein Herz sehnt sich darnach. Sehen Sie her, Doctor! Das ist meine Magdalena und diese Köpfe sind Träume in meinem Kopfe, die mir von ihr erzählen. Meine Magdalena — doch nimmermehr die Eure!"

Arthur hatte das grüne Tuch von dem Bilde weggezogen und wie das goldene Licht der Frühlingssonne in das goldene Haar des schönen Mädchens fiel, das da vor dem Heiland kniete, da war's, als zöge Leben durch die ganze herrliche Gestalt. Er hatte das Bild endlich vollendet, wie er es wollte — für sich allein nur wollte. Der Christuskopf war nicht mehr Arthurs Kopf, denn ernste, heilige Züge voll Erhabenheit und Kraft hatte er in das Bild getragen und wie er in dämmerndes Dunkel den Kopf gerückt und die ganze Gestalt, da war es Menschenahnung mehr als Mensch, die hier erschien. Und keine schmerzerfüllte Sünderin kniete vor dem Heiland mehr, keine Thräne glänzte in ihrem Auge, die Finger schlangen nicht mehr zitternd sich im Schooß ineinander, als wollten sie zum Gebet sich falten — nein, ein holdes Mädchen kniete vor dem Herrn, das wie die Liebe glücklich und glückselig war. So blickte sie zu dem Heiland auf und aus dem strahlenden Blick, den lächelnden Lippen flog das Bekenntniß ihm entgegen: Ich bin die Liebe! Und wenn man die Hände in ihrem Schooß gefaltet sah und dann den jugendvollen, schlanken Leib, da war es, als stürmte nur ein Gebet dem Herrn entgegen, das selig ihm bekannte: Ich liebe und bin geliebt!

Führich war in seinen Stuhl zurückgesunken. Er starrte das Bild mit weit geöffneten suchenden Blicken an und schwieg. Arthur stand hinter ihm und auf den Stuhl gelehnt, zum Ohr des prüfenden und sinnenden Betrachters geneigt, sagte er leise:

„Das ist Magdalene Bernhard, die Freundin meiner Kindheit, mit der ich gespielt, als ich jung und ohne Sehnsucht war. Wir wohnten bei

einander, wir lachten mit einander und wenn sie weinte, da weinte auch ich. Und sie weinte, als ihre Mutter starb, und weinte, als ihr Vater starb, und weinte, als man ihr sagte, sie müsse fort in die große Stadt und lernen und verdienen. Und sie ging nach der großen Stadt, lernte und verdiente mit den feinen Fingern, die die Nadel führen und Blumen und Blüthen in die Gewänder der Großen und Reichen sticken können. Sie verdiente mit den schönen, dunkeln Augen, die das Gefüge auch des feinsten Stoffes durchschauen und Faden und Fädchen theilen. Es waren Jahre, mein guter Doctor, fast zehn Jahre, ehe sie mich wiedersah und wieder liebte. Doch sie kam, da sie mich gesucht und dann gefunden. Nun kommt sie alle Tage, doch wann sie kömmt, muß ich verschweigen. Die Liebe hat wohl tausend Zungen, doch wenn sie bekennt, daß sie liebt und weiß, wie sie geliebt, dann schweigt sie gern und kein Dritter darf es ahnen." Arthur schwieg und holte seufzend tief Athem, denn wie leise er und immer leiser er auch gesprochen, das Geständniß rang sich nur schwer von seinen Lippen los. Solches Glück darf Niemand ahnen, denn wer es ahnt, der wird es uns neiden, sagte er einst zu Magdalene und küßte die zitternden Lippen, die plötzlich so kalt wurden und so ängstlich zitterten, als er es sagte und als er sie küßte.

Führich sah und hörte. Wie das Tuch von dem Bilde gefallen, wollte er auflachen: „Das ist ja meine Magdalena!" Allein das Wort erstarb auf seinen Lippen und wie er sich vor, stets weiter vor neigte, verlor er im Schauen sich auch in Gedanken. „Nein!" sagte er, o nein! sie ist es nicht! So glückselig hab ich sie nie gesehen! so keusch und züchtig kann sie nicht erscheinen. Das ist ein Mädchen, die kein Kummer noch getrübt, kein Hoffen noch verloren und kein Lieben, denn sie hofft nur, was sie liebt und ihrer Liebe ist sie sicher!" So schön ist seine Magdalena nicht, auch ist sie anders. Da hört er die Geschichte des Mädchens, wie leise Worte sie ihm in's Ohr flüstern.

„Und Du liebst das Mädchen, Arthur?" fuhr er nun plötzlich auf. „Du liebst sie und ich habe Dir gesagt, Du sollst nicht lieben!

Er hat den Arm in Arthurs Arm gelegt und sieht mit ihm noch einmal prüfend das Bild an. Da aber zuckt er auf: „Dein Herz schlägt wirklich grausam wild. Du sollst nicht lieben Arthur, — doch wenn Du's thust, so hüte Deine Liebe. O schweige, sag' jetzt kein Wort. Du brauchst Ruhe! Und so ganz gesund bist Du denn doch nicht und so ein Huhn von draußen auf dem Tisch, und die Suppe wird Dir nicht schlecht bekommen. Ja! ich weiß ja, daß Du der Suppe zürnst, dem Huhn da draußen zürnst, daß es aus Händen kommt, die uns lieben, und wir hassen. Das ist schlimm, sehr schlimm! Doch Arthur, Herzenssohn! Du liebst? Bald wirst Du auch gnädiger sein und milder, wenn Du richtest. Adieu! Adieu! Ich komme wieder und wenn Du doch einmal zu meiner Magdalene kommen willst, so sag' es mir!"

Führich sprach's, schlüpfte durch die Thür und zog sie hastig hinter sich

zu. Er hörte ein stolzes: „Nie, nimmermehr!“ Doch er schwieg. Er ergriff die Hand der harrenden und immer sorgenden Frau Adelheid Barbo, zog sie mit sich hinaus aus dem Zimmer, durch die Küche, bis auf die Hausflur. Da hielt er an, sah sie an mit seinen großen blauen Augen und rief ihr zu: „Er liebt! Warum haben Sie das Mädchen zu ihm gelassen?“

„Mein Gott! Sie kam, wie Kinder kommen, wenn sie spielen wollen.“

„Spielen wollen? Du lieber Gott, und sie spielen auch und zünden Euch im Spiel das Haus über'm Kopfe an! Was dann? was dann? Na! hüten Sie das Mädchen und hüten Sie ihn! Wenn sie ihn täuscht, wenn er betrogen wird, dann stirbt er! Er ist ein Mann, aber ein Mann, bei dem das Ganze keine Theile hat und dem jeder Theil das Ganze. Der kleinste Schatten ist ihm finstere Nacht, der schwächste Tadel volle Schmach. Hüten Sie ihn, und dann das Mädchen!“

Er sprach's, eilte die Treppen hinab, sprang in seinen Wagen und flog dahin die Wallstraße entlang bis zu ihrer Biegung gegen das Herz der Stadt.

Da hielt der Wagen vor einem stolzen Palast. Doch ehe Führich ausgestiegen, war ein Diener herbeigesprungen und hatte gemeldet, daß Se. Durchlaucht, Fürst Camille, bereits ausgefahren sei.

Führich fuhr weiter. Er wußte, wo Fürst Camille zu finden, wenn er ausgefahren ist und nicht mehr vor Abend heimkehrt. Da bog der Wagen in die Au ein. Doch auch bei dem Palais des Banquiers hörte er, daß die Dame ausgefahren. Dennoch stieg Führich aus, winkte seinem Kutscher, nach Hause zu fahren und schlenderte sorglos durch den Vorgarten die Mauer entlang nach dem Garten im Rücken des Hauses. Niemand sah ihn und Niemand beachtete ihn. Da trat er in ein Lusthaus, das drüben den Garten schmückte. Leise drückte er an einen verborgenen Knopf in der Wand. Eine Thür öffnete sich, er trat hinein. Dann schloß sich die Thür. Führich stand im Garten Magdalenens und vor dem Fürsten Camille. Wie sollte Führich erschrecken vor dem düstern, fragenden Blick, der blitzend aus den Augen des Fürsten ihn traf. Ruhig drückte er die Thür in das verborgene Schloß, ruhig schritt er durch die zerstreut stehenden Stühle an die Fenster des Lusthauses, in dessen Nische Fürst Camille saß, um den Garten zu beherrschen und dabei die Sammlung der Stiche zu betrachten, die er aus einer Menge Bücher und Bilder eben vorgezogen, die auf dem Tische lagen. Und als das Gesicht des Fürsten noch bleicher wurde, als es war, als die Lippen leise zuckten und doch keine Worte fanden, da neigte sich Führich über die Lehne des Stuhles zu ihm und den Stich betrachtend, den Fürst Camille aufgeschlagen auf seinen Knieen liegen hatte, sagte er: „Ein Arzt, mein Fürst, genießt Vertrauen. Es sollte den Mann nicht wundern, der mir so viel schon vertraut.“

Da reichte der Fürst dem lang vertrauten Freunde die Hand und wie er ihn auf den Stuhl neben sich niederzog, sagte er ernst und kurz:

„Ich frage nicht, Führich! Ich beklage nur die Menschheit, daß nichts

in ihr Geheimniß bleiben kann, nicht Fehl und Irrthum, nicht die Sünde! Das ist schlimm, sehr schlimm!"

„Und ich tröste mich, mein Fürst, mit dem Gedanken, daß nichts in der Menschheit so schlimm ist, daß man es nicht vergessen und verzeihen kann, und das ist gut, sehr gut!"

„Wer das so glauben und üben könnte!"

„Wir Alle, mein Fürst! Sie und ich und Alle! Wir Menschen sind schwächer, als wir glauben und als wir im Stolz des Herzens es uns gestehen wollen. Wär's anders, es gäb' weniger Sünde in der Welt, weniger Unrecht, aber auch weniger Lust und Freude, weniger Glück und Seligkeit!"

„Ist das ein Vorwurf?"

„Nein, mein Fürst, aber vielleicht ein Rath!"

„Langsam hatte Fürst Camille sich in den Stuhl zurückgelehnt und blickte mit seinen dunkeln ernsten Blicken auf den sinnigen Doctor. Führich, gestützt auf die Lehne des Stuhles, sah mit lächelndem Munde den Fürsten an und ohne eine Frage noch zu erwarten, fuhr er fort:

„Sie lieben Magdalene, mein Fürst, und es verletzt Ihren Stolz, daß Sie die Liebe nicht bezwingen können, und daß Magdalene nicht Ihnen allein gehört. Schütteln Sie nicht den Kopf, mein Fürst, und lassen Sie mich offen sein. Ich habe Sie gewarnt, als Sie mich das erste Mal nach dem schönen Weibe frugen, ich habe Sie gewarnt, als Sie das erste Mal das Haus betraten dieses schönen Weibes."

„Nun denn —" fiel lächelnd Fürst Camille ein, so sprechen Sie und warnen Sie mich jetzt auch, da ich Willens bin, entweder dieses Haus zu zertrümmern oder das schöne Weib aufzugeben."

„Sie werden einst das Letzte thun, mein Fürst, und Magdalene wird darüber vielleicht zu Grunde gehn. Das Erste werden Sie nicht können, so lange Magdalene jung und schön ist. Das vergessen Sie, wie es sie auch entzückt und das ist Ihr Kummer, doch auch Ihr Unrecht!"

„Mein Unrecht?"

„Von ihrer Schönheit, die sie verführt, von ihrer Jugend, die sie zur Sünde zog, begehren Sie Enthaltsamkeit; von der vollen Lust zu genießen, die stolze Kraft zu entsagen! Sie werden es nie erreichen, mein Fürst, denn was Sie hoffen, gewährt manchmal dem Edlen nur das Glück der Ehe oder die Arglosigkeit des Herzens, die nicht weiß, was sein kann, und Märchen glaubt, wenn sie hört, was wirklich ist."

„Seit wann sind Sie so weise geworden, Doctor, und seit wann in dieser Weisheit so gütig?"

„Seit heute, mein Fürst, seit gestern, ich weiß nicht, seit wann; — aber seit heute weiß ich, daß ich so weise, und in dieser Weisheit so gütig bin.

„Seit heute?"

„Ich will es Ihnen erzählen. Vielleicht tröstet es Sie und macht Sie Ihre Zweifel vergessen und auch die Thür dort in der Wand."

Führich sah oder wollte den finstern Blick des Fürsten nicht sehen und nicht die Falte, die sich drohend zwischen den Brauen erhob und über die klare weiße Stirn ihre Schatten verbreitete. Er stützte die Arme auf seine Kniee und wie ein Jüngling, der da von seiner ersten Liebe schwärmt, erzählte er dem Fürsten von Arthur, wie Magdalene ihn zu dem jungen Maler gesandt, wie er den schönen Jüngling kennen gelernt, genesen machte und liebte. „Er ist ein Mann, mein Fürst, ein Mann von Erz in seinen Gedanken und Gefühlen, wie zierlich auch der schlanke Körper und wie durchsichtig auch die ganze Gestalt. Sie kennen sein Bild, mein Fürst, Magdalena vor Christus. Sie kennen diese Magdalena, wie ein Spiegel unserer Magdalene. Doch was ist dies Bild gegen jenes, das er für sich gemalt. Sie müssen es sehen, Sie müssen meinen Arthur kennen lernen, und müssen seine Magdalena sehen. Ein Mädchen, so keusch, so rein und doch so wonnig, so selig in ihren Gefühlen und Hoffnungen. Sie liebt ihn und aus den Augen strahlt diese Liebe wie eine Welt und wie eine Welt, die nichts Anderes kennt, als ihn und sie und sie und ihn. Und er ist ein Maler, mein Fürst, dessen Ruhm noch nicht weiter reicht, als bis an das Schlafgemach einer Frau, die durch eine flüchtige Aehnlichkeit sich geschmeichelt sieht, und sie ist eine Arbeiterin, eine Näherin oder Stickerin, was weiß ich, und Beide leben für sich, in sich und durch sich. O, Sie müssen ihn sehen, Sie müssen das Bild sehen, vielleicht sehen Sie einst auch das schöne, blonde Mädchen mit den dunkeln seligen Augen und den rothen Lippen!"

Da sah Fürst Camille auf und ihm fiel ein, was ihm jüngst Troll erzählt. Wie der leichtsinnige Künstler, bei dem jedes Wort nur Lust und Begierde war, so sprach der ernste grauhaarige Mann der Wissenschaft, der des Freundes nur dachte in seiner Seligkeit.

„Ich werde Sie morgen zu Ihrem Freunde begleiten!" sagte plötzlich der Fürst und wie mit Hast, erhob sich und trat in die Thür des Lusthauses, die unter die Schatten der Bäume führte. Schnelle Schritte wurden hörbar, ein Kleid rauschte, Magdalene eilte dem Fürsten entgegen.

„Wie schön sie doch immer ist!" sagte der Fürst halbleise, trat die Marmorschwelle hinab auf den gelbsandigen Pfad und bot Magdalenen den Arm.

Führich grüßte, betrachtete die jungen Blätter und frischen Blüthen und folgte dann langsamen Schrittes dem Fürsten und Magdalenen an des Fürsten Arm. Da hörte er die Worte des Fürsten: „Wie warm doch heute Ihre Hand! Magdalene? Sind Sie krank?"

Jetzt lächelte Magdalene, neigte den Kopf auf die Schulter des Fürsten, blickte wie träumend in's Weite und seufzte: „Nein! Ich bin so glücklich!"

Führich hemmte seine Schritte. Er schüttelte das Haupt, wie er das Bild, das vor ihm hinschritt, betrachtete, und fuhr sich plötzlich über die Augen:

„Nein," sagte er, „nein! Wer jene Züchtigkeit gesehen, mein Arthur, der kann sie hassen und verachten! Sie ist nicht einmal schön!"

Festlich, wie der blühende Frühling selbst und von den hellsten Sonnenstrahlen umschlungen, war das Pfingstfest in's Land gezogen.

Als gegen Mittag, und kaum, als alle Glocken ausgeläutet, die Menge, wie sie kurz vorher noch in dichten Zügen in den Straßen und den Straßenecken sich aufgestaut, nun plötzlich sich auflöste, nach allen Richtungen der Gassen und Gäßchen sich zerstreute und in den Häusern verschwand, daß bald lauschende Ruhe herrschte, wo jüngst das volle Leben sich regte, da bogen zwei Männer, wie sie vom Innern der Stadt hergekommen, in die Wallstraße ein und schlenderten hinunter gegen den Bahnhof, der sie abschloß, und die mächtigen Gebäude, die ihm zur Seite rechts und links sich erhoben.

So waren die beiden Männer an ein letztes hohes, vier Stock hohes Haus gekommen, der Eine betrachtend, was er sah, und prüfend, als ob er das Meiste zum erstenmal sah, der Andere richtend, und urtheilend, als ob er Alles schon gar oft gesehen.

Sie stiegen die Treppen des Hauses hinauf und an der Thür mit der Karte von Frau Adelheid Barbo zog Führich die Glocke.

Frau Adelheid war allein, ganz allein in Küche, Zimmer und Atelier. Arthur ist hinausgeflogen in die Felder und Wälder, in die Berge.

„Allein?" herrschte Führich die gute Frau an und unterbrach ihre Erzählung. „Allein?" rief er dann noch einmal und ergriff ihre Hand und sah sie groß und großmächtig an mit seinen blauen, großmächtigen Augen.

Sie schüttelte blos den Kopf und zupfte verlegen an den kleinen Spitzen des schwarzen Schleiers. Frau Adelheid hat nie gelogen und konnte auch nicht lügen.

Da lächelte Führich, neigte sich zu ihr und frug halblaut: „Mit ihr, mit Magdalena?"

Dann schüttelte er ihre Hand, als sie beistimmend nickte, und zog den Fürsten Camille in die Stube und durch diese in das Atelier Arthurs.

„Kommen Sie, mein Fürst, kommen Sie! Wir können unbeengt studiren und urtheilen!" Er trat in das Zimmer, Fürst Camille verneigte sich vor Frau Adelheid Barbo, als er eintrat, und folgte dem Doctor.

Im nächsten Zimmer stand Fürst Camille und wie er, auf die Lehne des Stuhles vor der Staffelei Arthurs gestützt, dastand und versunken im Anblick des schönen Kindes war, das vor Christus betend kniete, lag stille Trauer in seinem Blick und leise fuhr er manchmal mit der Hand über die Augen und über das glattgestrichene weiße Haar. Es war ein Mensch, der sinnend und in Gedanken verloren nur seinem Sinne und seinen Gedanken angehörte. Und immer enger drängten sich diese Gedanken an ihn und immer schmeichelnder webten sie ihr Netz um ihn, zogen in's Herz ihm hinein und hielten ihn gefangen.

„Das ist Glück!" dachte er, „und Seligkeit, die eine Welt vergißt, weil sie sich selbst Erd' und Himmel ist und kein Sehnen kennt und kein Hoffen und Wünschen. Alles ruht in diesem seligen Blick, Alles, was die

Welt dem Menschen geben kann, Alles, was er an Wünschen empfinden mag. Wie selig ist die Tugend, wie glückselig des Herzens keusches Empfinden!"

Er nickte dem holden Antlitze zu, als grüßte er die heißen Blicke, als grüßte er den Mund, der, halb geöffnet, wie eine Blüthe, die der Thau geküßt, wie die Sehnsucht lächelte und wie aller Sehnsucht Erfüllung. Lächelnd ging Führich auf und nieder und warf verstohlen von Zeit zu Zeit einen Blick auf den Fürsten. Er kannte den Mann, der alle Freuden des Lebens genossen und in des Lebens Dämmerung alle Freuden des Lebens nachersehnte an einem Herzen, an einem reinen Herzen, das nichts wünscht und hofft und dem er allein alle Hoffnungen und alle Wünsche erfüllen möchte. „Das ist nicht Deine Magdalena," dachte Führich, „die Dir nie gewähren kann, was Du suchst, das ist ein Engel, der Dir Alles geben könnte und es doch um Deinen Glanz nicht bieten wird und um alle Deine Schätze nicht!"

Dann nahm er das Bild von der Staffelei, wohin er es geschäftig dem Fürsten in's helle Licht gerückt, lehnte es in die Ecke, aus der er es hervorgeholt, und zeigte dem Fürsten die Studien seines Arthurs, die heute noch auf der Staffelei standen wie gestern, da er sie selbst zum ersten Mal gesehen. Doch wie er rückte und rückte, die Leinwand nach rechts und links schob, da fiel ein loses Blatt herab, das wie verborgen hinter den Köpfen in Farbe und Kreide gelehnt. Und wie es dahin flatterte und dann zur Erde fiel, mitten in einen Sonnenstrahl, der spielend durch's Zimmer zog, zeigte sich ein Bild, ein blonder Mädchenkopf, die Locken von einem schwarzen Schleier durchwunden, und vorn am rosigen Kinn zusammengehalten. Weiß ist die Hand, die ihn hält und zart sind die schmalen Finger, die sich in die dunklen Spitzen drücken. Weißer werden sie und zarter noch durch den knappen, schwarzen Aermel, der den Arm verhüllt und das weiße Spitzchen, das an den Knöchel der Hand sich anschmiegt. Um den schlanken Hals ringeln sich die blonden Locken und fallen nieder auf die Schultern und in die dunkeln Schatten des schwarzen Kleides.

„Was ist das?" ruft Führich aus und bückt sich und hebt das Bild empor und starrt, wie er es auf die Staffelei stellt, in die großen, dunklen Augen, die ihm wie neugierig und fragend aus dem Bilde entgegen sehen.

„Ein Porträt!" sagt Fürst Camille, wie er, gleich Führich, näher an die Staffelei getreten war. Dann sinkt er in den Stuhl, erfaßt Führichs Hand und raunt ihm in die Ohren:

„Ist das Ihres Freundes Geliebte? Gewiß! Sie ist's, denn jene schöne Büßerin vor dem Heiland dort, die Köpfe hier, — es ist ein Zug, ein einziger Blick in all den Bildern. Ist das Ihres Arthur's Magdalene, dann prägen Sie die Züge sich ein, daß Sie sie suchen können, Führich. Dem Mädchen droht Gefahr und ein schlimmer Verführer stellt ihr nach! Warnen Sie sie, warnen Sie Arthur! Und sagen Sie mir, wenn ich helfen kann! Hier möchte ich glücklich machen!"

Immer leiser hatte der Fürst gesprochen. Immer blässer war sein

blasses Angesicht geworden und als er ausgesprochen, lehnte er das Haupt zurück, drückte die Hand auf die Augen und vor seinen Gedanken zog die Schilderung des Mädchens vorüber, wie sie jüngst Troll ihm erzählt. Er sieht die Augen des leichtsinnigen Künstlers glänzen, da er ausruft: ich werde sie suchen, ich werde sie finden, wenn ich zurückkehre und ich kehre zurück in vier Wochen.

So träumt der Fürst, nein, so spricht er im Traum und erzählt, was er weiß, dem Doctor und sieht nicht, wie dieser die Lippen zusammenpreßt und die Faust ballt, und hört nicht, wie er vor sich hin sagt: „Ich werde sie schützen, sie und ihn, vor ihm und auch vor Dir!"

Endlich raffte der Fürst sich wieder auf und wie er das Bild hinter der Leinwand mit all den Köpfen wieder verbirgt, sagt er lächelnd: „Ich begreife nicht, wie man in diesen Köpfen Magdalenen finden kann. Sie ist so schön, wie all' die Köpfe hier, und mag einst so gewesen sein, wie jenes Kind dort vor dem Heiland. Sie mag so gewesen sein, als sie rein noch war und keusch. Jetzt ist sie nur noch schön. Schön wie die Sünde!" seufzte er und griff nach seinem Hut.

Zwischen dunklen Bäumen, im duftigen Moos und blühenden Kräutern saß Magdalene und hielt die Hände auf den Knien Arthurs gefaltet und sah mit ihren großen dunkeln Augen in seinen dunklen großen Augen und horchte, wie er erzählte.

Sie war gekommen, wie sie es versprochen hatte, am Festtag gekommen, da alle Arbeit ruht und alle Mühe und Sorge war mit ihm hinausgeflogen aus dem Lärm der Stadt und ihren unzähligen Augen und unzähligen Ohren, hinaus in die freie stille Natur, in die Felder und Wiesen, in die Wälder und Bergeshöhen. Und weiter waren sie gegangen, als sonst der träge Städter geht und einsam waren sie, wie sie so weit gegangen.

So erzählte ihr Arthur von der Heimath, und wie er hinausblickt in die weite Ebene, die zu Füßen des Waldabhanges sich ausdehnt und dem Flüßchen folgt, das immer dünner und dünner in seinem Gange wird, je weiter der Blick ihm folgt, bis es in blauer Ferne ganz verschwindet, da streicht er traumverloren über die blonden Locken des Mädchens ihm zu Füßen, wie er es oft gethan dem kleinen, schmucken Mädchen, mit dem er gespielt — einst — einst — es ist schon so lange her und jung sind wir doch Beide.

Magdalene senkt das Haupt vor ihm und birgt ihr Gesicht in ihren Händen an des Geliebten Brust. Wonniger Schauer erzittert in ihren Gliedern, wie die weiche Hand des geliebten Mannes ihr durch die Locken fährt. Die Lippen zittern und die Augen glühen — doch er soll es nicht sehen, ihre Sehnsucht nicht sehen und ihr glückliches Empfinden.

Zitternd spielt die sinkende Sonne durch den Wald und leise rauscht es in den Bäumen. Kein Hauch bewegt sie, kein Lüftchen küßt die Blumenkelche, die wie träumend schon die Blüthen senken und die lauen Lüfte

athmend ihre Blätter schließen, kein Laut stört den holden Frieden, kein Laut im ganzen weiten Kreis. Dämmernd fällt des Abends Schatten in die Felder und zieht über die Wiesen, dämmernd verhüllt der Fuß des Berges sich und auch in das Dunkel der Wälder huscht das erste Dunkel der Nacht.

Von Allem, was er einst gelebt, träumt der schöne Jüngling, bis er der Tage auch gedenkt, da er sein Mädchen schmückte mit vergilbten seidenen Bändern von Großmutter und Urgroßmutter, wie es im alten Hausrath von Magdalenens Vater sich gefunden. Sie spielten „reiche Leute“ und Magdalene war die Braut und er der Bräutigam. Damals hat er sie geküßt und sie lachten dann Beide, wenn sie nach dem Kuß sich in die Augen wieder sahen.

„Denkst Du noch daran?“ spricht er jetzt dem Mädchen in's Ohr und hebt ihren Kopf empor und neigt seinen Mund auf ihre Lippen. Magdalene hat die Augen geschlossen, sie will die Welt nicht sehen, jetzt nicht, da sie in ihrer Sehnsucht so glückselig ist. Den Arm schlingt sie um seinen Nacken und zieht ihn herab zu sich und drückt ihre Lippen auf die seinen.

Er hat ein Wort nur noch in all den Küssen und wie es zitternd sich über seine Lippen ringt: „Magdalene, willst Du die Meine sein, für ewig mein?“ Da haucht sie ihm entgegen: „Ich möchte glücklich sein, ein einzig Mal doch glücklich!“

Dämmernd fällt des Abends Schatten nieder und fliegt der Nacht voraus, die sternenhell aus fernem Osten sich erhebt und zitternd nach dem Westen zieht. Graue Nebel schweben über den Feldern und Wiesen und schwanken an dem Waldgehege hin, höher sich jetzt erhebend und dann zur Tiefe sinkend. Und zwischendurch, durch graue Nebel und die nächt'gen Schatten zieht ein glänzend spielend Band, das Flüßchen, sich hinauf in's Hügelland, höher, immer höher, wo er die Quellen sammelt und seine Bäche, und wo nicht fern davon ein Städtchen liegt, in dem einst zwei selige Kinder selige Träume nährten und das Glück sich dachten, wie es keinen Menschen schmückt, und alle Seligkeit sich dachten wie kein Mensch sie noch geträumt. Nun haben sie sie vergessen die Träume und denken nicht mehr die Gedanken. Da schwindet auch der helle Glanz des Flüßchens und Nebel hüllen ihn ein und Schatten. Leise tönt zum Wald herauf in seinem Frieden das einsame Lied der Nachtigall. — Das Lied der Liebe nennen es die Menschen, wenn sie lieben. Doch auch die Sehnsucht träumt sich in das Lied hinein und ach — die Noth des Herzens auch, das geliebt und dann vergessen!

Wie mit schweren Schlägen von allen Thürmen der Stadt die zehnte Stunde schlägt, da fällt die helle Glocke im Bahnhof an der Wallstraße in alle Schläge ein und läutet, bis ein Pfiff sie übertönt weit draußen außer der Bahnhofhalle, der Himmel sich in schwarze rauchige Wolken hüllt und endlich der Zug, eine unabsehbar lange Wagenkette, wie die Festtage sie zusammenschlingen, in die Halle fährt. Doch sind die Wagen nur gefahren und immer länger ist die Kette von Haltpunkt zu Haltpunkt geworden und

immer schwerer und träger. Man hat sie nach der Stadt geführt zum Dienst für morgen und übermorgen und wie schläfrig sehen die trüben Fenster und trüben Fensterscheiben auf die wenigen Reisenden, die langsam und ohne Eile aussteigen und nach dem Ausgang ziehen.

Langsam schreitet Arthur daher und sieht nicht nach rechts und links und denkt nicht, was ist und wird. Er drückt den Arm Magdalenens in seinem Arm, er drückt ihre Hand. Er weiß nur, was war. Den Schleier über das Gesicht gezogen, ihr Haupt fast an Arthurs Brust verborgen, geht Magdalena hin. Da treten sie in die Wallstraße und nach dem hellen Licht des Bahnhofs ist es wie Nacht in der Straße. Schneller werden ihre Schritte, denn Nacht blickt auch aus den Fenstern schon und stillen Häuschen. Doch kein Wort verräth, was sie denken, kein Seufzer, was sie fühlen. Da biegt ein dunkles Gäßchen in die breite Straße ein. Kein Licht fällt aus den Häusern auf den Weg, keine Lampe erhellt die feuchte Dunkelheit, die daraus hervorquillt. Arthur zittert und es schaudert ihn, wie er einbiegt und wie ihn plötzlich Magdalene festhält.

„Adieu, mein Arthur! Dort steht ein Wagen am Ende des Gäßchens, ich seh' ihn im Schatten der Häuser. Ich muß eilen. Laß mich, Theurer, und frage nicht. Auf morgen, auf morgen!“

Sie haftet die Worte dem jungen Manne entgegen und drängt ihn von sich und zieht ihn doch wieder an sich. Er schweigt und seiner Brust entringen sich schwere Athemzüge, ein Seufzer, er schweigt und hält ihre Hände und sieht sie an. Da schlingt sie die Arme um ihn, ihre Lippen pressen sich auf seinen Mund und sie sieht nicht, wie der helle Schein eines Lichtes ihr in's Gesicht fällt, eines neugierigen Lichtes, das in dem nächsten Fenster erscheint. Sie sieht nicht, wie Arthur erbleicht in ihrem Kuß und fühlt es nicht, wie die Gluth seiner Lippen schwindet, wie kalt sein Kuß.

Da reißt sie sich los und eilt die Gasse hinab. Er aber steht und schaut ihr nach und sieht sie nicht und vor seinem schwankenden Blick entflieht das Bild seiner Magdalene und ihm ist, als stände jenes Weib vor ihm, das ihm im Traum einst erschienen, und ihm ist, als hörte er sie sagen, „Warum kommst Du nicht, da ich glücklich bin!“

Da schlägt er die Hände vor sein Gesicht und wie ein Schuldbekenntniß ringt es sich von seinen Lippen: „Ja, nun werde ich kommen, die Sünde einer Sündigen bekennen und was ich haßte und verachtete, um Vergebung flehen. O Magdalene, arme Magdalene, theure Magdalene!“

Doch sie hört ihn nicht, wie er auch ruft. Wie vom Wind getragen, schreitet sie dahin. Kaum berührt der Fuß die Straße, sie drängt in die tiefsten Schatten der Häuser, denn Schritte folgen ihr, hastige, forschende Schritte. Da hat sie das Ende der Straße erreicht. Helles Licht strömt ihr aus der andern Straße entgegen und blitzende Lampen von hundert Wagen, die hier aufgestellt. Sie sieht kaum. Sie springt in den Schatten des letzten Hauses. Da steht ein Wagen. Der Kutscher hält die Zügel in den Händen.

Sie springt hinein, die Thür fällt klirrend in ihr Schloß und dahin fliegt der Wagen. Doch ihm nach ein zweiter. Ein schlanker Mann war hineingesprungen, seine Augen blitzten und seine vollen Lippen lachen vor Freude. „Dem Wagen nach bis an's Ende!" ruft er dem Kutscher zu. „Ich habe sie!" ruft er aus und wirft sich in den fliegenden Wagen zurück. „Und ich halte sie!"

Immer heller werden die Straßen, immer breiter die Wege und immer leichter ist Roß und Wagen zu unterscheiden und zu erkennen. Jetzt fliegt der erste Wagen links in die Straße und weicht im Fluge Wagen um Wagen aus, der ihm entgegen kommt. In jede Lücke biegt er ein, um vorwärts zu kommen. Doch der andere Wagen hält sich an seine Räder, an die Hufe seiner Pferde. Er hält ihn und läßt ihn nicht. Da wird es taghell und hundert Lampen umstrahlen im Glanze das Opernhaus, wie es sich erhebt mitten im freien Ring, ein Palast unter Palästen. Tausend Menschen strömen aus seinen weitgeöffneten Thoren, Wagen rasseln vor und fliegen zurück. Doch jener Wagen mit dem jungen Manne hält sich an den andern Wagen und läßt ihn nicht und kann ihn nicht lassen. Da knallt die Peitsche vorn, der Wagen fliegt mit einem mächtigen Ruck voraus, und über die Straße, die an den Ring der Paläste sich ergießt; der zweite Wagen muß stille halten. Vier schnaubende Pferde, ein schlanker Wagen fliegen vorbei.

„Verdammt!" ruft der junge Mann.

„Es war der Fürst Camille!" tröstete der Kutscher.

„Fahr' zu und hol' den Wagen ein!"

„Ich seh' ihn ja!" sagte der Kutscher und fliegt mit den dampfenden Pferden die Straße hinunter. Ihm voran ein Wagen, wie der Wegweiser in dem Gewirre der Straßen. Ruhig sitzt der Kutscher auf dem Bocke und schnalzt nur manchmal mit der Zunge. Hui! Da greifen die Füchse aus. „Schnalz' die Peitsche, dann fliegen sie dahin, daß die Funken aus den Hufen schlagen!" Es muß schnell gehen! denkt der stille Kutscher. Er weiß nicht warum. Ihn kümmert's auch nicht. Blankes Gold, das er bezahlt bekömmt, braucht keine langen Gedanken. Was soll er auch denken. Seit einigen Wochen steigt eine Dame in seinen Wagen. Er fährt bis an die dunkle Gasse zur Wallstraße. Er sieht nicht um, wenn die Dame aussteigt. Er weiß, daß er warten soll, bis sie wieder kömmt und er wartet. Nur ein Mal, die Dame war lang verschwunden und konnte so bald nicht wieder kommen, nur ein Mal hat er in den Wagen gesehen. Er wollte die Fenster schließen, denn Staub wirbelte auf und durch die Straßen. Da lag ein langer, weißer, duftiger Mantel und ein feiner weißer Schleier. Ein heller Purpurstreifen faßte den Mantel ein und den Schleier. Er rührte ihn nicht an. Drei blanke schwere Goldstücke waren in seine Hand geglitten, als die Dame ausstieg, auf dem Platz zur Au vor einem schmucken, zierlichen Haus. Dann war er lustig nach Hause gefahren. So schnalzte er mit der Zunge und die Füchslein schlagen das Pflaster, daß die Funken fliegen, wie sie ein=

biegen in die letzte Straße und um die Ecke herum in die Au und zu dem kleinen, schmucken Haus. Ihm nach der andere Wagen. „Halt!" rief da der Mann im Wagen und wie der Wagen an der Straße hielt, sprang er heraus und sah mit seinen blitzenden, glänzenden Augen und seinen lächelnden Lippen auf den andern Wagen. Da hielt er an, die Thür fliegt auf und eine schöne schlanke Dame springt heraus. Ein weißer, langer Mantel mit langem Purpurstreifen verhüllt die Gestalt. Ein langer, weißer Schleier hält das volle, blonde Haar fest. Die Flügel des Thores im Hause öffnen sich, Diener erscheinen, die Dame verschwindet.

Da fährt der schmucke junge Mann den Kutscher an: „Er hat den Wagen verloren, er ist einem andern nachgefahren. Das ist nicht der Wagen, in den jenes blonde Mädchen eingestiegen. Verdammt!" fährt er auf. „Doch genug! Fahr' dem Wagen nach, der die Dame brachte!"

Doch der Wagen war verschwunden.

In einer einsamen stillen Straße, nicht ferne der Au, inmitten alter ehrwürdiger, bürgerlicher Häuser, die sich der Feierabend hier erbaut, und stolzer Paläste, die dem Lärm des täglichen Lebens fern bleiben wollten, steht ein kleines, sauberes Haus. Man sieht es, weil es neben den Großen noch kleiner erscheint, als es ist, und man sieht es gerne, weil es so rein und sauber ist. Kein Stäubchen hängt an den Wänden, kein Hauch trübt die Fenster und wie wenn steter Friede hinter ihnen schlummerte, so blickt die Ruhe aus ihnen, die Ordnung und Zierlichkeit. Tritt man durch das selten offene Thor und die Flur des Hauses, so steht man in einem Hof, durch dessen glattes, reines Pflaster hie und da ein Grashalm, ein dünnes Kraut, oft eine bescheidene Blüthe hervortreibt und in die Ruhe schaut, die Alles hier athmet. Zitternder Schatten deckt den Raum, denn eine breite Linde erhebt sich in des Hofes Mitte und treibt Zweige und Blätter bis an die Mauern, die sie einhegen und die Fenster, die still auf sie herniederschauen. Es hat ihm Mühe gemacht, dem Doctor Führich, Professor an der Universität, Mitglied der Akademien zu Wien, Paris, Berlin, u. s. w., den Baum zu erhalten, als er auf dem verlassenen Platz sein Heim sich baute. Aber er hat ihn erhalten und es freut ihn, wenn er in seinem Zimmer auf und niedergeht, in den grünen Schatten des Baumes zu blicken, auf die hüpfenden Spatzen, die darin nisten, und die Sonnenstrahlen, die dazwischen spielen. Er schläft ein bei dem Rauschen und Flüstern der Blätter und er erwacht, wenn die Zweige an das Fenster klopfen. Kein Menschenlaut stört seine weise Einsamkeit. Ein vertrauter Diener nur geht ab und zu und ordnet, was sein Herr begehrt. Es ist so wenig im Winter, wenn er für Minuten kaum sein Zimmer betritt, und im Sommer, wenn all die großen und kleinen Kranken in's Weite geflogen und Dr. Führich Feiertage hat. Da stehen die Bücher in der Bibliothek zu Gaste und kommen und gehen und schwatzen mit dem Doctor vom ersten Morgengrauen bis zur Zeit der

Ausfahrt und träumen und sinnen mit ihm, wenn es dämmert bis tief in die dunkle Nacht. „'s ist Feiertag —" sagt Dr. Führich zu den alten Genossen — „und wir wollen ihn in guter Gesellschaft feiern."

Und die Gesellschaft, die gute, war da. All die vertrauten Genossen sahen von den dunkeln Gestellen herab und durch die grünen Vorhänge, die sie verhüllten, und grüßten mit ihren goldbedeckten Häuptern und Rücken und ihren braunen Kleidern und rothen und grünen Hüllen. Aber der Gastgeber achtete ihrer nicht und sah sie nicht und wollte sie nicht bemerken. Und er saß doch an seinem Schreibtisch, hatte die Feder in der Hand, schüttelt nachdenklich den grauen Kopf und wundert sich. „Diese Frau Adelheid Barbo!" spricht er vor sich hin. „Diese entsetzliche Frau! Hat fünf Sinne im Kopf und weiß nichts, zwei Augen und sieht nichts, zwei Ohren und hört nichts, zwei Hände und auch zwei Füße und thut nichts. Ich weiß, wie das ist — hab' das durchgemacht! Werde sie in Behandlung nehmen, diese gute, brave Frau und ihren Arthur! Sie müssen zu mir. Ich will zu Hause essen, sie soll kochen. Ich will zu Hause plaudern, die Alte soll zuhören. Ich will mich zu Hause ärgern, und sie soll weinen!"

„Wo ist er?" fängt er wieder an zu sinnen. „Warum kann ich ihn nicht mehr finden? Ich komme Mittag, er ist nicht zu Hause — ich komme Morgens, er ist schon auf und davon! Wo ist er? Und er schläft nicht und wacht nicht. Er ißt nicht und trinkt nicht. Er soll blaß sein und fieberheiß. Was ist geschehen?" Da schlägt er erzürnt mit der Faust auf den Tisch, daß die Bücher aufspringen, hat die Thür sich geöffnet und ein seltener Gast ist eingetreten. Die großen Augen blicken traurig in die Welt, die Lippen zittern in ihrer Röthe, als ob Fiebergluth sie durchzogen und Blässe, kalte Blässe liegt auf der Wange.

„Arthur!" ruft Führich aus und springt dem Gaste entgegen und bedeckt ihn mit Zärtlichkeiten. „Arthur, Herzenssohn, Kind meiner Seele, was ist Dir? Setze Dich! Du brauchst Ruhe! Kümmre Dich nicht um Dein Herz. Sieh mich an. Ich leide auch an Deinem Leid und bin sechszig. Sorge nicht um Deine Lungen. Sie sind ja gesund. Ich wollt', ich hätte Deine Lungen. Gräme Dich nicht! Aber rede: Was giebt's? Was ist geschehen?"

„Ich denke nicht an mich, Doctor! Ich sorge nicht um mein Herz und meine Lungen. Vergeben Sie, daß ich Sie gestern, vorgestern nicht erwartet. Ich mußte hinaus, in's Freie! in die freie Natur! Doch was geschehen, das weiß ich nicht. Ich kann's nicht fassen und nicht sagen!"

„Ich will's nicht wissen, Arthur, will's nicht wissen! Ich weiß ja, Du liebst — und die Liebe hat ihre Geheimnisse!"

„Ich habe geliebt!„ stöhnte Arthur und drückte sein Gesicht weinend in beide Hände.

„Arthur!" schrie Führich auf.

„Ich will Ihnen Alles, Alles bekennen, Doctor, morgen, morgen erst!

Nur nicht heute — heute noch nicht! Ich bin gekommen, Sie zu bitten, mich zu Ihrer Magdalene zu führen, zu jener schönen, sündigen Frau, die ihre Schönheit und ihre Sünde in meinem Bilde wiederfand. Sie hat Sie zu mir gesandt, sie hat mich gepflegt und für mich gesorgt. Ich habe ihr gezürnt und habe Haß gegen sie und Verachtung in meiner Brust genährt. Ich war undankbar. Ich möchte Vergebung erbitten."

Kaum vernehmbar rangen die Worte sich von Arthurs Lippen. Und wie er gesprochen, sank er in den Stuhl zurück und drückte die Hand auf sein Herz, als sollte es schweigen, schweigen und nichts verrathen von Allem, was es fühlt und was ihn quält. Führich war zu ihm getreten und wie er über den Stuhl gebeugt sich zu ihm neigte, strich er ihm sanft durch die braunen Locken und sprach: „Weißt Du nun auch schon, was die Sünde ist und kannst vergeben?"

Arthur fuhr auf und griff nach seinem Hut. Ihn engten die Mauern ein wie Gefängnißmauern und er konnte keinen Menschen sehen und in keines Menschen Augen.

„Morgen, Doctor, morgen will ich Ihnen Alles sagen, wenn dieses Herz schweigt in seinem Zorn und wenn es sich wieder nach Liebe sehnt."

Er stürzte dem Doctor an die Brust, wie er sprach, und eilte davon. Führich hielt ihn nicht. Er hatte gehört, er hatte in die Augen dem Jüngling gesehen, er wußte, was geschehen.

„Glücklicher Mann —" sagte er vor sich hin, „glückseliger Jüngling, der die Freuden des Lebens durch den Sturm aller Gefühle genießt. Fühlst Du auch so, schöne Magdalene, die Du ihn liebst und so unglücklich machst und doch so glückselig?"

So sprach der alte, graue Mann, zog langsam die grünen Vorhänge vor die Bücher, streute lächelnd Brosamen in's Fenster und sah in das dämmernde Licht, das aus den dunklen Zweigen der Linde ihm entgegenrauschte.

„Fahr' langsam, Philipp —" sagte Führich zu seinem Kutscher, als er in den Wagen stieg, der ihn erwartend in dem Flur des stillen Hauses stand. „Fahr' langsam, wir haben Zeit und die Au ist bald erreicht."

Er war eingestiegen und langsam setzten sich die sonst so flinken Schimmel, die Jeder kannte, wie Jeder den Herrn derselben kannte, in Bewegung. In die Ecke des Wagens gelehnt schaute Führich sinnend und in Gedanken verloren vor sich hin und achtete kaum der Grüße, die von rechts und links ihm zuflogen. Er sah den Fürsten Camille nicht, der langsam die stille Straße herabschritt und fast zugleich mit dem Wagen in die Gasse zur Au einbog. Erst als ein fliegendes Gefährt ihm entgegenkam, die schöne Dame, die im Wagen lehnte und träumend durch ihren weißen Schleier auf all die Fremden und Bekannten sah, die sie mit ihren Blicken verfolgten, und erst als die schöne Frau ihm grüßend zunickte und mit der kleinen Hand vertraulich winkte, raffte er sich auf und blickte in's Weite und der Dame nach, die hinunter die Straße zur Au flog. „Sie ist doch schön!" sagte er lächelnd

plötzlich vor sich hin — „sie ist doch schön, diese Magdalene. Wie die Lust und Freude selber schaut sie in die Welt und keine Sorge quält sie, kein Kummer und keine Reue!“

Als Führich nach wenigen, kurzen Besuchen zurückkehrte und auch hinunter die Straße zur Au flog, da fiel ihm an derselben Straßenkreuzung die Begegnung mit Magdalenen wieder ein und er nickte mit dem Kopf und sagte: „Sie ist doch schön! Und ich war ungerecht gegen Sie. In die Au!“ rief er dann dem Kutscher zu.

Und in die Au flog der leichte Wagen und hielt vor dem zierlichen, schmucken Hause in der Mitte der Paläste, vor dem er zu halten schon gewöhnt und an dem er nur in den letzten Wochen so wie vergessen, vorübergefahren.

Schon fielen in die breiten Schatten der Straße, aus den dunklen verhängten Fenstern, wie ein Vorhang sich dahinter verschob, die hellen Strahlen von Lampen und Lichtern und dem noch regen Leben der Straße abgekehrt erschien das schmucke Haus in seinen Blumen und Bäumen wie ein Traum und wie zu träumen. Die schöne Magdalena liebte den Tag nicht. Wer nur lebt, um zu genießen, der darf nicht wachen und darf das helle Licht der Sonne nicht sehen. Schnell zerrinnt der Traum und was die Täuschung der Nacht erzeugt, wird Nichts im Licht des Tages. Und sie wußte schon, daß die Nacht sie täuscht und die Lust der Nacht und wollte den Tag nicht mehr schauen und die Wahrheit des Tages. Wann hat sie's erfahren, da sie doch so lange glücklich war und nicht an Trug und Täuschung glaubte? Wer hat es ihr denn gesagt, da doch Jeder, der mit ihr sprach, nur von Liebe mit ihr sprach? Sie muß es wohl in einer stillen Stunde geträumt haben. Oder ist sie erst erwacht in einer stillen Stunde und träumt nicht mehr, was sie so lang doch glückselig machte? Sie weiß es nicht und möchte es doch so gerne wissen.

Schon seit zwei Tagen quält sie sich mit dem Gedanken und lauscht auf das Pochen des Herzens und seit zwei Tagen weiß sie nicht, ob sie glückselig oder elend ist. Nur wenn der Abend kommt und wenn die Sonne niedersinkt, da ist es ihr, als hörte sie des Waldes Bäume rauschen, als zögen süße Düfte durch die Luft und weichen Rasen, schattenlangen weichen Rasen hört sie flüstern und knistern. Sie schließt die Augen und wenn sie sie schließt, so ist es ihr, als öffneten sich die Lippen zum warmen seligen Kuß und küßten, — sie träumt es nur und ach, es ist so süß! Die Nachtigallen singen und langsam deckt die Nacht so sel'gen Traum.

„Nein, nein!“ ruft die schöne Magdalene und schreitet hastig mit erregten Schritten durch das Zimmer und hält erst stille, als ihr Blick den schönen Christus findet, der segnend und schützend die Hand über die reuige Sünderin erhebt. „Nein, nein! Es war! Vielleicht war's nicht und ich hab's nur geträumt. Doch ach! Es war so schön und — es wird wieder sein!“

„Das war und soll nicht mehr sein!“ spricht sie ernst und traurig vor

sich hin und knickt, sie weiß nicht, daß sie's thut, Blatt um Blatt der duftigen Rose, die sie in Händen hält, und die sie allein noch schmücken sollte. „Es soll nicht mehr sein! Ich träumte einst vom Glück, und wie ich's träumte, wollt' ich's leben und hab's gelebt. Es war ein Traum und wach bin ich geworden. Wie sehnend ist das Herz, als hätt' es nie genossen, was da lacht und liebt! Wie arm ist diese Brust, und ach, wie fühlt ich's erst, daß niemals Liebe sie an's Herz gedrückt! Und ich wollte glücklich sein!"

Sie hebt das dunkle Aug' empor und sucht das Bild dort an der Wand, das Christusbild und sinkt in die Kniee: „Ich wollte glücklich sein! Ich werde glücklich sein — morgen — morgen." Entblättert fällt die Rose ihr zu Füßen, wie sie sich erhebt. Sie achtet's nicht, daß ihre Finger sie entblättert, und achtet nicht, daß ihr Fuß sie zertritt, wie sie so stolz sich emporrichtet und wie zum Abschied in dem duftenden, reichgeschmückten Raum um sich blickt. „Zum letzten Mal!" sagt sie lächelnd, als sie zur Thüre schreitet — „zum letzten Mal und dann — — an mein Herz, Arthur! Ich möchte glücklich sein!" —

„Sie ist doch schön!" raunt Führich dem Fürsten Camille zu, wie Magdalene im strahlenden Lichte des Salons erscheint, in dem ihre Gäste sie erwartet.

„Wie schön Sie heute sind!" flüstert Fürst Camille ihr zu, als er den runden Arm in seinen Arm legt und zum Speisesaal schreitet. Lächelnd folgt Führich den Beiden und lächelnd sieht er, wie stolze Schönheit den stolzen Namen sich beugt und wie bittend fast so hoher Adel der Geburt sich dem Glanze der Natur unterwirft.

„Sie ist doch schön!" sagt er lächelnd vor sich hin „und ich war ein Narr, das zu vergessen!"

Die Glocken der Stadt riefen mit schweren Schlägen Mitternacht in die vereinsamten Straßen und Mitternacht rief mit feinen Schlägen die Uhr Magdalenen zu und ihren Gästen. Und Nacht war es, traumvolle Nacht in den dunkeln Augen der schönen Frau, wie sie dasaß, zurückgelehnt in den Stuhl und vor sich hinblickend, als sähe sie in's unbegrenzte Weite und als lächelte ihr die Lust entgegen aus weiter unbegrenzter Weite. Ihr zur Seite saß Fürst Camille, versunken in ihr Bild und forschend in den weiten dunkeln Blicken und dem Lächeln des Mundes, ob nicht ein Strahl des Glücks, der in den Blicken leuchtete, sein Auge treffe, ein Lächeln des Mundes nicht ihm einen Augenblick des Glückes verheiße. Führich blätterte in einem Album und hörte, wenn der Fürst sprach, oder erzählte, wenn Fürst Camille heute so oft in träumendes Schweigen versank.

Da schlug er das Buch plötzlich zu und rief: Haben Sie es, mein Fürst, schon gehört — Valletin, unser schwärmerischer Dichter, hat sich verlobt und wird nächstens Hochzeit machen!"

„Es geschehen noch Wunder auf dieser Erde!“ antwortete lächelnd Fürst Camille.

„Doch, wissen Sie, mein lieber Doctor —“ sagte Magdalene und ihre Augen blitzten auf, — „daß unser berühmter Künstler Troll alle Contracte gebrochen hat, nirgends seine verlockende Violine ertönen läßt und hier ist, hier in der Stadt?“

„Und er stellt einem Mädchen nach —“ fiel Fürst Camille ein und seine Lippen zitterten, — „er stellt einem Mädchen nach, so schön und rein, wie die Tugend selbst. — Doch was ist Ihnen, Magdalene?“

„Nichts, nichts, mein Fürst!“ hauchte Magdalene, „es wird vorüber gehn! Doch erzählen Sie. Jenes Mädchen —?“

„Ich weiß nur —“ sagte der Fürst, — „was Troll mir selbst gesagt.“

„Er hat es Ihnen selbst gesagt?“ rief Magdalene und starrte wie entsetzt den Fürsten an. „Er hat es selbst gesagt?“

„Und ich glaube —“ ergänzte Fürst Camille, — „ich kenne jenes Mädchen; ich sah ihr Bild — doch Magdalene, Sie sind krank!“

„Nein, nein, mein Fürst! Erzählen Sie, ich möchte jenes Mädchen kennen, das Troll verfolgt und das so schön und rein, wie die Tugend selbst!“

So rang es sich von den Lippen Magdalenens und ihre Brust hob und senkte sich im tiefen, schweren Athem.

„Nun denn“ — fiel Dr. Führich ein, wie er unruhig schon den Worten des Fürsten gefolgt und nun Magdalena hörte, wie sie bat zu erzählen. „Nun denn! wer auf geheimen Wegen wandelt und sich verräth, der muß die ganze Wahrheit sagen. Vielleicht können Sie uns helfen, Magdalene, das Mädchen schützen und den, der sie liebt, glückselig machen. Er wird ja zu Ihnen kommen, morgen wird er kommen, denn er will Sie sehen, die Schützerin seiner Kunst und die sorgende Frau, die ihn genesen machte.“

„Er wird kommen?“ sagte Magdalene und erhob sich. „Er wird kommen —“ rang es sich von ihren Lippen, und „Wer? Doctor — wer wird kommen?“ schrie sie auf und brach zusammen.

„Sie ist krank!“ sagte Führich leise zu dem Fürsten und kniete nieder zu dem schönen Weibe, hob ihr bleiches Haupt empor und lauschte auf ihren Athem. „Sie ist krank! Doch es wird vorübergehen. Heute noch! heute noch!“

Da öffnete Magdalene die Augen und sah mit starrem Blicke um sich. „Und wann wird er kommen, Doctor? Morgen schon? Wo war er denn die letzten Tage? Warum sah ich ihn nicht? Warum konnte ich ihm nicht sagen, daß er nicht kommen soll? — Doch, was ist's denn? Mein Fürst! Doctor Führich? Vergebung! Ich rede irre, ich träume wohl? Nein, ich bin krank!“

Sie sprach's und drückte die Hände vor die Augen, wie sie da kniete, und die beiden ernsten Männer schweigend und staunend auf sie niedersahen.

„Getrost, Magdalene!“ tröstete Führich, — „getrost! Künstler haben ihre Launen. Vielleicht kommt er nicht! Doch warum soll er Ihnen nicht

danken? Er will ja nichts andres. Und wenn Sie ihn kennen, werden Sie ihn schützen, gerne schützen, denn er ist gut, Magdalene!"

„Ja, ja!" sagte Magdalene vor sich hin und nickte mit dem Kopf, als sagte sie es der Nacht und nickte ihren Schatten zu. „Ja, ja, er ist gut! Man hat es mir ja gesagt und er wird kommen, denn er hat mich gehaßt und verachtet. Jetzt aber haßt er mich nicht mehr, verachtet mich nicht mehr und wird kommen, mir zu sagen, wie süß die Sünde! und wie leicht es ist, zu sündigen. Und ich darf nicht „nein" sagen. Ich darf nicht sagen, er soll nicht kommen. Denn er wird mich suchen und wird mich finden. Er ist ja gut! Und mir will er sagen, daß er es ist, denn die Sünde macht vertraulich. Doch seine Magdalene fürchtet er und flieht sie, seit er sie fürchtet, und sehnt sich nach ihr und will sie nur sehen, bis er sagen kann: Sei mein, sei ganz mein! Und sie kann es nicht mehr sein — und wenn er mich sieht, hier sieht, darf sie es nicht mehr sein, denn er wird rasend werden und elend! Fort! fort! allein wohin? Mich wird er nicht vermissen, doch seine Magdalene wird er suchen!"

„Auf morgen!" tröstete Fürst Camille Magdalene und hob sie auf und zog sie sorgend an seine Brust. „Auf morgen! Sie sind krank, Magdalene, und das Fieber macht schlimme Träume! Auf Morgen!

„Auf morgen!" sagte Führich und ihn fröstelte, wie er die kalte Hand der schönen Frau ergriff und in ihr bleiches Antlitz sah, — „auf morgen, Magdalena! Es ist ein flüchtiges Fieber. Es wird vorübergehen — auf morgen!"

Und der Morgen kam. Spielend kosten die Sonnenstrahlen an den Fenstern und riefen flüsternd: Magdalena, wache auf! Flüsternd rauschten die Blätter und Zweige im Garten und streiften wie so oft die hellen Fenster und riefen: Magdalena, wache auf! Duftend hatten die Blüthen ihre Kelche schon geöffnet, den Thau getrunken und neigten ihre Köpfchen schon und wiegten sie und flüsterten: Magdalena, wache auf!

Auf dem Ruhebette unter Blumen und Blüthen lag Magdalene. Ein glattes, schwarzes Kleid verhüllte den schlanken Körper und zitterte in schmalen Falten auf den weichen Teppich nieder. Wie schmeichelnd umschlang es die vollen Formen der Brust und verhüllte den weißen Nacken bis zum schlanken Hals. Gefaltet lagen die Hände auf der Brust und weiße zarte Spitzen schmückten die Knöchel, so weiß wie die Hände. Ein schwarzer Schleier war durch das blonde Haar gewunden, das in glatten Scheiteln die Stirn umrahmte. Doch diese Stirn war kalt und weiß wie Marmor und die Wangen waren kalt, wie zitternd leichtes Roth auch darüber schwebte. Und kalt waren die Lippen, die schönen rothen, einst so heißen Lippen.

„Sie schläft noch!" sagte leise der Diener dem Fürsten Camille, wie er in den Saal trat und langsam leise auf Magdalenens Zimmer zuschritt. „Sie schläft noch!" seufzte der Fürst, als er leise eingetreten in das Zimmer und vor dem Ruhebett und der schönen Magdalene stand.

„Sie schläft?“ schrie Führich auf und eilte an dem zitternden, bleichen Diener vorbei zum Schlafgemach Magdalenens. Ihm folgte ein junger Mann mit braunen Locken und braunem, gekräuseltem Bart und blassem Angesicht. Schüchtern sah er in all' die Pracht, doch wie er hörte, was die Diener dem Doctor ins Ohr geflüstert, als er Führich voll Entsetzen rufen hörte: „Sie schläft!“ da eilte er dem Freunde nach und trat in's Zimmer der schönen Magdalene. Er sah den Fürsten und sah den Doctor, er sah das schwellende, weiße, unberührte Bett. Da hing sein Bild, sein Christus, segnend die büßende Magdalene und die auf dem Ruhebette.

„Magdalene!“ schrie er auf und stürzte nieder.

„Ich hab's gesagt!“ seufzte Führich und wankte, gestützt auf den Arm des Fürsten zur Thür. „Ich hab's gesagt! Er wird sterben, wenn er liebt! Sein Herz — ich weiß es ja — Und er ist gestorben!“

Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft.

Besprochen von

Adolf Boetticher.

— Berlin. —

Das in dem letzten Jahrzehnt von so glücklichem Erfolge gekrönte Streben aller gebildeten Nationen, die noch von der Erde geborgenen Schätze antiker Cultur ans Licht zu ziehen, wird, ohne daß man eben viel davon hört, auf das Lebhafteste von demjenigen Volke getheilt, das vor allen anderen berufen erscheinen muß, auf heimischem Boden den Spuren seiner eigenen Vergangenheit nachzugehen, den Neugriechen. Wenn die Kunde von der Thätigkeit, die das junge Königreich Hellas auf die Erforschung des Alterthums verwendet, meist nicht über die kleine Gemeinde der Archäologen von Fach hinausdringt, so liegt das wohl wesentlich an der ziemlich geräuschlosen Art, in welcher die Arbeit dort betrieben wird, es liegt ferner an der nur Wenigen geläufigen Sprache, in der die Veröffentlichungen erscheinen, endlich, und nicht zum kleinsten Theile, an der oft recht lauten Reclame, welche die anderen Nationen für ihre Erfolge mittelst einer stets willigen, über die ganze gebildete Welt verbreiteten Presse zu machen verstehen.

Das Centrum für alle diese neugriechischen Bestrebungen ist die „Ἀρχαιολογικὴ Ἑταιρία“, die Archäologische Gesellschaft, welche ihren Sitz in Athen hat, aber ihre Verbindungen über ganz Griechenland erstreckt und auch mit den verwandten Vereinen in Constantinopel, Smyrna und in anderen ehemaligen Sitzen hellenischer Cultur in steter Fühlung bleibt. Sie zählte und zählt noch heut zu ihren Mitgliedern sehr namhafte Gelehrte, wie Philippos Joannou, den »Nestor der griechischen Philologen«, wie Konstantinos Papparrhigopoulos, den Historiker, Evstratiadis, den Generalconservator der

Landesalterthümer, Stephanos Kumanudis, den scharfsinnigsten der griechischen Epigraphiker, nicht zu vergessen des als Staatsmann, Gelehrter und Dichter gleich ausgezeichneten Alexandros Rhizos Rangabé, der bei aller Arbeit und allen gesellschaftlichen Pflichten, die seine Stellung als Gesandter in Berlin ihm auferlegt, gleich Gladstone, noch immer Muße findet, die Geschichte und die Alterthumswissenschaft durch die Früchte ernster Studien zu bereichern. Nur wenige Namen nannte ich; es bleibt noch eine längere Reihe jüngerer Gelehrter, die sich die Sporen bereits verdient haben und die Arbeiten der Genannten mit Erfolg fortzusetzen versprechen.

Zu den Aufgaben, welche die Archäologische Gesellschaft sich stellt, gehören insbesondere systematische Nachgrabungen. Eine solche Thätigkeit erfordert aber in erster Linie Geld, und wenn man erwägt, daß Alles, was die Gesellschaft bisher geleistet hat, lediglich aus denjenigen Mitteln bestritten werden mußte, welche durch freiwillige Opferfreudigkeit oder etwa durch die Hoffnung auf einen mäßigen Gewinn in den von Zeit zu Zeit von der Gesellschaft veranstalteten Lotterien zusammengebracht wurden, so muß man mit Achtung auf die bisherigen Arbeiten jener Alterthumsfreunde zurückblicken. Hatten die früheren Ausgrabungen vorzugsweise der Gegend am alten Dipylon, dem westlichen Doppelthor Athens, gegolten, und hier, neben diesem Thorbau selbst, ansehnliche Reste der alten Stadt, interessante Entwässerungsanlagen, sowie unter den vielen Kleinfunden eine früher unbekannte Species von Thongefäßen einer sehr weit zurückliegenden Epoche, der sogenannten Dipylonvasen, zu Tage treten lassen, so nahm man im Jahre 1876 einen neuen Punkt in Angriff, den Südabhang der athenischen Akropolis. Hier hatte Roß 1838 in dem Eifer, das herrliche Parthenosheiligthum freizulegen, allen Schutt und alle Erde, welche die vor Letzterem errichteten türkischen Batterien enthielten, die steile Felsböschung hinabstürzen lassen, unbekümmert darum, ob nicht unter der leichten Erddecke an ihrem Fuße auch noch zu hebende Schätze der antiken Welt schlummerten.

Diese präsumirten Schätze zu gewinnen und zugleich die an dieser Stelle noch nicht festgestellte Topographie der alten Stadt aufzuklären, setzte sich die Archäologische Gesellschaft als Ziel, und sie hat diese Aufgabe mit Glück gelöst. Die Arbeiten wurden im Sommer des für die hellenische Alterthumsforschung so wichtigen Jahres 1876 ausgeführt. Schliemann hatte eben die reichen Funde der Troas eingeheimst und in den Gewölben der ionischen Bank zu Athen sicher geborgen; nun entdeckte er in den Heroengräbern zu Mykenai die vielbesprochenen „Goldschätze der Atriden"; in Olympia hatten wir die verheißungsvolle erste Campagne hinter uns, die Sculpturen vom Ostgiebel des Zeustempels, die Nike des Paionios waren gehoben worden; in Athen folgte am Fuße der Akropolis die Aufdeckung der Heiligthümer des Asklepios und der Hygieia, die Auffindung einer Reihe trefflicher, zumeist auf den Cultus dieser Heilgottheiten bezüglicher Marmorsculpturen, deren Abgüsse eine Zierde des Berliner Museums bilden, die Gewinnung einer Anzahl werth-

voller Inschriften. „Es ist ein Jahr, wo den Griechen alle die Güter, welche dem Menschen die werthvollsten scheinen, aus dem Boden ihres Heimathlandes auferstehen. Schliemann bringt ihnen das Gold, sie selbst fördern sich die Gesundheit (Hygieia) zu Tage, und wir hier in Olympia fügen dazu die Schönheit." So kennzeichnete einst Ernst Curtius in der kleinen Tafelrunde, die uns nach dem Tagewerke im Alpheiosthale vereinte, die archäologische Thätigkeit dieses Jahres auf griechischem Boden. Und Keinem, der in den Sommermonaten 1876 in Athen weilte, werden jene Abende aus der Erinnerung schwinden, welche die Freunde des Alterthums aller Nationen täglich am Fuße der Akropolis zusammenführten, um die über Tag neu gewonnenen Funde zu sehen und zu besprechen, die Bildwerke reinigen zu helfen und die Buchstaben der Inschriften zu entziffern, so lange noch ein Sonnenstrahl über den Rücken des Korydallos herüberleuchtete.

Zu solchen Entdeckungsarbeiten, unter denen die Bloßlegung des antiken Theaters auf der piräischen Akte, an der Westseite von Zea, noch besonders erwähnt zu werden verdient, gesellte sich sodann eine umfangreiche organisatorische Thätigkeit in den Provinzen, wo es galt, das Verständniß für den Werth der Alterthumsforschung zu erschließen und die Sammlung der Gelegenheitsfunde zu regeln. Die trefflichen Provinzialmuseen zu Mykonos, Sparta, Tegea, Chäronea, Theben u. s. w. geben lebendiges Zeugniß von der ausgebreiteten Wirksamkeit der Gesellschaft.

Zur Zeit hat nun die Archäologische Gesellschaft sich zwei neue Ziele ihrer Thätigkeit ersehen, von denen das eine schon früher einmal in's Auge gefaßt worden war, indessen aus Mangel an Mitteln nicht erreicht werden konnte: die Aufdeckung des Demeterheiligthums in Eleusis und des großen Theaters in dem Asklepioshaine bei Epidauros.

Epidauros lag noch gänzlich unberührt von dem Spaten des Forschers; es liegt auch fernab der Route, welche die bescheidene Zahl der Touristen durch die Peloponnesos zu nehmen pflegt. Diese Route führt von Nauplia über Tiryns, Argos und Mykenai nach Korinth und schneidet somit gerade die große argivische Halbinsel ab, welche die Peloponnesos zwischen dem saronischen und argolischen Meerbusen in das ägeische Meer hinausschiebt. Epidauros liegt etwa in der Mitte der nördlichen Küste dieser Halbinsel unmittelbar an der See, das Heiligthum des Asklepios mehr als eine deutsche Meile landeinwärts. Wer es auf einer Seitentour von der gewöhnlichen Route aus erreichen wollte, würde von Nauplia aus westwärts zu reiten haben und müßte die steinigen vegetationslosen Schluchten des auf zwölfhundert Meter ansteigenden Arachnaiongebirges passiren. Er würde auf drei Meilen Weges nur einige vereinzelte armselige Hütten, hie und da an den Abhängen eine Ziegenheerde erblicken, die auf den dürrsten Halden noch Nahrung zu finden weiß und ihrem Besitzer Alles liefert, was er zum Leben braucht. Eine halbe Stunde vor dem heiligen Bezirk, der im Munde der Hirten noch heut „to iero" das Heiligthum heißt, würde der Wanderer das ziemlich große

Dorf Ligourio inmitten von Feldern und Tabackspflanzungen finden, deren Erzeugnisse zu dem Besten gehören, was Griechenland und Türkei liefern.

Ist dieser beschwerliche und ermüdende Weg Niemand anzurathen, so gewährt der Besuch von Epidauros einen um so höheren Genuß, wenn man ihn direct von Athen aus unternimmt, eine mühelose Segelfahrt, ein Ritt von wenigen Stunden durch die reizvollste Gegend. Man fährt vom Piräus nach „Nea Pidavro", wie Epidauros heut heißt, bei bestem Winde in sechs Stunden; doch ist solche Gunst des Wetters selten, und man braucht meist acht, ja auch zwölf Stunden. So nutzt man für diese Fahrt mit Vortheil die kühle Nacht, schläft auf dem Deck unter dem glänzenden Sternenzelt, eingewiegt von den kaum merklichen Wellen, und läuft mit Sonnenaufgang in den kleinen, aber geschützten Hafen ein. Mit guten Pferden kann man von hier den heiligen Bezirk in zwei Stunden erreichen. Es ist keiner der landschaftlich imponirenden Wege großen Styles, wie man deren in Griechenland so viele und unvergleichliche findet, aber er gehört zu den lieblichsten durch die üppige Vegetation, welche ihn begleitet und fast überwuchert. Er führt durch eine von schmalen Querrissen durchsetzte Schlucht, dem Laufe eines kleinen geschlängelten Baches entgegen, dessen Uferwände von dichtem Myrthen- und Rosenlorbeergebüsch und von mannshohen Salbeysträuchen fast verdeckt werden. Ueber diese niedere Vegetation hinaus ragt eine zweite Laubschicht, von der man nicht weiß, ob man sie noch zum Gebüsch oder schon zu den Bäumen rechnen soll, der Lentiscus, der lorbeerblättrige Erdbeerbaum, die elegante Terebinthe. Noch höher an den Berglehnen hinauf steigen die dunklen Caruben mit der länglichen Johannisbrodfrucht, wilde Oliven mit bläulichem Laubgefieder und frischgrüne Aleppofichten; dazwischen erheben sich an den feuchteren Stellen die Baumriesen breitgeästeter Platanen. Und zwischen Baum und Busch schlägt das leichte Gerank der Waldrebe, der blaublüthigen Klematis, seine luftigen Brücken, unter deren schwankenden Guirlanden wir dahinreiten. Der Weg überschreitet dann in halber Höhe den 860 Meter hohen „Eichelberg" (Velanidhia), das Titthion der Alten, dessen Gipfel sie als den Schauplatz der ersten Kindheitstage des Asklepios dachten, und nun öffnet sich eine mäßig große Thalsenke, von niederen bebuschten Höhen umschlossen, hinter denen sich die kahlen Steilwände des Arachnaiongebirges jäh und unvermittelt erheben. Das ist die Stätte des Asklepioshaines, des berühmtesten Curortes im Alterthum, von dem aus der Dienst jenes Gottes sich in alle Lande verbreitete. Ich habe nicht ohne Absicht jenem Zugangswege eine längere Beschreibung gewidmet; war er doch offenbar zur Zeit der Alten der Hauptpromenadenweg für die Patienten, und der Weg, den die „Post" aus der Hauptstadt nahm.

Es war nicht die Heilkraft einer medicinischen Quelle, welche die Tausende von Hilfesuchenden hier zusammenführte; vielmehr machte die gesunde klimatische Lage, der Schutz vor rauhen Winden und allezeit frisches, kühles Trinkwasser diesen Ort zu einem für eine Heilanstalt größten Maaß-

stabes besonders geeigneten. Die Priesterschaft des Asklepios beherrschte zugleich das gesammte medicinische Wissen ihrer Zeit und war klug genug, nicht der Wunderwirkung der Heilgottheiten allein, sondern auch ihrem eigenen therapeutischen Eingreifen einen wesentlichen Theil der Erfolge zuzuschreiben. Sie wußte ferner, wie wichtige Factoren für den Patienten die Zerstreuung und die geistige Anregung bilden, und versäumte nicht den großartigen Tempeln und den eigentlichen Curhäusern auch die Institute für gymnastische und dramatische Spiele, das Stadion und das Theater zuzugesellen. Diese beiden Anlagen sind heute die am klarsten liegenden. Von den übrigen ausgedehnten Baulichkeiten sind vielfach die Grundmauern erhalten, die Bauglieder liegen verstreut umher, doch ist es ohne Nachgrabung und Bloßlegung der Fundamente nicht möglich, sich ein Gesammtbild von der großartigen Wirkung dieses Baucomplexes zu machen, dessen Aufbau in der Blüthezeit Griechenlands begonnen und zur Zeit der römischen Herrschaft, namentlich durch Antoninus Pius, wesentlich erweitert und mit äußerstem Prachtaufwande ausgestattet wurde.

Es war diese Neugestaltung des Curortes durch den römischen Senator und späteren Kaiser gewissermaßen ein Act der Sühne für den Frevel, den Römerhand an dem Heiligthum verübt hatte. Nach dem Widerstande, welchen Athen den Heerhaufen Sullas geleistet hatte, begnügte sich nach der endlichen Erstürmung der Stadt die Rache des Eroberers nicht mit der Plünderung der attischen Residenz. Auch nach dem stillen Thale von Epidauros ward eine Abtheilung gesandt, welche ihren Auftrag, das Heiligthum auszurauben und zu zerstören, gründlich erfüllte. Was etwa an Kostbarkeiten noch übrig geblieben war, wurde bald darauf von kilikischen Seeräubern fortgeführt, so daß es für Antoninus sich mehr um eine Neuschöpfung als um einen Wiederaufbau handelte.

So finden wir denn in dem Gebiete des Asklepios Baulichkeiten der verschiedensten Epochen nebeneinander, und es wird der bauanalytischen Kritik noch vorbehalten sein, die einzelnen Anlagen auf ihre Genesis und ihren späteren Ausbau hin zu untersuchen. Als gänzliche Neuschöpfungen des Antoninus werden uns zwei Anlagen überliefert, eine Entbindungsanstalt und ein „Sterbehaus", wo unheilbare Kranke ihre letzten Tage verbringen konnten, beide außerhalb des heiligen Bezirkes, innerhalb dessen nach göttlicher Verordnung Niemand weder geboren werden noch sterben durfte.

Im Süden der Hauptbaulichkeiten bemerkt man eine gewaltige Cisterne, deren Seitenwände durch fünf querüber gespannte Steinbögen gesichert werden. Hier wurde das Wasser für die Bäder gesammelt und in breiten offenen in den gewachsenen Kalkstein gehauenen Rinnen hinabgeleitet und vertheilt.

Von allen Anlagen ist das Theater weitaus am Besten erhalten. Die Sorgfalt, welche man bei allen griechischen Theatern auf die Wahl des Bauplatzes und die Orientirung verwendet findet, offenbart sich auch hier. Ueberall suchte man die Bühne so zu legen, daß die unter freiem Himmel sitzenden

Zuschauer über jene hinaus einen bedeutenden Blick auf die Landschaft gewinnen. Konnte man hier in dem stillen Waldthale freilich nicht eine Aussicht schaffen, wie sie der Zuschauer von den oberen Reihen des athenischen Dionysostheaters genoß, auch nicht jenen zauberisch schönen Blick auf das blitzende Meer, den Messene bietet, noch weniger die Aussicht auf die erinnerungsreichen Stätten des Atridenhauses, die sich um das Theater von Argos breiten, so gewährten doch die näheren Hügel und die jäh hinter denselben aufsteigenden Steilwände des Arachnaions einen höchst imposanten Hintergrund. Das Theater des Asklepios ist nach Norden orientirt, so daß die Zuschauer die Mittagssonne im Rücken hatten. Wohlverbürgter urkundlicher Ueberlieferung zufolge ist es von Polyklet, dem berühmtesten argivischen Bildner und Baumeister erbaut worden und genoß im Alterthum eines wohlbegründeten Ruhmes. „Dieses Theater", schreibt Pausanias, „scheint mir ganz besonders sehenswerth. Denn die römischen Theater übertreffen zwar alle anderen an Pracht, wie das der Arkadier in Megalopolis alle an Größe übertrifft: in Harmonie aber und reiner Schönheit — welcher Baukünstler möchte da fähig sein, sich mit einem Polyklet zu messen!"

Diese Berühmtheit im Alterthum und die von allen älteren und neueren Besuchern immer wieder constatirte vortreffliche Erhaltung des Theaters führten die Archäologische Gesellschaft in Athen zu dem Entschlusse, dasselbe völlig aufzudecken. Unter Leitung des Ephorus der Alterthümer P. Kabbadias haben im April dieses Jahres die Arbeiten begonnen und sind bis Mitte des Sommers mit bestem Erfolge fortgeführt worden. Die in Delos von der französischen Regierung unternommenen Forschungsarbeiten gaben dann den Anlaß, Herrn Kabbadias zeitweilig von seiner Arbeit abzuberufen und dorthin zu beordern. Somit ist ein vorläufiger Abschluß erreicht worden, der einen Rückblick auf die bisherigen Ergebnisse rechtfertigt.

Das Theater ist von früheren Forschungsreisenden besucht und beschrieben worden, von Dodwell, von der französischen Expedition 1829, von Leo von Klenze, Fiedler und Anderen. Danach standen die Hauptmaaße des Gebäudes bereits annähernd fest. Von der Gliederung der Anlage und von dem Detail der Ausführung war sehr wenig bekannt, weil das Ganze theils mit Erde bedeckt, theils mit Strauchwerk überwuchert war, so daß selbst in ziemlicher Nähe das gewaltige amphitheatralische Rund des Zuschauerraumes wie ein natürlicher begrünter Abhang erschien. Versuchen wir nun, an der Hand jener älteren Aufzeichnungen und der neusten, mit dem 27. Juni a. St. abschließenden Mittheilungen des Herrn Kabbadias ein Bild dieser großartigen Anlage zu gewinnen.

Die Gesammtdisposition weicht von derjenigen anderer uns bekannter griechischer Theater nicht ab. Der Zuschauerraum, der im Grundriß um ein Geringes über den Halbkreis hinausgeht, und dessen oberster Rang ungefähr 212 Meter Länge besitzt, steigt wie üblich terrassenförmig amphitheatralisch den Bergabhang empor, in dessen Felsen die einzelnen Stufen eingearbeitet

und sodann vollständig mit weißem Marmor bekleidet worden sind. In horizontalem Sinne wird dieser große Halbtrichter durch einen breiten, mit Platten belegten Gürtelgang, das Diazoma, in eine obere und eine untere Abtheilung geschieden, die erstere (κερκίδες τοῦ λαοῦ) für das Volk, die andre (πρωτόβαθρα und βουλευτικόν) für die vornehmeren Zuschauer. Durch die strahlenförmig angeordneten Treppen wird der gesammte Zuschauerraum (das κοῖλον) fächerartig getheilt, und zwar in der oberen Abtheilung in vierundzwanzig, in der unteren in zwölf Keile, so daß je eine um die andere Treppe von oben bis unten durchgeht. Ueberlegen den sonst bekannten griechischen Theatern zeigt sich das polykletische in der feineren Durchbildung jenes Gürtelganges, des Diazoma. Der Gang hat die reichliche freie Breite von 1,90 Meter und wird an seiner nach oben hin liegenden Rückseite durch eine gegliederte Brüstungsmauer abgeschlossen, die bei einer Gesammthöhe von 1,36 Meter aus einem Fußgliede, der eigentlichen, in ihrem oberen Theile durch ein eingemeißeltes Flechtband gesäumten Mauer und einem aus Wellenleisten und Deckplatte gebildeten Gesims besteht. Auf dieser Brüstungsmauer erhebt sich, von den oberen Stufenreihen durch einen schmaleren Gang getrennt, auf besonderer Basis eine Reihe ausgezeichneterer Marmorsitze mit Rücklehne und geschweiften Füßen. Eine ähnliche Reihe von Sitzen umsäumt den Mittelgang nach der unteren Abtheilung zu, die ihrerseits nach unten mit einer Vorderreihe kunstvoller gearbeiteter ähnlicher Sitzplätze abschließt. Das Auditorium besteht somit aus fünfundfünfzig Bankreihen und konnte reichlich sechzehntausend Zuschauern Sitzplätze gewähren. Die Stufen sind mit besonderer Sorgfalt für die Bequemlichkeit der Besucher eingerichtet, von denen an diesem Badeorte eine große Anzahl krank und schwach sein mochte. Die Sitze haben nur 37 Centimeter Höhe: man saß also auf untergelegten Kissen; ein Absatz in der oberen breiten Sitzfläche und in dieselbe eingearbeitete Löcher deuten ferner darauf hin, daß man auch bewegliche Rückenlehnen anbringen konnte, welche gleich den Kissen die Belästigung der Zuschauer durch die Füße der Höhersitzenden verhinderten.

Die Nachgrabungen auf beiden Flügeln des Zuschauerraumes haben ferner einen äußeren Umgang um denselben festgestellt, der jedoch mit keiner Säulenhalle ausgestattet war. Von Neuem wird hierdurch ein Irrthum des Vitruv widerlegt, der einen solchen Säulenumgang als ein Charakteristicum hellenischer Theater bezeichnet. Vielmehr hat bis jetzt kein einziges der bekannten griechischen Theater diesen Säulengang erkennen lassen.

Außer dem Zuschauerraume wurde von Herrn Kabbadias der größere Theil der Orchestra freigelegt, jenes um den Altar gebreiteten, halbkreisförmigen Raumes, innerhalb dessen der Chor agirte. Die Orchestra besteht hier aus einer höher liegenden, mit Fliesen belegten Fläche für den genannten Zweck, und aus einem äußeren einfach gepflasterten Ringe, der vornehmlich zur Abführung des von dem Zuschauerraum herabfließenden Niederschlagswassers bestimmt war.

Die genauere Untersuchung des nur theilweise erhaltenen Bühnenhauses steht noch aus. Herr Kabbadias verspricht, über Kurzem eine Veröffentlichung der ganzen Anlage zu geben, welche nach den Aufnahmen des argolisch-korinthischen Povinzialbaubeamten Herrn Solomos illustrirt sein wird.

Aber nicht nur die Baugeschichte sollte durch die Ausgrabungen in Epidauros durch wünschenswerthe Aufklärungen bereichert werden: auch für die Geschichte der griechischen Plastik ist, den Berichten des genannten Gelehrten zufolge, ein sehr hoch zu schätzendes Material gewonnen worden. Wenige Wochen nach Beginn der Arbeit, am Abend des 28. April, wurde innerhalb der Orchestra die Statue eines Asklepios gefunden, die anscheinend vor dem östlichen Flügel des Bühnengebäudes gestanden hat. Das Bildwerk ist etwas überlebensgroß, aus pentelischem Marmor gearbeitet. Haupt, rechter Arm und Füße fehlen. Die Gestalt zeigt den gewöhnlichen Asklepiostypus und wird von ihrem Entdecker der römischen Zeit, vielleicht einer Schenkung des Antoninus Pius zugeschrieben, doch habe ein griechisches Original aus der Zeit des sogenannten schönen Stiles der Conception zu Grunde gelegen.

Ungleich wichtiger erscheint ein Fund, der am 30. Mai etwa drei Meter nordwestlich von dem Fundorte des Asklepios gemacht wurde. Es ist eine weibliche Gestalt in Lebensgröße. Auch hier fehlt der Kopf, sodann beide Unterarme und die Zehen des linken Fußes; das Material ist gleichfalls pentelischer Marmor. Leider hat das Bildwerk sehr gelitten, weil es nicht tief genug unter der Oberfläche lag. So hat der Pflug des Bauern viele scharfe Schrunden in den Marmor gerissen, die eine gerechte Würdigung der einstigen Schönheit sehr erschweren. Die Gestalt, welche in absoluter Ruhe auf dem linken Fuße steht, während der rechte leicht nach außen gebogen erscheint, trägt einen bis auf die Füße herabfallenden Aermelchiton, der, über den Hüften aufgenommen, bis oberhalb der Knie einen Ueberfall bildet; der obere Ueberschlag (die Diplois) des Chiton verhüllt den Busen, läßt aber den darüber liegenden Theil der Brust und den Hals völlig frei. Ueber dem Chiton liegt das lange Obergewand. Die Füße sind mit starken Sandalen bekleidet; das Haar scheint in einen Knoten aufgenommen gewesen zu sein.

Herr Kabbadias muthmaßt in der Figur, der jegliches besondere Merkzeichen abgeht, entweder die Gattin oder die Tochter des Asklepios, Epione oder Hygieia, und entscheidet sich des jungfräulichen Habitus wegen für Letztere. Es würde dann nach seiner Ansicht in der rechten Hand die zu tränkende Schlange der Göttin, in der linken die Trinkschale zu ergänzen sein. Das Werk trägt einen alterthümlichen Charakter, Herr Kabbadias vergleicht es mit der »Hippodameia« (d. h. der früher als Hestia bezeichneten Figur) und mit der „Hesperide" von der Metope des Zeustempels in Olympia. Nichts desto weniger erklärt der genannte Gelehrte seinen Fund für die Arbeit keines Geringeren als des berühmten Polyklet selbst, dem archaischen Charakter nach allerdings als ein Jugendwerk des damals noch nicht zu voller künstlerischer Freiheit gelangten großen Bildners.

Ohne auch nur eine Abbildung der Statue gesehen zu haben, wird man aus der eigenen Beschreibung des Entdeckers heraus das Unzutreffende jener Muthmaßung erkennen. Wenn wir auch von Polyklet weder ein Originalwerk besitzen noch irgend ein bekanntes Kunstwerk mit absoluter Bestimmtheit auf ein solches zurückführen können, so sind wir doch aus vielfachen Nachrichten der Alten über den Kunstcharakter gerade dieses Meisters ganz besonders gut unterrichtet. Das Charakteristische der neu gefundenen Figur ist dem Berichte nach „Absolute Ruhe und eine so zu sagen hieratische Würde“; „das Werk hat in Stellung und Gewandung etwas Schweres und entbehrt gänzlich der Grazie, welche die attischen Werke kennzeichnet, ersetzt dieselbe vielmehr durch eine außerordentlich große Herbheit“. (δι’ ἄκρας ἀυστηρότητος). Es werden ferner als charakteristisch die tiefen senkrechten Parallelfalten der Gewandung hervorgehoben. Die Vorstellung, die man nach allen diesen Angaben von dem Bildwerke gewinnen muß, entspricht somit keineswegs den Anschauungen, welche man bisher über die Schöpfungen des Zeitgenossen eines Phidias hegte. Wenn das Werk in der That ein so ausgezeichnetes ist, wie Herr Kabbadias meint, so würde man wohl eher an einen älteren argivischen Meister denken können, vielleicht gar an Ageladas, oder, wie wir nach Auffindung der olympischen Inschrift wohl richtiger schreiben, Agelaïdas, den Lehrmeister des Polyklet. „Fleisch, Chiton, Ueberfall, Obergewand, Arme — Alles das schließt sich aneinander und bildet ein Ganzes, und doch beeinträchtigt Keins das Andere, sondern Jedes besitzt seine ihm zukommende Durchbildung.“ Dieses Einheitliche der Erscheinung bei sorgfältigster Durchbildung und Ausgestaltung des Einzelnen mochte wohl schon den Werken des Agelaïdas eignen, auf dessen beide, sonst so verschiedenartige Schüler, Polyklet und Phidias, d i e s e Richtung des Meisters sich in gleichem Maaße vererbte.

Neben der „Hygieia“ können die sonstigen statuarischen Funde, Bruchstücke von Bildwerken meist römischer Arbeit, ein besonderes Interesse nicht erregen. Hoffentlich bringt die spätere Fortsetzung der Ausgrabungen noch erwünschte Aufschlüsse über die noch immer keineswegs bekannte speciellere Einrichtung des griechischen Bühnengebäudes. —

Die zweite Aufgabe, welche die Archäologische Gesellschaft bereits seit längerer Zeit beschäftigt, deren Lösung aber durch äußere Umstände verzögert wurde, ist die Aufdeckung des Demeterheiligthums in Eleusis. Wenn diese Arbeit von Erfolg begleitet ist, d. h. wenn man das findet, was man sucht, so wird ihr Werth für die Alterthumswissenschaft sich wesentlich höher stellen, als der der oben besprochenen. Denn das Demeterheiligthum, der Mysterientempel von Eleusis ist nicht allein ein Unicum seiner Gesammtanlage nach, sondern seine gründliche Durchforschung läßt manche Aufklärung auch über die uns nur sehr mangelhaft bekannte Mysterienfeier selbst erhoffen.

Wir wissen, daß in dem geheimnißvollen Dienste der eleusinischen Gottheiten das Alterthum den Gipfelpunkt seiner sittlich-religiösen Anschauung, die reinste Klärung des Gottesbegriffes und die edelste Vorstellung der Beziehungen

des Menschen zur Gottheit erreicht hat. Wir wissen, daß der einfache Mann aus dem Volke eben so gut seine Befriedigung in dieser Feier fand, wie die geistig Höchstbegabten ihrer Zeit. „Selig," singt Pindar, „wer Jenes geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt; er kennt des Lebens Ende, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang." Und ein Sophokles ruft aus: „O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen empfangen haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen! Für sie allein ist ein Leben in der Unterwelt, für die Andern eitel Drangsal und Noth." Und von „fröhlichen Hoffnungen" redet Isokrates „für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit."

Entgegenstehende Urtheile philosophischer Köpfe entkräften diese laut redenden Zeugnisse nicht. Wenn der beständig negirende Diogenes seine herben Zweifel an der seligmachenden Kraft der Weihe ausspricht und den Einwurf erhebt, er könne sich nicht vorstellen, daß schlechte und gemeine Athener, welche die Weihen empfangen, nun ewig selig leben würden, während die Besten ihrer Zeit, wie ein Agesilaos und Andere, die derselben zufällig nicht theilhaftig werden konnten, ewig in Schlamm und Moder stecken sollten, so richtet sich dieser Angriff doch offenbar nur gegen die befangene Auffassung der minder gebildeten Classen.

Wenn ein so eminenter Geist wie Platon gelegentlich seine Geringschätzung der Mysterien durchblicken läßt, so bedeutet das eben nichts Anderes, als daß zu jener Zeit wie zu allen die edelsten und erleuchtetsten Köpfe, die in ernster Geistesarbeit ihren Zeitgenossen vorangeeilt waren, der Vermittelung einer Priesterschaft zwischen sich und der Gottheit entrathen konnten, weil sie sich selbst Hoherpriester genug waren.

Aber die große Menge auch der Gebildeten hat in der Feier der Mysterien ihre Befriedigung und Stärkung gefunden lange über die Zeit hinaus, wo Alarich mit seinen Gothenhorden den Brand und die Verwüstung in die Heiligthümer von Eleusis trug.

Der geistige Gehalt der Mysterien aber wurde den Festtheilnehmern durch symbolische Handlungen und durch vollständige dramatische Aufführungen vermittelt, zu denen die ersten schauspielerischen Kräfte und das Statistencorps der Hauptstadt „Die dionysischen Künstler" hierher berufen wurden. Der Tempel enthielt also zugleich eine Bühne, die für die wunderbaren Erscheinungen des Mysterienspieles mit mannigfachen maschinellen Einrichtungen versehen sein mußte.

Was wir bis jetzt von dem Demetertempel wissen, verdanken wir der Thätigkeit der bekannten Gesellschaft der Dilettanti in London, in deren Auftrage in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Stuart und Revett die Ruinen Attikas und Joniens durchforschten, aufmaßen und zeichneten. Was sie in Eleusis fanden, läßt sich auf dem uns zu Gebote stehenden Raume nicht ausführen. Erwähnt sei nur, daß man die Gesammtdisposition des eigentlichen Mysterientempels feststellen konnte, und daß dieselbe von dem sonst üblichen Tempelschema gänzlich abweicht, ferner, daß unter dem Haupt-

geschoß sich ein geräumiges Kellergeschoß fand, das von Stuart irrthümlich mit dem Namen „Krypta" bezeichnet wird, während es offenbar den Versenkungsraum für die Bühne abgiebt. Eine nähere Erforschung dieses Raumes konnte damals nicht vorgenommen werden, und gerade diese verspricht, über vieles sehr Unklare ein helleres Licht zu verbreiten.

Zu jener Zeit war die Bloßlegung der eleusinischen Heiligthümer bei weitem nicht so schwierig wie heut. Eleusis bestand damals aus etwa siebzig Hütten, die zumeist abseits der antiken Baustellen lagen. Nachdem später der Ort, namentlich während des griechischen Unabhängigkeitskrieges, so verfallen war, daß er zeitweise unbewohnt lag, hat er sich in den letzten Jahrzehnten wieder sehr gehoben und zählt jetzt etwa hundert Häuser und Hütten, von denen die meisten nebst ihren Gärten gerade über dem Demeterheiligthum liegen. Man kann also dort nicht mit Ausgrabungen vorgehen, ohne zuvor die Besitzer abgefunden zu haben. Während ich im Jahre 1876 in Eleusis war, führte der Zufall mich in das Haus eines begüterten Albanesen, über dessen Gartenthür ein Fähnchen von rothem Baumwollenzeuge wehte, zum Zeichen, daß hier eigenes Gewächs frisch aus dem Schlauch verschenkt würde. Als ich ihm im Laufe des Gespräches erzählte, daß wir Deutsche gekommen seien, um die alten Festplätze und Tempel der Hellenen in Olympia auszugraben, bezeigte er einen lebhaften Antheil an dieser Sache und bat inständig, wir möchten doch auch ja Eleusis ausgraben. Bald kam die Ursache dieses Interesses zu Tage: Als sich die Nachricht in Eleusis verbreitet hatte, die Archäologische Gesellschaft werde den Demetertempel frei legen, hatte der speculative Mann sofort alle Häuser und Gärten über der Ruinenstätte, soweit er ihrer habhaft werden konnte, angekauft, um sie nachher zu theurem Preise wieder zu verkaufen. Nun war wegen Mangels an Mitteln aus den Arbeiten Nichts geworden, und da saß er mit seinen „vierzig Häusern", gewiß einer erheblichen Zahl, auch wenn sie, wie sehr häufig in Griechenland, so auch wohl hier, nur in bildlichem Sinne für eine große Menge gebraucht war. Nun wird ja bald die Stunde schlagen, wo mein Gastfreund wieder froher aufathmet: dem Vernehmen nach ist bereits ein großer Theil des nothwendigen Terrains von der archäologischen Gesellschaft angekauft.

Auch für den Schutz der Alterthümer in dem neu hinzugekommenen Gebiete des Königreiches hat die Gesellschaft, insbesondere der unermüdliche Stephanos Kumanudis, bereits Sorge getragen. Wenn in Thessalien auch nur noch sehr Weniges aufrecht stehen geblieben ist, so wird man um so mehr unter der Erde Verborgenes zu erhoffen haben. Hier einen Raubbau zu verhüten und vielmehr systematische Nachgrabungen zu veranlassen, ist der Zweck dieser Bemühungen.

Was die letzten Jahre an Ausbeute geliefert haben, ist zum allergrößten Theile bereits in Athen aufgestellt und zugänglich gemacht worden. Insbesondere verdient die im linken Flügel des großen Polytechnikums durch den

jüngeren Kumanudis bewirkte Aufstellung der prähistorischen Funde Schliemanns aus Mykenai und der verwandten hochalterthümlichen Ausbeute der Grabstätten zu Sparta, Menidhi und Nauplia das uneingeschränkteste Lob.

Wenn die vorstehenden, den Arbeiten einer nicht großen aber um so strebsameren Gesellschaft gewidmeten Zeilen den Erfolg haben, die Blicke Vieler wieder einmal auf eine Nation zu lenken, die bei allen Mängeln ihres politischen und socialen Lebens einen allezeit gesunden und lebensfähigen Kern bewahrt und die der wärmsten Sympathien werth ist, so haben sie die Absicht des Verfassers erfüllt. —

Berlin, im August 1881.

Die Luft als Trägerin von Krankheitskeimen.

Von

Isidor Soyka.

— München. —

Es hat stets einen gewissen, zum mindesten culturhistorischen Werth, zurückzublicken auf frühere Spuren wissenschaftlicher Erkenntniß, nachzuforschen, ob gewisse Anschauungen, die uns jetzt als zweifellos feststehende Wahrheiten entgegentreten, in früheren Zeiten bereits vorhanden waren, und unter welchem Bilde, in welchem Gewande sie sich damals präsentirten. Gestatten uns doch solche kleine Excursionen oft einen Einblick in den Charakter früherer Culturperioden, lassen sie sich doch zu Schlüssen verwerthen über gewisse, weit umfassende Gebiete geistiger Entwickelung. So sehen wir denn auch in der Darstellung, die die hier zu erörternde Frage schon bei den Römern gefunden, in der Form, in der dort ihre Lösung versucht war, den Ausdruck der damaligen Naturauffassung, die darin gipfelte, in dem Cultus bestimmter Götter, in dem Begriff, den Eigenschaften, dem Namen derselben die einzelnen Naturerscheinungen zu symbolisiren, besonders solche, die mit elementarer Gewalt auf den Menschen hereinbrechen, ihn hilflos und wehrlos ihrer Macht zum Opfer fallen lassen. Dem entsprechend war es bei den Römern eine hehre Göttin, war es Juno selbst, die unter dem Namen Mephitis als Vorsteherin der bösen Luft verehrt wurde, auf deren Altären die von verheerenden Seuchen bedrohte Menschheit reichlich Opfer brachte. Aber dieser uns vielleicht etwas naiv erscheinende Standpunkt der göttlichen Krankheitsaetiologie, ist noch kein gar so veralteter, denn das „Strafgericht des Himmels“, „der Zorn Gottes“ hat noch bis in nicht allzu ferner Zeit „giftigen Pesthauch“ auf die Erde entsendet.

In dieser Annahme eines göttlichen Krankheitsursprunges, auf die wir in früheren Epochen stoßen, finden wir jedoch bei näherem Eingehen schon deutliche Beweise für einen gewissen, nicht unwesentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete. Die erste Krankheitsursache, — ob sie auch ein göttliches Wesen

zum Erzeuger besitzt, — wird nicht mehr im Menschen selbst, in dessen „verdorbenen, verschlagenen Säften“ gesucht, sie ist in die Außenwelt, in die den Menschen umgebenden Medien verlegt, und ob nun, nach Hesiod, Typhoeus seine Stürme als „Mißhauch“ über die Erde entsendet, ob Juno Mephitis der bösen Dünste Gewalt zu bannen vermag, ob „aus verhängnis Gottes vergifftung des luffts erfolgt“, immer ist es hier die Luft, der eine große Rolle, wenn auch nur als Vermittlerin, als Trägerin von Krankheitsursachen zugewiesen wird; und dies mit Recht. Kaum ein anderer Factor der Außenwelt tritt in so nahe und vielfache Beziehungen zu unserem Organismus wie sie. Nicht blos, daß unser Körper fortwährend von ihr umspült wird, tritt sie ja auch in den innigsten Zusammenhang mit uns, indem sie in einer Menge von über 13000 Litern täglich von unseren Lungen aufgenommen wird. Ist sie auf diese Weise durch Erhaltung der Athmung für unseren Organismus unentbehrlich, so hat sie aber auch noch andere wesentliche Aufgaben ihm gegenüber zu erfüllen, hat besonders bei der Wärmeregulirung des Körpers, durch welche das höchst überraschende Resultat erzielt wird, daß der menschliche Körper zu allen Jahreszeiten, in allen Klimaten, eine bestimmte gleichbleibende Temperatur von 36—37° C. besitzt, einen wesentlichen Antheil. Gegenüber dieser hohen Bedeutung für den Bestand unseres Lebens, unserer Gesundheit steht nun eine Reihe von Erfahrungen, die der Luft bei der Entstehung von Krankheiten eine große Rolle zuschreiben muß. Es sind dies vor Allem die durch vielfache Erfahrungen constatirten Thatsachen, daß Verletzungen innerer Organe, wenn dieselben in der Weise erfolgten, daß die Luft Zutritt zu diesen Organen erlangte, zu sehr schweren Allgemeinerkrankungen, zu sogenannten septischen Erkrankungen, Blutvergiftungen führen können. So z. B. gehörten bis in die neueste Zeit Eröffnungen der Brust- und Bauchhöhle, der Gelenke, sei es durch zufällige Verletzungen, sei es durch operative Eingriffe, zu den gefürchtetsten chirurgischen Ereignissen; und daß es nicht die Verletzung an sich war, die diese gefährlichen Zustände herbeiführte, sondern der Luftzutritt, war daraus ersichtlich, daß mit Abhaltung der Luft diese schweren Zufälle sich nicht einzustellen pflegten. So heilt z. B. ein Knochenbruch bei unverletzter Haut meist ohne gefährliche Complicationen. Ist aber die Haut lädirt, so daß die Luft zu den verwundeten Partien Zutritt gewinnt, so treten vielfach gefährliche Eiterungen, verbunden mit hohem Fieber und anderen Allgemeinerscheinungen hinzu. Aehnliches gilt auch von Verletzungen von Sehnen; diese zeigen, wie auch die Gelenke, eine große Neigung, bei Wunden, die die Luft mit ihnen in Contact bringen, zur Eiterung zu führen; wird aber eine Sehne unter der Haut durchschnitten, mit Anwendung derartiger Vorsichtsmaßregeln, daß die Luft ausgeschlossen wird, so tritt rasche Heilung ein, ohne irgend welche üble Zufälle. Es beruht auf diesem Verhalten eine sehr segensreiche Operation zur Heilung des Klumpfußes, bei welcher eben die verkürzte Sehne unter bestimmten Cautelen des Luftausschlusses durchschnitten wird.

Man hat dann ferner die Erfahrung gemacht, daß die Luft auch bei jenen Vorgängen betheiligt ist, die wir mit dem Namen des Absterbens, des Brandes bezeichnen. Wenn irgend ein Organ oder Organtheil, sei es durch eine Verletzung, sei es in Folge des Alters nicht mehr ernährt wird, und gewissermaßen außer Zusammenhang mit dem Organismus tritt, so stirbt es ab, und es treten der Fäulniß analoge Erscheinungen auf, die dann auch zur allgemeinen Blutvergiftung (Septicaemie) führen können. Nun kommt es — allerdings nicht allzuhäufig — vor, daß im Innern des Körpers Organtheile abgeschnürt, nicht mehr ernährt werden, und also wirklich absterben. Hier aber, wo die Luft keinen Zutritt findet, treten dann in der Regel auch nicht die eben geschilderten Erscheinungen auf; die einzigen Veränderungen, die sich ergeben, sind Verfettung, Verkalkung. Es war angesichts dieser Thatsachen nur zu gerechtfertigt, die Luft als Veranlasserin derartiger Erkrankungen anzusehen, und da ja besonders ein Bestandtheil derselben, der Sauerstoff, in den chemischen Vorgängen eine so große Rolle zu spielen hat, so wies man ihm auch hier diese eigenthümliche, zersetzende Aufgabe zu. Erst die fortschreitende Erkenntniß, die Häufung neuer Thatsachen, die Constatirung bestimmter Beimengungen der Luft stürzte diese anscheinend ganz logisch aufgebaute Theorie. Es mußte mit dem Auftreten eines neuen, bisher unbekannten Factors gerechnet werden, zu dessen Eruirung vielerlei wissenschaftliche Disciplinen zusammenwirkten. So vor Allem die Untersuchungen auf dem Gebiete der Epidemiologie, der Seuchenlehre.

Die bereits erwähnten Krankheiten gehören im Verein mit anderen durch ihre verhängnißvollen Wanderungen, ihre epidemische Ausbreitung so gefürchteten, zu einer Gruppe von Erkrankungen, die wir jetzt mit dem Namen der Infectionskrankheiten bezeichnen; und die wir uns durch Aufnahme besonderer, giftiger, inficirender Stoffe entstanden denken. Die epidemische Ausbreitung, das gleichzeitige Befallensein vieler am selben Orte, das einzelne dieser Krankheiten charakterisirt, erfolgt jedoch nach zwei von einander nicht unwesentlich verschiedenen Modificationen, die ihren Ausdruck in der Bezeichnung fanden, welche für den die Uebertragung, die Infection, vermittelnden Giftstoff gewählt wurde. Es waren die beiden Begriffe Contagium und Miasma, die hier einander gegenüber gestellt wurden. Contagium war, schon nach seiner etymologischen Bedeutung, ein Krankheitsstoff, der im Stande war, durch Contact, durch unmittelbare oder mittelbare Berührung des Erkrankten auf Gesunde überzugehen und dieselbe Krankheit hervorzurufen; er ging also vom Kranken aus, wurde im Organismus des Erkrankten erzeugt und reproducirt. Ein solcher Krankheitsstoff mußte denn mit dem Erkrankten weiter verschleppt werden können, die Krankheit mußte sich erinnyenartig an die Sohlen des mit ihr Befallenen heften, die Wanderung, der Verkehr der Menschen aus derartig epidemisch ergriffenen Orten mußte überall, an allen Orten, wohin derselbe gerichtet war, das verhängnißvolle Angebinde bösartiger Seuche mit sich bringen.

Auch konnte man in der That auf dem Wege des Experimentes die Uebertragbarkeit vom Menschen zum Menschen, vom Thiere zum Thiere nachweisen, man konnte durch eine geringe Menge dem kranken Körper entnommener Materie, die man einem Gesunden einverleibte, die Krankheit hervorrufen; die Krankheit war impfbar. Es fand sich aber auch, daß die Uebertragung derartiger Krankheiten stattfand, ohne daß eine directe oder indirecte Berührung mit dem erkrankten Individuum oder mit Gegenständen, die von ihm stammten, stattfand. In diesem Falle war die Annahme geboten, der vom Kranken gebildete, von ihm ausgehende Krankheitskeim hätte sich der Luft beigemischt und werde von ihr weiter getragen. Solche Contagien nannte man dann flüchtige Contagien, im Gegensatze zu den fixen, die nur bei Berührung wirkten. Auf diese Weise ist also abermals der Luft eine Rolle bei der Entstehung von Krankheiten zugetheilt, aber sie ist hier nicht selbst das krank machende Agens, die Krankheits-Ursache, sie ist blos das Mittel, das Vehikel, durch welches der vom Kranken stammende Keim transportirt wird.

Nun giebt es aber noch eine Gruppe von Infections-Krankheiten, von denen wohl auch zu gleicher Zeit viele Menschen befallen werden, wo aber die Ausbreitung eine eigenthümliche Abhängigkeit von der Localität zeigt. Die am selben Orte Verweilenden, und die neu Hinzukommenden werden ergriffen; diejenigen jedoch, die den Ort rechtzeitig verlassen, bleiben frei, und selbst die Kranken sind oft nicht im Stande, die Krankheit nach anderen Orten weiter zu verbreiten. Hier war es nun offenbar nicht der Erkrankte, der das Gift producirte, sondern die Localität; das Miasma, wie man diese Art von Krankheitserregern nennt, war ein Product der Localität, des Bodens; es entstand und reproducirte sich außerhalb des Körpers, und sollte, nach bis in die neueste Zeit geltenden Anschauungen, aus der Luft sich beimischenden Emanationen bestehen, die der todten Natur, dem Boden entstammten.

Im Laufe der Zeit wurde noch eine dritte Gruppe gebildet, die der miasmatisch-contagiösen Krankheiten. Diese sollten bald nur miasmatische Verbreitung zeigen, also auf die Localität beschränkt bleiben, bald jedoch deutlich contagiöse Eigenschaften annehmen und dann verschleppbar werden.

Nach den hier entwickelten Anschauungen hätte die Luft also in dreifacher Art Gelegenheit, Vermittlerin von Krankheitsursachen zu sein. In erster Linie durch ihre normalen chemischen Bestandtheile, hauptsächlich den Sauerstoff, welcher nach erfolgtem Zutritt zu inneren Organen Zersetzung und hiedurch Krankheiten verursacht. In zweiter Linie sodann, indem die Luft Trägerin gewisser Krankheitskeime ist, die vom Erkrankten, in dem sie entstehen, ausgehen, und schließlich in dritter Reihe, indem ihr gewisse gasförmige, dem Boden entstammende Krankheitsstoffe, Miasmen, beigemengt sind, und sie so zur Krankheitsursache werden lassen. Für eine kurze Zeit hat hier freilich auch noch die Vorstellung von gewissen physikalisch chemischen Veränderungen der Atmosphäre, von kosmischen und tellurischen Einflüssen, besonders elektro-magnetischer Natur die Geister beschäftigt oder besser ver-

wirrt; Veränderungen, die zwar niemals in der Natur constatirt werden konnten, die aber viele, zu einer mystischen Auffassung der Naturgesetze neigende Forscher geblendet haben.

Der weitere Ausbau unserer wissenschaftlichen Erkenntniß in seinem steten Fortschreiten, so ungleichmäßig dieses auch vor sich geht sowohl nach In- und Extensität als auch mit Rücksicht auf das jeweilige Gebiet, dem sich die Vorliebe, das Interesse irgend eines Zeitalters zuwendet, hat manches von den hier entwickelten Anschauungen als unrichtig oder unbegründet verschwinden machen, und unserem Jahrhundert, das berufen war unter Anderem das große Gesetz der Einheit der Naturkräfte festzustellen, das uns gelehrt, wie die Natur in ihrer Mannigfaltigkeit so einheitlich, in ihrer Einheit so mannigfaltig zu sein versteht, diesem Jahrhundert scheint auch die Aufgabe geworden zu sein, uns eine gewisse Einheit der Krankheitsursachen zu geben, eine Einheit, die allerdings durchaus nicht des vielgestaltigsten Erscheinungswechsels entbehrt. Die Lehre von den Ursachen der Infectionskrankheiten, durch Jahrhunderte hindurch fast nichts mehr als eine auf philosophischen Speculationen aufgebaute Hypothese, beginnt allmälig zu einer, auf exacten Forschungen beruhenden, durch Thatsachen gestützten Theorie zu werden.

Wir wollen im Kurzen den Weg andeuten, auf welchem man zur Lösung dieser Frage gelangte, resp. in diesem Gebiete fortschreitet, da ja ein Abschluß dieser Fragen in der Jetztzeit noch lange nicht erfolgen kann.

Schon in früheren Jahrhunderten gelangten einzelne Forscher zu dem Resultate, die Ursache der ansteckenden Krankheiten könne nur in der Existenz belebter Wesen gesucht werden; und es war auch dieser Schluß fast eine logische Nothwendigkeit, da keinem von allen uns bekannten Stoffen, keiner von allen in der Natur zu Tage tretenden Kräften eine Wirkungsweise zugeschrieben werden konnte, wie sie der Erreger der ansteckenden Krankheiten äußert, und die darin ihren Schwerpunkt findet, daß sich der Krankheitserreger im erkrankten Körper wieder erzeugt, also vermehrt. Eine solche Fähigkeit, sich im erkrankten Körper zu reproduciren, immer wieder von neuem zu entstehen, kommt keinem der uns bekannten Gifte zu, eine solche Fähigkeit besitzt nur ein mit Fortpflanzungsfähigkeit begabtes Lebewesen.

Nehmen wir ein Beispiel. Wenn wir ein Thier mit irgend einem vegetabilischen oder mineralischen Gifte vergiften, so wird sich dies Gift im Körper vertheilen; mit dieser Vertheilung im Körper erfolgt aber eine Verdünnung. Es wäre nun möglich, daß die ursprüngliche Quantität des Giftes so groß war, daß man mit einzelnen Organen des Thieres bei einem zweiten noch Vergiftungserscheinungen würde hervorrufen können; nun erleidet aber das Gift eine neuerliche Verdünnung, indem es sich über den ganzen Körper verbreitet, und eine weitere Vergiftung von diesem zweiten Thiere aus wird kaum mehr gelingen. Ganz anders ist es mit den Ursachen der ansteckenden Krankheiten. Man hat wiederholt den Versuch gemacht, einen Tropfen von dem Blute eines an Milzbrand gestorbenen Thieres einem zweiten einzuverleiben. Dieses Thier erkrankte in Folge dessen ebenfalls an Milzbrand, ein

Tropfen von seinem Blute reichte aber wiederum hin, um ein drittes Thier milzbrandkrank zu machen und so fort; ja die Giftigkeit des Blutes schien sich nur immer noch zu steigern. Wenn die Ursache des Milzbrandes ein im Blute lösliches, gewöhnliches Gift wäre, so hätte es schon bei dem zweiten oder wenigstens dritten Thiere durch die wiederholte, in geometrischer Progression zunehmende Verdünnung unwirksam werden müssen. Da es aber im Gegentheil an Heftigkeit der Wirkung noch zunahm, so mußte es sich im Körper vermehrt, neu gebildet haben. Was hier das willkürlich hervorgerufene Thierexperiment bewies, das lehrten im täglichen Leben die wiederholten Beobachtungen von immer weiter fortschreitender Infection, wozu z. B. die Blattern die reichlichsten Belege lieferten.

Diese und noch viele andere Gründe sprachen dafür, daß wir als Ursache der Infectionskrankheiten belebte Wesen ansehen müßten; es entstand so die Lehre vom „contagium animatum“, vom belebten Krankheitskeime und die Phantasie hatte lange Zeit bei dem Mangel eines jeden sachlichen Substrates, eines jeden diesen Gegenstand betreffenden, reellen Nachweises, den weitesten Spielraum, Himmel und Erde, Luft und Wasser mit abenteuerlichen Wesen als Krankheitsursachen zu bevölkern.

„Der Luft, dem Wasser, wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich
Im Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten!“

Mit der Erschließung der Wunderwelt des Kleinsten, mit dem Beginne der mikroskopischen Forschung schien auch diese Lehre einen wissenschaftlichen Ausbau erhalten zu sollen, aber noch im siebzehnten Jahrhundert waren die Ansichten über diesen Gegenstand so verworren, daß allen Ernstes der Vorschlag gemacht wurde, man möge bei herrschenden Epidemien die Thiere, die als Ursache angenommen wurden und die nach Art der Heuschreckenschwärme in der Luft herumfliegen sollten, durch großen Lärm, Trompeten, Kanonenschüsse u. dgl. verscheuchen. Erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhundertes förderten die darauf gerichteten Untersuchungen bestimmte Anhaltspunkte zur Erkennung der Krankheitserreger. Die Durchforschung der Organe und Körpersäfte sowohl an Verstorbenen als auch an Lebenden lieferte in vielen Fällen einen Befund von winzigsten, pflanzlichen Organismen, von niedrigsten Pilzformen, Spaltpilzen an der Grenze selbst der mikroskopischen Sichtbarkeit stehend, die als parasitäre Wesen das Leben ihrer Wirthe bedrohen mußten. Doch der bloße Nachweis solcher Organismen konnte nicht völlige Aufklärung geben über die Rolle, die sie bei den Krankheiten zu spielen hatten; ihr Auftreten hätte ja auch nur die Bedeutung einer sonst belanglosen Begleiterscheinung haben, hätte ja als Folgezustand der Krankheit angesehen werden können. Man mußte also erst über den ursächlichen Zusammenhang zwischen diesen Organismen und der Krankheit Gewißheit erlangen, und dies suchte man auf dem Wege des Experimentes durch Impfung zu erreichen, und — wenigstens bei einigen Krankheitsprocessen — nicht ohne Erfolg.

Um diese Zeit oder vielmehr einige Jahre früher war auch noch eine Frage in lebhafteren Fluß gerathen, die stets zu den Infectionskrankheiten in mehr weniger nahe Beziehungen gebracht worden war; die nach der Ursache der Fäulniß und Gährung. Wie nah verwandt man die Infectionskrankheiten mit diesen beiden Processen erachtete, geht aus dem Namen „zymotische oder Gährungskrankheiten" hervor, der dieser Gruppe von Krankheiten zugetheilt wurde, geht aus der Aufstellung des besonderen Krankheitsbegriffes des Faulfiebers hervor.

Diese Analogie ging auch noch weiter. Auch bei der Gährung und Fäulniß hatte ursprünglich der Sauerstoff der Luft die wesentlichste Rolle zu spielen, hatte er die Zersetzung „Decomposition" hervorzurufen, und später war es wiederum der bei der Fäulniß constatirte Befund von niedrigsten Organismen, von Spaltpilzen, der es veranlaßte, daß man auch bei den Infectionskrankheiten diesen Gebilden größere Aufmerksamkeit zuwendete. Aber selbst als diese Fäulnißorganismen entdeckt worden waren, war man lange Zeit geneigt, sie für etwas secundäres, für eine Folge der Fäulniß anzusehen.

Man muß sich hiebei in's Gedächtniß zurückrufen, daß durch lange Jahrhunderte der Glaube dominirte, daß Thiere und Pflanzen ohne vorherige Zeugung, ohne die vorausgehende Existenz analoger Lebewesen entstehen können, wie der Ausdruck besagt, durch generatio aequivoca oder spontanea durch Archigenese und daß noch Van Helmont (im 17. Jahrhundert) ein Verfahren angab, wie man Mäuse durch Urzeugung entstehen lassen könne. Auch nach ihm lehrten noch viele Gelehrte, daß aus Schlamm Frösche, aus Flußwasser Aale entstehen könnten, und wenn auch heutzutage sich kein Wagner mehr findet, der „aus viel hundert Stoffen" einen Homunculus darzustellen hofft, so gibt es doch immer noch ernste, um die Wissenschaft wohlverdiente Forscher, die an eine beliebig hervorzurufende, spontane Entstehung der niedrigsten Organismen aus gewissen chemischen Verbindungen glauben.

Gelang es jedoch, darzuthun, daß der Zutritt reiner und in ihren chemischen Bestandtheilen unveränderter Luft nicht genüge, um Fäulniß und Fäulnißorganismen hervorzubringen, daß es besonderer organisirter, in der Luft suspendirter Wesen hiezu bedürfe, so war hiemit die Frage nach der Entstehung der Fäulnißorganismen entschieden; dies wurde denn auch in mehrfacher Weise mit Erfolg versucht. Man leitete zu solchen fäulnißfähigen Substanzen, in denen selbst vorher alle etwa vorhandenen Keime durch Erhitzen getödtet waren, Luft hinzu, in welcher alles Lebende, ja alles Organische auf chemischem oder physikalischem Wege getödtet worden war. Man ließ also die Luft durch concentrirte Schwefelsäure oder Kalilauge streichen, oder man glühte dieselbe vor ihrem Zutritt; unter solchen Verhältnissen trat dann keine Fäulniß, keine Entwicklung von Organismen ein. Aber auf noch einfachere Weise ließ sich die Fäulniß hintanhalten, indem man die Luft vor ihrem Hinzutritt zu der fäulnißfähigen Substanz durch Baumwolle, Watte gehen ließ; in diesem so vielfach gewundenen Labyrinthe zahlloser aber äußerst feiner Poren ließ sie alle körperlichen Bestandtheile, also auch alle Keime zurück. Hatte man zu diesen

Versuchen Schießbaumwolle genommen, so konnte man diese nachher in einem Gemisch von Aether und Alkohol auflösen, während die Organismen ungelöst blieben und mit dem Mikroskope nachgewiesen werden konnten.

So sah man denn, daß die Luft Keime mit sich führt, die die Fäulniß veranlassen aber nicht überall und immer in gleicher Menge. Um hiefür einen Maaßstab zu gewinnen, verfuhr Pasteur folgendermaßen: er füllte Glasflaschen mit fäulnißfähiger Flüssigkeit, erhitzte sie bis zum Kochen, um die vorhandenen Keime zu zerstören und schmolz sie während des Kochens zu; dadurch erhielt er in den Flaschen einen luftleeren Raum, in den beim Oeffnen die Luft mit großer Heftigkeit hineinstürzte. Er öffnete nun stets die gleiche Menge solcher Flaschen an verschiedenen Orten, von der Voraussetzung ausgehend, daß, je mehr Keime in der Luft vorhanden sind, desto leichter oder desto mehr von denselben beim Oeffnen der Fläschchen in dieselben hinein gelangen und hier Fäulniß hervorrufen, sich vermehren werden. 20 solche Fläschchen wurden im Freien auf einer Ebene geöffnet, ziemlich weit entfernt von jeder menschlichen Wohnung am Fuße der Höhen, welche das erste Plateau des Jura bilden, 20 andere auf einem 850 Meter-hohen Berge des Jura, noch 20 andere auf dem Montanvert, nahe am Mer de Glace 2000 m hoch bei einem starken Winde, der aus den tiefsten Spalten des Glacier de Bois her wehte.

Von den 20 in der Ebene geöffneten Flaschen waren es 8, in denen sich in Folge des Lufteintritts lebende Wesen entwickelten.

Von den 20 auf dem Jura geöffneten Flaschen waren es 5, und von den 20 in der Nähe des Gletschers geöffneten Flaschen war es nur eine, in der es zur Entwicklung niedriger Organismen kam.

Von 13 Ballons jedoch, welche in einem kleinen Gasthaus des Montanvert mit Luft gefüllt wurden, entwickelten 10 Organismen. So ist denn die Luft auf den Bergen wirklich reiner und besser als im bewohnten Thal, aber in etwas anderem Sinne, als man meist annimmt.

Diese Versuche sind in neuerer Zeit noch vielfach erweitert und vervollkommnet worden, man konnte sogar annähernd die Zahl der Organismen bestimmen, die in einem bestimmten Luftquantum sich befinden; man konnte auch zeigen, daß es verschiedenartige Organismen sind, die in der Luft schweben, Organismen sowohl ihrer äußeren Form, als auch ihrer Wirkungsweise nach verschieden, ja daß sich auch Organismen nachweisen lassen, die zu bestimmten Krankheiten Veranlassung geben. Auch die praktische Medicin hat mit ihren Erfahrungen Belege dafür gebracht, daß in jenen oben erwähnten Fällen, wo der Luftzutritt als die Ursache der erfolgten Infection angesehen werden mußte, doch nur die der Luft beigemischten Organismen die Veranlassung hiezu abgeben. Denn dieselben Verletzungen und Operationen, die bisher bei Luftzutritt so große Gefahren mit sich führten, wurden dadurch, daß man diese Organismen abzuhalten oder unschädlich zu machen gelernt, fast völlig unbedenklich, trotzdem den gasförmigen Bestandtheilen der Luft völlig freier Zutritt gewährt war.

Daß sich diese Wesen aber trotz ihrer Ubiquität, d. h. ihrer so ziemlich allgemeinen Verbreitung, so lange unserer directen Beobachtung entzogen haben, ja daß wir auch jetzt noch die Beweise für ihre Existenz erst aus ihrer Vermehrung herbeiholen müssen, liegt an der ungeheuren Kleinheit der Dimensionen dieser Einzelwesen. Nach Angaben des Botanikers Naegeli schwankt der Durchmesser dieser Spaltpilze zwischen $1/2000$ bis $1/500$ eines Millimeters, ihre Größe zwischen $\frac{1}{10,000,000,000}$ bis $\frac{1}{250,000,000}$ eines Kubikmillimeters und von ihrem Gewichte giebt uns der Umstand eine Vorstellung, daß es der Menge von 250, bis zu 10,000 Millionen bedarf, um nur das Gewicht eines Tausendstels eines Gramm zu erreichen, und dies in jenem Zustande, wie sie sich in Flüssigkeiten entwickeln; ausgetrocknet jedoch, so wie sie zumeist in der Luft schweben, gehen gar 800 bis 30,000 Millionen auf ein Tausendstel eines Gramms.

Wenn man die außerordentliche Kleinheit dieser Lebewesen mit den mächtigen Wirkungen derselben vergleicht, wenn man die zerstörende Kraft derselben erwägt, so staunt man unwillkürlich über die Art und Weise, wie die Natur mit kleinsten Mitteln die größten Resultate zu erreichen versteht.

Hatte man auf diese Weise gefunden, daß niedrigste, pflanzliche Organismen die Erreger von Fäulniß und Krankheiten werden können, daß ferner niedrige Organismen ähnlicher Beschaffenheit in der Luft schweben, so war hiemit die Kette der Beweise, daß wirklich durch die Luft die Uebertragung erfolgen könne, nicht geschlossen; es fehlt auch jetzt noch manches Glied in derselben, das allmälig in langsamer Fortentwicklung der Wissenschaft eingefügt werden muß.

Eine große Schwierigkeit, die sich der Auffassung von der mehr einheitlichen Natur der Infectionserreger entgegen gestellt hatte, hatten die bereits erwähnten miasmatischen Krankheiten gegeben, von denen viele wegen ihres evidenten Zusammenhanges mit dem Boden, ihrer Abhängigkeit von demselben (z. B. Wechselfieber) kurz Bodenkrankheiten genannt werden. Es schien unerklärlich, wie Keime, die sich wahrscheinlich im Boden, vielleicht gar in einer bestimmten Tiefe entwickeln müssen, an die Oberfläche, in die Luft, und von da zu uns gelangen sollen. Gerade auf diesem Gebiete jedoch sind, vorzüglich durch die Forschungen Pettenkofers, wesentliche Fortschritte gemacht worden, die zum großen Theil als Stütze für die Uebertragung vieler Krankheitskeime vermittelst der Luft dienen. Die eigenthümliche Vorliebe derartiger Krankheitskeime für einen Boden, dessen eminenter Luftgehalt, dessen Durchgängigkeit für Luft (und Wasser) nachgewiesen werden konnte, ließ schon eine Vermittelung der Luft ahnen. Es wurde aber nicht blos die Durchgängigkeit des Bodens für Luft constatirt, sondern man hat auch nachgewiesen, daß wirklich Luftströmungen aus dem Boden heraus erfolgen (und umgekehrt), daß Gase aus dem Boden an die Oberfläche, in die Häuser gelangen, daß z. B. Leuchtgas auf weite Strecken (bis zu 30 Metern) den Boden durchwandern, in Häusern, die von dem Orte seines ersten Austritts ziemlich weit entfernt sind, Vergiftungen hervorrufen kann. Man hat ferner untersucht, wie sich die Kellerluft, die ja

meist direct aus dem Boden stammt, im Hause vertheilt, und konnten z. B. in einem Parterrezimmer noch 7% der Luft als Kellerluft, im ersten Stock noch 2% als solche erkannt werden.

Wohl empfinden wir von dieser Art Luftbewegung selten etwas, da diese noch unter die Grenze des von uns Wahrnehmbaren fällt. Die geringste Luftgeschwindigkeit, die noch empfunden wird, beträgt ca. einen halben Meter in der Secunde, um jedoch derartige kleinste Organismen zu tragen, genügt schon die höchst minimale Luftgeschwindigkeit von weniger als 2 Tausendstel eines Meters, eine Luftbewegung, die weit unter der Grenze desjenigen liegt, was wir als vollkommene Windstille bezeichnen.

Es muß noch die Frage beantwortet werden, ob es auch wirklich möglich ist, daß solche, in der Luft vertheilte Organismen in das Innere des menschlichen Körpers eindringen und dort Krankheiten verursachen. Schon die Analogie mit gewissen Gewerbekrankheiten ließ eine bejahende Antwort erwarten, sehen wir ja, daß bei diesen der in der Luft fein vertheilte Staub, z. B. Kohlenstaub, in die Lungen, ja in einzelnen Fällen sogar bis in die Leber, Milz und andere Organe gelangt. Die Wege, auf denen er gewandert, müssen ja den Spaltpilzen auch offen stehen, und diese haben außerdem die Fähigkeit, sich neue Wege zu bahnen. Aber auch experimentell gelang es schon, einzelne Krankheiten, wie z. B. Tuberkulose, Milzbrand, durch Inhalation, Einathmung der verstäubten Masse, zu erzeugen.

Fassen wir nun das Gesagte kurz zusammen, so finden wir, daß die Luft in der That, wie die althergebrachte Meinung es annahm, zu Krankheiten, speciell zu Infectionskrankheiten Veranlassung geben kann. Ursache hievon sind aber nicht ihre gasförmigen Bestandtheile, sondern die in ihr suspendirten Beimengungen körperlicher, belebter Natur. Diese in der Luft schwebenden Organismen dringen in den Körper ein und bewirken hier durch ihre Vermehrung, durch ihre Lebensthätigkeit verschiedene Infections-Krankheiten, z. B. Wundfieber, Wechselfieber, Cholera, Pest, Blattern ꝛc. ꝛc. Hiebei sind die Unterschiede, die sich in der Verbreitungsweise dieser Krankheiten zeigen und die zur Aufstellung des Begriffes Miasma und Contagium führten, nicht dahin aufzufassen, als handelte es sich hier um, ihrem Wesen nach, verschiedene Krankheitsursachen, beim Miasma etwa um dem Boden entströmende gasförmige Beimengungen der Luft, beim Contagium um in die Luft übergehende, dem Kranken entstammende, körperliche Theile; in beiden Fällen sind gewisse niedrigste pflanzliche Organismen als Infectionserreger anzusehen, deren Transport die Luft vermittelt, der Unterschied liegt nur in dem Orte, an dem sich die Luft mit denselben beladen kann. In dem einen Fall, bei den sogenannten contagiösen Krankheiten, ist es der Kranke, in dem sich der Krankheitskeim entwickelt, vermehrt und in derart genügender Menge an die Außenwelt gelangt, daß die Luft hinreichende Mengen hievon aufnehmen kann; wir nennen diesen Keim, entsprechend seiner Entstehung innerhalb des Organismus einen endogenen. Als Beispiel derartiger Krankheiten können Scharlach, Blattern, Masern und andere dienen.

Im anderen Falle, dem der früher miasmatisch genannten Krankheiten, müssen wir dagegen die Brutstätte des Krankheitskeims in die Außenwelt, meist in den Boden verlegen; es handelt sich demnach hier um einen ektogenen Keim. Die Luft nimmt, wenn einmal der Keim zur Reife gelangt ist, große Mengen auf und es kann dann auch zu gleicher Zeit, förmlich explosionsartig, eine große Anzahl Menschen befallen werden; so ereigneten sich z. B. Ende Mai 1878 in Rescht (Persien) innerhalb zwei bis drei Tagen 600 leichtere und 170 schwere Pestfälle, letztere alle zum Tode führend. In dieser Gruppe ist dann nur zu unterscheiden, ob der Krankheitskeim derart an die Localität gebunden ist, daß er nicht verschleppt werden kann, wie dies beim Wechselfieber der Fall ist, oder aber, ob der im Boden sich entwickelnde Keim durch den menschlichen Verkehr sich in seiner wirksamen Eigenschaft weiter transportiren läßt, und dann an Orten, wo er im Boden wieder günstige Bedingungen zu seiner Vermehrung findet, zu neuen Epidemien Veranlassung giebt, wie wir dies von der Cholera, dem Typhus, dem gelben Fieber kennen.

Wir wollen zum Schlusse nicht verhehlen, daß die hier entwickelten Anschauungen noch manches nicht streng Bewiesene, manches Hypothetische enthalten, aber wir sind ebenso gezwungen, von diesem Standpunkte aus weiter zu bauen, so wie z. B. der Physiker verpflichtet ist, von irgend einer Hypothese auszugehen; er ist nur gehalten, diese Hypothese zunächst zu prüfen und weitere Folgen daraus zu ziehen, bis er findet, daß sie mit etwas Bekanntem unvereinbar ist; gelangt er auf diesem Wege zu keinem Widerspruch, findet er sie im Gegentheil vollkommen geeignet, die Frage zu erklären, so ist er geradezu gezwungen, diese Hypothese aufzustellen. Diese Anschauung stellt schon Newton, gewiß ein maßgebender Vertreter der exacten Wissenschaften, in seinem Regulae philosophandi als wissenschaftliches Postulat auf.

Wir haben jedoch umsomehr Berechtigung, einen solchen Standpunkt einzuhalten, als er bereits zu einer der segensreichsten Behandlungsmethoden der modernen Chirurgie geführt hat. Das Lister'sche Verfahren der antiseptischen Wundbehandlung beruht auf dem Principe, die Keime in der Luft bei Operationen, bei Verletzungen abzuhalten oder wenigstens unschädlich, unwirksam zu machen und dies gelingt jetzt mit solchem Erfolge, daß Operationen, die in früheren Tagen nur in den seltensten Fällen zu einem glücklichen Resultate führten, zur alltäglichen Beschäftigung der Chirurgen geworden sind, mit den allergünstigsten Chancen auf Erfolg. Ferner finden auch die meisten und bewährtesten der vorzuschlagenden prophylaktischen Maßregeln gegen die Ausbreitung von Epidemien ihre Begründung in den hier entwickelten Anschauungen.

So wirken denn hier Theorie und Praxis, zu innigem Bündniß vereint, in segensreicher Weise weiter, indem sie das Interesse der Gesammtheit, den steten Fortschritt der menschlichen Erkenntniß, gleichzeitig mit dem individuellen Wohle zu fördern wissen.

Ueber Travestie und Parodie in der klassischen Literatur.

Von

Hugo Blümner.

— Zürich. —

Die literarischen Erzeugnisse, welche den Gegenstand der folgenden Zeilen bilden, nehmen in der Hierarchie der poetischen Gattungen eine sehr untergeordnete Stelle ein. Wir sind gewöhnt, diese Producte der komischen Muse möglichst fern von uns zu halten, und wenn wir auch vielleicht einstmals als Gymnasiasten, mit der Lectüre Virgils geplagt, uns daran ergötzten, daß Blumauer die Heldenthaten des sehr frommen und sehr langweiligen Aeneas uns in einem keineswegs respectvollen Tone wiedergab, so fanden wir doch, zu reiferem Urtheile gelangt, die meisten dieser Späße albern oder frivol und wandten uns ebenso von ihnen ab, wie wenn uns irgend welcher Witzbold „zur Erheiterung der geehrten Gesellschaft" eine Parodie auf Schillers „Taucher", oder zu noch größerem Gaudium mancher Zuhörer die „Bürgschaft" im jüdischen Jargon zum Besten gab. Der Gedanke, daß der Eindruck des Originals durch solche Entstellungen in uns mehr oder weniger getrübt werde, führte uns vielleicht zu einem Verdammungsurtheil, über jene ganze Dichtgattung überhaupt und mit dem Dichterwort, daß die Welt immer das Erhabene in den Staub zu ziehen liebe, kennzeichneten wir wohl diese Kinder des Humors sammt und sonders als Erzeugnisse frivoler und pietätloser Gesinnung.

Indessen es fragt sich doch, ob wir denn wirklich ein Recht dazu haben, so rigoros zu sein und mit den trivialen, unser ästhetisches Gefühl beleidigenden Erzeugnissen dieser Richtung zugleich die ganze Gattung selbst zu verurtheilen. Wenn wir die Literatur vergangener Zeiten durchgehen, so finden wir, daß die Menschheit, die immer gern neben dem Ernst des Lebens auch dem Humor seine Stelle einräumt, diesen oft gerade an Dingen

ausließ, welche ihr sonst die höchste Achtung und Ehrfurcht einflößten; eine Ehrfurcht, welche durch jenen gutmüthigen Spott auch keineswegs Abbruch erlitt. Wenn die Griechen im Theater die tragische Trilogie, welche ihnen das gewaltige, meist erschütternde Schicksal eines Geschlechtes oder einer heroischen Persönlichkeit vorführte, angeschaut hatten, vertrugen sie es nicht nur sehr gut, daß unmittelbar darauf die lustigen Satyrn erschienen und mit tollen Späßen und muthwilligen Sprüngen den ernsten Eindruck der vorangegangenen Aufführung milderten, sondern es erschien ihnen sogar als keine Entweihung, wenn, wie es bisweilen der Fall war, der Inhalt des kecken Satyrspieles in dem gleichen Sagenkreise spielte, aus welchem die soeben angehörten Tragödien entnommen waren. Bekanntlich bietet auch die dramatische Literatur des Mittelalters, die Mysterienspiele namentlich (um von den alten Puppenspielen zu schweigen), verwandte Erscheinungen in mitunter noch grellerer Vermischung des Ernstes mit derbem Spaße dar. Wollte man auch vielleicht hier die Roheit einer erst in Entwicklung begriffenen Literatur und den Geschmack jener ganzen Epoche, die nur durch derbe Kost gereizt werden konnte, als Entschuldigungsgrund anführen, so liegt die Sache doch bei den Griechen keineswegs ebenso; und wenn wir sehen, daß die Hellenen, die wir noch immer in Sachen des Geschmacks als Muster anzuerkennen gewöhnt sind, sich auch in ihrer besten Zeit niemals gescheut haben, die Werke ihrer erhabensten Dichter parodisch zu behandeln, die schönsten Mythen ihrer Götterlehre zu travestiren, dann werden wir uns gestehen müssen, daß auch wir nicht gerade genöthigt sind, über Entweihung oder Herabziehen in den Schmutz zu klagen, wenn uns — vorausgesetzt, daß es mit Witz und ohne niedrige Possen geschieht — der griechische Olymp im modernen Gewande vorgeführt wird, oder wenn, — um an ein allbekanntes Gedicht zu erinnern — der Generalfeldmarschall Quintilius Varus im Teutoburger Walde zwei Stiefel und einen Strumpf verliert.

Bevor wir nun aber daran gehen zu betrachten, in welcher Weise die Alten im Leben und in der Literatur von Parodie und Travestie Gebrauch gemacht haben, ist es nöthig, mit ein paar Worten auf die eigentliche Bedeutung dieser beiden Begriffe hinzuweisen, da Verwechslungen beider noch immer sehr häufig sind. Der Unterschied von Parodie und Travestie ist bekanntlich folgender: In der Parodie ist der Inhalt ein durchaus anderer als beim Original, hingegen ist der Wortlaut des letzteren, Metrum u. s. w. so viel als möglich beibehalten; da nun in der Regel der Inhalt der Parodie ein scherzhafter ist, der des Originals aber entsprechend seinem Ton ernst und bedeutsam, so ergiebt sich durch den auf diese Weise entstehenden Gegensatz von pathetischem Wortlaut und groteskem Inhalt die beabsichtigte komische Wirkung. Demnach können auch solche Gedichte oder sonstige Literaturerzeugnisse, in denen kein bestimmtes Original nachgeahmt, sondern nur ein mit dem Inhalt contrastirender Ton angeschlagen wird, als parodisch gelten. — Bei der Travestie hingegen kommt es auf die Form des Originals durchaus nicht an: der

Inhalt ist es, welcher in anderer Gestalt satirisch behandelt oder sonstwie verzerrt erscheint; auch dadurch, daß die edle und würdige Sprache des Originals in eine niedrige oder komische verwandelt wird. Das uns geläufigste Beispiel einer Travestie ist die vorhin angeführte Aeneide Blumauers, deren Gegenstand ja auch die Schicksale des Aeneas bilden, während die Sprache, in der sie mitgetheilt werden, burlesk ist und die Erlebnisse des Helden selbst mit lächerlichen Nebenvorstellungen verknüpft sind.

Diese beiden Dichtungsarten nun begegnen uns in unserer Literatur ziemlich gleich häufig; hingegen ist bei den Alten die Travestie keine eigentliche Dichtgattung und sie haben daher auch keinen eigenen Namen dafür, während sie die Sache selbst sehr wohl kennen. Denn streng genommen ist ein großer Theil der älteren attischen Lustspiele sowie anderer griechischer Komödien, namentlich die sog. rhintonische Komödie oder die der Phlyakographen, nichts anderes als Travestie. Erinnern wir uns, in welcher Weise das alte aristophanische Lustspiel uns nicht selten die Götter — die niederen freilich nur — vorführt, Dionysos als bramarbasirenden Feigling, Herakles als saufenden und fressenden Poltron; denken wir ferner an den Amphitruo des Plautus, der uns ja durch die Nachbildung Molières und Heinrichs von Kleist allgemein bekannt, aber selbst nur die vermuthlich etwas vergröberte Copie eines griechischen Originales ist, so können wir uns eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie die Komödie der unteritalischen Griechen es liebte, bekannte Mythen in humoristischer Gestalt zu behandeln; wobei es allerdings häufig genug vorgekommen zu sein scheint, daß mit der Travestie auch die Parodie Hand in Hand ging, indem nicht blos der Inhalt eines Mythus in burlesker Weise behandelt, sondern zugleich auch eine Tragödie, welche den gleichen Stoff hatte, parodirt wurde, sodaß also, wie Bernhardy sich ausdrückt, „die Geschichte und Form der parodirten Tragödie zum Rahmen diente, die Scene aber und die Conversation des gewöhnlichen Lebens gleichsam die Einschlagsfäden hergaben.“ Leider sind die uns erhaltenen Ueberreste dieser Literatur zu gering, als daß wir uns ein vollständig anschauliches Bild von diesen lustigen Travestien machen könnten; einen schwachen Ersatz dafür geben uns bisweilen die Darstellungen griechischer Vasenbilder, welche auf Scenen dieser sog. Hilarotragödien zurückzugehen scheinen. So erblicken wir z. B. auf einem Vasenbild einen drolligen Zweikampf, welchen Ares und Hephaestos in Gegenwart der Hera im wunderlichsten Costüm ausfechten; und auf einem andern (dessen Deutung freilich nicht absolut sicher ist) erscheint Antigone mit dem zur Todtenspende bestimmten Gefäß, von einem grimmigen Skythen als Wächter vor Kreon geführt. Aber diese Antigone ist ein alter Mann in Weiberkleidern, der ganz erschrocken die weibliche Maske abnimmt, sodaß das lächerlich-ängstliche Antlitz des Bärtigen, das mit der Frauentracht im komischen Contraste steht, zum Vorschein kommt. Hier mag also eine Travestie der sophokleischen Antigone der Darstellung zu Grunde liegen. — In jenem weiteren Umfange, daß die Travestie nicht

blos Literaturerzeugnisse, sondern auch mythische Vorstellungen überhaupt zu ihrem Gegenstande hat, dürfen wir auch das Satyrspiel gewissermaßen hierher ziehen, da ja auch da bisweilen ein ernster Mythus im heitern Gewande erschien. Freilich liegt die Sache hier insofern noch etwas anders, als die Dichter der Satyrspiele dafür am liebsten solche Mythen wählten, die an und für sich schon einen komischen Anstrich trugen und deshalb sich um so eher zu lustiger Behandlung eigneten; wie also Odysseus bei Polyphem, der Gegenstand des einzigen uns noch erhaltenen Satyrspiels, des Kyklops des Euripides; und auch da bewahrten die Heroen selbst in der Regel ihre Würde, während die komischen Partien den untergeordneten Persönlichkeiten und ganz besonders dem Chor der Waldmenschen, den Satyrn, zufiel.

Etwas ähnliches, wie die Travestien der attischen und italischen Komödie, bieten uns viele Jahrhunderte später verschiedene Schriften des geistreichen Spötters Lukian. Lukian bedient sich der Travestie auch wesentlich zur Verspottung des alten Götterglaubens; aber sein Zweck ist ein anderer als der, den die Komiker und Phlyakographen verfolgen. Wenn Letztere uns die Götter gewissermaßen im Hauskleide und mit allen menschlichen Fehlern und Schwächen behaftet zeigen, so ist das weiter nichts als eine harmlose Freude daran, daß auch die Olympier ihnen so nahe gerückt werden können, destructive Tendenzen aber liegen ihnen dabei fern; und derselbe Aristophanes, welcher in den „Fröschen" den Dionysos eine so lächerliche Rolle spielen läßt, wäre sehr entrüstet gewesen, wenn ihm Jemand darauf hin das Thörichte des ganzen Götterglaubens überhaupt hätte deduciren wollen. Anders bei Lukian. Er will das Lächerliche, das nicht selten Unsittliche, die Widersprüche, an denen der alte Völkerglaube so reich ist, nachweisen, unerbittlich den Mantel von all den Schwächen jener poetischen Fictionen aufheben; und dazu bedient er sich mit Vorliebe der Travestie. Am bekanntesten sind seine „Göttergespräche", obgleich diese noch keineswegs die besten Producte seiner Satire sind. Wir belauschen hier die Götter gewissermaßen en famille. Sie kommen zusammen, bald auf der Erde, bald im Olymp oder sonstwo, unterreden sich über dies und jenes, über ihre eigenen Abenteuer, über die Liebesaffairen des Zeus, über die olympische chronique scandaleuse überhaupt, und sie thun dies in einer durchaus natürlichen, unbefangenen Sprache, deren Naivetät aber eben ganz besonders dazu beiträgt, den beabsichtigten komischen Effect hervorzubringen. Es liegt in diesen Scenen und in den gleiche Tendenz verfolgenden sog. „Seegesprächen", wo sich Meeresgottheiten unterhalten, sowie in den „Todtengesprächen", die in der Unterwelt von Göttern des Todes und von den Schatten Verstorbener geführt werden, streng genommen noch mehr Persiflage als Travestie: allerdings decken sich diese beiden Begriffe sehr häufig. Denn indem Lukian seine Götter sich über ihre Schicksale unterreden läßt, hält er sich streng an die Mythologie und sagt ihnen nichts nach, was er nicht mit guten Zeugnissen aus Homer, Hesiod, den Tragikern u. s. w. belegen könnte: aber der komische Effect wird erreicht durch die Art, wie diese Ereignisse

sich in ihrem Munde darstellen, wie sie sich dieselben gegenseitig vorhalten oder in welchem Licht sie dieselben erscheinen lassen. Ein Beispiel möge das etwas verdeutlichen. Asklepios und Herakles kommen zu Zeus, streitend, wer von ihnen beiden vor dem andern den Vorrang beanspruchen dürfte. Herakles erklärt sich für besser als jener Giftmischer, wie er den Heilgott bezeichnet; er, Herakles, habe die Welt von Ungeheuern und Uebelthätern gereinigt, Asklepios aber sei nichts als ein Wurzelsammler und Pflasterschmierer, ohne männlich-kräftige Beschäftigung. Asklepios seinerseits erinnert den Herakles daran, daß ihm diese nun so verachtete Kunst vor kurzem doch noch sehr willkommen gewesen sei: „als ich Dir neulich die Brandwunden heilte, da Du halb gebraten und vom vergifteten Kleid der Deianira sowie vom Feuer des Scheiterhaufens übel am ganzen Leib zugerichtet, in den Himmel hinaufkamst!" Uebrigens sei er, Asklepios, nie dienstbar gewesen, wie Herakles, habe nie in Weibertracht Wolle gesponnen, noch vom Pantoffel der Omphale Prügel bekommen, sei auch nie wahnsinnig gewesen und habe im Wahnsinn Weib und Kind erschlagen wie Jener. Diesen stichhaltigen und verletzenden Bemerkungen gegenüber ist Herakles mit seiner sehr bescheidenen Dialektik am Ende; er greift daher zu seinem gewöhnlichen Auskunftsmittel, d. h. er wird sackgrob und droht seinem Gegner, ihn, wenn er nicht auf der Stelle mit seinem Schimpfen aufhörte, beim Kragen zu packen und kopfüber aus dem Himmel herauszuwerfen, daß er sich dabei den Schädel zerbrechen sollte. Zeus gebietet endlich Ruhe, sonst werde er sie alle Beide fortschicken; immerhin bemerkt er dem Herakles, es sei angemessen, daß Asklepios einen bessern Platz bei der Mahlzeit erhalte, schon deshalb, weil er vor Herakles gestorben sei. — In ähnlicher Weise, wie in den genannten Gesprächen, hat Lukian noch in manchen andern seiner Schriften die Götterwelt travestirt. So gehört z. B. zu den gelungensten Erzeugnissen nach dieser Richtung die „Rathsversammlung der Götter," ein Schriftchen, in dem auch von der Parodie ein sehr glücklicher Gebrauch gemacht ist, da diese Götterversammlung sich ganz in den Formen einer athenischen Volksversammlung bewegt. Wir werden noch Gelegenheit haben, auf diejenigen Schriften Lukians, in denen die Travestie mit der Parodie verbunden erscheint, zurückzukommen.

Auch die römische Literatur hat ähnliche Erzeugnisse aufzuweisen, in denen Werke der Literatur oder Züge des Volksglaubens travestirt werden; und namentlich war es die ältere Satire, die sich gern dieses Hilfsmittels bediente. So begannen die Satiren des Lucilius auch mit einer Götterversammlung ganz ähnlich jenen von Lukian so gern geschilderten; und die sogenannten menippeischen Satiren des Varro (so genannt, weil sie sich in der aus Prosa und Versen gemischten Form den Schriften des griechischen Philosophen Menippus anschlossen) haben, soweit wir das aus den spärlichen Fragmenten noch zu beurtheilen im Stande sind, hier und da auch derartige travestirende Züge enthalten. Die uns erhaltenen römischen Satiriker freilich — Horaz, Persius, Juvenal, — bieten nichts entsprechendes; die Satire des

Kaiserreiches hat gegenüber der der Republik vielfach eine andere Richtung eingeschlagen und ihren ganzen Ton verändert. Hingegen dürfen wir hier noch jenes bekannte Pasquill auf den Tod des Kaisers Claudius anführen, das den Namen „Apokolokynthosis" führt und ganz im Ton der Travestie gehalten ist, ein Werk des Seneca, der freilich durch das von Bosheit und einem Todten gegenüber empörend roher Gesinnung strotzende Schriftchen sich gerade keine Ehre eingelegt hat. — Außer der Satire war es wesentlich die italische Localposse, die sogenannte Atellane, die sich gern Travestien von Mythen oder Dramen zu ihrem Sujet nahm. Auch hier fehlen uns freilich wieder die Belege, aber wenn wir erfahren, daß der Atellanendichter Pomponius unter andern seiner Possen eine verfaßte, welche „der untergeschobene Agamemnon" hieß, und eine andere mit dem Titel „Marsyas"; oder wenn von seinem Zeitgenossen Novius eine Posse „Herkules als Executor" citirt wird, — so darf man hier mit Fug und Recht Lustspiele travestirenden Inhalts voraussetzen.

Im Allgemeinen müssen wir demnach sagen, daß zwar bei den Alten, so wenig als bei uns, die Travestie als Literaturgattung niemals existirt hat, daß sie aber von derselben behufs Erreichung komischer Effecte häufiger Gebrauch gemacht haben; nur daß dieser Gebrauch ein mehr gelegentlicher ist und sich auch im Wesentlichen mehr gegen abstracte Dinge, wie Mythen, Glaubenssätze u. dgl. richtet, als gegen literarische Erzeugnisse. Letztere werden vielmehr in bei weitem höherem Grade Object der Parodie, und dieser haben wir uns nunmehr zuzuwenden.

Daß die Parodie eine in der alten Literatur anerkannte Sache ist, geht schon daraus hervor, daß das Wort „Parodie" selbst keine neue Schöpfung ist, wie das mit dem Wort Travestie der Fall ist. Man bezeichnete damit im Allgemeinen die Umänderung irgend eines beliebigen Liedes oder sonstigen poetischen Productes; und obgleich die alten Grammatiker bei ihren Erklärungen des Begriffs der Parodie meist nur die sehr häufige Verwendung tragischer Verse seitens der Komödiendichter im Sinne haben, so ist das doch keineswegs richtig, vielmehr wissen wir, daß es in der That eine ganz besondere Literaturgattung gab, welche man mit dem Namen Parodie bezeichnete. Bevor wir aber diese specifisch parodischen Dichtungen der Alten betrachten, haben wir vorerst der, wenn ich so sagen darf, gelegentlichen Parodien zu gedenken, die in der Literatur der Alten ebenfalls eine wichtige Rolle spielen; und nicht blos in der Literatur, sondern auch im gewöhnlichen Leben. Denn wie wir heutzutage bisweilen Sentenzen aus Dichtern und Schriftstellern in scherzhafter Weise gebrauchen oder parodisch umdeuten resp. umgestalten, so liebten es auch die antiken beaux esprits, Dichterverse witzig in parodischer Form zu verwerthen. Ein paar hübsche Anekdoten mögen das erläutern. Bekanntlich nennt Homer häufig den Tod den „purpurnen Tod"; und schon die Alten haben sich darüber den Kopf zerbrochen, warum er ihm dies seltsame Ephitheton gegeben. Eine hübsche Anwendung machte nun davon der bekannte

Cyniker Diogenes, indem er auf ein Subject, das beim Stehlen eines Purpurmantels ertappt worden war, den Vers citirte:

„Diesen ereilte der purpurne Tod und das grause Verhängniß."

Und noch etwas sarkastisch-bitterer war es, als der Sophist Theokrit bei der Nachricht, daß Alexander der Gr. den ionischen Städten und namentlich den Chiern die sehr kostspielige Lieferung einer bedeutenden Quantität Purpursaft auferlegt hätte, die Bemerkung machte: jetzt verstehe er erst jenen Vers des Homer und was der purpurne Tod bedeute. Von solchen witzigen Anwendungen von Dichterworten werden uns zahlreiche Beispiele erzählt, auch solche, wo der Wortlaut durch leichte Aenderung dem betreffenden Falle angepaßt wird; so soll z. B. Plato seine im Jünglingsalter gedichteten dramatischen Versuche dem Feuer übergeben haben mit den, den Homer parodirenden Worten:

„Komme herbei, o Hephaestos, denn Plato bedarf deiner Hilfe,"

wo bei Homer „Thetis" anstatt „Plato" steht. Ganz besonders häufig sind nun solche parodische Anspielungen in der Literatur; und manche Gelehrte sind sogar so weit gegangen, dieselben bereits in den ältesten Erzeugnissen der griechischen Muse zu wittern — nämlich beim Homer selbst. Der gute Vater Homer soll sich selbst bereits parodirt haben! Wenn es in der Ilias heißt:

„Immer ja ist dir lieb der Hader und Kämpfe und Kriege,"

so soll dies in der Odyssee parodirt sein in den Worten:

„Immer ist lieb uns das Mahl und Töne der Kithar und Tänze."

Oder wenn es in der Ilias von dem auf die Troer einstürmenden Patroclus heißt:

„Dreimal stürzt' er hinein, dem stürmenden Ares vergleichbar,
„Schreiend mit grausem Getön; dreimal neun Männer erschlug er,"

so soll das in der Odyssee parodirt sein, wenn Odysseus erzählt, wie er dem Polyphem zu trinken gab:

„Dreimal schenkt' ich ihm voll und dreimal leerte der Dumme."

Hierin bewußte Nachahmung sehen zu wollen, ist natürlich Thorheit: derartige Aehnlichkeiten ergeben sich durch den Zufall und zugleich durch das Wesen des epischen Stiles sehr häufig ganz von selbst. — Diejenige Literaturgattung nun, welche von der gelegentlichen Parodie, mit der wir es ja zunächst zu thun haben, den ausgiebigsten und glücklichsten Gebrauch gemacht hat, ist die ältere sogenannte aristophanische Komödie; und zwar ist es hier wesentlich die Tragödie, welche den Komikern zum Object ihrer parodischen Scherze dient. Das von der gewöhnlichen Redeweise des täglichen Lebens sich so weit entfernende Pathos des Aeschylus war ganz besonders geeignet zur Parodie herauszufordern, und die Komiker haben davon reichlichen Gebrauch gemacht, mehr als wir heut noch nachzuweisen im Stande sind. Das attische Publicum hatte seine tragischen Dichter so gut, resp. besser im Kopf als wir unsern Schiller und Goethe; jede leise Anspielung auf irgend welche Stelle einer Tragödie war ihnen daher verständlich und für den Dichter ein Scherz, bei dem er immer auf dankbares Entgegenkommen rechnen durfte. Diese Ver-

spottung gewisser dichterischer Eigenthümlichkeiten bewegt sich dem Aeschylus gegenüber immer noch in bescheidenen Grenzen; man hatte doch Ehrfurcht vor dem großartigen Genius des Meisters, und wenn man hier und da seine etwas zu pompösen Wortungeheuer persiflirte, so geschah dies in aller Gutmüthigkeit. Ebenso wurde auch Sophokles bisweilen nur in scherzhafter, keineswegs verletzender Weise parodirt. Aber anders liegt die Sache bei Euripides, dem gegenüber die Parodie der Komiker in ihrer schärfsten Form und mit vernichtendem Spotte aufgetreten ist. Sein erbittertster Gegner ist Aristophanes. Die nüchterne, zersetzende Art, in welcher Euripides die alten Mythen behandelte, seine sophistische Dialektik, die oft mit rabulistischen Advokatenkniffen zu vergleichen ist; die schematischen, Theaterzetteln ähnlichen Prologe seiner Dramen, der bei ihm so häufig den Knoten in gewaltsamer Weise zerhauende deus ex machina; seine auf das Mitleid und die Thränendrüsen der Zuschauer berechneten Jammergestalten und winselnden Klagelieder — über alles das fällt Aristophanes mit köstlichem, aber unerbittlichem Spott her; und auch die andern Dichter der alten Komödie haben sich diese Gelegenheit zu stets neu bejubelten Witzen nicht entgehen lassen. Als Beispiel will ich hier einige der Parodien anführen, welche eine der bekanntesten und bedenklichsten Sentenzen des Euripides erfahren hat — jener an die bekannte reservatio mentalis der Jesuitenmoral erinnernde Vers aus dem Hippolyt:

„Die Zunge hat's geschworen nur, nicht schwor's mein Herz."

Diese spitzfindige Sophistik empört den geradsinnigen Aristophanes und darum kommt er wiederholt auf diesen Vers zurück. In den Thesmophoriazusen verlangt Jemand einen Eid vom Euripides, daß er ihn nicht im Stich lassen wolle, wenn es ihm unter den Weibern übel ergehe, und setzt hinzu, nachdem Euripides ihm beim Aether und bei allen Göttern geschworen hat:

„Gedenke daran also, daß Dein Herz es schwor,
„Nicht schwor's die Zunge, noch vereidigte ich Dich."

In den Fröschen sucht Dionysos einen Dichter, der so schöne Sachen zu sagen wüßte, wie Euripides: wie „der Aether die Wohnung des Zeus," oder: „der Fuß der Zeit," oder:

„Vom Herzen, das den heil'gen Eid nicht schwören will,
„Indeß die Zunge ohne Herz den Meineid schwört."

Und als im selben Stück später Euripides ihn daran erinnert, daß er geschworen habe, ihn mit nach der Oberwelt zu nehmen, erwidert Dionysos:

„Die Zunge schwor's, doch nehm' ich mir den Aeschylus."

Die Zahl der bei Aristophanes und in den Fragmenten der andern Dichter der alten Komödie heut noch nachweisbaren Parodien auf Euripides ist sehr groß: Ribbeck hat über 130 zusammengestellt, und wenn man in Anschlag bringt, wie viele sich unsrer Kenntniß entziehen, wie zahlreiche in den verlornen Komödien gewesen sein mögen, so kann man dreist behaupten, daß wohl nie ein Dichter, der trotz vieler Schwächen immerhin zu den bedeutendsten gehörte,

und dessen Tragödien allgemein beliebt waren, von seinen literarischen Collegen in solchem Umfange durchgehechelt worden ist, wie Euripides.

Abgesehen von der Tragödie wurde auch die Lyrik von den Komikern zum Object der Parodie gemacht. Wir haben mehrere Stellen bei Aristophanes, wo prunkvolle Partien der pindarischen Oden parodirt werden; und man hat sogar die Meinung ausgesprochen, daß die liederartigen Gesänge, welche sich in den der Komödie eigenthümlichen Chorliedern, den sogenannten Parabasen, finden, nach Wortlaut und Melodie Parodien von damals beliebten lyrischen Dichtungen seien, was sich freilich nicht mehr erweisen läßt.

Indem wir andere Beispiele gelegentlicher Parodien aus der späteren Literatur übergehen, wenden wir uns hier noch einmal zu Lukian, der auch in dieser Art des Spottes ein Meister ist. Er bedient sich der Parodie allerdings keineswegs immer in der Absicht, das der Parodie zu Grunde gelegte Original damit zu verhöhnen, sondern in der Regel blos des komischen Effectes halber. Eine seiner geistreichsten Schriften auf diesem Gebiete führt den Namen „der Tragödien-Zeus“ und bietet zahlreiche Belege für Lukians parodisches Talent. Inhalt der Satire ist eine Berathung der Götter über die ihnen von Seite eines freigeistigen Philosophen drohende Gefahr. Schon der Anfang ist ganz köstlich. Hermes tritt an Zeus heran und redet ihn mit tragischen Jamben an.

„O Zeus, was sprichst Du tief versunken so mit Dir allein?
„Gehst auf und nieder, bleich mit Philosophenfarbe?
„Vertrau Dich mir, nimm meinen Rath in Deiner Noth
„Und nicht verschmähe das Geschwätz des treuen Knechtes.“

Nun tritt auch Athene heran, sie spricht im homerischen Ton:

„Ich auch, o unser Vater Kronion, der Könige höchster,
„Ich die strahläugige Göttin, aus Deinem Haupte geboren,
„Kniee vor Dir. O höre mich an, verhehle nicht länger,
„Was am Herzen Dir nagt“ u. s. w.

Zeus antwortet mit dem angemessen veränderten Anfang des euripideischen Orestes:

„Es giebt, um es mit einem Wort heraus zu sagen,
„Kein Ungemach, kein Leiden, kein Tragödienunglück,
„An dessen Last wir Götter nicht zu tragen hätten!“

In dieser Weise geht der pathetische Dialog weiter, bis der Here die Sache zu toll wird und sie mit der prosaischen Bemerkung dazwischen fährt, Zeus müsse schon entschuldigen, wenn man ihm nicht mehr im gleichen Tone antworten könne, denn sie hätten nicht den ganzen Euripides im Kopfe. Uebrigens wisse sie recht gut, weshalb er so bekümmert sei; und als Zeus, immer noch tragisch gestimmt, ihr erwidert:

„Nicht weißt Du es, sonst jammertest Du lauten Tons!“

so erwidert sie außerordentlich spitz, es werde ihm vermuthlich wieder irgend eine seiner vielen Liebschaften im Kopfe stecken und deshalb stöhne er so sehr. Endlich, nachdem er noch mehrere Male in den Tragödienton ver-

fallen, entschließt sich Zeus doch, in schlichter Prosa über die Sachlage zu referiren. Man beschließt, eine allgemeine Götterversammlung zu berufen. Auch diese ist wieder mit köstlichem Humor geschildert. Hermes ruft ganz kategorisch, wie wenn er ein athenischer Gerichtsbote wäre: „Auf, kommt in die Versammlung, ihr Götter! Zaudert nicht, kommt Alle herbei, flink, wir wollen über wichtige Dinge berathen!" Dem Zeus ist diese Manier gar nicht recht; er wünscht eine etwas würdigere Art, metrisch und klangvoll, und da Hermes erklärt, er wäre nichts weniger als poetisch angelegt, so räth ihm Zeus, einige Anleihen beim Homer zu machen. So stoppelt denn Hermes richtig seine Verse zusammen:

„Daß kein weiblicher Gott, daß keiner vom Männergeschlechte
„Noch der Flüsse, der Seeen, des alten Okeanos einer
„Noch der Nymphen sich säume! Zum Hause des Zeus kommet alle" u. s. f.

Die Götter erscheinen dann, und nachdem ein unangenehmer Rangstreit damit beseitigt worden ist, daß Zeus entscheidet, jeder solle sich hinsetzen, wo er Platz finde, soll denn nun der Göttervater seine Anrede an sie halten, ist aber in Verlegenheit über den Anfang. Leider hat er seine zu diesem Behufe eigens einstudirte Rede total vergessen und beräth nun mit Hermes, wie er sich verhalten solle. In der Noth will er schon wieder zu Homer greifen und feierlich beginnen:

„Höret mich, alle ihr Götter und auch ihr Göttinnen alle!"

aber Hermes räth dringend davon ab, das sei doch gar zu abgedroschen; lieber solle er sich der Prosa bedienen und seinen Anfang einer demosthenischen Rede gegen Philipp entnehmen, wie es ja so viele Redner heut zu Tage machten. Das thut denn Zeus und beginnt, die erste olynthische Rede des Demosthenes frei verwendend: „Ich zweifle nicht, meine Herren — Götter, daß in diesem Augenblicke Ihr es selbst vielen Schätzen vorziehen würdet, wenn Euch recht deutlich zum Bewußtsein gebracht würde, was eigentlich die Veranlassung ist, derentwegen Ihr Euch hier versammelt habt." So geht es denn ein Weilchen im Wortlaut des Demosthenes fort, bis dann dieser versagt und Zeus das Uebrige in seiner schlichten Alltagssprache vorbringen muß.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier, so verlockend es auch ist, noch die sehr ergötzliche Verhandlung, die Boten der einzelnen Götter, die den dunkeln Ton der pythischen Orakel trefflich parodirende Prophezeiung des Apollo u. s. w. vorführen; auch an dieser kleinen Probe läßt sich schon erkennen, in welch gelungener Weise Lukian in seinen polemischen, gegen den alten Götterglauben gerichteten Schriften — und ich füge gleich hinzu, auch in den gegen die Philosophie sich wendenden — sich der Parodie als Hilfsmittel bedient hat. Es ist eigenthümlich, daß ein geistreicher Mann aus noch späterer Zeit, der — wenn auch mehr aus politischer als aus religiöser Tendenz, — ein ebenso lebhafter Verfechter des Heidenthums war, als Lukian ein scharfer Gegner des alten Volksglaubens, daß der Kaiser Julianus Apostata in seinen Schriften ebenfalls gern und mit Glück von der gelegentlichen Parodie Gebrauch gemacht hat.

Nur kurz hinweisen will ich hier noch darauf, daß in der römischen Literatur es namentlich wieder die **Satiriker** waren, welche von der gelegentlichen Parodie einen häufig noch nachweisbaren Gebrauch machten, indem sie Verse anderer Dichter mehr oder weniger parodirt in ihre Satiren verflochten. Solche Anspielungen sind in den Gedichten des Horaz, Persius, Juvenal vermuthlich noch häufiger zu finden, als wir es jetzt, Dank den Notizen gelehrter alter Erklärer, wissen. Und auch die vorhergenannte Satire auf den Tod des Kaisers Claudius darf ich nicht übergehen, da die darin enthaltene Todtenklage in scherzhafter Weise Ton und Form der sogenannten Nänien, die bei den Bestattungen gesungenen Klagelieder, parodirt.

Wir haben bisher immer nur die gelegentliche Parodie betrachtet und gesehn, daß dieselbe in der Literatur der Alten eine bei weitem wichtigere Rolle spielt, als in der modernen; nunmehr haben wir uns zu der eigentlichen **Parodie als Literaturgattung** zu wenden. Man glaubte früher dieselbe schon in die ersten Zeiten der Poesie setzen zu müssen; wiederholt ist von älteren Gelehrten die durch nichts gestützte und an sich schon widersinnige Ansicht aufgestellt worden, daß die Parodie bei Gelegenheit der Rhapsodien und aus diesen selbst entstanden sei. Wenn nämlich die Rhapsoden mit ihren Gesängen fertig gewesen wären, dann seien die Paroden aufgetreten und hätten das von Jenen Recitirte verdreht und statt der ernsthaften Dinge lächerliche vorgetragen. Diese Idee ist ganz ebenso kindlich, wie die eines gelehrten deutschen Pfarrers, der sich die Entstehung der homerischen Gedichte aus zwei „Comités", einem griechisch und einem trojanisch gesinnten, hervorgegangen dachte; und zwar in der Weise, daß zuerst das griechenfreundliche Comité einen Vers zu Ehren der Griechen dichtete, an den dann das feindliche Comité seine gegentheiligen Empfindungen anschloß. Wenn also die eine Partei anfing: „Singe mir, Muse, den Mann, der weit in der Welt herumgekommen," so fügte die Gegenpartei ironisch hinzu: „aber auch oft fehlgegangen ist." Sangen Jene weiter: „nachdem er die heilige Troja zerstört hatte, der viele Menschen und Städte sah," so warfen die Andern ein: „aber auch viel bittere Erfahrungen machte und viel Drangsale erduldete;" und fuhren die Lobredner fort: „aus diesen rettete er aber sich sowohl als seine Genossen," so machte die trojafreundliche Partei die malitiöse Bemerkung: „sich wohl, aber nicht seine Gefährten, denn die rannten selbst in ihr Verderben."

Solche Thorheiten richten sich natürlich selbst, und es ist an sich schon verkehrt zu glauben, daß die Parodie sehr alt sei. Freilich gab es zwei parodische Gedichte, die im Alterthum auf den Namen des Homer gingen, und wir besitzen sogar das eine davon noch, nämlich die **Batrachomyomachie**, den Froschmäusekrieg. Es ist bekannt, daß in diesem Gedicht im ernsthaften Tone der Ilias die Kämpfe zwischen Mäusen und Fröschen erzählt werden, daß mit ganz dem gleichen Pathos und fast demselben Wort-

laute die Bewaffnung, der Heldenmuth und der Tod einer Maus uns geschildert wird, wie wenn es sich um einen Helden von Troja handelte. Aber man weiß längst, daß dies im ganzen ziemlich witzlose Product, das uns noch dazu in einem sehr verdorbenen Zustande und durch zahlreiche Zusätze entstellt überliefert ist, nicht auf Homer resp. dessen Zeitalter selbst zurückgeht, sondern einer viel späteren Zeit angehört, ja sogar zu den letzten Ausläufern der parodischen Literatur gezählt werden muß, deren übrige Erzeugnisse einen bei weitem gesunderen Witz verrathen. Ein zweites auf den Namen Homers gehendes Gedicht, das uns aber nicht mehr erhalten ist, hieß Margites und hatte die wunderlich-lustigen Abenteuer eines Einfaltspinsels zum Gegenstand; auch dies Epos war in Hexametern abgefaßt, vielleicht allerdings mit eingestreuten Jamben. Ob dies Gedicht aber wirklich eine Parodie war — natürlich alsdann nicht auf einen bestimmten Dichter, sondern auf die epische Dichtung als solche — oder ob es nicht vielmehr durchaus Original, ein komisches Epos war, darüber gehen die Meinungen der neueren Forscher auseinander, und die spärlichen Fragmente lassen keine sichere Entscheidung zu.

Die Alten sind in ihren Nachrichten nicht einig betreffs des Dichters, welcher die Parodie als Literaturgattung erfunden; der erste aber, von dem wir es wissen, daß er parodische Gedichte verfertigte, ist der bekannte Jambendichter Hipponax (um 540 v. Chr.). Freilich wissen wir von seinen parodischen Erzeugnissen sehr wenig; erhalten ist uns nur eine Probe, der Anfang eines Gedichtes auf einen Schlemmer, nachgeahmt dem Anfang der Ilias:

„Sing den Eurymedon mir, o Muse, die Meerescharybde,
Den schwartmagigen Schlemmer, der maßlos über Gebühr fraß“ u. s. w.

Wir sehen, der Erste, der unseres Wissens die Parodie in die Literatur einführt, wählt sich dazu die Homerische Form, und diese ist es auch, welche später immer am liebsten dafür gewählt wurde, weil sie im Mund und Gedächtniß aller Leute war und der epische Ton sich ganz besonders gut zur Parodie eignete.

Als Zweiter ist sodann zu nennen Xenophanes von Kolophon, der berühmte Philosoph und Stifter der eleatischen Schule, zugleich der erste Dichter oder Erfinder der sog. Sillen, satirisch-parodischer Gedichte auf sociale Zustände, Meinungen, u. s. w.; eine Dichtungsart, welche später namentlich durch den um 270 v. Chr. lebenden Timon von Phlius ausgebildet worden ist. Freilich wissen wir auch über des Xenophanes Dichtungen wenig näheres; aber es ist sicher, daß er Homer und Hesiod angegriffen, namentlich die Aussprüche beider Dichter über die Götter scharf getadelt hat, und zwar nicht in Jamben, sondern in Hexametern; und einige der uns noch erhaltenen Verse zeigen deutlich, daß dies in parodischer Weise geschah.

Besser sind wir unterrichtet über denjenigen Dichter, welchen Aristoteles als eigentlichen Erfinder der Parodie bezeichnet, wohl deswegen, weil er der erste war, der im öffentlichen Wettstreit mit Parodien auftrat, nämlich Hegemon von Thasos, ein Zeitgenosse des Alcibiades und zugleich ein Dichter der alten

Komödie. Er war offenbar ein armer Schlucker; nicht nur deutet er in einem Fragment seiner Gedichte selbst darauf hin, noch mehr besagt es der Beiname, welchen er führte, „das Linsengericht“; denn mit dieser billigen Hülsenfrucht scheint er oft sein Dasein gefristet zu haben. Von seinen Parodien besitzen wir ein Fragment von 21 Hexametern, ebenfalls im Homerischen Ton, worin er u. a. erzählt, weshalb er sein Vaterland verlassen. Diese uns zufällig aufbewahrten Verse sind nicht gerade sehr witzig; daß Hegemon aber es verstanden hat, sein Publikum zu amüsiren, geht aus der Anekdote hervor, daß, als bei der Aufführung einer dramatischen Parodie Hegemons, „Gigantomachie“ betitelt, die Nachricht von der schweren Niederlage des athenischen Heeres auf Sicilien sich verbreitete, das Publikum doch der Vorstellung oder Vorlesung bis zu Ende beiwohnte. Allerdings geschah das auch aus dem Grunde, um die anwesenden Bundesgenossen die Größe des Verlustes nicht merken zu lassen.

Die umfangreichsten Fragmente parodischer Dichtung bietet uns der Dichter Matro aus Pitana in Mysien, der um die Zeit Philipps von Macedonien lebte und sich meist in Athen aufgehalten zu haben scheint. Dies ziemlich bedeutende Bruchstück enthält eine wiederum den Homer nachahmende humoristische Beschreibung einer glänzenden attischen Mahlzeit; es werden uns die Speisen vorgeführt, mit besonderer Berücksichtigung der Fische, von denen Matro ein großer Freund gewesen zu sein scheint, dann kommt der Nachtisch und schließlich folgt das Eintreten der Tänzerinnen und Flötenspielerinnen. Alles ist dabei mit groteskem Pathos in's Ungeheuerliche übertrieben und in komischer Weise idealisirt; die attischen Schmarotzer, welche heißhungrig über die Speisen herfallen, erscheinen wie homerische Helden, ihre Angriffe auf die Schüsseln wie die Kämpfe vor Troja. Ich gebe als Probe den Anfang, der sich an den der Odyssee anschließt:

„Nenne mir, Muse, die Speisen, die trefflich nährenden, vielen,
Die uns Xenokles jüngst zu Athen vorsetzte, der Rhetor.
Denn dorthin auch reist' ich; mir folgte unendlicher Hunger.
Herrliches Brot erblickte ich da von mächtiger Größe,
Weißer als Schnee, beim Essen dem feinsten Kuchen vergleichbar.
Xenokles selbst aber wandelt' herum in den Reihen der Männer
Und blieb stehn an der Schwelle, nah bei ihm stand der Schmarotzer
Chärephon, gleich einer hungrigen Möv' aufsperrend den Schnabel,
Leeren Magens und wohl in fremden Küchen bewandert.“

In diesem Ton geht es weiter; namentlich komisch wirkt die Anwendung volltönender homerischer Epitheta auf ganz untergeordnete Dinge, wie z. B. wenn er das stehende Beiwort der Achaeer: „hauptumlockt“ auf den stachligen Seeigel anwendet, oder das gewöhnlich den bemalten Schiffen beigelegte Attribut „rothwangig“ auf die Meerbarbe bezieht, oder wenn er den Kürbiß, weil er am Boden liegt, „den Sohn der hehren Erde“ nennt, was Homer von dem Titanen Tityos sagt; und wenn der letztere bei Homer auf dem Boden liegt und neun Plethren (d. h. 900 Fuß) bedeckt, so liegt der Kürbiß des Matro im Gartenbeet und reicht über neun Tische weg. Eine wichtige Rolle hat

dabei auch das Wortspiel; der den Tithos schildernde Homervers wird mit der leichten Veränderung von „Tithon" in „Sikyon," d. h. Kürbiß, wörtlich hinübergenommen. In der geschickten Handhabung des Wortspiels ist Matro in der That Meister; die plötzliche Veränderung einer homerischen Wendung, oft erst ganz am Schluß des Verses, zu einem total andern Sinne wirkt manchmal geradezu verblüffend komisch. Ueberhaupt aber bindet sich Matro so wenig wie die andern Paroden direct an die Reihenfolge der Verse seines Vorbildes; er mengt bunt durcheinander, bald Ilias, bald Odyssee, bald eine Stelle aus der Nekyia, bald aus dem Schiffskatalog, wie es ihm gerade paßt. Wer seinen Homer im Kopf hat, wird leicht überall das Original herauskennen und sich an dem harmlosen Witz, der selbstverständlich niemals gegen den Vater Homer gerichtet ist, sondern nur seiner epischen Breite sich behufs komischer Effecte bedient, gern erfreuen.

Etwas Aehnliches, aber in anderer Tendenz, hatte der noch etwas vor Matro lebende geistreiche Gourmand Archestratos von Gela geliefert. Derselbe hatte ein ganzes Lehrbuch der Gastronomie verfaßt in Hexametern, worin er in Form einer Reise um die Welt seine überall gesammelten Erfahrungen auf den verschiedensten Gebieten des culinarischen Wissens nebst guten Rathschlägen mittheilt, im ernsthaftesten Ton, dem man aber doch den Schalk anmerkt, wenn er mit würdigem Pathos und epischem Ausdruck seine Gedanken über irgendwelche Fischsauce u. dgl. entwickelt. Zu den parodischen Werken im eigentlichen Sinn kann sein Gedicht, das bei den Alten in großem Rufe stand und sogar von Ennius in's Lateinische übertragen wurde, allerdings nicht gerechnet werden; er parodirt keinen bestimmten Dichter, sondern die didaktische Poesie überhaupt, deren Sprache er nachahmt, zugleich wohl auch die prosaischen Reisebeschreibungen der älteren Historiker, an deren Dispositionsweise er sich anschließt.

Andere Dichter parodischer Werke, von denen wir wenig mehr als den Namen wissen, übergehe ich; wir haben fast nichts von ihren Dichtungen erhalten. Aber erwähnen müssen wir noch als einen der bedeutendsten parodischen Dichter den schon vorhin genannten Timon von Phlius, aus der Zeit des Ptolemäus Philadelphus (um 250 v. Chr.). Den Gegenstand seiner parodischen, auch wieder meist dem Homer nachgebildeten Hexameter bildet die Verspottung mythologischer und religiöser Dogmen, meist in sehr derber, dabei schroffer und bitterer Weise. Einen wichtigen Theil bildete eine Nachahmung der homerischen Nekyia, jenes bekannten Besuches in der Unterwelt, nur daß hier die Musterung passirenden Schatten namhafte Dogmatiker waren, welche dabei kritisirt wurden. Uebrigens ist es auch sonst vorgekommen, daß Philosophen sich der Parodie bedient haben, um etwelcher kleinen Bosheit gegen ihre Herren Collegen Ausdruck zu geben.

Werfen wir noch einmal einen Blick auf die parodische Dichtung der Griechen zurück, so finden wir die charakteristische Erscheinung, daß dieselbe in ihrer ganzen Tendenz einen lebhaften Gegensatz bildet zu der früher von uns betrachteten

gelegentlichen Parodie in der griechischen Literatur. Wenn ein neuerer Gelehrter die Parodie eintheilt in generelle und individuelle, d. h. in solche, die sich an eine Gattung der Poesie heftet, ohne an die Person der Dichter zu tasten, und in solche, die den Stil eines Einzelnen verhöhnen will, so können wir im Allgemeinen sagen: die parodische Dichtung der Griechen ist generell, ihre gelegentliche Parodie aber meist individuell. Denn wenn auch die letztere vielfach weiter keinen Zweck hat, als durch den Gegensatz zwischen Original und Copie den Hörer zu erheitern, ohne daß damit irgendwelcher Angriff gegen den Dichter beabsichtigt wäre, so ist doch in den meisten Fällen — ich brauche nur an Euripides und die Komiker zu erinnern, — die Parodie im bittern Ernst gemeint, verletzte und sollte verletzen. Die parodische Dichtung als Literaturgattung aber hat mit wenigen Ausnahmen keine polemischen Tendenzen verfolgt. Und daher kommt es, daß es Homer und immer wieder Homer ist, resp. der epische Stil, dessen sich diese Dichter bedienten.

Wir haben uns schließlich noch zu den Römern zu wenden, bei denen freilich von einer eigentlichen parodischen Literatur keine Rede ist, wie auch die gelegentliche Parodie keine große Rolle spielt. An einer Spielerei, wie es eigentlich die ganze parodische Literatur der Griechen ist, fand der ernsthafte Charakter des Römers kein Gefallen; dazu kam, daß seine Sprache, welche sich an Gewandtheit mit der griechischen nicht messen kann, ihm große Schwierigkeiten in den Weg legte, da es ja bei der Parodie vielfach auch auf treffende Wortspiele u. dgl. ankommt. Sonst wäre der Römer, der zwar für harmlose Späße wenig Sinn hatte, dafür aber einen treffenden und wo möglich boshaften Witz liebte, der gelegentlichen Parodie nicht abgeneigt gewesen. Immerhin erfahren wir wenig dergleichen. Am meisten scheint sich der parodische Spott gegen Virgil gekehrt zu haben, freilich mit mehr Behagen als Witz. Als Virgils „Bucolica" erschienen, ließ ein Ungenannter „Antibucolica" los, zwei Eklogen, nach dem Urtheil des Grammatikers Donat ganz geschmacklose Parodien. Derselbe theilt auch einige Proben daraus mit, wovon die bekannteste die Parodie auf den Anfang der dritten Ekloge ist. Hier hatte nämlich Virgil bei der Frage des einen Hirten:

> Dic mihi Damoeta, cuium pecus? an Meliboei? —
> „Sag mir, Damoet, weß Heerde ist dies? vielleicht Meliboeus? —"

worauf dann die Antwort erfolgt:

> Non, verum Aegonis, nuper mihi tradidit Aegon;
> „Nein, des Aegon vielmehr: jüngst erst übergab sie mir Aegon —"

sich für „wessen" anstatt cuius, der alterthümlichen und zu Virgils Zeit nicht mehr gebräuchlichen Form cuius, cuia, cuium bedient. Das griff die Parodie auf, indem sie umwandelte:

> Dic mihi, Damoeta, „cuium pecus" anne Latinum? —
> Non, verum Aegonis; sic nostri rure loquuntur.
> „Sag mir, Damoet, „weß Heerde ist dies," ist's etwa Lateinisch? —
> „Nein, Aegonisch vielmehr; so spricht man bei uns auf dem Lande. —"

Auch die Georgica, das Gedicht Virgils vom Landbau, sind dem Spotte nicht entgangen. Hier giebt Virgil, im Anschluß an Hesiod, dem Landmann die Vorschrift, die Hauptarbeit im Sommer zu thun, mit den Worten:

> Nudus ara, sere nudus; hiems ignava colono.
> „Pflüge und säe entblößt; nutzlos ist der Winter dem Landmann."

Hier bedeutet nun „nudus" (gerade so wie im griechischen γυμνός) nicht direct „nackt", sondern nur „ohne Obergewand, in der bloßen Tunica", wie man eben im Sommer ging. Der parodirende Witz aber mißverstand das absichtlich und machte daraus:

> Nudus ara, sere nudus: habebis frigora, febrem.
> „Pflüge und säe Du nackt, dann kriegst Du Erkältung und Fieber."

Die Aeneide hingegen scheint im Alterthum von der Parodie verschont geblieben zu sein; wohl aus Achtung für den frühverstorbenen Dichter, der die Veröffentlichung seines Hauptwerkes nicht mehr erlebt hatte und dessen Ruhm nach seinem Tode so allgemein war, daß der verkleinernde Spott sich nicht mehr an ihn wagte.

Wichtiger aber, als diese gegen ihn gerichteten Parodieen, ist es, daß Virgil selbst sich nicht ohne Glück im parodischen Genre versucht hat. Zwar darauf möchte ich keinen Werth legen, daß in neuster Zeit der Versuch gemacht worden ist, verschiedene der Eklogen Virgils, namentlich die zweite und zehnte, als Parodien zu erweisen, bei denen die nachweisliche Benutzung theokritischer Verse und Gedanken wesentlich zur komischen Wirkung hätte beitragen sollen; wohl aber will ich darauf hinweisen, daß wir unter den kleineren Gedichten Virgils, den sog. Catalecta, eine außerordentlich launige und sehr gelungene Parodie auf das vierte Gedicht des Catull besitzen. Allerdings ist die Autorschaft Virgils hier nicht unbestritten; da indessen der Inhalt der Parodie lehrt, daß vermuthlich ein Transpadaner, aus Mantua, Cremona oder Brixia, der Verfasser derselben war, da das Gedicht ferner sehr anmuthig ist und wir auch wissen, daß Virgil die catullischen Gedichte liebte und nachahmte, so ist es in der That sehr wohl möglich, daß er, wie Lachmann und neuerdings Ribbeck angenommen haben, wirklich der Verfasser jener Parodie ist. Das betreffende Gedicht Catulls hat zum Gegenstand ein in den Ruhestand versetztes Schiff, welches früher weite Fahrten auf dem Meere gemacht hat; der Gegenstand der Virgilschen Parodie hingegen ist ein ehemaliger — Maulthierkutscher, welcher gute Carriere gemacht und eine curulische Würde, Prätur oder gar Consulat, erreicht hat. Man vermuthet, es sei damit ein gewisser Ventidius Bassus gemeint, welcher eine derartige Laufbahn vom Maulthiertreiber zum Consul gemacht hatte. Die Parodie Virgils ist also keineswegs gegen Catull gerichtet, sondern gegen die darin verhöhnte Persönlichkeit. Es ist aber diese Parodie von allen uns erhaltenen größeren parodischen Dichtungen der antiken Literatur insofern die am genauesten durchgeführte, als Virgil sich von Anfang bis zu Ende Wort für Wort (nur mit Auslassung von einigen

Versen) an den Text seines Vorbildes anschließt. Ich lasse hier beide, Original und Parodie, folgen, indem ich noch bemerke, daß die feinen Wortspiele der Parodie leider in der Uebertragung verloren gehen.

Catull Carm. IV.

Dort die Schaluppe, welche ihr, o Freunde, schaut,
Sagt, daß der Schiffe schnellstes sie gewesen sei,
Und daß kein and'res, das im Meere schwimmt, im Lauf
Einholen sie gekonnt, ob nun durch Ruderschlag
Es galt dahin zu fliegen, ob durch Segelkraft.
Das, sagt sie, leugne nicht der grimmen Adria
Gestade, auch nicht der Cykladen Inselwelt,
Die prächt'ge Rhodus und das eis'ge Thracien,
Noch die Propontis und des trotz'gen Pontus Bucht,
Wo jene, jetzt Schaluppe, einst gewesen ist
Ein busch'ger Wald; denn am cytor'schen Bergesjoch
Hat oft geschwätz'gen Tons sein Wipfellaub gerauscht.
Amastris, Pontusfluß, Cytorus, buchsbaumreich,
Euch sei bekannt gewesen dies und sei es noch,
So sagt der Nachen, von uraltem Stamme her
Stand er bereits auf deinem Gipfel, wie er sagt,
Hab' seine Ruder eingetaucht in deine Fluth,
Und hab' von da durch so viel Meere voll Gefahr
Den Herrn getragen, mochte rechts hin, mochte links
Der Wind ihn führen, mochte günstig Jupiter
Zugleich auf beide Füße kräftig helfen ihm.

Virgil Catal. VIII.

Dort der Sabinus, welchen ihr, o Freunde, schaut,
Sagt, daß der Kutscher schnellster er gewesen sei,
Und daß kein and'rer Wagen, der da fliegt im Lauf,
Einholen ihn gekonnt, ob nun nach Mantua
Es galt dahin zu fliegen, ob nach Brixia.
Das, sagt er, leugne nicht des Concurrenten Haus,
Des Trypho, noch das Miethsquartier des Caerulus,
Wo jener, jetzt Sabinus, früher Quinctio,
Mit doppelschneid'ger Scheere abschor, wie er sagt,
Die busch'gen Hälse, auf daß nicht vom Druck des Jochs
Die harte Mähne eine böse Wunde mach'.
Du, frostiges Cremona, schmutz'ges Gallien,
Euch sei bekannt gewesen dies und sei es noch,
So sagt Sabinus; von uraltem Stamme her
Stand er bereits in deinem Schlamme, wie er sagt,
Hab' seine Bündel abgelegt in deinen Sumpf,
Und hab' von da durch so viel Meilen gleisereich
Das Joch geführet, mochte rechts nun, mochte links
Das Maulthier straucheln, mocht's nach beiden Seiten hin.

Und niemals habe je Gelübde er gethan	Und niemals habe je Gelübde er gethan
Den Meeresgöttern, bis er von der letzten Fahrt	Den Wegegöttern, bis auf dieses letzte jetzt,
Hierher gelangt ist bis zu diesem klaren See.	Die väterlichen Zügel und den Pferdekamm.
Doch das ist nun vorbei; jetzt in verborgner Ruh'	Doch das ist nun vorbei; jetzt sitzt er auf dem Stuhl
Wird alt er und bringt selbst sich euch als Widmung dar,	Von Elfenbein und bringt sich selbst als Widmung dar
Dir, Kastor, und Dir, Pollux, edles Zwillingspaar.	Dir, Kastor, und Dir, Pollux, edles Zwillingspaar.

Mit diesem trefflichen Beispiel einer von Anfang bis Ende glücklich durchgeführten Parodie wollen wir unsere Uebersicht über die parodische Literatur der Alten beschließen, doch nicht ohne noch einmal einen Blick auf den durchmessenen Weg zurückzuwerfen. Dieser Rückblick führt uns von selbst wieder zu der am Eingang aufgeworfenen Frage nach der Berechtigung der Travestie und Parodie überhaupt. Freilich ist es immer etwas mißlich, Schlüsse aus Analogien ziehen zu wollen. Was in der Literatur des einen Volkes ein vollständig berechtigtes und kräftig gedeihendes Glied war, kann bei einem anderen Volk, zu anderen Zeiten, unter anderen Verhältnissen sich als ganz ungeeignet und lebensunfähig erweisen. Dennoch aber können wir aus jener Uebersicht und aus den uns erhaltenen Beispielen der parodischen Literatur der Alten eine Lehre entnehmen und das ist die: Travestie wie Parodie — denn beide können wir hier unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zusammenfassen — wo sie ohne jeden aggressiven Zweck, rein um ihrer selbst willen auftreten, können zwar geistreich sein, können gelegentlich zur Erreichung des komischen Effectes mit Vortheil benutzt werden, aber in der Regel werden sie sich doch nur selten über die Bedeutung einer bloßen Spielerei erheben, vielfach sogar Gefahr laufen, an der Sandbank der platten Unbedeutendheit oder an den Klippen der Gemeinheit zu scheitern. Beide dagegen können von tiefeingreifender und unter Umständen von wahrhaft poetischer Bedeutung werden, wenn sie als dichterische Kampfesarten erscheinen. Wenn auch hier gleichfalls die Gefahr nahe liegt, daß diese Waffe in der Hand eines unedlen Kämpfers zu niedrigen Zwecken mißbraucht werde, so kann doch ein wahrhafter Dichter damit in der That Großes leisten. Und an Zeugnissen hierfür fehlt es auch in unserer Literatur nicht. Ich erinnere an Goethes reizendes, gegen Schmidt von Werneuchen gerichtetes Gedicht „Musen und Grazien in der Mark"; an Mahlmanns gegen Kotzebue gerichteten „Herodes von Bethlehem"; an Hauffs gelungene Persiflage Claurens im „Mann im Monde"; auch Platens aristophanische Lustspiele, die gegen die Schicksalstragiker gerichtete „verhängnißvolle Gabel" und sein Immermann verhöhnender „romantischer Oedipus" gehören hierher. Und um auch ein allbekanntes Beispiel aus einer andern Literatur und längst vergangener Zeit

anzuführen, erinnere ich an die prächtige Rüpelkomödie in Shakespeare's Sommernachtstraum, mit ihrem den tragischen Ton damaliger Dichter verspottenden Pathos. So erhalten wir auch durch die moderne Literatur die Bestätigung, daß die parodische Dichtung überhaupt Bedeutung nur dann erhält, wenn sie mit der bestimmten Tendenz auftritt, irgend welche allgemeinere oder speciellere Richtung im Leben, sei es in der Literatur, sei es auf irgendwelchem anderen geistigen Gebiete, zu bekämpfen. In der Offensive liegt ihre Berechtigung, liegt ihre Stärke.

Die Franciscaner in der Kunstgeschichte.

Von

Hermann Hettner.

Dresden.

Es war der Ausdruck der allgemeinen Zeitstimmung, als Dante im elften und zwölften Gesang des Paradieses den heiligen Dominicus und den heiligen Franz von Assisi unmittelbar nebeneinanderstellte als die von Gott gesendeten Kämpen, die die Braut Christi in trüber Zeit aus ihrer Noth erlösten, und an deren Worten und Thaten sich das arme verirrte Volk wieder zurechtfand. Nenne man den Einen, so nenne man auch den Anderen. Dennoch ist es unleugbare Thatsache, daß die Franciscaner auf die Erneuerung und Vertiefung des christlichen Geistes unendlich mächtiger und nachhaltiger eingewirkt haben als die Dominicaner.

Beide große Ordensstifter waren um die gleiche Zeit erstanden; aus den gleichen Ursachen und Antrieben und mit dem gleichen Ziel. Eben jetzt, am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, stand die Kirche auf dem höchsten Gipfel ihrer äußeren Machtentfaltung, aber im Inneren war sie zerrütteter und zerklüfteter als je zuvor. Je höher das weltliche Ansehen des Papstthums emporstieg, um so unversöhnlicher erhob sich überall der Haß und der Widerstand stets neu auftauchender Secten, die sich durch die schreckhafte Verweltlichung des Papstthums und durch die herausfordernde Glanzsucht der Geistlichkeit in ihrem Gewissen verletzt fühlten und sich aus all dieser gleißenden Weltlichkeit wieder nach der Einfalt und Reinheit des Urchristenthums zurücksehnten; das ungestüme Vordringen der Waldenser und Albigenser bedrohte sogar die kirchliche Einheit. Die hierarchischen Gewaltmittel, waren sie auch noch so blutig und furchtbar, reichten nicht aus, die vielköpfige Hydra zu tödten. Die große geschichtliche Bedeutung und die rettende That des heiligen Dominicus und des heiligen Franciscus ist es, daß sie das Geistige mit geistigen Waffen bekämpften, daß sie die Reformbedürftigkeit der Kirche anerkannten und, um,

wie es bei Dante heißt, das Schifflein Petri auf hohem Meer auf rechter Bahn zu halten, die Kirche selbst von innen heraus zu läutern und zu verjüngen trachteten. Gegen den überall emporwuchernden Unglauben stellten sie die überzeugende Kraft und Wärme unerschütterlichen Glaubenseifers, die unermüdliche eindringliche Seelsorge; gegen die ärgernißgebende Habsucht und Besitzfülle der Geistlichkeit stellten sie, ganz dem mahnenden Beispiel der ketzerischen Armen von Lyon folgend, zunächst wenigstens für ihre Orden, als die wahre Nachfolge Christi das Ideal der urchristlichen Besitzlosigkeit, das Priesterthum der entsagenden freiwilligen apostolischen Armuth. Einzig aus der mittelalterlichen religiösen Leidenschaftlichkeit ist es erklärbar, mit welcher wahrhaft dämonischen Gewalt und Raschheit diese strengen Weckrufe nach Einkehr und Umkehr sich der Gesinnung der Menschen bemächtigten und durch alle Länder verbreiteten; aber in den ersten Eroberungszügen vor Allem zeigte sich, wie entscheidend es wurde, daß diese Orden, obgleich in Ursprung und Ziel so eng mit einander verbunden, doch so durchaus verschiedenartig waren sowohl in der Grundstimmung, welche ihr Wirken bestimmte und leitete, wie in der Wahl der Kampfweise, welche sie anwendeten. Der scharfe Charaktergegensatz der beiden Heiligen, welchen Dante in die Worte faßt, der Eine sei seraphisch ganz an Gluthen, durch Weisheit sei der Andere auf Erden ein Schimmer von dem Licht der Cherubim, zieht sich auch durch die Anfänge ihrer Ordensgeschichte. Die Dominicaner gehen ausschließlich auf das Kirchliche, auf die wissenschaftliche Begründung und Vertheidigung der festgestellten Lehre, auf die unbeugsame Erhaltung und Durchführung der strengsten Kirchenzucht und Glaubensüberwachung; die Franciscaner gehen auf tiefe innere Herzensreligiosität, auf Inbrunst gottinnigen Empfindens, auf demüthige selbstlose Frömmigkeit. Die Dominicaner sind die Meister und Führer der theologisirenden Philosophie, der Scholastik; die Franciscaner sind die Führer und Meister der im Schauen Gottes schwelgenden Gefühlstheologie, der Mystik. Dort der heilige Thomas von Aquino, der die Summe des dogmatischen Lehrgebäudes zieht; hier der heilige Buonaventura, dessen ganzes Denken und Empfinden erfüllt ist von dem Verlangen nach dem Aufgehen in Gott oder, wie sich der deutsche Mystiker Eckard so treffend ausdrückt, nach der Vergottung der Seele. Das Wirken der Dominicaner, in soweit sie nicht die immer wachen Schergen der Inquisition sind, setzt Bildung voraus und ist daher auch immer nur auf die Gebildeten beschränkt geblieben; das Wirken der Franciscaner, getragen und durchglüht von gotttrunkener Gefühlsinnerlichkeit, traf tief in das Herz des Volkes, tröstete und erhob die Leidenden und Gedrückten, durchdrang die Massen.

Im Leben und Wandel des heiligen Franz von Assisi sah die glaubensselige ascetische Christenheit des Mittelalters die lebendige Wiedergeburt Christi. Es ist der Kern und die Triebkraft der sinnigen wunderreichen Legendenbildung, die sich um die Gestalt des Heiligen schlingt, diese Christus-Aehnlichkeit immer bestimmter und absichtlicher herauszugestalten.

Die Menschen flüchteten sich um so begeisterter und beglückter in diese Religion der Liebe und Demuth, der glühend schwärmerischen Andacht und Gottinnigkeit, je wilder und blutiger ringsum die Gräuel unausgesetzter Kriege und Bürgerkriege wütheten.

Man suchte und fand das höchste Lebensideal in der Santa pazzia, in der heiligen Thorheit, die die Niedrigkeiten der Welt verachtet und sich einzig den Weg für das Paradies bereitet.

Und wenn im Jahr 1258 plötzlich von Perugia aus jene fanatischen Schaaren der sogenannten Flagellanten oder Geißler hervorbrachen, welche zu Tausenden, Männer und Frauen, Greise und Kinder, alltäglich und allnächtlich unter erschütternden Bußgesängen und unter den entsetzlichsten Selbstgeißelungen die Straßen durchzogen, so ist auch diese wahnwitzige Verzerrung nur ein Beweis, wie bis in das Innerste das Volk zerknirscht war von dem Gefühl der Sündhaftigkeit und wie reumüthig es lechzte nach der Barmherzigkeit der verzeihenden göttlichen Gnade.

Von dieser tiefen Erregung hätten Dichtung und Kunst unberührt bleiben können?

Hier vor Allem ist die tiefe kirchengeschichtliche Wendung auch eine entscheidend kunstgeschichtliche.

Es ist überall anerkannt, welche bedeutende Stellung die Franciscaner in der Geschichte der Dichtung einnehmen. Als ringsum das weltliche Lied der Troubadours blühte, erstanden in Umbrien, in der Mark, in Oberitalien aus der hochgestimmten religiösen Begeisterung der Franciscaner geistliche Sänger, welche nicht von der irdischen Liebe sangen, sondern von der himmlischen, vom Lob Gottes und der Heiligen, von den Freuden und Schmerzen der Jungfrau Maria, von den Seligkeiten des Paradieses und von den Schrecken der Hölle, und darum schon von den Zeitgenossen Giullari di Dio, Joculatores Domini, geistliche Minnesänger, genannt wurden. Wer vergißt je das schreckenvoll erhabene, bis in das innerste Mark erschütternde Dies irae, dies illa? Wer vergißt das tief rührende, ernst feierliche Stabat mater dolorosa? Wie schafft sich mit zwingender Naturgewalt die unergründliche Tiefe der Empfindung die einzig angemessene Form des machtvoll malenden Reimgefüges, das unwiderstehlich und unverlierbar in jedes fühlende Herz dringt. Es ist die Glanzzeit der kirchlichen Hymnendichtung. Und an die Seite des feierlich kirchlichen lateinischen Liedes stellt sich fortan auch in der geistlichen Dichtung das volksthümlich italienische Lied. In den öffentlichen Processionen als Lob- und Bußgesang (Lauda) gesungen, ist es recht eigentlich der dichterische Ausdruck des bedrängten und hoffenden schwärmerischen Volksgefühls. Der Trefflichste unter diesen volksthümlichen Franciscanerdichtern des dreizehnten Jahrhunderts ist Jacopone da Todi, der Dichter des Stabat mater. Seine Lieder sind ein Höchstes religiöser Lyrik; die Religion schwärmerischer gotterfüllter Herzenseinfalt, der Jubel der frommen Seele, die nach dem Herrn fragt, die selige Lust an Leid und Buße, an Selbst-

verachtung und Sinnentödtung, das Schwelgen in der Wonne der heiligen Thorheit. Vgl. Ausgewählte Gedichte Jacopones da Todi. Deutsch von C. Schlüter und W. Storck. Münster 1864.

Und zugleich erhebt sich, besonders in Umbrien, an der Stelle des lateinischen liturgischen Dramas der Geistlichkeit das geistliche Drama der Laien in der Volkssprache, die Lauda drammatica. Und ebenso erstehen in der Volkssprache immer zahlreichere Bearbeitungen der heiligen Legenden, wahre Meisterwerke novellistischer Erzählung. Die fromme Phantasie ist bestrebt, sich die heiligen Vorgänge klarer vor das Auge zu stellen und ihre Stimmungen und Beweggründe liebevoll nachzuempfinden.

Wer von den Vorgängern Dantes spricht, spricht von der Herrlichkeit und Keimkräftigkeit dieser Franciscanerdichtung.

Jedoch die Stellung der Franciscaner in der Geschichte der bildenden Künste ist noch mächtiger und nachhaltiger.

Die Franciscaner haben nicht eine so stattliche Reihe schaffender Künstler aufzuweisen, wie die Dominicaner; aber vornehmlich aus dem vertieften Innenleben, das durch die Franciscaner erweckt war, erquoll jene durchgreifende Verinnerlichung und Durchgeistigung der künstlerischen Motive, welche in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts die italienische Kunst aus der Enge der byzantinischen Fesseln erlöste und zu freier volksthümlicher Eigenart führte.

Bereits der erste große Bau, welchen die Franciscaner errichten, die Grabkirche des heiligen Franz auf der Höhe von Assisi (1228), ist der Einzug der Gothik, die soeben in Frankreich und in Deutschland machtvoll emporgeblüht war, auch in Italien. Die Gothik ist fortan bindend geblieben für alle Kirchen- und Klosterbauten, nicht blos der Franciscaner, sondern auch der Dominicaner, und hat sich in diesen Bauten zu dem eigenartigen Stil der sogenannten italienischen Gothik entwickelt, deren Schönheit und Berechtigung Jeder anerkennen wird, der sein Auge nicht einseitig an nordischen Bauten gebildet hat. Man kann es vielleicht beklagen, daß der herrschende romanische Stil eben jetzt, da er wieder zu den schönheitsvollsten antikisirenden Formen zurückkehrte, gewaltsam unterbrochen und verdrängt wurde; gewiß ist, die Gothik war die naturnothwendige Monumentalität der neuen verinnerlichten Sinnesweise.

In der Plastik der gleiche Umschwung von der antikisirenden Richtung Niccolo Pisanos zu der bewegteren Leidenschaftlichkeit seines Sohnes Giovanni Pisano.

Doch das reichste und eigenthümlichste Leben entfaltete sich in der Malerei.

Giunta Pisano, Jacobus Torriti, Cimabue, und alle die Meister, welche als die Begründer der neuen italienischen Malerei genannt werden, stehen mit den Franciscanern in engster Verbindung. Giotto, obgleich er, wie sein Gedicht über die Armuth bezeugt, die Einseitigkeiten und Ueberspannungen

des Ordens klar durchschaute, wurzelt in seiner künstlerischen Richtung durchaus im Franciscanerthum.

Wie der feierliche Goldgrund verschwindet, und der Schauplatz der heiligen Vorgänge in die Wirklichkeit der irdischen Welt verlegt wird, so erscheint jetzt auch das Seelenleben der heiligen Gestalten lediglich von rein menschlichen Stimmungen und Beweggründen bedingt; das Streben der Kunst ist, dieser psychologischen Charakteristik den zwingenden physiognomischen Ausdruck zu geben. Nicht mehr die strenge abweisende Erhabenheit der alten Mosaiken, sondern die traute Nähe des eigenen menschlichen Gemüthslebens; nicht mehr der trockene Schematismus der abgebrauchten byzantinischen Typen, sondern die gewinnende Frische naiver scharfer Naturbeobachtung und rastlos ringenden Erfindungseifers.

Zu derselben Zeit, da Dante im „Neuen Leben", wie man geistreich gesagt hat, den Menschen entdeckte und für die vielverschlungenen geheimnißvollen Gänge des menschlichen Herzens den verklärend dichterischen Ausdruck fand, schuf Giotto jene gewaltigen erzählenden Fresken, deren psychologische Tiefe und Vielgestaltigkeit bis auf Raffael nicht wieder erreicht worden.

Und es ist nicht zu vergessen, daß gar viele jener großen Motive, welche erst in der Renaissance zur vollen Ausbildung kamen, schon hier in der gläubigschwärmerischen Franciscanerphantasie ihren Ursprung haben.

Die vornehmste Quelle jener entzückenden neuen christlichen Kunstmythologie, durch welche die italienische Renaissancekunst so groß geworden, ist das berühmte Buch Buonaventuras „Meditatio Vitae Christi" (Opp. Pelletier. Tom. 12); dasselbe Buch, aus welchem auch Jacopone da Todi und die geistlichen Schauspiele des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts (Sacre Rappresentazioni) ihre belebten dramatischen Schilderungen schöpften.

Buonaventuras Leben Christi ist eine novellistische Ausführung der Umrisse der biblischen Erzählung. Es erfindet nicht neue Begebenheiten, aber es malt die überlieferten individueller aus; mit feinem Blick und sinnigem Verständniß für die inneren Seelenbewegungen der Handelnden. Ein solches Buch konnte nur eine Zeit schaffen, in welcher die Legendenbildung noch thätig war.

Es ist eine unscheinbare Thatsache, aber eine den mächtigen künstlerischen Einfluß Buonaventuras unzweideutig beweisende, daß in den Darstellungen der heiligen drei Könige fortan die Anbetenden als Zeichen der Huldigung und Verehrung dem Kind den Fuß küssen, während die Katakombenbilder und die Bilder des byzantinischen und romanischen Stils bisher immer nur ganz ausschließlich das Darbringen der Geschenke dargestellt hatten. Das Motiv des Fußkusses stützt sich auf das 10. Kapitel der Meditatio (a. a. O. S. 522). Die berühmte Darstellung der heiligen drei Könige von Gentile da Fabriano in der Akademie zu Florenz, die inschriftlich aus dem Jahre 1423 ist, stimmt Zug für Zug mit dem Entwurf Buonaventuras.

Von Buonaventura stammt vor Allem auch jene fruchtbarste Erweiterung des Madonnenideals, welche sich nicht mehr einzig auf die Darstellung der feierlich thronenden Muttergottes beschränkt, sondern mit ergreifender Innigkeit die tiefe Poesie dieses geheimnißvollen Mutterglückes schildert. Die holde junge Mutter, die in süßer Seligkeit ihr Kind liebt und kost, und doch, weil sie weiß, daß dieses Kind Gott ist, es in demuthsvoller Ehrfurcht verehrt und anbetet.

Die betreffende Stelle Buonaventuras lautet (a. a. O. S. 523): „O, mit welcher Sorgfalt und Emsigkeit wachte die Mutter über den Jesusknaben und zugleich mit welcher Ehrerbietung und Furcht! Mit gebeugtem Knie (flexis genibus) nahm sie ihn, von dem sie wußte, daß er ihr Gott und ihr Herr sei, in Empfang und legte ihn in die Wiege; und zugleich mit welcher Liebe und mütterlichen Zuversicht erfaßte sie ihn, küßte ihn, herzte ihn, von dem sie wußte, daß er ihr Sohn sei! Wie oft blickte sie ihm in das Angesicht, wie oft berührte sie die Glieder seines heiligen Körpers! Mit welcher Lust nährte sie ihn! Sie empfand in der Nährung eines solchen Sohnes eine solche Süßigkeit, wie sie kein anderes Weib empfinden kann". Wir finden die gleiche freudige Ausmalung der Mutterseligkeit Marias in den Gedichten Jacopones da Todi und in der bekannten Hymne Stabat Mater speciosa, dem herrlichen Gegenbild des Stabat Mater dolorosa.

Wir wissen, mit welcher unerschöpflichen Liebe und Freude die Frührenaissance immer und immer auf dieses Motiv zurückkommt, wie die heilige Jungfrau liebend auf das Kind blickt und gläubig vor ihm niedergesunken ist in warmer Andacht; durchbebt von dem wundersamen Doppelgefühl schützender mütterlicher Liebe und demüthig ergebener Ehrfurcht. Es ist überaus bedeutsam, daß es vornehmlich umbrische Maler waren, welche dieses Motiv mit entschiedenster Vorliebe behandelten. Gentile da Fabriano hat es zuerst angewendet, 1423 in einer Predella zu seinem berühmten Bild von der Anbetung der heiligen drei Könige und in einem kleinen Marienbild, das sich jetzt in der Pia Casa della Misericordia zu Pisa befindet. In Pietro Perugino und Pinturricchio fand es seine höchste Verklärung.

Und wir wissen, welch eine unermeßliche Fülle lieblichster und gedankentiefster Madonnenbilder, nicht blos in der italienischen, sondern auch in der deutschen Kunst, hervorgegangen ist aus der Darstellung jenes rein menschlichen holden Zusammenseins von Mutter und Kind, die sich allmählich in folgerichtiger Entwicklung zur Darstellung der heiligen Familie vertiefte. Und auch hier ist es wieder bedeutsam, daß es Fra Filippo, ein Franciscanermönch, war, der zuerst in diese hoheitsvolle Familienidylle den kleinen Johannisknaben zog, als kindlichen Spielgenossen, aber als Spielgenossen, der in träumerischer Unbewußtheit ehrfurchtsvoll vor dem Christuskind sein Knie beugt und mit dem Spielwerk des Kreuzes auf das kommende Erlösungswerk deutet.

Aus diesem Boden erwuchsen die unvergleichlichen Madonnenbilder Raffaels.

Die Karolinger.

Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch.

Von

Paul Lindau.

— Berlin. —

Eine historische Tragödie in Versen, die nicht blos eine bemerkenswerthe dichterische Begabung, sondern auch eine bei uns ganz ungewöhnliche Erkenntniß und Veranlagung zur Hervorbringung des theatralisch Wirksamen bekundet, und die einen unbestrittenen und großen Erfolg davonträgt — das ist etwas so Seltenes, daß eine eingehendere Besprechung dieser erfreulichen Thatsache statthaft erscheint. Der Dichter, dem dieser Wurf gelungen ist, heißt Ernst von Wildenbruch und sein Trauerspiel „Die Karolinger".

Ernst von Wildenbruch ist schon seit geraumer Zeit schriftstellerisch thätig. Er hat größere epische Dichtungen veröffentlicht, die sich der geräuschlosen Anerkennung der gebildeten Kreise zu erfreuen gehabt haben; er hat feinsinnige und geschmackvolle Erzählungen geschrieben und schon vor längerer Zeit ein verdienstliches Theaterstück, „Der Mennonit", zur Aufführung gebracht; die allgemeine Aufmerksamkeit hat er aber erst durch seine neueste Dichtung, „Die Karolinger", auf sich gelenkt.

Der Dichter hat alle die trüben und kläglichen Ereignisse, welche den letzten Abschnitt im Leben Ludwigs des Frommen, von der zweiten Vermählung des Kaisers mit der schönen Judith an bis zu seinem Tode, anfüllen, mit durchaus berechtigter poetischer Freiheit für seine dramatische Handlung verwerthet und diese alle in Zusammenhang gebracht mit dem Grafen Bernhard von Barcelona, Herzog von Septimanien, der zeitweilig als Günstling eine einflußreiche Stellung am Hofe des Kaisers Ludwig inne hatte und dem vom Volke ein strafbares Liebesverhältniß mit der jugendlich schönen Frau des gebrech-

lichen und uninteressanten Fürsten, mit Judith, nachgesagt wurde. Diese im Halbdunkel der Geschichte sich bewegende Gestalt des Herzogs Bernhard, welche die Sage in intimen Zusammenhang mit der jungen Kaiserin bringt, ist zum Helden eines geschichtlichen Trauerspiels wie geschaffen; und es spricht für das scharfe Auge des Dichters, daß er gerade diese erspäht, und für seine Gestaltungskraft, daß er deren verschwommene Züge durch die Dichtung gefestigt und das Schattenhafte zum frischen Leben gewandelt hat.

Graf Bernhard von Barcelona ist daher der Held des Dramas. Er hat in Spanien siegreich gegen die Mauren gekämpft und die Tochter des besiegten Maurenfürsten El-Moheira, die schöne Hamatelliwa, die in leidenschaftlicher Liebe für ihn entbrannt ist, entführt. Bis nach Worms, wo Bernhard seinem Kaiser und Herrn den Sieg in Spanien vermelden will, ist die schöne Maurin, die nur von ihrem alten und treuen Diener Abdallah begleitet ist, ihm gefolgt.

Am Kaiserhof zu Worms herrscht große Aufregung. Kaiser Ludwig, der das Reich unter seine drei Söhne, Lothar, Ludwig den Deutschen und Pipin, vertheilt hat, wird von seiner zweiten Gemahlin, Judith, bestürmt, eine neue Theilung vorzunehmen, um dem nachgeborenen Halbbruder, ihrem Sohne Karl, einen brüderlichen Antheil am Erbe Karls des Großen zu sichern. Der fromme Ludwig scheint nicht abgeneigt zu sein, den dringenden Bitten seiner verführerischen jungen Frau zu willfahren, denn sein jüngstes Kind, Karl, ist eben sein Liebling. Durch den Abt von Corvey, den patriotischen Wala, der die von Judith geforderte abermalige Theilung des Reiches mit warmer Beredtsamkeit bekämpft, weil er diese nochmalige Zerstücklung für gleichbedeutend hält mit dem Untergang des Reiches, läßt sich der schwache Kaiser indessen bestimmen, den Wunsch seines Herzens aufzugeben. Er beauftragt den Abt, von dem Reichstage, der zusammentreten wird, die Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes bestätigen zu lassen. Die drei erstgeborenen Söhne, Lothar, Ludwig und Pipin, sollen also ihre Besitzthümer und den königlichen Titel behalten, während der nachgeborene Karl durch reichliche Verleihung von Gut und Lehen abzufinden wäre. Judith ist somit einstweilen die Besiegte. Da naht Graf Bernhard von Barcelona dem kaiserlichen Throne und verkündet seinem Herrn den vollständigen Sieg, den er über die Mauren auf der Pyrenäenhalbinsel errungen hat. Der hocherfreute Kaiser verleiht dem Helden die höchste Würde des Reiches: er ernennt Bernhard zu seinem Kämmerer. Während der Kaiser und sein Gefolge in der Kapelle dem Herrn für diese neue Gnade danken, erbietet sich Bernhard Judith, die sich im Schmerze über ihre Niederlage und über die harte Kränkung ihres Sohnes Karl dem Zuge nicht angeschlossen hat, ihr dennoch zum Siege zu verhelfen. Die vereinsamte Kaiserin findet somit plötzlich und unerwartet einen starken Bundesgenossen; und sie ist um so geneigter, auf die angetragene Verbündung einzugehen, als ihr Bernhard zugleich in feurigen Worten seine Liebe erklärt. Seit langen Jahren trägt Bernhard die Liebe zu Judith in seinem Herzen. Er hat

Judith an dem verhängnißvollen Tag, da Ludwig sie zur Gemahlin wählte, erblickt und sich beim ersten Anblick leidenschaftlich in das herrliche Weib verliebt:

„ . . . Am Tage war's zu Straßburg,
Als nach dem Tod der blonden Irmengard
Ludwig der Kaiser sich die schönste wählte
Von all den schönen Franken-Jungfrauen . . .
Ich sah
Den holden Kranz von blüh'nder Frauenschönheit,
Doch da kam Eine — und ein staunend Flüstern
Lief durch die Reihen — und mein knirschend Herz
Schrie auf zum Himmel: Alle laß ihn wählen,
Nur diese nicht! Nicht Judith, Tochter Welfs —
Und unter Allen wählte Ludwig Euch! — —“

Die Kaiserin vernimmt diese Worte mit tiefer Erregung:

„Tödtliche Schuld ist jedes dieser Worte,
Verbrecher, wer sie spricht, und Frevlerin,
Wer ihnen lauscht! Ich weiß — dies war die Sprache,
Die in der Menschheit unbewachter Stunde
Vom Sündenbaume der Versuchung klang.“

Die Mutterliebe indessen spricht in diesem Augenblicke stärker in ihr als die Pflicht der Gattin. Der Gedanke, daß ihr Sohn Karl in dem thatkräftigen Grafen von Barcelona einen Verfechter seiner Rechte finden werde, unterjocht alle andern Bedenken, und sie schlägt in die Hand, die Bernhard ihr darreicht, ein. Damit schließt der erste Aufzug.

Der Dichter macht es dem Grafen Bernhard nun allerdings etwas leicht, in Worms die entscheidende Persönlichkeit zu werden. In der Voraussicht, daß sich der Kaiser durch Judith bestimmen lassen würde, die drei erstgeborenen Söhne in ihrer bisherigen Herrschaft zu Gunsten des nachgeborenen Karl zu schmälern, haben diese sich verabredet, für den Fall, daß Derartiges wirklich geschehen sollte, mit Gewalt gegen den kaiserlichen Vater aufzutreten. Lothar und Ludwig sind allein dem Rufe nach Worms gefolgt, während Pipin sich unter irgend einem Vorwande der Einladung zum Reichstage entzogen hat. Thatsächlich hat dieser im Geheimen alle seine Truppen herangezogen und um Worms vereinigt, um eben für den schon erwähnten Fall, daß der Reichstag nicht nach den Wünschen der drei Brüder verlaufen sollte, den kaiserlichen Vater zu überfallen und ihm die Gesetze der Söhne aufzuerlegen. Die wichtige Botschaft, daß Pipin mit den Seinigen kriegsbereit vor Worms steht, hat dieser zwei maurischen Gesandten aufgetragen, die von den Leuten Pipins aufgegriffen und vor den König geführt worden waren. Pipin entläßt die Mauren, nachdem sie als ihr Reiseziel Worms angegeben haben, mit der Weisung, dem König Lothar zu sagen:

„Alles ist bereit;
Ich bin vor Worms zum festgesetzten Tag
Und halte Euch das Netz — schafft ihr die Fische!“

Wie kommt Pipin dazu, fragt man sich, gerade diese beiden Mauren,

deren persönliche Verläßlichkeit ihm gänzlich unbekannt ist, mit so wichtiger Botschaft zu betrauen? Weshalb sendet er nicht einen der Seinigen? Der Dichter beantwortet diese Frage:

„Er kann von seinen Leuten keinen senden,
Will er Verdacht nicht wecken."

In diesem Falle läßt sich aber doch erwarten, daß er den Mauren den gemessenen Befehl gibt, die Botschaft lediglich dem König Lothar und ganz im Geheimen zu bestellen und bei Leibe nichts an einen Dritten darüber verlauten zu lassen! Daß es sich um etwas außergewöhnlich Wichtiges handelt, geht ja schon aus der Form der Botschaft selbst deutlich hervor, die, wenn es erlaubt ist, einen modernen Ausdruck anzuwenden, gewissermaßen eine chiffrirte Depesche ist. Der Chiffre ist allerdings unendlich naiv. Nun, wie dem auch sei, offenbar ist der Depeschendienst zu jener Zeit nach den Auffassungen des Dichters ein ganz unerlaubt unzuverlässiger gewesen. Die beiden Mauren, die von ihrem Fürsten abgesandt sind, um Hamatelliwa von Bernhard auszulösen, haben nichts Eiligeres zu thun, als Bernhard, der von ihnen als Lösegeld die Mittheilung ihrer Botschaft an Lothar verlangt, das Geheimniß zu verrathen. Nicht nur das, auf Bernhards Befehl erklären sich die Mauren sogar bereit, die Botschaft an Lothar unter denjenigen Bedingungen auszurichten, die Bernhard selbst bestimmen werde. Auf diese Weise ist denn freilich Bernhard — der Einzige, der am Hofe von der geplanten pietätlosen Gewaltthat der älteren Söhne Ludwigs gegen ihren Vater unterrichtet ist — mit einem Schlage Herr der Situation, dank der unerklärlichen Naivetät, man darf beinahe sagen: dem frevelhaften Leichtsinn des Pipin. So gerüstet kann Bernhard allerdings dem Reichstage, der die früheren Rechte der drei älteren Söhne Ludwigs bekräftigen soll, mit Ruhe entgegensehen. Er weiß im Voraus, daß er einen Schlag führen kann, der verderblich auf diese niederfallen muß.

Der Reichstag tritt zusammen, Wala hält die Thronrede, um unsere moderne Terminologie aus Bequemlichkeitsgründen beizubehalten, und legt das Gesetz vor, das die Königswürde und die unverminderte Herrschaft der drei älteren Brüder aufrecht erhält und den nachgebornen, Karl, mit Gut und Lehen entschädigt. Der Gesetzentwurf wird einstimmig angenommen, und der Reichstag soll nach dieser kurz gethanen Arbeit geschlossen werden, als Bernhard aufspringt, gegen den Schluß protestirt und alles das, was der Reichstag soeben beschlossen hat, für null und nichtig erklärt; denn diese Beschlüsse seien nicht, wie es die Verfassung fordert, von friedlichen unbewaffneten Männern gefaßt, sondern unter dem Drucke der Gewalt: Pipins Heer stehe vor Worms und warte nur auf die Weisung Lothars, um den Reichstag und den Kaiser für den Fall, daß diese ihren Wünschen nicht willfahren würden, zu überfallen. Großer Tumult. Lothar zeiht Bernhard der frechen Lüge. Da erscheinen auf einen Wink des Grafen von Barcelona die beiden Mauren und richten in aller Harmlosigkeit vor dem Kaiser, den königlichen Söhnen

und den Großen des Landes ihren Auftrag aus: die durchsichtige Parabel von dem Netz und den Fischen. Gibt man einmal diese wirklich unerhört naive Voraussetzung zu, so muß man gestehen, daß die Consequenzen, die der Dichter daraus zieht, von großer theatralischer Wirkung sind. Der Botschaft folgt natürlich ein stürmischer Auftritt. Der lammfromme Ludwig wird, als er von dem ruchlosen Vorhaben seiner Söhne die niederschmetternde Kunde empfängt, auf einmal, wenigstens in Worten, energisch. „Brut der Unnatur!“ ruft er zornerglühend den älteren Söhnen zu:

„Ihr küßt des Vaters Hand, so lang' sie schenkt,
Und beißt hinein, wenn sie zu schenken aufhört.“

Er vernichtet, ganz wie Bernhard es erwartet hatte, den Beschluß des Reichstages; und nun läßt auch Lothar die Maske fallen und empört sich offen wider den Vater. Mit Schimpf und Hohn behandelt er den alten Mann:

„Man rechtet nicht mit Kindern und mit Greisen . . .
Besorgt für Kaiser Ludwig eine Spindel
Und aus dem Flachs macht seinem Weib 'nen Bart!“

So spricht der Sohn vom Vater! Daß in diesen Worten eine energische Poesie enthalten ist, soll nicht bestritten werden; aber dieser Lothar wirkt doch gar zu widerwärtig, und es würde der dramatischen Wirkung schwerlich Abbruch gethan haben, wenn diese schauderhafte Pietätlosigkeit erheblich gemildert wäre.

Mit derselben Krone, die Bernhard dem Maurenfürsten entrissen hat, soll der junge Karl nun von Kaiser Ludwig gekrönt werden. Da tritt noch einmal der weise patriotische Wala dazwischen, um im letzten Augenblicke noch das heranziehende Unheil zu beschwören. Wala sieht ein, daß er nur dann wirken kann, wenn er dem Störenfried Bernhard entschieden gegenübertritt. Er bezichtigt ihn, daß er durch unlautere Beweggründe dazu getrieben werde, die Saat der Zwietracht zwischen Vater und Söhnen zu streuen. Er deutet in nicht mißzuverstehender Weise an, daß Bernhard Judith liebe, und er schiebt ihm den Reinigungseid zu. Bernhard aber ist nicht der Mann, der sich vor einem Meineide fürchtet, und in feierlicher Haltung, mit der erhobenen Rechten schwört er kaltblütig, wie Wala gefordert, daß er nur aus Treue für Ludwig, seinen Herrn, gehandelt habe:

„So schmett're mich der Donner Gottes nieder
Und tilge mich hinweg von diesem Fleck,
Wenn Falschheit wohnt in meinem Eid' — ich schwör's!“

Darauf krönt Ludwig seinen Sohn Karl, und während Lothar, Ludwig und deren Anhänger mit wüsten Scheltworten gegen den schwachen Vater: „den scheinheiligen, gleißnerischen Graubart“, stürmisch aufbrechen, um in offner Empörung gegen den Kaiser ihre Rechte geltend zu machen, fällt der Vorhang.

Alles das ist durchaus bühnengerecht und von packender Wirkung. Lauter Beifall ertönt, und der anwesende Dichter wird gerufen. Aber im Zwischenacte kommen einem doch manche Bedenken. Abgesehen von der das Maß des Erlaubten übersteigenden Zumuthung an den Zuschauer: die Uebermittlung

der wichtigen Botschaft Pipins an Lothar in der vom Dichter gebotenen Weise zu acceptiren, wird man irre an dem Helden. Was wir von Bernhard bisher gehört haben, ist eher geeignet, unsre Sympathie als das entgegengesetzte Gefühl zu erwecken. Ein starker und mächtiger Ehrgeiz erfüllt ihn, und dieser wird, so scheint es uns, noch geschürt durch das warme Gefühl einer echten tragischen Liebe für Judith, die Gemahlin des Kaisers. Diese Liebe mag für ihn verhängnißvoll werden, aber sie ist nur geeignet, unsre Theilnahme für den unglücklichen Helden zu steigern. Und nun schwört dieser Mann in feierlichster Stunde und in feierlichster Weise seine Liebe ab! Nimmt er es so leicht mit dem Eide, dann liegt zwischen ihm und allen, die da glauben, daß ein gegebenes Wort hienieden noch gelte und daß das dem höchsten Wesen gegebene Wort vor allem zu gelten habe, eine Welt; dann ist er für das gemeine Verständniß zu gewaltig oder zu erbärmlich. Kurzum: dieser Bernhard wird uns entrückt und räthselhaft, und wir haben fast ein Gefühl des Bedauerns darüber, daß wir uns einige Zeit in Wohlgesinnung zu ihm hingezogen gefühlt haben. Er will also wohl nur zur Macht gelangen, und dazu ist ihm ein jedes, auch das verwerflichste Mittel recht? Er liebt Judith nicht?

Mit diesem Gefühle sehen wir den Vorgängen entgegen, die sich nun während des dritten Aufzuges entrollen sollen. Wir erblicken einen Saal, der im Hintergrunde den Blick auf den mondbeschienenen Garten gewährt, und in diesem Gemache ein durch Vorhänge schließbares Ruhebett, auf welchem der junge König Karl friedlich schlummert, während seine Mutter, Judith, an seinem Lager wacht. Ihre ersten Worte befremden uns noch mehr. Während Bernhard durch seine Handlungen unserm Herzen sich abgewandt hat, scheint er das der Judith nunmehr schon ganz erobert zu haben. Wir haben bis jetzt Judith und Bernhard nur einmal im Zwiegespräch belauschen können: bei ihrer ersten Begegnung. Wir haben gesehen und gehört, wie Judith den kühnen Grafen hier zum ersten Mal erblickt. Die stürmische Liebeserklärung hat sie förmlich betäubt, und sie ist fast Willens gewesen, den Frevler, der ihr, der Kaiserin, so unehrerbietig zu nahen sich unterstanden hat, dem Zorn ihres beleidigten Gemahls zu opfern; aber sie ist eben doch ein Weib, das, wenn es auch noch so unwillig über die Zudringlichkeiten eines Liebhabers sein will, es im Grunde des Herzens doch ganz gern hört, daß es leidenschaftlich geliebt wird. Und dann bestimmt sie, wie schon gesagt, die Liebe für ihren Sohn dazu, sich mit Bernhard zu vereinigen. Aber der Weg, der zwischen diesem politischen Bündnisse und einem strafbaren Liebesbunde liegt, ist doch sehr groß, und dieser wird von Judith mit einem einzigen Satze zurückgelegt. Sobald Karl durch Bernhard die von ihr heißbegehrte Krone empfangen hat, entflammt sie in unerwarteter Leidenschaft für den kühnen Grafen:

„Bernhard — — sprich leise diesen Namen, Herz;
Daß er nicht töne in den Traum des Sohnes!
Ihr wilden Ströme, die in diesem Busen
Aufbrandend steigen, wo ist Euer Ziel?“

Diese ehebrecherische Liebe aus politischer Befriedigung — wir verstehen sie nicht. Aber wir sollen noch mehr befremdet werden. Hier in dieses Zimmer, in dem die Mutter am Ruhebette ihres schlafenden Kindes gegen ihre sündhaften Gedanken vergeblich ankämpft, tritt Bernhard. Nun wird es für uns ganz klar, daß es zwischen den Beiden schon ziemlich weit gekommen ist: sie duzen sich bereits, und Bernhard spricht nun mit verstärkter Leidenschaftlichkeit von seiner Liebe für Judith. Wunderbar, daß sich das Paar gerade das Zimmer aussucht, in dem der erwachsene Sohn schläft! Wenn Bernhards feuriger Redefluß plötzlich gedämmt wird durch die nüchterne Bemerkung Judiths: „Leise, wecke nicht den Schläfer auf!“ — so hilft mir nur die Komik über das Gefühl des Widerwillens, der in mir aufzusteigen droht, hinweg. Uebrigens hat diese Scene, die reich ist an poetischen Wendungen, den großen Vortheil, den Charakter Bernhards nunmehr deutlicher zu zeichnen. Wir lernen ihn kennen als einen unerschrockenen, zu jeder That bereiten Mann, der nur durch eine Gewalt getrieben wird: durch den Ehrgeiz. Das Wort „schneidig“, das in neuester Zeit so viel gebraucht wird, scheint für ihn eigens erfunden zu sein. Alles, was für andere Menschenkinder Sitte und Pflicht bedeutet, ist in seinen Augen nichtig und inhaltsleer, und der „furchtbare Mann“, wie ihn Judith nennt, hat den vollen Muth seiner Meinung. Die erste Satzung seines sittlichen Katechismus ist die:

„Pflicht ist ein Wort, das Menschen sich erfanden;
Natur war längst geboren vor der Pflicht.“

Diese Verneinung des kategorischen Imperativs der Pflicht findet in Bernhards Munde in demselben Auftritte noch einen andern und einen noch energischeren Ausdruck. Im Gegensatze zu dem großen Verkünder der sittlichsten Weltweisheit, daß der Mensch lebt, nicht um glücklich zu sein, sondern um seine Pflicht zu thun, sagt Bernhard:

„Glück sinne ich, das Deiner werth und meiner!
Wir leben einmal nur auf dieser Erde:
Nur einmal einen Willen sich und Kräfte,
Und sagen uns: gebrauche, wir sind da.
Ein Stümper, wer aus diesem Leben geht,
Das halb er kostete, die andre Hälfte
Zur Beute lassend schwachgesinnten Thoren.“

Ganz in demselben Sinne erklärt er das Unrecht lediglich für „ein Wort, dem Jeder Inhalt giebt, soviel er will“. Und ganz auf derselben Höhe dieser sittlichen Anschauung stehen Bernhards Auffassungen von Schuld und Gewissen:

„Dies Wort Schuld
Ist nur der Seufzer der Ertrinkenden,
Die in dem Lebensocean der Kräfte
Zu schwach zu schwimmen. — Du sei meine Göttin,
Die Du den Abgrund zwischen Recht und Unrecht
Im Löwensprunge überwältigst, That! . . “
„Gewissen ist ein Seelenzeitvertreib
Für müß'ge Stunden. Fort mit dem Gewissen,
So lange Thaten zu vollbringen sind.“

Nun darf es uns nicht mehr verwundern, daß ein Mann, der die Verleugnung aller sittlichen Grundsätze zum Grundsatze seines Daseins gemacht hat, ohne seelische Anstrengung Dinge vollbringt, die einen jeden nach gemeiner Schätzung halbwegs anständigen Menschen mit Schauder erfüllen müssen. Der ruchlose, noch durch eine freche und erlogene Feierlichkeit verstärkte Meineid erscheint uns nun gar nicht mehr so ungeheuerlich wie in dem Augenblicke, da wir durch diesen Frevel überrascht werden, und wie er uns eigentlich immer erscheinen sollte. Die matte und nicht sehr tiefgreifende Erklärung, die Bernhard selbst Judith darüber gibt:

„Man fürchtet nur den Gott, an den man glaubt",

dünkt uns jetzt beinahe ausreichend; denn wir haben uns ja von diesem Bernhard noch ganz anderer Dinge zu versehen! Bernhard sinnt ganz ernsthaft darauf, den alten Kaiser Ludwig, der störend zwischen ihm und Judith steht, „das grauhaarige Hinderniß", wie er ihn wenig respectvoll nennt, aus dem Wege zu räumen. Und was er plant, verbirgt er nicht etwa; er deutet es sogar Judith in nicht mißzuverstehender Weise an. Judith fährt bei dieser Mittheilung, um dem allgemein gefühlten Bedürfnisse ihrer Weiblichkeit zu entsprechen, freilich einigermaßen schaudernd zusammen, aber sie ist dem „furchtbaren Manne" darum eigentlich nicht so recht böse, und sie gibt sogar zu, daß der Vereinigung der beiden edlen Seelen nichts mehr im Wege stehen würde, wenn eben jenes „grauhaarige Hinderniß" beseitigt würde.

„Wenn jenes Eine fehlte, was uns scheidet,
Weib meines Lebens — wärst Du mein?"

sagt Bernhard, und Judith flüstert holdselig:

„Ich glaube".

Und dieses kosende Zwiegespräch erfolgt in demselben Raum, wo der erwachsene Junge noch immer schläft! Der Verführer sinnt auf Ermordung des Gatten, die Gattin entzieht sich nicht der Auffassung, daß dadurch ein Zustand geschaffen würde, der ungleich bequemer wäre als der jetzige, und der Sohn schläft dazu! Das ist thatsächlich die Situation, wie sie Wildenbruch zu schaffen gewagt hat. Es gehört dazu eine Keckheit und Naivetät, wie sie nur dem kindlichen Sinne des wahren Dichters zu eigen sind. Und daß diese Situation nicht erbarmungslos niedergepfiffen wird, sondern thatsächlich einen tiefen Eindruck macht, scheint mir beredter denn alles Andere für Wildenbruchs ernsthaftes Talent zu sprechen.

Karl schläft. Da die Scene zwischen den Beiden etwas lebhaft zu werden anfängt, ist die Gefahr vorhanden, daß er aufgeweckt wird, und Bernhard räth also seiner Geliebten an, lieber in den Garten zu gehen und da auf ihn zu warten. Judith geht. Unsre Gedanken begleiten sie auf den mondbeschienenen Pfaden des Parkes, und wir fragen uns: was mag jetzt in dieser Frau vorgehen? Sie steht im Begriff, den Ehebruch, der noch nicht consumirt zu sein scheint, jetzt perfect zu machen. Sie weiß, der Verführer, — derselbe Mann, der kaltblütig die Ermordung ihres Gatten plant, und bei dem der

Sprung vom Plane bis zur That bald geschehen ist, — weckt jetzt ihren Sohn und hält ihm eine Vorlesung über die Pflichten des Herrschers. Den Mörder des Gatten, den Pädagogen des Sohnes liebt sie, sie ist bereit, sich ihm hinzugeben und muß nun im Mondenschein warten, bis er kommt. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche; aber mir will es scheinen, als ob durch dieses Warten das ganze Verhältniß zwischen Bernhard und Judith unerträglich prosaisch würde und deshalb tief verletzen müsse. Selbst im poetischen Mondscheine bleibt das Häßliche häßlich! Wildenbruchs guter Genius hat es indessen vermocht, daß wir auch darüber während der Vorstellung hinwegkommen, denn die Scene zwischen Bernhard und Karl ist so vorzüglich, so wahrhaft dichterisch, daß wir im Theater einstweilen die einsam im Mondeslichte wandelnde Judith, die mit fliegenden Pulsen Bernhard erwartet, vergessen können. Bernhard stachelt also den jungen König zur Thatkraft auf, und es gelingt ihm, den halb erwachsenen Knaben zu einem Manne zu kräftigen.

Nun, da Bernhard den Jüngling genügend gestählt hat, um ihn als Werkzeng seiner Pläne zu gebrauchen, ist die Ermordung des Vaters, Ludwig, für ihn eine beschlossene Thatsache. Er macht sich das nach seiner Philosophie ganz mundgerecht. Er preist den frischen, fröhlichen Meuchelmord mit hohen Worten, mit jener hellen Begeisterung, die nur das Gefühl, das Gute und Wahre zu thun, verleiht:

„Ja, Tod sei mein Genoß; Du Bluterfrischer
In dieses Lebens schalem Einerlei,
Tragöde du im Possenspiel der Welt!
Ludwig, Du mußt hinweg, Du bist zuviel —"

Bernhard, der den Mord als „Bluterfrischer in dieses Lebens schalem Einerlei" verherrlicht — es ist der Mord, nicht der Tod — steht ungefähr auf dem sittlichen Standpunkte jenes Vatermörders, der die Richter um mildernde Umstände bat, weil er eine Waise sei. Und nun soll das Blut auf der Stelle erfrischt werden. Dem Begleiter seiner maurischen Geliebten, Abdallah, der aus seiner märchenhaften Heimat todbringende, oder wie Bernhard sagen würde: bluterfrischende Kräuter mitgebracht hat, gibt er die Weisung, den Inbegriff der holden Schlummersäfte herzustellen und einen Trank zu brauen, der eilig trunken macht. Nachdem sich Bernhard Abdallahs Beistand gesichert hat, begibt er sich nun in den verhängnißvollen Garten. Was da geschieht, wird uns durch Hamatelliwa, die maurische Geliebte, die wir beinahe schon vergessen haben, offenbart. Sie sieht dort einen Mann:

„Und tief in dieses Mannes Arm geschmiegt
Haupt dicht an Haupt, und flüsternd bang und süß
Worte, wie man sie lernt an Bernhards Herzen —
Ein Weib . . . In langem dunklen Schleier,
Saß jenes Weib geschmiegt an Deine Brust . . ."

Sie will noch mehr sagen, aber Bernhard verschließt ihr energisch den Mund: er sticht sie nieder. Ehe es zu einer Auseinandersetzung zwischen

Bernhard und den maurischen Gesandten kommen kann, greift die Geschichte in das Drama wieder ein. Lothar, Pipin und Ludwig künden ihrem kaiserlichen Vater Fehde und laden ihn zur blutigen Entscheidung auf's „rothe Feld" bei Colmar.

Da finden wir zu Beginn des vierten und letzten Aufzuges den todtkranken Kaiser und die Seinigen. Abdallahs Säfte beginnen ihr bluterfrischendes Werk zu thun. Eine schöne und ergreifende Scene spielt sich zwischen Ludwig, Judith und Karl ab. Wildenbruch ist vor der Kühnheit nicht zurückgeschreckt, den Sohn gewissermaßen als Untersuchungsrichter der des Ehebruchs verdächtigen Mutter gegenüberzustellen. Die Situation selbst ist wiederum sehr peinlich, und wäre sie weniger beherzt angefaßt, so würde sie wie eine Rohheit wirken. Aber hier hat Wildenbruch vollkommen die Schwierigkeit seiner Aufgabe bewältigt. In dieser Scene ist etwas Einfaches und Großartiges, das tief ergreifend wirkt.

Ganz den theatralischen Geboten gehorchend hat Wildenbruch nun in schneller, fast betäubend schneller Folge zum Schluß des Dramas die Ereignisse aneinandergedrängt. Durch Walas Einwirkung werden die rebellischen Söhne vom Pfade der Unnatur abgedrängt und zur Versöhnung mit ihrem Vater geleitet. Friedfertig erscheinen sie an dem kaiserlichen Hoflager — zu spät, die letzte Stunde des unglücklichen Vaters soll nicht mehr verklärt werden durch die Freude, mit seinen Kindern sich auszugleichen. Als Wala ihm das Wort der Versöhnung verkünden will, hat sein Herz den letzten Schlag schon gethan.

Bernhard glaubt am Ziele zu sein, da tritt Abdallah als furchtbarer Ankläger gegen ihn auf. Er offenbart das Geheimniß von Ludwigs Tode, und nun soll Judith das Urtheil über Bernhard sprechen, das da lautet: Tod durch das Schwert. Sie bringt das Wort nicht über die Lippen, die Stimme versagt ihr, und sie bricht ohnmächtig zusammen. Bernhard kniet neben ihr nieder; Karl, der den geheimnißvollen Bund zwischen seiner Mutter und Bernhard kennt, will ihn zurückstoßen, und da sagt Bernhard die unbegreiflichen Worte:

„Aus meinem Wege, Du! Verderben Jedem,
Der mir mein Recht an diesem Weibe nimmt!
Mein war sie, eh' sie Eures Vaters war,
Mein ist sie heute, und mein soll sie bleiben!"

Was diese überflüssige Lüge, diese entbehrliche Verdächtigung der Geliebten in dieser Stunde, die, wie Bernhard sehr wohl weiß, eine der letzten seines Lebens sein muß, eigentlich bedeuten soll, ist mir vollkommen unverständlich geblieben. Die Karolinger dringen nun mit gezückten Schwertern auf Bernhard ein und strecken ihn nieder.

„Zerrissen von der Karolinger Meute," endet der ehrgeizige Mann, das Opfer seiner eigenen unseligen und verhängnißvollen Weltanschauung. Er stirbt wie Talbot mit Worten der Selbstverherrlichung und bleibt sich also auch im Tode getreu; denn daß er keine geringe Schätzung seines

eigenen Werthes hat, beweisen viele seiner etwas gar zu prahlerischen Aussprüche.

Aber wenn dieser Bernhard auch den Mund oft etwas zu voll nimmt, und wenn er auch von alledem, was unsere Gesellschaft in ihrem Innersten zusammenhält, die verderblichsten Auffassungen hegt, — Gesinnungen, deren Verwirklichung den menschlichen Zusammenhang sprengen, die Möglichkeit eines jeden Fortschritts ausschließen, die Cultur vernichten und einen Zustand der wilden Barbarei, in dem der eigene Vortheil um jeden Preis als das höchste Gebot gilt, herbeiführen müßte, — so läßt sich doch nicht leugnen, daß er so, wie ihn Wildenbruch gestaltet hat, ein ganzer Mann ist, mit springenden Muskeln und kräftigen Gliedern. Ich stehe gar nicht an, diesem Bernhard unter den dramatischen Gebilden der neueren Zeit eine der hervorragendsten Stellen anzuweisen.

Aus den zahlreichen eingestreuten Citaten hat man schon ersehen, daß Wildenbruch in schöner, gehobener und bilderreicher Sprache zu uns redet, und dieser Reichthum an Bildern ist solide; es sind nicht Schwindelpapiere von fabelhaftem Nennwerth, es ist Edelmetall in scharfer und guter Prägung. Offenbar hat sich Wildenbruch an seinem großen Landsmann, Heinrich von Kleist, gebildet. Den Einfluß unsres gewaltigen preußischen Dramatikers auf den aufstrebenden Jüngeren kann man ohne Mühe in zahlreichen Stellen wahrnehmen. Als Bernhard, bevor er sich zu einer entscheidenden That entschließt, seine Hand betrachtet, sagt er z. B.:

„Betracht' ich's recht, so gleicht die Hand des Menschen,
Wenn sie die Finger ausreckt, einer Spinne —
Ein Griff — sie hält — und läßt nicht wieder los."

Wenn Hamatelliwa zu Bernhard sagt:

„Deine Lippen,
Die heute wie zersprung'ne Glocken tönen;"

oder wenn Bernhard von sich sagt:

„Nun könnt' ich wie ein König der Egypter
Anbetend knie'n vor meinem Genius,"

so ist da das Kleistische Vorbild kaum zu verkennen.

Bei der Wiedergabe der Handlung habe ich schon darauf hingewiesen, wie zwischen dem, was die Wildenbruch'schen Gestalten sagen, und dem, was sie thun, oft ein starker Widerspruch besteht. Sie sprechen durchweg wie kluge Leute und handeln oft recht thöricht.

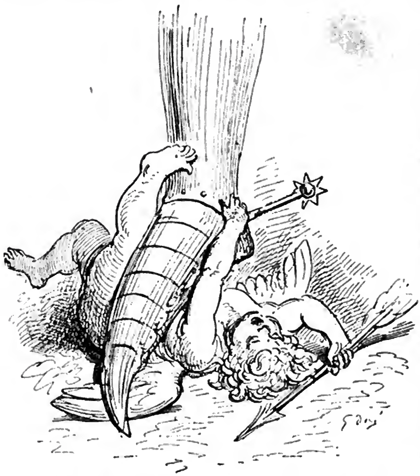
Unbegreiflich bleibt es, daß eine Botschaft von äußerster Wichtigkeit zwei nicht einmal zum Geheimniß verpflichteten Mauren überantwortet wird; unbegreiflich, daß Bernhard mit göttlicher Vertrauensseligkeit das Geheimniß seiner Blutschuld mit Abdallah theilt, einem Manne, dessen Zuverlässigkeit durch nichts erprobt ist. Ich könnte die Liste der Unwahrscheinlichkeiten und Unmöglichkeiten noch viel länger machen, aber gerade die vollkommene Unbefangenheit, das, ich möchte sagen: kindliche Wesen des Dichters hat ihn vor der Gefahr, die solche Fehler und Verstöße sonst wohl für den Verfasser

eines Trauerspiels mit sich bringen, bewahrt; und gerade das glaube ich als ein vollgültiges Zeugniß für die Befähigung Wildenbruchs hinstellen zu dürfen. Goethe spricht einmal von der nachtwandlerischen Sicherheit des echten Dichters, wie dieser gefahrlos auf gebrechlichen Stegen über schwindelnde Abgründe dahinschreitet, wo die wache Mittelmäßigkeit erbarmungslos herunterplumpsen würde. In dieser traumhaften Nichtachtung der Gefahr hat auch unser junger Dichter arglos Dinge gewagt, die ihn empfindlich geschädigt haben würden, wenn er wacher und mittelmäßiger gewesen wäre.

Illustrirte Bibliographie.

„Nur Eins werde ich Ihnen nicht vergeben: daß Sie den Tasso höher stellen als Ariost." —

Man kann sich denken, daß diese Worte unter der heiteren Tafelrunde zu Ferney wie eine Gotteslästerung gewirkt haben mögen. Man sieht den greisen Voltaire die ambrosische Perücke schütteln, unwillig über diesen Widerspruch an seinem eigenen Tische: „Wie meinen Sie das, Werthester?" Und der bronzefarbige Riese mit den Flammenaugen und dem nimmermüden Munde beginnt seine Vertheidigung, springt schließlich auf und hebt an, einen Canto aus dem Werke, das er ganz auswendig weiß, zu recitiren. Da ihm nach einem halben hundert Strophen die Stimme in Schluchzen erstickt, eilt der große Kritiker, gerührt und feierlich, ihn zu umarmen, während die würdige, dicke Nichte Denis in Thränen ganz zerfließt.



Aus „Ariosts Rasender Roland". Illustrirt von G. Doré.

Es erscheint nicht mehr als natürlich, daß für Voltaire, den letzten Stern des untergehenden Classicismus das überphantastische Epos Ariostos unbehaglich, ja im Grunde beinahe unverständlich war. Er war viel zu sehr der menschgewordene Geist seines Jahrhunderts, als daß er diese seltsame Mischung von Romanticismus und Humanismus unbefangen hätte beurtheilen können. Dazu mußte man damals selbst Märchen erlebt haben,

gleich dem Helden und Schilderer jener Scenen, dem originellsten aller Abenteurer jener Zeit, der Spieler, Kabbalist und Projectenmacher und nichts destoweniger einer der Hochgebildeten war.

Es mußte erst ein anderes Geschlecht heraufkommen, um dieses, damals vereinzelte



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

Urtheil wieder zu Ansehen zu bringen. Den Romantikern freilich konnte Niemand lieber sein als der alte Schelm Ariost, der nicht nur ein so gar prächtiger Fabulirer war, sondern dabei mit der feinen Ironie, die er seiner Erzählung so innig eingemischt hat, die herrlichste Bestätigung ihrer Theorien bildete.

Dieser Zug macht allerdings Ariostos Dichterphysiognomie zu einer der eigenthümlichsten — diese völlige Freiheit, ja Ueberlegenheit gegenüber den eigenen Schöpfungen.

Da hat man nirgends den Eindruck, als ob Gestalten oder Ereignisse zwingend und ununterdrückbar aus brodelndem Chaos heraufquöllen: sondern man möchte meinen,



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

daß hier Willkür und Behagen entschieden. Und dabei fühlt man sich niemals davon verletzt, sondern ist gewiß, einem Führer von anmuthigem, harmonisch freundlichem



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

Geiste zu folgen, der immer das Schöne sucht und zu finden weiß, wenn er seine wirren Abwege einschlägt.

Dieser Rasende Roland, das Gedicht, das Ariostos Namen auf die späteste Nachwelt bringen wird, ist in der That in seiner Art das merkwürdigste Epos, das die Literaturgeschichte kennt. Die fruchtbare Phantasie und das liebenswürdige Darstellungstalent des Verfassers haben aus dem uralten Stoffe, dessen Grundzüge noch heute unsere Jugend aus den Volksbüchern kennen lernt, die reizendsten Episoden und Schilderungen herausgesponnen, so daß man sich, wenn man nach langen Jahren zum ersten Male wieder den alten Band aufschlägt, unwiderstehlich gefesselt sieht, auf welche Stelle man auch stoßen möge. Da ist nichts breit, nichts überspannt. Alles ist Ebenmaß und Einfachheit. Und wie herrlich treten diese beiden Eigenschaften bei den Hauptmomenten der Dichtung hervor! Der mächtigen Wirkung des hier herrschenden Gefühles entzieht sich Keiner. —

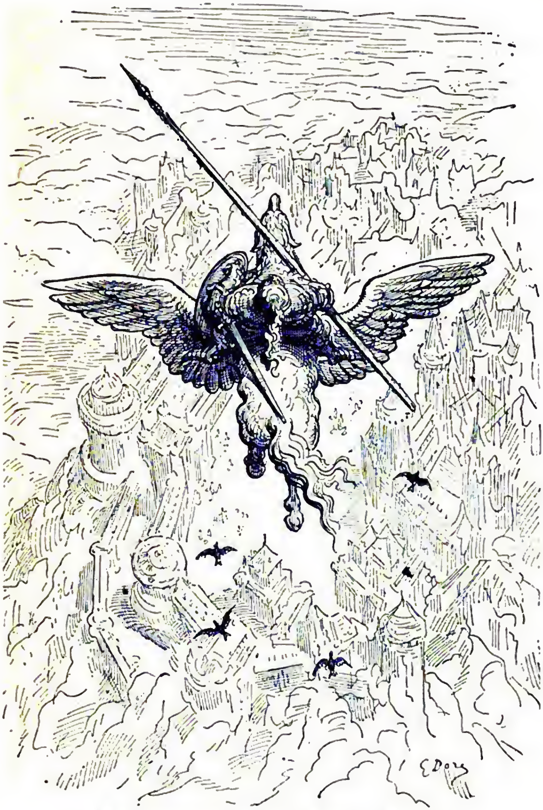
Schon seit beinahe einem Jahrzehnte besaßen wir in dem von H. Kurz nachgelassenen Werke eine jener verhältnißmäßig vollkommenen Uebersetzungen, deren Reichthum eine der kostbarsten Zierden unserer Literatur bildet. Die italienische Stanze freilich ist vielleicht das widerspenstigste Metrum, dem ein Uebersetzer nur begegnen kann: Es ist ein ganz unsagbares Kunststück, ihre volltönigen, rollenden Reime unserer tonlos ausklingenden Sprache abzuzwingen. Und vollends einen Dichter nachzubilden, der wie Ariost Sprache und Reim so schnellfingerig handhabt, ist ein Unternehmen, dessen Schwierigkeiten kaum zu übersehen sind, dessen Bewältigung an sich schon beinahe eine Lebensaufgabe bildet. Hat man es doch an anderen Uebersetzungen, die keineswegs so unendlich viel mühsamer gewesen, beobachtet, wie ihr Schöpfer von Jahr zu Jahr daran nachbesserte. So war es denn nicht zu verwundern, wenn der Rasende Roland von H. Kurz hier und da Unvollkommenheiten zeigte, die man mit Rücksicht auf das allzufrühe Ende des Dichters und in der Vermuthung, daß es ihm vielleicht überhaupt nicht mehr möglich gewesen sein möge, die letzten Striche an seiner Arbeit zu thun, mit einer wehmüthigen Ehrfurcht betrachtete.

So hätte es allezeit bleiben können, bis einmal ein anderer Dichter die Aufgabe einer Ariost-Uebersetzung ganz von Neuem zu lösen versucht hätte, wären nicht vor etwa Jahresfrist Dorés Zeichnungen zum Rasenden Roland erschienen. Natürlich wurde sogleich (von S. Schottlaender in Breslau) das Recht, eine deutsche Ausgabe davon zu veranstalten, erworben. Man hätte es jedenfalls auch erworben, wenn man keine gute Verdeutschung des Gedichtes besessen hätte; denn, wie u. A. die Contes de Perrault beweisen, es kann kein Werk jenes genialen Illustrators mehr herauskommen, ohne daß es sofort eine internationale, vor Allem vielsprachige Verbreitung gewönne. Hier hatte man nun aber die Uebersetzung von Kurz, und mit Recht wollte man von ihr nicht abgehen.

Aber man wollte und konnte sie auch nicht so gebrauchen, wie sie vorlag. Jene kleinen Unebenheiten hätten noch hingehen mögen, aber das Unglück war, daß Ariosto für Renaissance-Menschen dichtete, die lange nicht so eine dünne Haut hatten, wie unsere Generation. In seinem Epos, das seine Zeitgenossen ohne Anstoß gelesen, welches damals das Entzücken von Jung und Alt, von Greisen und Jungfrauen gebildet hatte, kamen Stellen vor, worüber heutzutage eine Jagdgesellschaft erröthen würde. Und diese hatte Kurz natürlich mit übertragen — selbstverständlicher Weise: denn wer den Ariosto zur Hand nimmt, der weiß meistens wenigstens ungefähr, was er darin finden wird: und Gemüthern, denen solch' eine Lectüre schaden könnte, kann man so ein Buch leicht entziehen.

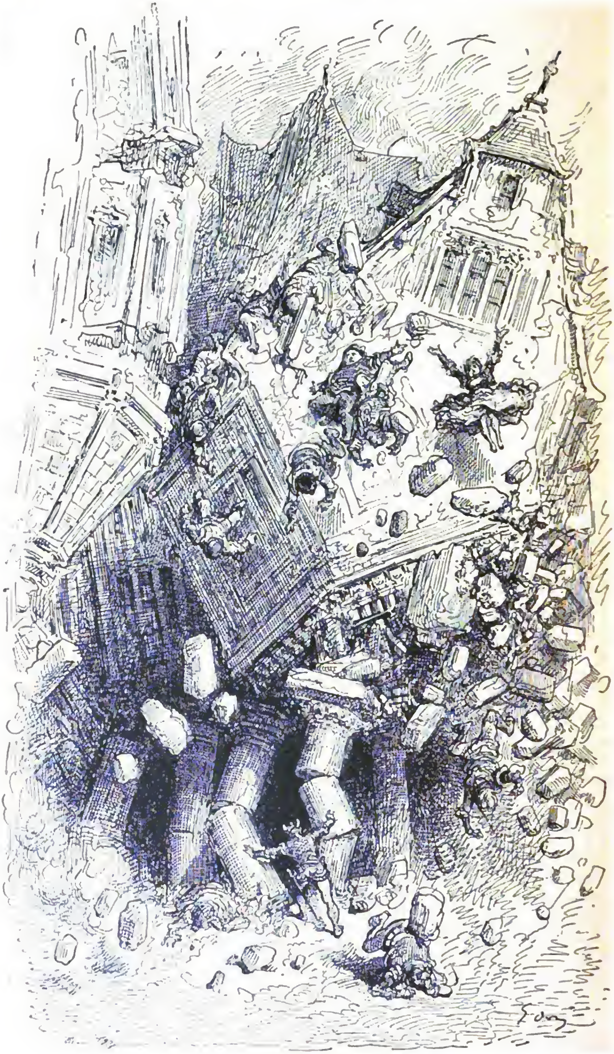
Eine Prachtausgabe aber in Großquart, die schließt man nicht in den Giftschrank: sie soll ein Familienbuch, gleichmäßig allen Mitgliedern eine Freude sein. Das war eine arge Verlegenheit: denn man konnte die fatalen Stellen doch nicht so einfach ausschneiden, und eine Bearbeitung, welche dieselben sorgsam wegglättete, so daß an dem

Uebergange keine Verletzung sichtbar wurde, war auch keineswegs eine leichte Sache. Der Mann, an den man sich um Abhülfe wandte, war nun allerdings ein Berufener,



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

ja der einzig Berufene, den man unter deutschen Dichtern wählen konnte. Es war Paul Heyse. Für die ihm gewordene Aufgabe vereinigte er die passendsten Eigenschaften: er war einer der ersten Kenner italienischer Literatur, er hatte eine große Zahl ihrer Dichtungen übertragen, und wie er sich darin als ein seltener Meister des



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

Verses und der Sprache gezeigt hatte, so auch in allen seinen Werken. Er war der berathende Freund des verstorbenen Uebersetzers gewesen, und vor Allem, er war die geschmackvolle Natur, die den Sinn des eigenen Volkes genug kannte, um zu wissen, was ihm zu bieten, und was ihm zu entziehen war — und zugleich der feingebildete Dichter, der dafür sorgen konnte, daß Ariosto dabei nicht zu kurz kam und daß die nöthigen Verkürzungen sein Werk nicht entstellten.

Man kann sich von der Arbeit und Liebe, die Heyse auf diese Aufgabe gewendet hat, gar keine genügend hohe Vorstellung machen. Freilich die Größe seiner eigentlich umdichtenden Thätigkeit dabei, im Ausscheiden und im Zusammenschweißen der so zerrissenen Enden, kann man leicht übersehen. Sie ist schon an sich achtungswerth genug; um aber die zweite Hälfte seiner Wirksamkeit recht zu erkennen, muß man das Buch



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

von Kurz und das seine nebeneinander halten. Dann sieht man erst, wie viel Heyse doch nachzubessern gefunden, und wie schonend er nachgebessert hat, was seine Mühe natürlich nicht gerade erleichterte.

Jedenfalls besitzen wir gegenwärtig den Rasenden Roland in einer Form, wie sie zur Zeit vollkommener nicht denkbar ist. Und in einer äußern Gestalt, von deren Pracht sich der alte Ariosto, so schön auch alle seine Dichterträume gewesen sind, schwerlich eine Vorstellung würde machen können. Von dem rein Mechanischen der Ausstattung dieses Werkes (das soeben vollständig geworden ist) — von der Schwere des Papieres, von dem beinahe monumentalen Druck und von dem Reichthum an Illustrationen sei hier nicht die Rede: wir haben solche Eigenschaften an diesem Orte schon oft genug gerühmt, und beschränken uns darauf, zu sagen, daß das Schottlaender'sche Prachtwerk sich dem Schönsten, was wir in dieser Gattung besitzen, würdig an die Seite stellt. Auch von der wunderbaren Technik der Holzschnitte brauchen wir wohl nicht erst groß Rühmens zu machen: Dorés Werke sind in Jedermanns Händen, und

der Holzschnitt ist in jedem einzelnen von ihnen gleich vollkommen. Es sei hier blos eine Thatsache erwähnt, die der deutschen Kunst zu besonderer Ehre gereicht. Bekanntlich werden die Doréschen Zeichnungen in französischen Ateliers geschnitten; und das ist nicht zu verwundern, denn man versteht sich in Frankreich ganz ausgezeichnet darauf, und Doré findet die Künstler, die auf seine Manier schon vorbereitet sind, und die außerdem eine nationale Verwandtschaft mit seiner Art zu sehen haben. Bei diesem Werke indessen ist Doré von der Regel abgegangen und hat auch ein deutsches Atelier beschäftigt. Wenn wir das von A. Closs in Stuttgart als das bevorzugte nennen, so wird man das nach dem vielen Lobenswerthen, was wir schon über dasselbe berichtet haben, begreiflich finden. — Man ist nicht mehr erstaunt, wenn das Ausland unser Kunsthandwerk anerkennt und benutzt, aber man wird dadurch doch sehr schmeichlerisch berührt und erwähnt es gerne.

Was nun Doré's Illustrationen selbst anlangt, so ist es schwer zu ihrem Lobe etwas zu sagen. Nicht als ob man sich über diesen Künstler nun ausgelobt hätte, obschon das bei dem rastlosen Manne, der Jahr für Jahr seine Neuigkeiten bringt, natürlich wäre. Aber es ist doch schwer auseinander zu setzen, weshalb nun unter den Doréschen Illustrationen gerade diese etwas so besonderes, bisher kaum von dem Urheber Erreichtes bedeuten. Heyse hat ganz Recht, wenn er behauptet, daß Doré hier auf ein ihm geistesverwandtes Werk gestoßen sei: jedenfalls bietet er in keinem ein so völlig ungeschwächtes Bild seiner ursprünglichen Anlage.

Vergleicht man seinen Ariosto mit dem ersten Werke, das ihn zu einem berühmten Manne gemacht, mit Balzacs Contes drôlatiques, so gewahrt man eine ganz merkwürdige Uebereinstimmung. Man sieht, daß Doré sich seitdem außergewöhnlich vervollkommnet hat (wie gleichzeitig auch der Holzschnitt), aber man sieht ebenso deutlich, daß hier das alte Feuer noch ungedämpft lodert. Auch zu Balzacs Werken mußte er sich mächtig hingezogen fühlen. Da war das, was er brauchte, überquellende Lebenskraft und Lebensfreude, übermüthiger Geist in Fülle und die fabelhaftesten Geschichten, die man sich nur wünschen konnte. Seine Illustrationen dazu waren geradezu meisterhaft. Er war der Mann dazu, diese rabelaisischen Naturen zu zeichnen (ist doch sein riesiger, spanisch ausgestopfter König Franz inmitten seiner Frauen ein unübertrefflicher Typus, den man nie vergißt!) und ihre Abenteuer glaubwürdig zu machen. Man findet hier schon das, was ihn charakterisirt: den frischen Humor, die ausgezeichnete Geschicklichkeit in der Vertheilung erregter Massen und die glaubensstarke und darum überzeugende Darstellung der unmöglichsten Vorgänge. Doré ist der Zeichner des Märchens: Das Phantastische, was bei jedem Andern todt und unwahrscheinlich bleibt — unter seinem Stifte wird es lebendig.

Man wirft ihm vor, er hasche nach Effect. Das liegt nahe, denn er hat es allmählich zu einer solchen Virtuosität gebracht, daß seine Zeichnungen selbst unbeabsichtigt bisweilen diesen Eindruck machen mögen. Und außerdem — das braucht ja nicht verschwiegen zu bleiben — hat er sich manchmal an Aufgaben gewagt, die von Natur unmalerisch sind, und deren Lösung daher eine rein äußerliche bleiben muß. Aber tiefer noch als das liegt wohl in Doré's Wesen der Grund, daß er eben eine ganz außergewöhnliche, barocke Einbildungskraft hat, die, überreich, das Gewöhnliche verachtet und sich nur im Ungewöhnlichen zu Hause fühlt.

Und gerade deshalb ist er so außerordentlich zur Illustrirung Ariosto's befähigt gewesen. Hier fand er die nachtenden Waldgründe zwischen riesigen Eichen, wie sie kein Menschenauge gesehen — die hervorspringenden Wurzeln allein so stark wie ein Mannesleib. Hier fand er Seefahrt und Sturm, Aufzüge und Schlachten, Fabelthiere und Zaubereien, Felslandschaften und üppige Bauten, Mord und Liebe — und durch das Ganze ging das süße Liebesmärchen, spielten Eroten und Feen. —

Wie er diesen Märchentraum festgebannt hat, das muß man sehen, das ist nicht zu schildern. Es ist ein nie ermüdender Genuß, in diesen Zeichnungen zu blättern und hier und

da eine von Ariostos Strophen dazu zu lesen. Auf das Gefälligste paßt Doré sich jeder Stimmung an; und wie reich und verschiedenartig sein Ausdrucksvermögen ist, das sieht man hier auf jedem Blatte. Bald schlägt man ein großes Bild auf von mächtiger, decorativer Wirkung, bald trifft man auf eine kleine Skizze, vielleicht nur



Aus „Ariosts Rasender Roland." Illustrirt von G. Doré.

eine einzelne Figur, die frei und flott, aber höchst charakteristisch ausgeführt ist, bald auf eine Kampfscene, worauf der Held mit einem Streiche Dutzende von Köpfen herunterhaut oder ein Haus einrennt, dessen mächtige Trümmer rings um ihn stürzen, bald auf stille, mondbeglänzte Nacht mit riesigen Leuchtschmetterlingen. Es ist ein Rausch der Phantastik.

Unsere Illustrationen geben einige auf das Gerathewohl ausgewählte Proben, die hoffentlich das hier Gesagte anschaulich und überzeugend ergänzen.

Es ist eben schon so viel von Doré die Rede gewesen, daß das zweite Werk, woraus wir eine Probe entnehmen, sich wohl auf das Natürlichste anschließt. Es ist



Aus „Miltons Verlorenem Paradies." Illustrirt von G. Doré.

Miltons Verlorenes Paradies mit den Doréschen Illustrationen, das die Verlagshandlung von J. G. Bach in Leipzig gerade jetzt in zweiter Auflage neu herausgiebt.

Auch hier bewegt Doré sich auf seinem Gebiete, worauf er sich wohl heimisch fühlen kann. Teufel und himmlische Heerschaaren im Kampfe mit einander, die furchtbaren Schrecken der Hölle und der üppige, schöpfungsfrische Reiz des Paradieses, das konnte er ganz unvergleichlich darstellen. So finden sich denn auch in dem Werke Blätter, bald von einem ganz großartigen Schwunge der Phantasie, bald von einer stillen Schönheit. Lucifers Sturz, die Versammlung in der Hölle, das sind Bilder, die sich unauslöschlich einprägen. Der mehr psychologische Theil der Aufgabe lag ihm freilich ferner: Die Geschichte Adams und Evas tritt dem Beschauer der betreffenden Zeichnungen ziemlich hinter dem Interesse an den prangenden Landschaften zurück. Für die schlichte Wirkung einer normalen Persönlichkeit fehlt ihm, der sich nun einmal den Maßstab der Götter und Teufel angewöhnt hat, der rechte Ausdruck.

Uebrigens kann man nicht anders als einer Prachtausgabe des Milton mit warmer Theilnahme gegenübertreten. Es ist das einzige Epos, das der Protestantismus seiner unkünstlerischen Religion abgerungen hat — denn wir wollen uns doch nicht verhehlen, daß der Messias bei allen seinen großen Schönheiten im Grunde völlig unpoetisch ist.

Das Verlorene Paradies aber ist ein nicht unwürdiges Seitenstück zu der Göttlichen Komödie, vielleicht das Werk eines nicht ganz so harmonisch, so künstlerisch angelegten Dichters, aber doch einer großartig schauenden Natur und eines Mannes, der gleich Dante auf den Höhen seiner Zeit wandelte. Und nun ist es eine traurige Wahrheit, daß Milton und Dante eben so wenig mehr gelesen werden wie Klopstock. Unsere Zeit hat eben gar kein Interesse mehr an Dichtungen auf christlicher Grundlage. Aber während Dante eine wirklich zähe Lectüre ist, wobei nicht nur der Wust kleinlicher Ghibellinenpolitik, sondern noch mehr der einer uns völlig fremd gewordenen mittelalterlichen Bildungsform es uns sehr schwer macht zur Freude an der eigentlichen Dichtung durchzudringen — steht uns doch Milton unvergleichlich viel näher (schon weil seine Dogmatik Katholiken wie Protestanten verwandter ist als die Dante'sche) und ist leichter zu genießen. Ja sogar seine Neigung zum Grotesken, zu einer Uebertreibung, die das Großartige auch noch auf den Kopf stellen zu müssen glaubt, läßt sich darüber leichter ertragen.

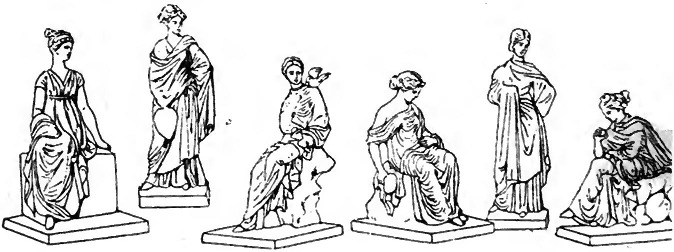
In der Hoffnung, daß die erste vergriffene Auflage seines Gedichtes in viele Häuser gedrungen sein möge, wo man sonst nichts von ihm wissen wollte, und daß die zweite dieses löbliche Geschäft fortsetzen werde, begrüßt man diese mit Freude. Man macht sich ja kein Hehl daraus, daß solche Illustrationen meist nur prunkend als Staubfänger herumliegen; aber wenn auch die Meisten, die eine Dichtung wirklich lesen wollen, wohl eher zu einer handlicheren Ausgabe greifen werden, so läßt sich doch annehmen, daß bisweilen jemand solch einen funkelnden Quartanten in einem müßigen Momente aufschlägt, durch irgend einen Vers gefesselt wird und weiter liest. Wünschen wir, daß das Buch jedes Mal an der schönsten Stelle aufklappe!

Als im Jahre 1872 in der Nähe Athens die tanagräischen Terracotten ausgegraben wurden, da erregte dieser Fund ein berechtigtes Aufsehen in der kleinen Gemeinde der Kunstfreunde — verdanken wir dieser Anregung doch eine sehr anmuthige Novelle! Sie übertrafen an Feinheit der Auffassung Alles, was man an ähnlichen Werken des Alterthums kannte. Da der Exemplare doch nicht unendlich viele, und die wohlerhaltenen nur den straffen Börsen zugänglich waren, so begann natürlich sofort ein wüstes Fälschen in den stillen Ateliers, an denen das heutige Athen so reich ist. Grobe Nachahmungen überschwemmten (selbstverständlich zu den unsinnigsten Preisen) den Markt: die guten, echten Stücke aber standen, nachdem der erste Lärm vorüber war, still in ihren Schränken, unbeachtet in den großen Museen von der Menge, die dahin fluthet, wo die Prunkstücke aufgestellt sind. Es ist auch richtig: solche Werke

wollen nicht in erdrückender Umgebung gesehen sein; man muß erst mit ihnen vertraut werden, sie ins eigene Leben ziehen können, um sie zu lieben.

Weßhalb bei solcher Sachlage beinahe ein Jahrzehnt vergehen mußte, ehe man daran ging, ehrlich Copieen davon anzufertigen und sie zu ehrlichen Preisen zu verkaufen — das läßt sich nicht sagen. Thatsache ist jedenfalls, daß es erst im Jahre 1881 dahin kam. Im Auftrage des Kunsthändlers Fritz Gurlitt in Berlin wurden zunächst sechs der besten Stücke aus dem hiesigen Museum von den Bildhauern Roße und Ast getreulich nachgeformt, um danach vervielfältigt zu werden. Den Copieen wurde genau jene matte Färbung der Originale gegeben, und man war so gewissenhaft darin, daß man sogar die leichten Spuren des langen Lagerns im schützenden Boden Atticas nicht anzubringen vergaß.

Nun befinden sich die Copieen im Handel, und zwar zu so mäßigen Preisen, das Stück zu 20—25 Mark) daß Jedermann, der sein Zimmer wohnlich zu machen liebt, sich diese Zierde verschaffen kann. — In der That wirken diese Figuren ganz eigenthümlich im Wohnraum. In der Ausführung ziemlich flüchtig, darf man sie sich nicht aus nächster Nähe durch die Augen ziehen wollen. Betrachtet man sie dagegen aus der Ferne, so übt der sanfte Fluß ihrer Linien und die Bescheidenheit ihrer Farben



einen seltsamen, stillen Reiz. Diese Figuren wirken nicht aufdringlich — häufig ist man sich gar nicht bewußt, daß der Blick auf ihnen ruht — ihr anmuthiges Bild scheint mit dem Ganzen der Umgebung zu verschwimmen — sie sind wie wohlerzogene Mädchen, von deren stillem Schalten im Hausstande man nur durch die gefällige Wirkung von Ordnung und Behaglichkeit etwas merkt.

Das Heim des wohlhabenden Mannes gestaltet sich heut zu Tage von Jahr zu Jahr nicht nur reicher, sondern auch schöner. Und dabei ist es ein charakteristischer Zug, daß man das Schreiende, ja blos Lebhafte nicht liebt. Stoffe in gebrochenen Farben, Geräthe in dunklem, stumpfem Holze, die Metalle meist gleich bescheiden in Glanz und Ton. In eine solche Umgebung passen die Tanagräerinnen ganz ausgezeichnet.

D. Christie Murray, a life's atonement. Copyright edition. 2 vols. 8. 635 S. Hamburg 1881, Grädener und Richter. à Bd. M. 1.50.

In dem Verfasser lernen wir einen sehr begabten Erzähler kennen, der in manchen Einzelnheiten an Dickens erinnert, ohne diesen großen Herzenskündiger nachahmen zu wollen. Wie dieser, verweilt er gern bei den unteren Schichten der menschlichen Gesellschaft, bei den Armen und Elenden. Er führt uns in die engen Nebenstraßen

Londons, in welchen sich — nur ein paar Schritte von den prächtigsten Palästen und Waarenmagazinen — Laster und Elend zusammendrängen. Indem er diese dunklen Winkel beleuchtet, zeigt er, welche Aufgaben der werkthätigen Menschenliebe hier noch vorbehalten sind, und welche Wege eingeschlagen werden müssen, um diesen socialen Uebelständen wirksam entgegenzutreten. Diese lehrhafte Tendenz hat unser Buch mit den Romanen von Dickens gemein, aber auch in der Art der Darstellung finden sich mannigfache verwandte Züge: der dramatisch bewegte Gang der Erzählung, das Geschick in der Herbeiführung tragischer und rührender Situationen und vor Allem die bunte Fülle fein individualisirter, Humor-getragener Charaktere. Das treue Kindermädchen, das in ihrer Armuth den verwaisten und verlassenen Knaben mit rührender Sorgfalt und Selbstverleugnung erzieht; ihr Liebhaber, der biedere, schweigsame Zimmermann; der vulgäre aber originelle und gutherzige Millionär und seine Sprößlinge, die Producte moderner Cultur: der begabte aber leichtsinnige Maler, der ein im halben Wahnsinn begangenes Verbrechen durch ein neues und entsagungsvolles Leben heroisch sühnt; der Wucherer und seine Opfer, die Lebemänner der guten Gesellschaft; der menschenfreundliche, aber aller Sentimentalität abholde Arzt; die unverbesserlichen Gewohnheitstrinker; der schönrednerische Heuchler und Fälscher; und eine Menge wirksamer Nebenfiguren — alle diese bewegen sich mit Natürlichkeit innerhalb des Raumes, in welchen der Dichter sie gebannt hat; und ihr Leben und ihre Schicksale erwecken in dem Leser Antheil.

Gotthold Ephraim Lessing. Sein Leben und seine Werke von Danzel und Guhrauer. 2. berichtigte und vermehrte Aufl. herausg. von W. von Maltzahn und R. Boxberger. 2 Bde. VIII u. 520 S. u. 699 S. Berlin, 1880 und 1881. Th. Hofmann. *M.* 15.—

Man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß die in gebildeten Kreisen vorhandene Kenntniß von Lessings Leben und Schriften der Hauptsache nach aus dem jetzt in acht Auflagen verbreiteten bekannten Werke Stahrs geschöpft worden ist (die Uebersetzungen der englischen Lessingbiographien von Sime und Zimmern haben diese Verbreitung nicht erlangt und wohl auch nicht verdient). Nachdem nun die ohne Zweifel beste Lessingbiographie, das klassische Werk von Danzel und Guhrauer, in neuer verbesserter Auflage vorliegt, dürfte es an der Zeit sein, unsere Leser und Leserinnen mit Nachdruck darauf zu verweisen. Längere Zeit hindurch war diese anerkannt gediegene Monographie im Buchhandel vollständig vergriffen, trotzdem sie von Lessingkennern als eine Perle der Lessingliteratur bezeichnet wird. Das Werk hat bei allen competenten Zeitgenossen, seiner Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit wegen, entsprungen aus Liebe und Bewunderung für den Heros desselben, mit Fug und Recht gebührende Anerkennung gefunden. Für das Studium und die Kenntniß Lessings ist das Buch nicht nur in Deutschland, sondern besonders auch im Auslande von Einfluß gewesen. Die Resultate seiner Forschungen wurden bei neuen Ausgaben der Lessing'schen Werke benutzt, es wurde von Stahr zu Rathe gezogen und dessen Buch wieder den oben genannten englischen Arbeiten zu Grunde gelegt.

Die Herausgeber der neuen Auflage sind bemüht gewesen, dieselbe auf dem heutigen Standpunkte der Lessing-Forschung zu halten, ohne im geringsten die Pietät gegen die hochverdienten Verfasser, deren Werk ihnen zugleich als Vermächtniß galt, aus den Augen zu setzen. Sie haben den Text mit größter Schonung behandelt auch da, wo nach ihrem Geschmack die Gründlichkeit bisweilen etwas zu gründlich und die philosophische Speculation allzu speculativ wird. Nur einige Stellen, wie z. B. über Shakespeare (B. I, 447 der ersten Ausgabe), sind fortgelassen, einige thatsächliche Berichtigungen haben Aufnahme gefunden. Die gegen das Werk geübte Pietät ist anzuerkennen; überdies dürfte es auch eine äußerst schwierige und zugleich undankbare Aufgabe sein, in dem eigenartigen Werke die für eine größere Verbreitung wünschens-

werthe Kürzung vorzunehmen. Die neuere Literatur über Lessing haben die Herausgeber möglichst vollständig verwerthet; am eingehendsten ist hier der „Nathan" berücksichtigt, doch wird man dem hier Gesagten nicht immer zustimmen. — Die neue Auflage zeigt eine Vermehrung durch Beilagen, die Recensionen Lessings aus der „Berliner privil. Zeitung vom Jahre 1749" und aus den „Critischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit, 1751," so wie Lessings Vorrede zu der von ihm gefertigten Uebersetzung von Voltaires kleineren historischen Schriften enthalten (vgl. Wagner, Lessing-Forschungen, Berlin 1881). Danzel und Guhrauer citiren Lessings Werke nach der Lachmann'schen Ausgabe, die neuen Herausgeber ziehen außerdem die Maltzahn'sche und die Hempel'sche (mit M. und H. bezeichnet), bisweilen auch die Grote'sche Ausgabe an. Möge das Danzel-Guhrauer'sche Werk, ein würdiges literarisches Denkmal unseres großen Kritikers und Dichters, die verdiente gute Aufnahme finden: ist das Werk zwar auch nicht in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes ein lesbares, so hat doch unsere Literatur sicherlich kein besseres, aus größerer Beherrschung des Materials hervorgegangenes und von wärmster Hingabe an den Gegenstand zeugendes aufzuweisen.

Hermann Schreyer, Goethes Faust als einheitliche Dichtung erläutert und vertheidigt. 8. XVI und 422 S. Halle, 1881, Buchhandlung des Waisenhauses. ℳ 4. 50.

Den Erwartungen, die wir von dem Werth des Schreyer'schen Buches über Goethes „Faust" gehegt haben, entspricht die Leistung nicht im Entferntesten. Das Verständniß der großen Dichtung wird in keiner Weise gefördert, da Herr Schreyer in den wichtigsten Punkten nur wiederholt, was man weiß. Was seine Polemik gegen die epochemachende Schrift Kuno Fischers betrifft, so fehlt es seinem Angriffe an Würde und innerer Berechtigung. Es ist geradezu räthselhaft, wie ein Professor der deutschen Literatur sich zu der Behauptung versteigen kann: Kuno Fischer behaupte den Widerspruch zwischen Prolog und Wette: das ist eine völlige Verkennung der Thatsachen. Im Uebrigen wiederholt Schreyer zum Ueberdruß das nicht gerade originale Pochen auf die Briefstelle Goethes an W. v. Humboldt (17. März 1832), nach welcher die „Conception" des Faust von vornherein dem Dichter „jugendlich klar", die Reihenfolge der Scenen dagegen weniger sicher vorgeschwebt habe. A. v. Oettingen, Beyschlag u. A. schlagen aus diesem Citat gerade schon Capital genug. Wozu also noch einmal davon?! Und glaubt man denn wirklich, daß ein so gründlicher Kenner Goethes wie Kuno Fischer die Stelle nicht kennt? Kuno Fischer führt sie selbst an, deutet sie nur etwas weniger sclavisch, aber psychologisch tiefer. Und was beweist jene Aeußerung gegenüber Goethes Aussprüchen im Jahre 1788 (italien. Tagebuch) und 1779 (Brief an Schiller)? Vor Allem aber, was beweisen sämmtliche Briefe der Welt gegenüber dem Charakter der Dichtung selbst? Was der neue Commentar im Uebrigen reproducirt, ist unnütz. Schaden wird dieses Buch Niemandem, höchstens urtheilslosen Menschen, die doch nie in „Faust" eindringen werden. Die wirksamste Widerlegung sollte diesem Buche, wie wir im Interesse der Sache wünschen, von Kuno Fischer selbst zu Theil werden, dessen Buch über Faust, wie wir zu unserer Freude hören, in zweiter Auflage in Vorbereitung ist.

Theodor von Varnbüler, Buchenheim. Ein Roman. 8. 262 S. Stuttgart, 1881, Carl Krabbe.

Theils in den Thaten, Gefühlen und inneren Kämpfen der handelnden Personen, theils in Conversationen über Politik, Volkswirthschaft, sociale Beziehungen der Stände, über das Wesen der Liebe, über Patriotismus u. s. w. stellt dieser Roman den alle Phasen des menschlichen Lebens durchziehenden Gegensatz zwischen Verstand und Herz, zwischen Realismus und Idealismus dar. Materiell tritt derselbe besonders in den Gemüthsbewegungen der Heldin Elise hervor, deren Liebe zwischen zwei Bewerbern Jean und Egon schwankt, so daß sie abwechselnd jenen, einen armen Vetter und dann

wieder den andern, einen reichen Baron, der erst nach jenem auf der Bühne erscheint zu lieben wähnt. Mit dem ersteren, einem tüchtigen Realisten, dächte sie ein ruhiges Glück genießen zu können, mit letzterem aber, einem edlen Idealisten, will sie streben und leiden. Jean ist ein seinem Wesen nach ganz deutsch denkender Elsässer, in welchem jedoch von seiner Jugend her ein seinen gegenwärtigen Verhältnissen ganz widersprechender französischer Patriotismus eingewurzelt ist. Dies ist die einzige idealistische Ader in ihm, und ihr fällt er zum Opfer. Im Krieg von 1870/71 wird er in Frankreich, für das er Alles geopfert hat, als deutscher Spion erschossen. — Schon früher jedoch hat Elise sich für Baron Egon entschieden, ihm aber die Bedingung auferlegt, zu Gunsten seines Bruders dem Majorate zu entsagen. Dies geschieht, kostet aber Elisen beinahe das Leben. Dies ist in kurzen Worten der Inhalt dieses fesselnden Romans, dessen Lectüre zu empfehlen ist.

Iwan Turgénjews ausgewählte Werke. Autorisirte Ausgabe. II. Bd. (Stillleben. — Faust. — Die erste Liebe.) 8. 320 S. Hamburg und Mitau 1881, Behres Verlag. *M.* 4.50

Die drei in diesem Bande vereinten Erzählungen sind längst bekannt, sie gehören zu den wirksamsten Dichtungen Turgénjews und zu den eigenartigsten Erzeugnissen der novellistischen Literatur überhaupt. Specifisch russisch ihrem ganzen Wesen nach ist die dritte, ein Spiegelbild eigenthümlicher Verhältnisse, wie sie nur der Gesellschaft des Czarenreichs eigen sind. Tiefsinnig und ergreifend ist die Geschichte „Faust“, eine Schilderung der magischen und umgestaltenden Wirkung des Goethe'schen Gedichtes auf ein Weib, das bis zu seinem siebzehnten Jahre keine Erzählung, kein poetisches Erzeugniß gelesen, dem von der Mutter eine wahre Scheu vor Allem, was die Phantasie zu reizen im Stande wäre, eingepflanzt worden war. — Man wird den Band nicht aus der Hand legen, ohne starke Eindrücke empfangen zu haben.

Hermann Lotze, Grundzüge der Psychologie. Dictate aus den Vorlesungen. 8. VIII u. 100 S. Leipzig, 1881, S. Hirzel. *M.* 1.60.

Göttinger Herkommen gemäß pflegte Hermann Lotze in seinen Vorlesungen den Gang der Auseinandersetzungen in kurzen Dictaten zu resumiren. Als daher diesen Sommer, nach dem unerwarteten Hinscheiden des ausgezeichneten Philosophen an die Söhne des Verstorbenen die Verpflichtung herantrat, denjenigen Studirenden, welche in Berlin seine Collegien (über Psychologie und Metaphysik) besucht hatten, nach Möglichkeit auch den rückständig gebliebenen Theil dieser Vorlesungen zu bieten, da war es das Nächstliegende, von denselben diese Dictate in der Fassung drucken zu lassen, in welcher sie Professor Lotze gegeben hatte, als er die betreffende Vorlesung zum letzten Male in Göttingen hielt. Dem entsprechend sind die Dictate aus dem Colleg über Psychologie hier so publicirt, wie sie der Verfasser im Wintersemester 1880/81 formulirt und wie sie der Sohn als Hörer des Vaters nachgeschrieben hat. Da der Wunsch ausgesprochen wurde, grade die Skizze der Psychologie allgemein zugänglich zu machen, so ist von derselben nicht blos der in den Berliner Vorlesungen Lotzes rückständig gebliebene Theil gedruckt, sondern das Ganze. Das Buch ist aber für den Studenten bestimmt; es liegt daher in der Natur der Sache, daß es denjenigen, welche mit den von Lotze bei seinen Lebzeiten herausgegebenen Schriften vertraut sind, nichts Neues bietet. Trotzdem wird es weite Kreise geben, denen mit einer solchen knappen, compendiösen Skizze grade von Lotzes Lieblingsvorlesung, ein erwünschter Dienst geleistet wird und deshalb darf das Buch lebhaft begrüßt werden. Eine sehr dankenswerthe Beigabe des Buches ist das von Herrn Professor E. Rehnisch in Göttingen mit größter Sorgfalt zusammengestellte Verzeichniß der literarischen Publicationen des Philosophen, selbständige Werke, Abhandlungen in Zeitschriften, Recensionen und Selbstanzeigen umfassend. Dabei sei als Curiosum hervorgehoben,

daß etliche deutsche Literaturgeschichten aus dem berühmten Verfasser des „Mikrokosmos" und dem Autor der im Jahre 1840 erschienenen „Gedichte von H. Lotze" zwei verschiedene Personen gemacht haben.

P. K. Roseggers ausgewählte Schriften. In 60 Lieferungen, von je 5 Bogen. 8. Wien, Pest und Leipzig, Hartlebens Verlag. à Lfg. M. 0.50.

Diese dankenswerthe Sammlung der Schriften des eigenartigen und interessanten Schriftstellers schreitet rüstig vorwärts. Gegenwärtig liegen die Lieferungen 21—30 vor, die Bände „Die Aelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert" und „Das Volksleben in Steiermark in Charakter- und Sittenbildern dargestellt". Die Bände ergänzen sich gegenseitig. Es giebt sicherlich nicht viel ethnologische Werke, die sich so lustig und frisch lesen und dabei soviel wirkliche Belehrung zurücklassen. Man merkt es ihnen an, daß sie von einem gründlichen Kenner des Alpen-Lebens und von einem Poeten geschrieben sind. Die „Aelpler" führen uns die Gestalten und Typen des Dorfes, des Waldes und der Almen vor, darunter wahrhaft köstliche Exemplare, die vor unseren Augen leiben und leben. Man unternimmt während des Lesens eine interessante Gebirgsreise, bei der wir jedoch Dinge erfahren, welche dem gewöhnlichen Touristen meist nicht entgegenzutreten pflegen. Das Buch „Volksleben in Steiermark" macht uns mit dem Charakter, den Sitten und Anschauungen der Steirer in einer Weise bekannt, daß wir, trotz des vielen Seltsamen, dennoch zu der Ueberzeugung gelangen, uns der vollen Wahrheit gegenüber zu befinden. Beide Bände sind eine Fundgrube für Freunde der Alpen.

August Reißmann, Handlexikon der Tonkunst. Vollständig in 17—18 Lieferungen von je zwei Bogen 8. Berlin, R. Oppenheim. à Lfg. M. 0.50.

Das „Handlexikon" soll in gedrängter Kürze alle Resultate der in dem großen „Musikalischen Conversations-Lexikon" niedergelegten Forschungen zusammenfassen. Es will über alle Zweige der Musikwissenschaft und Musikpraxis wie über ihre hervorragendsten Vertreter zu allen Zeiten und in allen Ländern in compendiöser, aber hinreichend unterrichtender Weise Auskunft geben. Das Werk will dabei mehr sein als eine Sammlung von Notizen und Worterklärungen. Die biographischen Mittheilungen über die Meister der Vergangenheit sind, und das ist zu loben, auf die wirklich hervorragenden beschränkt, damit ist mehr Raum für die Gegenwart gewonnen. Aus demselben Gesichtspunkte werden auch diejenigen Artikel, welche die Wissenschaft und Praxis der Musik behandeln, derart gewählt und bearbeitet, daß sie sich gegenseitig möglichst ergänzen, wodurch wiederum eine größere Ausführlichkeit im Allgemeinen erreicht werden konnte. Neuere Forschungen scheinen überall gewissenhaft berücksichtigt. Das Ganze wird sich, nach diesem ersten Hefte zu schließen, zu einem seinen Absichten gerecht werdenden Werke gestalten.

An die Braut, von einer Silberbraut. Aus dem Dänischen übersetzt von L. Fehr. 8. X u. 158 S. Mit einem Titelbilde. Gotha, 1881, F. A. Perthes. Geb. M. 3. —

Es fehlt zwar nicht an Schriften verwandten Inhalts, aber das Eigenthümliche des hier Gebotenen liegt zunächst darin, daß sie von Frauenhand stammt, und die Stimme einer lebenserfahrenen edlen Frau wird man in den Jugendkreisen, für welche sie redet, gewiß gerne hören über die Lebensfrage, die nur ein reiches Herz und eine lange Reihe von Jahren der Prüfung und Bewährung wahrhaft befriedigend beantworten kann. Es ist das eigenste Gebiet der Frau, auf dem sie sich hier bewegt in einem Alter, wo sie offen und frei reden kann und darf über Selbsterlebtes. Und gerade, daß eine Frau zur Jungfrau und Braut spricht, wird das Vertrauen der jungen Leserinnen steigern und giebt dem kleinen Buch durch Ton und Gehalt einen besonderen Reiz, in erster Linie für diejenigen, welche mit der Verfasserin dieser

Betrachtungen auf dem Boden des göttlichen Wortes stehen. Eingestreute Züge aus dem wirklichen Leben machen die Gedanken und Mahnungen lebendiger und werden entweder zu Vorbildern oder zu warnenden Beispielen. Das kleine, mit innerem Beruf geschriebene Buch wird gewiß in christlichen Kreisen warmen Sympathien begegnen.

Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen. Unter Mitwirkung von Felix Bamberg, Alex. Brückner, Felix Dahn, G. Droysen, Joh. Dümichen, Bernh. Erdmannsdörffer, Th. Flathe, Ludw. Geiger, R. Gosche, Gust. Hertzberg, Ferd. Justi, Friedr. Kapp, B. Kugler, S. Lefmann, W. Oncken, M. Philippson, S. Ruge, Th. Schiemann, Eberh. Schrader, B. Stade, A. Stern, Otto Waltz, Ed. Winkelmann, Adam Wolf, herausgegeben von Wilhelm Oncken. 33—42. Abtheilung. Lexikon-Format. Mit vielen Holzschnitten, Karten und Kunstbeilagen. Berlin, 1881. G. Grote'scher Verlag. à Abtheilung ℳ 3. —

Dieses in seiner Art einzige Unternehmen nimmt einen überaus erfreulichen Fortgang: das ursprüngliche beängstigend weit gezogene Programm ist bis jetzt ohne Störung erfüllt worden und wir stehen jetzt bereits einer Reihe geschichtlicher Werke hervorragender Art gegenüber, welche durch die erläuternden Kunst- und Kartenbeilagen an Wirksamkeit bedeutend gewinnen. In der 33. und 38. Abtheilung wird der erste Band von Felix Dahns „Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker" beendet und der zweite bis zum 11. Bogen geführt. Der Verfasser bewegt sich hier auf seinem eigensten Gebiete und liefert uns eine Arbeit, die aus vollster Beherrschung des reichen Stoffs hervorgegangen und in literarischer Beziehung zu den besten Leistungen unserer Geschichtsschreibung gehört. Wilhelm Onckens „Das Zeitalter Friedrichs des Großen" wird in den Abtheilungen 34 und 39 fortgesetzt: Der zweite Band ist damit bis zum zweiten Bogen gediehen. Ein fest umrissenes, farbenkräftiges Culturbild wird uns hier gegeben, die großen Perspectiven der Zukunft werden uns eröffnet, gleichfalls eine Arbeit von starkem literarischen Reiz. Die beigegebenen Porträts aus der Zeit — die beiden Abtheilungen enthalten deren nicht weniger als 28 — sind von ganz besonderem Interesse und technisch sehr gut ausgeführt. Professor Bernhard Stade beginnt in den Abtheilungen 35 und 40 seine „Geschichte des Volkes Israel". Der Verfasser gehört hier zu den ersten Autoritäten: man darf daher von ihm eine erschöpfende Leistung erwarten. Sehr dankenswerth ist das Facsimile eines Stückes aus dem Petersburger Prophetencodex vom Jahre 916 n. Chr. mit babylonischer Punctation, der ältesten in Europa befindlichen Bibelhandschrift. Im 37. Hefte wird G. F. Hertzbergs Geschichte des römischen Kaiserreichs bis zum 40. Bogen — Zeitalter Diocletians und Constantins — geführt. Die an dem Verfasser der „Geschichte von Hellas und Rom" (in demselben Werke erschienen) seiner Zeit hier hervorgehobenen Vorzüge sind auch dieser Fortsetzung zu eigen. Die Büsten und Wiedergaben von Medaillen durch den Holzschnitt sind zum Theil höchst gelungen. Die „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen" von Sophus Ruge wird mit der 36. Abtheilung begonnen, damit die Erzählung eines bedeutungsvollen und inhaltsreichen Stückes Culturgeschichte. Der Verfasser hat zwar bei den Lesern mit den Erinnerungen an einen großen Vorgänger, an Oskar Peschel, zu kämpfen; er erscheint indessen, nach den vorliegenden acht Bogen zu urtheilen, seiner Aufgabe voll gewachsen. In der 41. Abtheilung beginnt Professor Ludwig Geiger seine Arbeit über „Renaissance und Humanismus in Italien und Deutschland". Der Verfasser hat sich durch seine Arbeiten über Petrarca und Reuchlin für diese größere Aufgabe als wohl gerüstet erwiesen, so daß man nur Gutes von ihm erwarten darf. S. Lefmanns „Geschichte des alten Indiens" wird in der 42. Abtheilung bis zum 16. Bogen fortgesetzt. Schon bei dem Erscheinen des Anfanges ist darauf hingewiesen worden, daß das Werk mit Justis Geschichte des alten Persiens zu den werthvollsten Bestandtheilen des großen Unternehmens gehören werde. Dieses selbst

gereicht unserer Literatur zur Zierde und nicht minder dem deutschen Verlagsbuchhandel: es ist monumental in seinem inneren und äußeren Wesen.

Ernst von Hesse-Wartegg, Mississippi-Fahrten. Reisebilder aus dem amerikanischen Süden. Lexikon-Format VI u. 254 S. mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt Leipzig, 1881, Carl Reisner.

Die Literatur über die am Stromgebiete des Mississippi gelegenen Südstaaten der amerikanischen Union war von jeher sehr mangelhaft und hat speciell in neuerer Zeit kein einziges Werk aufzuweisen, welches die durch den Sclavenkrieg so schwer heimgesuchten Länder, den Schauplatz der blutigsten Kämpfe und Verwüstungen in Wort und Bild schilderte. Zudem hat der amerikanische Süden durch die gänzliche Umgestaltung der dortigen socialen Ackerbau- und Industrie-Verhältnisse in hohem Maße an Interesse gewonnen. Die Einwanderung nach Arkansas, Louisiana und Alabama von Seiten deutscher Elemente, der Exodus der Neger von dort nach den Prairiestaaten, die socialen Errungenschaften der einstigen Sclaven, die Stellung der Baumwollkönige und des Creolenthums, endlich der Eintritt des Mississippi in den Weltverkehr sind Fragen, die ungeachtet ihrer hohen Bedeutung noch immer der Beantwortung harren. Hierzu gelangen noch viele andere Punkte von allgemeinem Interesse, von denen nur die Regulirung des „Vaters der Ströme", die Oeffnung seiner Mündungen und endlich die gräßlichen Gelbfieber-Epidemien, welche den Süden wiederholt verheerten, hervorgehoben werden mögen. — Es waren zumeist diese Fragen, welche den Verfasser veranlaßten, innerhalb eines Zeitraums von vier Jahren zwei Reisen von mehrmonatlicher Dauer durch die Mississippi-Länder zu unternehmen. Die Ergebnisse dieser Reisen liegen bis auf die neueste Zeit ergänzt und vervollständigt vor uns. Es ist das erste und einzige Werk, welches jene hochinteressanten Länder, gleichsam das Herz der Vereinigten Staaten, ausschließlich behandelt, und zwar geschieht das mit nicht gewöhnlichem Talent. Der Verfasser versteht die gewonnenen Eindrücke in klarer lebensvoller Form wiederzugeben; seine Schilderungen haben einen gewissen feuilletonistischen Reiz, ohne daß nur damit die Vermuthung käme, ein Theil der Wahrheit sei hier zu Gunsten der schriftstellerischen Wirkung geopfert. Er hat aus dem großen Stoffe mit sicherer Hand die bedeutungsvollsten Momente hervorgehoben und sie in ihren Beziehungen zur Cultur der Vereinigten Staaten dargestellt. Man folgt dem Verfasser willig und scheidet von ihm mit Dank für empfangene reiche Belehrung. Das lesens- und empfehlenswerthe Werk ist vom Verleger sehr gut ausgestattet.

* **Faust von Goethe.** Mit Einleitung und fortlaufenden Erklärungen herausgegeben von K. J. Schröer. Zweiter Theil. Heilbronn, Gebr. Henninger.

Die Einrichtung dieses zweiten Theiles entspricht der des ersten, der ja im Kreise der Goetheforscher eine sehr freundliche Aufnahme gefunden hat. Eine Einleitung, die, ohne von der herkömmlichen Methode abzuweichen, mancherlei Schätzenswerthes bringt, und ein Commentar von Zeile zu Zeile, nach Art der in den Schulen für das Studium der Alten gebräuchlichen, mit Parallelstellen, Literaturnachweisen und allen wünschenswerthen Wort- und Sacherklärungen. Auch ihn findet man durchaus brauchbar und bedient sich seiner mit Vortheil. Dehnten sich die Erklärungen nur nicht so schrankenlos aus! Von den Anmerkungen gilt reichlich die Hälfte langgesponnenen Erklärungen von Dingen, denen kein halbwegs gebildeter Mensch auch nur nachzufragen braucht. Das führt zu einer seltsamen Disharmonie im Stoff: dem Einen ist die eine Hälfte zu gelehrt, dem Anderen die andere zu fade. Es ist entschieden zu bedauern, daß solche Bücher nicht für ganz bestimmte Zwecke gearbeitet werden können, daß man in diesem etwa die eigentlich gelehrten Forschungen niederlegt und jenes ausschließlich für die Leute schreibt, die beim Faust von Zeile zu Zeile eines Führers bedürfen.

Es sei bei dieser Gelegenheit auf den in demselben Verlage erschienenen philologisch getreuen Neudruck von **Fausts Leben** des Malers Müller aufmerksam gemacht (es ist das dritte Heft der von Bernh. Seuffert herausgegebenen Sammlung der Literaturdenkmale des 18. Jhdts.). Jedenfalls ist dies die interessanteste der bisherigen Publicationen: erstens stofflich, was sich ja von selbst versteht, und zweitens insofern, als alle neueren Ausgaben einen verstümmelten, zum Gewöhnlichen zugestutzten Text boten, die Originalausgaben aber überaus selten geworden waren. Ein dritter Beitrag zur Faustliteratur ist die **Bühnenbearbeitung** des zweiten Theils von Robert Buchholz (Hamburg, Gustav Diedrich & Co.) Dieselbe hat mit der Devrientschen den Grundzug gemein, den Bau der Tragödie möglichst vollständig auf die Bühne hinüberzunehmen und nur das für die eigentliche Handlung Unwesentliche zu streichen. So ist dies denn auch ein der Hauptsache nach ziemlich vollständiger Faust. Ueber die Striche, die natürlich unzählig sind und sein müssen, läßt sich in Kurzem nichts sagen. Jedenfalls scheinen sie zum größten Theile berechtigt; und man verzeiht sie um so lieber, als Buchholz sich streng von jener pietätlosen Manier der meisten Bearbeiter freigehalten hat, die verstümmelte Dichtung nun mit Versen eigenen Fabrikats wieder zusammenflicken zu wollen.

* In vierter Auflage erscheint Hermann Hettners **Geschichte der englischen Literatur** 1660—1770 (Braunschweig, Friedr. Vieweg & Sohn), zugleich als erster Band der bekannten Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Ueber das vortreffliche und erschöpfende Werk, das absolut beste, welches diesen Gegenstand behandelt, braucht kein Wort des Lobes mehr gesagt zu werden. Die neue Auflage unterscheidet sich im Großen und Ganzen nicht von den früheren; es hat sich nur die Nachtragung einiger kleinen Verbesserungen nothwendig gemacht. Literaturgeschichten dieser vornehmen, geistigen Art, die eigentlich nur die Geschichte einzelner Gedanken verfolgen und den Zahlenkram links liegen lassen dürfen, erhalten sich eben merkwürdig lange frisch. Sie leben genau so lange wie die Zeitrichtung, die sie entstehen ließ — und das kann bei der Hettners noch eine ganze Weile vorhalten. — Eine sehr interessante Monographie aus der Literatur- oder doch wenigstens der nahe verwandten Theatergeschichte des achtzehnten Jahrhunderts ist Fr. Joh. Freiherrn von Reden-Esbecks **Caroline Neuber** und ihre Zeitgenossen (Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Es ist das erstemal, daß die große Theaterleiterin zum Gegenstande einer eingehenden Studie gemacht worden ist. Der Verfasser, der nach der verbreiteten Methode der modernen Geschichtschreibung sein Augenmerk hauptsächlich auf die urkundlichen Quellen gerichtet und daraufhin unzählige Archive durchforscht hat, scheint diesen Stoff so ziemlich erschöpft zu haben; wenigstens kann man für den Augenblick nicht sagen, was noch nachzutragen wäre. Eine solche Arbeit ist eine sehr nothwendige und achtungswerthe, und wenn uns in dieser Form der Stoff ein wenig roh dargeboten zu sein dünkt und uns unkünstlerisch anmuthet, so ist das ein Mangel, den dieses Buch mit den meisten gleichen Gegenstandes theilt und verhängnißvoller Weise theilen muß. Jedenfalls wird man die Gabe dankbar begrüßen. Um so mehr, als sie in wirklich goldener Schale dargeboten wird. Die äußere Ausstattung dieses Buches mit schwerstem Papier und tadellosem Druck, vor Allem die zahlreichen Beilagen: Portrait, Unterschriften, Briefautogramme und Theaterzettel (bei Drugulin facsimilisirt) entsprechen würdig dem Ansehen, welches die Verlagshandlung auf diesem Gebiete genießt, und machen den Band zu einer Augenweide für den Sammler. Viel verdient wird an diesem Buche wohl nicht werden — um so respectabler ist das Opfer, das ihm gebracht wird. — Eine recht interessante literarhistorische Studie ist auch Goethe et ses deux chefs d'oeuvre classiques par Paul Stapfer (Paris, G. Fischbacher). Der Verfasser, Professor der Philologie zu Grenoble und Autor mehrerer Studien über neuere Literatur (über Sterne und über Shakespeare, von der Akademie gekrönt) untersucht Goethes Stellung zu der Entwickelung der deutschen Literatur und giebt dann eine ausführ-

liche Analyse von Iphigenie, Hermann und Dorothea, die er für die beiden Meisterwerke Goethes erklärt. Liest man das Buch, so findet man allerlei, was nur den Franzosen erst noch gesagt zu werden braucht — findet aber auch manche feine Bemerkung und ist im Ganzen hoch erfreut darüber, nach dem vielen Gewäsch (von den sinnlosen Angriffen gar nicht einmal zu reden), womit die Franzosen meisthin die Kosten ihrer Kenntniß deutscher Literatur bestreiten, endlich einmal wieder ein unbefangenes und kundig geschriebenes Buch darüber zu finden. Hoffen wir, daß es seine Mission jenseits der Vogesen erfüllt.

* Das Erscheinen der sechsten Auflage eines populären und nichts destoweniger gediegenen Buches über Musik ist wohl werth, als ein großes, ein wirkliches Ereigniß betrachtet zu werden. Natürlich ist Eduard Hanslick der Held und sein Buch **Vom Musikalisch-Schönen** (Leipzig, Johann Ambr. Barth) der Gegenstand desselben. Hanslick ist den Lesern dieser Blätter längst vortheilhaft bekannt, und ein Buch, das es so weit gebracht, gewiß desgleichen. Darauf näher einzugehen, wäre also überflüssig. Constatiren wir sein Erscheinen, und machen wir der Verlagshandlung ein Compliment für die zierliche Ausstattung desselben. — Ein Buch, das langathmige Empfehlung ebenso wenig nöthig hat, wenn es dieselbe auch entschieden verdient, ist die erste Abtheilung der **Dramaturgischen Blätter** Franz Liszts (Band 3 der Gesammelten Schriften, Leipzig, Breitkopf u. Härtel). Wenn Musiker überhaupt einmal schreiben, so sind sie, wie außer den Genannten u. A. auch Berlioz und Ehrlich beweisen, unsere besten Feuilletonisten. Diese kleinen Essays, in ziemlich bunter Reihe zusammengestellt, sind überaus interessant und stellen dem Geiste des gefeierten Virtuosen, der in seiner Zurückgezogenheit der jetzt heranwachsenden Generation schon fremd zu werden anfängt, ein sehr schmeichelhaftes Zeugniß aus. Wie gesagt, die Aufsätze werden auch die Unmusikalischen fesseln; indeß sei auf einen besonders aufmerksam gemacht, der das hybride, von Musikern wie Dramaturgen viel umstrittene Gebiet der Musik in den Zwischenacten behandelt. Er schlägt zur Lösung aller Schwierigkeiten die Einführung des Leierkastens vor, der sowohl den musikalischen Bedürfnissen der Theaterbesucher wie den Beschwerden der frohnenden Musikanten vollständig abhelfen würde. Das ist sehr witzig; aber es ist darum nicht minder wahr, daß ein Schauspiel ohne Zwischenact stimmungslos wie eine Civiltrauung wirkt, und daß die geringere Kunst der höheren dienen muß.

* Wenn es erst gegen Weihnachten hingeht, ja schon zu Winters Anfang, wo das Publicum in die Stadt zurückkehrt, schwillt jedesmal die Fluth der Erzählungsliteratur zu ihrer höchsten — und fast erschreckenden! — Höhe an. Immer findet sich sehr viel Erfreuliches darunter, und so bedeutende Erscheinungen, wie beispielshalber H. Kruses **Seegeschichten** (Leipzig, S. Hirzel), machen die Aufgabe, sich damit zu beschäftigen, zu einer lohnenden. Ihr Erscheinen datirt freilich noch aus dem vergangenen Jahre, aber ihretwegen zurückzugreifen, ist schon der Mühe werth. Ein großer Theil jener Seegeschichten ist übrigens ja in diesen Blättern schon vorher veröffentlicht worden, und so steht Kruse, dessen scharfe Physiognomie man überhaupt nicht so leicht vergißt, unseren Lesern sicher deutlich in Erinnerung. Eine der staunenswerthesten Erscheinungen der gegenwärtigen Literatur, dieser Mann, der seit Jahrzehnten tagaus tagein für die Zeitung schreibt, und sich trotzdem nicht nur die zwingende Kraft der Sprache, sondern auch die ganze Frische des Stils bewahrt hat, die den Meisten in solcher Beschäftigung gar zu schnell verloren geht. Auch der Dichter Kruse wandelt ganz seinen eigenen Weg; und Verständige folgen ihm gerne, denn er überrascht die Poesie an Stellen, wo man sie niemals vermuthet haben würde. — Gleichfalls in gebundener Form sind die Erzählungen abgefaßt, die Hermann Oelschläger unter dem Titel **Novellen in Octaven** in einen Band vereinigt (Leipzig, L. Staackmann). Die eine davon

„Bernardo" ist an diesem Orte schon bekannt. Bei solchen Veröffentlichungen ist man gewohnt, hohe Ansprüche zu stellen: man erwartet nicht nur feine Entwickelung, sondern auch die formelle Vollendung, die Leichtigkeit in der Behandlung der Strophe, an die uns so viele berühmte Muster gewöhnt haben. Oelschläger besitzt diese Gaben in hohem Maße, er hat dies nicht nur hier hinreichend, sondern auch an der sehr schweren Aufgabe einer Verdeutschung der Amoren (Ovids Elegien der Liebe; Leipzig, B. G. Teubner) in rühmenswerthester Weise gezeigt. — W. Hertz' Verlag in Berlin bringt drei neue Bände, in erster Reihe **Ellernklipp** von Theodor Fontane. Dieses feine und doch kräftige Talent wird noch lange nicht genug gewürdigt; es ist geradezu unbegreiflich, daß man noch Leute vor sogenannter Bildung trifft, die von dem Dichter von Grete Minde und von L'Adultera kaum mehr kennen, als dessen Existenz. Daß auch Fontane's „Wanderungen durch die Mark" (deren vierter Band beiläufig in diesem Winter erscheinen wird) durchaus nicht die verdiente Verbreitung gefunden hat, ist nur zu natürlich: das hängt mit dem charakteristischen Fehler des Norddeutschen, der Blindheit für die Schönheit und Größe der eigenen Umgebung eng zusammen. Die beiden anderen Publicationen sind **Novellen aus alter Zeit** von Ludwig Laistner, deren eine auch in diesen Blättern das erste Licht erblickt hat, eine der modischen Neigung zum Historischen entsprechende Gabe des überaus talentvollen Verfassers, und **Novellen** von Helene Böhlau. — E. Bely fügt zu dem Schwall italienischer Novellen einen neuen Band **Südlicher Himmel** (Herzberg und Leipzig, C. F. Simon). Sonst veröffentlichen von längst allseitig geschätzten Novellisten Emil Taubert ein Bändchen, **Der Antiquar** (Berlin, Walter u. Apolant) und Ernst Wichert **Littauische Geschichten** (Leipzig, Carl Reißner). Ein sehr hübscher Widmungsbrief, der den merkwürdigen Grenzstamm zu charakterisiren versucht, ist der Sammlung vorgedruckt.

* In W. Jordans Selbstverlage in Frankfurt a. M. ist soeben des Dichters Uebersetzung der **Ilias** erschienen. Es braucht wohl nicht bemerkt zu werden, daß dieselbe in dem nämlichen Sinne, wie die der Odyssee abgefaßt worden ist, die ihrer Zeit gerechtermaßen überall Beachtung gefunden hat. Jordan hat seine eigenen Theorien über Metrik und bringt sie hier energisch zum Ausdruck. Ueber die meisten seiner Sätze wird sich kaum streiten lassen; doch in der Praxis stellt sich Einiges als bedenklich heraus. Hier sei nur Ein Beispiel erwähnt. Die ersten acht Zeilen seiner Ilias enthalten, wohlgezählt, 4 Spondäen oder Trochäen (um bei der einmal landläufigen Ausdrucksweise zu bleiben). Das ist doch wirklich bitter wenig. Natürlich stellt sich im Allgemeinen das Verhältniß nicht so hoch; immerhin indeß bringt Jordans Hexameter einen ungewohnten Eindruck hervor, hat etwas Hastiges, Unruhiges. Auch mit der Messung der Eigennamen kann man nicht überall einverstanden sein. Es beweist doch erstens einen Mangel an Folgerichtigkeit, wenn dieser oder jener von ihnen nach dem allgemeinen, hergebrachten deutschen Sprachprinzip, der andere nach der hellenischen Betonungsweise gemessen wird. Und dann ist ein solches Abweichen vom Gebrauch bei Namen aus dem Homer, mit denen wir aufgewachsen, deren jeder uns innig vertraut ist, doppelt mißlich. Automedon z. B. ist so populär, daß beinahe schon die Droschkenkutscher darauf hören — Automedôn lesen zu müssen, ist eine Zumuthung, die zuerst wirklich befremdet. Jordan giebt das ja auch selbst zu, indem er im Text seine Aussprache durch Accente andeutet. Man sollte meinen, er wäre besser dem ehrwürdigen Beispiele Vossens gefolgt und hätte seine, wenn auch vielleicht richtige, doch jedenfalls unwesentliche Ueberzeugung dem Sprachgebrauch geopfert. Denn diesen zwingt man bekanntlich nicht. — In zweiter Reihe hat Jordan auch bei dieser Gelegenheit den Zustand des griechischen Textes untersucht. Anmerkungen am Schlusse des Bandes geben Rechenschaft über seine Resultate; man findet darin manche außerordentlich feine und treffende Bemerkungen, die den originell beobachtenden Mann und den geschmackvollen Kritiker zeigen. — In demselben Verlage erscheint Hildebrants

Heimkehr, das zweite Lied der Nibelunge des Dichters in fünfter Auflage der Volksausgabe. Ein schöner Erfolg! Aber sollte es sich diesem gegenüber wirklich nicht lohnen, den Band heften zu lassen? Unfaßbar, daß ein Dichter gegen sein eigen Kind knickerig wie ein Buchhändler guten alten Stils sein kann!

* Adolf Friedrich Gr. von Schack erfüllt mit der Herausgabe des Bändchens **Meine Gemäldesammlung** (Stuttgart, J. G. Cotta) einen häufig geäußerten Wunsch. Er giebt darin die Entstehungsgeschichte derselben und natürlich bietet ihm das Anlaß zu Bemerkungen, nicht nur über seine Gemälde, sondern über die von ihm beschäftigten Künstler überhaupt und über mancherlei Fragen von ganz allgemeiner Bedeutung. So ist die Schrift schon stofflich fesselnd und belehrend. Noch mehr zieht sie aber dadurch an, daß sie ein deutliches Geistesbild des Verfassers entrollt, wie man es selten so unbefangen, ja gewissermaßen unbewußt gezeichnet findet. Schack ist, um Heine's Eintheilung der Menschheit beizubehalten, eine jener seltenen Hellenennaturen. Man legt sein Buch mit tiefem Respecte aus der Hand vor der reinen, selbstlosen Begeisterung für das Schöne, welche die Kunst um der Kunst willen pflegt und des eigenen Ergötzens immer erst in zweiter Reihe denkt. Gleichzeitig erscheint in demselben Verlage des Grafen Schack neuestes Epos **Die Plejaden**, ein Gedicht von edler Einfachheit und echt poetischer Schönheit. —

* Eugen Reichel — von dem Niemand recht sagen kann, ob er nicht eigentlich Eugen Leyden heißt (denn unter diesem Namen sind seine ersten, Schlichten Gedichte herausgekommen) — veröffentlicht unter dem Titel **Zehn Jahre** (Wien, Carl Konegen) eine zweite Sammlung. Sie rechtfertigt die Hoffnungen, womit der Dichter bei seinem ersten Auftreten empfangen worden war, wenngleich er auch hier anscheinend noch nicht ganz ausgereift ist. Das ist kein Tadel: es sind ja häufig gerade reiche Naturen, deren Entwickelung erst spät zur Ruhe gelangt. Das Anmuthendste an Reichels Talent ist die vornehme Schlichtheit der Sprache. Die Ausstattung des Bandes verdient besonderes Lob. — Eine Dichterin von schätzenswerther Begabung ist auch Martha Hellmuth, deren **Gedichte** bei Alex. Duncker in Berlin herausgekommen sind. Einzelne derselben wirken durchaus poetisch und zeugen auch von völlig eigenem Tone.

* Du Bois-Reymond hat jetzt seinen Vortrag **Ueber die Grenzen des Naturerkennens**, der bei seinem ersten Erscheinen und seither so erbittertem Widerspruche ebenso wie freudiger Zustimmung begegnet ist, und den gewissermaßen die Ergänzung dazu bildenden, neueren **Die sieben Welträthsel** zusammen in einem Hefte herausgegeben (Leipzig, Veit & Co.). Beide liest man mit ungetheiltem Interesse.

* Carl Krabbe's Verlag in Stuttgart veranstaltet eine billige Lieferungsausgabe von Hackländers **Ausgewählten Werken**, die in zehn Bänden vollständig sein soll. Die ersten beiden von Eugen Stillfried liegen bereits vor. Es ist kein Zweifel, daß diese Sammlung ein noch immer für die Werke des liebenswürdigen Schriftstellers dankbares Publicum finden wird. Die Ausstattung steht allerdings kaum über derjenigen der Reclam'schen Pfennigshefte.

* Als Seitenstück zu der Moltkebiographie Wilhelm Müllers in Tübingen, der durch zahlreiche Schriften über neueste Geschichte vortheilhaft bekannt ist, kommt jetzt ein Buch über **Reichskanzler Fürst Bismarck** heraus (Stuttgart, Carl Krabbe). Es ist, wie das einem Lebenden gegenüber jedenfalls das Angemessenste, eine rein pragmatische Schilderung. Diese aber ist auch vollständig und bietet ein so deutliches Bild von dem Wirken des Helden und von den Umständen, worin er sich gefunden,

daß man die Reflexionen füglich entbehren kann. Aeußerst gewinnend spricht des Verfassers warme Begeisterung an.

* **Die Physikalischen Kräfte**, von Rudolf Schulze nach einem französischen Buche von A. Guillemin bearbeitet (Leipzig, Paul Frohberg), schildern die Ausnutzung der Physik für das tägliche Leben. Die Behandlung des Stoffes ist sehr ausführlich, die Schreibweise ist anschaulich und leicht faßlich; zahlreiche Holzschnitte und Illustrationen außer dem Texte erleichtern das Verständniß. — In vieler Beziehung Aehnlichkeit scheint mit jenem Buche ein Lieferungswerk Die **Erfindungen der neuesten Zeit** von G. von Muyden und H. Frauberger zu haben, dessen erste Hefte Otto Spamer in Leipzig jüngst versendet hat; indeß ist dieses sehr viel umfangreicher — auf acht Bände — angelegt.

* Von Brehm's berühmtem **Thierleben** (Leipzig, Bibliographisches Institut) erscheint gegenwärtig eine Chromo-Ausgabe (man verzeihe das Wort, für dessen Barbarei die Verantwortung ein Anderer tragen mag!). Daß eine Ausgabe mit farbigen Illustrationen den Werth des schönen Werkes beträchtlich erhöht, ist einleuchtend. Die 150 Farbendrucktafeln, welche dasselbe enthalten wird, sind nach quarellen hergestellt, die der Weimaraner Maler Ola'f Winkler unter der Aufsicht der ersten Zoologen ausgeführt hat. Die ersten Hefte (aus Band IV, Vögel) liegen vor und zeigen den neuen Schmuck in wirklich auffallender Schönheit.

* Wie alljährlich, so läßt auch diesmal die Berliner Photographische Gesellschaft ein **Album der Berliner Kunst-Ausstellung** erscheinen. Es giebt kein besseres Mittel als dieses, um die Erinnerung an die bedeutendsten jener Bilder, die heute schon wieder in alle Winde zerstreut sind, festzuhalten. Die Photographien entsprechen dem bewährten Rufe des Ateliers: klar und scharf und höchst angenehm im Tone. Die Sammlung, die in verschiedenen Formaten erscheint, wird in reich ornamentirten Mappen ausgegeben.

* Die bei Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig verlegten **Nordlandsfahrten** schließen mit der jüngst herausgekommenen zwölften Lieferung den zweiten der drei Bände ab. Dieser Theil des Werkes (worauf ausführlicher zurückzukommen sich wohl noch einmal Gelegenheit findet) ist bis jetzt weitaus der schönste. Die zu seiner Ausstattung verwendeten englischen Illustrationen sind sehr sauber und effectvoll ausgeführt und besitzen theilweise sogar künstlerischen Werth. Besonders angenehm ist auch das Format des Buches, dessen Mäßigkeit es wenigstens nicht von vornherein ausschließt, daß man auch darin lesen kann.

* **Carl Euler,** Friedrich Ludwig Jahn. Sein Leben und Wirken. 8. XVI. und 636 S., mit einem Bilde Jahns. Stuttgart, 1881, Carl Krabbe.

Professor Euler, Unterrichts-Dirigent der königlichen Turnlehr-Anstalt in Berlin, hat sich mit diesem Buch ein wirkliches Verdienst erworben. Es ist die erste erschöpfende, wirkliche Biographie des Turnvaters, ein Buch voll warmer Liebe für seinen Gegenstand eingegeben, aber doch von jener Unparteilichkeit, welche weiß, daß von dem Lichte der Schatten unzertrennlich ist. Angesichts der maßlosen Anfeindungen einerseits und der großen Ueberschätzung andererseits, unter denen Jahn zu leiden hatte und die sein Charakterbild in der Geschichte schwanken machen, ist dieses sorgfältige Abwägen der Thatsachen doppelt hoch anzuschlagen. Für Jahn und die Feststellung seines Wesens hat es zu den erfreulichsten Resultaten geführt. Das Buch bezeichnet in dieser Beziehung etwas wie eine That und es wird damit zu einem wichtigen Beitrage zur Geschichte der ganzen freiheitlichen Bewegung in Deutschland

in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Das Werk sollte anfänglich nur eine Neubearbeitung der trefflichen Schrift Heinrich Pröhles über Jahn sein, aber der reichhaltige Stoff wuchs dem Verfasser derart unter den Händen, daß ein ganz Neues daraus entstand. Aus den ursprünglich in Aussicht genommenen 20 Druckbogen für das gesammte Leben Jahns wurden 40 und doch war damit nur das Leben bis zu seiner im Juli 1819 erfolgten Verhaftung fortgeführt. Hier ist ein vorläufiger Abschluß gemacht; die weiteren Lebensschicksale Jahns, seine Gefangenschaft und sein Aufenthalt in Freiburg und Cölleda, sein Auftreten in der Nationalversammlung in Frankfurt sind nur kurz erwähnt. Es ist der geschichtliche Jahn, der geschildert ist. Die ausführliche Neubearbeitung der ferneren Lebensschicksale des Turnvaters, welche des Bemerkenswerthen doch noch so Manches bieten und für welche Professor Euler noch viel Stoff bereit hat, soll späterer Zeit vorbehalten bleiben. Das Gebotene verdient jedenfalls wärmstes Lob und dringende Empfehlung.

* **C. Grünhagen**, Geschichte der ersten schlesischen Kriege nach archivalischen Quellen. 2. Band. Bis zum Friedensschlusse von Breslau. 8. 387 S. mit einem Plane der Umgegend von Chotusitz. Gotha, 1881, F. A. Perthes. ℳ 8.—

Gelegentlich des vor einem Jahre erschienenen ersten Bandes haben wir an dieser Stelle ausführlicher auf die Bedeutung des Werkes hingewiesen, das in seiner abschließenden Form in der Literatur über den Gegenstand unübertroffen dasteht. Es ist dankbar anzuerkennen, daß dem ersten Band der zweite so schnell gefolgt ist. Derselbe dürfte das erregte Interesse vielleicht noch steigern, indem er, zum Theil auf Grund neu aufgefundener Quellen, jenes so merkwürdige Abkommen von Klein-Schnellendorf, den an Wechselfällen reichen mährischen Feldzug und dann die Friedensverhandlungen uns vorführt, welche, in's Stocken gekommen, erst nach der blutigen, hier eingehend und lebendig geschilderten Schlacht bei Chotusitz zum Abschlusse kommen, um dann vor der Ratification noch einmal durch neue Verwickelungen in Frage gestellt zu werden. Eine Würdigung des dann geschlossenen Friedens, ein Blick auf das Schicksal der neuen Provinz unter preußischem Scepter und endlich eine Zusammenfassung der welthistorischen Resultate des beschriebenen Ereignisses schließen das bedeutsame Werk.

* **Hermann Michael Richter.** Geschichte der deutschen Nation nach den Grundzügen ihrer Entwicklung. 8. VIII und 479 S. Berlin 1881, Oswald Seehagen. 5 Mk.

Der Verfasser liefert in vorliegendem Buche eine „deutsche Geschichte“, welche die Entwicklung der Nation nicht in der Aufeinanderfolge einer Reihe mehr oder minder wichtiger Details, sondern durch die Hervorhebung der großen Züge dieser Entwicklung darzustellen sucht. Demgemäß ist nicht, wie es sonst zu geschehen pflegt, auf die militärischen und diplomatischen Annalen das Hauptgewicht gelegt worden, sondern alle Aeußerungen der Nationalthätigkeit sind mit derselben Aufmerksamkeit behandelt worden. Nicht einzelne Persönlichkeiten oder Klassen hat der Verfasser hervorgehoben, sondern, wie er schon im Vorwort sagt, auf jene Millionen von Existenzen, welche vor uns gewesen und deren Wachsthum und Bewegung die Geschichte hervorbringen, wollte er „einen Strahl des Lichts“ werfen. So bietet dieses mit großer Wärme geschriebene Buch in seiner Art etwas Neues und verdient schon dieserhalb empfohlen zu werden; dem Politiker und Publicisten, dem Geschichtsfreund überhaupt wird es mannigfache Anregung zuführen.

* **Leon Alexandrowitsch.** Bewegte Zeiten. Roman in drei Abtheilungen aus dem letzten russisch-türkischen Kriege. 8. 370 S. Dresden und Leipzig, 1882, Heinrich Minden.

Hinter dem Pseudonym des Verfassers birgt sich angeblich eine in der deutschen wie in der russischen Aristokratie wohlbekannte Persönlichkeit. Wie dem auch sei —

das fesselnd geschriebene Buch behandelt eine Episode aus dem letzten russisch-türkischen Kriege, dessen hervorragende Persönlichkeiten treu geschildert sind. Die Capitel „Die Schipkaschlacht", „Ein Hofball im Winterpalais", „Ein Mordanfall auf den Kaiser" sind mit starker Anschaulichkeit geschrieben. In geschickter Form hebt sich der eigentliche Roman von dem geschichtlichen Hintergrunde ab und bietet eine recht spannende Lectüre. Das Buch hilft angenehm über einige Stunden hinweg.

* **F. Soennecken.** Das deutsche Schriftwesen und die Nothwendigkeit seiner Reform. Quart-Format. VI und 69 S. Bonn und Leipzig, 1881, F. Soenneckens Verlag.

Der als Erfinder und eifrigster Vertreter der „Rundschrift" weit bekannte Verfasser versucht in der vorliegenden Schrift den Nachweis, daß die sogenannten „deutschen" Schriftformen ihren Zweck als Schrift nur unvollkommen erfüllen, und daß die lateinischen Druck- und Schreibschriftformen bedeutende Vorzüge vor jenen haben. Der Verfasser hat zu diesem Zweck der Geschichte der Entwicklung der Schriften in Deutschland, Italien, Frankreich und England mit besonderer Rücksicht auf die technische Seite und dann den Beziehungen der deutschen zu den ausländischen Schriften an Ort und Stelle eingehende Studien gewidmet. Auf Grund seiner gewonnenen Erfahrungen polemisirt er hier mit großer Schlagfertigkeit und macht seine Vorschläge, die von allen Interessenten gewiß mit Aufmerksamkeit werden gehört werden.

* Emanuel Geibel hat endlich wieder ein Buch erscheinen lassen. Es ist zwar ein Werk von geringem Umfange, das er uns bietet, aber von classischem Adel der Sprache und des Gefühls. Es ist ein Sprichwort, **Echtes Gold wird klar im Feuer** (Schwerin i. M., A. Hildebrand) nach dem Vorgange der Franzosen in lockerer dramatischer Form behandelt. Der Gedanke, eine analoge Handlung an Citate aus der Iphigenie anzuschließen, ist köstlich, und die Gestalt, die diese Handlung trägt, ist groß genug angelegt, um dem Muster nicht zu erliegen. — Ein Gedicht, das wieder einmal mit dem berückendsten Luxus moderner Technik ausgestattet ist, ist **der Mönch von Montaudon,** eine provençalische Erzählung von Ludwig Weißel (Basel, Benno Schwabe). Büttenpapier, wunderschöne lateinische Lettern und als Hauptzierde Vignetten, Initialen und Kopfleisten nach Hans Holbein — dem Meister, der für ein Baseler Verlagswerk allerdings zunächst in Frage kommt. Erwähnt sei darunter auch Holbeins Marke für Adam Petris Druckerei; sie ist mit Recht auf das Titelblatt gesetzt worden, denn in der nämlichen Offizin, die jetzt die Schweighauserische heißt, ist das Werk hergestellt. Indeß über der Freude an der Ausstattung soll nicht vergessen werden, zu erwähnen, daß dasselbe interessant und formschön ist: man läßt sich gern von ihm in die bunte Fabelwelt der südlichen Provence zurückführen. — Karl Gerocks vermischte Gedichte Blumen und Sterne (Stuttgart, C. Greiner) erreichen die achte Auflage. Der stattliche Band ist noch um reichlich ein Dutzend neuer Gedichte verstärkt worden. An dem buntfarbigen Titelblatte und an dem vorgehefteten Widmungsblatte merkt man, daß das Buch hauptsächlich in Kreisen der Confirmanden u. dgl. Absatz findet. Aber Gerock ist ein so kräftiges Talent, daß man ihm auch noch stärkere Verbreitung und Anerkennung unter wirklich Urtheilsfähigen wünschen möchte.

* Wilhelm Müllers **historische Frauen** (Berlin, Julius Springer) erscheinen in zweiter Auflage, ein sehr ansehnlich ausgestatteter Band. Das interessanteste Kapitel in dem Buche ist das von Liselotte. Alle die anderen Frauen sind tausendfach gepriesen worden; aber das tapfere Weib an des Sonnenkönigs Hofe nie genug. In diesem Artikel kommt auch das prächtige Schriftstellerprofil dieser Frau scharf zur Geltung — es ist eine wirkliche Freude ihn zu lesen.

* Diese Blätter haben Wilhelm Jensen häufig als einen geehrten Gast gesehen. Es würde uns daher schlecht anstehen, wollten wir den originellen, formgewandten Dichter noch loben. Seine neueste Publikation **Stimmen des Lebens** seien also hier nur genannt: das wird jedenfalls ausreichen, um ihnen die geziemende Beachtung zu sichern. Der Verleger, Louis Ehlermann in Dresden, hat ihnen eine würdigschöne Ausstattung zu Theil werden lassen.

* Den seltsamen Titel **Hinter den Gittern** führt eine Sammlung von Studien und Erinnerungen, die Joseph Stern bei J. Bensheimer in Mannheim herausgiebt. Jener erklärt sich dadurch, daß der Verfasser die Aufsätze schrieb, während er wegen Preßvergehens an stillem Orte weilte. Der kleine Band enthält allerlei Interessantes: Literarhistorisches und mancherlei Curiositäten — u. A. ist auch der alte Schalk Lucian als Urvater Wippchens darin ausführlich geschildert. Am Umfänglichsten und Bedeutendsten ist aber entschieden eine Skizze Johannes Zieglers als Politikers. Sie ist mit schöner Wärme geschrieben; und das thut wohl, selbst wenn man sich von den dabei geäußerten Ueberzeugungen recht altmodisch angeweht fühlt. Auch Stern ist ein echter Demokrat der alten Schule. Jedenfalls ist seine Skizze äußerst interessant, schon darum, weil sie eine höchst eigenthümliche und von Grunde tüchtige Natur schildert.

* Daudets Beliebtheit in Deutschland übersteigt beinahe die Grenzen alles dessen, was man an ähnlichen Erfolgen erlebt hat. Giebt es doch Frauen, Frauen die sonst nie ein Buch kaufen, und die zum Buchhändler eilen, um sich Daudets neuesten Roman zu bestellen, sobald die erste Reclame Kunde davon in die Zeitungen bringt — was reichlich zwei Jahre vor dem Erscheinen im Buche zu geschehen pflegt. Aber schließlich ist das noch gar nichts zu dem letzten Triumphe, den der deutsche Buchhandel mit Daudets jüngstem Werke gefeiert hat: die Uebersetzung von **Numa Roumestan** (2 Bände Dresden und Leipzig, Heinrich Minden) ist früher herausgekommen als die Originalausgabe. Diese Uebersetzung ist freilich auch dementsprechend ausgefallen. Sie gehört nicht zu den Kunstwerken, worauf unsere Literatur stolz ist, sondern zu den Fabrikarbeiten — die wohl auch nothwendig sein müssen. Jedenfalls sei jeder, der Daudets fein emaillirten Stiel zu schätzen weiß, eindringlich vor der deutschen Ausgabe gewarnt; die Armen, die das Original nicht lesen können, werden aber außer der Vergröberung der Sprache auch eine beträchtliche Anzahl Fehler mit in den Kauf nehmen müssen. — Roumestan ist übrigens nicht von so packender Handlung, wie die früheren Romane Daudets: das Ganze ist eigentlich nichts als eine große Charakterskizze in Action. Daß Daudet als Gegenstand derselben eine Incarnation des französischen Südens genommen, daß er sie als Helden in die „Eroberung von Paris" durch den Süden, an die man gegenwärtig wirklich manchmal glauben möchte, mitten hineingesetzt hat, das ist ja wohl schon längst bekannt. Jedenfalls bekommt der Süden, den Daudet überhaupt geringschätzt, kein gutes Zeugniß ausgestellt.

Steffen's Volkskalender 1882. Verlag von Louis Gerschel. Berlin 1882.

Vater Steffen schickt auch diesen Jahrgang, den zweiundvierzigsten, mit frischem Muthe in die Welt hinaus. Die hübsche Ausstattung und die guten Beiträge werden dem Volkskalender die alten Freunde erhalten und gewiß neue dazu finden lassen.

Scherer, Deutscher Dichterwald. In Prachtband. Achte Auflage. Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt (vorm. Ed. Hallberger). *M.* 7.—

Diese neue Auflage der allbeliebten und allbekannten Gedichtsammlung ist wiederum in den Beiträgen und Illustrationen vermehrt worden, so daß beinahe des Guten zu viel gethan ist. — Der Herausgeber zeigt sich auch in dieser Vermehrung als ein feiner Kenner unserer deutschen Dichtungen.

* **H. Eisenhart.** Geschichte der Nationalökonomie. 8. VII. und 243 S. Jena. 1881, G. Fischer. ℳ 4.—

Dem Verfasser kam es darauf an, nicht ein forschendes sondern ein darstellendes Werk zu liefern. „Es galt ihm vor Allem, aus der Vergleichung der Zeiten und Meinungen den leitenden Faden zu finden, an dem sich die Entwicklung bewegt, das Gesetz und die Perioden desselben darzustellen, und darnach das Einzelne zu bestimmen und einzuordnen. Als der eigentliche Mittelpunkt einer zugleich forschenden Thätigkeit mußten die epochemachenden Systeme, die man bisher nur zu bereden gewohnt war, zur objectiven dogmatischen Darstellung gebracht werden, sowohl nach ihren leitenden Gedanken als ihren Erfolgen im Leben.“ — Der Verfasser wird seiner Aufgabe mit voller Gründlichkeit gerecht; er beherrscht das weitschichtige Material durchwegs und hat mit feinem Geiste verstanden, die wesentlichen, für die Entwicklung der Wissenschaft bedeutungsvollen Züge hervorzuheben. Dabei weht uns aus der trefflich geschriebenen Darstellung der warme Hauch der Begeisterung für den Stoff entgegen. Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne Anregung und reiche Belehrung empfangen zu haben, gerade in unserer Zeit der wissenschaftlichen Kämpfe wird es von besonderem Nutzen sein.

An die Redaction von „**Nord und Süd**“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Allerlee aus der Aeberlausitz. I. Bautzen. Ed. Rühl.
Arendts, Prof. Dr. Carl, Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. IV. Jahrgang Heft 1. Wien, A. Hartleben.
Asbjörnsen, P. Ch., Auswahl norwegischer Volksmärchen. Leipzig, A. Refelshöfer.
Asher's Collection of English Authors. Band 172. Hamburg, Carl Grädener.
Ascheraden, M. von, Phaläna um Meli. Leipzig, B. Schlicke.
Baumbach, Rudolf, Spielmannslieder. Leipzig, A. G. Liebeskind 1882.
Baumgarten, Dr. Joh., Der Orient. Stuttgart. Rieger'sche Verlagsbuchh.
—, Abenteurerleben in Guyana und am Amazonas. Stuttgart, Rieger'sche Verlagsbuchhandlung.
Beitzke, Dr. W., Gesch. der deutschen Freiheitskriege. Lief. 1. Bremen, M. Heinsius.
Besser, Herm., Zur Hamletfrage. Dresden, E. Pierson.
Bismarck-Kalender 1882. Minden, Wilh. Köhler. ℳ 1.
Boguslawski, Dr. G. von, Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. VIII. Nr. 6. u. 7. Berlin, D. Reimer.
Bowitsch, Ludwig, Heroiden. Neutitschein, L. V. Enders.
Buchner, Wilh., Ferdinand Freiligrath. 4. Lief. Lahr, M. Schauenburg.
—, Lief. 5. 6. 7.
Brandes, G., Moderne Geister. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt, Rosetten & Löning.
Braun-Wiesbaden, K., Der Diamanten-Herzog. Berlin, A. Hofmann & Co.
Böhlau, H., Novellen. Berlin, W. Hertz.
Catalogue de la Librairie ancienne. 1. 2. 3. 1881. Milan, U. Hopeli.
Catalogue illustré de Salon 1881. Paris, L. Laschet.
Chaillu, Paul B. du, Im Lande der Mitternachtssonne. 1. Lief. Leipzig, Ferd. Hirt & Sohn.
Corvus, M., Schwester Carmen. Schein und Sein. Leipzig, Bernh. Schlicke.
Cybulski, Dr. Ad., Geschichte der Polnischen Dichtkunst. 2 Bde. Posen, J. K. Zupanski.
Deutsches Dichterheim herausgeg. v. Paul Heinze. No. 1, 2, 3. Dresden-Striessen, P. Heinze.
Dornblüth, Dr. Fr., Johnstone's Chemie des tägl. Lebens. Lief. 4—10. Stuttgart, C. Krabbe.
Daudet, Alphonse, Numa Roumestan. Autoris. Uebersetzg. 2 Bde. Dresden, H. Minden.
Düntzer, Göthe's Dichtung und Wahrheit. Leipzig, Ed. Wartig.
—, Lessings Leben. Leipzig, Ed. Wartig.
Ehlert, Aug., Dramatische Dichtungen. Osterburg, A. Ehlert.
Engelhardt, Helene von, Wein-Album. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Flemm, W. Yrsa. Dramatisches Gedicht. Reutlingen, Carl Rupp.
Frenzel, K., Die Geschwister. 4. Bd. Berlin, Gbr. Paetel.
Freisinn, B., Renata. Dresden, E. Pierson.
Fricke, Dr. Friedr., Wilh., Die Ueberbürdung der Schuljugend. Berlin, Th. Hofmann.
Gaedertz, Karl Theodor, Gabriel Rollenhagen. Leipzig, S. Hirzel.
Gawalowski, Carl W., Lieder. Selbstverlag.
Gensichen, Otto Franz, Felicia. Berlin, Eugen Grosser.
Gerok, Karl, Palmblätter. Stuttgart, E. Greiner.
— Blumen und Sterne. „ „ „
Götzinger, Reallexikon d. deutschen Alterthümer. Heft 4—5. Leipzig, Wold. Urban.
Herbst, Wilh., Encyclopädie der Neueren Geschichte. Lief. 6—9. Gotha, Friedr. Andr. Perthes.
Hesse-Wartegg, Ernst von. Tunis, Land und Leute. Wien, A. Hartleben.
Historische Meisterwerke der Griechen und Römer. Heft 3. Leipzig, E. Kempe.
Hohenzollern und das deutsche Vaterland. Lief. 15. 17. München, Fr. Bruckmann.
Illustrirtes Conversations-Lexikon der Gegenwart. Lief. 11. Leipzig, Otto Spamer.
Jensen, Wilh., Stimmen des Lebens. Dresden, L. Ehlermann.
Kalchberg, Dr. Jos., Freiherr von, Mein politisches Glaubensbekenntniss in Gedenkblättern aus einer achtzigjährigen Pilgerfahrt. Berlin, Th. Grieben.

Keferstein, Pädagogische Studien. Cöthen, Paul Schettlen.
Keim, Franz, Die Meisterschüler. Lustspiel in 3 Acten. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Kielland, Alexander, Ausgewählte Novelletten. Wien, A. Hartleben.
Kiepert, Heinrich, Karte von Algerien und Tunesien. Berlin, D. Reimer.
Klosterzell, Kathi von, Ella, das Judenkind. Zeitroman. 3 Bde. Berlin, J. G. Wohlgemuth.
Koner, Dr. W., Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Bd. XVI. Heft 4/5. Berlin, D. Reimer.
Koechly, Hermann, Cäsar und die Gallier. Heidelberg, Winter's Univ.-Buchhandlung.
Koenig, Robert, Deutsches Frauenleben im deutschen Liede. Oldenburg, Gerh. Stalling.
Kretschmer, Alb., Die Trachten der Völker. Lief. 18—21. Leipzig, J. G. Bach.
Kuntze, Dr. Otto, Um die Erde. Reisebericht eines Naturforschers. Leipzig, P. Frohberg.
Leander, Rich., Träumereien an französischen Kaminen. Prachtausgabe. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Linke, O. Milesische Märchen. Leipzig, Carl Reissner.
Maler Müller, Faust's Leben. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Manteufel, Erna von, Monogramm-Album. Heft 2. Harburg, Gust. Elkan.
—, Filet-Guipure-Album. Heft 2. Harburg, Gust. Elkan.
Marterstelg, Max, Jelta und Ruben. Leipzig, A. G. Liebeskind 1881.
Mohn, V. P., Kinder-Lieder und Reime. Berlin, Georg Stilke.
Moldenhauer, E. F., Theodor. Das Weltall und seine Entwickelung. 1. Lieferung. Köln, Ed. H. Mayer.
Müller, Otto, Der Professor von Heidelberg. 2. Bd. Stuttgart, Ad. Bonz u. Co.
—, Wilhelm, Historische Frauen. Berlin, Julius Springer.
Musenalmanach für 1882. Herausgegeben von Paul Heinze. Dresden-Striesen, P. Heinze.
Müller, Wilh., Reichskanzler Fürst Bismarck. Stuttgart, Carl Krabbe.
Nordau, Max, Vom Kreml zur Alhambra. 2 Bde. Leipzig, Bernhard Schlicke.
Oeberländer, Rich., Fremde Völker. Lief. 1. Leipzig, Jul. Klinckhardt.
Olfers, W. Vielliebchen. Berlin, G. Stilke.
Peschler, E., Johann Ludwig Runeberg. Stuttgart, J. B. Metzler.
Philipp, Peter, Im Strome der Zeit. Wien, L. Rosner.
Raich, Dr. J. M., Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. 2 Bde. Mainz, Franz Kirchheim.
Richter, Herm. Emanuel, Geschichte der deutschen Nation. Berlin, Oswald Seehagen.
Rosegger, P. K., Die Schriften des Waldschulmeisters. 3. Aufl. Wien, A. Hartleben. ℳ 6 —
Rosegger, P. K., Aus dem Walde. Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend. Mit Illustrationen. 2. Aufl. Wien, A. Hartleben.
Rosen, Kathinka Freifrau von, Leitfaden für Krankenpflegerinnen. Wien, Georg P. Faesy.
Rosenberg, W. L., Lieder und Gedichte. Frankfurt a. M., R. Morgenstern & Co.
Rückerts, Friedrich, Gesammelte poetische Werke. Lief. 1. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer.
—, Leid und Lied. Frankfurt a/M., J. D. Sauerländer.
Ruge, Arnold. Geschichte unserer Zeit von den Freiheitskriegen bis zum Ausbruche des deutsch-französischen Krieges. Heidelberg, C. F. Winter'sche Verlagsbuchhandlung.
Salomon de Caus, Ein Drama in fünf Acten. Stettin. Herrke & Lebeling.
Soennecken, F., Das deutsche Schriftwesen und die Nothwendigkeit seiner Reform. Bonn, F. Soennecken.
Schröer, K. J., Faust von Goethe. Heilbronn, Gebr. Henninger.
Schwarz, Dr. Bernhard, Algerien. Leipzig, Paul Frohberg.
Schweiger-Lerchenfeld, Der Orient. Lief. 16—22. Wien, A. Hartleben.
Schüler, Aug. Deutscher Volksspiegel. Bremen, E. Ed. Müller.
Stehlke, Fr., Goethe's Briefe. Berlin, G. Hempel.
Stern, Josef, Hinter den Gittern. Mannheim. E. Bensheimer.
Sturm, Jul., Märchen. Illustrirt v. Olga Fialka, Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Taubert, E., Der Antiquar. Berlin, Walter und Apolant.
Tandem, Carl Felix, Prometheus und Epimetheus. Aarau, H. L. Sauerländer.
Taylor, Bayard, Die Dichtung in Bildern. (Ausgew Schriften, I. Bd.). Leipzig. Th. Grieben.
The Imperial Dictionary of the English Language. Leipzig, Th. Twietmeyer.
Umlauft, Dr. Friedr., Die Oesterreich-Ungarische Monarchie. 1. 2. Lief. Wien, A. Hartleben.
Uphues, Dr. Carl, Die Definition des Satzes. Landsberg, H. Schönrock.
Verne, Julius, Die Jangade. Achthundert Meilen auf dem Amazonenstrom. Autoris. Ausg. 2 Bde. Wien, A. Hartleben. ℳ 7. —
Voss, Richard, „Bergasyl". Frankfurt, E. Könitzer.
Waldberg, Dr. M. R. von, Studien zu Lessings Styl. Berlin, H. W. Kühl.
Weissel, Ludwig, Der Mönch von Montaudon. Basel, Benno Schwabe.
Wessely, J. G., Klassiker-Bibliothek der bildenden Künste. Heft 3. 4. Leipzig, Bruno Lemme. ℳ —.60.
Zdekauer, Dr. K. Ritter von, Kriegs- und Friedensfahrten. 2 Bde. Wien u. Teschen. Karl Prochaska.
Zitelmann, E. Gedichte. Berlin, W. Hertz.
Zolling, Th., Reise um die Pariser Welt, Stuttgart, W. Spemann.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.
Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Inhalts-Verzeichniß

von

„Nord und Süd."

Eine deutsche Monatsschrift

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin. Verleger: S. Schottlaender in Breslau.

18 Bände Lex. 8⁰ à 27—30 Bogen auf elegantem Papier, mit je 3 Kunstbeilagen (Portraits) in Kupfer-Radirung.

In feinsten Original-Einbänden mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck.

Preis pro Band gebunden 8 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Inhalt des ersten Bandes.

April — Mai — Juni 1877.

Mit den Porträts von W. Riehl, A. Wilbrandt, E. Geibel. Radirt von J. L. Raab und Sonnenleiter.

Inhalt des zweiten Bandes.

Juli — August — September 1877.

Mit den Porträts von Victor Hugo, L. Anzengruber, Fr. Liszt. Gestochen von Meyer, Sachs und Römer

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

Inhalt des elften Bandes.

October — November — December 1879.

Mit den Porträts von Ernst Dohm, J. von Doellinger und Adolf Menzel. Radirt von W. Krauskopf, Wilhelm Rohr und Paul Halm.

Inhalt des zwölften Bandes.

Januar — Februar — März 1880.

Mit den Porträts des Fürsten Bismarck, von Karl von Holtei und Franz von Dingelstedt. Radirt von Paul Halm und W. Krauskopf.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

April — Mai — Juni 1880.

Mit den Porträts von Theodor Fontane, Alfred Meißner und Emile Zola. Radirt von W. Krauskopf, W. Rohr und Paul Halm.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Inhalt des sechszehnten Bandes.

Januar — Februar — März 1881.

Mit den Porträts des Grafen Moltke, von Franz v. Holtzendorff und M. Lazarus. Radirt von Paul Halm u. W. Krauskopf.

Inhalt des siebzehnten Bandes.

April — Mai — Juni — 1881.

Mit den Porträts des Kaiser Wilhelm, von Felix Dahn und Paul Meyerheim. Radirt von D. Raab, W. Rohr und Paul Halm.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

Juli — August — September — 1881.

Mit den Porträts von Ferdinand Hiller, Anton von Werner und Eduard von Hartmann. Radirt von W. Krauskopf und W. Rohr.

Inhalt des neunzehnten Bandes.

October — November — Dezember 1881.

Mit den Porträts von Adolph L'Arronge, Hermann Helmholtz, Hermann Hettner. Radirungen von W. Rohr und W. Krauskopf.

Verzeichniß

der Beiträge in

Nord und Süd.

Herausgegeben von

Paul Lindau.

Band I–XVII.

Breslau,
S. Schottlaender.

Inhalt des dritten Bandes.

October — November — December 1877.

Mit den Porträts von Paul Heyse, W. Lübke, M. Carriere. Radirt v. J. L. Raab.

Inhalt des vierten Bandes.

Januar — Februar — März 1878.

Mit den Porträts von Georg Ebers, Wilhelm Busch, Arnold Böcklin. Radirt von Raab, Hecht und Schick.

Inhalt des fünften Bandes.

April — Mai — Juni 1878.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach u. Heinrich Laube. Radirt von H. Sachs, Hans Meyer und J. Sonnenleiter.

Inhalt des sechsten Bandes.

Juli — August — September 1878.

Mit den Porträts von Joseph Victor von Scheffel, Emil du Bois-Reymond, Karl Gutzkow. Radirt von H. Sachs, Goupil & Co. und D. Raab.

Inhalt des siebenten Bandes.

October — November — December 1878.

Mit den Porträts von Max Müller, Iwan Turgénjew, Richard Wagner. Radirt von D. Raab, B. Mannfeld und J. L. Raab.

Inhalt des achten Bandes.

Januar — Februar — März 1879.

Mit den Porträts von Eduard Hanslick, Hans Hopfen, Wilhelm Jensen. Radirt von Halm und D. Raab.

Inhalt des neunten Bandes.

April — Mai — Juni 1879.

Mit den Porträts von Emile Augier, Anton Rubinstein und Johannes Huber. Radirt von B. Mannfeld und D. Raab.

Inhalt des zehnten Bandes.

Juli — August — September 1879.

Mit den Porträts v. Alexandre Dumas fils, Gustav Freytag und Reinhold Begas. Radirt von B. Mannfeld, Paul Halm und D. Raab.

Inhalt des elften Bandes.

Inhalt des zwölften Bandes.

Inhalt des dreizehnten Bandes.

Inhalt des vierzehnten Bandes.

Juli — August — September 1880.

Mit den Porträts von Ludwig Knaus, C. F. Lessing und Kuno Fischer. Radirt von W. Krauskopf, J. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

Inhalt des fünfzehnten Bandes.

October — November — December 1880.

Mit den Porträts von Bret Harte, A. Achenbach, und Friedrich Spielhagen. Radirt von J. L. Meyer und Wilhelm Rohr.

Rundreisen im Norden

mit

Rundreisebilletten

durch

Dänemark, Schweden

und

Norwegen.

Berlin.
Druck von Rudolf Mosse.
1881.

Rundreisen im Norden.

Wegweiser für Diejenigen,

die sich der

Rundreise-Eisenbahn-Billette

bedienen für die Fahrt durch

Dänemark, Schweden und Norwegen.

Nach dem Norden! ja gen Norden wendet sich jetzt der Touristenstrom mehr und mehr, und mit Recht, denn hat man auch den Rhein befahren, die Schweiz durchwandert, deren schneegekrönte Alpen mit ihren Gletschern bestiegen, unter Italiens blauem Himmel geweilt, seine sonnigen Gefilde und reichen Kunstschätze geschaut, und des Morgenlandes zauberische Märchenwelt bereist, so werden all' diese bunten Bilder sich doch erst zu einem vollständigen Ganzen einen, wenn dazu des Nordens ernstes, stimmungsvolles Bild gekommen ist. Es wird sich ihnen nicht nur würdig anreihen, sondern in seiner urwüchsigen Natur so mächtig gegenübertreten, daß für den, der es geschaut, die Erinnerung an dasselbe ein treuer und lieber Begleiter durch das Leben bleiben und den Wunsch, die Nordfahrt zu wiederholen, rege erhalten wird.

Dänemark mit seinen, sich lieblich in den blauen Fluthen des Oeresunds spiegelnden, herrlichen Buchenwäldern;

Schweden, das Land Gustav Adolph II., Carl XII. und der Entdecker der Nordost-Passage, mit seinen freundlichen Birken- und dunklen Tannenwaldungen, blauen Seen, eilenden Elfven, brausenden Wasserfällen und seinen hellen Sommernächten;

Norwegen mit seinen schroff in's Meer hinausragenden, mit ewigem Schnee bedeckten Klippen, seinen stimmungsvollen Fjorden, seinen waldbewachsenen Fjellen und seinem sich aus der kalten Umarmung des Eismeeres, gleich einem Riesen erhebenden, vom fahlen Lichte der Mitternachtssonne beleuchteten Nord-Kap haben bisher noch nicht in dem Maße die Beachtung der Touristen erweckt, wie es ihre so groß angelegte Natur wohl verdient. Und doch reist man in diesen Ländern mit gleicher Leichtigkeit, gleich billig und ungefährdeter, als anderswo, außerdem sind für die Bequemlichkeit der Reisenden in jeder Beziehung die vorzüglichsten Anordnungen getroffen. Was den Aufenthalt daselbst aber besonders angenehm und werth macht, ist die allbekannte Gastfreundschaft und das freundliche Entgegenkommen der nordischen Völker gegen Fremde, welcher Nation sie auch angehören mögen. Mit vollem Rechte haben Touristen derselben in ihren Reiseberichten Erwähnung gethan und Anerkennung und Dank gezollt. Um aber unsererseits, soviel es der beschränkte Raum erlaubt, dazu beizutragen, daß die Reise den von ihr gehegten Erwartungen entsprechen möge, erlauben wir uns in Nachfolgendem einige derjenigen Punkte, die besonders sehenswerth sind, oder an die sich interessante Erinnerungen knüpfen, zu bezeichnen.

I.

Die Eisenbahnfahrt von Altona nach Fredrikshavn.

Das letzte Signal ist verklungen, der Zug eilt dahin den Weg gen Norden. Nachdem wir an wechselnden Szenerien von fruchtbaren Niederungen, industriellen Etablissements und belebten Eisenbahnstationen vorüber, durch die Herzogthümer Holstein und Schleswig gefahren sind, gelangen wir an die Grenze Jütlands, wo in Fredericia

ein Aufenthalt gemacht wird. Die gebotene Zeit benutzen wir, um uns durch eine in der vorzüglichen Bahnrestauration einzunehmende Mahlzeit zu stärken. Diejenigen, welche hier verweilen wollen, finden bei einer Promenade um die Wälle eine schöne Aussicht über den kleinen Belt nach der Insel Fünen, nach welcher man auch mit dem, die Kommunikation unterhaltenden Dampfer eine Ueberfahrt binnen fünfzehn Minuten machen kann. Von Fredericia geht die Bahn, sich am Strande des Veilefjords hinziehend und eine prächtige Aussicht über den mit herrlichen Waldungen umkränzten Fjord gewährend, nach Nordwest weiter zur Stadt „Veile“ mit einer reizenden Lage an der Mündung des Veileflusses. Von hier fährt die Bahn nach den Städten „Horsens“ und „Skanderborg“. Es lohnt sehr der Mühe, von letztgenanntem Orte einen Abstecher mit der Zweigbahn nach der wegen ihrer lieblichen Lage und schönen Umgebung viel besuchten Station „Silkeborg“ zu machen. Die Fahrt über den schönen See ist sehr lohnend, man gelangt auf ihm ungefähr zehn Kilometer von Silkeborg zum Fuße des Himmelsberges, Dänemarks höchstem Berge. Für die Besteigung desselben ist die Abendzeit die geeignetste; erlaubt es die Zeit, so übernachte man in dem auf der Spitze des Berges belegenen Gasthause, wo man eine gute Restauration findet. Die Stille auf diesem einsamen, hoch über Wald und See belegenen Punkte ist wunderbar ergreifend, dazu gewährt die aufgehende Sonne ein prächtiges Schauspiel, wie sie, emporsteigend aus den das Thal wie ein Meer umfluthenden Nebeln, diese mit ihren Strahlen allgemach verscheuchend, Wald und See goldig übergießt.

Von Skanderborg kommen wir nach Aarhuus, einer der ältesten Städte Jütlands, mit dem besten am Kattegatt belegenen Hafen und einer schönen, gothischen Domkirche. In den schönen Niederungen sehen wir auf der Weiterfahrt das im niederländischen Renaissance-Stil aufgeführte Schloß Friisenborg. Dann passiren wir Langaa, wo sich die west-jütländische Bahn abzweigt und gelangen nach Randers, am größten dänischen Flusse, der „Gudena“ gelegen, und darauf nach Aalborg, der alterthümlichst aussehenden dänischen Stadt. Nun geht es auf einer mit Ueberwindung von unsäglichen Schwierigkeiten hergestellten sechshundert Meter langen Eisenbahnbrücke über den Limfjord nach dem am nördlichen Strande desselben belegenen Norre Sundby. Weiter vorbeieilend an verschiedenen Stationen erreichen wir, angeweht von erfrischender Meeresluft und mit einem Blick auf die See mit den in der Ferne dahinziehenden Schiffen, die Endstation „Fredrikshavn“, den Einschiffungsort nach Norwegen und Schweden.

II.

Die Ueberfahrt von Fredrikshavn nach Gothenburg.

Der uns nach Schweden über das Kattegat tragende Dampfer, ein rasches, seetüchtiges Schiff, bringt uns in kaum fünf Stunden bis in den Mittelpunkt der bedeutendsten Hafen- und Handelsstadt Schwedens, „Gothenburg“. Auf offener See befinden wir uns (während der Ueberfahrt zu ihr) kaum drei Stunden, und da in den Sommermonaten selten stürmisches Wetter ist, haben wir wenig von der so verabscheuten Seekrankheit zu fürchten, sondern können uns ungetrübt dem Genusse der frischen und besonders nach einer längeren Fahrt zu Lande so wohlthuenden Seeluft hingeben. Oft ist diese große, die Verbindung zwischen Ost- und Nordsee bildende Straße von Hunderten von Seglern und Dampfern belebt und gewährt dies besonders Demjenigen, der das Meer nie oder nur selten befahren hat, anregende Unterhaltung, so daß die Stunden der Seereise ihm viel zu schnell schwinden. Der Anblick der öden, kahlen Scheeren, die bald in engeren Gruppen, bald isolirt hier und da aus dem Meere mehr oder weniger hervorragen, mahnen uns daran, daß wir nun bald unseren Fuß auf nordischen Boden setzen werden. Schützen diese Scheeren einerseits die schwedische Küste gegen das Anstürmen des Meeres, so sind sie andrerseits dem Seefahrer verderbenbringend. Wohl erheben sich warnend eine Menge Leuchtthürme auf gefahrdrohenden Klippen, unter denen links von unserer Fahrstraße das Licht auf dem eisernen Thurme auf „Hamneskär“ vor den gefährlichen „Paternoster-Scheeren“, und weit ab nach rechts die glänzenden Lichter von zwei Thürmen vor den bösen „Nidingarne“ (die Niederträchtigen oder Hinterlistigen) warnen. Ihre Namen bezeichnen ihren Charakter deutlich genug. Wehe dem Schiffe, dessen Steuerruder in stürmischer, dunkler Winternacht in keiner so starken und sicheren Hand wie der unseres Lootsen ruht!

Nach kurzer, interessanter Fahrt durch die Scheeren sind wir auf der „Göta-Elf“, der Rhede und dem Hafen unseres Landungsortes Gothenburg.

III.

Gothenburg.

Gothenburg, belegen am nördlichen Ausflusse der Göta=Elf, wurde im Jahre 1618 von dem großen Könige Gustav Adolph II. gegründet. Es zählt jetzt, nach in jüngster Zeit vorgenommener Volkszählung, gegen achtzigtausend Einwohner. Man sieht es der Stadt sofort an, daß bei ihrer Anlage die Holländer mit thätig waren; sie ist in regelmäßige, von Kanälen, die ihren Zufluß aus dem Säveflüßchen erhalten, durchschnittene Quartiere getheilt, in denen sich jetzt das Geschäftsleben der Stadt konzentrirt hat. Ihr geschäftlicher Verkehr ist sehr bedeutend und gewinnt jährlich an Umfang, zu dem die aus einer Privatunternehmung hervorgegangene, 486 Kilometer lange, von Gothenburg bis Fahlun reichende „Bergslagernas"=Eisenbahn bedeutend beiträgt. Mit den bedeutendsten Seehäfen Europas unterhält sie direkte Dampfschiffs=Verbindungen und die Flaggen von Segelschiffen aller seefahrenden Nationen flattern in ihrem Hafen, die Produkte des Landes fort= oder die aller Zonen der Erde ihr zuführend. Auch die Industrie ist von ziemlichem Umfange. Gothenburg hat bedeutende Baumwoll=Spinnereien und Webereien, Segeltuchfabriken, großartige mechanische Holzbearbeitungs=Fabriken nach amerikanischem Muster, mechanische Werkstätten für Geräthschaften und für den Bau eiserner Dampfschiffe, Zuckerfabriken, Porter=Brauereien u. s. w. Eine für den Gesundheitszustand der Bevölkerung segensreiche Anlage ist die auf Kosten der Kommune hergestellte Wasserleitung, die nicht allein ihr schönes, trinkbares Wasser einem Jeden unentgeltlich, soviel er dessen bedarf, liefert, wenn er auch weit ab in den Vorstädten wohnt, sondern auch die Reinlichkeit auf Höfen, Plätzen und die Sauberkeit in den Straßen erhält, die uns gleich beim Eintritt in die Stadt angenehm berührt, und die frühere so große Feuersgefahr in den aus hölzernen Gebäuden bestehenden Theilen der Vorstädte auf ein Minimum herabgedrückt hat. Von den vielen reichdotirten Stiftungen sind zu nennen: Technische Schulen, die Navigationsschule, Freimaurer=Waisenhaus, Kinder=Krankenhaus, Krankenhaus für unheilbare Kranke, Arbeiterwohnhäuser, Stiftungen für „pauvres honteux" und alte Dienstboten, das Handels=Institut, die Rehnström'sche Badeanstalt, u. s. w. Für das leibliche Wohlbefinden der Reisenden wird bestens gesorgt in den Hotels erster Klasse „Göta Källare", „Haglund's Hotel" und „Hotel Christiania", außerdem in den einfacheren „Kung Karl", „Hotel Garni" und „Hotel Royal". Unter den Sehenswürdigkeiten empfehlen wir besonders das „Museum Gothenburgs". Es ist sehr reich an interessanten Schätzen aus der Thierwelt, an Konchylien, Mineralien u. s. w., die außerordentlich übersichtlich und schön geordnet sind. Es enthält auch unter Anderm ein Unikum, das Präparat eines großen in der Nähe Gothenburgs gefangenen Walfisches, das diesen in seiner vollen Größe zeigt. Man hat die Haut über ein der natürlichen Form des Thieres entsprechendes Gestell gespannt. Dieses sowie die Aufstellung des Skeletts und die Konservirung der werthvollen inneren Theile haben einen bedeutende Kostenaufwand erfordert. Das Gebäude selbst zeigt in seiner äußeren Form und seinem Aussehen sich noch heute fast ganz so, wie es die „Schwedisch=Holländisch=Ostindische Handels=Kompagnie" seiner Zeit für ihre Bureaux und Niederlagen aufgeführt hat. Die in der Nähe desselben belegene Kirche ist die sogenannte deutsche Kirche. Ihr wurden von der Königin Christine noch heute bestehende Privilegien bewilligt, die neben dem schwedischen Gottesdienst die Abhaltung desselben in deutscher Sprache sichern; sie führt auch den Namen der Königin, also „Christinae=Kyrka".

Zu Wagen unternehme man eine Fahrt um die Stadt und zwar in der Art, daß man zuerst nach dem neuen Kirchhofe fährt. Dieser liegt malerisch zwischen Hügeln und es befinden sich auf demselben viele Denkmäler, unter anderen dasjenige des berühmten Bildhauers Folgelberg, der die den Markt schmückende prächtige Statue Gustav Adolph's und die vor dem neuen Theater im Parke aufgestellte Gruppe der „Bältespännare" (Ringer) modellirt hat, und ferner das des Wohlthäters der Stadt, „Sven Rehnström". Beide Denkmäler sind von den Gothenburgern ihren berühmten Mitbürgern errichtet. Von hier fahren wir auf dem sogenannten dänischen Wege weiter bis „Oefveras", der Villa des Herrn James Dickson, machen noch, wenn uns großartige Obstzucht interessirt, seinen Treibhäusern einen gern gestatteten Besuch und versäumen nicht,

den sich aus den Gartenanlagen desselben erhebenden Berg bis zur Spitze, die durch eine Flaggenstange bezeichnet ist, zu besteigen. Wir haben von diesem Punkte, besonders bei Abendbeleuchtung, eine prächtige Aussicht über ringsum aus Laubbäumen hervorragende Villen, Hügel, Thäler, die Stadt, die Göta-Elf und bis hinaus zum Meere. Von hier aus wurde im Jahre 1851 die totale Sonnenfinsterniß von englischen Astronomen beobachtet, an welches Ereigniß folgende an einem Felsen befindliche Inschrift erinnert:

At this place
The Solar Eclipse of 28. July 1851
was observed by
S. B. Cùry Astromer Royal
af
Greenwich.

Eine kurze Strecke von Oefveras liegt die „Oergryte-Kirche", deren idyllisch belegener Kirchhof schöne Grabdenkmale in Marmor u. s. w. aufweist; unter diesen auch einen Obelisken von Granit, der auf Porphyrplatten der Nachwelt verkündet, daß er von Mitbürgern und Freunden zur Erinnerung an den Stifter der ersten Sparbank in Schweden, Eduard Ludendorff, geboren in Stettin 1790, gestorben in Gothenburg 1824, errichtet worden ist. Auf dem Rückwege kommen wir an der in einem Garten belegenen Restauration „Lorenzberg" vorbei, die uns zum Ausruhen Gelegenheit bietet, fahren dann durch die außerordentlich gut unterhaltenen, fast die ganze Stadt umgebenden, mit Blumenbeeten und schönen Gartenanlagen begrenzten Alleen, durch die neuen Stadttheile mit ihren stolzen Gebäuden bis zu dem terrassenförmig sich erhebenden sogenannten „Embetsmanna"- (Beamten) Quartier, über welches das mächtige Wasser-Reservoir der Wasserleitung hinausragt, durch die neuen Arbeiter-Quartiere und weiter nach dem „Stottsskogen", früher ein wüster, unwirthlicher Wald, jetzt prächtige Parkanlagen mit Eichen und anderen Laubbäumen, Seen, künstlichen Quellen und Springbrunnen. Von einer nicht schwer zu ersteigenden Anhöhe hat man eine Aussicht über die Klippen und das Meer und weit hinein in's Land, die ganz unbeschreiblich schön ist. Einige Abendstunden kann man angenehm in dem nahe bei den erstgenannten Hotels gelegenen schönen Gartenanlagen („Trädgärden") des Garten-Vereins zubringen. Man findet dort eine allerliebst belegene Restauration, ein zahlreiches Damen- und Herren-Publikum und gute Musik.

In diesem Garten befindet sich auch ein großartiges aus Glas und Eisen aufgeführtes Orangerie-Gebäude, das sowohl für Laien wie für Botaniker viel Schönes enthält. Auch eine Fahrt nach dem Delsjö ist anzuempfehlen. Man bekommt auf dieser die erste Idee von nordischer Natur! Einen Nachmittag sollte man zu einem Besuche des nicht weit von Gothenburg belegenen kleinen Seebades „Langedrag" anwenden. Man hat von dem Altane des dort belegenen Cafés „Miramar" den prächtigsten Anblick des Meeres und der Scheeren bei Sonnenuntergang.

Wer jedoch einen Tag übrig hat, der besuche jedenfalls den in zwei Stunden per Dampfschiff zu erreichenden vielbesuchten Badeort „Marstrand", dem man mit vollem Rechte den Beinamen „Madeira des Nordens" gegeben hat. Ein Bad in dem klaren, durchsichtigen Wasser ist köstlich und eine Fahrt auf das Meer hinaus in den bequemen schönen Segelbooten wunderbar belebend; interessant und erheiternd ist auch das Fischen; man findet beständig dazu vollständig ausgerüstete Boote und gewinnt dem Meere mit Leichtigkeit eine Menge verschiedenartiger Fische ab, wie sie ein Fremder vielleicht noch nie gesehen hat.

Endlich lenken wir noch die Aufmerksamkeit auf das sogenannte „Gothenburg-System" für den Ausschank und den Detail-Verkauf von Spirituosen. Es besteht darin, daß dieser Kleinhandel ganz in den Händen der Kommune liegt, die dann den vollen Gewinn zum Besten derselben verwendet. Dieses System hat nicht allein in den meisten schwedischen Städten, sondern schon vielfach auch im Auslande Nachahmung gefunden.

IV.

Von Gothenburg nach Christiania.

In den bequem eingerichteten Wagen der Bergslagernas=Eisenbahn begeben wir uns auf die Fahrt. Unser erstes Ziel ist „Trollhättan“. An dem Ufer der Göta=Elf entlang fahrend, zeigt sich uns mehr und mehr der nordische Naturcharakter in seiner Eigenthümlichkeit. Es wechseln hohe und schroffe kahle Felsen mit waldbewachsenen Hügeln und grünen Thälern, lose, große Felsblöcke durcheinander gewühlt, bald auf den Gipfeln der Berge wie in der Schwebe liegend, bald am Fuße derselben, zeugen von der Wirkung der Gletscher, die einst das ganze Land bedeckten. Einen das Thal bei „Velanda“ überbrückenden, prächtigen Viadukt passirend, kommen wir rasch nach „Trollhättan“.

Die wunde.bar schöne, große und erhebende Naturpracht hier auch nur annähernd mit Worten zu schildern, dazu ist unsere Feder viel zu schwach und uns auch der Raum zu knapp zugemessen. Nur durch eigene Anschauung ist es möglich, den Zauber, der hier herrscht, in sich aufzunehmen; so, wie schon in unvordenklicher Zeit, als man diesen Wasserfällen mit ihren Umgebungen den Namen „Trollhättan“ — („Zauberkappe“) — beilegte, so wirkt er ja noch heute. Will man diesen Zauber voll und ganz genießen, dann lasse man sich von Führern oder Anderen nicht verleiten, sich sofort auf den Thurm des im Walde recht schön belegenen Belvederes zu begeben, sondern wähle zuerst den großen an dem Kanale entlang führenden Weg bis zu den unteren Schleusen und lasse sich nach Besichtigung derselben den Fußweg, der durch den Wald an den großen natürlichen Bassins vorbei und dicht an den Fällen hinauf führt, geleiten; nur dann wird die Wirkung dieses großen Wunders der Natur eine vollständige sein! Oben angelangt, führt uns eine leichte, über dem wilden Wasser schwebende Brücke auf eine kleine mitten in den Stürzen liegende Felseninsel; Staunen und Schauer werden uns hier ergreifen!

Haben die Wassermassen sich hier, von den Seen herabstürmend, in jahrtausende langem Kampfe mit den Felsen ihren Weg gebahnt, so zeigt sich uns, diesen Schöpfungen der Naturkräfte gegenüber, groß und schön, was des M•nschen Geist zu erdenken vermag, was menschlicher Muth im Verein mit Unverzagtheit, Fleiß und Ausdauer zu vollbringen vermögen. Es ist ein stolzes Denkmal, das schwedische Wissenschaft und die Kunst schwedischer Ingenieure sich hier errichtet haben, der „Trollhätta=Kanal mit seinen Schleusen“. 1793 begonnen, wurde er im Jahre 1800 vollendet. Zur Seite dieses ersten, des sogenannten alten Kanals, dessen vier Schleusen in die Grausteinfelsen hineingesprengt sind, wurde 1844 ein neuer, breiterer Kanal mit zehn Schleusen, die mit behauenen Granitblöcken eingefaßt sind, angelegt. Durch dieses großartige Werk ist den Schiffen ein Weg gebahnt worden quer durch das Land, vom Ost= bis zum Westmeere. Ein eigenthümliches Schauspiel gewähren die von Schleuse zu Schleuse allgemach zu Berge steigenden Schiffe. Auf einer Anhöhe oberhalb der alten Schleusen liegt ein kleiner Pavillon, von dem aus man einen vortrefflichen Ueberblick über diese hat. Tausende haben jährlich Trollhätta besucht, sie, sowie alle die Tausende Touristen, die noch dorthin wallfahrten werden, werden sich Zeit ihres Lebens mit Freuden an das dort Gesehene und Empfundene erinnern. Es bedarf dafür keines rothen Kreuzes in unserem Bädeker oder anderen Reisehandbüchern. Nahe der obersten Schleuse, der letzten, liegt ein gutes Hotel.

Nach einem Aufenthalte von einem Tage fahren wir weiter bis zur Station „Mellerud“, wechseln den Zug und setzen die Reise auf der Dalslands=Bahn fort. Wir empfehlen hierbei einen Extra=Ausflug, der überreichlichen Ersatz für den kleinen Kostenaufwand gewährt. Dieser besteht in einer vierundzwanzig Stunden währenden Dampfschifffahrt auf dem Dalslands=Kanal. Wir passiren waldbewachsene Felsenpartien, schäumende Wasserschnellen, lachende Thäler und liebliche waldumsäumte Seen. Der interessanteste Punkt ist bei „Hafverudsbruk“, wo die Dampfer mittelst einer kunstvoll konstruirten Einrichtung, wie in einer Schüssel in der Luft schwebend, Hindernisse überwinden. Am östlichen Strande, der Perle unter den Seen Dalslands, des „Laxsees“ liegt das wunderschöne „Baldersnäs“, nördlicher liegen Billingsholm und Billingsfors. Will man diese schöne Tour machen, so fahre man von Mellerud gleich weiter bis zur nächsten Station an der Bergslags=Bahn „Köpmannabro“ und besteige dort den Dampfer, um mit ihm bis „Westra=Ed“ an der Dalslands=Bahn zu fahren, wo man rechtzeitig anlangt, um die Rundreise

mit den für diese giltigen Billets wieder aufzunehmen. Von Westra=Ed, dem schönsten Orte an der Dalslands=Bahn, geht es weiter bis zur letzten schwedischen Station „Mon", wo das Mittagessen eingenommen wird. Nun geht's über die norwegische Grenze, und bei einem Blicke auf den prächtigen „Högen=Sund" über die großartigen Brückenpartien des „Lysedals" zur Station „Prestebacka". Durch dieses romantische Thal konnte man die Bahn nur dadurch führen, daß man ihr einen Weg durch Felsen brach. Während die Schönheit der Landschaft unseren Blick gefangen hält, eilen wir längs den Felsenwänden der Feste „Fredriksften", wo der tapfere Held Karl XII. fiel und woselbst ihm ein Denkmal errichtet ist, dahin nach „Fredrikshald" (Zoll=Revision). Von dem herrlich belegenen Fredrikshald läuft die Bahn an dem Iddefjord entlang, schöne Fernblicke gewährend, geht durch mehrere Tunnel und führt über eine, aus mehreren aufeinander ruhenden Abtheilungen bestehende Brücke über den berühmten Wasserfall „Sarpsfors", dessen zwanzig Meter hoher Fall sich besonders in den Monaten Mai und Juni durch seine Wassermenge auszeichnet. Bald darauf passirt der Zug die Stationen „Sarpsborg", „Fredrikstad" und „Moß" und nähert sich dann unserem ersten Ruhepunkte auf der norwegischen Tour. Man wähle von Moß ab seinen Platz auf der linken Seite des Coupés, denn dieser gewährt den prächtigen Anblick des „Bundefjords", der Inseln im Christiania=Fjord und dem weit drüben an demselben liegenden lieblichen Königlichen Lustschlosse „Oskarshall". Während wir am Strande hinfahren, erblicken wir den Hafen Christianias und die Stadt selbst. Nachdem wir noch kurz zuvor an den Ueberresten der alten nordischen Stadt „Oslo", von der die ausgegrabenen Mauern ihrer Häuser erzählen, vorübergekommen und über die „Akerselv" gefahren sind, hält der Zug auf dem Central=Bahnhofe in Christiania.

V.

Christiania und seine näheren Umgebungen.

Als Hotels erster Klasse bezeichnen wir: „Hotel Viktoria", „Grand Hotel", „Hotel Royal" und „Hotel Skandinavie".

Die Stadt, die zu Anfang unseres Jahrhunderts nur 10,000 Einwohner hatte, zählt jetzt deren circa 115,000. Eine herrliche Lage, reizende Umgebungen, die zu Ausflügen zur See und zu Lande einladen, sowie die zu Gebote stehenden vielen Sehenswürdigkeiten bieten dem Reisenden während seines Aufenthalts daselbst vielfache Abwechselung. Man erhält hier bereits einen Vorgeschmack von Norwegens so reicher und großartiger Gebirgsnatur. Eine der schönsten Partien in Christiania ist die „Karl Johans=Straße", welche nach dem auf einer Anhöhe liegenden Königlichen Schlosse führt. Ferner heben wir hervor das im byzantinischen Stile aufgeführte Stortingsgebäude, die Universität, die Freimaurerloge und das National=Museum. In Letzterem ist jetzt das 1880 bei Sundefjord ausgegrabene, über tausend Jahre alte „Wikingerschiff" aufgestellt. Dann das reizende Lustschloß „Oskarshall", einer der beliebtesten Ausflugsorte. Neben den Genüssen, die uns hier die in ihrem herrlichsten Sommerschmucke prangende Natur bietet, haben wir Gelegenheit, uns mit Norwegens alter Geschichte und seinem Volksleben, die Meißel und Pinsel von hervorragenden Künstlern des Landes, deren Namen auch im Auslande rühmlichst bekannt sind, — wir nennen nur die Maler „Tiedemand" und „Gude" — dargestellt haben, bekannt zu machen.

Eine Tour nach „Frognesäteren", dem Glanzpunkte in der Umgebung der Stadt, möge Niemand vorzunehmen unterlassen. Bereits vom Balkon des daselbst belegenen Gebäudes aus bietet sich uns eine weite, prächtige Aussicht über die Stadt, das Thal und den mit zahlreichen, in frischem Grün prangenden Inseln angefüllten Fjord. Den Berg weiter besteigend, kommen wir zur „Tryvands=Höhe", 548 Meter über dem Meere, und finden daselbst auf dem 25 Meter hohen Thurme ein Panorama um uns ausgebreitet, von dem wir einen unvergeßlichen Eindruck mitnehmen. Wir überschauen einen großen Theil des südlichen Norwegens; unser Blick schweift im Süden bis zum offenen Meere, im Osten bis nach Schweden; im Norden breiten sich vor ihm wilde, bergige Waldgegenden aus, und im Westen reicht er bis zu den hohen Bergen „Telemarkens" und dem „Hatting=Thale". Unter den Bergen erheben sich stolz die Schneegipfel des „Norrfjeld" (1510 Meter hoch) und „Gausta" (1890 Meter hoch). Ungefähr zehn Kilometer östlicher liegt „Sarasbraaten", ein besonders an Sonntagen von den Einwohnern Christianias vielbesuchter Zufluchtsort, um hier in der freien Natur sich der erfrischenden Wald= und Bergluft zu erfreuen. Für diejenigen,

deren Zeit es nicht erlaubt, weitausgedehnte Touren in Norwegen vorzunehmen, doch ein paar Tage daran wenden wollen, um in noch höherem Grade als bisher Bekanntschaft mit einigen der schönsten Gegenden des Landes zu machen, sind folgende Eisenbahnausflüge zu empfehlen; nämlich: Nach Drammen-Kongsberg-Lubrafos (resp. mit einem Abstecher nach dem St. Olafs-Bade zu Modum auf dem Wege nach Drammen, wozu nur zwei Stunden von Christiania erforderlich sind, die aber während der Fahrt mit entzückenden Aussichten von der Bahn aus über Liedalen und die Drammen-Elf ausgefüllt werden), Hönefos und Krogkleven. Von sämmtlichen obengenannten Plätzen können auch Exkursionen nach einer Menge durch Naturschönheit sich auszeichnender Stellen, oder in anderer Beziehung interessanter Orte vorgenommen werden. Die erforderliche nähere Auskunft über den zu wählenden Weg erhält man bereitwilligst von den Hotelwirthen.

Die große Extra-Tour nach Nordlanden mit seinem **Nord-Kap** ausführlich zu beschreiben und würdig zu schildern, dazu haben wir hier weder Raum genug noch vermag unsere Feder dieser Aufgabe im vollen Umfange gerecht zu werden. Wir können es daher nur versuchen, sie in allgemeinen Umrissen zu zeigen; empfehlen sie aber allen denen, die von den Schrecknissen der Seekrankheit nicht zu sehr geplagt werden, und die sich nicht fürchten, auch einmal in Sturm und Braus das Meer zu befahren. In den nördlichen Gewässern ist die See aber nur selten unruhig. Man macht diese Reise so, daß zuerst die Eisenbahn bis Drontheim benutzt wird und von da ab der Dampfer, der an der norwegischen Küste entlang fährt, verschiedene Hafenplätze anläuft, so auch Hammerfest, und die Tour hin und zurück macht. An Bord des seetüchtigen Dampfschiffes ist man gut aufgehoben, man erfreut sich einer freundlichen, aufmerksamen Begegnung seitens des Kapitäns und der Besatzung und die Beköstigung läßt Nichts zu wünschen übrig. Wir begegnen auf ihm Repräsentanten aller Nationen, und bald bildet sich mit ihnen ein vertraulicher Verkehr heraus. Die Formationen „Nordlands“ treten in eigenthümlichen kolossalen Verhältnissen gegeneinander auf. Zwischen den seit Urzeiten unverändert gebliebenen Bergesrücken birgt es einen unendlichen Naturreichthum. Es hat eine Sonne und eine Sonnenpracht, deren Tag nicht blos zwölf Stunden währt. Es hat einen Tag von ununterbrochener dreimonatlicher Dauer, dagegen wiederum eine Nacht mit Dunkel und Schrecken neun Monate lang. Es findet sich dort Liebliches und Furchterregendes ohne irgend welchen Uebergang auf halbem Wege von einem Extrem in das andere. Alles ist wie geschaffen für die Phantasie, den Zufall und für Abenteuer! Wie schön und herrlich auch Christiania belegen ist, und wie hohe Genüsse uns seine Umgebungen bereitet haben mögen, besucht sie ein Bewohner des Nordlandes, ein „Nordmand“, dann wird er sich daselbst vorkommen wie Gulliver in Liliput. Ein Sturm im Christianiafjörd, möge er noch so heftig toben, wird ihm gleich einem Präludium erscheinen zu dem wilden Gebrause, das er gewohnt ist, zu hören. Im Nordlande kommt der Sturm urplötzlich herabgesaust von den Fjellen und das Eismeer wälzt viele Faden tiefe Wogen heran, die die Scheeren und Landzungen unter ihrem Schaum begraben. Wer ihn einmal gesehen, den „Hästman“ (den Reiter, eine circa 1700 Fuß hohe Klippe) bei einem Unwetter, um die Schultern den flatternden Mantel, gen Süden reitend; wer außer des Riesen Majestät auch noch des Pferdes Kopf, Ohren, Hals, Trense und die mächtige Brust gesehen hat, dem werden die Sagen von den Spukgestalten, die die neun Monate währende Nacht bevölkern sollen, und von denen uns die an Bord befindlichen Angehörigen dieses Landes gerne erzählen, erklärlich sein; und er wird sich nicht darüber wundern, daß der Glaube an böse Geister, die die Luft erfüllen und das Meer beherrschen, noch vielfach das Gemüth der Bevölkerung erfüllt. Wir lauschen ihnen gerne diesen Berichten, während wir bei unserer Nordlandsfahrt auf spiegelblanker Fluth dahinziehen in Sommerwärme und Farbenpracht, in so klarer, durchsichtiger Luft, daß zehn bis zwölf Meilen entfernte Gegenstände quer über das Meer bis auf Gehörsweite zu uns heranschweben. Wir erblicken die Felsen bis hoch hinauf zu den äußersten Spitzen bekleidet mit braungrünem Grase, ja den „Lofoden“ bis zur Höhe von 2000 Fuß. Da schlingen sich durch Klüfte und über Abhänge die grünlockigen Zwergbirken, daß sie aussehen, wie weißgekleidete Mädchen, die mit Kränzen in den Haaren im Reihentanze dahinschweben.*) Giebt es eine Heimath für eine wunderschöne Idylle, so liegt sie in Nordlands Fjorden während der Sommermonate. Es ist, als küßte die Sonne um soviel inniger die Natur, weil sie weiß, daß die Stunde des Zusammenseins von so kurzer Dauer ist; sie will vergessen, daß die Scheidestunde so bald, ach nur zu bald schlägt. Sie schmückt die Erde wie mit

*) So spricht der „Nordmand“ Jonas Lie.

einem Zauberschlage, überzieht sie mit grünen Matten und überschüttet sie mit tausendfältigem Blumenschmucke. Erdbeeren und Himbeeren umsäumen jeden Bach, jede Hecke, jeden Hügel, und das Meer ist roth besäet von Moosbeeren, weithin die Luft mit einem Dufte, so köstlich, wie ihn nur die nordische Sonne zu zeitigen vermag, erfüllend. Auf den Abhängen grasen Pferde und Schafe, und herab von den Fjellen sehen wir den Lappländer seine Rennthier-Heerden treiben. Es ist Sommer in Nordland, Sommerfriede herrscht in jeder Hütte; der Fischer weilt daheim bei den Seinen und bessert die Netze aus vom letzten Winterfischzuge. Ja Nordlands Sommer mit seiner idyllischen Naturfreude und seinem Frieden ist so schön, wie vielleicht kein anderer Sommer in der Welt!

VI.

Fußwanderungen in Norwegen.

Gleichwie in der Schweiz die Gipfel der Alpenriesen das Ziel rüstiger Bergsteiger bilden, so sind auch in den letzten Jahren die schneebedeckten Fjelle Norwegens das Ziel der Fußwanderer in diesem Lande geworden. Eine bedeutende Erleichterung haben diese nun durch den im Jahre 1868 zu Christiania gebildeten Touristen-Verein gefunden. Dieser hat sich zur Aufgabe gemacht, das Touristenleben in Norwegen nach allen Seiten hin zu wecken und zu erleichtern, so hat er Wege nach den sehenswerthesten Plätzen angelegt, Wasserfälle u. s. w. zugänglich gemacht, auf den Fjellen Hütten errichtet, in denen die Reisenden eine Herberge finden und dergleichen mehr. Gegen einen Jahresbeitrag von vier Kronen kann Jeder Mitglied des Vereins werden und sich dadurch der Vortheile, die dieser seinen Mitgliedern bietet, theilhaftig machen. Zur Erleichterung des Eintritts in den Verein ist die Anordnung getroffen, daß man sich in den meisten Hotels und auf den Dampfschiffen in denselben einschreiben lassen kann.

VII.

Christiania-Kongsvingar-Kil-Falun.

Auf der Reise per Eisenbahn von Christiania mit der Richtung nach Falun haben wir eine Menge entzückender Aussichten. — Haben wir die Grenzstation zwischen Norwegen und Schweden, Charlottenberg, erreicht, so ist die Rundreise in Norwegen beendet. Es bringt uns nun der Zug bald darauf nach Kil, in der schwedischen Provinz „Wermland“, von der die Dichter singen „Wermeland du sköna, du herliga land, Du krona bland Svea rikes länder!“ .... Hier kreuzt sich die Bergslagernas-Bahn mit der Staatsbahn. Wir haben nun die Wahl entweder mit unseren Rundreisebilletten die Fahrt auf der Staatsbahn direkt bis Stockholm zu machen, oder vermittelst der Bergslagernas-Bahn einen Umweg zu wählen, (was jedenfalls vorzuziehen ist), der uns zuerst durch die, sowohl wegen der sich an sie knüpfenden historischen Erinnerungen, wie wegen ihrer vielfachen herrlichen Naturscenerien berühmte Landschaft **„Dalekarlien“** führt. — Man kann von Kil auch zuvor einen Ausflug mit einem Dampfer über den romantischen See „Fryken“ machen. — Während wir die Reise mit der Bergslagernas-Bahn fortsetzen, zeigen sich uns beim Passiren der „Klarelf“ viele schöne Punkte, worauf es durch eine waldige und wilde Landschaft eine Zeit lang weiter geht, bis zur Station „Ställdalen“, (wo wir die Frövika-Ludvika-Bahn antreffen) und so weiter zur Station „Grängesberg“, neben welcher eines der größten Grubenfelder der Welt belegen ist. — Die an herrlichen Waldpartien bisher so reiche Fahrt geht so weiter bis nach „Ludvika“ (mit gutem Hotel). Hier bieten sich uns lohnende Ausflüge. Der per Dampfer auf dem See „Wesman“, der einen Tag erfordert, und ferner mit der Wesman-Barken-Bahn nach „Smedjebacken“ und von dort per Dampfer durch den an Naturschönheiten reichen „Strömsholm-Kanal“ nach „Strömsholm“ (Königl. Stuterei) und über den vielbesungenen „Mälarsee“ nach Stockholm. Diese Tour erfordert einen Tag und eine Nacht. Der direkte Weg von „Ludvika“ führt nach **„Borlänge“** und „Domnarfvet“, zwei nahe bei einander belegenen Stationen mit gutem Hotel. — Nahe denselben liegt an der „Dalelf“, die hier mit ihren stattlichen Wasserfällen einen prächtigen Anblick gewährt, das größte Eisengrubenwerk Schwedens „Domnarfvet“. Von hier führt eine berühmte Touristenstraße nach der Perle Dalekarliens,

dem See „Siljan", der uns Naturbilder von entzückender Schönheit bietet, die belebt von den kräftigen Gestalten des berühmten Volkes der Dalekarlier in seiner National-Tracht, uns an längst vergangene Zeiten erinnern. Man beginnt diese Tour damit, daß man die 3 Kilometer bis zur „Dalelf" mit der Diligence fährt, dann das Dampfschiff für 1½stündige Fahrt, bis zur „Gagnelf" benutzt und sich dann entweder wieder per Diligence oder zu Fuß nach dem 2 Kilometer weiter ab belegenen „Grada Falle" begiebt. — Von hier wird der Ausflug wieder mit einem Dampfer bis „Leksand" und darauf über den See „Siljan" bis „Mora" fortgesetzt. (In Leksand und Mora finden wir gute Hotels und auf den Dampfschiffen beste Verpflegung) — Von Leksand wäre ein Ausflug nach „Rättvik" zu empfehlen, es bieten sich uns bei diesem die herrlichsten Partien des Nordens. — Entweder in Leksand oder in Mora sollte man einen Sonntag zubringen, man hat dann Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit den Dalekarliern in ihrer Eigenart zu machen. Sie kommen da, gekleidet in ihren malerischen National-Sonntagsstaat, aus allen Richtungen hervor aus Buchten und aus weiten Fernen des Sees in ihren großen sog. Kirchenbooten, die 40 bis 50 Personen fassen, angefahren und versammeln sich am Ufer desselben nahe der Kirche, die sie dann gemeinschaftlich zum Gottesdienste betreten. Es ist ein stimmungsvoll, wunderbar liebliches Bild, an das wir uns oft und gerne erinnern werden.

Wer den Beschwerlichkeiten einer langen Reise zu Lande, auf schlechten Wegen und mit unbequemen Nachtherbergen trotzen will, der wird es nicht bereuen einen Besuch in dem hoch oben, umgeben von wilder Felsennatur belegenen „Särna", wo hoch über säuselnden Wäldern, brausenden Elfven und blauenden Seen der gewaltige „Städjan"-Fall thront, gemacht zu haben. Bei solchen Fahrten ist es aber gerathen, sich mit einem reichlich gefüllten Proviantkorbe zu versehen.

Von „Borlänge" geht der Zug nach der Station „Arnäs", belegen in der Nähe des herrlichen Sees „Runn". Eine kurze Strecke von dieser Station finden wir die geschichtlich berühmte Bauernhütte „Arnäs stugan", in der Gustav Wasa, als er vor 360 Jahren von den Dänen verfolgt wurde, sich eine Zeit lang versteckt hielt. Mit welchem Interesse haben wir in unserer Jugend nicht den Berichten von den Leiden und Heldenthaten dieses großen Königs gelauscht. Das Betreten dieser, vom Staate in ihrem ursprünglichen Zustande unterhaltenen Hütte, das den Reisenden gestattet ist, wird uns darum auch eine um so größere Freude gewähren. Wir können ja zu demselben Fenster hinausblicken, aus dem Gustav sich auf den Heuwagen schwang, um seinen Verfolgern zu entschlüpfen. Die Hütte hat eine herrliche Lage auf einer in den See hinausragenden Landzunge. Von Arnäs kommen wir nach Falun, der Hauptstadt der Provinz Dalekarlien (gutes Hotel). Bei ihr liegen die weltberühmten Falun-Kupferbergwerke, deren Alter hinaufreicht in die graue Vorzeit, in die Tage der Sagen.

Obwohl das Hinabsteigen in die Gruben etwas beschwerlich, so ist es doch gefahrlos und gewährt reichlichen Ersatz für die gehabte Mühe. Fünf Kilometer entfernt von der Stadt liegt die Station „Korsnäs" an der Gefle-Dala-Eisenbahn. Hier verabeiten große Sägemühlen, die durch Dampf getrieben werden, einen großen Theil der gewaltigen Wälder Dalekarliens zu Planken und Brettern. Die Station selbst, sehr schön gelegen an dem Ausflusse des Svärdsjö-Flusses in den See Runn, ist eine der größten Güter-Eisenbahnstationen in Schweden.

Von Falun setzen wir nun unsere Reise mit den Rundreisebilletten auf der Gefle-Dala-Eisenbahn bis „Storvik" und von hier auf der Staatsbahn bis zur Station „Krylbo", fort. Da indessen dieser Weg des Interessanten weniger bietet, rathen wir mit einem Extra-Eisenbahnbillette von Falun die Tour zurück nach Borlänge, und von dort auf der 66 Kilometer langen Södra-Darlarnas-Eisenbahn, die jetzt vollendet sein dürfte, und durch eine an Naturschönheiten außerordentliche reiche Gegend geht, nach Krylbo zu machen. Diese Bahn fährt durch die volkreichste Gegend Dalekarliens, berührt unter anderen die bedeutenden Grubenfelder bei Bispberg und die Städte „Hedemora" und „Säter". 1³/₈ Kilometer von Krylbo und mit diesem durch eine kleine Eisenbahn verbunden liegt „Avesta" mit großen Hüttenwerken für Stangeneisen, Bessemer-Stahl und vorzügliche Eisenbleche, für die ein ausgezeichneter Wasserfall die Triebkraft liefert.

Von Krylbo benutzen wir nun wieder unsere Rundreisebillette zur Weiterreise auf der Staats-Bahn nach Sala, bei dem des Reiches größte Silbergrube belegen ist, und nach „Upsala", das in seiner Eigenschaft als kirchliche Residenz- und Universitäts-stadt sehr viel Betrachtenswerthes bietet. Unter den Gebäuden nennen wir vor

Allem die Domkirche, Schwedens größte und schönste Kathedrale, in gothischem Stil aufgeführt. Dann den in historischer Beziehung wichtigsten Punkt in, oder vielmehr bei Upsala „Gamla Upsala“ (das alte Upsala). Dort möge man nicht unterlassen auf den Riesengrabhügeln Thors und Freys „dricka mjöd ur horn!“ (Meth aus dem Horn zu trinken). Höchst sehenswerth ist ferner die Bibliothek mit ihren reichen Schätzen. — In Upsala wird uns der weltbekannte Studentengesang erfreuen, hier haben wir Gelegenheit die melodischen schwedischen Nationallieder im herrlichen Quartett-Gesange erklingen zu hören. Von Upsala kann man auch die Reise mit dem Dampfschiffe auf dem wunderschönen Mälarsee mit seinen tausenden grünbekleideten Holmen fortsetzen; mit der Eisenbahn haben wir nur noch eine 2½ stündige Fahrt und unser Zug rollt hinein in die Hauptstadt Schwedens, mit der sich nur Neapel und Constantinopel an Schönheit messen können.

VIII.

Stockholm und seine näheren Umgebungen.

Angelangt auf dem Centralbahnhofe, begeben wir uns nach einem der prachtvollen Hotels „Grand Hotel“, „Hotel Rydberg“, „Kung Karl“, „Kung Karl Annex“; auch Hotel d'Angleterre, Skandia, Suède und Germania 2c.

Die herrliche Lage Stockholms, besonders im Hochsommer, wo sie so recht zur Geltung kommt, zu schildern, ist schwer, man wird unwillkürlich an den bekannten, für Neapel geltenden Ausspruch: Vide Napoli u. s. w., erinnert.

Auch die lebhafteste Phantasie kann sich kaum eine Vorstellung, die einigermaßen der Wirklichkeit entspricht, von der wundervollen Lage desselben machen. Stockholm steht in dieser Hinsicht weder hinter Neapel noch Constantinopel zurück! Es sind poesievolle Bilder, die es umgeben. — Auf dem höchsten, in der Stadt belegenen Punkte, dem Mosebacke, breitet sich ein prächtiges Panorama vor unseren Blicken aus. Das königliche Schloß, von Tessin erbaut, liegt auf einer dominirenden Anhöhe und zeigt sich fast in jedem Theile der Stadt in seiner Großartigkeit. Der Styl desselben ist rein, einfach und imponirend. Der nordwestlichen Façade desselben gegenüber liegt der schöne „Gustav Adolph-Markt,“ nach dem Helden von Lützen so genannt! Nach rechts hin blicken wir weit hinaus über die blinkenden Wogen der Ostsee mit ihren zahlreichen Seglern, und an unserer linken Seite breitet sich der friedlich lächelnde, wundervolle Mälarsee mit seinen Inseln, Landzungen, Buchten und Holmen aus, während vor uns auf der großartigen, aus Granitquadern gebauten Brücke, der „Norrbro“ sich ein lebhaftes Hin- und Herwogen von geschäftigen oder promenirenden Menschen zeigt. An der einen Seite dieser Brücke liegt in gleicher Höhe mit den brausenden Fluthen des Norrstromes, der den Mälarsee mit der Ostsee verbindet, ein kleiner, reizender, außerordentlich viel besuchter Lustgarten, der sogenannte „Strömparterr“. Schwedens größter Dichter „Tegnér“, sagt von diesem Ort:

> „Hier ist der Mittelpunkt der schwedischen Intelligenz, wo sich ihre ganze, glühende Geschichte abspiegelt in dem Strome und dem Abendroth!“

Nur schwer wendet man sich ab von diesem entzückenden und eigenen Schauspiel, daß uns das Land und die waldgeschmückten Inseln mit ihren Palästen, Kirchen, Villen und Hütten sich in azurblauen Fluthen spiegelnd zeigt.

Wenige Minuten entfernt vom Schlosse liegt Schwedens Westminster „die Riddarholms-Kirche“, ihrer edlen Rivalin in London aber darin ungleich, daß sie jetzt nur noch als Mausoleum dient. Es ruhen in ihr die Könige der Nation. Ueber ihrer Ruhestätte schweben die abgenutzten und zerfetzten Fahnen, mit denen ihre Heere in den Kampf zogen und die sie heimführten aus stolzen Siegen und Niederlagen, welche die Weltgeschichte rühmend verzeichnet hat.

In einem Grabgewölbe sehen wir einen Sarkophag aus italienischem Marmor, in ihm wird der Staub des heldengroßen und ritterlichen Königs Gustav Adolph II. aufbewahrt!

Man besuche die königl. Bibliothek, das ethnographische Museum, die nördliche Elementar-Lehranstalt, das National-Museum und vergesse auch nicht sich die Sammlungen anzusehen, die Professor Nordenskjöld von der Entdeckungsreise der Nordostpassage heimgeführt hat; man hat ihnen den Namen des Schiffes, also „Vega-Sammlungen“ gegeben.

Parkanlagen innerhalb der Stadt, sowie Vergnügungsorte sind reichlich vorhanden. Da sind „Kungsträdgarden mit dem „Café Blanche“, „Berzelii Park“ mit

„Berns Salon" und die bereits genannte „Strömparterren" und „Mosebacke". Der Stolz der Stockholmer aber ist „Djurgarden" (Thiergarten, aber ohne Vierfüßler). Nach ihm wallfahrtet man zu Wagen und zu Wasser, und zwar mit kleinen Dampfern hauptsächlich vom Stromparterre aus. Die Hauptanziehungskraft übt die, wegen ihrer herrlichen Lage, ihrer lukullischen Bewirthung und exakten Bedienung weltberühmte Restauration „Hasselbacken".

Unter den alten, prächtigen Eichen, die mit anderen Laubbäumen und Nadelhölzern abwechseln, ist es lauschig und behaglich; dazu gewährt es reizende Ausblicke, wenn man, wo Lichtungen sind, das Meer durchblinken und die Dampfer mit ihren leuchtenden Flaggen flüchtig vorüberziehen sieht. Viele schöne Villen und andere Privatbesitzungen liegen in ihm, zu denen der Zutritt niemals durch Gitter oder Verbote abgesperrt ist.

Abends kehren, leise auf dem spiegelblanken Wasser dahinziehend die Dampfer, überladen mit befriedigten Lustfahrern heim zur Stadt. In ihr hat nun ein munteres Leben begonnen. Die zahlreichen Vergnügungsorte sind überfüllt von frohen lebenslustigen Leuten, die in ihrem heiteren Sinn eine Herzlichkeit an den Tag legen, die uns übertrieben erscheinen würde, wenn sie nicht so natürlich und aufrichtig wäre.

Wenn die Sonne, sich in warmen Farbentönen badend, langsam unter den Horizont sinkt und das Himmelsgewölbe die Landschaft mit seinem halbdurchsichtigen Schleier deckt, dann tragen zu uns aus nah und fern krystallisch reine Tonwellen die Klänge von vielstimmigen Orchestern. Die Luft ist erfüllt von Musik. Ein solcher Abend ist das alleinige Eigenthum des Nordens, und nur derjenige, der ihn mit erlebt hat, kann sich ein Idee von einer Nacht im Lande der „Mitternachtssonne" bilden.

IX.

Die Mitternachtssonne und die Mittsommernacht auf Avasaksa.

Haben wir es versucht, bei der norwegischen Reisebeschreibung den Glanzpunkt den die nordische Natur besitzt, aufzuweisen: „Nordland" zu schildern, so wollen wir es auch nicht unterlassen, der erhabenen Himmelserscheinung Erwähnung zu thun, deren Anblick dem, was Schweden uns geboten an Herrlichem und Entzückenden noch die Krone verleiht: — der Mitternachtssonne auf Avasaksa bei der nördlichsten Stadt Schedens, Haparanda. Strahlt der Glanz der Natur in „Nordlanden" wie das Leuchten der Brillanten in lichter Fassung, so sind es glühende Rubine, die am Himmel Norrlands (Die nördlichste Provinz Schwedens führt einen ähnlichen Namen wie die Norwegens, nämlich Norrland, während sie in Norwegen „Nordlanden" benannt ist) glühen. Nordland trägt die Edelsteine, wie im Frühlinge die Vögel ihr Hochzeitskleid, während der ganzen, seligen Zeit der Flitterwochen; Norrland schmückt sich mit ihnen nur in der Brautnacht des Himmels mit der Erde!

Wir würden es kaum wagen, diese Aufgabe zu lösen, läge uns nicht die Pflicht ob, den unsere Rundreisebillete benutzenden Touristen den Weg nach Norrland, Haparanda anzugeben. Es pilgern ihn so Viele, um in der Mittsommernacht, wo die Sonne dort wohl die Erde küßt, aber nicht untergeht, sich dieses unvergleichlichen Schauspiels zu erfreuen. — Man benutzt für diese Reise einen der vielen Dampfer, welche an der schwedischen Küste entlang bis nach der, am bottnischen Meerbusen belegenen nördlichsten Stadt Schwedens „Haparanda" fahren. Die Schiffe sind groß, elegant eingerichtet und die Beköstigung läßt trotz mäßiger Preise nichts zu wünschen übrig. Die Begegnung der Kapitäne und Offiziere ist, wie überall in Schweden, eine freundliche und zuvorkommende.

Gegenüber der Reise nach dem Nord-Kap, bei deren Antritt wir bereit sein mußten die dunklen Wogen des Weltmeeres zu prüfen, geht hier die Fahrt über die blauen Wellen einer freundlichen See. — Berichtete man uns dort Sagen von bösen Geistern, die das Meer bevölkern, so werden wir hier schon durch die Namen von Inseln und Buchten an die Heldenthaten des schwedischen Volkes zur See, die die Geschichte in ihr Buch eingetragen hat, erinnert. — Dort bergen sich die wenigen Städte in Buchten zwischen hohen Felsen, hier zeigen sich uns eine Menge nahe dem Meer an Flüssen mit freundlichen Ufern belegen, in deren Häfen von zahlreichen Masten die Flaggen vieler seefahrender Nationen wehen, von denen die Produkte des Landes, vornehmlich Bretter, nach allen Welttheilen getragen werden. Führt das nördliche

Schweden auch einen fast gleichen Namen mit dem nördlichen Norwegen, nämlich „Norrland“, so schöpft die Bevölkerung doch die Bedürfnisse für ihren Unterhalt und Erwerb aus ganz verschiedenen Quellen. — Der „Normand“ ringt mit dem Meere um die Herausgabe der Schätze in Sturm und Braus, stets das eigene Leben in die Schanze schlagend, während der „Norrländer“ ungefährdet mit der Axt in den Wald geht, die wehrlosen Bäume fällt, es dann dem Strome überläßt, die Stämme nach den Sägemühlen zu führen, und damit dasselbe erreicht hat, wie der Normand: seine und der Seinen Versorgung!

Von Haparanda hat man noch eine 75 Kilometer lange Wegestrecke nach dem Berge „Avasaksa“ zurückzulegen. Man macht sie per „Skjuts“ (Extrapost). Diese Reise muß so frühzeitig angetreten werden, daß man sich bequem zur Abendzeit des 23. Juni auf der Spitze des genannten Berges befindet. Zu ihm wallfahrten an diesem Tage Touristen aller Nationen, um dem erhebenden Schauspiele einer auch in der Mitternachtsstunde nicht untergehenden Sonne beizuwohnen. — Es beginnt, wenn in der zwölften Stunde die Johannisnacht ihren Zauberstab erhebt und dadurch auf der Erde und in der Luft die schlummernden Geister weckt. Da erscheinen und schweben heran, wie bekannt, vor begnadigten Augen, in Silberflor gehüllt, die Elfen; aus allen Ecken und Winkeln schlüpfen hervor Nixen und kleine Bergmännchen und der Hollunder schüttelt seine weißen, duftenden Locken, bestrickenden Zauber verbreitend. Die Blumen flüstern mit einander, sie umarmen und küssen sich! — Ja, auch in Schweden ist es „Mittsommernacht.“ Leise schwebt zu ihren Lieblingen, den Blumen, herab die Himmelskönigin, sie einmal zu küssen und wenn auch nur für wenige Augenblicke ans Herz zu drücken! Fast senkrecht, den kürzesten Weg wählend, senkt sie sich zu ihnen, schmückt aber, während sie sich mehr und mehr ihrem Ziele nähert, den ganzen, weiten Festsaal der Natur mit goldenem Lichte. Allüberall baden sich in ihm die Niederungen. Die sich um den Fuß des Berges gleich einem silbernen Bande windende „Tongoto-Elf“ läßt sie in wechselvollem Farbenspiel schimmern, und in der „Torno-Elf spiegelt sich ihr Antlitz. Im Westen beleuchtet sie den niedlichen schwedischen Ort „Tornea“ und dessen Kirche mit ihrem milden Lichte. Im Osten zeigen sich ebenso beleuchtet eine Menge finnischer Bauernhöfe, im Süden erblickt man die Thürme von sieben Kirchen, und der Grenzfluß zieht sich glitzernd dahin! Nur im Norden, weit drüben hinter dem nördlichen Polarkreise, erheben sich finstere, drohende Fjellriesen und versuchen mit ihren gen Süden geworfenen Schatten das Sonnenlicht zu bekämpfen; doch vergeblich!

Nun aber naht der bedeutungsvolle Augenblick. Es wird stiller und stiller um uns, ein Zittern geht durch die ganze Natur, ja selbst die Sonnenscheibe scheint zu erbeben. — Die Stunde des Kampfes um die Oberherrschaft zwischen Sonne und Nacht ist gekommen! — Umgebung, Gegenwart und Zukunft sind uns entrückt, unser ganzes Sein, Fühlen und Empfinden ist in dem einen, das ganze Herz füllenden Gefühle aufgegangen, das uns zur Demuth beugt und wohl dem Auge eine stille Thräne entlockt! Der letzte Ton, der das Ende der Mitternachtsstunde verkündete, ist verklungen und doch steht die Sonne da, gerade vor uns im Norden, unbesiegt, nicht in Nacht versunken! Nur leise hat sie mit ihren Lippen ihr Kind, die Erde, berührt, dabei kaum merklich am Rande des Himmelszeltes dahinschwebend, da schon wieder hebt sie sich, steigt auf zur Höhe in Glanz und Herrlichkeit und:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Feste verkündet seiner Hände Werk! —“

Nur eine Naturerscheinung giebt es, die dieser zwar ganz entgegengesetzt, aber ähnlich in überwältigender Wirkung ist, nämlich die der totalen Sonnenfinsterniß! Wer sie erlebt hat, dem schwebt das Bild der Corona, das Zeichen, daß das Licht der Sonne nicht für immer erloschen, im Herzen sein Leben lang. Wenn uns dort tiefe Wehmuth beschlich, als der letzte Strahl der Sonne erlosch und die Sterne am Himmel erschienen und dann ein namenloses Entzücken uns erfüllte und ein Jubelruf von Jung und Alt erschallte, als das wiedererscheinende Sonnenlicht gleichwie ein hell aufleuchtender glänzender Stern neuen Tag und neues Leben über die Erde ausgoß, eben so hoch beglückt fühlen wir uns, wenn die neue in der Mitternacht sich erhebende Sonne neue Wärme, neues Werden und Gedeihen über Gottes schöne Erde schüttet!

X.

Von Stockholm nach Motala auf dem Kanalwege.

Unser Rundreisebillet erlaubt uns nun entweder die Reise direkt mit der Staatsbahn nach Malmö fortzusetzen oder ein Dampfschiff für die Fahrt nach Motala zu benutzen und dort erst die Bahn wieder zur Weiterfahrt nach Malmö in Anspruch zu nehmen. Einem Jeden, der einen Tag zur Disposition übrig hat, rathen wir den Kanalweg zu wählen. Doch ehe man sich für Letztere entschließt, muß man sich erkundigen, wie die Züge von Motala nach Mjölby und umgekehrt an einander anschließen. Jetzt erst erhält man Gelegenheit, vollständig die Schönheiten des oft erwähnten, herrlichen Mälarsees kennen zu lernen, der in den klaren Sommernächten ganz besonders fesselnd ist. In demselben liegen an 1200 Inseln und an dessen Ufern, an Buchten und auf Holmen Hunderte von malerisch belegenen Schlössern, Herrensitzen und Villen. Den Mälarsee verlassend gleitet der Dampfer hinein in den schönen Kanal bei „Södertelje," der den Mälar- mit der Ostsee verbindet. Wenn wir den Kanal passirt haben, erblicken wir das stattliche Schloß „Hörningsholm" und kommen in die Meeresbucht „Slätbaken" an deren südlichem Strande eine Menge Herrensitze, und auf einer kleinen Insel in derselben die Ruinen des im Mittelalter sehr stark befestigten Schlosses „Stegeborg" liegen und fahren darauf weiter, über die See, bis zu den Schleusen bei „Mem," durch welche der Göta-Kanal in die Ostsee ausmündet. Nachdem unsere interessante Fahrt durch die Schleusen, an welchen auch die Stadt „Söderköping" mit einer berühmten Wasserheilanstalt liegt, beendet, kommen wir in den „Göta-Kanal," fahren über den „Roxen" und erreichen die Station „Norsholm," die gleichzeitig Station der Ostbahn ist, welche hier mittelst einer eisernen Brücke über den Motala-Strom geführt worden. Nachdem wir den Roxen passirt, kommen wir zur „Berg-Station." Da das Dampfschiff hier nicht weniger als fünfzehn Schleusen passiren muß und dazu mehrere Stunden gebraucht, ist uns Zeit genug geboten, um der „Wreta-Kirche" einen Besuch zu machen, die vor der Reformation ein berühmter Wallfahrtsort war und zu dem daselbst belegenen Benediktiner- späterhin Bernhardiner-Kloster gehörte. Wir nahen uns darauf dem „Borensee," dessen liebliche Ufer reizende Landschaftsbilder zeigen und an dessen südlichem Strande der Herrensitz „Ulfasa," einst Wohnsitz der heiligen Brigitta, liegt, bekannt durch den an ihn sich knüpfenden Namen „Sigrid die Schöne" die uns in dem, auch in Deutschland aufgeführtem Schauspiel „Die Hochzeit zu Ulfasa" vorgeführt wird. Während der weiter fortgesetzten Fahrt kommen wir wieder an eine Gruppe von fünf Schleusen, bei dem herrlichen „Borenshult." Die Aussicht ist hier von der obersten Schleuse aus besonders schön, die ganze Strecke zwischen dem See Boren und dem Wettersee (4 Kilometer) ist ein einziger, zusammenhängender, großer Park. Von Borenshult pflegen die Touristen die Strecke nach dem Orte Motala und den nahe bei diesem belegenen Motala-Werkstätten zu machen. Sie sind eine der größten Anlagen, die Schweden aufzuweisen hat, ihr Ruf ist weit verbreitet wegen der Produkte ihrer mechanischen Werkstätten, zu denen besonders eiserne Dampfschiffe gehören, und in neuerer Zeit haben sie noch einen besonderen Weltruf wegen ihres daselbst produzirten Bessemer Stahles erhalten.

XI.

Von Motala nach Malmö mit der Eisenbahn.

Mit Bedauern verlassen wir unseren lieben Dampfer, an dessen Bord neben den geistigen Genüssen auch unseren materiellen Bedürfnissen in jeder Weise befriedigend, ja ausgezeichnet Rechnung getragen worden ist, trotzdem unsere Reise-Kasse äußerst mäßig in Anspruch genommen wurde. Ist Dampfergelegenheit vorhanden, so kann man die Reise über den Wettersee nach dem wunderschön belegenen Jönköping, und von dort nach Näßjö per Bahn machen. In Näßjö treten die Rundreisebillets wieder in Kraft. Wir setzen nun die Reise nach Malmö fort. Auf dieser Tour treffen wir in „Näßjö," dem Vereinigungspunkte der östlichen und südlichen Stammbahn, wieder eine der in Schweden so vorzüglich geordneten Eisenbahn-Restaurationen, wo dem Reisenden die verschiedenen Mahlzeiten des Tages ebenso vortrefflich wie reichlich angerichtet servirt und für ein Billiges geboten werden. Von Näßjö geht es vorbei an Station auf Station. Wir passiren auch „Lund," Schwedens zweite Universitätsstadt mit seiner herrlichen Domkirche, unter welcher eine berühmte Krypta sich befindet,

und kommen bald darauf nach Malmö, der Hauptstadt des fruchtbarsten und südlichsten Theiles von Schweden. Die Stadt, belegen am Oeresund, gewährt ein Bild regen Lebens und Treibens. Unter den vielen guten Hotels heben wir besonders hervor, „Kramers Hotel", „Hotel Suède" und Hotel „Gustav Adolph."

Malmö ist unter Anderem bekannt wegen der Fabrikation vorzüglicher Handschuhe; diese „Gants suédois" sind sehr beliebt in der Damenwelt und werden von den Touristen, da sie gleichzeitig auch billig sind, viel zu willkommenen Geschenken und auch als ein letztes Erinnerungszeichen an die Rundreise in Schweden gekauft.

XII.
Copenhagen.

Zu der Ueberfahrt nach Copenhagen durch unser Rundreisebillet berechtigt, besteigen wir einen der großen, schnellfahrenden und äußerst elegant eingerichteten „Oeresund"-Dampfer. Nun genießen wir wieder einmal die klare, frische Seeluft und erfreuen uns an dem Anblick, den uns Tausende von Segelbooten, Schiffen und Dampfern, die sich in allen Richtungen kreuzen, bieten. Nahen wir dann nach kurzer Fahrt dem lachenden Strande Dänemarks und steigt mit ihren stattlichen Thürmen die dänische Residenz aus dem Meere auf, so haben wir ein großartiges, seltenes Bild vor uns. „Copenhagen," das Athen des Nordens genannt, zählt 225000 Einwohner. Es ist mit Hotels und Restaurants natürlich großstädtisch und mit zeitgemäßem Comfort reichlich versehen. Wir nennen „Hotel d'Angleterre," „Grand Hotel," „Hotel Royal," „Phönix" und „Kongen af Danmark." Das Leben in dem heiteren, fröhlichen Copenhagen läßt sich mit dem in der Kaiserstadt „an der schönen, blauen Donau" vergleichen und zeigt sich so recht bei Spaziergängen in der Oestergade, dem Kulminationspunkt rasch pulsirenden Lebens. Durch ein Netz von Pferde-Eisenbahnen ist für eine leichte Kommunikation nach verschiedenen Richtungen hin gesorgt. Unter den Vergnügungsorten nimmt das weltbekannte „Tivoli" den ersten Platz ein.

Die bedeutendsten Schlösser sind „Amalienborg", „Christiansborg" mit seiner reichen Bildergalerie und „Rosenborg" mit seinem schmucken „have" (Park) und seinen interessanten historischen Schätzen und Sammlungen. Unter den übrigen reichen, unübertroffenen Sammlungen, die Copenhagen besitzt, steht obenan **„Thorwaldsen's Museum"** mit allen Arbeiten des großen Meisters, die Frauenkirche, ferner nennen wir das „altnordische Museum", das reiche „ethnographische Museum" sowie den „runden Thurm". Ausflüge bietet uns Copenhagen eine Menge, wie solche nur wenig Hauptstädte aufzuweisen haben. Niemand darf es unterlassen, „Fredriksberg" mit seinem Parke voller mächtiger Linden, seinem Schlosse und zoologischen Garten, ferner „Dyrehaven" seinen großen Buchen- und Eichenwald, in dem ein schöner Punkt, das auf einer Anhöhe belegene Jagdschloß „Eremitaget" ist, zu besuchen. Zu vergessen sind auch nicht Klampenborg, ein viel-, besonders auch von deutschen Gästen, besuchter Badeort, und Skovsborg. Von diesen Punkten hat man die entzückendste Aussicht über den Oeresund bis hinüber nach Schweden.

Haben wir dann all' das Schöne, das um Copenhagen mit dem oben Angeführten noch unendlich mehr bietet, voll und ganz genossen, so kommt die schwere Stunde des Abschiedes, des Scheidens vom Norden. Unser Weg führt dem Ausgangspunkte unserer Rundreise wieder entgegen.

Wir können Morgens und Abends mit der Bahn nach Korsör abfahren, von wo uns direkte Dampfschiffe sofort nach Kiel weiterbringen und der Hamburger Zug sich anschließt.

Obwohl wir es versucht haben, mit dieser kleinen Brochüre die Aufmerksamkeit des reisenden Publikums auf die nordischen Lande hinzulenken, so konnten wir in ihr doch nur auf das Sehenswertheste hinweisen und in allgemeinen Zügen den Charakter dieser Länder schildern; wir erlauben uns daher anzurathen, daß man sich für die Rundreise mit einem ausführlichen Führer, wie es Yngver Nielsens „Dänemark, Schweden und Norwegen" und Bädeker ist, ausrüste.